Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Neunundachtzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1914

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 3. Oktober 1914.

An die Franzosen.

Verdun.

Deutschlands tausendjähriges Jubiläum: so nannte, in einem Brief an den General Thile, Friedrich Wilhelm der Vierte im März 1843 den Augusttag, der das tausendste Lebensjahr des Viriduner Vertrages beginnen werde. Des Vertrages, der das Weltreich Karls des Großen in drei Theile spaltete. Karls schwacher Sohn Ludwig, der sich gern zwar mit imperatorischer Geberde spreizt, nur auf der Jagd aber, beim Fischfang und im Buhlbett männlichem Glücksgefühl nah ist und die Hauptbezirke des Staatsgeschäftes der Priesterschaft überläßt, hat 817 mit dem Reichstag ein Hausgesetz beschlossen, das Lothar, seinem Aeltesten, den Kaiserreif und die Würde des Mitregenten gewährt, die jüngeren Söhne, Ludwig und Pippin, zu Königen von Bayern und Aquitanien ernennt, doch verpflichtet, auf dem weiten Gebiet des Heerwesens und der internationalen Politik auch dem künftigen Kaiser, ihrem Bruder, unterthan zu bleiben. Dieser Beschluß sollte die Einheit des karlingischen Weltreiches wahren und ihm die Stoßgewalt und die innere Kraft sichern, die es im Kampf gegen Byzanz und gegen den Islam, als Schirmer und Künder christlicher Sittlichkeit, braucht. Das Hausgesetz ist kaum ein Jahr alt: da stirbt die Kaiserin Irmgard; und bald danach führt Ludwig die schöne Judith, des Alamannengrafen Welf Tochter, als Kaiserin in die Pfalz. Soll der Knabe, den sie 823 ihrem Herrn gebar, darben, weil den Söhnen Irmgards alle Reichstheile zugesagt sind? Die kluge und machtsüchtige Welfin, die des Kaisers Sinne be-

herrscht, erstrebt und erlangt den Bruch des Hausgesetzes. Ihrem Karl wird Alamannien sammt dem Elsaß, Rätien und den welschen Stücken der Schweiz vorbehalten. Im Sommer 840 stirbt Ludwig; Pippin überlebt ihn nicht lange. Als die drei Thronerben des Haders müde sind, eint sich ihr Wille zur Theilung des Universalreiches. Lothar nimmt Burgund, die Provence, Italien; Karl West-, Ludwig Ostfranken. Doch das im Vertrag von Verdun abgegrenzte Ostfrankenreich umschloß nicht etwa alle deutschen Stämme; die Hälfte der echten Franken, alle Friesen und die elsässischen Alamannen blieben draußen. Nach dem Tod Lothars des Zweiten entbrennt zwischen den Ohmen, dem Westfrankenkönig Karl (dem Kahlen) und dem Ostfrankenkönig Ludwig (dem Deutschen) der Streit um das Erbe, das von Franken und Friesen bewohnte Lotharingien. Karl läßt sich in Metz als den Lothringerkönig krönen; wird aber von Ludwig gezwungen, das erraffte Land mit ihm (im Vertrag von Mersen, der, 870, das Verdunois den Ostfranken giebt) zu theilen. Nach Ludwigs Tod versucht Judiths Sohn Karl noch einmal, der Brut Irmgards den Erbtheil abzujagen. Sein Neffe Ludwig (der Jüngere) schlägt ihn am ersten Oktober 876 bei Andernach und fügt in den folgenden Jahren die in den Verträgen von Verdun und Mersen ausgeschlossenen Theile Lothringens ins Ostfrankenreich ein. Dessen Westgrenze ist nun nicht mehr der Rhein, sondern die Maas; Nordburgund, Brabant und Stücke von Flandern gehören ihm an. Die Geburturkunde des Deutschen Reiches durfte man also den Viriduner Vertrag niemals nennen. Dennoch leitete den festfrohen Friedrich Wilhelm ein löbliches (unsicher nach Erkenntniß tastendes) Gefühl, da er den Jubiläumstag durch die Stiftung eines Preises für Werke aus der vaterländischen Geschichte feierte. Um die Möglichkeit der Auszeichnung von Künstlern, Forschern, Denkern zu schaffen, deren Brust bisher höchstens, wie des greisen Jakob Grimm, mit dem Kreuz der französischen Ehrenlegion geschmückt wurde, hat er 1842 dem Kriegerorden Pour Le Mérite (so heißt er, leider, noch heute) die Friedensklasse angereiht, die dreißig deutsche, dreißig fremde Führer des Geistesheeres ins Ritterrecht zuläßt. Nun folgt der Verdun-Preis (der Heinrich von Treitschke, dem großen Dichter preußisch-deutscher Geschichte, vor zwanzig Jahren geweigert wurde). Der König träumt sich ins Morgenroth eines froh beseelten, zu

jedem Ringen muthigen Deutschlands. Er erlaubt dem lange gevehmten Teutonen Maßmann, die Hörer der berliner Hochschule ins Dunkel seiner Germanistenlehre zu locken und auf seinem Turnplatz, in der Hasenhaide, eine Verdunfeier zu rüsten. Maßmanns Freund Bandel darf für seinen Plan zu einem teutoburger Hermann-Denkmal öffentlich werben: und bewirkt, daß ein italischer Dichter die Landsmannschaft aufruft, den Gipfel des Mont Cenis mit einem Steinbild des Marius zu krönen, der dräuend sein Schwert schwingt und der Germanenhorde zuheischt: „Zurück, Barbaren!" Der Lärm des Jahrtausendfestes weckt im Volksgemüth keinen Widerhall. Haben die tausend Jahre den Deutschen denn Glück beschert, gar das herrlichste nationalen Einheitempfindens? Worte verklingen. Deutschland hat allzu viele gehört. Nun harrt es der That.

Der Westfälische Friede hat dem alten Reich mit Metz und Toul auch Verdun geraubt. Im Sommer des Jahres 1792 sieht Goethe die von Sebastien Le Prêtre de Vauban, dem Ingenieur und Marschall Ludwigs des Vierzehnten, befestigte Stadt. Er ist, ohne Amt, als Natur- und Kulturforscher, im Gefolge seines Herzogs Karl August, der preußischer General ist und die halberstädter Kürassiere führt, in den Krieg wider die Jakobinerheere mitgegangen und schreibt über die „Campagne in Frankreich" (die bald der Herzog von Braunschweig, der damals noch „berühmte Feldherr", bald der Preußenkönig Friedrich Wilhelm der Zweite zu leiten scheint) allerlei heute noch Merkwürdiges in sein Tagebuch. Ueber Trier kommt er nach Luxemburg und plaudert mit einem Postmeister. „Er ließ mich die Unbilden bedenken, welche die Preußen von Wetter und Weg über Koblenz und Trier erlitten, und machte eine schauderhafte Beschreibung, wie ich das Lager in der Gegend von Longwy finden würde. Zuletzt suchte er mich aufmerksam zu machen, wie die Preußen beim Einmarsch ruhige und schuldlose Dörfer geplündert, es sei nun durch die Truppen geschehen oder durch Packknechte und Nachzügler; zum Schein habe mans bestraft, aber die Menschen im Innersten gegen sich aufgebracht. Da mußte mir denn jener General des Dreißigjährigen Krieges einfallen, welcher, als man sich über das feindsälige Betragen seiner Truppen in Freundes Land höchlich beschwerte, die Antwort gab: ‚Ich kann meine Armee nicht im Sack transportiren.' Ueberhaupt aber konnte ich bemerken, daß unser Rücken

nicht sehr gesichert sei.“ (Schon damals, in Grevenmachern: die bösen Preußen; obwohl auch Hessen, Königische aus Frankreich, sogar manche Oesterreicher im bunten Heer des Braunschweigers sind.) Seinen Geburtstag verlebt Goethe in Longwy. „Daß der Patriotismus der Bürgerschaft nicht allzu kräftig sein mochte, sah man daraus, daß sie den Kommandanten sehr bald genöthigt hatte, die Festung zu übergeben.“ Von dort gehts nach Verdun. „Wir fanden die Lage der Stadt, als einer solchen, sehr angenehm von Wiesen und Gärten umgeben, in einer heiteren Fläche, von der Maas in mehreren Aesten durchströmt, zwischen näheren und ferneren Hügeln; als Festung freilich einem Bombardement von allen Seiten ausgesetzt. Um Mitternacht fing es an, sowohl von der Batterie auf unserem rechten Ufer als von einer anderen, welche, näher gelegen und mit Brandraketen spielend, die stärkste Wirkung hervorbrachte. Ich war in eine Batterie getreten, die eben gewaltsam arbeitete; allein der fürchterlich dröhnende Klang abgefeuerter Haubitzen fiel meinem friedlichen Ohr unerträglich: ich mußte mich bald entfernen.“ Hinter Weinbergsmauern, die vor den Kugeln der Belagerten schützen, spricht er zum Fürsten Reuß von der Farbenlehre. Am zweiten Septembermorgen ergiebt sich die Festung (deren Kommandant sich im Rathhaussaal erschießt). „Nach dieser schnellen Eroberung von Verdun zweifelte Niemand mehr, daß wir bald darüber hinaus gelangen und in Chalons und Epernay uns von den bisherigen Leiden an gutem Wein bestens erholen sollen. Als die Preußen in Verdun einzogen, fiel aus der französischen Volksmasse ein Flintenschuß, der Niemand verletzte, dessen Wagestück aber ein französischer Grenadier weder leugnen konnte noch wollte. Auf der Hauptwache, wohin er gebracht wurde, habe ich ihn selbst gesehen; es war ein sehr schöner, wohlgebildeter junger Mann, festen Blicks und ruhigen Betragens. Bis sein Schicksal entschieden wäre, hielt man ihn läßlich. Zunächst an der Wache war eine Brücke, unter der ein Arm der Maas durchzog; er setzte sich aufs Mäuerchen, blieb eine Zeit lang ruhig, dann überschlug er sich rückwärts in die Tiefe und ward nur tot aus dem Wasser herausgebracht. Diese zweite heroische, ahnungvolle That erregte leidenschaftlichen Haß bei den frisch Eingewanderten und ich hörte sonst verständige Personen behaupten, man möchte weder Diesem noch dem Kommandanten ein ehrlich Begräbniß gestatten. Grö-

ßere Heiterkeit verbreitete die Erzählung, wie der König in Verdun aufgenommen worden: vierzehn der schönsten, wohlerzogensten Frauenzimmer hatten Ihro Majestät mit angenehmen Reden, Blumen und Früchten bewillkommt. Seine Vertrautesten riethen ihm ab, vom Genuß Vergiftung befürchtend; aber der großmüthige Monarch verfehlte nicht, diese wünschenswerthen Gaben mit galanter Wendung anzunehmen und sie zutraulich zu kosten. Auch unseren jungen Offizieren scheinen die reizenden Kinder einiges Vertrauen eingeflößt zu haben." Schnell nach Paris: ist die Losung. Die Festungen Montmedy und Sedan mögen fürs Erste unerobert bleiben. Die Drohung des Moniteur, die Preußen könnten wohl nach Paris, doch nicht lebend herauskommen, schreckt weniger als der Gebirgsriegel des Argonnerwaldes, der die Bewegung des Heeres hemmt. Und der Regen regnet jeglichen Tag. Dennoch, stöhnt ein französischer Marquis, ist Friedrich Wilhelm ohne Mantel aus dem Hauptquartier abgeritten und hat dadurch die Lilienprinzen, die letzte Hoffnung Frankreichs, gezwungen, „leicht gekleidet, durch und durch genäßt, träufelnd von abfließender Feuchte", ihres Weges zu ziehen. Welche Grausamkeit! Unser Dichter notirt: „Der Krieg macht, als ein Vortod, alle Menschen gleich, hebt allen Besitz auf und bedroht selbst die höchste Persönlichkeit mit Pein und Gefahr." Er hört die Schelmenlieder preußischer Jäger, die in den Tod marschiren; hört die Musik der Kanonen („Der Ton ist wundersam genug, als wäre er zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen eines Vogels"); gräbt sich, auf dem Weg nach Chalons, für die Dauer einer windigen Regennacht, neben seinem Herzog in den zähen Lehmboden ein, wickelt sich in die Wolldecke, die ein Jäger ihm, für acht Groschen Leihgeld, überlassen hat, und ruht so behaglich wie „Ulysses unter seinem auf ähnliche Weise erworbenen Mantel." Nach dem häßlichen Tag von Valmy, der dem Franzosenheer, unter Dumouriez und Kellermann, den Sieg gebracht und dadurch den Waffenstillstand und den Rückzug der Verbündeten vorbereitet hatte. Als die Leute aus dem Feuer zurückgezogen wurden, verbreitete sich die größte Bestürzung über die Armee. „Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht, als die sämmtlichen Franzosen anzuspießen und aufzuspeisen. Nun aber ging Jeder vor sich hin; man sah sich nicht an, oder wenn

es geschah, so war es, um zu fluchen oder zu verwünschen. Wir hatten, eben als es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis geschlossen, in dessen Mitte nicht einmal, wie gewöhnlich, ein Feuer angezündet werden konnte. Die Meisten schwiegen, Einige sprachen und es fehlte doch eigentlich einem Jeden Besinnung und Urtheil. Endlich rief man mich auf; was ich dazu denke. Denn ich hatte die Schaar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und erquickt. Diesmal sagte ich: Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus; und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen!"

Darf auch unsere Krieger solches Bewußtsein stählen? Das Dorf Valmy liegt an der Ostbahnlinie Reims-Verdun. Da hat abermals Mißmuth das Wort geführt; hat Mancher, der nur den Theilerfolg seiner Truppe zu sehen vermochte, geknirscht, weil das Heer von der Marne an die Aisne wich und Rückzug schien, was nur die Suche nach der Möglichkeit wirksameren Vorsprunges war. Zehntausend Schüsse fielen am Tag von Valmy auf jeder Seite; und Goethe sagt, von der ungeheuren Erschütterung habe der Himmel sich aufgeklärt und die Erde im eigentlichsten Sinn gebebt. Jetzt leistet ein französisches Feldgeschütz in der Minute vierzig Schüsse, das stete Gedröhn lähmt dem Tapfersten für eine Weile den Athem und vor dem Bilde des Millionenringens im Feuerregen, im Eisengewitter müßte die Erinnerung an die amphitheatralische Stellung der Franzosen von 1792 ein Kriegsspiel aus Urväterzeit ins Gedächtniß zu rufen scheinen. Nie war solcher Krieg; daß er sein könne, ist nie geahnt worden. Das Gekrach und Geknatter seiner Mörser, Haubitzen, Maschinengewehre sprengt die Erzpforte, hinter der eine neue Epoche der Erdgeschichte beginnt. Ihr von der Aisne seid dabei. Ihr sollt für Deutschland zeugen.

Am linken Maasufer begrüßt der Herzog von Braunschweig den Dichter als „einen glaubwürdigen und einsichtigen Mann, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feind, sondern von den Elementen besiegt worden sind." In der zweiten Oktoberwoche kehrt Goethe nach Verdun zurück. Die Stadt ist verwildert; weder Milch noch Butter zu haben; die Schönen, die dem Preußenkönig huldigten, müssen nun für ihr Leben zittern; das Fleisch gefallener Pferde wird aufgetischt; und der Kommandant duldet den Troß der abziehenden Feinde nur eine Nacht lang in der Festung. Kellermann treibt die Preußen durch die Champagne, Custine bricht

in die Pfalz ein und nimmt Speyer, Dumouriez besetzt Belgien. Verdun dämmert in alte Ordnung zurück und bleibt lange ungestört. Im Januar 1814 schreibt Blücher an York: „Ein Marsch zwischen den Festungen Luxemburg, Longwy, Thionville, Metz und Verdun durch ist in den jetzigen Umständen nicht allein ohne Gefahr zu unternehmen, sondern auch zur Verhinderung der Proviantirung wichtig." Fürs Erste beobachtet nur Reservekavallerie, unter dem Generalmajor Von Jürgaß, die Maasfestung; York selbst soll ohne Umweg auf Saint Mihiel losmarschiren. Nur vor Paris kann der entscheidende Schlag fallen. Dorthin muß die Hauptmacht des Heeres; so schnell wie irgend möglich, ohne sich von der Sorge um die Verbindunglinie hemmen noch gar in einen Waffenstillstand locken zu lassen, der nur dem Feind nützen werde. Gneisenau ruft dem Freiherrn vom Stein zu: „In Paris ist Alles centralisirt. Im Besitz der Hauptstadt lähmen wir alle Nerven der Regirung und gebieten den Frieden. Das ist besser als Unterhandlung. Die Diplomaten sind ein eitles Volk; willigt man in eine Verhandlung mit Waffenstillstand, dann verlängern sie diese über Gebühr und Napoleon gewinnt für sich kostbare Zeit. Strategie ist die Wissenschaft von Zeit und Raum. Ich bin weniger geizig mit diesem als mit jener. Raum mögen wir wiedergewinnen; verlorene Zeit niemals. Daher zur Schlacht, ehe der Feind sich besinnt!"

Von Verdun wird in Deutschland erst im Spätherbst 1870 wieder gesprochen. Seit dem fünften September ist das Große Hauptquartier in Reims; wohnt König Wilhelm in den Räumen des Erzbischofspalastes, aus denen Karl der Zehnte zur Krönung in die Kathedrale schritt. (Graf Fred Frankenberg schreibt ins Kriegstagebuch: „Der ehrwürdige Dom ist so wunderschön, reich, edel und großartig, daß man sich gar nicht daran satt sehen kann. Die gotische Fensterrose über dem Mittelportal gilt als die schönste der Welt. Das Innere befriedigte mich nicht so sehr. Nur wenige bunte Glasfenster giebt es da; alle Fenster des Schiffes sind aus gewöhnlichem Glas.") Aus einem Kaffeehaus ist auf westfälische Husaren geschossen worden. Soll man das Haus zerstören? Vielleicht ist der Besitzer wirklich, wie er betheuert, unschuldig; er mag der Schwadron zweihundert Flaschen Champagner spenden und sich des milden Spruches freuen. Ueber Meaux gehts nach Ferrières. Dorthin kommt die Meldung, daß Toul gefallen und Ver-

dun eingeschlossen ist. Die Belagerung zieht sich über den ganzen Oktober hin. Am neunten November sitzt, im versailler Haus der Frau Jessé, Bismarck mit Delbrück und anderen Herren beim Mahl. Als ihm erzählt wird, in Epernay sei der Telegraphendraht von Bauern abgerissen worden, räth er, drei Bataillone hinzuschicken und sechstausend Bauern bis ans Ende des Krieges in Deutschland einsperren zu lassen. Dann erwähnt er den Schimpf, den die pariser Presse täglich gegen ihn schleudere. „Ich soll Geld unterschlagen, Dienstgeheimnisse zu Börsengeschäften mißbraucht, meine Frau mit der Reitpeitsche geprügelt, ganze Schaaren berliner Bürgermädchen in meinen Harem geschleppt haben. Das geht doch über die von der Heimath hergewohnten Leistungen hinaus." In dieses Tischgespräch platzt die Botschaft von der Kapitulation Verduns. „Der November macht sich nicht schlecht." Er bringt noch Neubreisach, Thionville, La Fère, Amiens. Nur nicht: die Beschießung von Paris. Krupp schickt winzige Kanönchen, deren explosives Geschoß die aus der Hauptstadt aufsteigenden Gasballons vernichten soll. Kann dieses essener Geschenk die grimmen Hüter Lutetiens so erschrecken, daß sie die Thore aufthun? Unwahrscheinlich. Und die Schwere Artillerie schweigt noch immer. Um irgendeinen Ertrag daraus zu ziehen, könnte man sie gegen hohen Entgelt den Parisern vermiethen, denen die Sorte fehlt. Noch am fünfzehnten Dezember mahnt den Generalstabschef ein anonymer Brief aus Deutschland: „Lieber Moltke, gehst so stumm immer um den Brei herum! Bester Moltke, nimms nicht krumm: Mach doch endlich Bumm, Bumm, Bumm!" Roon reibt die Hände.

Aus langer Wartezeit schweift das Gedächtniß ins Fernste. Nie war Verdun so wichtig wie jetzt. Ist der Eisenriegel, der unseres Heeres Vordrang hindern soll, an einer Stelle geborsten, dann springt das Thor auf: und Frankreichs Schicksalsstunde schlägt.

Was ist Wahrheit?

„In Brüssel ist es zwischen Preußen und Bayern zu einem Bayonnettegefecht gekommen, dessen Ursprung Feldmarschall Von der Goltz jetzt durch eine Untersuchung feststellen läßt. Der Marschall empfängt selbst am Nordbahnhof die deutschen Flüchtlinge, Herren und Damen aus der guten Gesellschaft, die von der Furcht vor dem Einmarsch der Russen aus Berlin vertrieben worden sind."

(Leidsch Dagblad.) „Vorschläge, die den Friedensschluß beschleunigen könnten, sind nicht etwa von den Verbündeten zu erwarten. Deren Ziel ist die Vernichtung des preußischen Militarismus, der das Deutsche Reich beherrscht und eine stete Drohung für das ganze Europa ist. Bis sie diesen Militarismus niedergerungen haben, werden die Verbündeten kämpfen.“ (New York Herald.) „Nach Andeutungen des Deutschen Botschafters in Washington soll der Kaiser bereit sein, Frieden zu schließen, wenn das Reichsgebiet in Europa unangetastet bleibt. Deutschland würde dann den Krieg für unentschieden erklären. Das könnte es aber nur, wenn auch die Verbündeten Wohlwollen und versöhnlichen Sinn zeigten, ihm für die Zukunft Ruhe gönnten und seinen Landumfang in Europa nicht schmälerten; über die deutschen Kolonien könne man verhandeln. Wenn die Verbündeten aber Deutschland zerstücken wollen, müsse der Krieg weiter geführt werden. Und die Leute, die eine allgemeine Abrüstung erstreben, müssen bedenken, daß sie nur durch raschen Friedensschluß, nicht durch einen Vernichtungskrieg erreicht werden könnte. Denn ein geschlagenes Deutschland werde handeln wie Preußen nach den napoleonischen Kriegen: es werde jeden Mann und sogar jeden Knaben für den Tag der Vergeltung waffnen. Wird jetzt aber der Krieg für unentschieden erklärt, dann ist die Abrüstung möglich.“ (Pall Mall Gazette.) „Das Trentino starrt von Waffen. Selbst die für Alpenwanderer errichteten Schutzhütten sind mit Geschützen besetzt. Alle siebenzehn- bis sechzigjährigen Männer sind zu den Waffen gerufen worden. Trotzdem Deutschland Gewehre nach Oesterreich geschickt hat, sind noch nicht genug, um die Einberufenen zu bewaffnen. Die müssen sich auch selbst ihre Uniformen anschaffen; später sollen sie dann von den Kaufskosten entschädigt werden.“ (Daily Telegraph.) „Während täglich ganze Schaaren verwundeter Oesterreicher ins Trentino kommen und erzählen, wie entsetzlich schlecht es ihnen gegangen ist, sucht die wiener Regirung die südtiroler Bauern dadurch in Kriegslust zu locken, daß sie ihnen einreden läßt, Oesterreich habe die Russen geschlagen, ihnen viele Waffen abgenommen und werde die Feldarbeit den gefangenen Russen aufbürden.“ (Messaggero.) „Der Wahn, daß die brutale Gewalt Alles vermöge und jeder Vertrag nur ein Stück Papier sei, lehrt uns, daß die Deutschen bei einer sehr kurzsichtigen Philo-

sophie angelangt sind. Im Urtheil über Britanien, Indien und die Haltung der Kolonien hat das Reich und der Kaiser arg geirrt. Dieser Irrthum wird tragische Folgen haben. Die Stunde, die das deutsche Volk aus seinen Träumen weckt, wird ihm bitteren Schmerz bringen." (Mr. Asquith in Edinburg.) „In allen Schriften über den deutschen Imperialismus fand ich nicht einen freundlichen Gedanken, nicht einen Ausdruck edelmüthigen Gefühls. Hochfahrender Haß gegen das britische Reich überschreit alle anderen Regungen. Wohin ist Carlyles stilles, geduldiges Deutschland entschwunden? Leset all den bombastischen Unsinn, den die Professoren im Lokalanzeiger von sich geben: und saget dann selbst, ob je ein Land dieser Erde auf schlimmeren Irrwegen war als Deutschland. Alles Englische scheint ihm erbärmlich. Was wir thun, wird getadelt. Treitschke, Tirpitz, Bieberstein (Marschall), Harden: Das sind die Männer, die Deutschlands Untergang vorbereitet haben; sie und die Opfer ihres Handelns sollen noch erleben, daß unsere indischen Fürsten durch die Straße Unter den Linden reiten und daß die marmornen Ueberbleibsel der Siegesallee zur Erinnerung an Loewen zertrümmert werden. Sind die vernünftig denkenden Deutschen denn ausgestorben? Oder wird ihre Stimme nur von den Trommeln der Alldeutschen übertönt? Billigt wirklich die ganze Nation den unsinnigen Plan der Bagdadbahn, diesen grandios-grotesken Traum alldeutschen Irrsinns? Das echte, alte Germanenreich, das von Carlyle bewunderte, hassen wir nicht, wollen wir auch nicht vernichten. Dem Reich der Kaiser-Krupp-Junker-Sippe gilt unser Kampf und wir werden dieses Reiches halbhundertjährige unheilvolle Arbeit unschädlich machen." (Mr. Conan Doyle, Erfinder des Sherlock Holmes, im Daily Chronicle.) „In Rußland öffnet sich britischem und amerikanischem Kaufmannsgeist jetzt ein ungeheures Feld. In unserem Reich leben fast hundertsiebenzig Millionen Menschen. Deutschland hat, für Lieferungen aller Art, Jahr vor Jahr ungefähr eine Milliarde Mark von uns erhalten. Das ist erst der Anfang. Wir brauchen noch viele Eisenbahnen, brauchen Rohprodukte und Waaren, Verkehrs- und Kulturmittel der verschiedensten Sorten. Rußlands Wohlstand wächst unaufhaltsam; unsere Heimath wird bald ein Absatzgebiet sein, wie die Erdgeschichte noch keins sah. Da bietet sich insbesondere den Vereinigten Staaten eine kaum hoch genug zu be-

werthende Gelegenheit zur Ausnützung ihres industriellen Vermögens und ihrer Unternehmerkraft. Ihrer wartet zunächst das Geschäft, das bisher bei uns den Deutschen überlassen war. (Minister Sasonow in einer Interview mit dem petrograder Vertreter der Times.) „Die beiden Regimenter, die Kanada nach England schicken will, marschirten an dem Herzog von Connaught vorüber, neben dem General Crozier saß. Der General, der zu den Häuptern des Heerwesens der Vereinigten Staaten gehört, war in voller Uniform erschienen. Die Leistung der Truppen gefiel ihm ungemein und er sagte nach dem Vorbeimarsch zu den Journalisten: ‚Wenn General French diese Leute anrücken sieht, wird er eine Freude empfinden, der ich hier nicht Ausdruck geben darf.‘ ‚Auf zum Kampf gegen Deutschlands Handel und Gewerbe! Alle britischen Fabrikanten, Kaufleute, Rheder, Handwerker müssen sich zu diesem Kampf vereinen. Wir müssen alle Einbrüche der Deutschen und Oesterreicher verhindern. Wir werden eine Ausstellung deutscher und österreichischer Waaren eröffnen, damit unsere Fabrikanten sehen können, was aus diesen Ländern geliefert worden ist. Ihre Produktion und Handelsmethode wird ein kaufmännisches Intelligenz-Departement kennen lehren. Wer zum Angriff auf den Handel der Feinde mitwirken will, Der kaufe und fördere Kellys Monthly Export Review.‘ „Herr Bonar Law hat am Anfang des Krieges mit Recht gesagt, der Deutsche Kaiser sei kein Napoleon. Diese Meinung ist durch die Ereignisse bestätigt worden. Der Bericht des belgischen Untersuchungausschusses, der die deutschen Gräuelthaten erwiesen und unverrückbar festgestellt hat, lehrt uns, daß Seiner Majestät die Rolle Atillas besser behagt.“ (The Times.) „Die viertägige Schlacht, in der die Deutschen zehntausend Mann verloren, war der größte Erfolg der Belgier seit den Tagen von Lüttich. Dort und bei Maastricht sind in aller Hast Pontons herangeschafft worden, um die Flucht der Deutschen zu ermöglichen. Ihre Stellung an der Maas ist unhaltbar, trotz den Befestigungen, die sie in der Eile geschaffen haben. Brüssel ist schon von den Deutschen geräumt worden. Feldmarschall Von der Goltz hat beim Abschied den Einwohnern der belgischen Hauptstadt seinen Dank ausgesprochen.“ (New York World.) „Wir verurtheilen, Alle, den Anarchisten, der einen König getötet hat. Mit dem selben Recht müssen wir aber auch die königlichen Anar-

chisten verurtheilen, die, kalten Blutes und in wohligem Behagen, eine Million Männer morden, statt sie, der Pflicht gemäß, zu beschützen. Jeder Herrscher, der den Frieden stört, müßte eingesperrt, jeder König von Gottes Gnade, wenn er Mörder dingt, zum Mord anstiftet oder aufruft, gehenkt werden. Der Himmel beschere uns bald den Tag solchen Glückes!" (Mr. William R. Hearst in The New York American.) „Die berliner Zeitung ‚Der Tag' hat am zehnten September eine Abbildung der Dum-Dum-Geschosse und der Packunghüllen veröffentlicht, in denen sie von den Deutschen in Longwy gefunden worden sein sollen. Der erste Blick lehrt den Betrachter, daß er Patronen vor sich hat, die für Schießübungen hergestellt, für den Krieg aber, weil ihnen jede Einschlagskraft fehlt, ganz unbrauchbar sind. Das Blatt ist denn auch sofort von der deutschen Behörde in Beschlag genommen und vernichtet worden. Wir haben aber ein Exemplar und werden Ihnen in naher Zeit die Photographie einsenden." (Rundschreiben des Ministers Delcassé an die Gesandten der Französischen Republik.) „Italien braucht ein Kabinet, das die Häupter aller Parteien vereint. Jetzt, wo auf den Schlachtfeldern der Champagne, Belgiens, Galiziens, Ungarns um das Schicksal Europas gerungen wird, muß auch Italien in diesem Kampf den Platz einnehmen, den sein Interesse fordert. Eine Regirung, die handelt, als kümmere sie der große Streit nicht und als sei ihr Streben nur der Erlangung des Nobelpreises zugewandt, nimmt eine schwere Verantwortung auf sich." (Messaggero.) „Da die wilde, tolle, dreckige Bestie für diesmal in die Flucht geschlagen ist, wollen wir endlich laut jubeln und, als die Enkel der Sieger von Jena, die Flucht in völligen Zusammenbruch wandeln." (Herr Jean Richepin im Petit Journal.) „Rußlands Rüstung ist fertig, Oesterreichs Heer aufgerieben; jetzt dürfen wir sagen: Alle Wege führen nach Berlin." (Le Journal.) „In den Ländern, deren Oeffentliche Meinung sie für sich gewinnen wollen, haben die Deutschen erzählt, Herr John Burns, der Sozialist, der vor der englischen Kriegserklärung aus dem Ministerum Asquith schied, habe in öffentlicher Rede Englands Politik verurtheilt. Die Behauptung, die Angabe des Tages, des Ortes, des Textes der Rede: Alles ist gefälscht." „Seit uns Elsaß-Lothringen geraubt wurde, war Europa nur ein geographischer Begriff. Wir werden Europa ins Leben zurückhelfen. Am Ende des zweiten Kriegsabschnittes wird der Sieg gewiß, der Friede

sichtbar werden. Unserer höchsten Kraftleistung muß die Masse des Russenheeres und die britische Flotte ein ungeheures Gewicht geben, unter dem der Kaiser ersticken wird." „Brandstiftung, Plünderung, Verbrechen aller Arten bezeichnen den Weg der deutschen Truppen. Noch widriger als die Roheit ist aber die Heuchelei der Deutschen. Die Lügen, die sie von all den erwiesenen Gräueln entschuldigen sollen, sind eben so dumm wie niederträchtig." „Wilhelm der Zweite bekehrt sich zu Demuth. Er bettelt um Belgiens Gunst. Er hat den Marschall Von der Goltz nach Antwerpen geschickt; die belgische Regirung sollte in ein Abkommen überredet werden. Sie hat sich, natürlich, geweigert, diese Vorschläge auch nur anzuhören." „Von der berliner Garnison sind in den ersten sechs Kriegswochen zweiundvierzigtausend Mann getötet oder verwundet worden. In Brüssel sind die Prinzen Adalbert und Friedrich Wilhelm von Preußen und der junge Herzog Karl von Württemberg ihren Wunden erlegen." „Unsere Schwachheit hatte einen ganzen Schwarm deutscher Fabrikanten, Händler, Angestellten gastfreundlich aufgenommen. Jeder war dienerhaft höflich, krümmte vor uns den Buckel: und Jeder war ein Spion. Viele sehen wir jetzt als Verwundete und Gefangene wieder: und erkennen, da der Firniß der Geschäftshöflichkeit nun abgekratzt ist, in ihnen unsaubere Thiere. Einer wirft der Pflegerin die Tasse, die sie ihm hinhält, ins Gesicht. Ein Anderer, ein Offizier, speit die Kreuzdame an, die ihn verbunden hat. In manchen Sälen, wo Deutsche liegen, geht es so zu, daß Wachtposten mit geladenem Gewehr für Ordnung sorgen müssen. Wäre das Herz unserer Pflegerinnen nicht von mitleidigem Opferwillen übervoll, sie würden ihre Dienste so entmenschten Wesen weigern." „Während in Berlin und anderen deutschen Hauptstädten nach dem dürftigsten Erfolg die Häuser illuminirt wurden, blieb Paris, was auch gemeldet wurde, still. Leise genoß es die entzückende Trunkenheit des Sieges. Graut endlich aber der seit vierundvierzig Jahren erharrte Tag, dann schüttelt Paris, Frankreichs feste Burg, die Fessel ab, in die es sich selbst gezwungen hat, und jauchzt sein Glück in die Lüfte." „In Deutschland verbreitet das Elend sich von Tag zu Tag weiter. In Stettin ist es schon zu Hungeraufruhr gekommen. Die Mahnung, die Milliardenanleihe zu zeichnen, findet taube Ohren. Nur die Firma Krupp hat einen großen Betrag gezeichnet." (Le Figaro.) „Die Mordbrenner, Frauenschlitzer, Kindermörder

können nur Solche noch täuschen, die getäuscht sein wollen. Auf der einen Seite Wilhelms blutgieriger Militarismus, auf der anderen die Gesammtheit der civilisirten Völker; unter ihnen ist die russische Nation, deren Oberhaupt durch die Einsetzung des haager Schiedsgerichtes seinen friedlichen Sinn erwiesen hat und jetzt nicht nur Polen auferstehen läßt, sondern sich auch feierlich zur Menschenrechtsverkündung bekennt. Zwischen solchen Parteien kann die ewige Gerechtigkeit nicht zaudern. Sehet: schon senkt sich ihr Richtschwert!" (Le Petit Journal.) „Der Traum von der Bezwingung unserer Hauptstadt ist zerflattert. Die Deutschen werden nicht das Elysische Feld stampfen. Wilhelm wird nicht durch den Triumphbogen reiten. Die deutsche Soldateska, Europas Geißel, wird vernichtet. Das ist heute gewiß." (L'Humanité.) „Deutschland, der Koloß mit den thönernen Füßen, ist zerschmettert. Frankreichs herrlicher Sieg hat uns vom Joch befreit." (Herr Blumenthal, einst Bürgermeister von Colmar, im Nouvelliste de Bordeaux.) „In Loewen und in Senlis haben die Deutschen für ihren Kaiser oder König mit den Waffen der Feiglinge, mit der Grausamkeit der Raubthiere, mit der schmutzigen Niedertracht ausgebrochener Zuchthäusler gekämpft. Wenn wir in künftigen Schlachten diese gemeinen Verbrecher vor uns haben, darf kein Mitleid unseren Arm lähmen; mag Wilhelm sie in seine Garde gereiht haben: sie verdienen, wie Schweine abgewürgt zu werden. Mit unwiderstehlichem Abscheu wehrt sich Frankreich gegen Gefangene dieses Schlages. Wie entfesselte Raubthiere muß man sie niederschlagen. Die Kriegsgesetze gelten nicht gegen ihre Verächter. Nicht gegen Elende, die sich, dem feindlichen Feuer zu entschlüpfen, hinter Greise, Weiber, Kinder verkriechen; die morden, schänden und, wie sie in Lüttich thaten, den von ihnen Gemetzelten die Kleider stehlen und sie, nackt, in Stücke zerhackt, auf Karren werfen. Wer dieses Gesindel überwältigt hat, muß es töten. Das Gefängniß müßte sich ihrer schämen. Noch im Zuchthaus wären sie ein Schandfleck." „Unsere Ersatzmannschaft hat die wankenden Reihen der Deutschen noch mehr erschüttert und damit den Sieg entschieden. Vor unserem Auge steht eine neue Große Armee. Sie wird Frankreich die alte Grenze zurückgeben und Europa befreien." „Jenseits vom Rhein fehlt schon jetzt das Brot. Man versucht es mit einem Gemisch von Gersten- und Kartoffelmehl. Auch Geld ist nicht mehr aufzutreiben. Sie brauchen sofort eine Milliarde; doch kein Mensch will dazu beitragen. Ein

einziger Zeichner ist am Schalter erschienen: Krupp. Und die newyorker Bankiers haben einstimmig beschlossen, den Geldmarkt den Deutschen zu sperren." „Dem Kronprinzen, der mit seiner fliehenden Armee an einem Tag fünfundvierzig Kilometer durchlaufen hat, soll nun das Kommando im Osten zufallen. Seit dem dreizehnten September wird Königsberg von den Russen belagert. Von Nancy bis an die Vogesen ist kein Deutscher mehr auf französischem Boden. Die Belgier sollen Loewen zurückerobert haben." (Le Matin.)

Als ich die von leidiger Pflicht geforderte Liste, für diesmal, geschlossen hatte, rief eines Wagens Geroll mich ans noch nächtig verhüllte Fenster. Ein Verwundeter tastet sich drüben ans Thor. Schon nahen Helfer. Auch eine Hälfte der Stirn scheint verbunden. Der Morgen bringt grause Kunde: Ein deutscher Offizier, dem, als er verwundet auf Belgiens Erde lag, ein Auge ausgestochen ward. Wer Menschen menschlich zu sehen gewöhnt ist, kann leidenschaftliche Empörung gegen den Eindringling begreifen. Nicht die feige Tücke, die Wehrlosen, Leidenden den Lichtquell verschüttet. Nie darf Mitleid vor solcher Horde den Arm lähmen.

Ultimo.

Nur kurze Frist noch bleibt zu gelassener Aussprache. Die letzte Stunde, die dazu taugt, darf nicht vertrödelt werden. Höret uns, Bürger und Bürgerinnen der Französischen Republik, rüstige Männer und Greise; höret auch Ihr, Mütter von gestern, von morgen! Ohne zuvor der fremden Wesensart des Sprechers nachzufragen noch mißtrauisch an jedem Wort zu mäkeln. Für all solchen Quark ist jetzt nicht mehr Muße. Wir müssen mit Euch in Klarheit kommen. Um Eures Landes, Eurer Volkeit Leben handelt sichs, nicht um Geringeres; und für uns um die Frage, ob wir vernichten müssen, was wir erhalten möchten: weil wirs lieben wie den Leichtsinn kluger Preisfechter. Morgen wäre die Stunde versäumt.

Ihr werdet belogen; oder belügt Euch, wieder, selbst. Euer Heer hat tapfer gefochten. Ficht heute noch tapfer. Das halten wir erwartet. Nicht die zähe Ausdauer, die es dem Gegner zeigt. Wir glaubten, nach den ersten Niederlagen werde es erlahmen, zerbröckeln, zerstieben; seine Führer blöder Unklugheit, trägen Behagens, vielleicht schnöden Verrathes anklagen. Noch ists nicht geschehen. Jeder rühmt den Muth, das heiße Herz, die flinke Gewandtheit Eurer Krieger. Sie sind nicht gut gekleidet, aber sie

kämpfen, daß Turenne und Bonaparte ihre Freude dran hätten; und ihr Feldgeschütz leistet, nach manchem Urtheil, mehr als unseres. Deutschland ist stolz auf solchen Feind. Doch unbeirrbar gewiß, ihn abermals zu besiegen. Ihr lächelt? Weil allzu kecke Angriffslust einen Theil unserer Mannschaft zu rasch vorwärts trieb und Vernunft dann befahl, auf eine dem Kriegsplan günstigere Basis zurückzuweichen, weil über ein paar Städten, die unsere Truppen besetzt hatten, wieder Eure Fahne weht, meinet Ihr, den härtesten Anprall überstanden und mit blutigem Lorbeerreis auch das Schlachtenglück an Eure Feldzeichen geheftet zu haben? Löset Euch von diesem Wahn: sonst taumelt Ihr ins Verderben. Ihr habt unser Heer kennen gelernt. Ohne Prahlhanserei dürfen wir sagen, daß seine Organisation noch so „sublime“ ist, wie Louis Napoleon sie, am Tag nach Sedan, vor dem Ohr des Siegers nannte. Die Ausstattung weckt Euren Neid. Ists nicht schmählich, daß die reiche Republik, die abertausend Millionen verlieh, abertausend verjobberte, lustlos verlüderte, ihre Söhne, ihre Schützer in rothen Hosen, als wandelnde Signalflaggen, auf die Walstatt schickte? Daß sie von den Haubitzen und Mörsern des Nachbars sich überraschen, übertreffen ließ? In der Heimath die Geschützmunition nicht so schnell, so sicher bereit hat wie der Feind, der sie auf langer, langer Gleisstrecke herbeischleppen muß? Daß auf diesem schwierigen Weg für ganze Armeen nach naßkalten Tagen Spiritus, zu Einreibungen, die Eure Müden entbehren müssen, an die Schützengräben spedirt wird? Daß Euren, nicht unseren Kriegern vielerlei Geräth, oft sogar ausreichende Nahrung fehlt? Um Euer Selbstbewußtsein zu stärken, hatte man Euch vorgeschwatzt, der Deutsche sei vom Drill verstumpft und könne nicht selbständig handeln; um Euren entschlummernden Willen in Wuth aufzupeitschen, plärrt man Euch nun das Lied von den neuen Skythen, Vandalen, Hunnen vor. Albernes Zeug. Unser Durchschnittsschlag ist kräftiger, wuchtiger als Eurer, schwerer von Gewicht und in Ungemach des Leibes dauerbarer. Weder plumper noch dümmer. Nie war ein Heer, das so viele „Gebildete“ umfaßte; in Schaaren könnte ich Euch Gemeine, in langen Reihen Unteroffiziere zeigen, die von Hochschulen Titel, vom Staat Aemter empfangen haben; in Ersatzregimentern Künstler, Beamte, Techniker, Hochschullehrer zu Dutzenden. Das Erlebniß belgischer Ruchlosigkeit mag hier und da Einen verroht haben. Schreitet

durch die Schlossenwetter schurkischer Heimtücke: ob Ihr danach wie sanfte Täubchen girrtet? Grobe Derbheit, nicht Schinderlust ist unserem Mann eigen. Daß er seine Sache versteht und überall hat, was er braucht, ward Euch längst offenbar; in Stürmen, vor der Höllengeschwindheit Eurer Feldgeschütze, auch, daß in jedem Erdgrauen der Wille zum Sieg glüht. Und hinter jedem steht ein geübter Ersatzmann. Den habt Ihr nicht. Morgen wird eine halbe Million frischer Truppen vor Euren Blick marschiren; ist noch eine halbe nöthig: wir haben sie. Senden Euch niemals Ausschuß. Sind Eure Städte Museen: machet nicht Festungen draus. Frankreichs herrliche Bauten, Denkmale, Bilder, Skulpturen, Gobelins hat, ohne Redensart, kein Heer je so hoch geschätzt, keins so andächtig bewundert noch so gründlich gekannt wie das, in dem Stadträthe Gefreite, Dozenten Unteroffiziere sind. Noch höher gilt ihm aber das Leben seiner Glieder. Dürft Ihr solchen Geist treuer Kameradschaft verdammen? Krieg ist nicht Mädchenschulspiel, von dem Jüngferlein zu Mandelmilch und Schlagsahne eilt. Wer im Dienst des Vaterlandes eine Stadt erobern muß, darf nicht fragen, ob seine Kugel eine Kirchenzier oder unheiliges Kunstkleinod treffen könne. Wer, einen Rubens zu retten, einen Zug ostpreußischer Viehtreiber dem Tod weiht, ist uns nicht eine Kulturblüthe, sondern ein gewissenloser Kerl, dessen Geckerei nicht in die düstere Großheit des Heldenwerkes taugt. Wenn Ihr zum Krieg herausfordert oder Euch der Herausforderung stellet, müsset Ihr darauf gefaßt sein, daß der Feind zerstöre, was ihn hindern könnte; daß er nicht einmal den Louvre und das Haus der Lieben Frau von Paris schont. Unsere Leute (in jedem Bataillon ist mindestens ein Kunstkundiger) sind froh, wenn die Versuchung, Schönes oder Ehrwürdiges anzugreifen, mit all der dann unvermeidlichen Verhörscherereì und Rüffelgefahr ihnen fern bleibt. In unseren Leuten ist Anstand, den Eure Schreiberzunft nicht wegjauchen kann; militärisch und bürgerlich anständige Gesinnung. Dieses Heer braucht sich nicht für Zeitunglob abzurackern noch zu schwitzen, damit seine Eintagsgloria eine morsche Regirung stütze. Das durfte von der Marne an die Oise, Aisne, Maas zurückgehen; ohne, nach der ersten Aufbrunst enttäuschter Schlachtlust, den Befehl als Stachel zu empfinden. Daß es Eure drei Armeen einriegeln und fangen oder zersplittern müsse, wußte der jüngste Grenadier. Vor oder nach der Bezwingung von Paris: dieser Frage hatte der Stratege die näch-

lichste Antwort zu suchen. Der sitzt seit Jahren auf seinem Stuhl; braucht nicht nach Klüngellaune zu schielen; und wählt bedachtsam den Pfad, auf dem Wissenschaft dem Heere den Sieg verbürgt.

Wer vermöchte ihn uns zu entringen? Auch Earl Kitchener kann nicht ein Heer aus der Erde stampfen. Die Mannschaft des Generals French schießt wie Buffalo Bill; schont aber, wie Fritzens Söldnerhaufe, gern ihr Leben. Tüchtige, von Englands vornehmsten Sportsmen geführte Soldaten (nicht: Krieger), die, wenn sie ihren Sold eifernd erarbeitet haben, vor ernster Gefahr die Waffe strecken. Wir lachen, wenn wir in londoner Blättern lesen, daß diese Miethlinge mindestens eben so viel leisten wie Eure Armeen; Euch müßte Zorn die Wange röthen, wenn Ihr so frechen Dünkel spürt. Fraget den Schatten Johannens, ob die Landmacht des Inselkönigs Frankreich retten könne. Den Belgiern ist blutiger Aufruhr, nicht die Beherrschung der Taktikerkunst zuzutrauen, ohne die dem Gegner die Feldschlacht zu Metzgerwerk würde. Rußland? Hat nicht einen Mann im Gebiet der Republik; ein paar vielleicht, meinetwegen auch Bataillone, in unserem. Und wenn es die Oesterreicher bis nach Budapest drängte, das deutsche Helferheer aus Galizien würfe: Eures Schicksals Gestaltung könnte kein Nikolai aufhalten. Deutsche Mörser dröhnen vor Belfort, Toul, Verdun, Antwerpen; haben zuvor schon Lüttich, Namur, Brüssel, Loewen, Mecheln, Longwy, Maubeuge, Reims geöffnet. Die Wacht an der Maas schmilzt nicht vom Feuer der Schneiderbolzen. Wir sind von Uebermuth frei; bis auf den Seelengrund aber gewiß, daß unsere Armeen Eure, früh oder spät, besiegen können, müssen, werden. Dann? Ist der Europäerkrieg noch nicht aus, denkt Ihr. Richtig. Nur ein Narr möchte leugnen, daß ein Russenerfolg, nach dem raschen Vorsprung in Habsburgs Ostprovinzen, möglich bleibt und der heute Neutrale morgen dem Zaren zum Kampf verbündet sein kann. Daß England die Seesperre nicht lockert, die Hauptmacht seiner Flotte wahrt und nach unseren Kolonien unsere überseeische Kundschaft erobert. Dann stehts übel um uns? Mag sein; nur: noch übler um Euch. Denn Ihr müßtet, als haftbares, greifbares Glied der Genossenschaft, die ganzen Kriegskosten zahlen. Dawider würde, nach solcher Kriegsversumpfung, kein Gott und kein petrograder Papst-Caesar Euch schirmen. Rußland kann, nach einer Niederlage sogar, dem Friedensschluß ausbiegen; mit verstümmeltem Rumpf ostwärts schleichen. Euch ließe

der deutsche Zorn nicht aus der Eisenzange. Trotz allen läppisch wüsten Schmähungen, die pariser Schmierer gegen uns speien, ist heute noch wahr, daß der Deutsche den Franzosen nicht haßt; daß er ihn gern als Gefährten sähe. Doch er würde ihn hassen lernen; ohne Erbarmen auf seinem Siegerrecht stehen. Das Gelübde, nur in Gemeinschaft mit den Sozien Frieden zu schließen? Gut; unser Heer bleibt im Lande, das unter deutsche Verwaltung kommt, keine Wehrmannschaft einberufen darf, seine Festungen und Forts schleifen und dem Deutschen Reich hohen Tribut zahlen muß. Der Goldschatz ist fortgeschafft und den Schlüssel zu dem Thor, das den Weg nach Nordafrika öffnet, giebt Britanien nicht heraus? Gut; wir können warten; nehmen, Jahr vor Jahr, was Ihr bisher für Soldaten und Schiffe ausgabet; und erfahren gemächlich, ob nicht einzelne Bezirke des alten Frankenreiches die deutsche Herrschaft unerhoffte Wohlthat dünke. Inzwischen schlägt Rußland, schlägt England wieder los? Sie bedenkens wohl. Woher nähme der Zar (der ja fürs Erste nicht einmal die von Euch geliehenen zwanzig Milliarden verzinsen kann) das Geld? Wofür sollte England, dems dann ja nach Herzenswunsch ginge, sich in Lebensgefahr wagen? Und kämen Beide: das in Calais und Antwerpen, Toulon und Marseille verschanzte Deutsche Reich wäre nicht leicht zu überrennen. Ists (unter uns) heute schon nicht. Ihr zweifelt? Sieben Feinde: und unsere Erde ungefährdet, unsere Wirthschaft entfettet, aber gesund, unsere Nahrung und Rüstung für Jahre gesichert.

Eure Rechnung war falsch, von den ersten Ziffern an; und wäre sie richtig: sie brächte Euch keinen Gewinn; denn das heute Erstrittene müßtet Ihr ein Jahrhundert lang gegen den ums Doppelte stärkeren Nachbar vertheidigen. Euer Land war auf dem alten Kontinent das reichste: und schämt sich nun seiner leeren Kassen und Schwindelgeschäfte. Um jeden Preis, noch den höchsten, wolltet Ihr ein Schwert miethen, das unsere Macht köpfen könne: und erzwanget selbst so den Krieg, der Euch noch einmal in deutsche Gewalt giebt. Wofür blutet Eure Jugend, ächzen Eure fleißigen Frauen? Merket Ihr nicht, daß Italien sich für das Erbe romanischer Vormacht bereitet? Als Schwelger konntet Ihr leben, all Euren Besitz, in drei Erdtheilen, durch die einzige Bürgschaft, die Euch frommt, sichern. Jetzt ist Eure Ehre verpfändet? Denen nur, dünkt uns, die Euch Rettung aus Waffendrang gelobten. Blicket um Euch: Ihr kämpfet, Musketiere, noch immer, allein.

Deutsche Klänge.

Oden.

Zieh Deine Furchen, Bauer, wie sonst durchs Land
Und streu den Samen über die Schollen aus.
Vielleicht wogt doch im Erntenmond Dir
Friedlich zu Häupten die blonde Halmfrucht.

Tritt unters Dach zu nüchternem Mahl und lieg
Bei deiner Hausfrau über die Nacht. Vielleicht,
Daß sie den neugebornen Knaben
Künftig im Arme Dir weisen dürfe.

Doch sei gewappnet! Trage das stählerne
Gewand des Kriegs auch hinter der Pflugschar, leg
Vor Dich beim Schmaus das Schwert; und leicht nur
Wohne Dir hinter den Braun der Schlummer.

Waldeinwärts treib die Herde wie sonst, o Hirt;
Doch statt des Steckens fasse den Speer. Uns dünkt,
Daß es gen Winter geht; da mehrt sich
Wölfen und Räubern im Wald die Gierde.

Herbst über Herbste truget Ihr Kronen heim,
Unangefochten, heiligen Wachstums froh.
Nun kriecht der Neid Euch um die Zäune,
Weil es ihn ärgert, Euch stolz zu schauen,

Sprich Recht, o Richter, drinnen am Markt! Noch heut
Gilt Spruch und Satzung, komme, was kommen will.
Ein Mann hält sich bereit. Er mag nicht
Fragen und deuten, bevor die Zeit kam.

Ihr wähnt vielleicht, weil heute der Sinnende
Scheinbar geduldig Eure Verhöhnung litt,
Daß er auch morgen schläfrig laure,
Daß das erworbene Glück ihm jetzt schon

Zur Fäulniß ward. Wohl träumet der Deutsche gern,
Staunt lang ungläubig, weil er gewahren muß,
Daß nun der Bruder einen Bruder
Meuchlings, der Reiche, zu würgen trachtet,

Ihm seines Erbteils blühenden Stand nicht gönnt.
Betrügt Euch nicht! Was unter der Asche schläft,
Ist lautre Gluth; und wenn die aufstund,
Wandelt durch Dörfer und Stadt die Flamme.

Leicht ist ein Schelm zu jeglicher Tat bereit.
Ob gut, ob ruchlos, kümmert ihn nicht. Was folgt,
Geht ihn nicht an. Doch still und ernsthaft
Prüft der Gerechte, der Mann, die Schalen,

Wenns an ihn kommt, wenn nackend das Schicksal ihm
Entgegen steht und fordert ihn auf: Tritt her,
Bring Dein Gewicht; und wo Dus hinlegst,
Neigt sich der zaudernden Wage Zünglein!

Zu solchem Ausschlag setzt er sich selber ein,
Sich, Kind und Weib, Haus, Acker und Ingesind.
Schreckt Euch der Kauf? Ihr solltets wissen,
Händler: wer Handel begehrt, muß zahlen.

Europa, Du! Den heiligen Wohnbezirk
Hast königlich der schmutzigen Seuche Du
Unlängst versperrt. Erinnys sollte
Draußen die schlangenumschnürte Fackel

Ohnmächtig schütteln. Unter ein Herren-Amt
Schienst Du gestellt, wie nimmer ein leuchtenders
Kein Gott auf keine Schultern auflud,
Hilfe den Völkern zu sein, von Aufgang

Bis in des Abends fernste Niederfahrt.
Gereut Dichs schon? Sag, leidet der Auftrag Dir,
Kaum übernommen? Traun, ich höre
Unter den Schwestern Alekto murren:

„Faßt Muth, Ihr Plagen! Schaut Ihr den Bruder nicht,
Den Mörder Krieg? Schon stund er im Zwielicht auf,
Umschleicht die Säulen, schichtet heimlich
Zunder um Stufen und Wand. Ein Fünklein,

Da wankt, da stürzt uns Mauer und Thor. Erwacht,
Pest, Hunger, Theurung! Ueber ein Weilchen nur:
Und die vertriebenen Dämonen
Schalten im fetten Besitz wie vormals."

Zu Zeiten scheints, als wandle, den Göttern gleich,
Der Mensch, glückfälig. Aber zuletzt bekennt
Sein Herz das Brandmal, das ihn zeichnet,
Bringer und Beute des Mords zu bleiben.

Weinlaubumkränzte, hausend in Frucht und Korn,
Du, der gen Nacht hesperische Brandung fern
Den spätbesonnten Strand hinanrollt,
Aber gen Mittag die märchenvollste,

Urvolkumseßne Woge den brüderlich
Verwandten Gruß ans tönende Ufer wirft,
Botschaft der alten Erde-Festen,
Ist es Dir nimmer genug, o Frankreich,

Des reichen Glücks und Deiner gepriesenen
Stadt, drin der Reigen nimmer verrauscht, die Du
Heraufhobst, gülden, eine Fackel,
Ueber den Häuptern der Welt zu leuchten?

Und Du, Leäna, über den neblichten
Eilanden lagernd, reckst Du nicht meerhinaus
Die königlich bewehrte Pranke
Stolzer und weiter als je, Britanien?

Was gilt Dir Roms verklungene Macht, was Ruhm,
Den Alexander über den Indus trug,
Wenn Dir ein Herbst des ganzen Erdballs
In die geöffneten Scheuern einfährt?

Du auch, mein Land, aus kranker Verworrenheit
Glorreich erwacht! Ihr seid es, Ihr drei! An Euch
Band Gott die Welt. Weh, wenn um Zwietracht
Ihr der gemeinsamen Noth vergäßet!

Vernehmt: ein Sohn wuchs unter den Brüdern auf.
Ungleich den andern blieb er von Streit und Spiel
Abseit, als wär er ungeschickt: Die
Lachten und sprachen: „Da geht der Träumer."

Als er dann aufstund, als ihm das Heimliche
Zuletzt unbändig über die Lippen sprang,
War solche Macht der unberührten
Jugend ein Schrecken für sie. Sie zürnten:

„Was will der Knabe? Dünkt er sich mehr als wir?"
Denn es entbrennt in zorniger Scham das Herz
Den Klugen, die ein Mann, einfältig,
Ihrer verborgenen Schuld gedenk macht.

Weil ihn das Bündnis ihrer gemeinsamen
Arglist nicht einschließt, dünkt er sie grauenvoll.
O Land, wie haben Dich die Andern
Lange gegängelt und thürmten Unrecht

Berghoch Dir auf! Und da Du zuletzt die Last
Doch abgeschüttelt, sitzen die Nachbarn bleich,
Vor Furcht, als käme der Gerichtstag;
Du aber halte Dich kühn. Nicht immer

Geht List vor Recht. Nicht minder noch mehr, als was
Dein Erbtheil ist, hast unter den Königen
Du eingefordert. Wenn sies weigern,
Wird Dich ein Gott in das Deine bringen.

So spricht dies Land: Wenn Opfer und Frömmigkeit,
Wenn Treue gilt und heiliger Muth, bereit
Sich an ein Hohes zu verschwenden,
Ruf ich den schlummernden Schwarm der Söhne

Zum Zeugniß auf, die unter dem Boden, mir
Gefallene, ruhn, und rufe die Gottheit auf,
Obs nicht genug sei, ob noch immer
Träumen und Dulden mein Los und niemals

Die Stunde schlägt, da unter den Ländern ich
Nach Würden froh bin, heiteren Angesichts
Am Tage Kron und Szepter führe,
Wohnend auf eigenem Grund, friedsälig?

War ichs, Ihr Söhne, welche die Völker einst
Hindurch schritt, kühnlich, Markt und Gerichtshaus neu
Aus Trümmern hob, war ichs, die ostwärts
Lenkte durch braches Gereut den Pflugstier?

War ichs hernach, die burgen= und kaiserlos
Ohn ein Gewand saß, meinen geschändeten
Schoß zu bedecken, ich, der heimkam
Solche Belohnung für mehr als Gutthat?

Wer, Söhne, brach und brannte die Pfalzen, trieb
Mein Volk zu Paaren, knechtete Strom und Flur?
Wer, da ich ihn zurechtwies, will mir
Wieder im Acker sein Unkraut säen?

Und doch, mich dünkt, Ihr feiertet jüngst ein Fest,
Jahrhundertwende hohen Gedächtnißtags;
Und auf dem Platz um Friedrichs Denkmal
Fand das bewundernde Volk sein Schauspiel

— Die Zeitung meldets —, Wimpel und Feuerwerk.
Im Taglohn sang ein emsiger Schreibertroß
Des Helden Lob. Doch kein Berufner
Unter den Männern im Reich erhob sich,

Den Spruch zu künden, würdig des Einzigen.
Ah! Jedes Eiland droben im Meer und fern
Des Südens Bergwacht mußte Boten
Senden, um niederzuknien, barhäuptig,

Für ein Gelübd an heiliger Gruft! Du warsts,
Dem Jeder dankt, wenn anders das Unsrige
Des Dankes werth ist. Hundertmäulig
Spie Dir Verderben aufs Haupt die Hyder;

Du trugsts. Du trutztest Schlacht über Schlacht und Jahr
Auf Jahr Europens zornigem Haß, bis spät
Die erzne Klammer sank und langsam
Wuchs über Trümmern und Blut Borussia,

Pfand deutscher Zukunft. Deutsche, verwaltet Ihrs?
Gefahr umdrängt Euch. Eiserne Zeit bricht an.
Er diente. Lernts, Ihr Eigensüchtgen!
Nur wer zu dienen gelernt, soll Herr sein.

Volk, Volk, bedenk, ob wirklich die Helden-Saat,
Die wir in Frankreichs blutigen Grund gestreut,
In Halmen schoß, ob schon die schweren,
Goldenen Garben der Herbst Euch einband;

Ob schon Verheißung, welche die Väter einst
Ruhmwerthen Tod mit Lächeln erdulden hieß,
Vollauf erfüllt ward, ob der Geist sich
Wirklich auf Erden die Wohnung baute.

So hofftet Ihrs, so gingen Verkündungen,
Da noch im Felsen, rabenumflattert, Euch
Der Kaiser mit dem Zwerg gesessen.
Rieft Ihr ihn wirklich herauf zum Zeugen

Des, das geschieht? Von Westen und Norden scholl
Kriegsaufgebot; Ihr solltet im Waffenschmuck
Nochmals um Deutschland frein, noch einmal
Würde bewähren und Rang. Und Einer

Vernahms und sprach: „Ich habe Geschäfte, geht."
Und Der: „Auf morgen, heute verlohnt sichs nicht."
Der höhnte gar: „Was solls? Die Braut ist
Waffen und Wunden nicht werth." Gelassen

Schaut Ihr des Reiches heilige Noth. So nehmt
Schwert, Szepter, Krone, Zeichen der Macht, und schließt
Den Zierath, der Euch nichts bedeutet,
Wieder zurück in den alten Felsen!

Zwiesichtige Zeit, wer sänne Dich aus! Du trittst
Goldangethan mit schallendem Fuß herein,
Klugheit auf Stirn und Aug und Wollust
Ueber den Lippen, ein unerschöpflich

Horn der Verschwendung schüttelnd, und rufst: „Genug
Des Völkerzwists und ängstlicher Pflicht! Jetzt kam
Frist des Genusses, Frist, da jeder
Kunde gewonnen; verzehnfacht winkt Euch

Des Lebens Lust, die flüchtige. Taghinaus
Mehrt sich des Menschen stolzer Besitz." Da fällt
Das Volk Dir trunken zu. Und plötzlich
Stehst Du inmitten des Schwarms, ein Dämon,

Die Aegis schüttelnd, wirrest den Frömmsten selbst
Das Herz, entfremdest Jedem das Seinige,
Daß ers nicht kennt und lahmer Schrecken
Ueber das Nächste Bescheids ermangelt.

Volk gegen Volk und Bruder gen Bruder hetzt
Ein Haß, der doch den offenen Kampf nicht wagt;
Denn Jeder fühlt sich krank; und Keiner
Weiß, wer die Bronnen gefälscht. Der Sänger

Gedenkt wohl noch einfältiger Weisheit, früh
Von Mann und Weib, von Meister und Knecht gekannt.
Doch wer kann helfen, wo des Heiltranks
Bittere Gabe dem Kranken Gift deucht?

Der Muth verläßt uns. Unter den Himmeln hängt
Ein schwarz Gewölk und grollend verkündet schon
Das nahe Feuer sich. Da schweigen
Vögel und Lüfte des Walds. Und also

Schweigt auch die Muse. Dräuend am Scheideweg
Steht das Geschick. Gleich schreitet es aus und reißt
Uns seiner Sohle nach. Vielleicht auch
Schlugs den demantenen Keil zu Häupten

Schon ins Gebälk, schloß über dem Hause schon
Die Wölbung ab, des künftigen Herrn und Brauch
Nicht Einer deutend nennt, da längst doch
Alles der Griffel ins Buch gegraben.

Verzeiht dem Sänger, Deutsche; Veraltetes
Hat er vielleicht Euch Neuen gerühmt und hieß
Lebendig ein Gewächs, dem doch schon
Fressend im Marke die Fäulniß reif ward.

Wohl fühlt ihn Jeder; wer aber kennt den Gott,
Bis er sich selbst in Wettern enthüllt und spricht:
Dies war mein Wille? Eins ums Andre
Stößt er vom Sockel herab. Doch viel auch

Bleibt wie der Erde heiliger Grund, ein Trost.
Das Schicksal wandelt; dennoch, unwandelbar
Kürt sich der Geist sein Gut. Ausdauert
Allen Dämonen zum Trotz die Treue.

Rudolf Alexander Schröder
(aus „Elysium").

Geharnischtes Sonett.

Was schmiedst Du, Schmied? „Wir schmieden Ketten. Ketten!"
Ach, in die Ketten seid Ihr selbst geschlagen.
Was pflügst Du, Bauer? „Das Feld soll Früchte tragen."
Ja, für den Feind die Saat, für Dich die Kletten!

Was zielst Du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten."
Gleich Hirsch und Reh wird man Euch selber jagen.
Was strickst Du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen."
Aus Eurem Todesnetz: wer kann Euch retten?

Was wiegst Du, schlaflose Mutter? „Knaben!"
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande
Im Dienst des Feindes Wunden schlagen sollen.

Was schreibst Du, Dichter, Du? „In Gluthbuchstaben
Einschrieb ich meine und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen."

Friedrich Rückert.

Gebet des Alten Dessauers.

Du, lieber Herrgott, weißt fürwahr,
Wie selten ich Dich molestire:
Drum hilf mir heut in der Gefahr,
Daß nicht der Feind dort triumphire!

Doch willst Du nicht, so steh auch nicht
Zu jenem Schuft dort in der Schanze,
Dann werd' allein mit diesem Wicht
Ich fertig schon . . . Vorwärts zum Tanze!

August Moras.

Soldatenlied.

Kriegslust, Dir sind wir ergeben!
Kampf und Streit
Allezeit
Ist uns Luft und Leben.
Von der Wacht
In die Schlacht
Stürmen wir durch Schanz und Gräben.

Hört Ihr die Trompete schallen?
Brüder, seht:
Hochher weht
Unsre Fahne; seht sie wallen!
Nur mit ihr
Wollen wir
Siegreich stehen oder fallen.

Ueber Feigen, über Schlechten
Soll sie nie
Wehen hie!
Wackrer Fähnrich, Deiner Rechten
Angetraut
Als die Braut,
Wirst Du sie mit Muth verfechten.

Wird die Rechte Dir zerschossen,
Nimm sie, Du,
Immerzu
Mit der Linken unverdrossen!
Ohne Hand
Halt' das Band
Mit den Zähnen noch umschlossen!

Fällst Du, solls dem Feind nicht nützen;
Hüll' Dich fein
In sie ein
Bis zum letzten Blutverspritzen,
Um sie dann
Als ein Mann
Treulich noch im Tod zu schützen.

Hermann Lingg.

Den Siegern.

Heil Euch im Siegerkranz,
Schirmer des Vaterlands,
Glorreiche Schaar!
Hoch von des Bergsees Rand
Bis an des Rheines Strand
Nahmt Ihr die Wehr zur Hand,
Kühn, treu und wahr.

Preußische Heldenschaft,
Bayerische Bergeskraft
Fanden sich gleich:
Ihr habt in Gluth der Schlacht
Ehern den Ring gemacht,
Ihr habt uns heimgebracht
Kaiser und Reich.

Felix Dahn.

Feldjägerlied.

Mit Hörnerschall und Lustgesang,
Als ging' es froh zur Jagd,
So ziehn wir Jäger wohlgemuth,
Wenns noth dem Vaterlande thut,
Hinaus ins Feld der Schlacht.

Gewöhnt sind wir von Jugend auf
An Feld- und Waldbeschwer.
Wir klimmen Berg uud Fels empor
Und waten tief durch Sumpf und Moor,
Durch Schilf und Dorn einher.

Nicht Sturm und Regen achten wir,
Nicht Hagel, Reif und Schnee.
In Hitz' und Frost, bei Tag und Nacht

Sind wir bereit zu Marsch und Wacht,
Als gält' es Hirsch und Reh.

Wir brauchen nicht zu unserm Mahl
Erst Pfanne, Topf und Rost.
Im Hungersfall ein Bissen Brot,
Ein Labeschluck in Durstesnoth
Genügen uns zur Kost.

Wo wackre Jäger Helfer sind,
Da ist es wohlbestellt.
Denn Kunst erhöht uns Kraft und Muth
Wir zielen scharf und treffen gut,
Und was wir treffen, fällt.

Und färbet gleich auch unser Blut
Das Feld des Krieges roth,
So wandelt Furcht uns doch nicht an;
Denn nimmer scheut ein braver Mann
Fürs Vaterland den Tod.

Erliegt doch rechts, erliegt doch links
So mancher tapfre Held.
Die Guten wandeln Hand in Hand
Frohlockend in ein Lebensland,
Wo Niemand weiter fällt.

Doch trifft denn stets des Feindes Blei?
Verletzt denn stets sein Schwert?
Nein! Oefter führt das Waffenglück
Uns aus dem Mordgefecht zurück
Gesund und unversehrt.

Dann feiern wir ein Heldenfest
Bei Bischof, Punsch und Wein.
Zu Freudentänzen laden wir
Ums aufgepflanzte Siegspanier
Die schönsten Schönen ein.

Und jeder Jäger preist den Tag,
Als er ins Schlachtfeld zog.
Bei Hörnerschall und Becherklang
Ertönet laut der Chorgesang:
„Wer brav ist, lebe hoch!"

Gottfried August Bürger.

Rohstoffe.

Ein französischer Nationalökonom hat berechnet, daß Deutschlands Nahrungmittel und Rohmaterialien nur fünf Monate, also bis Neujahr, ausreichen werden. Der Professor schätzte nicht einmal den deutschen Kohlenreichthum nach Gebühr. Die Kohle wird uns nicht fehlen. Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat hat zwar den Preis für Hausbrandkohle erhöht, weil die Selbstkosten größer geworden sind; aber die Förderung wird gewiß der Nachfrage genügen. Die deutschen Bergwerke haben 1913 rund 191 Millionen Tonnen Kohle gefördert; verbraucht wurden 167 Millionen; 24 wurden ausgeführt, weil für sie im Inland keine Verwendung war. Und die Einfuhr von 10 Millionen Tonnen war nicht durch Nothwendigkeit geboten. Oberschlesien klagt ja schon lange über die Konkurrenz der englischen Kohle. Berlin hat im Jahr 1913 mehr als 1½ Millionen Tonnen aus England bezogen (228 000 Tonnen mehr als 1912, während der Verbrauch oberschlesischer Kohle im selben Jahr um 534 000 Tonnen abnahm); ganz Ostdeutschland nahm 4 Millionen Tonnen britischer Kohle auf. Dieser englische Sieg wurde durch günstige Transportbedingungen (Wasserfrachten) ermöglicht; die Oberschlesier konnten nicht zu so billigem Preis liefern. Der Großschiffahrtweg Stettin-Berlin hat den Vorstoß der englischen Kohle in das Absatzgebiet Oberschlesiens erleichtert; und das an die preußische Regirung gerichtete Verlangen nach Kompensationen wurde durch den neuen Vortheil, den die Briten gewonnen hatten, gestützt. Jetzt brauchen die Mitglieder des Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Vereins sich nicht mehr über den englischen Rivalen zu ärgern. Und die Berliner müssen sich mit der schlesischen Kohle abfinden. Die Gefahren eines Russeneinbruches in Oberschlesien und vermehrter Arbeiternoth darf man nicht ganz verachten. Dennoch ist die Brennstofffrage keine „brennende“.

Kohle und Eisen sind wichtig für die Kriegsarbeit. Kanonen, Flinten, Munition müssen ersetzt, Hände und Maschinen bis zur letzten Kraftgrenze angespannt werden. Aber das Wichtigste ist, daß der Stoff nicht fehle. Deutschlands Roheisenproduktion ist in den letzten Jahren rasch in die Höhe geschossen. Beinahe 20 Millionen Tonnen, fast das Doppelte der englischen Leistung, wurden im Jahr 1913 produzirt; und da die deutsche Eisen- und Stahlausfuhr seit zwei Jahren gewaltig wuchs, ist nicht auf einen Mangel im Inland zu schließen. Fraglich ist nur, ob die Verhältnisse des Friedens im Krieg unverrückt bleiben. Lothringen und Luxemburg, wichtige Stätten des Eisengewerbes, liegen im Bereich des Völkerkampfes. Da hört natürlich das Schwingen der Räder und das Dröhnen der Hämmer auf. Aber unser Hauptlieferant ist und bleibt Rheinland-Westfalen. Die rheinischen fabriziren dreimal mehr Stahl als die Hütten im Südwesten, die fürs Erste vielleicht nichts liefern werden. Im Roheisen sind sie den rheinisch-westfälischen Hochöfen ziemlich nah. Der Ausfall kann bei Stahl

3, bei Roheisen 6 Millionen Tonnen betragen. Doch die rheinischen Werke können einen guten Theil der lothringischen Arbeit mit übernehmen. Die Metallfabriken haben also kaum mit fühlbarem Versagen der Rohstoffproduzenten zu rechnen. Wie steht es mit dem Eisenerz? Deutschland hat 1913 14 Millionen Tonnen Eisenerz vom Ausland bezogen: 4½ aus Schweden, 3¾ aus Frankreich, 3½ aus Spanien. Das sind die wichtigsten Quellen. Deutsche Eisenerze wurden in einer Menge von 2½ Millionen Tonnen exportirt: nach Belgien und Frankreich. Von den fremden Lieferanten bleibt uns Schweden. Spanien ist, obwohl neutral, durch Frankreich behindert; wir dürfen nicht annehmen, daß spanisches Erz während des Krieges nach Deutschland verschifft wird. Die deutsche Ausfuhr hört auf. Die 2½ Millionen Tonnen können also den 4½ schwedischer Herkunft zugeschlagen werden. Die Hälfte der Erzeinfuhr von 1913 bleibt ungewiß. Das wäre schlimm, wenn wir nicht Ersatz gefunden hätten. Aber Deutschland ist im Besitz des wichtigsten französischen Erzdistriktes, des Beckens von Briey. Während das deutsche Zollgebiet im Jahre 1913 25½ Millionen Tonnen Erz förderte (Deutsch-Lothringen allein 21), brachten die 43000 Hektar großen Erzfelder des Bassins von Briey mehr als 15 Millionen Tonnen zu Tage. Der fünfte Theil der Erzreichthümer von Briey gehört schon deutschen Montangesellschaften. Thyssen, Deutsch-Lux, Gelsenkirchen, Hoesch, Phoenix, Roechling, De Wendel und Andere haben sich dort eingenistet. Die lothringisch-luxemburgischen Werke sind auf das französische Erz angewiesen; und die deutschen Erfolge in Französisch-Lothringen schneiden den Verarbeitern des französischen Rohmaterials die Lebensbedingungen gewiß nicht ab. Ob der Krieg selbst es thut, der die Hände von friedlicher Arbeit losreißt? Noch war von ernster Sorge ums Erz nichts zu hören.

Schwieriger ist ein anderes Problem: Kupfer. Daß die amerikanische Produktion eingeschränkt wurde, sagte ich hier schon. Deutschland hatte im Jahre 1913 einen Kupferverbrauch von 260666 Tonnen; davon produzirte es selbst 31000 Tonnen. Die Vereinigten Staaten schickten uns 198000 Tonnen; die Gesammteinfuhr umfaßte 225000. Wird die Versorgung Deutschlands mit amerikanischem Kupfer über Rotterdam möglich sein? Auch das zweite für Deutschland wichtige amerikanische Rohmaterial, die Baumwolle, ist durch den Krieg auf seinem Wege gehemmt. Amerika möchte natürlich den Ernteertrag verwerthen. Die einst so verschriene Baumwollvalorisation ist jetzt Regirungprogramm. Der Schatzsekretär Mc Adoo ist auf ein Mittel verfallen, das in der Idee der deutschen Darlehnskassen wurzelt. Die Baumwolle soll indirekt, auf Wechsel der Pflanzer, von den Nationalbanken beliehen werden. Droht der deutschen Textilindustrie Mangel an Rohmaterial? Aus Amerika wird kaum Etwas kommen. Die Einfuhr von Rohbaumwolle war in diesem Jahr besonders groß. Die ersten sieben Monate ergaben einen Importüberschuß von 2,89 Millionen Doppelcentnern; und Ende Juli wurden die Vorräthe auf 2,6

Millionen Doppelcentner geschätzt. Diese Menge würde, nach der Ansicht von Fachleuten, für mehrere Monate ausreichen. Noch steht die deutsche Textilindustrie nicht vor dem Schatten einer Lebensgefahr.

Die Aufhebung und Milderung mancher Ausfuhrverbote läßt vermuthen, daß man die Versorgung des Inlandes mit industriellen Produkten für sicher hält. Nur die Verarbeiter von Gold müssen sich bescheiden. Der wachsende Luxus hat den fabrikatorischen Goldwerth von Jahr zu Jahr gesteigert. Jetzt ist alles erreichbare Gold nöthig, um das Meer von Papiergeld einzudämmen; und der Fabrikant wird sich vergebens nach neuem Rohmaterial umsehen, da den südafrikanischen Randminen eine Störung der Produktion droht. Englands Industrie ist in vielen Theilen abhängig von den chemischen Produkten Deutschlands. Sie hat nicht ein einziges Farbwerk, das neben den großen Chemischen Fabriken Deutschlands genannt werden könnte. Die englischen Textilfabriken sind die besten Abnehmer der deutschen Anilintrusts. (Daß sie auf diese Lieferanten angewiesen sind, hat ein kaum beachteter Vorgang gezeigt. Eine deutsche Farbenfabrik bekam, nach Ausbruch des Krieges, von einem Abnehmer in Schweden Aufträge, die weit über das gewöhnliche Maß hinausreichten. Man forschte nach und erfuhr, daß die ganze Bestellung von England ausging, das sich des Schweden als Vermittlers bedient hatte. Der englische Fabrikant erhielt natürlich nichts.) Die Goldminen brauchen zur Verarbeitung Cyanid. Das ist ein Mittel zur Absonderung des Goldes. Deutschland lieferte große Mengen von Cyankali und Cyannatrium nach Südafrika. Diese Zufuhr hat ganz aufgehört. Die Gruben haben nur, was sie zurückbehielten; und damit werden sie bald fertig sein. Dann müssen sie den Betrieb einstellen; denn die kümmerliche Chemikalienindustrie Englands, die von dem Riesenaufschwung der deutschen Chemie in den dunkelsten Schatten geschleudert wurde, kann den Bedarf der Goldbergwerke nicht decken. Die Goldproduktion wird also einschrumpfen.

Unsere Chemiker müssen durch die Kunst der Synthese Naturprodukte ersetzen, deren Einfuhr aufgehört hat. Zum Beispiel Kampher und Salpeter. Der chilenische Salpeter ist das Brot der Erde. Die Landwirthschaft hat deshalb mit einiger Sorge an die Störung der Salpetereinfuhr gedacht. Nun kommt der künstliche Salpeter zu besonderen Ehren und wir könnten viele Fabriken brauchen, die natürliche Wasserkräfte zur Herstellung von Stickstoffdünger ausnützen. Der wichtigste „Rohstoff“, den die Nation braucht, ist das Brotgetreide; und so bildet die Ernte des Jahres 1915 das schwerste aller Probleme. Das muß gelöst werden. Zunächst muß man die künstliche Steigerung der Getreidepreise hindern. Die Preise für Weizen und Roggen sind, seit Ausbruch des Krieges, um 50 und 40 Mark für die Tonne höher geworden; offenbar werden Vorräthe, die später besser zu verwerthen sein könnten, unter Verschluß gehalten. Solcher spekulativen Ausbeutung des Volkes müssen staatlich festgesetzte Höchstpreise vorbeugen.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 10. Oktober 1914

Der Fall Jastrow.

Nachdem der Aufruhr, den die Entlassung Professor Jastrows von der Handelshochschule als Tagesereigniß bewirkt hatte, sich gelegt hat, ist es nun wohl Zeit, die über den Tag und die Person hinausreichende Bedeutung des Falles vom Standpunkt des akademischen Lehrers anzudeuten. Die entscheidenden Thatsachen sind diese. Professor Jastrow hat im Auftrage der Aeltesten der Kaufmannschaft die Organisation der Handelshochschule geschaffen. Daß es im Zusammenwirken mit seinen Auftraggebern geschah, versteht sich von selbst, modifizirt aber nicht die Thatsache, daß kein Anderer als der geistige Schöpfer der Handelshochschule gelten kann. Er selbst übernahm die Professur für Nationalökonomie, mit einem nicht lebenslänglichen, sondern in einer gewissen Periodik kündbaren Vertrag. Daß diese Kündbarkeit nur eine formale Bedeutung hatte, falls nicht, zum Beispiel, ein völliges Fiasko der Handelshochschule eintrat, mußte von den Voraussetzungen des akademischen Berufes aus als selbstverständlich gelten; wie auch an schweizer Hochschulen die Professoren nur auf eine bestimmte Zahl von Jahren angestellt werden, ohne daß von dem Kündigungrecht anders als bei schwersten Komplikationen Gebrauch gemacht würde. Im Uebrigen weiß ich über die Motive dieses Abkommens nichts; sie sind auch für die jetzige Sachlage gleichgiltig. Dagegen ist mir authentisch bekannt, daß die Gründung der Hochschule und die Füh-

rung ihres ersten Rektorates durch drei Jahre ein Arbeitquantum von Jastrow verlangt hat, für das es nicht viele Analogien geben dürfte und für das er damals seine Kraft bis aufs Letzte hingab. Nachdem er sein Lehramt durch all diese Jahre mit einem von keiner Seite bestrittenen Erfolg durchgeführt hat, ist ihm im März seine Stellung ohne jede Vorbereitung oder Begründung von den Aeltesten gekündigt worden, mit dem Hinzufügen: zu Verhandlungen über Erneuerung des Vertrages auf anderer Grundlage seien sie bereit. Die Aenderung der Grundlage kann ersichtlich nur eine Herabsetzung der materiellen Bedingungen bedeuten.

Ob für dieses Verfahren eine Ahnunglosigkeit über die Voraussetzungen des akademischen Lebens oder eine positive Tendenz von größerem Gewicht waren, ist für den nur sachlich Interessirten belanglos; das Entscheidende ist, daß hier eine private Hochschulenverwaltung sich jenen Voraussetzungen gegenüber als völlig unzulänglich gezeigt hat. Die Hinzufügung über die „Bereitheit" zu Verhandlungen bedeutet nicht weniger, als daß Jastrow in die Rolle des Bittstellers gedrängt werde, der sagen sollte: Bitte, stellt mich wieder an; ich will es auch billiger als bisher thun! Ich wüßte aus der Geschichte der deutschen Hochschulen, die mir nicht ganz unbekannt ist, keinen Fall, in dem einem Lehrer dieses Ranges eine solche Demüthigung zugemuthet worden ist. Nicht nur um seiner Person, sondern einfach um der Achtung seines Standes willen verbietet sich für jeden Hochschullehrer jede Antwort auf diese Unwürdigkeit. Die deutschen Hochschulen haben manche erstaunliche Removirung ihrer Lehrer erlebt: von Christian Wolff, dem Führer der deutschen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, an, den Friedrich Wilhelm der Erste verjagte, weil Intriganten ihn hatten glauben machen, daß Wolff die Willensfreiheit und damit das Recht bestritt, desertirende Soldaten zu strafen, über die Absetzung Fichtes wegen „Atheismus" und die Göttinger Sieben bis zu Leo Arons. In all diesen Fällen aber glaubte man, mit Recht oder Unrecht, die Staatsinteressen bedroht; aufrichtig oder vorgeblich, es war doch immer ein allgemeiner, irgendwie ideeller, vor Allem: ein übermaterieller Gesichtspunkt entscheidend. Daß aber ein nach Lehre und Leben unangreifbarer, gerade um seine

Hochschule in einer fast beispiellosen Weise verdienter Lehrer durch die Zumuthung einer diminutio capitis abgesetzt wird, weil man ihm nicht mehr so viel Gehalt wie bisher geben will: dazu kenne ich keine Analogie.

Für die Werthung dieses Verfahrens ist es natürlich ganz gleichgiltig, wie hoch das in Frage stehende Gehalt war. Die angegebene Summe entspricht dem mittleren Einkommen der berühmten Lehrer unserer großen Universitäten; es gibt deren, die das Dreifache und Fünffache beziehen. Aber darauf kommt es, wie gesagt, nicht an, sondern auf das in dem Verfahren der Aeltesten dokumentirte Prinzip, daß der akademische Unterricht eine Waare ist, deren Preis man beliebig drücken kann, sobald die Konjunktur den Verkäufer widerstandsunfähig macht. Vielleicht aus dem Gefühl für das Ungeheuerliche dieses Verfahrens heraus ist es von den Aeltesten damit begründet worden, daß Jastrows gleichzeitige Lehrthätigkeit an der Universität die Herabsetzung seines Gehaltes an der Handelshochschule rechtfertige. Aber gerade hierin liegt von Neuem jene Ahnungslosigkeit vom Wesen des akademischen Lehramtes. Der Kaufmann muß natürlich darauf halten, daß sein Angestellter nicht etwa seine Kräfte noch für ein anderes Geschäft verbrauche. Aber für die akademische Thätigkeit ist der Begriff der „vollen Arbeitkraft“ überhaupt nicht anwendbar. So führt Harnack das Direktorat der Königlichen Bibliothek, das unvergleichlich größere Ansprüche an Zeit und Kraft stellt als die paar wöchentlichen Kollegstunden Jastrows an der Universität; Niemand aber ist wohl auf den Gedanken gekommen, Harnacks Lehrthätigkeit könnte darunter leiden. Einem akademischen Lehrer sein durch viele Jahre bezogenes Gehalt verkürzen zu wollen, nur, weil er noch eine andere Lehrthätigkeit ausübt (die er übrigens all diese Jahre hindurch und vor ihnen ausgeübt hat) und ohne daß im Geringsten die Behauptung hätte gewagt werden können, daß die eine dieser Thätigkeiten die andere thatsächlich verkümmere: Dies erscheint mir wiederum als ein Unikum in der Geschichte der deutschen Hochschulen.

Mit wie scharfem Protest aber auch jeder akademische Lehrer diese Behandlung eines Kollegen empfinden muß, so liegt doch für den Kulturphilosophen als solchen eine eigenthümliche Ge-

nugthuung in diesem Ereigniß: diejenige, die sich für den blos betrachtenden Menschen immer an die „Reinheit“ eines Falles knüpft. Daß mit einem einzigen Akt, seiner Form und seiner Rechtfertigung, ein so restlos Falsches, ein so radikal allen Forderungen von Sache und Idee Entgegengesetztes geschehen kann, ist immerhin eine denkwürdige Erfahrung; sie ist auch vielleicht nur da möglich, wo das Geldinteresse in einem Verhältniß entscheidet, das eben nur von der Sache und der Idee her entschieden werden durfte. Nur so konnte es geschehen, daß die Spannung zwischen der Würde des Hochschullehrers (nach seiner Person und ihren moralischen Rechten wie vor Allem nach Sinn und Bedeutung seines Amtes) und dem Verfahren der Hochschulverwaltung nicht einfach eine große war, sondern eine absolute.

Straßburg im Elsaß. Professor Dr. Georg Simmel.

Georg Simmel.

Als, vor Monaten, das Vorlesungverzeichniß für das Sommersemester der berliner Universität herausgekommen war, nahmen wir es etwas unruhig in die Hand, suchten gleich das entscheidende Zeichen und konstatirten schon: daß Georg Simmel nicht mehr drinsteht. Wir werden ihn in Berlin nicht mehr hören können, wir werden ihn nicht mehr sehen: und Das ist traurig, weil (es ist das Merkwürdigste an ihm) man ihn erst ganz auffassen kann, nicht, wenn man ihn liest: wenn man ihn hört, wenn man ihn sieht.

„Er denkt laut“, hat Jemand von ihm gesagt. Man könnte noch hinzufügen: Er denkt sichtbar; man glaubt, zu sehen, wie er einen Gedanken... wie ihn ein Wort in seinem Vortrag, ein unbedacht dazwischenfahrendes und weiter für nichts vorbestimmtes, das plötzlich, zufällig beinahe, ausgesprochen ist, wie ihn ein solches Wort stutzig macht und anhalten läßt; und wie, mit einem Mal, sich in ihm eine ungeahnte Reihe neuer Folgerungen öffnet.

Es war vor vielen Jahren (erzählte mir ein Herr im mittleren Alter); da war Simmel noch ein sehr junger Dozent, kaum habili-

tirt, und ich war einer von den Hörern. Er sprach über ein soziologisches Problem (es könnte über die Wechselwirkung von Prostitution und Gesellschaft gewesen sein, ich weiß Das nicht mehr so genau), als wir plötzlich draußen die Militärmusik vorübermarschiren hörten. Wir waren ein Wenig unwillig und aufgestört; denn man ist so tief von den Netzen seiner Syllogismen eingewunden, daß man immer erst herausgerissen werden muß, wenn etwas Unerwartetes dazwischenkommt. Er brach aber nicht ab; nur bemerkten wir plötzlich, daß er von der Burgmusik zu sprechen begann. Er wird es wohl selbst nicht gewußt haben. Das ist sehr gut möglich. Er schloß jedenfalls nicht die Stunde mit einem Problem aus seinem Thema, sondern mit der Gegenüberstellung zweier Kräfte, die einander unbedingt fremd sind, und wie es möglich ist, daß sich beide in ihrer Entwickelung beeinflussen. Auf dem Katheder sprach die Wissenschaft und nahm die Sinne der Hörer für sich sehr in Anspruch. Durch die Fenster aber drang die Aeußerung von etwas ganz Konträrem herein, vom Militarismus, zum Beispiel, und sie griff plötzlich selbst nach dem Hörer, heftig, als schnitte sie die Fäden, die vom Gehirn des Dozenten nach den Gehirnen der Aufnehmenden führten, mitten scharf entzwei.

Die Erinnerung des befreundeten Herrn erzähle ich nicht nur, um den Erweis der Praktik für die Aufstellungen des Theoretikers Simmel zu geben (die wir gleich besprechen werden); vorerst aber noch, weil ich glaube, daß sie uns klar macht, wie Simmel dozirt.

Er hat ein Konzept vor sich wie jeder Vortragende, gewiß. Aber man braucht nur ihn selbst ein Wenig zu beobachten, dann scheint Einem, daß er es gar nicht benützt. Das fällt schon am Anfang auf und im Verlauf der Stunde kann man es sich nicht anders denken überhaupt, als daß er frei spricht. Er entkleidet sein Gehirn, so zu sagen, indem er spricht. Man sieht in sein Gehirn hinein, man sieht, wie es die Gedanken zimmert. Man sieht es die Thatsachenkomplexe zusammentragen und aufeinanderthürmen, groß, schwer, mannichfaltich und von allen Seiten her, als trügen ungezählte Hände Steinquader herbei und thürmten sie auf. Das wirkt außerordentlich, schon als Schauspiel, ich kann mir nicht helfen.

Und dann wirkt es ungewöhnlich einprägsam und hinreißend; man hört: Das heißt dann so viel, wie: Man baut mit. Man hört also eigentlich nicht: man denkt vielmehr, man denkt mit. Denn er denkt laut; ich könnte es nicht besser sagen.

Es war also schon sehr viel für die berliner Universität, daß er ihr angehörte. Man kann sich zu seiner Philosophie anders stellen als die unbedingten Bewunderer, ja, wir werden gleich sehen,

ob wir Das nicht auch an einigen Stellen müssen, man muß aber doch sagen, daß er ein Einzelner, ein Seltener auf jeden Fall ist und daß ihn die Universität hätte halten müssen.

Sie hat große Wissenschaftler und wir ehren sie. Aber sie hat auch Mehr-als-Wissenschaftler nöthig. Menschen, die etwas Anderes sind als ihre Bücher und Forschungen, seltene Köpfe, die nicht nur Verkünder ihrer Wissenschaft und Weisheit sind, sondern seltene Köpfe außerdem.

Das ist Simmel. Seine Wissenschaft ist noch lange nicht niedergeschlagen in seinen Büchern. Sie reicht weit über die Bücher hinaus, ja, weit noch über Das hinaus, was er selbst heute zu wissen glaubt. Sie reicht in das Morgen und Uebermorgen, denn sie ist produktiv und empfängt von allen Seiten täglich neue Erreger.

Seine Wissenschaft entsteht in seinem Vortrag selbst. Wenn er dort am Podium sitzt und spricht, so ist es, als spräche er mit einem Zweiten, als vertheidigte er sich gegen einen Dritten; er spricht also eigentlich gar nicht, er disputirt eher schon, er überredet sich selbst, er kämpft. Er steht mitten drin, nicht daneben, nicht darüber steht er. Alles ist um ihn herum mitbetheiligt, von den horchenden Augen der Hörer angefangen bis zu den Geräuschen der Straße; Alles, was ihn umgibt, greift in ihn ein.

Dies war ein Wort, das ich über den Dozenten sagen wollte.

Ein Wort über den Philosophen jetzt.

Man muß seinen „Kant“ oder seinen „Schopenhauer und Nietzsche“ (wenn ich den Verlag nicht einzeln nenne, sind die Bücher bei Duncker & Humblot in Leipzig erschienen) in die Hand nehmen oder die kleine „Einführung in die Hauptprobleme der Philosophie“ (Sammlung Goeschen): und man wird dann gleich sehen, was bei ihm Denken heißt.

Es ist nicht immer ein Lossteuern auf ein Ziel, wie Manche glauben. Natürlich, auch Das kann Denken sein: sich an irgendetwas festsaugen und dann denken: hineindringen. Aber Das ist mehr ein analytisches, Das setzt sich schon im Ziel fest und fängt gleich an, es zu zerlösen (als wären seine Wege drin als seine Bestandtheile und ließen sich einfach auseinanderlegen). Das ist wie ein Tropfen Säure, der auf einen Körper fällt und ihn zerlöst. Das ist gewiß Denken, aber es gibt eben ein anderes auch, das sich nicht festsetzt: das synthetische. Das analytische ist ein stehenbleibendes und sich in das Objekt einätzendes, das andere, das synthetische Denken ist ein Denken unterwegs, könnte man sagen, ein fortschreitendes, das will den Ausgangspunkt (also die Anregung) und den Endpunkt (also das Resultat so zu sagen) und

den Weg (also die Funktion des Denkens), es will das Alles verbinden und in ein Einheitliches einfassen. Es will Ströme leiten, die die Thatsachen und Dinge, welche hier und dort in der Welt geschehen und herumliegen, aneinanderbinden. Fremdes geräth durch irgendwelchen Zufall in eine verwunderliche Verwandtschaft, in eine gleichgestimmte oder gegensätzliche.

Sieht man genauer hin, so ist ganz so eben das Leben; und ein guter Philosoph muß sein, wer diese Zusammenhänge aufklären kann. (Ich möchte hier rasch wieder an die Erzählung am Anfang erinnern, denn sie paßt gut her.)

Simmel hat diese Zusammenhänge aufgeklärt; um noch ein Beispiel zu nennen: man lese nur seine Monographie über die Religion in Bubers Sammlung „Die Gesellschaft" (Rütten & Löning), man lese da, wie er das Spezielle immer wieder ausweitet zum ganzen Begriff des Daseins und wie er Großes, Allgemeines, Grundlegendes herbeiholt, um Kleines, Besonderes, Abseitsstehendes zu fundamentiren.

Auch kann kein Zweifel sein, daß nur ein großer Philosoph das fertigbringt; aber man wird doch ein nicht gleich verstandenes Gefühl haben, daß da Alles (was es sein wollte) doch nicht wie das Leben ist. Man wird es sich dann nach und nach so erklären müssen: daß das Alles zu kalt hingestellt ist, ganz einfach. Nicht nüchtern. Nur kalt, belebt, aber ohne Wärme. Wenn zwei Dinge nur kalt aneinandergebunden werden, so stehen sie noch nicht in den wirklichen Zusammenhängen des Lebens. Wenn die Fäden der Dialektik und Logik sie verbinden, bleiben sie noch immer allein und für sich.

Wenn ein Strom durch diese Fäden fährt, dann schmelzen die Pole erst zusammen, und wenn dieser Strom nicht mehr eine intellektuelle Kraft ist, wie bei Simmel: ein intellektuelles Talent, sondern eine ungeistige, ein Herzschlag, eine unbeabsichtigte und verblüffend herausbrechende, dann ist das Alles schon ganz (was es sein mußte) wie das Leben. Erst dann.

*

Es gibt einen anderen Simmel. Das ist nicht der Erkenntnißtheoretiker, der uns manchmal unbefriedigt entläßt. Und wir thäten deshalb gut, noch viel öfter zu jenem anderen Simmel zu gehen, dem die Philosophie nicht mehr Hauptzweck ist, wie dem Theoretiker, aber Grundlage zu einem ganz einzig dastehenden Gebäude von Feststellungen und Untersuchungen. Ich meine also,

daß wir zum Soziologen Simmel hingehen sollen. Da wird Keiner sein, den er unbefriedigt entlassen hätte; aber da wird Jeder immer wiederkommen wollen.

Er wird, zum Beispiel, immer wieder von der „Philosophie des Geldes" hören wollen und selbst die „Einführung in die Moralwissenschaft" (Cotta) hierherzählen. Er wird hier und in den Vorträgen zur „Soziologie" den großen Vertiefungen des Einzelfalls zum typischen Ereigniß folgen, Schritt vor Schritt, wie es Simmel macht: mit kleinen Schritten eigentlich, damit so wenig wie möglich unberührter Boden dazwischenbleibt.

Die soziologischen Untersuchungen Simmels sind eine Tonleiter der Gesellschaftprobleme, ich wollte sagen: der Gemeinschaftmöglichkeiten. Sie fängt tief genug an: bei den schrillen Sphären von Verbrechen, Prostitution, und sie steigt hoch genug hinauf, so hoch es, soziologisch, überhaupt in diesem Leben möglich ist: zum Kapitalisten, zur Macht. Zwischen jener Hölle und diesem Paradies stehen die ungleichen Schichten des Purgatoriums: hier athmet der Arbeiter, der Bürger, der Künstler, der kleine selbständige Unternehmer, und athmet eine gemischte Luft.

Aus diesen drei ganz scharf von einander getrennten Welten besteht die Welt überhaupt. Das kann man sagen; und jede von ihnen hat ihre Wissenschaft der Gemeinsamkeit. Was Simmel von dieser aufgedeckt hat, muß man hören und immer hören gehen. Er enthüllt alle Voraussetzungen, auf denen diese tausendfach verschiedenen Menschen leben, mit einer unbeschreiblichen Feinheit, mit grausamer Feinheit geradezu.

Was ist Liebe? Was sind die Mitmenschen? Was ist die Einsamkeit?

Ja, wie merkwürdig eigentlich: Das sind Fragen, die man an den Dichter richtet. Immer wieder sagen die Dichter, was die Liebe sei, was die Mitmenschen seien und was die Einsamkeit sei, ganz besonders.

Jetzt meldet sich der Wissenschaftler; und seine analytischen Tabellen über die Liebe und die Mitmenschen, seine Mathematik der Einsamkeit ist (man muß es schon heraussagen) dem Leben gleicher, tiefer und schöner als die Sprache des Dichters. Man könnte ein Buch schreiben über Simmel, den Philosophen der Soziologie; ich habe hier leider nur Raum für dieses eine Wort.

Ein Wort endlich auch für uns noch, die wir ihn nicht mehr hören werden, nicht mehr sehen werden. Ein Trostwort. Das muß natürlich auf seine Bücher hinweisen.

Wer ihn einmal gehört hat, Der wird sich doch in sie so hin-

einlesen können, daß ihm gleichsam ist, als hörte er ihn wieder. In seiner Schrift wird man gerade so wie in seiner Rede die hartnäckige Lust, zu folgern, gleich herausfinden, sich in Folgerungen hineinzuwühlen, ich möchte schon sagen: wie in einem Rausch an Schlüssen.

Der Andere muß die Abstraktion dieses methodischen Kopfes in die Hand nehmen, seine Bücher also, und muß sehen, wie er weiterkommt. Leicht ist sicher nicht, ihn zu lesen, ohne ihn je gehört zu haben. Das weiß ich. Und daß Dies an sich ein Wenig erstaunlich ist, muß man allerdings immer wieder sagen.

Bei den flachen Köpfen ist es ganz natürlich, daß ihre Gedanken nach mehr aussehen, wenn sie vorgetragen werden, als wenn man sie, zu schwarzen Körpern geworden, in der Hand hält. Bei Simmel aber handelt es sich gar nicht darum, daß er etwa sich durch die Aussprache mehr Wirkung verschaffen will; ich brauchte Das nicht erst zu betonen. Vielmehr: daß man so erst erfährt, wie er selbst zu seinen Gedanken kommt, und ihm dann also leichter folgen kann. Daß man also ihn einfach arbeiten sieht. (Bei den Flachköpfen ist Das genau umgekehrt: gerade, indem sie einen Vortrag halten, wissen sie alles Bezweifelbare und Dunkle gut zu vertuschen und rasch zu übergehen.)

Aber es kann doch kein Zweifel sein, daß auch Der auf seine Rechnung kommt, der ihn liest, ohne ihn gehört zu haben. Das ist mein Trostwort, das ich mir für den Schluß aufgespart habe: geduldig weiterlesen. Obgleich die Sprache auch nicht leicht ist. Sich in diesen restlos Geistigen hineingraben mit dem eigenen Geist. Alles Nichtgedankliche tut man bald von selbst ab, wenn man ihn liest, denn da ist es, wie bei Keinem sonst, ein Hinderniß.

Und noch einmal das Trostwort, warum man die gewundenen Wege gehen soll, die dieser Geist zeichnete: Gott sei Dank, nicht, um die Welträthsel zu lösen, sondern zu einem ernsteren Zweck: um nämlich eben diese Räthsel anzuerkennen, wie sie es verdienen, um uns aber unsere Stellung zu ihnen festzusetzen. Um weniger eine Erklärung, denn dafür gibt es doch keine, aber um eine Verständigung mit dem soziologischen Problem des Daseins, ein Befreunden, ein Ordnen seiner Kräfte und ihrer unbestimmten Wirkungen, als Ethik und Moral eine Vergeistigung des Empfindens, des Handelns, des Lebens überhaupt in diesem Leben festzusetzen.

Theodor Tagger.

Kleinstadt und Großstadt.

Gewohnheit log Dir dort: die stille Sorge
sei tot und eingegraben hinterm Fachwerk
und grünem Epheu und bemoosten Schindeln;
und nimmer sähe Dir aus toten Gassen
durch Zaungerank hämisch ein fremdes Auge
auf Scham und Reue Deiner zagen Seele.

Und Sehnsucht zeigte Dir die goldnen Bilder
von Pracht und Macht, vertausendfachtem Willen
zu hehrer Höhe, Gluth der Schöpferwonnen;
Und ließ Dich ruhig in gemessenen Zeiten
nach Deines Herzen Rhythmus vorwärtsschreiten,
bis Dich am Ziel das Aug' der Welt entdeckte.

Da, plötzlich, lehnt an marmornen Palästen
auf hellem Markt und schamlos, was Dich ängstet,
und nennt sich Dein! Und zeigt, wie Du auch schauderst,
Dein Schicksal Dir und zeigt es allem Volke;
hetzt Dich durch Blut, das Mächtiger Wurzeln trinken,
und Deine schönsten Kronen trägt die Gasse.

Verdamm den Wirbel, der Dich schwach und klein macht,
verdamm Dich selbst und greife wie im Traume
mit heißen Händen nach dem fremden Willen,
der hart und rastlos über Dich hinweggeht.
Hier würgt Dich Einsamkeit. Nun hör' im Rauschen
und fühl: Beim Sinnen ward Dein Wollen matt!
Was Du gewohnt, sehnsüchtig zu erlauschen,
Gellt aus der Wirrsal dieser Riesenstadt.

Schwerin. Hermann Strauß-Olsen.

Selbstanzeigen.

Das Popol Wuh, die mythische Geschichte des Kiče-Volkes in Guatemala, nach dem Original-Texte übersetzt und bearbeitet von Noah Elieser Pohorilles. Einleitung in das Popol Wuh von Wolfgang Schultz. Band VI, 1 und VI, 2 der bei J. C. Hinrichs in Leipzig erscheinenden Mythologischen Bibliothek.

Eine originelle Kosmogonie mit eingeflochtenen Märchen und stammesgeschichtlichen Daten, kulturgeschichtlich von einigem Wert, weil darin Kultbräuche, besonders Menschenopfer, beschrieben, landwirthschaftliche, gewerbliche Beschäftigungen und Kunstübungen erwähnt werden; man wundert sich, einen Ballspielsaal genannt zu finden. Herr Pohorilles hat im Auftrag der Gesellschaft für vergleichende Mythologie die schwierige Aufgabe übernommen, aus den beiden fast unzugänglich gewordenen Uebersetzungen, einer französischen und einer spanischen, mit Hilfe des in der Indianersprache verfaßten Originals eine brauchbare deutsche Ausgabe herzustellen, und ein Fachmann, Herr Wolfgang Schultz, hat die Einleitung oder den Kommentar dazu geliefert. Weil sich doch auch Nichtfachleute für Mythologie interessiren, möchte ich den Wunsch des Herrn Pohorilles (ich hatte ihn vor zwei Jahren als Verfasser einer guten Einführung in die Erkenntnißtheorie Eduards von Hartmann kennen gelernt) erfüllen und sein Werk in der „Zukunft“ anzeigen, obwohl ich auf diesem Gebiet ganz und gar nicht zuständig bin. Aufgefallen sind mir starke Anklänge an die Bibel; und ich dachte natürlich, der Indianer, der die mündlich und bilderschriftlich überlieferten Sagen mit lateinischen Buchstaben niedergeschrieben hat, wird Manches von Dem eingemischt haben, was er von spanischen Priestern und Mönchen vernommen hatte. Wolfgang Schultz versichert, in den kosmologischen und mythischen Theilen des Buches sei „kein Hauch christlichen Einflusses zu bemerken“. Was Unsereinem biblisch vorkommt, ist ihm „elamisch“ und wahrscheinlich über Japan nach Amerika gelangt.

Leibniz. Von Franz X. Kiefl. (Ein Band der bei Kirchheim & Co. in Mainz erscheinenden Weltgeschichte in Charakterbildern.)

Für Philosophie-Studenten ist ausreichend gesorgt durch das 1902 bei N. G. Elwert in Marburg erschienene vortreffliche Werk von Dr. Ernst Cassirer „Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen“ und durch die von Dr. A. Buchmann übersetzten und von Cassirer mit guten Einleitungen versehenen Hauptschriften Leibnizens zur Grundlegung der Philosophie, die seit 1904 als Bände der Philosophischen Bibliothek in der Dürrschen Buchhandlung zu Leipzig herauskommen. Aber Leibnizens Universalgenie hat so tief und stark das Geistesleben der Kulturwelt befruchtet und befruchtet es noch heute, seine Physik und sein Antheil an der Ausbildung der Infinitesimalrechnung und seine Gründung von Akademien haben einen solchen Einfluß auf den Fortschritt der Naturwissenschaften geübt und seine

vielseitige politische Thätigkeit hat ihn in so enge Berührung mit allen bedeutenden Menschen seiner Zeit gebracht (man findet in Kiefls Buche ihre Bildnisse), daß jeder Deutsche Anspruch auf ein vollständiges Lebens- und Schaffensbild des großen Mannes hat. Der philosophisch wohlgeschulte katholische Dogmatiker Kiefl befriedigt diesen Anspruch; und die bekannte schöne Ausstattung der Manzischen Bände ist eine angenehme Zugabe. Die Universalität und Internationalität haben Leibniz nicht gehindert, ein guter deutscher Patriot zu sein; im Gegentheil: er stellte seine internationalen Beziehungen in den Dienst seines Volkes und Vaterlandes. In der Zeit der schmachvollsten Erniedrigung Deutschlands, nach dem Ryswicker Frieden, der ihn tief schmerzte, schrieb er eine „Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben“, und aufs Neue erregte ihn Entrüstung gegen die Franzosen, als deren Politik Oesterreich hinderte, nach den Erfolgen des Prinzen Eugen die Türken aus Europa vollends zu vertreiben; schon hatte man ein Projekt zur Theilung der Türkei ausgearbeitet. Das Geld und die Weiber bezeichnete er als die Instrumente, deren sich die französische Politik bediene, die Einigung und Kraftentfaltung der deutschen Nation zu hintertreiben. Die Leibnizbiographie nimmt darum eine hervorragende Stelle ein in der Abtheilung der Manzischen Charakterbilder, die „den europäischen Freiheitkampf gegen die Hegemonie Frankreichs auf dem geistigen und dem politischen Gebiete“ darstellt.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.

Richard Wagners Meisterwerke. Berlin, A. Weichert.

Diese Einführung in Wagners Wesen und Werk ist kritisch. Sie stellt sich bewußt in die Mitte zwischen die Panegyrik eines Chamberlain et deorum minorum und die Negationen Nietzsches und Emil Ludwigs, dessen Wagnerbuch stark angefeindet, aber mit guten Gründen vom Herausgeber der „Zukunft“ vertheidigt wurde. Es sieht in Wagner nicht „den Meister schlechthin“, sondern ein seltsames und einmaliges Ereigniß. Das Ideal seiner Oper erscheint nicht als das Ideal der Oper überhaupt. Seine Prosaschriften in ihrer Problematik werden nicht als Offenbarungen eines Propheten, sondern als begreifliche subjektive Propagandaschriften und Nothprodukte eines Kämpfers gewerthet. Wenn, bei aller Abneigung gegen superlativistische Panegyrik und aller Anerkennung vieler Einwände Nietzsches, Wagner Diesem gegenüber doch objektiver gewürdigt wird, so geschieht es, von dem Großen und Bleibenden in Wagners Leistungen im Einzelnen abgesehen, deshalb, weil der Kontrast zwischen Wagner und Nietzsche der zwischen Synthetiker und Analytiker ist und dem Biographen der Synthetiker näher und als Totalität höher zu stehen scheint. Die Hyperanalytik ist die Gliederkrankheit der neuen Kunst und der Zeiger der Zeit scheint wieder nach Synthese und Konzentration zu weisen. Paul Friedrich.

Gläserne Wände. Roman. Morawe & Scheffelt in Berlin.

Das Werk ist ein Stück Zeitgeschichte, im Gewand eines Lebensbildes. Ein armer, jüdischer Fuhrmannssohn aus einer Kleinstadt des preußischen Ostens kommt durch sein Talent empor und stirbt als Großindustrieller in Berlin. Die politischen und sozialen Zustände auf seinem Wege, gesehen von ihm als überzeugtem Juden, an dessen Verdienst und Charakter kein Stäubchen haftet, bilden den Inhalt. Daß seine Erfahrungen ihn in der Treue zum Judenthum bestärken und bis zum Kampfe dafür treiben, ergiebt sich als Resultat. Sein Schicksal ist verflochten mit der ostmärkischen Städteentwickelung, als deren Begründer und historischer Bahnbrecher der Oberbürgermeister der Provinzialhauptstadt erscheint. Grundmotive bilden ferner die Wirkungen völliger persönlicher Hingabe an große geschäftliche Unternehmungen, wie sie bei der Schärfe des Konkurrenzkampfes nothwendig wird und hier zu innerer Verarmung und zur Entfremdung von der Familie, selbst unter äußeren Erfolgen, führt; ferner die Gegensätze der Generation und insbesondere des Berlin vor dreißig Jahren und von heute; endlich die Konsequenzen irrthümlicher Wahl der Gattin für Rasse und Familienschicksal. Als Zeitbild stellt das Werk Zeitgenossen dar, nicht photographisch, sondern typisch-individuell; es hat keine Tendenz, wohl aber ein Ziel und einen Sinn. Alfred Knobloch.

Antiquitäten. Zweiter Roman der Reihe Hamburg. Karl Reißner in Dresden. Vier Mark.

Treue und Glauben im Verkehrsleben scheinen mir ins Wanken gekommen zu sein. Eine häßliche, amerikanische „Smartneß“, die der Hamburger Kaufmann „berlinisch“ nennt, beginnt, alte, gefestigte Anschauungen zu verdrängen. Der Leitsatz macht sich breit: Gut ist der Erfolg. Gegen diese Anschauungen, die Treue und Glauben zu den „Antiquitäten“ rechnen, mache ich in meinem neuen Roman Front. Ich beleuchte darin die Manipulationen mehrerer Kunsthändler und eines hamburger Kaufmanns, die darin gipfeln, einen gefälschten Goya an den Mann zu bringen. Von dem Verkauf dieses gefälschten Bildes hängt es ab, ob die Firma des Kaufmannes, die durch das Erdbeben in Messina schwere Verluste gehabt hat, sich durchhalten kann oder nicht. Der Verkauf gelingt; die Firma ist gerettet. Der üble Einfluß solcher Anschauungen auf das moralische Empfinden, auf das Seelenleben des Thäters zeigt sich dann in der Wahl seiner Ehefrau; alle ethischen Werthe schiebt er auch hier weg. Das sittliche Gesetz in ihm geht verloren. Man wird mir entgegenhalten, daß ich zu schwarz gesehen habe. Man wird meinen Standpunkt agrarisch nennen. Wenn man damit die Hochachtung von Treue und Glauben bezeichnet, bin ich zufrieden. Ob ich richtig gesehen habe, wird die Weiterentwickelung Deutschlands zeigen. Werner von der Schulenburg.

B. E. W.

Die Stadt Berlin hat ihren Vertrag mit den Berliner Elektrizität-Werken zum ersten Oktober 1915 gekündigt und der Gesellschaft mitgetheilt, daß die Anlagen der BEW an diesem Tag in das Eigenthum der Stadt übergehen sollen. Natürlich nicht gratis und franko, sondern zum „Buch- oder Schätzungwerth". Es handelt sich um ein Objekt von 125 Millionen. Keine Bagatelle also. Deshalb wird seit Wochen das Thema „BEW und Berlin" mit hitzigem Eifer beredet. Alle Register sind gezogen, die Kämpfe der Meinungen mit gewaltigem Orgelton begleitet worden. „Nieder mit dem Privatmonopol"; „An die Laterne das Großkapital"; „Es lebe das freie Recht der Städte." Der berliner Bär hat sich stolz in die Höhe gereckt. Und der gute Bürger weiß, daß es um Grundsätze geht. Die Elektroindustrie ist anmaßend geworden und pocht auf ihr Monopol. Dem „Großkapital" muß man das Handwerk gründlich legen; sonst bilden sich die Geldprotzen ein, sie brauchten sich nur hinzustellen und zu fragen: „Was kostet Berlin?" Das ist so ungefähr die Tonart, die gegen BEW und AEG angeschlagen wird. Auch die sachlich abwägenden Beurtheiler des Gegenstandes scheuen sich, die Leistung der Privatgesellschaft unbedingt anzuerkennen, und möchten der AEG, damit sie nicht wachse, mindestens die Möglichkeit eines Lieferungmonopols nehmen.

BEW und AEG gehören zusammen. Die AEG hat bei der BEW Gründerrechte. Das heißt: ihr steht das Recht zu, bei jeder Neuemission von Aktien die Hälfte des Betrages zum Parikurs zu beziehen. Die AEG hat die Geschäfte der BEW zu führen, die verpflichtet sind, alle baulichen und maschinellen Einrichtungen von der AEG zu beziehen. Die BEW müssen der AEG den elektrischen Strom zum Selbstkostenpreis liefern. Sie haben außerdem das Privileg der Lieferung von Elektrizität innerhalb eines Kreises, dessen Mittelpunkt das berliner Rathhaus ist und dessen Radius 30 Kilometer umfaßt. Zwei Verträge gelten also heute: einer zwischen BEW und AEG und einer zwischen BEW und der Stadt Berlin. Der erste Pakt war zwischen der Stadt und der AEG geschlossen worden. An deren Stelle sind später die BEW getreten, die heute mit 64,10 Millionen Aktienkapital, 4,87 Millionen Reserven und 56,4 Millionen Obligationen arbeiten. Die BEW hatten am dreißigsten Juni 1913 43 816 Abnehmer. Angeschlossen waren: 1,76 Millionen Glühlampen, 45 755 Bogenlampen, 40 033 Motoren, 7338 Apparate. Die Länge der verlegten Kabel betrug 8306 Kilometer. Die Ziffern geben einen Begriff von dem Umfang des Unternehmens, um das der Kampf geführt wird. Die Stadt Berlin hat die Stromversorgung einer Privatgesellschaft übertragen und sich dafür natürlich einen großen materiellen Vortheil gesichert. Der bildet den Kern des Vertrages. Im Jahr 1913 bekam der Stadtfiskus von den BEW 7,18 Millionen; die Aktionäre schluckten nur 6,19. Das Verhältniß zwischen beiden

Zahlen deutet nicht auf eine Schädigung der Stadt. Aber die Freunde der „Verstadtlichung“ der BEW meinen, daß der Kämmerer aus dieser Quelle mehr Geld schöpfen könne, als ihm bisher überwiesen wurde; deshalb verlangen sie, daß kein Vertrag mehr abgeschlossen werde. Nachzuweisen wäre nun, daß (nicht ein beliebiges städtisches Elektrizitätwerk, sondern) gerade die BEW besser verwaltet werden, wenn sie unter dem Einfluß städtischer Beamten stehen: sonst, wenn die Leistung nur bleiben könnte, wie sie bis jetzt war, dürfte man mit der bewährten Einrichtung nicht experimentiren. Die Gegner des Privatunternehmens haben behauptet, daß die städtischen Werke in Köln, Frankfurt, Aachen, Potsdam größeren Nettoüberschuß abwerfen als die BEW. Aber diese Behauptung ist nicht als wahr erweislich, weil ein genauer Vergleich der verschiedenen Anlagen mit einander nicht möglich ist. Stets wird ja auch zugegeben, daß die Kommunalisirung großer Privatwirthschaftbetriebe von langer Erfahrung nicht nach festgelegten Grundsätzen von allgemeiner Geltung zu betreiben sei.

Die AEG hat mitgetheilt, daß Aufträge und Umsatz am dreißigsten April 1914 die Summe von 784 Millionen erreichten (105 mehr als im Vorjahr). Läßt sich ein Wirthschaftbetrieb von so ungeheurer Größe überhaupt noch von einem bestimmten Absatzgebiet ausschalten? In dem Format der Leistung kann sich ein Monopol ausdrücken; gegen diese Art der Ueberlegenheit ist aber mit Gewalt nichts auszurichten. Die AEG (letzten Endes richtet sich natürlich der Kampf gegen sie, da sie ja die BEW beherrscht) wird, durch ihre innere Kraft, immer einen gewissen Prozentsatz des Absatzes an sich ketten. Den kann ihr auch die Stadt Berlin nicht nehmen. Käme es zu freier Konkurrenz, so würde die AEG unter den Wettbewerbern die selbe Stellung haben, die ihr jetzt der Vertrag giebt. Man wendet auf die großen Elektroconcerns gern das Schlagwort „Monopol“ an, obwohl es durch den Konkurrenzkampf unter den Riesen doch bündig widerlegt wird. Wenn Einer das Monopol hätte, also den Markt beherrschte, gäbe es keinen Wettkampf. Wer tadelt, daß die großen Firmen einander in den Preisen rücksichtlos unterbieten, darf nicht mit dem selben Athem gegen das Elektrizitätmonopol zetern. Die Feinde des Privatbetriebes übersehen auch das Verhältniß, in dem die Produktion der AEG zur Gesammtleistung der deutschen Elektroindustrie steht. Die wird auf 1500 Millionen Mark im Jahr geschätzt. Davon liefert die AEG vielleicht die Hälfte. Wer 50 Prozent, im Höchstfall, kontrolirt, hat noch kein Monopol. Dem amerikanischen Stahltrust wurde von einer staatlichen Untersuchungskommission bescheinigt, daß die Herrschaft über 60 Prozent der Produktion zwar ein Uebergewicht, doch kein ungesetzliches Monopol ergebe. Und die AEG hat kürzere Arme als die Amerikaner.

Die AEG hat nicht versucht, mit der Anführung dieser Thatsachen ihre Position im Kampf um den Vertrag zu stärken. Sie ist, im Gegensatz zu den Freunden der Stadt, still; und wartet. Dem Magistrat wurde eine Denkschrift überreicht, die das Angebot der Elek-

trizitätgesellschaft enthält. Deren Bedingungen werden als ungenügend bezeichnet (nicht von der Stadt, sondern von ihren Herolden), weil die Stadtpartei nichts mehr von Verträgen wissen will und überzeugt ist, daß die Kommune bessere Geschäfte mit den Werken machen wird als der Privatunternehmer. Zu beweisen ist diese Behauptung nicht; denn das Zahlenmaterial ist bisher nur von der Aktiengesellschaft geliefert worden. Die Stadt hat noch keinen Versuch gemacht, auf den sie sich berufen könnte. Kann der Nettoüberschuß des Betriebes beträchtlich gesteigert werden, dann bleibt nur die Annahme, daß der Gewinn der AEG aus Lieferungen an die BEW einen großen Theil des Ertrages geschluckt hat. Die Beseitigung dieser „Abgabe an das Privatkapital" böte die einzige Möglichkeit, den Ueberschuß zu erhöhen. In der Wirklichkeit hat sich die AEG mit einem durchaus nicht hohen Zuschlag zum Selbstkostenpreis begnügt. So schlau waren die Herren doch auch, daß sie mit der Kündigung des Vertrages und der ausführlichen Erörterung ihres Verhältnisses zu den BEW rechneten. Bei der großen Konkurrenz und dem Mißmuth, der in anderen Werken wegen der bevorzugten Stellung der BEW entstand, mußte die Geschäftsverbindung immer gegen jede Kritik gerüstet sein.

Wenn die AEG nun verlangt, daß ihr künftig 50 Prozent der Lieferungen zugesichert werden, so fordert sie nicht zu viel. Werden die Werke städtisch und schreiben sie freie Konkurrenz für ihre Lieferanten aus, so wird die AEG mindestens den dritten Theil der Aufträge nach Haus tragen. Denn die städtischen Verwalter dürfen eine Offerte, die bei niedrigem Preis beste Arbeit sichert, nicht ablehnen. Die AEG ist also gar nicht aus der Rechnung zu streichen, mag man ihr einen neuen Vertrag geben oder nicht. Die Stadt aber kann die Preise der AEG stets kontroliren: braucht sie ja nur den Angeboten der Konkurrenz zu vergleichen und kann, wenn sie ihr nicht passen, andere Bedingungen fordern. Die AEG ist bereit, der Stadt die Majorität im Aktienkapital zu überlassen. Berlin soll 20 Millionen Mark Gratisaktien bekommen, die ein verstärktes Stimmrecht haben, so daß die Ueberlegenheit der städtischen Stimmen gewahrt bleibt. Damit sind die Gegner nicht zufrieden. Die 20 Millionen ergeben, nach dem Tageskurs der BEW-Aktie, ein Kapital von 34 Millionen. Da die Aktie 12 Prozent Dividende bringt, müßte sie eigentlich über 170 Prozent werth sein. Ihr Kurs ist unter dem Druck der unsicheren Zukunft entstanden; die 34 Millionen sind also ein Mindestwerth. Aber die Gegner der AEG rechnen mit einem Dividendenrückgang, den die Erhöhung des Kapitals bewirken werde. Das ist nur Vermuthung. Da die AEG ein neues, großes Fernwerk zur Gewinnung billigen Stromes bauen wird (die BEW haben, zu diesem Zweck, Braunkohlenfelder in der Nähe von Bitterfeld für 7 Millionen Mark angekauft) und die geplante Verbilligung des Tarifs (einmal sind die Preise für den Verbrauch schon erniedrigt worden) den Konsum steigern wird, liegt kein Grund vor, schlechtere Dividenden zu fürchten.

Die BEW eignen sich besonders gut zu einer gemischt-wirthschaftlichen Unternehmung. Von dieser Wirthschaftform hat man in letzter Zeit oft gehört. Die Elektrizitätindustrie hat sich mit ihr ernstlich beschäftigt, weil sich in ihrem Bereich die Grenzlinien der Privatwirthschaft und des Allgemeininteresses oft genug schneiden. Freilich wird darüber geklagt, daß auch in einem Betrieb, der von Beamten und Industrieleuten zugleich beaufsichtigt wird, die Geschäftsmenschen stärker seien. Die GWU sei also nur eine Konzession an die Oeffentliche Meinung und lasse in der Praxis Alles beim Alten. Vielleicht. Dann wäre damit nur bewiesen, daß die Leistungen des Privatkapitals von einer gekünstelten Reform nicht zu entwerthen sind. Aber selbst die Leute, die sonst für die GWE eine Lanze gebrochen haben, wollen diesen „Mittelweg“ jetzt nicht wählen. Nun könnte man ja ruhig sagen: „Mag die Stadt die BEW übernehmen, wenn sie durchaus will.“ Die Gesellschaft hat sich mit dieser Möglichkeit abgefunden. Sie hat schon vor Jahr und Tag den größten Theil des Aktienkapitals der Elektrizität-Lieferung-Gesellschaft (ELG), der finanziellen Trustgesellschaft der AEG, erworben, um die Zukunft der eigenen Unternehmungen in jedem Fall zu sichern. Die Aktionäre der BEW würden also die Chance, die ihnen der Antheil an ihrer Gesellschaft bietet, behalten.

Die Hauptgefahr sehe ich darin, daß die Verstadtlichung der BEW, mit ungenügender Bürgschaft für Zukunft und Erfolg, ein schlimmes Beispiel giebt. Warum soll das Handeln der mächtigsten deutschen Kommune nicht Nachahmer finden? Die Monopolisirung der deutschen Elektrizitätindustrie durch die Städte wäre aber kein Segen. Der Vorgang Englands beweist es; die Produktion der elektrotechnischen Industrie ist dort viel geringer als in Deutschland: 350 Millionen Mark im Jahreswerth gegen 1500 Millionen bei uns. Schuld daran ist die falsche Elektrizitätpolitik, die nur von Städten und Grafschaften gemacht wird. Wo die Behörden den Lauf des elektrischen Stromes bestimmen, fließt er viel langsamer als unter dem belebenden Antrieb des privaten Erwerbwillens. Soll sich die deutsche Industrie auf einen Zustand ähnlicher Vereisung einrichten? Das könnte nöthig werden, wenn Magistratsbeamte die Kaufleute in der Leitung ablösen. Die elektrotechnische Industrie ist Kraft- und Arbeitquelle für andere Industrien und Gewerbe. Die würden von jeder Schädigung dieser Industrie mit betroffen. Aus der Verstadtlichung der BEW und aus ihren Folgen könnte also eine allgemeine Industrieschwachheit entstehen. Und gerade die Spezialfabriken der Elektrizitätindustrie, die so laut gegen die AEG toben, werden vielleicht enttäuscht werden. Die Städte können ihre Aufträge ja doch nur den billigsten und leistungfähigsten Firmen geben; und den Spezialisten bliebe die Konkurrenz, der sie entgehen möchten, nicht erspart. Die Stadt Berlin aber nimmt mit der Verwaltung der BEW eine schwere Verantwortung auf sich. Nicht nur vor den Steuerzahlern, sondern auch vor der Privatwirthschaft. Daran wird man sie einst mahnen. Ladon.

Wie der Krieg einst aussah.

Dem Feldzug, den Oesterreicher, Preußen und königische Franzosen im Sommer 1792 gegen die französischen Jakobinerheere begannen, hat niemals die Gunst der Gestirne gelächelt. Das Wetter war abscheulich, die Ruhrkrankheit wurde zur Armeeseuche und hinter dem Söldneraufwand stand weder ein entschlossener Volkswille noch die ruhige Kraft einer Organisation, die das Genie des Einzelnen und der Masse für eine Weile ersetzen mag. Heute zu lesen, wie damals, in dem Gelände, wo jetzt wieder gekämpft wird, der Krieg geführt, mit welcher beinahe behaglichen Gelassenheit von den Angreifern der Weg, der ans Ziel führen sollte, gesucht und beschritten wurde: daraus entsteht ein wehmüthiges Ergötzen. Und weil Goethes „Campagne in Frankreich" Manchem zu langwierig ist, habe ich aus dem bunten Werkchen ein paar Bruchstücke gewählt, in denen unsere Stimmung sich spiegeln könnte.

Gleich nach dem Eintritt in Frankreich stießen beim Rekognoszieren fünf Eskadronen Husaren auf tausend Chasseurs, die von Sedan her unser Vorrücken beobachten sollten. Die Unsrigen, wohl geführt, griffen an; und da die Gegenseitigen sich tapfer wehrten, auch keinen Pardon annehmen wollten, gab es ein gräulich Gemetzel, worin wir siegten, Gefangene machten, Pferde, Karabiner und Säbel erbeuteten, durch welches Vorspiel der kriegerische Geist erhöht, Hoffnung und Zutrauen fester gegründet wurden. Der Aufbruch aus diesen halb erstarrten Erd- und Wasserwogen geschah langsam und nicht ohne Beschwerde: denn wie sollte man Zelte und Gepäck, Monturen und Sonstiges nur einigermaßen reinlich halten, da sich keine trockene Stelle fand, wo man irgendetwas hätte zurechtlegen und ausbreiten können! Die Aufmerksamkeit jedoch, welche die höchsten Heerführer diesem Abmarsch zuwendeten, gab uns frisches Vertrauen. Auf das Strengste war alles Fuhrwerk hinter die Kolonne beordert, nur jeder Regimentschef berechtigt, eine Chaise vor seinem Zug hergehen zu lassen; da ich denn das Glück hatte, im leichten, offenen Wägelchen die Hauptarmee für diesmal anzuführen ... Ueber Hügel und Thal sahen wir des Königs (von Preußen) Majestät sich eifrig zu Pferde bewegend, wie den Kern eines Kometen von einem langen, schweifartigen Gefolge begleitet. Kaum war jedoch dieses Phänomen mit Blitzesschnelle vor uns vorbei geschwunden, als ein zweites von einer anderen Seite den Hügel krönte oder das Thal erfüllte. Es war der Herzog von Braunschweig, der Elemente gleicher Art an und nach sich zog. Wir nun, obgleich mehr zum Beobachten als zum Beurtheilen geneigt, konnten doch der Betrachtung nicht ausweichen, welche von beiden Gewalten denn eigentlich die obere sei; welche wohl im zweifelhaften Fall zu entscheiden habe. Unbeantwortete Fragen, die uns nur Zweifel und Bedenklichkeit zurückließen. Man hörte die Kanonade von Thionville (Diedenhofen) und wünschte jener Seite guten Erfolg. Abends erquickten wir uns im Lager bei Pillon. Eine liebliche Waldwiese nahm uns auf: der Schatten erfrischte schon, zum Küchenfeuer war Gestrüpp genug bereit; ein Bach floß vorbei und bildete zwei klare Bassins, die beide sogleich von Menschen und Thieren sollten getrübt werden. Das

eine gab ich frei, vertheidigte das andere mit Heftigkeit und ließ es sogleich mit Pfählen und Stricken umziehen. Ohne Lärm gegen die Zudringlichen ging es nicht ab. Da fragte einer von unseren Reitern den anderen, die eben ganz gelassen an ihrem Zeug putzten: „Wer ist denn Der, der sich so mausig macht?" „Ich weiß nicht", versetzte der andere, „aber er hat Recht."

Also kamen nun Preußen und Oesterreicher und ein Theil von Frankreich, auf französischem Boden ihr Kriegshandwerk zu treiben. In wessen Macht und Gewalt thaten sie Das? Sie konnten es in eignem Namen thun: der Krieg war ihnen zum Theil erklärt, ihr Bund war kein Geheimniß; aber nun ward noch ein Vorwand erfunden. Sie traten auf im Namen Ludwigs des Sechzehnten; sie requirirten nicht, aber sie borgten gewaltsam. Man hatte Bons drucken lassen, die der Kommandirende unterzeichnete, Derjenige aber, der sie in Händen hatte, nach Befund beliebig ausfüllte; Ludwig XVI. sollte bezahlen. Vielleicht hat nach dem Manifest nichts so sehr das Volk gegen das Königthum aufgehetzt wie diese Behandlungart. Ich war selbst bei einer solchen Szene gegenwärtig, deren ich mich als höchst tragisch erinnere. Mehrere Schäfer mochten ihre Heerden vereinigt haben, um sie in Wäldern oder sonst abgelegenen Orten sicher zu verbergen; von thätigen Patrouillen aber aufgegriffen und zur Armee geführt, sahen sie sich zuerst wohl und freundlich empfangen. Man fragte nach den verschiedenen Besitzern, man sonderte und zählte die einzelnen Heerden. Sorge und Furcht, doch mit einiger Hoffnung schwebte auf den Gesichtern der tüchtigen Männer. Als sich aber dieses Verfahren dahin auflöste, daß man die Heerden unter Regimenter und Compagnien vertheilte, den Besitzern hingegen ganz höflich auf Ludwig den Sechzehnten gestellte Papiere überreichte, indessen ihre wolligen Zöglinge von den ungeduldigen, fleischlustigen Soldaten vor ihren Füßen ermordet wurden: so gesteh' ich wohl, es ist mir nicht leicht eine grausamere Szene und ein tieferer männlicher Schmerz in allen seinen Abstufungen jemals vor Augen und zur Seele gekommen. Die griechischen Tragoedien allein haben so einfach tief Ergreifendes.

Vom heutigen Tag, der uns gegen Verdun bringen sollte, versprachen wir uns Abenteuer; und sie blieben nicht aus. Der auf- und abwärts gehende Weg war schon besser getrocknet, das Fuhrwerk zog ungehinderter dahin, die Reiter bewegten sich leichter und vergnüglich. Es hatte sich eine muntere Gesellschaft zusammengefunden, die, wohl beritten, so weit vorging, bis sie einen Zug Husaren antraf, der den eigentlichen Vortrab der Hauptarmee machte. Der Rittmeister, ein gesetzter Mann, schon über die mittleren Jahre, schien unsere Ankunft nicht gern zu sehen. Die strengste Aufmerksamkeit war ihm empfohlen: Alles sollte mit Vorsicht geschehen, jede unangenehme Zufälligkeit klüglich beseitigt werden. Er hatte seine Leute kunstmäßig vertheilt; sie rückten einzeln vor in gewissen Entfernungen und Alles begab sich in der größten Ordnung und Ruhe. Menschenleer war die Gegend, die äußerste Einsamkeit ahnungvoll. So waren wir, Hügel auf, Hügel ab, über Mangienne, Damvillers, Wauville und Ormont gekommen, als auf einer Höhe, die eine schöne Aussicht gewährte, rechts in den Weinbergen ein Schuß fiel, worauf die Husaren sogleich zufahren, die nächste Umgebung zu

untersuchen, Sie brachten auch wirklich einen schwarzhaarigen, bärtigen Mann herbei, der ziemlich wild aussah und bei dem man ein schlechtes Terzerol gefunden hatte. Er sagte trotzig, daß er die Vögel aus seinem Weinberg verscheuche und Niemand etwas zu Leide thue. Der Rittmeister schien, bei stiller Ueberlegung, diesen Fall mit seinen gemessenen Ordres zusammenzuhalten und entließ den bedrohten Gefangenen mit einigen Hieben, die der Kerl so eilig mit auf den Weg nahm, daß man ihm seinen Hut mit großem Lustgeschrei nachwarf, den er aber aufzunehmen keinen Beruf empfand.

Der Morgen war frisch, aber trocken; wir gingen, theils gebraten, theils erstarrt, wieder auf und ab und sahen an den Weinbergsmauern sich auf einmal Etwas regen. Es war ein Piket Jäger, das die Nacht da zugebracht hatte, nun aber Büchse und Tornister wieder aufnahm, hinab in die niedergebrannten Vorstädte zog, um von da aus die Wälle zu beunruhigen. Einem wahrscheinlichen Tod entgegengehend, sangen sie sehr libertine Lieder, in dieser Lage vielleicht verzeihbar. Kaum verließen sie die Stätte, als ich auf der Mauer, an der sie geruht, ein sehr auffallendes geologisches Phänomen zu bemerken glaubte: ich sah auf dem von Kalkstein errichteten weißen Mäuerchen ein Gesims von hellgrünen Steinen völlig von der Farbe des Jaspis und war höchlich betroffen, wie mitten in diesen Kalkflözen eine so merkwürdige Steinart in solcher Menge sich sollte gefunden haben. Auf die eigenste Weise ward ich jedoch entzaubert, als ich, auf das Gespenst losgehend, sogleich bebemerkte, daß es das Innere von verschimmeltem Brot sei, das, den Jägern ungenießbar, mit gutem Humor ausgeschnitten und zu Verzierung der Mauer ausgebreitet worden. Hier gab es nun sogleich Gelegenheit, von der, seit wir in Feindesland eingetreten, immer wieder zur Sprache kommenden Vergiftung zu reden; welche freilich ein kriegendes Heer mit panischem Schrecken erfüllt, indem nicht allein jede vom Wirth angebotene Speise, sondern auch das selbstgebackene Brot verdächtig wird, dessen innerer, schnell sich entwickelnder Schimmel ganz natürlichen Ursachen zuzuschreiben ist.

Es war den ersten September früh um acht Uhr, als das Bombardement der Festung Verdun aufhörte, ob man gleich noch immerfort Kugeln hinüber und herüber wechselte. Besonders hatten die Belagerten einen Vierundzwanzigpfünder gegen uns gekehrt, dessen sparsame Schüsse sie mehr zum Scherz als Ernst verwendeten. Auf der freien Höhe zur Seite der Weinberge, gerade im Angesichte dieses gröbsten Geschützes, waren zwei Husaren zu Pferd aufgestellt, um Stadt und Zwischenraum aufmerksam zu beobachten. Diese blieben die Zeit ihrer Postirung über unangefochten. Weil aber bei der Ablösung sich nicht allein die Zahl der Mannschaft vermehrte, sondern auch manche Zuschauer in diesem Augenblick herbeiliefen und ein tüchtiger Klump Menschen zusammenkam, so hielten Jene ihre Ladung bereit. Ich stand in diesem Augenblick mit dem Rücken dem ungefähr hundert Schritt entfernten Husaren- und Volkstrupp zugekehrt, mich mit einem Freund besprechend, als auf einmal der grimmige, pfeifend-schmetternde Ton hinter mir hersauste, so daß ich mich auf dem Absatz herumdrehte, ohne sagen zu können, ob der Ton, die bewegte Luft, eine innere psychische, sittliche Anregung dieses Umkehren hervorgebracht. Ich sah die Kugel weit hinter der auseinander gestobenen

Menge noch durch einige Zäune ricochetiren. Mit großem Geschrei lief man ihr nach, als sie aufgehört hatte, furchtbar zu sein; Niemand war getroffen; und die Glücklichen, die sich dieser runden Eisenmasse bemächtigt, trugen sie im Triumph umher.

Gegen Mittag wurde die Stadt zum zweiten Mal aufgefordert und erbat sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Diese nutzten auch wir, uns etwas bequemer einzurichten, um zu proviantiren, die Gegend umher zu bereiten. Einige Unglücksfälle versetzten uns wieder bald in Kriegszustand. Ein Offizier von der Artillerie suchte sein Pferd zu tränken; der Wassermangel in der Gegend war allgemein; eine Quelle, an der er vorbeiritt, lag nicht flach genug, er begab sich nach der nah fließenden Maas, wo er an einem abhängigen Ufer versank; das Pferd hatte sich gerettet, ihn trug man tot vorbei. Kurz darauf sah und hörte man eine starke Explosion im österreichischen Lager, an dem Hügel, zu dem wir hinaufsehen konnten; Knall und Dampf wiederholte sich einigemal. Bei einer Bombenfüllung war durch Unvorsichtigkeit Feuer entstanden, das höchste Gefahr drohte; es theilte sich schon gefüllten Bomben mit und man hatte zu fürchten, der ganze Vorrath möchte in die Luft gehen. Bald aber war die Sorge gestillt durch rühmliche That kaiserlicher Soldaten, welche, die bedrohende Gefahr verachtend, Pulver und gefüllte Bomben aus dem Zeltraum eilig hinaustrugen. So ging auch dieser Tag hin. Am andern Morgen ergab sich die Stadt und ward in Besitz genommen.

Früh, am dritten September, hatte sich eine Gesellschaft zusammengefunden, an die ich mich anschloß, nach der Stadt zu reiten. Wir fanden gleich beim Eintritt große frühere Anstalten, die auf einen längeren Widerstand hindeuteten: das Straßenpflaster war in der Mitte durchaus aufgehoben und gegen die Häuser angehäuft; das feuchte Wetter machte deshalb das Umherwandeln nicht erfreulich. Wir besuchten aber sogleich die namentlich gerühmten Läden, wo der beste Liqueur aller Art zu haben war. Wir probirten ihn durch und versorgten uns mit mancherlei Sorten. Unter anderen war einer Namens Baume humain, welcher, weniger süß, aber stärker, ganz besonders erquickte. Auch die Dragéen, überzuckerte kleine Gewürzkörner in sauberen cylindrischen Deuten, wurden nicht abgewiesen. Bei so vielem Guten gedachte man nun der lieben Zurückgelassenen, denen Dergleichen am friedlichen Ufer der Ilm gar wohl behagen möchte. Kistchen wurden gepackt; gefällige, wohlwollende Couriere, das bisherige Kriegsglück in Deutschland zu melden beauftragt, waren geneigt, sich mit einigem Gepäck dieser Art zu belasten, wodurch sich denn die Freundinnen zu Hause in höchster Beruhigung überzeugen mochten, daß wir in einem Lande wallfahrteten, wo Geist und Süßigkeit niemals ausgehen dürfen.

Als wir nun darauf die theilweise verletzte und verwüstete Stadt beschauten, waren wir veranlaßt, die Bemerkung zu wiederholen, daß bei solchem Unglück, welches der Mensch dem Menschen bereitet, wie bei dem, was die Natur uns zuschickt, einzelne Fälle vorkommen, die auf eine Schickung, eine günstige Vorsehung hinzudeuten scheinen. Der untere Stock eines Eckhauses auf dem Markt ließ einen von vielen Fenstern wohl erleuchteten Fayenceladen sehen; man machte uns aufmerksam, daß eine Bombe, von dem Platz auf-

schlagend, an den schwachen steinernen Thürpfosten des Ladens gefahren, von ihm aber wieder abgewiesen, andere Richtung genommen habe. Der Thürpfosten war wirklich beschädigt, aber er hatte die Pflicht eines guten Vorfechters gethan; die Glanzfülle des oberflächlichen Porzellans stand in wiederspiegelnder Herrlichkeit hinter den wasserhellen, wohlgeputzten Fenstern.

Mittags am Wirthstische wurden wir mit guten Schöpsenkeulen und Wein von Bar traktirt, den man, weil er nicht verfahren werden kann, im Lande selbst aufsuchen und genießen muß. Nun ist aber an solchen Tischen Sitte, daß man wohl Löffel, jedoch weder Messer noch Gabel erhält, die man daher mitbringen muß. Von dieser Landesart unterrichtet, hatten wir schon solche Bestecke angeschafft die man dort, flach und zierlich gearbeitet, zu kaufen findet. Muntere resolute Mädchen warteten auf, nach der selben Art und Weise, wie sie vor einigen Tagen ihrer Garnison noch aufgewartet hatten.

Aber auch für solidere Genüsse war gesorgt: denn wie man gehofft und vermuthet hatte, fanden sich die besten und reichlichsten Vorräthe in der Festung und man eilte, vielleicht nur zu sehr, sich daran zu erholen. Ich konnte gar wohl bemerken, daß man mit geräuchertem Speck und Fleisch, mit Reis und Linsen und anderen guten und nothwendigen Dingen nicht haushältisch genug verfahre, welches in unserer Lage bedenklich schien. Lustig dagegen war die Art, wie ein Zeughaus oder Waffensammlung aller Art ganz gelassen geplündert ward. In ein Kloster hatte man allerlei Gewehre, mehr alte als neue, und mancherlei seltsame Dinge gebracht, womit der Mensch, der sich zu wehren Lust hat, den Gegner abhält oder wohl gar erlegt. Mit jener sanften Plünderung aber verhielt es sich folgendermaßen. Als nach eingenommener Stadt die hohen Militärpersonen sich von den Vorräthen aller Art zu überzeugen gedachten, begaben sie sich ebenfalls in diese Waffensammlung, und indem sie solche für das allgemeine Kriegsbedürfniß in Anspruch nahmen, fanden sie manches Besondere, welches dem Einzelnen zu besitzen nicht unangenehm wäre, und Niemand war leicht mit Musterung dieser Waffen beschäftigt, der nicht auch für sich Etwas herausgemustert hätte. Dies ging nun durch alle Grade durch, bis dieser Schatz zuletzt beinahe ganz ins Freie fiel. Nun gab Jedermann der angestellten Wache ein kleines Trinkgeld, um sich diese Sammlung zu besehen, und nahm dabei mit heraus, was ihm anstehen mochte. Mein Diener erbeutete auf diese Weise einen flachen, hohen Stock, der, mit Bindfaden stark und geschickt umwunden, dem ersten Anblick nach nichts weiter erwarten ließ; seine Schwere aber deutete auf einen gefährlichen Inhalt: auch enthielt er eine sehr breite, wohl vier Fuß lange Degenklinge, womit eine kräftige Faust Wunder gethan hätte. So zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Erhalten und Verderben, zwischen Rauben und Bezahlen lebte man immerhin; und Dies mag es wohl sein, was den Krieg für das Gemüth eigentlich verderblich macht. Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden; man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in dem verzweifeltsten Zustand Hoffnung zu erregen und zu beleben; hierdurch entsteht nun eine Art von Heuchelei, die einen besonderen Charakter hat und sich von der pfäffischen, höfischen, oder wie sie sonst heißen mögen, ganz eigen unterscheidet.

Am dreizehnten September gab es eine Art von erschütternder Bewegung und zugleich von Hoffnung: man hörte auf unsrem rechten Flügel stark kanoniren und sagte sich: General Clerfayt sei aus den Niederlanden angekommen und habe die Franzosen auf ihrer linken Flanke angegriffen. Alles war äußerst gespannt, den Erfolg zu vernehmen.

Ich ritt nach dem Hauptquartier, um näher zu erfahren, was die Kanonade bedeute und was eigentlich zu erwarten sei. Man wußte daselbst noch nichts genau, als daß General Clerfayt mit den Franzosen handgemein sein müsse. Ich traf auf den Major von Weyrach, der sich aus Ungeduld und Langeweile soeben zu Pferde setzte und an die Vorposten reiten wollte; ich begleitete ihn und wir gelangten bald auf eine Höhe, wo man sich weit genug umsehen konnte. Wir trafen auf einen Husarenposten und sprachen mit dem Offizier, einem jungen hübschen Mann. Die Kanonade war weit über Grandprée hinaus und er hatte Ordre, nicht vorwärts zu gehen, um nicht ohne Noth eine Bewegung zu verursachen. Wir hatten uns nicht lange besprochen, als Prinz Louis Ferdinand mit einigem Gefolge ankam, nach kurzer Begrüßung und Hin- und Wiederreden von dem Offizier verlangte, daß er vorwärts gehen solle. Dieser that dringende Vorstellungen, worauf der Prinz aber nicht achtete, sondern vorwärts ritt, dem wir denn Alle folgen mußten. Wir waren nicht weit gekommen, als ein französischer Jäger sich von fern sehen ließ, an uns bis auf Büchsenschußweite heransprengte und sodann, umkehrend, eben so schnell wieder verschwand. Ihm folgte der zweite, dann der dritte, welche ebenfalls wieder verschwanden. Der vierte aber, wahrscheinlich der erste, schoß die Büchse ganz ernstlich auf uns ab; man konnte die Kugel deutlich pfeifen hören. Der Prinz ließ sich nicht irren und Jene trieben auch ihr Handwerk, so daß mehrere Schüsse fielen, indem wir unseren Weg verfolgten. Ich hatte den Offizier manchmal angesehen, der zwischen seiner Pflicht und zwischen dem Respekt vor einem königlichen Prinzen in der größten Verlegenheit schwankte. Er glaubte wohl, in meinen Blicken etwas Theilnehmendes zu lesen, ritt auf mich zu und sagte: „Wenn Sie irgendetwas auf den Prinzen vermögen, so ersuchen Sie ihn, zurückzugehen; er setzt mich der größten Verantwortung aus: ich habe den strengsten Befehl, meinen angewiesenen Posten nicht zu verlassen, und es ist nichts vernünftiger, als daß wir den Feind nicht reizen, der hinter Grandprée in einer festen Stellung gelagert ist. Kehrt der Prinz nicht um, so ist in Kurzem die ganze Vorpostenkette alarmirt, man weiß im Hauptquartier nicht, was es heißen soll, und der erste Verdruß ergeht über mich ganz ohne meine Schuld.“ Ich ritt an den Prinzen heran und sagte: „Man erzeigt mir soeben die Ehre, mir einigen Einfluß auf Ihro Hoheit zuzutrauen; deshalb ich um geneigtes Gehör bitte.“ Ich brachte ihm darauf die Sache mit Klarheit vor, welches kaum nöthig gewesen wäre: denn er sah selbst Alles vor sich und war freundlich genug, mit einigen guten Worten sogleich umzukehren, worauf denn auch die Jäger verschwanden und zu schießen aufhörten. Der Offizier dankte mir aufs Verbindlichste: und man sieht hieraus, daß ein Vermittler überall willkommen ist.

Nach und nach klärte sichs auf. Die Stellung Dumouriez' bei Grandprée war höchst fest und vortheilhaft; daß er auf seinem rechten Flügel nicht an-

zugreifen sei, wußte man wohl; auf seiner Linken waren zwei bedeutende Pässe, La Croix au Bois und Le Chesne le populeux, beide wohl verhauen und für unzugänglich gehalten; allein der letzte war einem Offizier anvertraut, einem dergleichen Auftrag nicht gewachsenen oder nachlässigen. Die Oesterreicher griffen an; bei der ersten Attaque blieb der Prinz von Ligne der Sohn; sodann aber gelang es, man überwältigte den Posten und der große Plan Dumouriez' war zerstört; er mußte seine Stellung verlassen und sich die Aisne hinaufwärts ziehen: und preußische Husaren konnten durch den Paß dringen und jenseits des Argonner Waldes nachsetzen. Sie verbreiteten einen solchen panischen Schrecken über das französische Heer, daß zehntausend Mann vor fünfhundert flohen und nur mit Mühe konnten zum Stehen gebracht und wieder gesammelt werden; wobei sich das Regiment Chamborand besonders hervorthat und den Unserigen ein weiteres Vordringen verwehrte, welche, ohnehin nur gewissermaßen auf Rekognoszirен ausgeschickt, siegreich mit Freuden zurückkehrten und nicht leugneten, einige Wagen gute Beute gemacht zu haben. In das unmittelbar Brauchbare, Geld und Kleidung, hatten sie sich getheilt, mir aber als einem Kanzleimann kamen die Papiere zu Gut, worunter ich einige ältere Befehle Lafayettes (des früheren Oberbefehlshabers) und mehrere höchst sauber geschriebene Listen fand. Was mich aber am Meisten überraschte, war ein ziemlich neuer Moniteur. Dieser Druck, dieses Format, mit dem man seit einigen Jahren ununterbrochen bekannt gewesen und die man nun seit mehreren Wochen nicht gesehen, begrüßten mich auf eine etwas unfreundliche Weise, indem ein lakonischer Artikel vom dritten September mir drohend zurief: Les Prussiens pourront venir à Paris, mais ils n'en sortiront pas. Also hielt man denn doch in Paris für möglich, wir könnten hingelangen; daß wir wieder zurückkehrten, dafür mochten die oberen Gewalten sorgen.

Die schreckliche Lage, in der man sich zwischen Erde und Himmel befand, war einigermaßen erleichtert, als man die Armee zurücken und eine Abtheilung der Avantgarde nach der anderen vorwärts ziehen sah. Endlich kam die Reihe auch an uns: wir gelangten über Hügel, durch Thäler, Weinberge vorbei, an denen man sich auch wohl erquickte. Man kam sodann zu aufgehellter Stunde in eine freiere Gegend und sah in einem freundlichen Thal der Aire das Schloß von Grandprée auf einer Höhe sehr wohl gelegen, eben an dem Punkt, wo genannter Fluß sich westwärts zwischen die Hügel drängt, um auf der Gegenseite des Gebirges sich mit der Aisne zu verbinden, deren Gewässer, immer dem Sonnenuntergang zu, durch Vermittelung der Oise endlich in die Seine gelangen; woraus denn ersichtlich, daß der Gebirgsrücken, der uns von der Maas trennte, zwar nicht von bedeutender Höhe, doch von entschiedenem Einfluß auf den Wasserlauf, uns in eine andere Flußregion zu nöthigen geeignet war.

Auf diesem Zuge gelangte ich zufällig in das Gefolge des Königs, dann des Herzogs von Braunschweig; ich unterhielt mich mit dem Fürsten Reuß und anderen diplomatisch-militärischen Bekannten. Diese Reitermassen machten zu der angenehmen Landschaft eine reiche Staffage; man hätte einen Van der Meulen gewünscht, um solchen Zug zu verewigen: Alles war heiter, munter, voll Zuversicht und heldenhaft. Einige Dörfer brannten zwar vor uns auf, allein der Rauch thut in einem Kriegsbilde auch nicht übel. Man

hatte, so hieß es, aus den Häusern auf den Vortrab geschossen und dieser, nach Kriegsrecht, sogleich die Selbstrache geübt. Es ward getadelt, war aber nicht zu ändern; dagegen nahm man die Weinberge in Schutz, von denen sich die Besitzer doch keine große Lese versprechen durften; und so ging es zwischen freund- und feindsäligem Betragen immer vorwärts.

Wir gelangten, Grandprée hinter uns lassend, an und über die Aisne und lagerten bei Vaux les Mourons; hier waren wir nun in der verrufenen Champagne, es sah aber so übel noch nicht aus. Ueber dem Wasser an der Sonnenseite erstreckten sich wohlgehaltene Weinberge, und wo man Dörfer und Scheunen visitirte, fanden sich Nahrungmittel genug für Menschen und Thiere, nur leider der Weizen nicht ausgedroschen, noch weniger genugsame Mühlen, ihn zu mahlen; Oefen zum Backen waren auch selten und so fing es wirklich an, sich einem tantalischen Zustande zu nähern.

Dergleichen Betrachtungen anzustellen, versammelte sich eine große Gesellschaft, die überhaupt, wo es Halt gab, sich immer mit einigem Zutrauen, besonders beim Nachmittagskaffee, zusammenfügte; sie bestand aus wunderlichen Elementen, Deutschen und Franzosen, Kriegern und Diplomaten, Alles bedeutende Personen, erfahren, klug, geistreich, aufgeregt durch die Wichtigkeit des Augenblicks, Männer, sämmtlich von Werth und Würde, aber doch eigentlich nicht in den inneren Rath gezogen und also desto mehr bemüht, auszusinnen, was beschlossen sein, was geschehen könnte.

Dumouriez, als er den Paß von Grandprée nicht länger halten konnte, hatte sich die Aisne hinaufgezogen, und da ihm der Rücken durch die Isletten gesichert war, sich auf die Höhen von Sainte-Ménéhould, die Front gegen Frankreich, gestellt. Wir waren durch den engen Paß hereingedrungen, hatten uneroberte Festen, Sedan, Montmedy, Stenay im Rücken und an der Seite, die uns jede Zufuhr nach Belieben erschweren konnten. Wir betraten beim schlimmsten Wetter ein seltsames Land, dessen undankbarer Kalkboden nur kümmerlich ausgestreute Ortschaften ernähren konnte. Freilich lag Rheims, Chalons und ihre gesegneten Umgebungen nicht fern, man konnte hoffen, sich vorwärts zu erholen. Die Gesellschaft überzeugte sich daher beinahe einstimmig, daß man auf Rheims marschiren und sich Chalons bemächtigen müsse; Dumouriez könne sich in seiner vortheilhaften Stellung alsdann nicht ruhig verhalten, eine Schlacht wäre unvermeidlich, wo es auch sei; man glaubte, sie schon gewonnen zu haben.

Am Neunzehnten, nachmittags, gelangten wir endlich nach Massiges, nur noch wenige Stunden vom Feind; das Lager war abgesteckt und wir bezogen den für uns bestimmten Raum. Schon waren Pfähle geschlagen, die Pferde dran gebunden, Feuer angezündet und der Küchenwagen that sich auf. Ganz unerwartet kam daher das Gerücht, das Lager solle nicht Statt haben: denn es sei die Nachricht angekommen, das französische Heer ziehe sich von Sainte-Ménéhould auf Chalons; der König wolle die Franzosen nicht entwischen lassen und habe daher Befehl zum Aufbruch gegeben. Ich suchte an der rechten Schmiede hierüber Gewißheit und vernahm Das, was ich schon gehört hatte, nur mit dem Zusatz, auf diese unsichere und unwahrscheinliche Nachricht sei der Herzog von Weimar und der General Heymann

mit eben den Husaren, welche die Unruhe erregt, vorgegangen. Nach einiger Zeit kamen diese Generale zurück und versicherten, es sei nicht die geringste Bewegung zu bemerken; auch mußten jene Patrouillen gestehen, daß sie das Gemeldete mehr geschlossen als gesehen hätten. Die Anregung aber war einmal gegeben; und der Befehl lautete, die Armee solle vorrücken, jedoch ohne das mindeste Gepäck: alles Fuhrwerk sollte bis Maison Champagne zurückkehren, dort eine Wagenburg bilden und den, wie man voraussetzte, glücklichen Ausgang einer Schlacht abwarten.

Nicht einen Augenblick zweifelhaft, was zu thun sei, überließ ich Wagen, Gepäck und Pferde meinem entschlossenen sorgfältigen Bedienten und setzte mich mit den Kriegsgenossen alsobald zu Pferde. Es war schon früher mehrmals zur Sprache gekommen, daß, wer sich in einen Kriegszug einlasse, durchaus bei den regulirten Truppen, welche Abtheilung es auch sei, an die er sich angeschlossen, fest bleiben und keine Gefahr scheuen solle: denn was uns auch da betreffe, sei immer ehrenvoll; dahingegen bei der Bagage, beim Troß oder sonst zu verweilen, zugleich gefährlich und schmählich. Und so hatte ich auch mit den Offizieren des Regiments abgeredet, daß ich mich immer an sie und wo möglich an die Leibschwadron anschließen wolle, weil ja dadurch ein so schönes und gutes Verhältniß nur immer besser befestigt werden könne. Der Weg war das kleine Wasser die Tourbe hinauf vorgezeichnet, durch das traurigste Thal von der Welt, zwischen niedrigen Hügeln, ohne Baum und Busch; es war befohlen und eingeschärft, in aller Stille zu marschiren, als wenn wir den Feind überfallen wollten, der doch in seiner Stellung das Heranrücken einer Masse von fünfzigtausend Mann wohl mochte erfahren haben. Die Nacht brach ein; weder Mond noch Sterne leuchteten am Himmel, es pfiff ein wüster Wind; die stille Bewegung einer so großen Menschenreihe in tiefer Finsterniß war ein höchst Eigenes. Indem man neben der Kolonne herritt, begegnete man mehreren bekannten Offizieren, die hin und wieder sprengten, um die Bewegung des Marsches bald zu beschleunigen, bald zu retardiren. Man besprach sich, man hielt still, man versammelte sich. So hatte sich ein Kreis von vielleicht zwölf Bekannten und Unbekannten zusammengefunden; man fragte, klagte, wunderte sich, schalt und raisonnirte: das gestörte Mittagessen konnte man dem Heerführer nicht verzeihen. Ein munterer Gast wünschte sich Bratwurst und Brot, ein anderer sprang gleich mit seinen Wünschen zum Rehbraten und Sardellensalat; da das Alles aber unentgeltlich geschah, fehlte es auch nicht an Pasteten und sonstigen Leckerbissen, nicht an den köstlichsten Weinen: und ein so vollkommenes Gastmahl war beisammen, daß endlich Einer, dessen Appetit übermäßig rege geworden, die ganze Gesellschaft verwünschte und die Pein einer aufgeregten Einbildungskraft im Gegensatz des größten Mangels ganz unerträglich schalt. Man verlor sich auseinander und der Einzelne war nicht besser daran als Alle zusammen.

So gelangten wir bis Somme-Tourbe, wo man Halt machte: der König war in einem Gasthof abgetreten, vor dessen Thür der Herzog von Braunschweig in einer Art Laube Hauptquartier und Kanzlei errichtete. Der Platz war groß; es brannten mehrere Feuer, durch große Bündel Weinpfähle gar lebhaft unterhalten. Der Fürst Feldmarschall tadelte einigemal persönlich,

daß man die Flamme allzu stark auflodern lasse; wir besprachen uns darüber und Niemand wollte glauben, daß unsere Nähe den Franzosen ein Geheimniß geblieben sei.

Ich war zu spät angekommen und mochte mich in der Nähe umsehen, wie ich wollte, Alles war schon, wo nicht verzehrt, doch in Besitz genommen. Indem ich so umherforschte, gaben mir die Emigrirten ein kluges Küchenschauspiel: sie saßen um einen großen, runden, flachen, abglimmenden Aschenhaufen, in den sich mancher Weinstab knisternd mochte aufgelöst haben; klüglich und schnell hatten sie sich aller Eier des Dorfes bemächtigt: und es sah wirklich appetitlich aus, wie die Eier in dem Aschenhaufen neben einander aufrecht standen und eins nach dem anderen zu rechter Zeit schlurfbar herausgehoben wurde. Ich kannte Niemand von den edeln Küchengesellen; unbekannt, mochte ich sie nicht ansprechen; als mir aber soeben ein lieber Bekannter begegnete, der so gut wie ich an Hunger und Durst litt, fiel mir eine Kriegslist ein, nach einer Bemerkung, die ich auf meiner kurzen militärischen Laufbahn anzustellen Gelegenheit gehabt. Ich hatte nämlich bemerkt, daß man beim Fouragiren um die Dörfer und in ihnen tölpisch geradezu verfahre; die ersten Andringenden fielen ein, nahmen weg, verdarben, zerstörten; die folgenden fanden immer weniger, und was verloren ging, kam Niemand zu Gut. Ich hatte schon gedacht, daß man bei dieser Gelegenheit strategisch verfahren und, wenn die Menge von vorn hereindringe, sich von der Gegenseite nach einigem Bedürfniß umsehen müsse. Dies konnte nun hier kaum der Fall sein; denn Alles war überschwemmt: aber das Dorf zog sich sehr in die Länge, und zwar seitwärts der Straße, wo wir hereingekommen. Ich forderte meinen Freund auf, die lange Gasse mit hinunterzugehen. Aus dem vorletzten Haus kam ein Soldat fluchend heraus, daß schon Alles aufgezehrt und nirgends nichts mehr zu haben sei. Wir sahen durch die Fenster: da saßen ein paar Jäger ganz ruhig; wir gingen hinein, um wenigstens auf einer Bank unter Dach zu sitzen; wir begrüßten sie als Kameraden und klagten freilich über den allgemeinen Mangel. Nach einigem Hin- und Widerreden verlangten sie, wir sollten ihnen Verschwiegenheit geloben, worauf wir die Hand gaben. Nun eröffneten sie uns, daß sie in dem Hause einen schönen, wohlbestellten Keller gefunden, dessen Eingang sie zwar selbst sekretirt, uns jedoch von dem Vorrath einen Antheil nicht versagen wollten. Einer zog einen Schlüssel hervor: und nach verschiedenen weggeräumten Hindernissen fand sich eine Kellerthür zu eröffnen. Hinabgestiegen, fanden wir nun mehrere etwa zweieimerige Fässer auf dem Lager; was uns aber mehr interessirte, verschiedene Abtheilungen in Sand gelegter gefüllter Flaschen, wo der gutmüthige Kamerad, der sie schon durchprobirt hatte, an die beste Sorte wies. Ich nahm zwischen die ausgespreizten Finger jeder Hand zwei Flaschen, zog sie unter den Mantel, mein Freund desgleichen, und so schritten wir, in Hoffnung baldiger Erquickung, die Straße wieder hinaufwärts.

Unmittelbar am großen Wachfeuer gewahrte ich eine schwere starke Egge, setzte mich darauf und schob unter dem Mantel meine Flaschen zwischen die Zacken herein. Nach einiger Zeit bracht' ich eine Flasche hervor, wegen der mich meine Nachbarn beriefen, denen ich sogleich den Mitgenuß anbot. Sie

thaten gute Züge, der Letzte bescheiden, da er wohl merkte, er lasse mir nur wenig zurück; ich verbarg die Flasche neben mir und brachte bald darauf die zweite hervor, trank den Freunden zu, die sichs abermals wohl schmecken ließen, anfangs das Wunder nicht bemerkten, bei der dritten Flasche jedoch laut über den Hexenmeister aufschrien; und es war, in dieser traurigen Lage, ein auf alle Weise willkommener Scherz.

Unter den vielen Personen, deren Gestalt und Gesicht im Kreise vom Feuer erleuchtet war, erblickt' ich einen ältlichen Mann, den ich zu kennen glaubte. Nach Erkundigung und Annäherung war er nicht wenig verwundert, mich hier zu sehen. Es war Marquis von Bombelles, dem ich vor zwei Jahren in Venedig, der Herzogin Amalia folgend, aufgewartet hatte, wo er, als französischer Gesandter residirend, sich höchst angelegen sein ließ, dieser trefflichen Fürstin den dortigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Wechselseitiger Verwunderungausruf, Freude des Wiedersehens und Erinnerung erheiterten diesen ernsten Augenblick. Zur Sprache kam seine prächtige Wohnung am Großen Kanal: es ward gerühmt, wie wir daselbst, in Gondeln anfahrend, ehrenvoll empfangen und freundlich bewirthet worden; wie er durch kleine Feste, gerade im Geschmack und Sinn dieser Natur und Kunst, Heiterkeit und Anstand in Verbindung liebenden Dame, sie und die Ihrigen auf vielfache Weise erfreute, auch sie durch seinen Einfluß manches andere, für Fremde sonst verschlossene Gute genießen lassen.

Wie sehr war ich aber verwundert, da ich ihn, den ich durch eine wahrhafte Lobrede zu ergötzen gedachte, mit Wehmuth ausrufen hörte: „Schweigen wir von diesen Dingen! Jene Zeit liegt nun gar zu weit hinter mir! Und schon damals, als ich meine edeln Gäste mit scheinbarer Heiterkeit unterhielt, nagte mir der Wurm am Herzen: ich sah die Folgen voraus Dessen, was in meinem Vaterlande vorging. Ich bewunderte Ihre Sorglosigkeit, in der Sie die auch Ihnen bevorstehende Gefahr nicht ahnten; ich bereitete mich im Stillen zu Veränderung meines Zustandes. Bald nachher mußt' ich meinen ehrenvollen Posten und das werthe Venedig verlassen und eine Irrfahrt antreten, die mich endlich auch hierher geführt hat."

Das Geheimnißvolle, das man diesem offenbaren Heranzuge von Zeit zu Zeit hatte geben wollen, ließ uns vermuthen, man werde noch in dieser Nacht aufbrechen und vorwärts gehen; allein schon dämmerte der Tag und mit ihm strich ein Sprühregen daher; es war schon völlig hell, als wir uns in Bewegung setzten. Da des Herzogs von Weimar Regiment den Vortrab hatte, gab man der Leibschwadron, als der vordersten der ganzen Kolonne, Husaren mit, die den Weg unserer Bestimmung kennen sollten. Nun ging es, mitunter im scharfen Trab, über Felder und Hügel ohne Busch und Baum; nur in der Entfernung links sah man die Argonner Waldgegend; der Sprühregen schlug uns heftiger ins Gesicht: bald aber erblickten wir eine Pappelallee, die, sehr schön gewachsen und wohl unterhalten, unsere Richtung quer durchschnitt. Es war die Chaussee von Chalons auf Sainte-Ménéhould, der Weg von Paris nach Deutschland; man führte uns drüber weg und ins Graue hinein.

Schon früher hatten wir den Feind vor der waldigen Gegend gelagert und aufmarschirt gesehen; nicht weniger ließ sich bemerken, daß neue Truppen

ankamen: es war Kellermann, der sich soeben mit Dumouriez vereinigte, um dessen linken Flügel zu bilden. Die Unserigen brannten vor Begierde, auf die Franzosen loszugehen: Offiziere wie Gemeine hegten den glühenden Wunsch, der Feldherr möge in diesem Augenblick angreifen; auch unser heftiges Vordringen schien darauf hinzudeuten. Aber Kellermann hatte sich zu vortheilhaft gestellt. Und nun begann die Kanonade, von der man viel erzählt, deren augenblickliche Gewaltsamkeit jedoch man nicht beschreiben, nicht einmal in der Einbildungskraft zurückrufen kann.

Schon lag die Chaussee weit hinter uns, wir stürmten immerfort gegen Westen zu, als auf einmal ein Adjutant gesprengt kam, der uns zurückbeorderte; man hatte uns zu weit geführt und nun erhielten wir den Befehl, wieder über die Chaussee zurückzukehren und unmittelbar an ihre linke Seite den rechten Flügel zu lehnen. Es geschah; und so machten wir Front gegen das Vorwerk La Lune, welches auf der Höhe, etwa eine Viertelstunde vor uns, an der Chaussee zu sehen war. Unser Befehlshaber kam uns entgegen; er hatte soeben eine halbe Reitende Batterie hinaufgebracht; wir erhielten Ordre, in deren Schutz vorwärts zu gehen, und fanden unterwegs einen alten Schirrmeister, ausgestreckt, als das erste Opfer des Tags, auf dem Acker liegen. Wir ritten ganz getrost weiter, wir sahen das Vorwerk näher; die dabei aufgestellte Batterie feuerte tüchtig.

Bald aber fanden wir uns in einer seltsamen Lage: Kanonenkugeln flogen wild auf uns ein, ohne daß wir begriffen, wo sie herkommen konnten; wir avancirten ja hinter einer befreundeten Batterie und das feindliche Geschütz auf den entgegengesetzten Hügeln war viel zu weit entfernt, als daß es uns hätte erreichen sollen. Ich hielt seitwärts vor der Front und hatte den wunderbarsten Anblick; die Kugeln schlugen dutzendweise vor der Eskadron nieder, zum Glück nicht ricochetirend, in den weichen Boden hineingewühlt; Koth aber und Schmutz bespritzte Mann und Roß; die schwarzen Pferde, von tüchtigen Reitern möglichst zusammengehalten, schnauften und tosten; die ganze Masse war, ohne sich zu trennen oder zu verwirren, in fluthender Bewegung.

Endlich kam der Befehl, zurück- und hinabzugehen: es geschah von den sämmtlichen Kavallerieregimentern mit großer Ordnung und Gelassenheit; nur ein einziges Pferd von Lottum ward getötet, da wir Uebrigen, besonders auf dem äußersten rechten Flügel, eigentlich Alle hätten umkommen müssen.

Nachdem wir uns denn aus dem unbegreiflichen Feuer zurückgezogen, von Ueberraschung und Erstaunen uns erholt hatten, löste sich das Räthsel; wir fanden die halbe Batterie, unter deren Schutz wir vorwärts zu gehen geglaubt, ganz unten in einer Vertiefung, dergleichen das Terrain zufällig in dieser Gegend gar manche bildete. Sie war von oben vertrieben worden und an der anderen Seite der Chaussee in einer Schlucht heruntergegangen, so daß wir ihren Rückzug nicht bemerken konnten; feindliches Geschütz trat an die Stelle, und was uns hätte bewahren sollen, wäre beinahe verderblich geworden. Auf unseren Tadel lachten die Bursche nur und versicherten scherzend, hier unten im Schauer sei es doch besser. Wenn man aber nachher mit Augen sah, wie eine solche Reitende Batterie sich durch die schreckbaren schlammigen Hügel qualvoll durchzerren mußte, so hatte man abermals den bedenklichen

Zustand zu überlegen, in den wir uns eingelassen hatten. Indessen dauerte die Kanonade immer fort. Kellermann hatte einen gefährlichen Posten bei der Mühle von Valmy, dem eigentlich das Feuern galt; dort ging ein Pulverwagen in die Luft und man freute sich des Unheils, das er unter den Feinden angerichtet haben mochte. Und so blieb Alles eigentlich nur Zuschauer und Zuhörer, was im Feuer stand und nicht. Wir hielten auf der Chaussee von Chalons an einem Wegweiser, der nach Paris deutete. Diese Hauptstadt also hatten wir im Rücken, das französische Heer aber zwischen uns und dem Vaterland. Stärkere Riegel waren vielleicht nie vorgeschoben, Demjenigen höchst apprehensiv, der eine genaue Karte des Kriegstheaters nun seit vier Wochen unablässig studirte. Doch das augenblickliche Bedürfniß behauptet sein Recht selbst gegen das nächstkünftige. Unsere Husaren hatten mehrere Brotkarren, die von Chalons nach der Armee gehen sollten, glücklich aufgefangen und brachten sie den Hochweg daher. Wie es uns nun fremd vorkommen mußte, zwischen Paris und Sainte-Ménéhould postirt zu sein, so konnten Die zu Chalons des Feindes Armee keineswegs auf dem Wege zu der ihrigen vermuthen. Gegen einiges Trinkgeld ließen die Husaren von dem Brot etwas ab; es war das schönste weiße; der Franzos erschrickt vor jeder schwarzen Krume. Ich theilte mehr als einen Laib unter die zunächst Angehörigen, mit der Bedingung, mir für die folgenden Tage einen Antheil daran zu verwahren. Alles Dieses ging unter anhaltender Begleitung des Kanonendonners vor. Von jeder Seite wurden an diesem Tage zehntausend Schüsse verschwendet, wobei auf unserer Seite nur zwölfhundert Mann und auch diese ganz unnütz fielen. Von der ungeheuren Erschütterung klärte sich der Himmel auf: denn man schoß mit Kanonen, völlig als wär' es Pelotonfeuer, zwar ungleich, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags ein Uhr, nach einiger Pause, war es am Gewaltsamsten, die Erde bebte im ganz eigentlichsten Sinn und doch sah man in den Stellungen nicht die mindeste Veränderung. Niemand wußte, was daraus werden sollte.

So ging der Tag hin: unbeweglich standen die Franzosen, Kellermann hatte auch einen bequemeren Platz genommen; unsere Leute zog man aus dem Feuer zurück und es war eben, als wenn nichts gewesen wäre. Die größte Bestürzung verbreitete sich über die Armee. Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht, als die sämmtlichen Franzosen anzuspießen und aufzuspeisen, ja, mich selbst hatte das unbedingte Vertrauen auf ein solches Heer, auf den Herzog von Braunschweig zur Theilnahme an dieser gefährlichen Expedition gelockt; nun aber ging Jeder vor sich hin, man sah sich nicht an, oder, wenn es geschah, so war es, um zu fluchen oder zu verwünschen ... Die Kanonade hatte kaum aufgehört, als Regen und Sturm schon wieder eindrangen und einen Zustand unter freiem Himmel, auf zähem Lehmboden höchst unerfreulich machten. Und doch kam, nach so langem Wachen, Gemüths- und Leibesbewegung, der Schlaf sich anmeldend, als die Nacht hereindüsterte. Wir hatten uns hinter einer Erhöhung, die den schneidenden Wind abhielt, nothdürftig gelagert, als es Jemanden einfiel, man solle sich für diese Nacht in die Erde graben und mit dem Mantel zudecken. Hierzu machte man gleich Anstalt und es wurden mehrere Gräben ausgehauen, wozu die Reitende

Artillerie Geräthschaften hergab. Der Herzog von Weimar selbst verschmähte nicht eine solche voreilige Bestattung . . .

Am Einundzwanzigsten waren die wechselseitigen Grüße der Erwachenden keineswegs heiter und froh; denn man ward sich in einer beschämenden, hoffnunglosen Lage gewahr. Am Rand eines ungeheuren Amphitheaters fanden wir uns aufgestellt, wo jenseits auf Höhen, deren Fuß durch Flüsse, Teiche, Bäche, Moräste gesichert war, der Feind einen kaum übersehbaren Halbzirkel bildete. Diesseits standen wir, völlig wie gestern, um zehntausend Kanonenkugeln leichter, aber eben so wenig situirt zum Angriff: man blickte in eine weit ausgebreitete Arena hinunter, wo sich zwischen Dorfhütten und Gärten die beiderseitigen Husaren herumtrieben und mit Spiegelgefecht bald vor- bald rückwärts, eine Stunde nach der anderen, die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu fesseln wußten. Aber aus all dem Hin- und Hersprengen, dem Hin- und Wiederpuffen ergab sich zuletzt kein Resultat, als daß einer der Unserigen, der sich zu kühn zwischen die Hecken gewagt hatte, umzingelt und, da er sich keineswegs ergeben wollte, erschossen wurde. Dies war das einzige Opfer der Waffen an diesem Tage; aber die eingerissene Krankheit machte den unbequemen, drückenden, hilflosen Zustand trauriger und fürchterlicher. So schlaglustig und fertig man gestern auch gewesen, gestand man doch, daß ein Waffenstillstand wünschenswerth sei, da selbst der Muthigste, Leidenschaftlichste nach weniger Ueberlegung sagen mußte, ein Angriff würde das verwegenste Unternehmen von der Welt sein. Noch schwankten die Meinungen den Tag über, wo man Ehren halber die selbe Stellung behauptete wie beim Augenblick der Kanonade; gegen Abend jedoch veränderte man sie einigermaßen; zuletzt war das Hauptquartier nach Hans gelegt und die Bagage herbeigekommen. Nun hatten wir zu vernehmen die Angst, die Gefahr, den nahen Untergang unserer Dienerschaft und Habseligkeiten. Das Waldgebirge Argonne von Sainte-Ménéhould bis Grandprée war von Franzosen besetzt; von dort aus führten ihre Husaren den kühnsten, muthwilligsten kleinen Krieg. Wir hatten gestern vernommen, daß ein Sekretär des Herzogs von Braunschweig und einige andere Personen der fürstlichen Umgebung zwischen der Armee und der Wagenburg waren gefangen worden. Diese verdiente aber keineswegs den Namen einer Burg; denn sie war schlecht aufgestellt, nicht geschlossen, nicht genugsam eskortirt. Nun beängstigte sie ein blinder Lärm nach dem anderen und zugleich die Kanonade in geringer Entfernung. Späterhin trug man sich mit der Fabel oder Wahrheit, die französischen Truppen seien schon den Gebirgswald herab auf dem Wege gewesen, sich der sämmtlichen Equipage zu bemächtigen; da gab sich denn der von ihnen gefangene und wieder losgelassene Läufer des General Kalkreuth ein großes Ansehen, indem er versicherte, er habe durch glückliche Lügen von starker Bedeckung, von Reitenden Batterien und Dergleichen einen feindlichen Anfall abgewendet. Wohl möglich. Wer hat nicht in solchen bedeutenden Augenblicken zu thun oder gethan?

Nun waren die Zelte da, Wagen und Pferde; aber Nahrung für kein Lebendiges. Mitten im Regen ermangelten wir sogar des Wassers; und einige Teiche waren schon durch eingesunkene Pferde verunreinigt. Das Alles

zusammen bildete den schrecklichsten Zustand. Ich wußte nicht, was es heißen sollte, als ich meinen treuen Zögling, Diener und Gefährten Paul Götze von dem Leder des Reisewagens das zusammengeflossene Regenwasser sehr emsig schöpfen sah; er bekannte, daß es zur Chokolade bestimmt sei, davon er glücklicher Weise einen Vorrath mitgebracht hatte; ja, was mehr ist, ich habe aus den Fußtapfen der Pferde schöpfen sehen, um einen unerträglichen Durst zu stillen. Man kaufte das Brot von alten Soldaten, die, an Entbehrung gewöhnt, Etwas zusammensparten, um sich am Branntwein zu erquicken, wenn er wieder zu haben wäre.

An den Stellen, wo die Kanonade hingewirkt, erblickte man großen Jammer: die Menschen lagen unbegraben und die schwerverwundeten Thiere konnten nicht ersterben. Ich sah ein Pferd, das sich in seinen eigenen, aus dem verwundeten Leibe herausgefallenen Eingeweiden mit den Vorderfüßen verfangen hatte und so unselig dahinhinkte. Im Nachhausereiten traf ich den Prinzen Louis Ferdinand im freien Felde auf einem hölzernen Stuhl sitzen, den man aus einem unteren Dorf heraufgeschafft; zugleich schleppten einige seiner Leute einen schweren, verschlossenen Küchenschrank herbei; sie versicherten, es klappere darin, sie hofften, einen guten Fang gethan zu haben. Man erbrach ihn begierig, fand aber nur ein stark beleibtes Kochbuch; und nun, indessen der gespaltene Schrank im Feuer aufloderte, las man die köstlichsten Küchenrezepte vor: und so ward abermals Hunger und Begierde durch eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Verzweiflung gesteigert.

Erheitert einigermaßen wurde das schlimmste Wetter von der Welt durch die Nachricht, daß ein Stillstand geschlossen sei und daß man also wenigstens die Aussicht habe, mit einiger Gemüthsruhe leiden und darben zu können; aber auch Dieses gedieh nur zum halben Trost, da man bald vernahm, es sei eigentlich nur eine Uebereinkunft, daß die Vorposten Friede halten sollten, wobei nicht unbenommen bleibe, die Kriegsoperationen außer dieser Berührung nach Gutdünken fortzusetzen. Dieses war eigentlich zu Gunsten der Franzosen bedingt, welche rings umher ihre Stellung verändern und uns besser einschließen konnten; wir aber in der Mitte mußten still halten und in unserm stockenden Zustand verweilen. Die Vorposten aber ergriffen diese Erlaubniß mit Vergnügen; zuerst kamen sie überein, daß, welchem von beiden Theilen Wind und Wetter ins Gesicht schlage, der solle das Recht haben, sich umzukehren und, in seinen Mantel gewickelt, von dem Gegentheil nichts befürchten. Es kam weiter: die Franzosen hatten immer noch etwas Weniges zur Nahrung, indessen den Deutschen Alles abging; Jene theilten daher Einiges mit und man ward immer kameradlicher. Endlich wurden sogar mit Freundlichkeit von französischer Seite Druckblätter ausgetheilt, wodurch den guten Deutschen das Heil der Freiheit und Gleichheit in zwei Sprachen verkündet war; die Franzosen ahmten das Manifest des Herzogs von Braunschweig in umgekehrtem Sinne nach, entboten guten Willen und Gastfreundschaft, und ob sich schon bei ihnen mehr Volk, als sie von oben herein regiren konnten, auf die Beine gemacht hatte, so geschah dieser Aufruf, wenigstens in diesem Augenblick, mehr, um den Gegentheil zu schwächen, als sich selbst zu stärken.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 17. Oktober 1914.

Warschau-Antwerpen.

Deutscher Krieg.

Die Verächter des Krieges, all die blonden, schwarzen, grauen Kinder, die ihn, mit der Sirupzunge hehrer Menschlichkeit, seit Jahrzehnten in Schimpfrede sudelten, sind stumm geworden. Oder schnauben Soldatenlieder; vernichten in wirren Aufsätzchen die wider uns verbündeten Großmächte; flehen eine nur um Puttenköpfe noch gaukelnde „Kulturwelt" an, uns die Erlaubniß zu grausam kräftigem Handeln, zu ungestüm heftigem Kampf gnädig zu gewähren. Schon scheinen sie bereit, Luthers Frage, ob „Kriegsleute auch in seligem Stande sein können", ohne Bedingniß zu bejahen. „Man schreibt und sagt viel, welche große Plage der Krieg sei. Das ist, Alles, wahr. Aber man sollte auch daneben ansehen, wie vielmal größer die Plage ist, der man mit Kriegen wehrt. Summa: man muß im Kriegsamt nicht ansehen, wie es würgt, brennt, schlägt. Denn Das thun die engen, einfältigen Kinderaugen, die dem Arzt nicht weiter zusehen, denn wie er die Hand abhaut oder das Bein absägt, sehen aber oder merken nicht, daß es, um den ganzen Leib zu retten, zu thun ist. Also muß man auch dem Kriegs- oder Schwertsamt zusehen mit männlichen Augen, warum es so würgt und gräulich thut: so wird sichs selbst beweisen, daß ein Amt ist an ihm selbst göttlich und der Welt so nöthig und nützlich wie Essen und Trinken oder sonst ein ander Werk. Daß aber Etliche solches Amt mißbrauchen, würgen und schlagen ohne Noth, aus lauter Muthwillen: Das ist nicht des Amtes, sondern der Person Schuld. Wo ist je ein Amt, Werk oder irgendein Ding so gut, daß die muth-

willigen, bösen Leute es nicht mißbrauchen?" Der Orgelton solcher Worte braust endlich wieder ins Ohr ihrer Heimath. Die von Louis Napoleon, dem holländischen Bonaparte, in seinem Buch über Julius Caesar ausgesprochene Hoffnung, des Fremdlings Angriff werde den Parteienzwist schnell, wie des Gärtners Messer die Unkräuter, ausjäten und der Nation das Glück innerer Einung bescheren, hat den Krieg niemals lange überlebt. Daß sie nur Volksgenossen noch, nicht Fraktionen mehr und Parteien, fortan kennen, haben auch 1866 und 70 die Regirenden, haben vor elf Wochen im Bourbonenschloß Sozialdemokraten und Königische, in Westminster Briten, Iren, Ulstermänner, in der Gossudarstwennaja Duma Großrussen und Litauer, Zaristen und Demokraten, Juden und Popen gesagt. Nach jedem Friedensschluß verschwebte der holde Wahn ins Himmelsblau, wurde, im Reichsgebäude, mit anderen Waffen der Krieg um die Macht weitergeführt. Wer den draußen tobenden, weil er den inneren übertönt, entschuldigen zu dürfen glaubt, hat die Wohlthat, die Volkbildnerkraft guten Krieges nicht empfunden; ihm ist er noch ein Barbarenerbe, das der Gesittete schamhaft auf sich nimmt, nicht, wie vor hundert Jahren der deutschen Seele Niebuhrs, das höchste Erlebniß: „die Seligkeit, mit allen Mitbürgern, dem Gelehrten und dem Einfältigen, ein Gefühl zu theilen; Jeder, der es mit Klarheit genoß, wird sein Leben lang nicht vergessen, wie liebend, friedlich und stark ihm zu Muth war!" Nach diesem Erlebniß mahnte der Franke Jean Paul Friedrich Richter, der den Deutschen eine „Friedenspredigt" gespendet hatte, die Eltern, Gattinnen, Bräute, Geschwister, denen auf dem Schlachtfeld ein lieber Jüngling gestorben war, im Schmerz nicht zu vergessen, daß von allen Sterblichen dem Geliebten der schönste Tod geworden sei. „Weinet Eure Thränen wieder; aber wenn sie abgetrocknet sind, schauet fester und heller den Kämpfenden nach. Vater, Mutter, schaue Deinen Jüngling vor dem Niedersinken an; noch nicht vom dumpfen Kerkerfieber des Lebens zum Zittern entkräftet, von den Seinigen fortgezogen mit einem frohen Abschiednehmen voll Kraft und Hoffnung, ohne die matte, satte Betrübniß eines Sterbenden, stürzt er in den feurigen Schlachttod mit einem kecken Herzen, von hohen Hoffnungen umflattert, vom gemeinschaftlichen Feuersturm der Ehre umbraust und getragen, im Auge den Feind, im Herzen das Vaterland." Diese Bereitschaft zu stolzem, zu fast neidvoll fro-

hem Erinnern müßte durch die Wirkung allgemeiner Wehrpflicht (deren Nothwendigkeit lange vor Scharnhorst und Boyen der niederländische Jude Baruch Spinoza erkannt hat) tief in jedes Herzens Willen gerammt worden sein. Was wäre diese Pflicht, wenn sie den Erfüller in Barbarei zurückzwänge? Wenn der Ruhm friedlichen Sinnes das würdigste Ziel allen Strebens bliebe? Daß sie nicht ins speckige Gewimmel friedlicher Völker taugen, ist der Deutschen edelste Wesenszier. Friedlich ist ein Volk, dem das Behagen mehr gilt als die Macht, das lieber erbt als erobert und das, wenn es satt wird und Kurzweil hat, gern auch fremdem Willen sein Leben anpaßt. Weil sie, noch im werdenden Reichthum, bei so schnöder Wonne sich nicht beschieden, werden die Deutschen von gestern und heute hinter die heiligen Schatten des „Volkes der Dichter und Denker" gewiesen, die das Gedächtniß unserer Feinde zärtlich hätschelt. Ist denn nicht unser Recht, nicht, eigentlich, unsere Pflicht, das von diesen Denkern und Dichtern Geschaffene als Saatgut in immer breitere Erdschollen einzustreuen? Mit eisernem Pflugschar den starren Boden zu lockern, daß es nicht auf seiner Oberfläche keimlos versande? Nach dem Tag von Sedan hat Treitschke gefragt, woher der Haß des Auslandes wider den deutschen Staat stamme; wie zu erklären sei, daß nach einem Kampf, „wo Recht, Mäßigung, Menschlichkeit ausschließlich auf der Seite des Angegriffenen erscheint, die Oeffentliche Meinung fast des gesammten Auslandes laut oder heimlich für den Angreifer Partei nimmt und ihm durch ihren Beistand die Fortsetzung des Krieges ermöglicht." Der letzte Grund der Mißgunst, meint er, liegt im Wesen des preußisch-deutschen Staates. „Der will nach außen eine Macht entfalten wie Frankreichs centralisirter Militärstaat und zugleich seinen Provinzen und Gemeinden eine Selbständigkeit gestatten, die sonst nur in neutralen Kleinstaaten möglich scheint. Er will die technische Tüchtigkeit des monarchischen Beamtenthumes mit der freien Bewegung englischer Selbstverwaltung verbinden. Er hat das Räthsel gelöst, wie eine hochgebildete Nation zugleich ein Volk in Waffen sein könne; er soll, wenn einst unsere Volkswirthschaft den weiten Vorsprung anderer Länder eingeholt haben wird, auch die schwerere Aufgabe lösen, wie einem reichen Volk die Grundpfeiler kriegerischer Tugend, Gemeinsinn, Einfachheit der Sitten, Kraft des Willens und des Leibes, erhalten

bleiben. Er will seiner Nation die schöne Menschenfreundlichkeit demokratischer Sitten bewahren, ohne der Gleichheitraserei der Romanen zu verfallen." Deshalb wird dieser Staat ringsum gehaßt? Nach solchen Zielen haben auch andere Völker hingestrebt; und einzelne sind ihnen nicht allzu fern geblieben. Nur das deutsche Volk ist der Krieger seiner Idee; unter allen großen Völkern das einzige, das Herdglück und Wohlstand, Gegenwart und Zukunft an den Kampf für seines Glaubens Inhalt setzt. Und in diesem Krieg ficht es mit wuchtigerer, tiefer ins Fleisch des Feindes einschneidender Waffe als Hellas einst für seinen Olympos, Israel für den Logos-Gott, die Galiläergemeinde für den Heiland. Drum wird es gehaßt. Wird Tröpfen und eitlen Halbwissern vorgeschwatzt, sein Schwert gehorche dem Wink niedriger Raubgier und Herrschsucht. Ist aber nicht nach jedem Krieg, den Deutsche für die Sache der Deutschen führten, die Erde im Innersten reicher, die Menschheiternte köstlicher geworden? Hat nicht, seit der Italer hinsank, der einmal noch Frankreichs Glorie erneute, nicht schon seit dem ersten Sturz dieses Bonaparte der Weltwesten den lautersten Theil seiner Kraft, den dauerbarsten, aus deutschem Born geschöpft? Kant, Goethe, Stein, Bismarck, Scharnhorst, Moltke, Beethoven, Mozart: wo wuchsen ihnen Gleiche? Und ist nicht jeder für die Leistung, für das Vermächtniß dieser Großen geführte Krieg ein guter, der seine Schwerter heiligt? Weil aus ihm (nicht dem Sieger nur) Hoffnung sprießt, ist er ein frommes Werk; weil er den einzigen Weg in Freiheit wies, also nothwendig war, ist er, nach dem Wort Machiavellis, gerecht.

Endet drum die bärmiglichen Versuche, Deutschlands That zu entschuldigen. Flennet nicht länger Fremdlingen, die Euch nicht hören möchten, vor, wie lieb uns das auf die Lippe geschminkte Friedenslächeln war und wie innig wir bedauern, daß Verschwörertücke uns in den Zwang zum Kriege riß. Endet, Staatsschreiber, den Wortstreit gegen feindliche Zunftgenossen, deren Ueberlegenheit Ihr nicht wegzanken könnt und die nur lächeln, wenn sie aus Eurem mühsälig gequirlten, über entliehenem Spiritus langsam erwärmten Brei das Bröckchen löffeln, an dem ihre „Selbstsucht" ersticken soll. Daß nationale Selbstsucht Euch nicht Pflicht, sondern Sünde dünkt, müßtet Ihr fernem Blick wenigstens bergen. Endet auch, Volksschreiber, das niedrige Geschimpf auf die Feinde, das

nicht aus Leidenschaft, nur aus lüsternem Drang nach Massenbeifall kommt und uns immer wieder aus der Andacht dieser Stunde ekelt. Der Krieg ist Euch nicht mehr Gräuel und, wie der „Kulturwelt“ Rahels Varnhagen, wüste Schlägerei. Doch er sei Euch auch nicht Geschäft, wie Denen, die „vaterländische Gaben“, schwarzweißroth verschnürt oder bebändert, ins Schaufenster legen oder auf der Straße ausschreien. Ihr warfet Euch in die Woge, streichelt sie, die Euch trägt, und brüllet das Lied von Unschuld und Niedertracht, um das Ohr des Menschenklumpens gegen die Erinnerung zu täuben, daß Ihr, kaum ein Bischen sanfter, gestern unser Staatswesen der selben Frevel ziehet, die ihm nun die Feinde ins Schuldbuch schreiben. (Unnöthige Mühe: Blätter aus dem vorigen Herbst den jetzt gilbenden zu vergleichen, hat selten Einer Muße; unnützliche: wer sich in solchen Vergleich schickte, wäre vom Aberglauben an Oeffentliche Meinung bis ans Lebensende geheilt.) Daß die Durchleuchtung und Vereitelung arglistiger Trugpläne unserer Staatsmannschaft mißlang, ist kein Grund, auf dem wir die Flagge frömmster Sittsamkeit hissen dürfen. Nicht als willenlos Uebertölpelte haben wir das ungeheure Wagniß dieses Krieges auf uns genommen. Wir haben es gewollt. Weil wirs wollen mußten und durften. Der Teutonenteufel würge die Winsler, deren Bitte um Entschuldigung uns, in den Wundern hohen Erlebnisses, lächerlich macht. Wir stehen nicht, stellen uns nicht vor Europens Gericht. Unsere Macht soll in Europa neues Recht schaffen. Deutschland schlägt. Wenn es seinem Genius neue Bezirke erobert, preist die Priesterschaft aller Götter den guten Krieg.

Wofür?

Nur der für die Aufgabe einer Truppengattung Vorgebildete darf mit ins Feld. Nur der des Staatsgeschäftes Kundige dürfte über den Kriegsertrag laut mitreden. Nicht der, daheim oder draußen, als untauglich erwiesene Diplomat noch der mit Gefühlsdüften besprengte Bummeldilettant. Allgemeine Wehrpflicht bedingt allgemeines Stimmrecht? Die Frage mag ruhen; auch das Verlangen nach Gleichheit dieses Rechtes soll heute nicht geprüft werden. Vernunft aber müßte vor der Anmaßung eines Amtes warnen, zu dem jede Vorschulung fehlt. Politik ist eine Kunst, die nicht in den Mußestunden des Hirnes, die nur in der leidenschaft-

lichen Hingebung eines ganzen Lebens zu meistern ist. Jetzt bieten Hinz und Kunz, Dichter Fant und Professor Krümel, als Politiker, in der Zeitung Rath und Hilfe an. Wackere Leute, deren Wissenschaft von dem neuen Bezirk ihres Strebens auch nur aus dieser Zeitung stammt. Sie würden wüthen, wenn ein nicht von der Gildenbehörde Abgestempelter in ihren Gelehrtenkram dreinspräche; würden die Menschheit geschändet glauben, wenn über ihre unbegreiflich hohen Werke Einer urtheilte, der sie nur im Zerrspiegel der Rezensionen sah: und thun, mit größerem Gegenstand, doch, wie so Verruchte thäten. Weil sie seit drei Monaten emsig ihr Morgen-, Mittag-, Abendblatt lesen, dünkeln sie sich zum Spruch berufen. Ohne Kenntniß der Vorgänge und Personen, ohne Ahnung des Nothwendigen und Möglichen richten sie die Völker und vertheilen die Erde. Dummer Schwatz, mit dem ehrfurchtlose Geschäftigkeit dem Kunden die Zeit bangen Wartens zu kürzen sucht. Wir sind am Anfang eines Krieges, dessen Entwickelung und Dauer unerrechenbar und in dem bis heute noch kein Gegner niedergerungen ist. Dem Schwert das Ziel zu weisen, den Friedensschluß still, klug, kräftig vorzubereiten, ist des Staatsmannes Pflicht; zu erfüllen vermag sie nur einer, den Kurzsicht und Fehlgriff noch nicht ums Vertrauen der Volksgenossen brachte und dem der Feind nicht ein zerknittertes Versprechen oder anderes Aktenpapier ans Zeug flicken kann. Wer öffentlich spricht, muß sich einstweilen in Grundsätze eingrenzen. Wir führen den Krieg nicht, um Sünder zu strafen, auch nicht, um geknechtete Völker zu befreien und uns dann am Bewußtsein uneigennützigen Edelsinnes zu rösten. Wir führen ihn vom Fels der Ueberzeugung aus, daß Deutschland nach seiner Leistung breiteren Erdraum und weitere Wirkensmöglichkeit fordern darf und erlangen muß. Die Mächte, denen es seinen Aufstieg abtrotzte, leben noch und einzelne haben sich von der Schwächung erholt. Spanien und das Niederland, Rom und Habsburg, Frankreich und England besaßen, beherrschten, besiedelten große Strecken des fruchtbarsten Bodens. Nun schlug die Stunde deutscher Vormacht. Der Friedensschluß, der sie nicht sichert, ließe den Aufwand unbelohnt (selbst wenn er Dutzende blanker Milliarden in die Reichsschatzkammer brächte: Europas Schicksal hinge am Willen der Vereinigten Staaten von Amerika). Wir kämpfen nur für uns: und sind dennoch gewiß, daß alle zum Guten Willigen sich bald des

Ertrages freuen dürften. Denn mit dem Krieg, dessen Gefahren eine täppische Ohnmacht mehrte, muß auch die Politik enden, die alle Aufrechten von der Gemeinschaft mit dem stärksten Festlandsreich abgeschreckt hat. Wir brauchen Land, freie Wege ins Weltmeer und für den Geist und die Sprache, die Waare und den Wechsel Deutschlands die selbe Geltung, die je irgendwo solchen Gütern ward.

Weißer und Schwarzer Adler.

Das Gerede der Erdvertheiler hüpft um eines Wahnes Gerippe; sorgenlos munter, als grünte aus dem bleichen Bein saftiges Leben. Während dem Russenheer, das im September bis an Ungarns Grenze vordrang, Verwaltungbeamte nach Galizien und in die Bukowina folgten, hörten wir die Frage erörtern, wie weit in Nord und Süd das Königreich Polen sich dehnen und wer drin herrschen solle. Ein Erzherzog von Oesterreich? Der König oder ein Prinz von Preußen? Der wettinische Nachfahr Augusts des Starken? Nur ein Czartoryiski oder Radziwill? Die Antwort schwankt. Von Tag zu Tag aber wurzelt der Glaube sich fester ein, daß dieses Königreich auferstehen werde. „Rußland muß bis an den Ladogasee zurückgedrängt werden und einem polnischen Pufferstaat Platz machen, der von der Südgrenze der (einem deutschen Fürstengeschlecht überlassenen) Ostseeprovinzen bis an die Karpathen und an die Küste des Schwarzen Meeres reicht.“ Das Gerücht, eine von Amtes wegen berufene Kommission brüte über solchem Plan, kann Erwachsene nicht schrecken. Unter dem Aufruf eines deutschen Truppenführers stand: „Gegeben im Königreich Polen.“ Damit war wohl der historische Begriff gemeint. Als die Preußen, 1866, in Oesterreich eingerückt waren, ließ ihr Oberkommando einen Aufruf verbreiten, der in den Satz austönte: „Sollte unsere gerechte Sache obsiegen, dann dürfte sich vielleicht auch den Böhmen und Mähren der Augenblick darbieten, in dem sie, gleich den Ungarn, ihre nationalen Wünsche verwirklichen können.“ Im Auftrag der Polenfraktion forderte danach Herr von Lubienski im Landtag, daß seinem Volk gewährt werde, was den Böhmen verheißen worden war. Bismarck antwortete kühl, das in Feindesland von einem General Verkündete falle nicht in den Bereich staatsrechtlicher Untersuchung. Noch ist also Unwiderrufliches nicht geschehen. Doch schon in dem Glauben, daß es ge-

schehen könne, nistet eine Gefahr. Spuken durch Deutschlands Weihezeit denn Gespenster? Neben dem Königreich Preußen, das sich nicht selbst schmälern will, darf nie ein Polenstaat leben.

Friedrich Wilhelm der Zweite wollte ihn retten. Graf Hertzberg, sein erster Minister, hoffte, aus freundschaftlichem Verkehr mit der Adelsrepublik dem König Danzig und Thorn, Posen und Kalisch zu erschmeicheln. Er irrt. In Warschau erwacht wieder der Wunsch, das Hoheitzeichen des Weißen Adlers bis nach Königsberg zu tragen. Der Vertrag, der Polen und Preußen verbündet, wird zerrissen, dem Sachsenhaus Wettin die Jagellonenkrone noch einmal, als vererbbarer Besitz, angeboten und erst von dem sterbenden Polenstaat, den Katharina schon ihrer Allmacht verfallen wähnt, erlangt Friedrich Wilhelm, nach einem unsauberen Handel, die Landfetzen, die er begehrt hat. Ein Jahr danach: Aufruhr in Warschau. Der Preußenkönig schlägt die Polen bei Rawka, erobert Krakau und fordert die Weichsellinie. Nun vereinen Oesterreich und Rußland sich gegen den „natürlichen Feind“. Den Beiden soll die Hauptmasse Polens zufallen; Rußland in den Donauprovinzen eine Sekundogenitur gründen, den Habsburgern dafür den Erwerb von Bayern, Bosnien, Serbien, Venedig gönnen und Suworows Heer gegen Berlin vorschicken. Doch die Dritte Theilung Polens giebt dem verwitternden Reich Fritzens noch mehr Polen, als es verdauen kann. („Die neue Grenze am Bug und an der Pilica war sehr günstig; sie eröffnete die Häfen der Provinz Preußen dem freien Verkehr mit dem Holz- und Getreidereichthum des inneren Polens und gab dem Staat die vielbewunderte uneinnehmbare Position zwischen Weichsel, Bug und Narew. Preußen besaß jetzt unter zehneinhalb Millionen Einwohnern an vier Millionen Slawen und lief Gefahr, seiner großen deutschen Zukunft entfremdet zu werden“: Treitschke.) Während in Ostpreußen beschlossen wird, alles den Preußen entrissene Polenland, sammt Warschau, das Bonaparte im Christmonat 1806 als den Erlöser empfangen hat, wieder dem Sachsenkönig, dem blind dienernden Anbeter des unermeßlichen Imperators, zu geben, arbeitet in Nassau Freiherr vom Stein an der Denkschrift, die auch der Ostmark die Möglichkeit gesunden Lebens schaffen soll. „Wir finden in Polen einen Adel, bei dem Veränderlichkeit, Leichtsinn, Sinnlichkeit, Völlerei, Hang zu Ränken herrscht, einen wenig zahlrei-

chen Bürgerstand, die meisten Städte unter dem Druck der Gutsherren; der größte Theil der Nation, der Bauernstand, ist ohne Eigenthum, ohne Freiheit, der Willkür seiner Erbherren preisgegeben, in die tiefste Unwissenheit, Roheit, Unreinlichkeit versunken. Doch bei all ihren Fehlern besitzt die Nation einen edlen Stolz, Thätigkeit, Energie, Tapferkeit, Edelmuth und Bereitwilligkeit, sich für Vaterland und Freiheit aufzuopfern, womit sie viele Fähigkeit und Fassungskraft vereint. Sie wurde verunedelt durch die zwei Jahrhunderte dauernde Einmischung der Fremden in die Geschäfte des Staates, durch Gewaltthätigkeit und Bestechung. Selbst unter den schwachen Regirungen der drei letzten Polenkönige, die den Untergang des Staates vorbereiteten, herbeiführten und vollendeten, findet man Männer, die durch hohen Sinn, unerschütterlichen Muth, brennende Vaterlandliebe die edelsten Charaktere der Geschichte erreichten. Die Theilung von Polen zeigt das traurige Bild einer durch fremde Gewalt unterjochten Nation, die in der selbständigen Ausbildung ihrer Individualität zerstört wurde, der man die Wohlthat einer sich selbst gegebenen freien Verfassung entriß und an ihrer Stelle eine ausländische Bureaukratie aufdrang.“ Stein will den Bauer befreien und aus dem stumpfenden Elend der Besitzlosigkeit heben; will die Erbunterthänigkeit und die Plage willkürlichen Zwanges abschaffen, dem Gewerbe in Freiheit helfen und allen Volksschichten die Wohlthat ständischer Verwaltungaufsicht gewähren. Aber er will noch mehr. „Die polnische Nation ist stolz auf ihre Nationalität; sie trauert, ihren Namen, ihre Sprache erlöschen zu sehen, und feindet den Staat an, der ihr dieses Leid zufügt. Sie würde diesem Staat anhangen, wenn man ihr eine Verfassung gäbe, bei der ihr Nationalstolz beruhigt und der Besitz ihrer Individualität gesichert wird. Diese nicht zu zerstören, sondern auszubilden, wird Jeder für einen Gewinn halten, der nicht mechanische Ordnung, sondern freie Entwickelung und Veredelung der eigenthümlichen Natur jedes Völkerstammes für den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft hält.“ Er hofft, die Stirn der Polen werde sich entrunzeln, wenn Friedrich Wilhelm der Dritte sich zu ihrem König krönen und ihren tüchtigsten Edelmann als Statthalter in Warschau regiren lasse. Das klang anders als Hoyms Rath, den Polen stets zu mißtrauen, es ihnen aber nie zu zeigen. Die an so würdiges Urtheil Fremder

kaum noch gewöhnte Nation hat dem ins Ministeramt zurückkehrenden Freiherrn gedankt (Prinzessin Luise Radziwill hat früh seinen Werth richtig geschätzt); doch die Wirksamkeit seines Planes wurde gar nicht erst erprobt. Noch einmal erwähnt er ihn, da er, im Sommer 1808, in Gemeinschaft mit Scharnhorst und Grolman dem König räth, sich dem Kaiser von Oesterreich zum Kriege gegen Napoleon zu verbünden. Friedrich Wilhelm soll den Polen für die Abkehr von Frankreich die Wiederherstellung ihres Staates versprechen. Solche Feuerflocken zünden nicht in der Bürgerseele dieses Königs. Der will, nach dem leidigen Erlebniß der Jahre 1806 und 1807, nicht mehr kämpfen, wenn nicht Schicksal dazu zwingt; ist zufrieden, wenn Zar Alexander ihn vor neuem Ungemach schirmt, und erlaubt nur die schüchterne Frage, ob England für den Fall eines Krieges wider den Erzfeind dem armen Preußen mit Truppen, Waffen, Geld (zehn Millionen Thaler, als Almosen und Anleihe) beistehen werde. Durch die Aufwühlung Polens den barschen Imperator in Zorn reizen, auf deutscher Erde, nach dem Muster der Jakobiner, die levée en masse vorbereiten? „Immer exaltirt!“ Und eine Krone, Preußens, drückt schwer genug. Noch Polens? Nein.

Das Polenreich ist nicht auferstanden. Louis Napoleon wollte es wecken. Oesterreich und Preußen, meinte er, fänden für ihre polnischen Provinzen in Deutschland ja leicht Ersatz; und das „Nationalitätprinzip“ (auf dieses Wort, diesen lockenden Köder war der Träumer höchst stolz) fordere die Wiederkehr polnischer Selbstherrschaft. Nach dem Krimkrieg läßt er in London und Wien anpochen: doch nirgends ward aufgethan. Fürst Czartoryiski, dem der Kaiser kräftige Hilfe zugesagt hatte, mußte sich weiter mit Hoffnungen füttern. Auch aus den ins Spreeland gesäten Körnern war nichts gekeimt. Christian von Bunsen, Preußens Gesandter, hatte im April 1854 aus London an den Ministerpräsidenten eine Denkschrift geschickt, die seinem König empfahl, die Ausdehnung Oesterreichs bis in die Krim und die Wiederherstellung Polens zu fördern. Die Partei des Preußischen Wochenblattes (Bethmann-Hollweg, Robert Goltz, Albert Pourtalès und Genossen) schien ähnliche Wünsche zu hegen. Höret Bismarck: „Ich erinnere mich der umfangreichen Denkschriften, welche die Herren unter sich austauschten und durch deren Mittheilung sie mitunter auch mich für ihre Sache zu gewinnen suchten. Darin war als ein Ziel aufge-

stellt, nach dem Preußen als ein Vorkämpfer Europas zu streben hätte, die Zerstückelung Rußlands, der Verlust der Ostseeprovinzen mit Einschluß von Petersburg an Preußen und Schweden, des Gesammtgebietes der Republik Polen in ihrer größten Ausdehnung und die Zersetzung des Ueberrestes durch Theilung zwischen Groß- und Klein-Russen, abgesehen davon, daß fast die Mehrheit der Klein-Russen schon dem Maximalgebiet der Republik Polen gehört hatte. Zur Rechtfertigung dieses Programmes wurde mit Vorliebe die Theorie des Freiherrn von Haxthausen-Abbenburg (‚Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands') benutzt, daß die drei Zonen mit ihren einander ergänzenden Produkten den hundert Millionen Russen, wenn sie vereinigt blieben, das Uebergewicht über Europa sichern müßten. Aus dieser Theorie wurde die Nothwendigkeit der Pflege des natürlichen Bündnisses mit England entwickelt, mit dunklen Andeutungen, daß England, wenn Preußen ihm mit seiner Armee gegen Rußland diene, die preußische Politik in dem Sinn, den man damals den ‚gothaer' nannte, fördern würde. Die Frage, ob Palmerston oder ein anderer englischer Minister geneigt sein würde, Arm in Arm mit dem gothaisirenden Liberalismus und mit der Fronde am preußischen Hof Europa zu einem unheilvollen Kampf herauszufordern und englische Interessen auf dem Altar der deutschen Einheitbestrebungen zu opfern, die weitere Frage, ob England dazu ohne anderen kontinentalen Beistand als den einer in koburgische Wege geleiteten preußischen Politik im Stande sein würde: diese Fragen bis ans Ende durchzudenken, fühlte Niemand den Beruf, am Allerwenigsten die Fürsprecher derartiger Experimente. Die Phrase und die Bereitwilligkeit, im Parteiintereresse jede Dummheit hinzunehmen, deckten alle Lücken in dem windigen Bau der damaligen westmächtlichen Hofnebenpolitik. Mit diesen kindlichen Utopien spielten sich die zweifellos klugen Köpfe der Bethmann-Hollwegschen Partei als Staatsmänner aus; (hört!) hielten es für möglich, den Körper von sechzig Millionen Groß-Russen in der europäischen Zukunft als ein caput mortuum zu behandeln, das man nach Belieben mißhandeln könne, ohne daraus einen sicheren Bundesgenossen jedes zukünftigen Feindes von Preußen zu machen und ohne Preußen in jedem französischen Krieg zur Rückendeckung gegen Polen zu nö-

thigen, da eine Polen befriedigende Auseinandersetzung in den Provinzen Preußen und Posen und selbst noch in Schlesien unmöglich ist, ohne den Bestand Preußens aufzulösen. Diese Politiker hielten sich damals nicht nur für weise, sondern wurden in der liberalen Presse als Weise verehrt." Der nach Juchten und Blut riechende Junker warnt den Prinzen von Preußen vor den „Plänen zur Ausschlachtung Rußlands." Zu dem von der Prinzessin Augusta und von den Bethmännern behutsam Zugerichteten spricht er frei von der Leber: „Jeder siegreiche Krieg gegen Rußland unter unserer nachbarlichen Betheiligung belastet uns nicht nur mit dem dauernden Revanchegefühl Rußlands, sondern zugleich mit einer sehr bedenklichen Aufgabe, nämlich: die Polnische Frage in einer für Preußen erträglichen Form zu lösen." Die Schätzung russischer Freundschaft sinkt in der Hochmuthszeit Gortschakows und steigt dann wieder bis in die klare Erkenntniß des Werthes, den Rußlands Wohlwollen in den Schicksalsjahren 1813, 1866, 1870 für Preußen hatte. („In diesen drei Kriegen hätten wir ohne Rußlands Beistand und wohlwollende Neutralität unseren Sieg wohl kaum auszunützen vermocht.") Das Urtheil über Polen wandelt sich nicht. Louis Napoleon hat nicht verwunden, daß er auf dem Pariser Kongreß für seine polnischen Schützlinge nichts durchsetzen konnte. Als Rußland von naher Revolution bedroht scheint und Alexander der Zweite sich dem wiener Hof freundlich zeigt, läßt der Franzosenkaiser seinen Vetter Jerome ostwärts rufen, das franko-russische Verhältniß müsse fortan von der warschauer Stimmung die Farbe erhalten. Also ist Polen noch nicht verloren? In alter Jagellonenherrlichkeit steht es auf und streckt sich noch einmal von der Oder bis an die Karpathen und den Dnjepr.

Wieder ein Traum; nicht nur des Träumers in den Tuilerien. Ein Mann will das Nachtnebelgewebe zerreißen nnd seiner Nation ein Kleid wirken, das sie am Tag tragen kann; ein Herr: Marquis Wielopolski. Dieser nüchterne Landwirth und kluge Politiker, dessen stämmigen Willen gründliche Staatswissenschaft beräth, glaubt nicht, daß Polen sich von Rußland lösen könne, und wünscht nicht, daß sichs mit den Deutschen, den Erzfeinden, verständige. Sein Ziel ist: ein fester Bund der beiden Slawenvölker unter dem Dach des russischen Kaiserhauses, das den Polen die liberale Verfassung von 1815 zurückgiebt, die Bildungmöglichkeiten breiter ausbuchtet,

die Bauern auf die Stufe des zu freiem Handeln und redlichem Erwerb fähigen Menschen hebt, den Juden das Christenrecht gewährt und dadurch dem dünnen Bürgerstand einen zum Kampf ums Dasein tüchtigeren Körper schafft. Die zwölf Häupter des Geheimen Volksausschusses, die Männer der Rebellenphrase und der Verschwörung befehden den herrischen Feind jeder gesetzlosen Meuterei. Auf ihr Geheiß wird, im Februar 1861, laut die dreißigste Wiederkehr des Tages gefeiert, an dem Polens Heer tapfer, (doch sieglos) bei Grochow gegen die Russen kämpfte; wird der alte Statthalter Fürst Michael Gortschakow, der bei Grochow mitgekämpft und Warschau gestürmt hat, durch Straßentumulte zu gewaffneter Abwehr gezwungen; eine allgemeine Landestrauer (in neuer Nationaltracht) beschlossen; und vom Zaren Alexander die rückhaltlose Anerkennung des uralten Polenrechtes auf freie Selbständigkeit gefordert. „Während die Wirksamkeit der kaiserlichen Behörden erlahmte, vermochte die geheime Regirung bald, auch die Lauen oder Abgeneigten unter ihren Landsleuten zum Gehorsam zu zwingen. Jede polnische Dame, die sich in buntem Anzug blicken ließ, wurde öffentlich auf der Straße beschimpft, die Läden widerspenstiger Kaufleute wurden geplündert und russisch gesinnte Polen am hellen Mittag auf das Schwerste mißhandelt. Die Polizei erschien immer erst dann auf dem Platz, wenn die That vollbracht und die Thäter entflohen waren. So ging binnen wenigen Wochen die ganze Autorität der Staatsgewalt in die Hände von zwölf unbekannten jungen Männern über, deren Streben von der Begeisterung der Jugend, der Frauen und des Klerus getragen wurde und deren Befehle zu mißachten, gefährlicher war, als den russischen Anordnungen zu trotzen": Sybel.) Ueber Wielopolski siegt Mieroslawski, der „General", der mit Garibaldi und Klapka die europäische Revolution und die Niederwerfung Rußlands durch die Westmächte vorbereitet, die russische Truppenaushebung in Polen zu hindern trachtet und überall den Glauben verbreiten läßt, des Zarenreiches Zerfall habe begonnen. Doch in Petersburg findet der Marquis eine seinem Plan günstige Stimmung. Alexander Nikolajewitsch, dessen mildes Herz sich nur schaudernd zu Härte entschließt, hofft noch, die Polen zu versöhnen; und sein Vicekanzler Gortschakow (Alexander, der Vetter des Statthalters) möchte seinem Land den im Wettbewerb mit Oesterreich und Preu-

ßen unbequemen Ruf des barbarischen Polenknechters abkratzen, den Lieblingwunsch Napoleons erfüllen und den seiner Applaussucht behaglichen Zustand franko-russischer Freundschaft erneuen. Im März wird Wielopolski zum Vorsitzenden eines Staatsrathes ernannt, der jede Rußlands Oberhoheit wahrende Freiheit bewilligen und allen Schichten des Polenvolkes haltbare Lebensgrundlagen sichern soll. Preußens Gesandter, Otto von Bismarck, runzelt die Stirn; auch Nothwendiges, meint er, dürfe man nicht in einer Stunde gewähren, in der es durch Aufruhr erpreßt scheinen könnte. Aus Petersburg schreibt er an den Minister Freiherrn von Schleinitz: „In der warschauer Angelegenheit ist eine Mischung von Mangel an Voraussicht und Schwäche hervorgetreten, die für ernstere Schwierigkeiten nichts Gutes zu prognostiziren scheint. Ich habe kein Mittel versäumt, die Stimmung des Kaisers zu festigen, nachdem sie anfangs, unter dem richtigen Gefühl, daß mit brutalem Ungeschick verfahren worden sei, ziemlich weich war. Gortschakow hat mir, wie ich glaube, Allerhöchsten Ortes beigestanden; den liberalen Koterien gegenüber hat er aber für nützlich erachtet, sich seiner sonstigen Diskretion zu entschlagen, und den von mir gemachten, energischen Vorstellungen eine weitere Publizität gegeben, als der Geschäftsbetrieb mit sich brachte, so daß german influence einigermaßen herhalten muß, um zu motiviren, daß der Kaiser den Schmerzensschrei (der Polen) so kühl abgefertigt hat." Nach Wielopolskis Ernennung: „Dreißig Jahre hindurch duldete man die wohlbekannten Mißbräuche, die in allen russischen Gouvernements fortbestehen, und eine dreiste, aber materiell ohnmächtige Demonstration bringt über Nacht die Erkenntniß, daß man nicht strafen, sondern organische Reformen einführen müsse, und zwar mit umgehender Post. Man wußte die Grochowfeier vorher und konnte sie leicht verhindern. Ein Pole sagte mir auf meine Frage nach dem Eindruck des Statutes, daß er es auffasse wie das Verfahren eines Bankiers, der seinen Sohn mit selbständigem Kapital etablire, mit dem Vorbehalt, ihn wieder ins Geschäft zu nehmen, wenn er nicht reussire. Ein Russe äußerte: Polen ist für uns eine magere Kuh, die wir auf die Weide jagen und die uns wieder in den Stall kommt, wenn sie sich in Galizien einen Bauch gefressen hat. An dem Besitz des ganzen Polens hängen die heutigen Nationalrussen nicht sehr; nur Augustowo, den nordöstlichen

Zipfel, möchten sie dem Königreich, aus Liebe zu geraderen Linien auf der Karte, etwa noch abschneiden. Das Uebrige, sagen sie, mag seine polnische Nationalität nun entwickeln, ein selbständiges Leben führen, sich bei dem Zerfallen Oesterreichs Westgalizien annektiren: wir sind zu stark, um es innerhalb der Grenzen, die dem Reich verbleiben, zu fürchten; und die bisherige Gemeinschaft und Ueberwachung ist uns lästig, stört unsere Einheit und schwächt uns für anderweite Aktion. Sind die Schwächen und Mißgriffe in Warschau wirklich durch Verabredungen mit Frankreich bedingt, so ist Gortschakow, nach der ewigen Regel der Pakte mit dem Teufel, der Betrogene, er mag es leugnen oder verdecken, wie er will."

Als Bismarck Staatsminister geworden ist, steht Polen wieder in Aufruhrsbrunst. Die warschauer Vehme hat aus Galizien, Posen, Westpreußen, Pommern die Verwandten, hat sogar die Ruthenen zur Einung aufgerufen, sich zur Nationalregirung ernannt, jedem Bauer den von ihm bestellten Acker als Eigenthum zugesprochen und verkündet, sie habe geschworen, nicht zu ruhen, bis das Großpolen von 1771 frei wieder unter dem Weißen Adler athme. Auf die drei Häupter des neuen, sanften „Systems", den Statthalter Großfürsten Konstantin, den Militärgouverneur General Lüders und den Verwaltungchef Wielopolski, ist geschossen, der ganze Anhang Mieroslawskis und seiner Gehilfen mit Musketen und Säbeln, Dolchen und Gift aus England, Frankreich, Belgien (ein großer Theil der Waffen kam aus Lüttich) ausgerüstet, russische Soldaten sind im Schlaf überfallen, getötet und verbrannt worden. Endlich, sagt Alexander Gortschakow lächelnd, ist das Geschwür reif; wenn wir den Einschnitt gemacht und den Eiter herausgedrückt haben, wird eine vernünftig milde Herrschaft möglich werden. „Sein Popularitätbedürfniß macht ihn widerstandsunfähig gegen liberale Strömungen in der russischen ‚Gesellschaft'. Für Preußens deutsche Zukunft war Rußlands Haltung eine Frage von hoher Bedeutung. Ein polenfreundliches russisch-französisches Bündniß hätte das damalige Preußen in eine schwierige Lage gebracht." So spricht Bismarck (dem Alexander der Zweite 1861 den Uebertritt in russische Dienste angetragen hat). Er schickt den General Gustav von Alvensleben nach Petersburg; in der Instruktion, die er mitgiebt, ist der wichtigste Satz: „Der König von Preußen ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Inter-

essen beider Regirungen durch jede polnische Schilderhebung in gleicher Weise gefährdet sind und daß jede Emanzipation des polnischen Elementes von der Autorität des Kaisers ihre Wirkungen nicht auf die Grenzen des Königreiches Polen beschränken, sondern eben so sehr die Sicherheit der benachbarten königlichen Provinzen wie die der westlichen Gouvernements des Kaiserreiches gefährden wird." Das Ergebniß dieser Sendung ist die russo-preußische Militärkonvention vom achten Februar 1863, über die Bismarck an den Grafen Bernstorff nach London schreibt: „Durch den Abschluß, der unter großem Widerstreben Gortschakows erfolgte, auf bestimmten Befehl des Kaisers, verschafften wir, so viel an uns lag, der antipolnischen und antifranzösischen Partei im Kabinet des Kaisers die Oberhand und die bis dahin schwankenden Entschließungen erfolgten im Sinn der entschlossenen Unterdrückung des Polenaufstandes. Den britischen Eifer gegen unsere Konvention kann ich mir nur aus der Unbekanntschaft der Engländer mit den intimeren Verhältnissen der kontinentalen Politik erklären. Polens Unabhängigkeit ist gleichbedeutend mit einer starken französischen Armee in der Weichselposition; und jede Verlegenheit, die man Rußland in Polen bereitet, ist ein Zwang Rußlands zur Verständigung mit Frankreich. Wir können den Rhein nicht halten, wenn wir Polen im Rücken haben." In einem Gespräch mit dem Englischen Gesandten Sir Andrew Buchanan sagt er, Preußen könne an seiner Grenze ein unabhängiges Polen niemals dulden und würde, um das Aufkommen einer ihm feindlichen Macht zu hindern, nach einem polnischen Sieg über Rußlands (damals schwaches) Heer selbst das Königreich besetzen. Der Brite: „Das wird Europa niemals erlauben! Niemals!" Der Preuße: „Wer ist Europa?" Buchanan: „Die großen Nationen." Bismarck: „Sind sie schon darüber einig?" Sie scheinen einig; nicht nur die Westmächte: Oesterreich ist mit ihnen. Sein Rechberg lehnt den Vorschlag, sich mit Rußland und Preußen über die Polensache zu verständigen, ab, weil „das zwischen den drei Kabineten von Wien, London und Paris hergestellte Einvernehmen ein Band zwischen ihnen bildet, von dem Oesterreich sich jetzt nicht lösen kann, um, abgesondert, mit Rußland zu unterhandeln." Franzosen und Schweden könnten in Kurland einbrechen. Dann, sagt Bernstorff in Bismarcks Auftrag dem Minister John Russell, fliegt Preußens

Schwert aus der Scheide. Sechzehntausend Franzosen sollen in Triest landen und mit den Oesterreichern nach Warschau marschiren? Solche Pläne umwölken selbst Alexanders friedlich heiteren Sinn. Er schreibt an König Wilhelm nach Gastein, daß er vielleicht bald den Degen ziehen müsse. „Niemals wären bei richtiger Haltung Oesterreichs die Westmächte so weit vorgeschritten. Zwischen uns giebt es kein Mißtrauen. Ich wäre glücklich, wenn die ruhmreiche Waffenbrüderschaft erneut würde, die unsere Völker einst verbunden hat, und wenn Dein Einfluß auch Oesterreich diesem uns Allen nöthigen Vertheidigungbündniß gewönne.“ Ohne wiener Beistand, meint der Zar, wird Napoleon nicht fechten; ist Oesterreich nicht in Vernunft zurückzubringen, dann müßten wir erwägen, ob wirs nicht gemeinsam, vor der Möglichkeit französischer Hilfe, überwältigen und am Rhein dann mit den Franzosen abrechnen sollen. Nie ist dem großen Preußen der Versucher mit stärkerer Lockung genaht. Der Staat Fritzens will im Deutschen Bund, muß in Deutschland das Bestimmungrecht Oesterreichs brechen: und der Herr aller Reussen bietet die Gelegenheit zu rascher Niederwerfung des Nebenbuhlers. Bismarck hat wohl eine Woche lang die Frage „geknetet“; jede Antwort bis ans Ende durchgedacht. Eintagserfolg oder feinere Arbeit, die langsamen Ertrag liefert? Napoleon könnte nicht still sitzen; und schlüge er schnell, dann hätte Preußen die Hauptlast des Krieges und Rußland die Wahl der Stunde, in der es Frieden schließen will. Gortschakows Rußland, das in Sehnsucht nach Frankreichs Freundschaft langt. Nein. Und Rechberg ist dem Schlepptau der Großmächte nicht zu entknüpfen. Da, zum ersten Mal, erweist Bismarck sich Europen als den Meister voraussichtiger Staatskunst. Rußland hat in Polen, Litauen, Wolhynien zweihunderttausend Mann, in guter Rüstung, auf den Beinen, dicht dahinter ein eben so starkes Heer; und die begonnene Rekrutirung liefert noch hundertfünfzigtausend. Fürs Jahr 1863 eine stattliche Ziffer. Damit wills über das schlecht gerüstete Oesterreich herfallen; im Bund mit Preußen, dem der Sieg die Vormacht in Deutschland brächte. Aber auch die Feindschaft Frankreichs; mit dem Gortschakow sich vielleicht nach ein paar Lufthieben verständigt hätte. Der preußische Staatsmann muß trachten, den Meinungspalt zwischen Petersburg und Wien zu verengen (nicht: zu schließen) und Rußlands Groll von Ost nach West, gegen Frank-

reich, zu wenden. Das wird in dem (von Bismarck verfaßten) Königlichen Handschreiben versucht, das den holländischen in der Rolle des korsischen Bonaparte, als den Bedroher des Erdtheiles, zeigt, den Zaren freundschaftlich vor jeder Handlung warnt, die das (allmählich wohl in Raison zu überredende) Oesterreich den Westmächten zuscheuchen müßte, und, in einem Anhängsel, räth, durch einen dem Nachbar bequemeren Zolltarif den preußischen Landwirth und Händler aus dem ins Hochpolitische fortwirkenden Aerger über Rußlands unübersteigliche Zollmauer zu schmeicheln. Nicht Alles gelingt. Doch die vordringlich sentimentale Franzosenpolitik zerstört den Ponton, auf dem Gortschakow seinen Kaiser in den Gefühlsbereich Napoleons schmuggeln wollte. Alexander kehrt sich zürnend von Frankreich ab und erkennt in dem Minister des berliner Oheims den auch auf der Machtzinne zuverlässigen Wahrer ehrwürdigen Hoheitrechtes. Der austro-russische Krieg wird vermieden und die Etapenstraße frei, die, über Schleswig-Holstein (1864), Oesterreich (66), Frankreich (70), in Deutschlands Einung unter Preußens Präsidium führen kann. Die Landtagsmehrheit verruft den gehaßten Junker, der ihm die Heeresstärkung abgetrotzt hat, als einen Barbaren, Freiheitmörder, Zarenknecht. Ruhig aber spricht Bismarck: „Der Polenanspruch (auf die Wiederherstellung ihres Reiches) hat vor Europa keinen Bestand. Das Ganze verschwindet in Utopie, zu deren Verwirklichung man darauf ausgehen muß, zunächst drei große Reiche zu zerstören, Oesterreich, Preußen, Rußland, drei unter den fünf oder sechs europäischen Großmächten in die Luft zu sprengen, um auf den Trümmern dann eine neue phantastische Herrschaft von sechs Millionen Polen über achtzehn Millionen Nichtpolen zu begründen. Den Gedanken der Wiederherstellung Polens in den Grenzen von 1771 braucht man nur auszudenken, um sich von seiner Unausführbarkeit zu überzeugen. Die Neigung, sich für fremde Nationalitäten und Nationalbestrebungen zu begeistern, auch wenn sie nur auf Kosten des eigenen Vaterlandes verwirklicht werden können, ist eine Form politischer Krankheit, deren geographische Verbreitung sich, leider, auf Deutschland beschränkt." Der wankt nicht.

Ist die Lebensarbeit des Erziehers verthan und wird auch in dem Deutschland, das er schuf, der Hügel, auf dem nur für des Reiches eigenen Nutzen von nüchterner „Selbstsucht" zu sorgen

wäre, von der Fluth laulich trüben Gefühlsdranges überschwemmt? Mancher möchte wohl antworten, nicht sentimentale Politik, sondern Nothwehr empfehle, zwischen Rußland und dem Deutschen Reich einen Pufferstaat zu schaffen. Aus so hohlen Worten läßt sich nicht einmal das Gerüst zu einem Hausbau zimmern. In Erdtheilen ohne moderne Wehrmächte mag ein Pufferstaat für begrenzte Frist die Reibung lindern; Beispiel: Afghanistan. Vor der Gefahr russischen Vorstoßes (der, wenn er gesplittert ist, zwanzigmal wiederholt werden kann) schützt nicht ein Polsterkissen; schützt nur ein starker Panzer. Kann Oesterreich-Ungarn ein Stück des russischen Polens erobern (dessen Adel die beiden Nikolais mit einer Huldigungadresse, nicht mit der oft angekündeten Rebellion, als Feldherren begrüßt hat) und glaubt es, noch mehr Polen in Habsburgs Reich einlassen zu dürfen: sein Wille ist frei. Einen selbständigen Polenstaat aber, Republik oder Monarchie, mit einem Albertiner, Zollern, Erzherzog, Uradeligen als Herrscher, könnte Preußen nur dulden, wenn es sich entschlossen hätte, Posen, Westpreußen, Oberschlesien aufzugeben. (Der Plan einer Umsiedlung, die Preußens Polen in den Jagellonenstaat abschöbe und auf ihre Plätze die Deutschen aus Rußland riefe, rechnet nicht nur allzu hastig mit der Möglichkeit neuer Völkerwanderung, sondern vergißt auch, daß ein auferstandenes Polen außer den Menschen den Boden, der sie gebar, für sich fordern würde.) Nach dem Krieg muß Preußen ernstlich und gütig des Versprechens gedenken, in dem Stein und Hardenberg 1814 übereinstimmten: „den polnischen Bürgern jeden mit dem Staatsbestand vereinbaren Wunsch zu erfüllen.“ Weder Sprachenzwang noch gar Enteignungrecht; dem fähigen Polen sei nirgends eine Thür verriegelt, die sich dem deutschen Staatsgenossen aufthut. Daß er auf die Krönung nationaler Gemeinschaft verzichten muß, ist hart genug. Dennoch: er muß. Mit Trugspeise aber soll man ihn nicht in freundliche Laune mästen. Das Polenreich (das just vor hundert Jahren Talleyrand und Lord Castlereagh wiederherstellen wollten) müßte den Staatsverband Preußens lockern; würde ihm schnell gefährlicher, als Serbien dem Beherrscher Kroatiens und Bosniens je war. Das preußische Polen, schrieb Gneisenau, „ist ein Lebensorgan, ohne das der Staatskörper nicht lange bestehen könnte.“ Im Kampf um den Osten ist, von der ersten bis zur zweiten Schlacht

bei Tannenberg, viel preußisches Blut geflossen. Um jeden Zoll der Erde, in die es sickerte, müßten wir wie um ein Heiligthum des Stammes fechten. Unnöthig ist, unnützlich war immer, dem Polenkind den Weißen Adler aus dem Ohr zu haken. Doch erst über Preußens Asche dürfte er die Schwingen wieder himmelan heben.

Victorie in Vlaanderland.

Zum dritten Mal soll in der Zeitspanne eines Jahrhunderts zugleich mit Polens auch Belgiens Schicksal von fremder Macht gestaltet werden. Die Erinnerung an den keltischen Kriegerstamm der Belgae, die den Römern die Eroberung Galliens Schritt vor Schritt wehrten, dem großen Julius Caesar sieben Jahre lang widerstanden, unter Claudius Civilis den Bataveraufruhr zu ernster Gefahr für Rom machten und denen in Südbritanien Verwandte lebten, war dem Gedächtniß der mit dem Bellum Gallicum, den Kämpfen gegen Nervier, Remer, Viromanduer Geplagten früh entronnen. In Mythosferne schien ihm auch die „Au am Ufer der Schelde bei Antwerpen" zu liegen, wo Wagners Deutscher König Heinrich die Fürsten, Edlen, Freien von Brabant zur Heeresfolge nach Mainz heischt, an die Bedrohung durch der Ungarn Wuth mahnt und die Mannheit aufruft: „Nun ist es Zeit, des Reiches Ehre zu wahren; ob Ost, ob West: Das gelte Allen gleich! Was deutsches Land heißt, stelle Kampfesschaaren, dann schmäht wohl Niemand mehr das Deutsche Reich!" Die Gallia Belgica war fränkisch, dann lothringisch geworden; kam unter spanische, dann unter österreichische Herrschaft. Die abzuschütteln, drängte zuerst die hitzige Jugend der Hochschule in Loewen. Die Oesterreicher mußten Brüssel räumen; kämpften aber noch ein Jahrzehnt lang um das katholische Niederland und verloren es ganz erst im Frieden von Lunéville (1801). Die „Vereinigten Belgischen Staaten" blieben der Traum der Sprudeljugend. Bonaparte legte die Hand auf das an Menschen und Erdschätzen reiche Land; peitschte und streichelte es in das Empfinden inniger Gemeinschaft mit Frankreich. Blieb auf ein selbständiges Leben Belgiens noch Hoffnung? Ein Franzose, Mirabeau, hatte es als Erster unter Fremden verheißen. Nun begräbt der erste Franzosenkaiser die Zuversicht. Nach seinem Sturz will der Wiener Kongreß, der das Kunstgebild der neutralen Republik Krakau stümpert und den Polen die Erhaltung ihres Volks-

thumes zusagt, im Niederland den Glaubensspalt schließen, der seit dem Tag der Utrechter Union (1579) zwischen Katholiken und Reformirten klafft. Auf Englands Wunsch klebt er Belgien wieder an Holland und kürt den Oranier Wilhelm zum König der „Vereinigten Niederlande" (deren Südgrenze im zweiten Pariser Frieden ins Herzogthum Bouillon gestreckt wird). Der Nothbau hält sich durch drei Lustren. Wie nach der Jakobinerrevolution die Brabanter sich wider Joseph den Zweiten und das „wiener Joch" erhoben, so steht nach der pariser Julirevolution, nach der Entthronung des katholischen Bourbonenkönigs von Frankreich, das gedrückte Belgiervolk gegen den kalten Knechter, den protestantischen Oranier auf. Beide Stämme: Vlamen und Wallonen; bald auch, auf den Ruf des klugen Patrioten Louis de Potter, beide Parteien: Klerikale und Liberale. Das Sturmlied Masaniellos (in Aubers Oper „Die Stumme von Portici") entbindet den Willen zu offener Rebellion. Ueber dem brüsseler Rathhaus flattert das Dreifarbentuch mit dem Bild des brabanter Löwen. Durch die Straßen gellt das neue Freiheitlied: „Brabançonne". Nach dreitägigem Straßenkampf muß das Oranierheer aus der Hauptstadt weichen. In Schaaren fliehen die Belgier von Hollands Fahne. Wilhelm läßt von der Citadelle aus die Scheldestadt Antwerpen in Brand schießen. Die Kleisterarbeit des Wiener Kongresses bindet die Theile nicht mehr. Der alte Geusentrotz ist erwacht. Belgien will frei sein; weder zu Holland noch fortan, wie das unentkräftete Konventsgesetz vom Jahr IV bestimmt, zu Frankreich gehören. „Schwarz-Gelb-Roth sei unser Banner; unter ihm fechten wir, wenns sein muß, mit den verfehmten Waffen der Infamen."

Aexte, Piken, Metzgerbeile, mit Nägeln gespickte Brettsparren: Das taugte in die Tage der rebellirenden Junker, die, vor dem Ohr der Statthalterin Margarete von Parma, ein Höfling (1566) einen Bettlerschwarm schalt, die sich seitdem gueux nannten, goldenes und silbernes Bettelmannsgeräth an Hut und Gürtel trugen und im Dickicht, am verglimmenden Lagerfeuer schworen, mit dem blutig aus der Bauchhöhle gerissenen Darm das Antlitz des Herzogs Alba und seiner frommen Folterknechte zu striemen. Jetzt waren andere Waffen nöthig; feinere (und drum wirksamere) erstritten den Sieg. Frankreich, dessen König nun Louis Philippe heißt, will den Einsturz des Niederländerstaates nützen, um dem

seit Leipzig und Waterloo verblaßten Gallierruhm die „Nordmark“, das Keltenland, zu erobern. Tausende Freiwilliger eilen aus Frankreich nach Belgien und geloben sich dem Kampf gegen den Oranier. Sehen die vier Großmächte, die das Königreich der Vereinigten Niederlande als einen Wall wider Frankreichs Vordrang schufen, müßig ihr Kunstgebild zerfallen? Metternich stöhnt über die (von Mirabeau vorausgesagte) Weltreise der Revolution, die überall neue Krater aufbreche; gesteht aber, daß Oesterreich „den Prozeß in den Niederlanden verloren habe.“ Zar Nikolai will die Gewalten höllischen Aufruhrs niederwerfen und schickt seinen Feldmarschall Diebitsch nach Berlin, damit er den Schwiegervater Friedrich Wilhelm in den Entschluß zum Krieg überrede. Auch der Oranierkönig Wilhelm bittet den berliner Schwager und Vetter um Hilfe. Noch schwankt in Preußen die Wägschale. Der siebenzigjährige Gneisenau schreibt: „Selbst die Empörung in Polen wird nicht hindern, daß Deutschland gegen Frankreich unter die Waffen tritt; denn die Macht Rußlands wird den polnischen Aufstand, bei der nie erlöschenden Uneinigkeit dieses halb barbarischen Volkes, bald genug dämpfen.“ Auch sein Generalstabschef Clausewitz will den Krieg. Stein fürchtet, die Eitelkeit der Franzosen lechze nach schneller Rache an den Bezwingern Bonapartes. Der König befiehlt zwar den Abmarsch des Vierten Corps aus Sachsen an den Rhein; zaudert aber vor dem Gedanken an den dritten Feldzug gen Westen. Das Niederland war ihm ein schlechter, unverträglicher, übermüthiger Nachbar; und er weiß, daß französische Truppen in Belgien einrücken, sobald ein Preußenbataillon die Grenze überschritten hat. Das Volk der Befreiungskriege für die Bataverenkel bluten zu lassen, dünkt ihn fast Frevel. Da der belgische Aufruhr nicht mehr zu ersticken ist, wäre noch das Vernünftigste, die Umordnung in friedlicher Gemeinschaft mit Frankreich vorzubereiten. Preußens Gesandter in London, Heinrich von Bülow (Schwiegersohn Wilhelms von Humboldt und Großoheim Bernhards, der Deutschlands vierter Kanzler wurde), soll für diesen Plan wirken: und findet den Weg an das von Friedrich Wilhelm und seinem Minister Bernstorff erblickte Ziel schon leidlich geebnet. Dem England Wellingtons und Aberdeens war die belgische Sache höchst unbequem geworden. Damit ihm die Hälfte der holländischen Kolonien bleibe, hatte es auf dem Wiener Kongreß den europäischen

Besitz der Oranier mit vlamischem und wallonischem Land breit gerundet. Damit dieses Gebiet, das einen wichtigen Theil der Kanalküste umfaßt, vor Frankreich geschirmt sei, hat Wellington den Bau der Südfestungen beschlossen und geleitet. Ein französisches Belgien, gar ein mit Priesterhilfe aus dem Ketzerbund gelöstes, das die katholischen Iren in Nachahmung lockt: niemals darf England solche Entwickelung dulden. Truppen hinüberwerfen? Dafür wäre die City, die von dem oranischen Niederland nicht den erhofften Geschäftszins erhalten hat, kaum zu haben; und der liberale Brite, der Wahlrechtserweiterung und Handelsfreiheit ersehnt, freut sich an dem Frankreich der Julirevolution und des Bürgerkönigthumes. Das schickt seinen schlausten Mächler, Talleyrand, ins Inselreich. Der neue Botschafter giebt sich als den redlichen Mann und arglosen Friedensbürgen. Belgien an uns ketten? Wir denken nicht dran; müssen nur gegen den Einbruch einer fremden Macht gesichert sein. Auf diese Straße kann Bülow treten. Die Konferenz der fünf Mächte wird nach London einberufen. Noch einmal versucht der Zar, dem „Barrikadenkönig" (Louis Philippe) die Pforte, die in den Hohen Rath von Europa einläßt, zu verrammeln; er will Frankreichs Bevollmächtigten erst zulassen, wenn die pariser Regirung sich verpflichtet hat, in Belgien den Rechtszustand wiederherzustellen und zu erhalten, der vor der brüsseler Revolution galt. Das, antwortet Friedrich Wilhelm, „kann niemals erreicht werden." Preußen rettet Belgien vor Rußlands Grimm. Nikolai Pawlowitsch muß in den Haag schreiben, sein Wille sei einsam geblieben und die russische Waffenhilfe werde, wenn die anderen Mächte des Vierbundes nicht mitschlügen, Holland nur schaden. Am vierten November 1830 beginnt in London die Konferenz.

Im London Wilhelms des Vierten, des Matrosenkönigs, der noch im November das konservative Ministerium Wellington durch das Whig-Kabinet Grey-Palmerston-Russell ersetzen muß. Die Vertreter des Vierbundes (England, Oesterreich, Preußen, Rußland) sind einig in der Erkenntniß: Belgien darf nicht in die Machtsphäre Frankreichs gleiten. Den Oraniern, die der Brüsseler Kongreß, nach der Beschießung Antwerpens, entthront hat, ist die jüngere Krone nicht zu erhalten. England opfert den Schützling, wie es manchen Sultan und Dey, wie es gestern die Bourbons geopfert hat. Ihm soll der neue Staat ein williger Kontorfreund

und dankbarer Küstenwächter werden: deshalb erfüllt es ihm jeden nicht ganz vernunftwidrigen Wunsch. Soll, wie Rußland und Preußen empfehlen, die Schleifung der südbelgischen Festungen beschlossen werden? Palmerston möchte den demüthigenden Beschluß hinausschieben; französischen Einbruch würde ja Britaniens Heer abwehren (das ihm stärker scheint als jedes aus allgemeiner Wehrpflicht entstandene; besoldete Freiwillige, faselt er, „sind dem Feldherrn ein besseres Werkzeug als eine Bande von Sklaven, die ihren Heimstätten mit Gewalt entrissen wurden"). Einstweilen genügt Bülows Vorschlag, Belgien für einen neutralen Staat zu erklären und die Unantastbarkeit seines Gebietes von allen Großmächten verbürgen zu lassen. Der preußische Antrag wird zugleich mit der Theilung der Niederlande angenommen. Wer aber soll in Brüssel herrschen? Während der Polenaufstand Rußlands und Preußens Heere beschäftigt und zum ersten Mal der Plan auftaucht, einem österreichischen Erzherzog die Jagellonenkrone zu geben, heischt Belgien ein Haupt. Der Kongreß denkt an den Herzog von Nemours, den zweiten Sohn Louis Philippes. An Dessen Thron ließe Frankreich nicht rütteln; und gewiß ist der junge Herr so bescheiden bürgerlich wie sein Vater, der zu Fuß durch die pariser Straßen spazirt und bei Regen irgendeinen Bourgeois unter seinem Schirm an die Hausthür geleitet. Diese Kandidatur ist natürlich nicht durchzusetzen; zwei Kronen für Orleans, ein Franzose als Belgierkönig, die Neutralität eine Posse: keine Großmacht könnte zustimmen. Die Konferenz beschließt, daß ein den fünf großen Herrscherhäusern Angehöriger niemals den belgischen Thron besteigen dürfe. Preußen versäumt eine bedeutsame Stunde. Da vier Großmächte in dem Wunsch übereinstimmen, Belgien vor dem Einfluß des französischen Nachbars abzudeichen, winkt dem anderen, dem preußischen Nachbar eine ergiebige Möglichkeit: er müßte sich die Belgier befreunden und für die Wahl eines vertrauenswürdigen Hauptes wirken. Das geschieht nicht. Hollands Gesandter, Graf Perponcher, wird in Berlin viel höflicher behandelt als der belgische Baron Behr. Und bald darf Palmerston sich als den Vater des neuen Staates vor Europa brüsten. Seine Gnade giebt ihm den König: den Prinzen Leopold von Koburg. Einen deutschen Fürsten und russischen General, der aber als Ehemann der britischen Thronerbin zum Engländer geworden war und mählich die Mutter-

sprache verlernte. Als vierzigjähriger Witwer wird er zum König der Belgier gewählt; heirathet später des Bürgerkönigs Tochter Luise; bleibt aber, wo sein Geldmachertrieb es erlaubt, auf dem Festland der gehorsame Statthalter Englands, dessen junge Königin, seine Nichte Victoria, er dem Koburger Albert vermählt. Sein Königthum wird von dem Oranier bestritten und seine Miliztruppe von den tapferen Holländern überrannt. Doch Louis Philippe hilft. Er schickt, die Neutralität Belgiens zu schützen, den Marschall Gérard mit einer Armee über die Grenze und schreibt an Leopold: „Meine beiden ältesten Söhne werden den Feldzug mitmachen; auch der Herzog von Nemours, der jetzt Ihre Krone trüge, wenn ich sie nicht abgelehnt hätte.“ Holland muß weichen, aber auch Gérard rasch abmarschiren. Talleyrand entschleiert nun endlich seinen lange verborgenen Plan: Preußen, Frankreich, Holland theilen das Land; wenn Antwerpen und Ostende Freihäfen werden, wird England nicht widersprechen. Bülow weiß, daß ihn, wenn er für solchen Vorschlag einträte, sein gewissenhafter König fallen ließe. Zum zweiten Mal rettet Preußen die Selbständigkeit Belgiens. Das wird nun, nach den Vierundzwanzig Artikeln der Londoner Konferenz vom fünfzehnten November 1831, von allen Großmächten anerkannt und lebt fortan auf dem Grundrecht einer Verfassung, deren wichtigster Satz ausspricht, daß alle Staatsgewalt vom Volk verliehen werde. Leopold beschwört sie; darf nach ein paar Jahren aber zuverlässigen Handlangern zuraunen: „So lange Belgien sich nicht von Grund aus ändert, bin ich der Staat.“

Noch aber sitzen die Holländer in der antwerpener Citadelle. Als Paskiewitsch in Polen den Aufstand niedergerungen, Toll die Hauptstadt gestürmt und in der pariser Kammer der Korse Sebastiani gesagt hat, in Warschau herrsche jetzt Ordnung, können England und Frankreich den müden Ostmächten das Schauspiel neuen Waffenganges zumuthen. England soll Hollands Schiffe in Beschlag nehmen, Frankreich die Oraniertruppe aus Antwerpen jagen; Preußen mag für die Dauer dieses Unternehmens Ostbelgien besetzen. Mürrisch lehnt Friedrich Wilhelm den Antrag ab; nach der polnischen Belästigung wollen die drei Ostmächte sich nicht in neuen Hader versträhnen und beschränken sich deshalb in die Geberden „moralischen Widerstandes“. Der hindert den Marschall Gérard nicht, als Europens Feldherr vor Antwerpen zu

rücken. Nach vier Wochen ergiebt die Festung sich zwölffacher Uebermacht; und die Franzosen ziehen heimwärts. Erst nach sechs Jahren aber räumt König Wilhelm die kleinen Scheldefestungen Lieffenshoek und Lillo; ist Leopold Herr seines ganzen Gebietes. Auf ihrer Weltreise ist die Revolution in Italien und Polen zermalmt, in Frankreich und Belgien vom Sieg gekrönt worden. Preußen hat nichts, Frankreich einen gefälligen Nachbar und Eidam, England einen pfiffigen Lehnsmann, der Papst eine neue Provinz gewonnen, dicht neben dem niederländischen Calvinerreich den katholischen Staat, den Kardinal Richelieu aus Spaniens Niederland machen wollte. Hätte der fünfte Kaiser Karl nicht, als er seine Vaterstadt Gent, weil sie ihm eine Steuer weigerte, mit Waffengewalt bezwungen hatte, die große Rolandsglocke entfernt, die so lange unter dem goldenen Drachen der Wetterfahne im Belfried hing, dem sechzehnten Papst Gregor und dem Genüßling Palmerston dürfte sie jetzt läuten: Victorie in Vlaanderland!

Deutscher Sieg.

Die vierundvierzig Glocken des Belfrieds tönen wieder über den Häuptern deutscher Reichskrieger. Die sah Ostflanderns Hauptstadt nicht, seit die habsburgische Besatzung abzog. Dicht neben dem Glockenthurm weht nun von Gents gotischem Rathhaus die deutsche Fahne. Und auf einem Schlendergang können unsere Krieger (die nicht um Sold fechten und die Ihr deshalb nicht Soldaten schelten dürfet) am Freitagsmarkt die Tolle Grete begucken, die einst gefürchtete Eisenkanone, die dreiunddreißigtausend Pfund wiegt und hundertvierzig Pfund Pulver schlucken kann; die Schwester der brandenburgischen Faulen Grete aus dem fünfzehnten Jahrhundert und Urahnin des Riesenmörsers, mit dem General von Beseler die Festung Antwerpen viel schneller bezwungen hat als von den Tagen Alexanders von Parma bis zu denen des Marschalls Gérard je ein Belagerer. (Vielleicht unterstanden dem Preußen auch die Geschütze, die der belgische Kriegsminister für die Scheldeburg bei Krupp bestellt, deren Abholung er aber verzaudert hat.) Nur vier nicht in Essen Heimische kannten diesen Mörser, den die Firma Friedrich Krupp auf eigene Kosten schuf und den, weil sein Geschoß die stärkste Betonfestung rasch in Schutt zerschmettert, dann unsere Heeresverwaltung erwarb. Müssen wir

uns des Zerstörungwerkzeuges schämen und von der „Kulturwelt" die herbe Rüge hinnehmen, von Faust und der Neunten Symphonie habe unser Volksstolz sich zu den Zweiundvierzig-Centimeter-Geschützen erniedert? Nein. Nur festerer Wille zur Wirklichkeit (also: zu deutscher Macht) unterscheidet die Kriegerschaar, die jetzt auf fünf Walstätten kämpft, von dem Volk der Dichter und Denker. Auch ihr Hirn sehnt sich in den Bezirk der Musen. Vor den Bleibseln niederländischer Gotik, vor den Wundern vlamischer Bildnerkunst leuchtet ihr Auge in Andacht. Von der Lippe der Mannschaft, die aus drei Straßen auf den brüsseler Paradeplatz marschirt ist, klingt, als der letzte Mann in der Reihe steht, unbefohlen ein deutsches Lied. Aus allen Schützengräben dankt jauchzender Zuruf dem furchtlosen Musikmeister, der aus erdgrau umwickelten Hörnern und Tuben im Wüthen des Feuergefechtes seinen Franzern Märsche, Schlachtgesänge, Reigen ins froh aufhorchende Ohr blasen läßt. Nicht nur für den Nahrungraum der Kinder und Enkel ficht diese Schaar: auch für die Herrschaft des deutschen Genius, für die Gemüthsmächte, die aus Goethe und Beethoven, Bismarck und Schiller, Kant und Kleist in Ewigkeit wirken. Und nie war gerechterer Kampf; nie einer, dessen Ertrag so wie dieses noch den Ueberwundenen beglücken muß. Damit er sieghaft sei, mußten wir ihm die gewaltigste Waffe schmieden. Ueber die Auen der Schelde schwingt sich das Königswort: „Wie fühl' ich stolz mein Herz entbrannt, find' ich in jedem deutschen Land so kräftig reichen Heerverband! Für deutsches Land das deutsche Schwert: so sei des Reiches Kraft bewährt!" Diese Kraft formte der Geist. Der Erwerb solcher Waffen war nur möglich, weil Millionen fleißiger Menschen mit rastloser Arbeit aus dem armen das reiche Deutschland gemacht hatten, das den Krieg nun als Großindustrie bereiten und führen konnte. Und was der Geist schuf, dient wieder dem Geist. Soll nicht verwüsten noch Freie uns in Hörigkeit bändigen, sondern aus Trümmern witternder Kultur junges, reicher beseeltes Leben ans Himmelslicht fördern. Soll, muß, wird der nie römisch erstarrenden Majestät edelster Deutschheit neue Provinzen erobern. Sonst wäre, und schwemmte ein Paktolos Abermilliarden in den Rhein, der Aufwand zu diesem Krieg schmählich verthan. Wecket, Ihr vierundvierzig Klöppel, aus banger Nacht zu Morgenjubel die Stätte, auf die einst Bal-

duins Eisenarm die feste Burg gebaut hat. Läutet durchs Flanderland, bis in Brabant hinein die frohe Kunde, daß Eurer Heimath Frühling, nicht finsternder Winter, naht. Daß die Stunde schlug, die zwischen Germanen und Galliern den uralten Erbstreit über das Lotharingerreich schlichtet. Und daß, trotz Allem, was gestern war, der Deutsche willig ist, den Vlamen, auch den Wallonen, der Halbfranz sein mochte, mit brüderlichem Gefühl zu umfangen.

Unser Heer ist nicht ausgezogen, belgisches Land zu erobern. Wer klaren Sinnes weiß, wohin er geht, kommt nicht immer ans Ziel; ermüdet manchmal unterwegs und scheut dann die Mühsal der Strecke, die sein inneres Auge ermißt. Theodorich wollte aus Thrakien nach Byzantion ziehen, den Kaiser Zeno vom Goldstuhl stoßen: und fand seines Lebens Werkstatt in Italien; herrschte mit dreißigtausend Ostgoten dreiunddreißig Jahre lang über das Land feiner Weströmerkultur und hinterließ es in reicherem und würdigerem Stand, als es unter Odoaker gekannt hatte. Der war den Goten mit listiger Tücke begegnet; doch kein Italer büßte den Sippenverrath. Seitdem ist oft Einer weit gekommen, der nicht wußte, wohin sein Fuß schritt. In dem gegen vier Großmächte zu führenden Krieg, dessen Westfront allein von der Nordsee bis an die Alpen, von Gent fast bis Genf sich dehnt, schien auf Europas Erde, die unter seiner Brunst dorrt, ein die Wurzel des Siegervolkes stärkender Gewinn nicht erreichbar. Gold entschädigt nicht von dem Verlust des Jugendgewimmels, um das wir schon nach zehn Kriegswochen trauern mußten; war unter je zehntausend Tüchtigen auch nur ein Schöpferhirn, dann wärs mit tausend Millionen zu karg bezahlt. Und welches deutschem Volksthum nöthige, in hehrster Wortbedeutung nützliche Landstück könnte uns in Europa Frankreich, könnte gar Rußland räumen? „Unangreifbar" (so heißt in offiziösem Schwatz das Losungwort) zu werden, das Wesen des Wikingers gegen des Newyorkers, des flinken Hechtes gegen des trägen Karpfen auszutauschen, dem im ungefährdeten Teich der feiste Rücken vermoost, darf nie eines Deutschen Wunsch sein. Und an die Erlangung bequemeren Grenzschutzes wagt nur ein Toller das in Macht und Reichthum strotzende Leben. Jetzt wissen wir, wofür gekämpft wird. Nicht für französische, polnische, ruthenische, esthnische, lettische Bezirke noch für Milliarden; nicht, um nach dem Sieg in Gefühlstümpel tauchen und den erkälteten Rumpf dann

am Dünkel des Völkerbefreiers rösten zu können. Nein: um auf das schmale Aermelthor, das den Weg ins Weltmeer öffnet und schließt, die Sturmfahne des Reiches zu hissen. Ich könnte mir vorstellen, daß Deutschlands Kriegsherr, wenn nach Ostende noch Calais erobert ist, aus Ost und West die Heere und die Geschwader heimwiese und geruhig zu den Feinden spräche: „Was Deutschlands Kraft und Wille vermag, spüret Ihr nun; und werdet fürder wohl lange überlegen, ehe Ihr es anzugreifen waget. Von Euch begehrt Deutschland nichts mehr. Nicht einmal den Ersatz seiner Kriegskosten; von denen entschädigt der heilsame Schrecken, den es ringsum in den Herbstschlachten schuf. Wollt Ihr von uns Etwas: der Fehdeheischung werden wir uns nie weigern. Wir bleiben im belgischen Niederland, dem wir den dünnen Küstenstrich bis hinter Calais anfügen (Ihr, Franzosen, habt ja genug bessere Häfen); enden aus freiem Willen den Krieg, der uns nach der Ehrenwahrung nichts mehr erstreiten könnte; kehren in die Freude Werth zeugender Arbeit zurück; und greifen erst wieder nach den Waffen, wenn Ihr versuchet, uns aus dem blutig Erworbenen wegzudrängen. Feierlichen Friedensschluß, mit Schachermachei, Pergament und Siegel, brauchen wir nicht. Die Gefangenen werden frei. Eure Festungen mögt Ihr behalten, wenn sie Euch nicht entwerthet, die Aufbauten noch lohnend scheinen. Morgen ist wieder Alltag."

In den Kriegswehen war der zweitschlimmste Kunstfehler das schrille Bekenntniß, Deutschland habe die (auf Preußens Antrag beschlossene, von Europa verbürgte) Neutralität Belgiens verletzt. Auch wenn der vom Volksgewissen ersehnte Personenwechsel nicht länger, nicht allzu lange aufgeschoben, für das Geschäft der Friedensbereitung ein Staatsmann gefunden würde: die Selbstanklage des reuigen Ethos bliebe stehen. Von diesem Bekenntniß löst uns kein Gott und kein Teufel; entbürdet uns auch nicht der Wahrscheinlichkeiterweis anderer Absicht auf Neutralitätbruch. Ists würdig, auf Katzenpfoten um die Breipfanne zu schleichen? Der Nation würdig, aus der solches Heer werden konnte? Ich glaube nicht, daß Frankreich, statt in Elsaß-Lothringen, in der matte Herzen selbst in Feuer wirbelnden Luft der „geraubten Provinzen", hinter dem ehernen, mit einer Milliarde bezahlten Sperrgurt, zu fechten, durch Belgien in unser Rheinland einbrechen wollte; glaubte nicht, daß die belgische Bourgeoisie, der jede Gewerbestörung ein Gräuel

ist, ihm diesen Durchzug gestattet, noch, daß England dem Bundesgenossen erlaubt hätte, den König Albert zum Lehnsmann der Republik zu ducken; und bin überzeugt, daß die Vereinbarung, deren Spur jetzt erschnüffelt ist, die drei Mächte nur für den (längst in allen Lehr- und Nachschlagebüchern erwähnten) Fall deutschen Eindranges band. Wozu das Indiziengestöber? Um so übler für uns, wenn der Kanzler das Reich, dessen Recht er zu wahren verpflichtet ist, laut einer Sünde zieh, der es nie schuldig wurde und die doch untilgbar nun an seinem Ruf haftet. Da Krupps Zweiundvierziger und Skodas Motorhaubitzen den Ostgürtel Frankreichs zu sprengen vermögen, hätte ich als verantwortlicher Minister des Kaisers das Haupt des Großen Generalstabes ersucht, seinen Feldzugsplan nirgends auf belgischen Boden zu stützen; und überschätze seine Strategenkunst gewiß nicht mit der Zuversicht, daß unser Heer auch dann heute schon im Argonner Wald und an der Aisne stünde. Noch den unverwischlichen Fehler muß der Staatsmann aber mit so zähem Muth verfechten, als gings um das Reichspanier, um die Krone, um ein mit dem Ehrensaft der Volkheit getränktes Wiesenhälmchen. Aus schlecht Geschehenem die beste Möglichkeit zu erwirken, mahnt ihn unter jeder Sonne die Amtspflicht; wer ihr nicht genügt, muß ins Dunkel frommen Bürgerbehagens. Völkerrechtsbruch: nach dem Geständniß würde dem Verurtheilten die Wiedereröffnung des Verfahrens nicht gewährt. Doch die deutsche Menschheit steht nicht, stellt sich nicht vor Europens Gericht. Auch nicht vor Amerikas. Die Depesche, die der Kaiser, seinen reifsten Volksgenossen zu Leid, an den Präsidenten der Vereinigten Staaten schickte, hat Professor Wilson als eine Bitte um milden Schiedsspruch gedeutet; und in dem Antwortbrief (wohl dem seltsamsten, schulmeisterlichsten Schriftstück, das ein mächtiger Monarch jemals empfing) dräuend auf den „Tag der Abrechnung“ gewiesen, der von den Schuldigen Sühne erzwingen werde. „Alle Völker der Erde haben, in erfreulicher Eintracht, beschlossen, solche Abrechnung dem Krieg folgen zu lassen. Und bliebe sie unzulänglich, so würde sie von der Meinung der Menschheit, der höchsten Instanz in diesem Streit, wirksam ergänzt.“ Die nicht in Krieg gerissenen Staaten haben also, wohl nach anglo-belgischem Anruf, beschlossen, unser Handeln, als eines arger Sünde Verdächtigen, zu prüfen, zu richten (zu strafen?): Das wird uns aus Washington angekündet. Sie

haben; perfectum est. So weit sind wir. Wenn Drohung uns ängstete, hätte auf Michels Schlotterhaupt jedes Haar sich gesträubt. Nie hat ein Starker sich in das thöricht dreiste Ansinnen gejocht, dem Spruch geschaarter Schwachheit unterthan zu werden. Wer sich aber nicht der Ungebühr dunstiger Gefühlspolitik beugen will, darf sie auch selbst nicht treiben. Macht schuf uns Recht; nur gewaltigere risse es aus seinem Schaft. Wollt Ihr, Eltern und Kinder, Frauen und Geschwister der deutschen Krieger, daß, mit dem Geld aus unserem Reichssäckel, in Belgien jede Stadt, jedes Dorf, jeder Wald, Park, Acker so wiederhergestellt werde, wie sie vor dem Kriegsanfang, vor der Massenekstase waren, daß die Quartiersteuer den Gemeinden zurückströme und Loewen, als winzigen Ersatz der von Feuerrohren zerzunderten Weisthümersammlung, aus Deutschlands Bibliotheken die kostbarsten Handschriften erhalte? Wollt Ihrs: darüber ließe sich reden. Die Sühnung würde theuer (und grübe die Frage aus, ob der Ertrag ins Maß solchen Aufwandes wuchs); wäre um magereren Preis aber nicht einzuhökern. Wollt Ihrs nicht: dann bleibt keine andere Wahl.

Lasset Euch nicht in Träume von Vereinigten Europäerstaaten, von mildsinniger Theilung des Koburgererbes (ein Fetzchen an Holland, eins an Luxemburg, vielleicht eins gar an Frankreich: mindestens ein zärtlich Bedachter würde mit großartiger Ekelgeberde die giftige Speise ablehnen), von Zoll- und Wehreinung lullen, die dem Lande das Recht zu freier Selbstbestimmung wahrt. Lasset nicht von der Warnung vor den sieben Millionen Bürgern, die eine fremde Sprache ins Reich brächten, vor den glaubensbrünstigen Katholiken, den eng verklüngelten Maurerlogenbrüdern Euren Willen einschüchtern. Die Vlamen sprechen nicht, verstehen kaum Französisch; und ihrer (der Mehrheit) Mundart öffnet das Ohr des Niederdeutschen sich schnell. Ist der römische Katholik ein schlechterer Kerl als der Lutherische, Calviner, Gottlose? Wird er den Leuten aus Cleve, Trier, Aachen und Köln sich nicht leichter gesellen als der aus Pommern oder der Sachsenprovinz Zugewanderte? Scheut Ihr vor Freimaurern oder Vernünftlern wie der Stier vor der Rothrübenjacke urteutscher Thiergartenmode? Deutschem Wesen ferne, auch feindliche Reichsbewohner, Welsche, Skandinaven, Slawen, klug, nobel, mit der edlen Gelassenheit des Starken behandeln, einbürgern zu lernen, wird nach dem Kriege eine

Hauptpflicht werden. Den Belgiern aber sind wir der Erzschelm und Höllenpfuhlpächter? Blieben es noch, wenn in Loewen und Mecheln jeder Stein mit Gold aufgewogen wäre. Die Wuth kann nur weichen, wenn das von Schillers Feuerathem gepriesene Volk den Nachbar nah sieht und aus der Gemeinschaft Vortheil schöpft. Antwerpen nicht wider, sondern mit Hamburg und Bremen, Lüttich neben den essener, berliner, schwäbischen Waffenfabriken, Cockerill im Bund mit Krupp, Eisen, Kohle, Gespinnst aus Altdeutschland und Belgien vom selben Kaufmannsgeist auf die Weltmärkte geleitet, unser Kamerun und ihr Kongo: solche Profitfluth hat manchen Haß weggebrandet. Den Totfeind, dem er nicht das Schädeldach schlitzen kann, wirbt sich der Weise zum Freund; und wird den noch spröden lieber beherrschen und Leckeres mitschmausen lassen als an Gönner von unerrechenbarer Wollenszukunft verlieren. Nur: nie wieder ein dürres Reichsland! Von Calais bis nach Antwerpen, Flandern, Limburg, Brabant, bis hinter die Maasfestungslinie: preußisch (deutsche Fürsten feilschen, deutsche Stämme neiden nicht mehr); das Süddreieck mit Elsaß-Lothringen (und Luxemburg: wenn es will) zu einem selbständigen, einem katholischen Fürstengeschlecht anvertrauten Bundesstaat, einem neuen Lotharingien, gefügt. Dann wüßte Deutschland, wofür es geblutet hat. Wir brauchen Industrieland, Wege ins Weltmeer, eine unzerstückte Kolonie, die Gewißheit des Rohstoffbezuges und den ergiebigsten Wohlstandsborn: zu Arbeit tüchtige Menschen. Hier sind sie. Ist Erz und Kupfer, Glas und Zucker, Flachs und Wolle. Hier war aber einst auch Jan und Hubert von Eyck, war Rubens; der Schwärmer Ruysbroek und der Augenschlemmer Jordaens. Hier lebte stets, oft freilich im Düster, Germaniens Seelchen: flatternde Einbildnerkraft. Und ist nicht hier endlich auch, was, allzu stürmisch meist und in zu rauhem Schimpfrüpelton, jedes deutsche Herz begehrt: der Sieg über England? Auf den Meeren ist er nicht schnell, ist er nie ohne harte Opfer zu erjagen. Mit dem Deutschen Reich, dessen Mörser von einer Kanalküste drohen, dessen Flagge über den zwei größten Seehäfen Europas und über dem Kongobecken weht, müßte Britanien sich, als mit dem Inhaber gleichen Machtrechtes, in Freundschaft verständiges. Wills nicht: spring an, Leu! Auf unserer jungen Scholle erwarten wir Dich. Die Zeit der Abenteuer verdämmert. Doch dem Deutschen, der furchtlos zu wollen wagt, hat die Erntearbeit heldischer Krieger rasch die Scheuer gefüllt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — [Ver]lag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 24. Oktober 1914.

Hört Ihr die Toten?

Warschau-Antwerpen.

Das vor acht Tagen hier Gesagte (und Angedeutete) hat mir viele Briefe eingebracht. Einer vermißt die Erwähnung Portugals, das, wie in der Zeitung erzählt wird, dem Deutschen Reich nun auch Krieg ankünden werde. Möglich. Können wirs nicht still abwarten? Portugal ist dem Britenreich, mit dem es, unter Dionysius, 1308 den ersten Handelsvertrag schloß, seit Jahrhunderten verbündet und befreundet. Beide Mächte haben sich in den Entschluß geeint, dieses uralte Verhältniß über allen Wandel der Bündnißpolitik hinaus zu erhalten. Entrafft Portugal, das hier stets eine Filiale des londoner Weltgeschäftshauses genannt wurde, sich bequemer Neutralität und nimmt die Fährniß des Krieges auf sich, dann folgts englischem Befehl; und nützt die Gelegenheit, um sich seine wichtigsten Kolonien, Angola und Mozambique, von dem mächtigen Freund verbürgen (oder hoch bezahlen) zu lassen. Die sollten wir lange schon erben (mindestens seit dem Abschluß des anglo-deutschen Vertrages vom Jahr 1898). Die will England uns jetzt sperren. Das Portugiesenheer, achtzig- bis hunderttausend Mann, könnte irgendwo eine Lücke füllen; Kitchener ist aber zu klug, um seinen Kriegsplan an die Schlagkraft solcher unerprobten Truppe zu hängen. Beträchtlicheres könnte die Republik für den Machtbezirk Churchills leisten. Lissabon und Lagos wären brauchbare Stützpunkte für die Marine der Westmächte. Und in portugiesischen Häfen liegt seit dem Kriegsanfang wohl manches deutsche Schiff, dem übermorgen, auf unseres Vet-

ters Wink, der an der Küste neutraler Staaten völkerrechtlich giltige Schutz entzogen werden könnte. Daß im antwerpener Hafen unsere Handelsdampfer fast ungeschädigt blieben, beweist noch nichts für das Schicksal der vor Portugal ankernden. König Albert von Belgien hat den Patron wohl gebeten, nicht durch völlige Zerstörung der Kauffahrer den starken Feind in noch grimmeren Zorn zu reizen. (Schwatz ist die Behauptung, England „entehre sich durch die Forderung solcher Hilfe". Die nimmts, wo sie zu haben ist; wo ein Vertrag sie zur Pflicht macht. Dürften wir anders handeln? Vergesset, liebe Leute, doch nicht, wie minniglich Ihr die Japaner umwarbet.) Die ehrenwerthe Sippe, die das Lusitanierreich regirt, würde unter Wonneschauern den Krieg gegen die Macht rüsten, der Manuel, der von ihr entthronte König, seit der sigmaringer Hochzeit verschwägert ist. Im nächsten Jahr könnte Portugal die fünfhundertste Wiederkehr der Tage feiern, da ihr erster Johann Ceuta eroberte und dessen Sohn Heinrich (der Seefahrer) die Heimath in den Rang der Kolonialmächte hob. Wir müssen hoffen, daß wir, in Angola und Mozambique, dieses Halbjahrtausendfest auf deutsche Art mitfeiern werden. Ein anderer Brief fragt nach der von mir erwähnten Huldigungadresse des polnischen Adels. Die ist in Polenblättern schon in den letzten Augusttagen veröffentlicht worden. Adressat: Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, Generalissimus des russischen Feldheeres. Wortlaut: „Mit tiefer Freude erfüllt uns Eurer Kaiserlichen Hoheit Anzeige, daß Rußlands tapferes Heer die Waffen ergriffen hat, um die Slawensache zu vertheidigen, den unserer Nation heiligen Gedanken der Erneuung polnischer Reichsmacht Wirklichkeit werden zu lassen und unter dem Szepter Seiner Kaiserlichen Majestät alle Glieder des zerstückten Polenstaates wieder zu vereinen. Wir, die Vertreter aller politischen Parteien und sozialen Gruppen, sind innig überzeugt, daß aus dem Blut, das Polens und Rußlands Söhne in gemeinsamem Kampf gegen den gemeinsamen Feind vergießen werden, beiden slawischen Völkern ein neues Leben, eins friedlicher Freundschaft, erblühen wird. An diesem bedeutsamen Tag, den die Polengeschichte nie vergessen kann, spricht aus unserer Seele der heiße Wunsch, daß Rußlands Heer siege; stärkt uns die Zuversicht auf den Triumph dieses unter dem Befehl Eurer Kaiserlichen Hoheit fechtenden Heeres. Wir bitten, unseren Glückwunsch und den Aus-

druck unserer Unterthanentreue Seiner Majestät zu Füßen zu legen." Fünfundsechzig Namen stehen darunter; Namen der höchsten Edelmannschaft und wilder Demagogen, Kirchenpfründner und Christlich-Sozialen. Graf Branicki, vier Gorski, Kozlowski, Komierowski, Krasinski, Morawski, Potocki, zwei Radziwill, die Fürsten Lubomirski und Woroniecki, Graf Wielopolski, sogar der Romanschreiber Reymont, der sich bisher als einen Russenfeind gab. Die oft angekündete Revolution ist einstweilen nicht Ereigniß geworden. Rußland hat sich zur Wiederherstellung des Polenreiches verpflichtet. Herr Roman Dmowski, Führer der National-Demokraten, soll auch aus London das Versprechen heimgebracht haben, daß die englische Regirung nur einem Friedensschluß zustimmen werde, der dieses Polenstaates Selbständigkeit und freies Lebensrecht sichert. (Wer, fragt Herr Asquith, „wagt nun noch, zu sagen, daß wir unbarmherzigem Absolutismus verbündet seien? Unser Wille bringt allen Slawen neuen Lenzes Wunder und wirkt die Auferstehung des grausam gemordeten Polenreiches.") Gewiß ist, daß die russischen Heerhaufen überall den Polenbesitz zärtlich schonen. In Ostpreußen haben sie nur deutsches Eigenthum vernichtet, Herrenhäuser und Läden der Polen aber vor Zerstörung und Plünderung bewahrt. Auch in Lemberg, wo die Russen nun seit acht Wochen hausen, soll das Plündern streng verboten und jeder ansehnliche Laden durch Posten geschützt worden sein. Also, meint Mancher, müssen auch wir neuen Aufflug des Weißen Adlers verheißen. Nein. Das Polenreich müßte den Staatsverband Preußens lockern; würde ihm schnell gefährlicher, als Serbien dem Beherrscher Kroatiens und Bosniens je war. Wenn diese Meinung des Wahrheitbeweises noch bedürfte, wäre er jetzt erbracht: weil sie Preußens Macht zersetzen, im Ost Deutschlands Grundmauern lockern möchten, wollen Briten, Franzosen, Russen den Polenstaat. Den, noch einmal, könnte Preußen nur dulden, wenn es sich entschlossen hätte, Posen, Westpreußen, Oberschlesien aufzugeben. Scheidet, Erdvertheiler, dieses Wahnes Gerippe aus Kalkul und Rednerei. Was Graf Rechberg nicht erlangt hat, kann ein Freiherr von Rechenberg, als aufrechter Wahrer deutscher Nothwendigkeit, gar nicht erst erstreben. Aus einer dritten Briefsorte spricht der Zweifel: ob ich das Dreieck des anglo-franko-belgischen Verhältnisses richtig gezeichnet habe. Hier stand: „Ich

glaube nicht, daß die belgische Bourgeoisie, der jede Gewerbestörung ein Gräuel ist, den Franzosen den Durchzug (in unser Rheinland) gestattet, noch, daß England dem Bundesgenossen erlaubt hätte, den König Albert zum Lehnsmann der Republik zu ducken." Im April 1839 schrieb der Belgierkönig Leopold, der, seit der Räumung der Scheldefestungen, Herr seines ganzen Gebietes, von Englands Haltung in Hader mit Holland und Frankreich aber durchaus nicht entzückt ist, an die Nichte Victoria: „Die Volksstimmung ist schroff gegen England, in dem die Belgier eine Stütze zu finden hofften, das sich aber in jeder Entscheidungstunde wider sie gewandt hat." Aus dem Buckingham-Palast antwortet die Königin: „Wenn Ihre Belgier uns zürnen, sind sie sehr ungerecht. Den Druck, den wir auf Belgien übten, war von seinem, nicht von unserem Nutzen geboten. Heute scheints Härte; doch die Zeit wird lehren, daß England der wahre Freund Belgiens war und ist." Drei Jahre zuvor hat der Britenkönig in Windsor zu Leopold gesprochen: „Wenn jemals eine Macht, Frankreich oder eine andere, in Ihr Land einzubrechen versucht, müssen wir sie sofort mit Wehr und Waffen bekämpfen. England könnte solchen Einbruch niemals zugeben." Als Victoria an dieses Wort ihres Vorgängers erinnert wird, bestätigt sie, daß es auch ihrem Willen den richtigen Ausdruck gebe. Am ersten Februar 1842 schreibt sie an den Onkel: „Der König von Preußen (Friedrich Wilhelm der Vierte, der zur Taufe des Fürsten von Wales, unseres lieben Eduard, nach Windsor Castle gekommen ist) scheint mir ein sehr liebenswürdiger Mann, von freundlicher Gemüthsart und bestem Wollen. Er hätschelt den Gedanken, Belgien in ein intimes Verhältniß zu Deutschland zu bringen; und ich glaube, daß die Erfüllung dieses Wunsches den Belgiern sehr nützlich würde." Aus Laeken antwortet der Onkel: „Gewiß könnte uns nichts nützlicher sein als die engste Verbündung mit Deutschland. Die wünscht auch das belgische Volk. Doch leider stand man in Deutschland Jahre lang auf einem kindischen Legitimitätbegriff und stieß uns zurück. Dadurch wird die Annäherung nun erschwert. Die Reise des Königs von Preußen (der den ‚Blusenkönig' Leopold besucht hat) kann wohltätig wirken; sie lehrt ihn die westeuropäische Stimmung kennen und muß ihn den Klauen Rußlands entreißen." Vierzehn Jahre später, während des Krimkrieges, spielt Leopold mit dem Wunsch, Belgiens

Neutralitätpflicht abzuschütteln. Victoria schreibt: „In dieser Pflicht wurzelt Belgiens Leben. Die Großmächte haben für Ihre Neutralität die Bürgschaft übernommen und keine Möglichkeit kann Sie von solcher Pflicht entlasten.“ Leopold fügt sich; murrt aber: „Wenn unsere Neutralität geachtet werden soll, muß sie geschützt sein. Frankreich könnte sie, wenn es in einen großen Krieg verwickelt wäre, leicht brechen, von uns fordern, daß wir in Gemeinschaft mit ihm kämpfen, und, wenn wir uns auf die Neutralität berufen, Belgien besetzen. Dann sind wir verpflichtet, uns zu vertheidigen, aber auch berechtigt, von den Bürgen Schutz zu verlangen.“ Der wird zugesagt. Ist seitdem hundertmal von London aus zugesagt und wäre auch gegen französischen Einbruch gewährt worden. Daß er, trotz der zähen Tapferkeit und Schießkunst der Briten, den Heldenschritt unseres Heeres nicht lange zu hemmen vermochte, ist kein Grund zu deutschem Gewissensgram.

Karol.

König Karl, der in Rumänien Karol hieß, ist gestorben. Nach zwei Monaten bittersten Leides. Im Lenz war ein Halbjahrhundert geschwunden, seit er, als Ordonnanzoffizier des preußischen Kronprinzen, in Schleswig-Holstein einritt. Premierlieutenant der Zweiten Gardedragoner; mit einem Schwärmergefühl für ein schönes Fräulein aus der Sippe Louis Napoleons im Herzen, das diesem Glück doch entsagen sollte. („Mir, sprach König Wilhelm später zu dem Fürsten, „ist die Ueberwindung meiner Jugendliebe nicht so leicht gemacht worden; mich hat kein Kriegs- und Feldleben zerstreut.“ Düppel und Fridericia. Der jütische Wind verwehte das Leid. Der Prinz hat erlebt, daß Preußen und Oesterreich sich verbündeten, schieden, wieder fanden. Wilhelms Ministerpräsident besinnt schon die gewaltsame Scheidung, als, am letzten Märztag 1866, Bratianu Karls Vater, den Fürsten Karl Anton, Militärgouverneur der Rheinprovinz und Westfalens, in Düsseldorf bittet, dem Sohn die Annahme der rumänischen Fürstenwürde zu gestatten. Vierzehn Tage danach sitzt Karl mit Kameraden am Kasinotisch und liest in der Zeitung, die Lieutenance-Princière und das Ministerium habe ihn, als den Nachfolger Cusas, zum Fürsten vorgeschlagen, ihm den Namen „Karol I.“ zugedacht und das Volk freue sich des Planes. Gesegnete Mahlzeit! Karl von

Preußen nennt ihn, als künftigen Vasallen des Sultans, im Opernhaus schon einen Türken. Fünf Millionen Rumänen, depeschirt Bratianu, huldigen ihrem Herrn und erflehen ihm, in alle Kirchen des Landes geschaart, den Segen des Himmels. Wilhelm sieht, wie immer, zuerst das dichte Gewölk vor dem Azurzelt; als Haupt des Hauses schreibt er: „Du hast Dich ganz passiv zu verhalten, weil große Bedenken obwalten, da Rußland und die Pforte bisher gegen prince étranger sind." Meint, erstens, als Vasall der Pforte habe ein Hohenzollern keine würdige Stellung; zweitens, Preußen könne, wenn Karl Antons Sohn dem Rufe folge, in den Orientsachen nicht mehr neutral bleiben. „Uns bliebe eine Art von moralischer Verpflichtung, bei Gefahren für ihn einzutreten." (Hört! Hört!) „Wohin aber ein solches moralisches Band Preußen führen könnte, ist gar nicht abzusehen; wenn diplomatische Mittel fruchtlos geblieben sein sollten, müßten wir, bei unserer geographischen Lage zu jenen Ländern, die materielle Unterstützung versagen, also auch von vorn herein die moralische Verpflichtung als nicht existiren könnend perhorreszIren, was doch wiederum ein schmerzliches Gefühl erregen muß. Aus dynastischen und politischen Rücksichten kann ich diese wichtige Frage nicht couleur de rose ansehen." Macht nichts. Karl will hin; vor der großen Lebensaufgabe sich nicht in thatlose Prinzenbehaglichkeit verkriechen. Am neunzehnten April holt Keudell ihn zu Bismarck (den Venenschmerz am Gehen hindert). Andere Tonart. „Fahren Sie sofort nach Bukarest!" Ohne Erlaubniß des Familienhauptes und Kriegsherrn? „Ersparen Sie ihm die Entscheidung. Das wird ihm willkommen sein. Nehmen Sie Urlaub ins Ausland; er ist fein genug, die Absicht zu durchschauen (ich kenne ihn genau). Dann nach Paris; Geheimaudienz bei Napoleon, der Ihre Sache, ohne den Umweg über die Pariser Konferenz, bei den anderen Mächten führen soll. Rußland und die Türkei werden protestiren; Oesterreich wird Alles aufbieten, um Ihre Kandidatur zum Scheitern zu bringen. Das braucht Sie nicht zu beunruhigen; für die nächste Zeit werde ich Oesterreich beschäftigen. Ich selbst werde gegen Sie stimmen, weil ich im Augenblick Rußland nicht ärgern will und den Staat nicht dem Familieninteresse dienstbar machen darf. Sind Sie aber erst einmal in Rumänien, steht Europa vor einem fait accompli, dann findet sich alles Uebrige schnell; Proteste bleiben auf dem Papier und die That-

sache setzt sich von selbst durch. Schreiben Sie aber, bevor Sie abreisen, an den Zaren, daß Sie in ihm Ihren wichtigsten Schützer sehen und die zuversichtliche Hoffnung haben, in Gemeinschaft mit Rußland einst zur Lösung des Orientproblems mitwirken zu können. Läßt sichs gar machen, daß Kaiser Alexander Ihnen eine Großfürstin zur Frau giebt, dann haben Sie an Rußland einen festen Halt. Gehts in Rumänien nicht, dann kommen Sie eben zurück; und werden sich stets mit Vergnügen eines coup erinnern, wegen dessen Sie Keiner tadeln kann. Doch glaube ich, daß es gehen wird. Dem Französischen Botschafter Benedetti habe ich, sous discrétion, meine Idee ausgesprochen; er meint, der Kaiser werde Ihnen ein Schiff zur Verfügung stellen, das Sie von Marseille nach Rumänien bringt. Ich wäre für einen gewöhnlichen Dampfer; denn die Hauptsache ist, daß die Reise ganz geheim bleibt." Der Rath hat Hand und Fuß. Kommt von Einem, der sofort sieht: Die Westmächte werden für Karl, Russen und Türken nicht unversöhnlich sein und die Wiener ihn als ein nothwendiges Uebel ertragen. Der König warnt noch einmal und findet Bismarcks Plan wieder zu tollkühn; gewährt aber Urlaub nach Düsseldorf und entläßt den Prinzen mit den Worten: „Gott behüte Dich!" Die Pariser Konferenz beschließt, ein Rumäne solle in Rumänien regiren. Aus der Konferenzstadt aber schreibt die kluge, von der Gunst des Kaisers besonnte Frau Hortense Cornu: „Nehmen Sie an! Auch wenn die Konferenz Sie nicht anerkennt, sind Sie der Erwählte der Nation und bleiben, Ihr Leben lang, Fürst von Rumänien. Das ist hier Oeffentliche Meinung. Sogar die Gegner Ihrer Wahl (außer den Ministern sinds wenige) fragen mich, ob Sie die muthige Kraft zur Annahme haben werden. Fallen Sie nicht in den unleidlichen Fehler der Deutschen, die ‚Rücksichten'. Wer stets ‚Rücksichten' nehmen will, leistet nichts und ist nichts."

Himmelfahrt. Zwei wichtige Meldungen: die Konferenz hat die Wahl annullirt und Preußen hat sein Heer gegen Oesterreich mobilisirt. Oberst von Redern fordert des Prinzen Rückkehr in die Garnison. Jetzt muß gehandelt werden. Abschiedsgesuch an Wilhelm (ders erst bekommen soll, wenn Karl in Salzburg ist). Ritt nach Benrath; zum letzten Mal als preußischer Gardedragoner. Umzug im Schloß. Der Civilist trifft Husaren und Kürassiere, denen er vorflunkern muß, morgen werde er wieder in Berlin sein. Fährt

aber, über Freiburg, nach Zürich. Briefe an Louis Napoleon, Abd ul Aziz, Alexander Nikolajewitsch. Der Zar darf den süßesten Bonbon lutschen. „Des hohen Schutzes, den Eure Majestät mir zu bewilligen geruhen, will ich mich würdig erweisen. Die Interessen Ihres großen Reiches weichen von denen Rumäniens nicht so weit ab, daß ich gehindert wäre, meine Pflicht mit ehrfürchtiger Anhänglichkeit an Eure Majestät zu vereinen. Das Verhältniß der beiden Länder soll noch inniger werden. Und bis zu der von der Vorsehung zu bestimmenden Stunde, die den Orient und die Christenheit befreit..." Ganz schlau. In Sankt Gallen sorgt Landamman Aepli für Pässe (Karl Anton ist Ehrenbürger der Stadt). Karl klemmt eine Brille hinter die Ohrmuscheln und ist nun Herr Karl Hettingen, der „in Geschäften" nach Odessa reist. München; Salzburg. Im Wartesaal österreichische Offiziere, die ihn aus Schleswig kennen. Balaceanu, Rumäniens pariser Agent, hat gewarnt: „Die Oesterreicher lassen Sie erschießen." Eine Zeitung großen Formates deckt ihn vor gefährlichen Blicken. Auf allen Bahnhöfen wimmelts von Militär; und Karl Hettingen sitzt zwischen Mittelbürgern im überfüllten Abtheil Zweiter Klasse. In Basiasch ist das Eilschiff schon fort; er muß zwei Tage in dem austro-serbischen Grenznest warten, läßt es, via Aepli, der unruhvollen Familie melden; und hört, abends, am Wirthstisch: „Der neue Rumänenfürst? Den jagen die Walachen doch bald wieder weg. Uebrigens sind die Türken schon eingerückt." Die Geschichte fängt gut an. In der Pfingstsonntagsfrühe sitzt er, zwischen Kleinbauern und Frachtstücken, in der Zweiten Klasse des Donaudampfers. Nach Vier ist Turnu-Severin erreicht; die erste Rumänenstadt. Er will von Bord. Der Kapitän hält ihn auf. „Ihr Billet gilt ja bis nach Odessa." Bratianu, der bisher fremd thun mußte, drängt vorwärts. Der Prinz springt auf die Landungbrücke: und ist in der neuen Heimath. Der mit acht Pferdchen bespannte Wagen, den Dorobanzen (Milizreiter im Schnürrock schwarzer Husaren) eskortiren, rast, über Landstraßen und Blachfelder, Dörfer und Städtchen, nach Bukarest. Jubel. Täubchen bringen Grußverse und dreifarbige Schleifen. Eine Blumenlawine wälzt sich auf ihn. Trop de fleurs? Vom Himmel strömts in das unter drei Monden verdorrte Land: und Regen ist Segen. Vor einem häßlichen, einstöckigen Hause steht ein Doppelposten neben der Fahne. „Was ist denn da?" General Golesku: „Das ist das Schloß." Karl ist im Orient.

In den letzten Märztagen des Jahres 1866 hatte der Französische Generalkonsul Tillos seinem Minister Drouyn de Lhuys gemeldet, Rußland wolle die (unter Alexander Cusa erreichte) Einheit der Donaufürstenthümer Moldau und Walachei wieder lösen; wenn die Westmächte das Gewebe Gortschakows nicht rasch zerrissen, werde ihr Einfluß versickern. Der bukarester Posten wird wichtig; und Tillos von dem Baron d'Avril abgelöst, der in der Donaukommission gesessen hat und nach Konstantinopel delegirt war. Cusa ist entthront, der Graf von Flandern, der Bruder des Belgierkönigs, hat die Krone abgelehnt, Frau Cornu die Blicke Bratianus und Napoleons auf den Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen gelenkt. Der soll flink heirathen; Rumänien, schreibt ihm die Patronin aus Paris, „braucht das Vorbild eines tugendhaften Fürsten und einer glücklichen Fürstenehe; die Unsittlichkeit ist die schwärende Wunde, die das Land unter dem Türkenjoch erhalten hat." Ein Putsch, der am fünfzehnten Apriltag durch die Straßen von Jassy lärmt, wird von Gortschakow in einen Volksaufstand umgefälscht, der beweist, daß die Moldau sich selbst regiren, nicht von Bukarest abhängen wolle. Prinz Karl ist gewählt worden. Doch das Heer hat lange keinen Sold erhalten und unter den Offizieren gährt es noch; manche, die den Fürsten Cusa vom Thron stießen, fühlen sich von der Verschwörerthat nun befleckt und möchten im Blut Derer, die daraus Nutzen zogen, die Schmach abwaschen. Frankreichs Geschäftsträger warnt: „Ein Prätoritaneraufstand ist keine Sühnung; und müßte den Prinzen, den Ihr ruft, abschrecken." Sind die grimmigen Krieger von Rußland bestochen? Baron d'Avril deutet an, daß ers glaube, und meldet seinem Chef, Gortschakow habe nach Bukarest telegraphirt: „Frankreich schlägt vor, einen Hospodar auf vier Jahre zu wählen. England und Oesterreich sind für Bibesko (den Sohn). Wir antworten: Da von einem fremden Prinzen nicht mehr die Rede ist, muß den Fürstenthümern die freie Wahl eines eingeborenen Hospodars (oder zweier), den Mächten die Bestätigung und Kontrole vorbehalten werden. Von der Kandidatur des Hohenzollernprinzen hat der König von Preußen abgerathen." Zu spät. Wenn der Prinz nicht zusagt, meutert in der Moldau das Heer und die Walachei reißt sich vom Einungband los. Am dreiundzwanzigsten April sagt Bismarck zu dem Oberst von Rauch, den Fürst Anton von Hohenzollern nach Berlin geschickt hat, Prinz Karl müsse

die Krone annehmen, in Paris sich den Beistand des Kaisers sichern, rasch nach Bukarest reisen und von dort dem Zaren den Wunsch andeuten, sich einer Kaiserlichen Hoheit von Leuchtenberg zu vermählen. Da das russische Zettelplänchen mißlungen ist, meint Offenberg, Gortschakows Werkzeug in Bukarest, die Heirath werde möglich sein, wenn Karl anerkannt und dem Sultan nicht mehr unterthan sei; denn eine russische Prinzessin dürfe niemals unter Türkenaufsicht („podene Turkom") stehen. Vier Tage nach Bismarcks Mahnung meldet D'Avril das endgiltige Wahlergebniß: 685969 Stimmen für, 224 gegen Karl. Bald danach, er werde von den Russen der Agitation gegen den fremden Prinzen verdächtigt. Gortschakow lügt weiter. Am dreizehnten Mai bestätigt die neue Kammer die Wahl. Am zweiundzwanzigsten ist Karl in Bukarest.

So hats angefangen. Rußland liebte den Kömmling nicht, Eugenie Maximilianowna Leuchtenberg nahm einen Oldenburger und Fürst Karl wurde, nach seinem Sieg bei Plewna, von Gortschakow noch schlechter als 1866 behandelt. Er mußte Süd-Bessarabien, das der Zar im Pariser Vertrag verloren hatte, gegen die Dobrudscha austauschen und den russischen Truppen den Durchmarsch nach Bulgarien erlauben. Als Karl zögerte, diesen Artikel des Vertrages von San Stefano zu schlucken, pfauchte Gortschakow (wie D'Avril berichtet) den Vertreter Rumäniens an: „Was? Ihre Regirung will gegen den achten Artikel protestiren? Dann wird mein erhabener Herr, den schon Eure Haltung in dem bessarabischen Handel verstimmt hat, den Rest seiner Geduld verlieren, Euer Ländchen besetzen und Eure Armee entwaffnen." Seitdem gilt trägen Köpfen als gewiß, daß Rumänien den Russen verfeindet, Oesterreichern, Ungarn, Deutschen in zärtlicher Treue verbündet ist. Doch Rumänien war auf Rußland, auf Nord- und Südslawen, nach der Stärkung und Verbündung Serbiens und Griechenlands, mit südostwärts erweitertem Gebiet, viel mehr angewiesen als in den Tagen, da Bismarck dem Fürsten Karl rieth, jedem anderen Wunsch den nach einem guten Verhältniß zum Zaren voranzustellen. Der Geheimvertrag mit Deutschland, die Militärkonvention mit Oesterreich: Das waren strategische Stellungen, die für eine bestimmte Frist nützlich schienen. Ist diese Frist nun verstrichen? Der Rumäne spricht am Liebsten Französisch, schwärmt für Frankreichs Geist und Kunst, Sitte und Mode; und der kluge Gesandte Blondel,

Ehrenbürger von Bukarest, hatte, mit Delcassés, Hartwigs und Schebekos Hilfe, den russo-rumänischen Pakt im Wesentlichen fertig gemacht, ehe dem König Karl gestattet wurde, ein Lendenstück aus dem Leib Bulgariens zu schneiden. Wer stets nur auf die Dummheit der Anderen rechnet, stolpert in gefährliche Brüche. Und über alle Vorstellungmöglichkeit dumm wäre Rumänien gewesen, wenns nicht sein ernstestes Trachten auf eine würdige Verständigung mit Rußland gerichtet hätte. Von Oesterreich-Ungarn wird es freilich nicht bedroht; aber Habsburg-Lothringen herrscht über vier Millionen dako-rumänischer Menschen: und die Sehnsucht, einst über die Karpathen zu klettern und die Brüder zu befreien, lebte zwischen Mangalia und Verciorowa längst still in den Hirnen, als die Leiter der Kulturliga sie durch die Gassen schrien. Ob Graf Berchtold das Königreich gehätschelt oder gehudelt hat, ist nicht so wichtig, wie Manchen dünkt. Lange vor den Balkankriegen wurde aus den Schulbüchern gelehrt, daß es außer dem freien Rumänien eine Roumaine asservie gebe, die siebenundzwanzig ungarische Komitate, achtzehn davon in Siebenbürgen und dem Banat, und die Bukowina umfasse; wurde den Schülern eingeprägt, daß Dako-Rumänien von Rechtes wegen fünfzehn Millionen Einwohner habe, und abgefragt, wider welchen Staat ihr Haß sich rüsten müsse; hing an den Wänden der Schulstube eine Landkarte, auf der Karls Reich achtzig Kilometer vor Budapest endete. Solche Saat kann auch der Reiterstiefel Stephans Tisza nicht zerstampfen. Und denkt Keiner mehr daran, daß die Rumänen in Albaniens Kutzowalachen (Zinzaren) ihre Vettern sehen, daß die bukarester mit der römischen Regirung das Gebild eines albano-walachischen Staates (zwischen Adria und Wardar) erörtert hatte und daß nicht Familiensimpelei den alten König Karl trieb, die Kandidatur Wied zu begünstigen? Rumänien will einen Theil des südbessarabischen Grassteppenlandes, den weder eigene Kraft noch der auf sämmtlichen Beinen lahme Dreibund ihm sichern könnte, von der Schwagergunst des Zaren zurückerbitten, in den Bergbezirken Albaniens und Makedoniens gewichtig mitreden, seine „geknechteten Söhne“ aus Ungarn und Oesterreich erlösen und zwischen Slawen und Romanen des Mittleramtes walten, zu dem es sich durch seine Lage und durch seine Geschichte berufen glaubt. Der Weg, der an dieses Ziel führen kann, ist um ein beträchtliches Stück verkürzt worden:

durch Oesterreichs verhängnißvollen Entschluß, auf dem östlichen Adriaufer den Italern lieber als den Serben eine Heimstätte zu bereiten. Geschieht es morgen nicht, so doch in Zukunft.

Wenn Rußland nicht in Ohnmacht sinkt. Als dem Prinzen Karl von Hohenzollern die Krone der Donaufürstenthümer angeboten ist, räth Bismarck ihm, sie anzunehmen und schleunig dann um eine russische Großfürstin zu werben. „Ist Rußland gewonnen, dann ist Alles gewonnen.“ Karl glaubt ihm lange nicht. Schreibt noch im Januar 1868 an seinen Vater: „Die größte Gefahr für Rumänien wäre ein Bündniß zwischen Frankreich und Rußland; Frankreich wendet in diesem Augenblick Alles auf, es zu Stande zu bringen. Frankreich ist heute gezwungen, seine Feinde sich zu Freunden zu machen, denn Niemand ist mit ihm. Im ganzen Orient ist man gegen Frankreich.“ Ein Jahr danach liest er in einem Brief Bismarcks: „Das Erreichbare scheint mir für Rumänien der Titel eines ‚Belgien der Donaumündung‘, für Eure Hoheit der Ruhm und der Dank Europas, wie König Leopold sie hinterläßt. Jede expansive Politik bringt Eure Hoheit auf der einen Seite in Konflikt mit fast allen europäischen Mächten, ohne daß eine preußische Regirung berechtigt wäre, die Kräfte dieses Landes für die dynastischen Sympathien, die Seine Majestät für Eure Hoheit beseelen, einzusetzen. Auf der anderen Seite schwächt jedes Streben nach außen die Autorität Eurer Hoheit im Innern. Wenn diese Auffassung die Billigung Eurer Hoheit finden sollte, so würde sich aus ihr das freundliche Verhältniß zu Ungarn von selbst entwickeln. Ich will in keiner Weise zureden, die Beziehungen zu Rußland abzukühlen; sie werden auch unter guten Beziehungen Rumäniens zu Ungarn nicht zu leiden brauchen, wenn es Eurer Hoheit nur gelingt, Beziehungen zu Petersburg, zum Kaiser wie zum Kanzler, zu pflegen, die nicht durch den Kanal aufgeregter und aufregender Konsularagenten gehen; die Kaiserliche Regirung selbst ist viel billiger und gemäßigter als ihre orientalischen Agenten. Gegen jeden Verdacht einer Solidarität mit angeblichen rumänischen Absichten auf Siebenbürgen würde jeder preußische Minister gezwungen sein, sich mit allen Mitteln zu verwahren. Sobald Eure Hoheit auf einen wesentlichen Theil der vorhandenen Truppen für jede rechtmäßige Benutzung im Innern zählen können, würde ich ehrerbietigst zu einem sehr festen, auf Biegen oder Brechen be-

rechneten Auftreten gegen alle diejenigen Elemente rathen, welche Eure Hoheit in Händel mit der Pforte oder mit Ungarn zu verwickeln bemüht sind. Glauben Eure Hoheit aber nicht, die Macht in Händen zu haben, um die Leute unschädlich zu machen, welche für fremdes Geld den Frieden und die Sicherheit der Herrschaft Eurer Hoheit gefährden, dann wüßte ich eigentlich kaum, was einen Herrn aus so hohem Haus wie Eure Hoheit bewegen könnte, eine so undankbare Aufgabe weiterzuführen." Preußen ist noch nicht an das Ziel seines deutschen Wunsches gelangt; will verhüten, daß die Ruhe der Wochenstube, aus deren Wehen Einheit werden soll, gestört werde; muß fürchten, daß Rußland, nach dem Drohwort des ersten Nikolai, die Einung der deutschen Stämme zu hindern trachten werde; und möchte drum Alles stärken, was, als magyarisches oder osmanisches Corps, in der Stunde der Noth wider den Zar-Bedränger mobil gemacht werden könnte. Im August 1869 fährt Fürst Karl nach Livadia und wird vom Kaiser Alexander (dessen Begleiter, lang ists her, noch Osten-Sacken, Kotzebue, Glasenapp, Adlerberg heißen) herzlich empfangen. Alexander Nikolajewitsch stöhnt: „Die erste Höflichkeit, die Sie mir erweisen, bringt den ganzen Erdtheil gegen Sie auf!" Zeigt drum aber doppeltes Interesse für den Zustand und (besonders) die Kirche Rumäniens, den Pflichtenkreis des Fürsten und die Versuche, ihm das Regentenleben zu verleiden. Karl ist zufrieden; ist entzückt. Doch der Plan der russischen Heirath scheitert, der Fürst freit Prinzessin Elisabeth von Wied („Les princesses allemandes sont si bien élevées", sagt Louis Napoleon, noch Europens Barometermacher); und der Dampfer, auf dem das junge Paar von Basiasch nach Turnu-Severin fährt, heißt „Franz Joseph". Als der deutsch-französische Krieg unvermeidlich geworden ist (vier Monate zuvor hat Bismarck an Karl geschrieben, „der politische Horizont habe eine so beruhigte Färbung, daß sich nichts darüber sagen läßt"), wird in der bukarester Kammer die Regirung laut gewarnt, sich von persönlichen Interessen leiten zu lassen, statt die einzig mögliche Politik, die von Rassensympathie gebotene, zu treiben; nur eine französische Politik werde die Nation dulden. Um sich zu halten, muß das Ministerium antworten: „Wo die lateinische Rasse kämpft, da sind unsere Sympathien; und unser herzlichstes Empfinden geleitet deshalb Frankreichs Fahnen". Wenn Karl noch gezweifelt hat:

jetzt muß er wissen, daß sein Thron auf dem schwanken Grunde des Landes steht, dessen Ehrgeiz gierig nach dem Titel der France de l'orient langt. Im Mai soll Rußlands Kanzler zu Chotek gesagt haben, er kenne Rumänien und wisse, daß es weder in sich haltbar sei noch auf die Länge eine fremde Dynastie ertragen werde. Soll; Andrassy, der immer vor russischen Umtrieben warnt, behauptet, daß Gortschakow so gesprochen habe; und knüpft daran den Satz: „Wir haben genug Schwierigkeiten und denken nicht an die Annexion Rumäniens; wir fürchten uns aber auch nicht vor ihm: denn wir sind unserer Rumänen, in Siebenbürgen, eben so sicher wie der echten Ungarn und die paar Unruhestifter, die sich ihre Instruktion von den bukarester Rothen holen, machen uns keine Sorge." (Où sont les neiges d'antan?) Als in der Heimath die Weihnachtfeier bereitet wird, ist der von der Kammermehrheit und ihrer „phanariotischen Perfidie" geärgerte Fürst dem Entschluß nah, von dem Thron zu steigen, auf den ihn vor fast fünf Jahren die Volkswahl hob. Er notirt in sein Tagebuch: „Herr von Prokesch-Osten, Oesterreichs Botschafter in Konstantinopel, verbirgt kaum noch seine Freude darüber, daß nun das Ende der Hohenzollerndynastie in Rumänien sicher bevorstehe und damit vielleicht eine noch größere Revanche der Habsburger an den Hohenzollern sich vorbereite." Der selbe Diplomat (dessen Klugheit schon seine frühen Urtheile über Bismarck und Manteuffel erweisen) hatte, zwölf Monate zuvor, den Rumänen gerathen, noch fünfzig Jahre lang, „was auch draußen geschehen möge", nur die innere Entwickelung, der geistigen und materiellen Kräfte, zu fördern; und prophezeit, das unabhängige, in Vollkraft erstarkte Rumänien werde alle Rumänen zu umfassen und, aus dem Landbesitz Oesterreichs und Ungarns, sich zu vergrößern trachten. (Von den fünfzig Jahren sind achtundvierzig verstrichen; und Karl hat sie weise genützt.) Aus Versailles schreibt Bismarck: „Die Thatsache, daß Eure Hoheit von Rußland keine Unterstützung, auch nicht eine diplomatische, zu erwarten haben, ist mit der traditionellen Politik dieses Reiches, die der Vereinigung der beiden Donaufürstenthümer (Moldau und Walachei) entgegen ist, im Einklang, während mir für die feindliche Haltung der wiener Politik gegen Eure Hoheit jede vom Standpunkt der östereichisch-ungarischen Politik mögliche logische Erklärung fehlt." Da Rado-

witz, Generalkonsul in Bukarest, ihm eine Resolution der Kammer gegen den Fürsten Karl gemeldet hat, erwähnt er noch einmal „die wiener Arbeit gegen die Konsolidation der inneren Zustände Rumäniens“ und deutet die Meinung an, daß Oesterreich-Ungarn diese falsche Weichenstellung einst bereuen werde. Unter allen Antworten der Staatschefs, die Karl, als Häupter der Garantiemächte, angerufen hat, ist die freundlichste Victor Emanuels, der von der Tradition herzlicher Freundschaft Italiens für Rumänien spricht. Genug ... So einfach, einfarbig, eintönig, wie mans jetzt darzustellen pflegt, war Rumäniens Verhältniß zu den Großmächten nicht. Oesterreich-Ungarn hat ihm manches Hemmniß bereitet. Der Hohenzollern konnte nicht hindern, daß während des deutsch-französischen Krieges sogar aktive Offiziere für Frankreich redeten, Artikel schrieben, Geld sammelten. Und der Stimmungumschwung, der die Mehrheit der Intelligenz in Zorn gegen Rußland trieb, war nur durch den thörichten Dünkel Gortschakows bewirkt. Der hat den Oberherrn Rumäniens gespielt; dem auf ostwärts vorgeschobenen Posten stehenden Hohenzollern die Faust gezeigt, die er wider das Haupt der gehaßten Emporkömmlingfamilie und dessen gewaltigen Diener nicht ballen durfte; und seinen kurzsichtigen Kaiser in den Entschluß dummen Uebermuthes geschwatzt, der Karl, dem Retter aus der Klemme von Plewna, das saftige Stück Bessarabiens nahm und dafür, als mageren Ersatz, die Dobrudscha gab (nicht die ganze, nicht einmal die ersehnte Grenzlinie Rustschuk-Varna). Nach so grausamer Enttäuschung war Rumänien, drei Jahre nach der endgiltigen Grenzregulirung, für den Antrag gestimmt, dem deutsch-österreichischen Bündniß (in dem Andrassy „den natürlichen Gegenzug gegen ein frankorussisches“ sah) sich anzugürten. Doch der Walachenblüthe war die Nothwendigkeit, sich von Rußland zu trennen und eines Tages am Ende gar für die Vormacht germanischer oder doch deutsch firmirender Reiche zu fechten, stets nur ein pis-aller und ein Aergerniß, dessen Mehlthau nicht währen und die Blättchen morden dürfe.

„Schon im vorigen Jahrhundert war es gefährlich, auf die zwingende Gewalt eines Bündnißtextes zu rechnen, wenn die Verhältnisse, unter denen er geschrieben war, sich geändert hatten; heutzutage aber ist es für eine Regirung kaum möglich, die Kraft ihres Landes für ein anderes, befreundetes voll einzusetzen, wenn

die Ueberzeugung des Volkes es mißbilligt. Deshalb gewährt der Wortlaut eines Vertrages dann, wenn er zur Kriegführung zwingt, nicht mehr die gleichen Bürgschaften wie zur Zeit der Kabinetskriege. Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten ist eine bedingte, sobald sie in dem ‚Kampf ums Dasein' auf die Probe gestellt wird. Auch läßt sich durch einen Vertrag nicht das Maß von Ernst und Kraftaufwand sichern, mit dem die Erfüllung geleistet werden wird, sobald das eigene Interesse des Erfüllenden dem unterschriebenen Text und seiner früheren Auslegung nicht mehr zur Seite steht." Diese Sätze Bismarcks (der auch daran erinnert hat, daß nach den im Deutschen Bund giltigen Staatsverträgen „theoretisch" die Schlacht bei Königgraetz unmöglich war) blieben in ungeminderter Kraft, wenn Rumänien nützlich fand, die Verträge, die es an Mitteleuropa binden, noch fortlaufen zu lassen. Vielleicht, um (wie Italien im Verhältniß zu Frankreich und England) ein Drohmittel, für jeden Nothfall, in der Hand zu behalten; um zu zeigen, daß ihm auch andere Möglichkeit winke; um im Ost die zähen Russen zur Herausgabe eines Fetzens von Bessarabien zu bestimmen. Daß Rußland zu solchem Verzicht (auf ihm unnöthiges Land) klug genug sein werde, habe ich während des ersten Balkankrieges hier als eine „Möglichkeit" erwähnt. Inzwischen hat es den Rumänen in den Besitz der lange erhofften Grenzlinie und in den Rang der Haemusvormacht geholfen: in Gewinn, der ohne Rußlands Zustimmung, Förderung nicht zu erlangen war. Wohin wies seitdem Rumäniens Lebensinteresse? Im Bund mit Oesterreich-Ungarn bliebe es immer Ambos, würde nie Hammer; könnte weder auf die Rückeroberung Bessarabiens noch auf den Verschluß des Bosporus rechnen. Müßte zwischen feindlichen Slawen und national blind eigensüchtigen Magyaren das trockene Brot des Elends essen. Auf die volle Nützung des rasch entwickelten Hafenverkehrs von Konstanza und (die Hauptsache) auf den Weg in das Großrumänien verzichten, das ihm, aus der Bukowina, aus Siebenbürgen, dem Banat und anderen ungarischen Komitaten, einen Gebietszuwachs von fast hundertfünfzigtausend Quadratkilometern, einen Volkszuwachs von sieben Millionen Menschen bringen soll. (Diese Ziffern, auch höhere noch, geben die Schullesebücher, die Erläuterungen zu den Landkarten, die zwischen Roumanie Libre und Roumanie Asservie unterscheiden.) Mit

Rußland kann es sich über den Verschluß des Schwarzen Meeres und die Oeffnung der Dardanellen (zunächst mindestens für die Handelsflotte) leicht verständigen; die Interessenströme beider Staaten münden da in das selbe Bett. Im Frühling war Karls Großneffe zur Brautschau im Landhaus Nikolais. Spendet der Zar seiner Tochter als Mitgift ein Stück aus der Südwestrippe Bessarabiens: dann ist er auch den Walachen fortan nicht nur das Haupt der Orthodoxen Kirche, sondern ein allgütiger Halbgott. Versagt ers (Bessarabien hat schon von 1812, wo es, im Bukarester Vertrag, von der Moldau gelöst wurde, bis 1856 den Russen gehört) oder scheitert der Heirathplan: dann vermag sein Wille in Albanien, mehr noch in den ungarischen Gefilden, in die Herr Sasonow neulich an Bratianus Seite den Blick schickte, überreichen Ersatz zu bieten.

Karl Eitel Friedrich Zephyrin von Hohenzollern hätte sein Heer niemals gegen deutsche Krieger ins Feld geschickt. Stolz nannte er sich stets einen Sprößling des Zollernstammes; sprach und schrieb freilich mit nicht geringerem Stolz oft auch den Satz: „Die Hohenzollerndynastie an der Unteren Donau ist ein Faktor, mit dem man in Deutschlaud rechnet.“ Im November 1877, als das Rumänencorps die Türken aus der bulgarischen Festung Rahowa getrieben hat, denkt Karl, dem nun auch die russischen Truppen der vor Plewna lagernden Armee unterstellt sind, des Tages, der die Feldzeichen der Zollern zum ersten Mal vor Rahowa sah. 1396. Sigismund, der letzte Luxemburger, hat sich zum Ungarnkönig gekrönt und, um für den Türkenkrieg seinen Säckel zu füllen, die brandenburgische Alt- und Kurmark dem reichen Vetter Jobst von Mähren als Pfand verschrieben. Der sechste Friedrich von Zollern, Burggraf von Nürnberg, zieht mit ihm gen Südost; ist ein Führer des Heeres, das Rahowa und Widin erobert, bei Nikopolis aber vom ersten Sultan Bajesid geschlagen, zerrieben wird. Friedrich soll Sigismunds Leben gerettet haben. Der hat, nach Jobstens Tod, als Deutscher König dann den nürnberger Burggrafen als Verweser in die Mark Brandenburg gesandt und sie ihm 1415 unterthan. Nürnberg-Rahowa-Nikopolis-Berlin: so wunderlich zackt sich die Straße, auf der die Hohenzollern den Machtgipfel erklommen. Bei Nikopolis wagt, fast ein Halbjahrtausend nach Friedrichs Retterthat, der Zollern Karl auf einer winzigen russischen Schaluppe die Fahrt über die Donau. Dezember 1877;

zweiundzwanzig Grad Kälte; ringsum von heftiger Strömung getriebene Eisschollen. Da dräut Lebensgefahr. Der Fürst hält sich bereit, über Bord zu springen, wenn die gräulich blanken Unholde sein Kähnchen zerstoßen. Nach der Eroberung von Plewna ist seine größte Freude: ein gütiger Brief des Kaisers Wilhelm, der ihm den Orden Pour Le Mérite schickt und, da Rumänien nun vom Türkenjoch frei ist, nicht mehr zu seufzen braucht, ein Hohenzollern sei viel zu gut für den Stand unter der Osmanenmondsichel. Doch Karl hat, wie sein kluger Vater (der in der Neuen Aera Wilhelms Ministerpräsident gewesen war), gehofft, niemals zwischen der Heimath und Rußland wählen zu müssen. Karl Anton mahnt ihn: „Will Rußland den Krieg, so wird Dir wohl kein anderer Ausweg bleiben als der, mit dieser Macht zu gehen. Krieg gegen Rußland, zum Schutz der Neutralität, scheint mir für Rumänien eine Monstrosität zu sein, die selbst von Europa nicht verstanden würde." (Zwei Jahre danach spricht der gescheite Sigmaringer auch über Belgien Worte, aus denen die ins Himmelsblau Schwatzenden heute noch lernen könnten. Karl ist verstimmt, weil König Leopold zögert, sich am bukarester Hof durch einen Gesandten vertreten zu lassen. Der Vater schwichtigt: „Belgien muß, als neutraler Staat, warten, bis England vorangegangen ist. Belgiens Stellung ist von Frankreich und Deutschland in gleichem Maß gefährdet; seinen einzigen Halt hat es in England. König Leopold wünscht sehr, Dir angenehm zu sein; aber sein Ministerium läßt nichts zu, was bei den Großmächten anstoßen könnte. Schweden und Dänemark brauchen keine Rücksicht zu nehmen; sie sind staatsrechtlich ganz anders situirt als Belgien.") Der Sohn war vor dem Türkenkrieg entschlossen, unter allen Umständen mit Rußland zu gehen. „Ich habe mir meinen Weg vorgezeichnet. Militärkonvention und, wenns nöthig wird, Kampfgenossenschaft mit Rußland. Hier wird noch immer mit Volldampf versucht, uns von Rußland zu lösen; einzelne Mächte muthen uns zu, gegen den Einmarsch der Russen zu protestiren und mit dem Heer in die Kleine Walachei zurückzugehen. Du kannst Dir vorstellen, wie ich diese Zumuthung aufgenommen habe. Andrassy, mit dem ich auf freundschaftlichem Fuß stehe, kennt meine Auffassung und ist nicht sehr erbaut von ihr." Andrassys Meinung bleibt: „Rumänien hat, in seinem nationalen sowohl als im europäischen Interesse, den selben Beruf wie

Oesterreich-Ungarn: gegen die Slawisirung eines Theiles von Europa und speziell des Orients eine Barriere zu bilden. Ihre gemeinsame Aufgabe ist, das Zusammenfließen der nord- und der südslawischen Elemente zu hindern. Ein Abweichen von diesem Weg müßte für Oesterreich viele Gefahren, für Rumänien den Untergang bringen." Hats Karl jemals geglaubt? Daß Gortschakow ihm, dem Sieger von Plewna, Bessarabien nahm, hat ihn gekränkt; tiefer, daß Bismarck nicht für Rumäniens Recht eintrat. „Ueber die feindliche Haltung Rußlands wundere ich mich nicht; als Gegner ist mirs lieber als in der Rolle des Vormundes. Auf jede Weise drangsalirt es uns und findet dabei in Deutschland eine Stütze. Das unfreundliche Auftreten Deutschlands kränkt mich tief." In Berlin müht Paul Schuwalow sich, den Groll des Fürsten zu entgiften. Daß wir Russen, sagt er zu Karls Gesandten, „Sie thöricht behandelt haben, ist gewiß; aber Ihr habt auch manches Unschickliche gethan. Wozu streiten wir? Nirgends ist ein Grund zu finden; wir müßten immer in Eintracht leben." Das wünschte auch Karl. Doch selbst in der Vollkraft rüstiger Jugend war er nicht stark genug, um dem störrigen Herrenvolk an der Unteren Donau die Wahl des Schicksalsweges aufzuzwingen. An dem selben Julitag des Jahres 1870, da er an den Vetter Wilhelm schrieb, sein Gefühl werde „stets sein, wo das schwarzweiße Banner weht", sprach sein Minister Carp in der Kammer: „Wo Frankreichs Fahne weht, ist auch Rumäniens Gefühl und Interesse."

Seitdem ist zwischen den Dako-Walachen und diesem Deutschen die Kluft noch breiter geworden. Sie achteten den muthigen Offizier und tüchtigen Organisator; nickten, wenn erwähnt wurde, daß ihm das Land viel verdanke, riefen dann aber: „Fast so viel wie er dem Land. Was war er denn, ehe wir ihn krönten? Prinz einer Nebenlinie und preußischer Lieutenant." Wer ihn uns als die Hauptmacht und den herrschenden Kopf des jungen Königreiches zeigt, irrt oder möchte trügen. In Schicksalsstunden hat der Nationalwille den königlichen überrannt. Daß Rumänien die Grenze Silistria-Baltschik erhielt und zum bewunderten Bürgen des Balkangleichgewichtes wurde, war nicht Karls Verdienst. Der wollte nicht fechten. War rauh verstimmt, weil Berliner und Wiener ihren Botschaftern, den Grafen Pourtalès und Thurn, nicht befohlen hatten, an der petersburger Sängerbrücke zu dem Schwäch-

ling Sasonow zu sprechen: „Wenn den Rumänen nicht rasch die lange ersehnte Südgrenze gesichert wird, rücken sie in Bulgarien ein; werden sie dann von Rußland angegriffen, so leisten wir, Deutschland und Oesterreich-Ungarn, ihnen Waffenhilfe.“ Das hätte gewirkt; den ganzen Orient endlich wieder erinnert, daß auch hinter der Donau noch stämmige Menschen wohnen. Drum eben geschah es nicht. Und ohne Großmachthilfe dünkte den alten Karl das Wagniß des Kampfes allzu gefährlich. Trotz den fünf Armeecorps, den Mannlichergewehren, Schneiders Haubitzen und Krupps modernsten Kanonen? Wie einen Peitschenhieb fühlt der Walachenstolz solche Zagheit. Noch ist Rumäniens Zukunft vor übermächtiger Drohung zu schirmen; jetzt oder nie. Ministerpräsident Majorescu muß in allen Hauptstädten anzeigen, daß Rumänien sich für den Fall eines neuen Balkankrieges das Recht zum Eingriff vorbehalte. Und nach den ersten bulgaro-serbischen, bulgaro-hellenischen Scharmützeln ertrotzt die Gluth des Volkswillens von dem greisen Kriegsherrn die Weisung zu schleuniger Mobilisation des Heeres. Der gute König wünschte sich und der Wahlheimath Ruhe. Bebrütete sacht schon die Feier der fünfzig ertragreichen Regirungjahre und scheute die späte Versträhnung in neue Wirrniß. Rußland hatte ihn einst unfreundlich, Deutschland kühl, Oesterreich-Ungarn unter aller Würde behandelt. Berlin und Wien sah er in seiner Hauptstadt zum Erbarmen schlecht vertreten. Aus Petersburg kam der Marschallsstab, kam der Gossudar aller Reussen nach Konstanza; und der schlanke Frauenverstand der Kronprinzessin ersann die Möglichkeit, ihrem Sohn aus dem Haus Holstein-Gottorp die Braut zu holen. Nie ward dem Haupt eines Balkanstaates solche Ehre. Karl hofft, Rumäniens Befreundung mit Rußland werde die Gefahr eines austrorussischen Krieges wegschieben (der, er weiß es, im Fall österreichischen Sieges nur der erste in einer Serie sein könnte). Da blitzt er aus heiterem Julihimmel. Einmal noch ergrimmt der greise König in jähen Zorn. Warum zog man ihn nicht ins Geheimniß? Warum ward weder aus Wien noch aus Berlin ihm der Wille zum Krieg angedeutet? Er hätte getrachtet, die Volksstimmung zu dämmen und seine Minister in bedachtsame Wägung des Nothwendigen und des Möglichen zu überreden. War er je treulos? Erwies irgendein Handeln ihn als deutschen Vertrauens Un-

würdigen? Nun ists für ihn zu spät. Wieder gellt aus einem beträchtlichen Volkstheil die Losung: „Jetzt oder nie; lassen wir Oesterreich-Ungarn hinter Deutschlands Schild erstarken, dann ist die Befreiung unserer Brüder mindestens für ein Menschenalter vertagt; sie werden morgen frei, wenn wir mit Rußlands Feldzeichen marschiren.“ Wieder sitzt ein Bratianu dem Ministerium vor; heißt Rußlands Feldherr Nikolai Nikolajewitsch. Der König mahnt, beschwört, läßt sich zur Bitte herab: vergebens. Mit Hellas und Serbien wird ein Nothpakt geschlossen; in das Albanien Essads (und San Giulianos) ein Papierbrückchen gebaut. Karl könnte nicht König bleiben, wenn sein Heer gegen deutsche Truppen ins Feld zöge. „Als Wahrer unserer Verfassung würde ich mich vor dem Volkswillen verbeugen; dann aber vom Thron steigen.“ In der bukarester Presse wird erörtert, ob ein der Verfassung durch Eid verpflichteter König, weil er Anderes will als die Nation, unter finsterem Himmel abdanken dürfe. Antwort: Nein; Vollstrecker der Mehrheitbeschlüsse zu sein, ward er gekrönt; und darf sie nicht durch Rücktrittsdrohung hemmen. „Ich habe dem Kaiser mein Wort verpfändet.“ „Ihrs; nicht Rumäniens. Dem wäre das gekräftigte Oesterreich-Ungarn ein unerträglicher Nachbar.“ Noch ists nicht so weit. Rumänien will warten; mit frischer Mannschaft und dem neusten Europäergeschütz erst auf den Kriegsschauplatz rücken, wenn der fettste Gewinn winkt. Karl braucht nicht in die Weinburg heimzukehren. Der alltägliche Kampf, das allnächtliche Leid dieser zwei heißen Monate haben aus dem siechen Leib den Kraftrest gezehrt. Doch er stirbt als König.

Wird als ein guter, gewissenhaft arbeitsamer König im Gedächtniß fortleben. Groß war er nicht; amusisch, ohne des Schöpfers Geist und Humor. Doch sauberen Gemüthes, im Kern edel, nie unklug und als Alternder oft klarer Weisheit nah. Er hatte wohl noch den (allzu früh von Deutschland vergessenen) Jean Paul gelesen und den Rath des bedachtsamsten Phantasten erlauscht: „Größe in Ruhe darzustellen, sei das Ideal auf dem Thron.“ Wenn er sich ruhig hielt, durfte er hoffen, groß zu scheinen. Zeigte sich drum immer, auch dem Gast, mit dem er die Vermögensanlage beplauderte, im Würdengewand; kargte mit der Geberde; sprach und bewegte sich, als trüge über dem Generalsrock sein weißes Haupt die Krone. Der Neffe, der dem Kinderlosen (die Tochter,

die Elisabeth dem Gatten gebar, starb im vierten Lebensjahr) auf den Thron folgte, ist von ganz anderer Wesensfarbe; kann die fahrige Unstetheit aber schnell, auf der Höhe, verlernen. „Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menschen in ihre Herzen tief zurück und fesselt dort sie ein. Der Anblick aber eines neuen Fürsten befreit die lang gebundenen Wünsche. Im Taumel dringen sie hervor, genießen übermäßig, thöricht oder klug, des schwer entbehrten Athems.“ So (wie Goethes Polymetis sie dem Prinzen Elpenor ankündet) kann in Rumänien die Wirkung des Herrschaftwandels nicht werden. Die Dako-Walachen fühlen sich mündig und würden die Willensbindung, die dem behutsamen Karl nicht gelang, dem neuen König Ferdinand ungestüm weigern. Daß Deutschland dort nicht mehr ganz so schlecht wie zuvor vertreten ist und einen Polymetis aus der rötheston Schwadron durch den Karpathenwald und die Walachei birschen läßt, ist erfreulich; bürgt aber nicht für eine unserer Sache günstige Entscheidung. Der König, den sein Wollen als dem Staatsbedürfniß Fremden verriethe, könnte kaum noch den Söhnen den Thron retten. Die Uhr der Zeit, die den Monarchenimport forderte und förderte, ist auch in Südost abgelaufen. Ein Zollern, der Walache, ein Koburg, der Wallone oder Südslawe, ein Wettin, der Pole wird: in den Kindertagen der Volkheiten wars möglich; dürfte nie wieder sein. Wache Diplomatie mußte von den Wienern, vor der Beistandszusage, die reinliche Ordnung des Verhältnisses zu Italien und Rumänien verlangen. Unsere? Hat Totfeinde von gestern einander verbündet und die zwei Reiche, auf die unkundige Hoffnung rechnete, in mürrische Neutralität geärgert. Ein Meisterstück. Dessen Glanz aber nicht heller strahlt, wenn wir thun, als sei dieses Verharren in unfreundlicher Ruhe als ein Erfolg zu buchen, und mit würdeloser Schmeichelei Völker umwinseln, die nur noch erwägen, ob ein Feldzug wider uns sie auch sicher auf die Schanze des Siegers führen würde. Rumänien will nicht unser Freund sein. Das ist sein Recht. Unsere Pflicht, nach diesem Willen zu handeln.

Morituri te salutant.

Der vom Kindesgemüth empfohlene Versuch, die Anerkennung unseres Rechtes und sittsamen Wandels von der „Kulturwelt“ zu erflehen, zu erschwatzen, zu erflennen, ist, wie jeder politisch Reife voraussehen mußte, völlig fruchtlos geblieben; hat

uns nur Hohn eingehandelt. Sogar aus den im Empfinden leidlich neutralen Ländern hagelt Spott auf die Häupter der Gelehrten und Künstler, die aus der Zeitung erlesene Lehre ins Weltall säen möchten. Ein beschämendes Aergerniß ist, daß die durch den Spätherbst hinkende Behauptung, das Deutsche Reich sei nicht des Neutralitätbruches schuldig, überall mit der Wiederholung der Worte gelöpft wird, die Herr von Bethmann, leider, am vierten Augustmittag sprach: „Unser Handeln widerspricht dem Völkerrecht. Wir waren gezwungen, uns über die berechtigten Proteste Luxemburgs und Belgiens hinwegzusetzen. Dieses Unrecht machen wir gut, sobald wir unser militärisches Ziel erreicht haben.“ Die Bürde solchen Bekenntnisses (das dem Bekenner die Mitwirkung zum Friedensschluß, auch nach dem glücklichsten Kriegsverlauf, ungemein erschweren müßte) kann nur ein unbescholtener Geschäftsführer vom Nacken des Reiches nehmen. Den Wimmernden antwortet die „Kulturwelt“ mit Hohngelächter. Damit die Nachbarschaft nicht das Aergste einschlürfe, was über die biederen Excellenzen, Magister, Kunstbonzen in zwei Erdtheilen geschrieben ward, lasse ich hier nur drei ruhige Stimmen hören. „Die Schweiz wird mit Zeitungen, Bändchen, Flugblättern, Aufrufen, Briefen (Einzelner und ganzer Gruppen) überschüttet. Die Verfasser scheinen zu glauben, nur Deutschland kenne die Wahrheit und die Menschheit aller anderen Länder irre im dichten Nebel der Unwissenheit. Auf jedem Blatt, in jedem Heft steht, was aus dem selben Land der Wind uns schon gestern herübertrug. All diese deutschen Werbeschriften ähneln einander, noch im Ausdruck, so, daß der Leser vermuthen könnte, sie seien von fleißigen Schülern dem Diktat des Lehrers nachgeschrieben worden. Der ‚Aufruf an die Kulturwelt‘ ist nur ein Bischen besser geschrieben als die früheren Schularbeiten. Wir hören die große deutsche Glocke, deren Strang jetzt so hastig bewegt wird; aber wir hören auch die französische, die britische, die belgische Glocke und manche andere noch. Die Intellektuellen Deutschlands könnten die Werbermühe sparen: sie überzeugen uns nicht im Allergeringsten. Wir sehen Thatsachen, die Deutschland nicht sieht, weil sie ihm verborgen werden. Deutschland schläft und erfährt nicht, was draußen ist. Nach dem Erwachen wird es Gräßliches schauen.“ (Journal de Genève.) „In Schweizers klassischer ‚Geschichte der schweizerischen Neutralität‘ lesen wir: ‚In dem Vertrag vom vierzehnten Dezember 1831 bestimmten die vier

Garantiemächte (die sich von Frankreich getrennt hatten) die Zerstörung der belgischen Festungen Ath, Mons, Menin, Philippeville, Marienburg und verpflichteten Belgien, die anderen in gutem Stand zu halten; in einem geheimen Artikel aber ließen sie für den Kriegsfall die Aufnahme preußischer und englischer Garnisonen in diese Festungen garantiren. So bemühte sich die Mehrzahl der Garantiemächte selbst, die eben beschlossene Neutralisirung wieder zu untergraben und Belgien in einem künftigen Krieg auf die antifranzösische Seite zu ziehen.‘ So haben England und Preußen die Belgier im ersten Stadium ihrer Neutralität erzogen. Und heute wird Belgien eines Verbrechens geziehen, weil es für den Fall des Angriffes von der Seite einer Garantiemacht mit anderen Mächten unterhandelt hat.“ (Basler Nachrichten.) „Die Vertreter deutscher Kultur handeln wie auf frischer That ertappte Wilde: sie leugnen das jedem Auge Sichtbare. Wie der vom Richter verhörte Dutzendangeklagte rufen sie: ‚Es ist nicht wahr!‘ Und unter diesem unwahrscheinlichen Schriftstück finden wir die Namen von Professoren, die in den Hochschulen Geschichte lehren! Ihre Darstellung nachprüfbarer Ereignisse läßt uns ahnen, was diese Teutonen aus der Geschichte entschwundener Jahrhunderte machen. Friedrich der Zweite hat seine Leute, die Gelehrten mit der flinken Feder und dem biegsamen Rückgrat, gekannt; deshalb sprach er nach dem Einbruch in Schlesien: ‚Zunächst greife ich zu; danach finde ich schon Doktoren, die beweisen, daß ich im Recht war.‘ Heute ists anders. Die Doktoren, die der Welt das erbärmliche Zerrbild einer Wissenschaft anbieten, werden nicht das letzte Wort sprechen.“ (Le Temps.) Ists nun nicht, endlich, genug? Oder soll die unerbetene Fürsprache uns noch vor dem Schöffenstuhl der Roosevelt, Leoncavallo und anderer Schimpfer, die in Berlin, von Hof, Universität, Presse, verhätschelt wurden, entschuldigen?

Weiter. Sei getrost, Deutscher: Präsident Poincaré will Dich nicht, wie Ungeziefer, vernichten. Er sagts. „Die groben Worte, in denen unsere Presse täglich über das deutsche Volk spricht, mißfallen mir mehr als jedem Anderen. Wir kämpfen für das Recht, kämpfen gegen eine dem Europäer unerträgliche Feudalherrschaft; aber wir denken, als echte Söhne der Revolution, nicht an die Vertilgung irgendeines Volkes. Die Schweiz ist, im Kleinen, schon, was Europa, nach dem Wunsch aller Weisen, werden soll: unter ihrem Dach leben sonst einander stets verfeindete Rassen nicht nur

in ungestörtem Frieden, sondern in brüderlicher Eintracht." (La Guerre Mondiale.) Herr Clemenceau kann uns nicht so glimpflich behandeln wie sein Erzfeind Raymond; denn er hat ergründet, was wir der besiegten Republik abfordern würden. „Alle Kolonien. Das Land zwischen Saint-Valéry und Lyon: mehr als ein Viertel vom Boden, mehr als fünfzehn Millionen von der Menschheit Frankreichs. Einen Handelsvertrag, der allen deutschen Waaren für ein Vierteljahrhundert freien Einlaß in Frankreich sichert, allen französischen den deutschen Markt sperrt; erst 1940 tritt der Frankfurter Vertrag wieder in Kraft. Erst dann darf Frankreich auch wieder Rekruten ins Heer stellen. Bis ins Jahr 1940 gelten alle deutschen Patentrechte in Frankreich, sind alle französischen in Deutschland ungiltig. Eben so lange ist die Republik dem Deutschen Reich fest verbündet und von Rußland und Britanien geschieden. Sie zahlt dem Sieger zehn Milliarden; liefert ihm drei Millionen Gewehre, dreitausend Geschütze, vierzigtausend Pferde aus; und schleift alle Festungen. Das sind, nach dem Ausspruch des Botschafters Bernstorff, Deutschlands zehn Gebote. Er hat ferner gesagt, das Deutsche Reich werde Rußland erkaufen, Britanien den Gnadenstoß geben und Frankreich für immer in den Rang Portugals niederducken; auch wenn es zuvor fünf Millionen Franzosen töten müsse." (L'Homme Enchaîné.) Staunt Ihr? Hunnen ist das Grassesté zuzutrauen. „Ein vertrauenswürdiger Freund hat uns einen Armeebefehl des Deutschen Kaisers vorgelegt, der also lautet: ‚Als König und Kaiser befehle ich, daß Ihr fürs Erste alle Kraft an die Erfüllung der einen Pflicht setzet, die Verrätherei Englands zu rächen und das verächtliche Heerhäufchen des Generals French zu überrennen. Großes Hauptquartier in Aken, am neunzehnten August.' Jeden Briten muß dieser ungeheuerliche Befehl empören." (The Times.) Diese Empörung bleibt nicht stumm. „Der Deutsche muß den Sinn des Wortes ‚Kaiserismus' erkennen lernen. Wir werden nicht, wie Wilhelm der Wilde, unseren Fliegern befehlen, kleine Kinder als Ziel ihrer Bomben auszusuchen. Die Heldenthat, einen Säugling zerschmettert zu haben, belohnen wir nicht mit dem Eisernen Kreuz. Aber wir müssen uns zu unbarmherziger Vergeltung entschließen. Dann wird der Kaiser bald zu winseln anfangen. John Bull unterscheidet den Boxer vom Würger. Jeder Bürger des Deutschen Reiches muß die Peitsche der Kulturvölker auf seinem Rücken fühlen. Wir wären Dummköpfe, wenn wir nach

unserem Einmarsch Deutschland schonten. Ihr, Deutsche, habt Loewen und Termonde verbrannt; ohne Grund: nur, weil Eure Zerstörungsucht danach lechzte. Um Eure teuflische Lust zu sättigen, habt Ihr belgische Frauen und Mädchen geschändet. Wir werden Köln verbrennen, um zu spüren, wie Euch der bittere Trank mundet, den Ihr einem unschuldigen, unschädlichen Volk einzwanget. Mäßigung wäre Schwachheit. Gegen tolle Hunde und blutdürstige Tiger ist Grausamkeit Pflicht.“ (The Financial News.) Der Vergleich klingt unhold; doch ist er nicht gerecht? „Die viehischen Deutschen scheuen keine Schandthat. Während der Beschießung von Sampigny sind Wilhelms dreckige Säufer nach Nubécourt vorgedrungen und haben ihre von unseren Kugeln getöteten Leute ins Erbbegräbniß der Familie Poincaré bestattet. Wenn die Deutschen zum Angriff vorrücken, decken sie sich durch einen Wall aus den Leibern belgischer oder französischer Frauen, Kinder und Greise. Vor dem kalten Stahl der Bayonnette erfriert ihnen das Knochenmark. Im Nahkampf entscheidet Kühnheit: drum gewährt er uns immer den Sieg. Frankreichs Boden wird bald von den Einbrechern frei sein. Dann haben wir nur noch das tapfere Belgien aus seinem Leid zu erlösen, bevor wir in Gemeinschaft mit den Russen das Räubervolk strafen, dessen Vernichtung von dem Ehrgefühl und dem Ruhebedürfniß der Menschheit gefordert wird. Wer die Wucht der russischen Siege kennt, muß merken, daß die große Dampfwalze ihr Werk begonnen hat. Kaiser Wilhelm ist schlaflos geworden, sieht sehr müde aus und kann die Nervenzerrüttung nicht mehr verbergen. Der Milliardär Carnegie sagt über ihn: ‚Er ist der traurigste und des Mitleides würdigste Mensch in Europa. Die Militärpartei hat den Krieg erzwungen, während der Kaiser auf seiner Yacht war. Als er heimkam, war das Unglück geschehen.‘ Die Nachwelt wird diesen letzten Hohenzollern Wilhelm den Kleinen nennen. Wo ist der Sieg, den er suchte? Die Fahnen und Geschütze, die wir seinem Heer abnahmen, geben deutliche Antwort. Hunderttausend Deutsche sind schon in den ersten zwei Kriegsmonaten in Frankreich gefallen; mitten in wilder Verwünschung des Kriegsherrn ist ihre Zunge erstarrt. In dichten Schaaren sieht jede unserer Provinzen deutsche Gefangene einrücken. Und das überlebende Heer ist von den Gefilden der Ile-de-France schon bis hinter die Somme gewichen. Diesen Erfolg danken wir dem Kronprinzen, nicht, wie bisher geglaubt wurde, dem General von

Kluck. Dessen Reiter waren schon bei Chantilly. Die Armee des Kronprinzen hatte sich verspätet, kam dann in Eilmärschen vor, wurde aber geschlagen, mußte in Hast vierzig Kilometer rückwärts laufen und zwang die Generale von Bülow und von Kluck, ihr zu folgen. Sonst wäre das ganze Heer zerrieben worden. Der Kronprinz, dem in Berlin allerlei Heldenleistungen angelogen wurden, hat unser Paris gerettet. Jetzt speien die blöden Automaten Atillas des Zweiten schon wieder aus ihrer Riesenschnauze Geschosse auf die Kathedrale von Reims. Die herrliche Kirche, das Säkularkleinod, war nur verwundet. Die Vandalen wollen sie töten." (Le Matin.) Straft sie, noch vor French & Co., der Herr Gott? „Prinz Adalbert von Preußen ist seiner Wunde erlegen. Den verwundeten Prinzen Joachim läßt der Vater nicht wieder an die Front. Prinz Eitel ist vom Pferd gestürzt und hat beide Knie gebrochen. Prinz Oskar sah zehn Offiziere, die ihn decken wollten, fallen und leidet seitdem an Herzkrämpfen. Der Kronprinz hat durch seine Flucht die ganze Offensive vereitelt. Und der Kaiser selbst ist schlaflos, von Nervenschmerz, Bewußtseinsstörung, Herzschlagsstockung gepeinigt. Seine Eingriffe ins Oberkommando zerstören die ganze Organisation und seine erfahrunglose Eitelkeit wird allen Wunden Germaniens schließlich den Brand zuziehen." (Herr Jean Richepin in Le Petit Journal.) „Die deutschen Truppen zwangen vierzig belgische Bürger, vor ihrer Front ins Gefecht zu gehen. Mancher Belgier ist so von belgischen Soldaten getöten worden. Unter den in Gent angelangten deutschen Gefangenen erkannte ein Priester einen, der fünf Bürger gemordet hatte. In Aalst haben die Deutschen sechsundzwanzig Bürger verhaftet und ihnen die Unterzeichnung des Bekenntnisses abgepreßt, daß von den Einwohnern auf Deutsche geschossen worden sei." (Leidsch Dagblad.) „Der Kaiser hat sich aus einem nassen Schützengraben eine Lungenentzündung geholt." (La Suisse.) „Ihr Sohn kehrt aus den verwüsteten Bezirken von Dinant, Loewen, Dendermonde mit dem Eisernen Kreuz zurück, das ein heiliges Wahrzeichen schändet und, als ein Hohn auf das den Christen theure Sinnbild, zum Himmel schreit. Diesen Sohn neide ich Ihnen nicht. Ich danke Gott dafür, daß unsere Frauen ihre ins Heer eingereihten Söhne in der festen Zuversicht umarmen dürfen, daß sie Krieger, nicht Mörder ans Herz drücken." (Ein Brief an die Kaiserin; in Huisgezin.)

Enthebe Dich, Deutscher, dem Wahn, Marokko sei dem Fran=

zosenreich einverleibt. „Aufrichtig und herzlich danke ich Eurer Majestät für den werthvollen Beistand, den Sie der Republik gegen einen Ueberfall so willig gewährt haben. Diese That Eurer Majestät beweist abermals, daß unsere Länder durch die Gemeinschaft der Interessen und des Empfindens unlöslich verbunden sind. Poincaré." „Wir sind auch ferner bereit, Ihnen jede Hilfe zu leisten, die von den Umständen gefordert wird. Frankreichs Heer kämpft für die Ehre und den Ruhm seines Landes und Wir blicken mit felsfester Zuversicht auf seine Fahne. Wie könnte in Uns Zweifel aufkommen? Schon sind die ersten Siege erfochten und über dem Haupt Ihres Feindes werden die Vorzeichen sichtbar, die ihm Zusammenbruch und Untergang ankünden. Muley Jussef." Noch also giebts edelsinnige Herrscher. Aber auch böse. „Der Gott, den Wilhelm täglich anruft, hat eine erschreckende Aehnlichkeit mit dem Satan. Dieser grause, mit Blut besudelte, von den Trümmern zerstörter Städte umgebene Tartufe schaut auf verwüstete Triften, auf hohe Leichenhaufen, auf zerfetzte Frauenleiber: und beleidigt dann mit Heuchlergebeten den Gott der Güte. Doch Tartufe ward besiegt: seine Truppen konnten Leichen auf unsere Felder häufen, nicht einmal von Weitem aber die Wälle von Paris sehen und schon naht mit fürchterlich dumpfem Geräusch ihrem Lande das ungeheure Russenheer. Der Satan, den Wilhelm der Zweite Gott nennt, ist nicht der Stärkere." (Senator Camille Pelletan im Matin.) „In Wales hat ein Marineoffizier erzählt, sein Vater habe den sechsjährigen Prinzen Wilhelm von Preußen, der sich den Fuß verstaucht hatte, auf dem Arm einst an Bord eines englischen Kriegsschiffes getragen und später oft bedauert, daß er den Knaben, den Kaiser von heute, nicht ins Wasser fallen ließ und dadurch der Welt eine Fülle bitteren Leides ersparte. Die Deutschen verpesten alle Quellen und Bäche mit dem Gift ihrer Pferdekadaver. Sie mißbrauchen die Binde des Rothen Kreuzes und schleppen auf Krankenbahren Gesunde in Schützengräben. Bei Nachtangriffen treiben sie französische Gefangene vor sich hin, um uns zur Einstellung des Feuers zu zwingen." (Le Matin.) „Das Genie unseres Volkes nennt die Deutschen: les Boches. Der Name zeichnet deutlich, was er zeichnen will: Dummheit und Roheit, Klotzköpfe und Plattfüße; die Horde! Die Strategen und Taktiker, die Loewen, Malines, Reims, Senlis, Soissons einäschern ließen, die Helden, die Maschinengewehre auf Wagen des Rothen Kreuzes stellen,

die Soldaten, die, als wollten sie sich ergeben, die Hände himmelan strecken und dann auf unsere arglos herbeieilende Mannschaft schießen, die zierlichen, in Damenhemdchen gekleideten Lieutenants, deren Sadismus den Leuten Gräuel befiehlt: Les Boches." (Akademiker Maurice Donnay im Figaro.) „In Berlin sind die Lebensmittelpreise so unerschwinglich geworden, daß die Behörde die Herabsetzung befehlen mußte. Das kann nicht nützen. Ueber Deutschland schwebt die Geißel der Hungersnoth; bricht gar erst die Winterskälte herein, dann kämpft an jedem deutschen Herd die Noth für unsere Sache." (Le Journal.) „Wo der Kaiser sich zeigt, wendet der Schlachtengott sich von den Deutschen. Hat Wilhelm den Bösen Blick oder erleichtert seine eitle Unwissenheit jedem feindlichen Heer den Sieg?" (The Times.) „Der Kaiser weiß jetzt, daß sein Militarismus vom Kreuzzug aller Europäer bedroht wird und daß ein endgiltiger Sieg Deutschlands unmöglich geworden ist. Noch sagt er, er werde bis zur letzten Patrone kämpfen. Wo aber wird er sein, wenn Deutschland seine letzte Patrone verschießt? Die Verlogenheit der offiziösen Presse, die den Deutschen nur Siege meldet, die Niederlagen und ungeheuren Verluste nie erwähnt, kann den Schritt der Wahrheit nicht lange mehr fesseln. Welche grausame Enttäuschung steht den Deutschen bevor. Eines Tages müssen sie der Wahrheit ins Antlitz blicken: und dieser nahe Tag wird ihnen Schreckliches entschleiern. Schon bereitet ihr Heer den Rückzug aus Frankreich und sucht sich vor Verfolgung zu schützen. Bei Lüttich sind alle Brücken gesprengt worden, die unsere Armee betreten könnte; und die rheinischen Festungwerke werden, mit beträchtlichem Arbeitaufwand, für die Vertheidigung zugerichtet. General von Moltke ist in Ungnade gefallen. Der deutsche Generalstab wird von den Günstlingen des Kaisers geleitet. Oft scheiden sich die Meinungen und die planlose Wirrniß wird durch Wilhelms alltägliche Eingriffe noch verschlimmert." (Le Figaro.) „Wenn die Offiziere sie nicht mit der Reitpeitsche oder mit Fußtritten ins Feuer jagen, fliehen die jämmerlichen Deutschen oder betteln um Gnade. Ein an der Grenze verwundeter Offizier sagt Jedem, ders hören will: ‚Meine Wunde ist nicht der Rede werth. Die Deutschen sind, alle, feig und die einzige Schwierigkeit, die uns dieser Feldzug bietet, ist, die Kerle zu fassen. In dem Gefecht, wo ich meinen Ritzer erhielt, mußten wir sie durch Schimpfreden in den Entschluß zum Kampf treiben.' Und unsere Lehrer zankten, weil

wir aus der deutschen Sprache uns am Liebsten die Schimpfwörter einprägten. Das war, wie man nun merkt, nicht unnützlich. Vor ein paar Tagen haben, nach einem Scharmützel, unsere Reiter dem einzigen Gefangenen, der nicht von Angst geschlottert, sondern tapfer gekämpft hatte, einen guten Trunk bezahlt. Meist ächzen die Feiglinge: ‚Das ist nicht ein Volkskrieg, sondern ein Offizierkrieg.‘ Na, unsere Väter können mit uns zufrieden sein. Wir geloben, daß wir die Rache, die ihnen versagt blieb, bis auf den Grund des Kelches auskosten werden.“ (L'Écho de Paris.) Sie könnens besser. Hungersnoth, Seuche, Aufruhr in Rußland, Serbien, Egypten, Indien, Perser, Iren, Afghanen, Australbriten, Chinesen, Araber wider den Bund der Sechs gewaffnet: auch bei uns wird allerlei Nettes geleistet. Doch wir lesen nicht, daß General Joffre sich von Menschenfraß nährt; und stehen staunend vor dem Völkergewissen, das froh aufhorcht, wenn ihm gemeldet wird, der Feind, der ihm bis vor Lille und Verdun, Suwalki und Warschau den Reichsleib knebelt, sei so hundsfötisch feig, daß er dem Schützen überall nur den Hintern zeige. Wie, parbleu, kam er so weit?

Nenia.

Im fahlbraunen Herbstkleid vergrämt sich die Sonne. Auf den von Bäumen gesäumten Straßen viel welkes Laub, dessen greisenröthliche Lebensfarbe auf nassen Steinen rasch modert. Schwarz verschleierte Frauen. Krieger mit verbundenem Kopf, lahmem Arm, an der Krücke. Und noch nicht würdige Andacht; in der zwölften Kriegswoche noch nicht. Heitert die strotzende, vom leichtesten Sinn so nicht geahnte Urgesundheit des Reiches und seiner Hauptstadt die Stirnen? Wohin Ihr den Blick schicket: Jungmannschaft und Landwehr in Fülle. Wers nicht wüßte, könnte nicht merken, daß Millionen im Feld sind. Sähe ein unbefangener Feind dieses deutsche Leben: der Eine ließe sich nie wieder belügen. Der Kaufmann seufzt seltener als im August. Die Läden sind nicht mehr öde; wo Wolle, billiger Pelz, Unterzeug, Kinderkleider zu haben sind, drängt und schiebt die Menge sich vom Wahltisch an die Kasse. Hypothekenzins, Miethe, Lohn sind fast überall pünktlich gezahlt worden. Den Banken wird viel mehr zugebracht als entnommen. Für die der Kriegsindustrie wichtigsten Rohstoffe, Salpeter, Blei, Kupfer, ist auf lange Frist vorgesorgt; der Eintausch von Baumwolle für Farbstoffe angeboten; jede Bezugsmöglichkeit auf einen

Organismus gestützt. Waffen und Munition, Stiefel und Uniformen, Automobile und Aeroplane: solche Arbeit schwitzt Gold. Wo Zimmertand elektrifizirt wurde, bereiten sie jetzt Granaten. Wo fünftausend Menschen gestern hastig den Magen stopften, werden heute fünfzigtausend Fleischkonserven reisefertig gemacht. Nirgends spüret Ihr Mangel. In Schanzthurmes Höhe häuft sich das Fleisch, zu Wällen die Räucherwaare, zum Gebirg das Obst. Die Preise werden nicht so laut bestöhnt wie in mancher Friedenszeit; Gewissensangst, nicht nur das Militärkommando, verbietet die Uebertheuerung. Noch wird mit Licht und Wärmkraft nirgends geknausert. Ueberall flammt es, strahlt und glüht. Kaffeehäuser und Bierschänken voll. Draußen die lange Linie vieräugiger Autos und hundert Knäuel geputzter, mit Duft besprengter Menschen. Feile Brüste unter Zobel oder Weißfuchs; zweifarbige Lackschuhe über Seidenflorstrümpfen. Und drüben, im Erdgeschoß, ist Theebänkelei. Hinter der Scheibe wippt vom Podium ein schwarzer Reiher. Da singt wohl ein Mädel Zötchen; danach was vom Vaterland.

Dürfen wir Den beneiden, ders erträgt, gar ersehnt? Muß Kraft sich in Wüstheit ausprotzen? Zehntausende, Aberzehntausende sind vorm Feind gefallen, in Sümpfen erstickt, Hunderttausend verwundet, Viele, gewiß Viele gefangen worden. Starke Jugend; die hoffte und Hoffnung war. „Unser Einziger"; „meines Lebens Inhalt und Glück"; „er war noch nicht Zwanzig": alltäglich leset Ihr Solches. Kein schönerer Tod ist in der Welt. Hört Ihr, Mann und Weib, die alte Weise, aber nicht allzu lustig?

„Mein junges Leben (so tönt es auf finsterem Weg ins Herz) hat mich gewidert. Was galt es denn? Geschwind auf ein Hügelchen zu klettern. In Werkstatt, Kontor, Laden, Hörsaal heller als die Nachbarn zu leuchten. Brauchbares zu lernen; Münzbares. Geld zu machen und ein ‚korrektes' Leben zu zimmern. Liebschaft war erlaubt; hinter dem Zaun. Den Anständigen sollte man den schwanweißen Jungferich vorgaukeln; bis Zehn: später lutscht auch die Bürgerfamilie gern Zoten. Immer die selbe Schinderei; ‚sonst kommt man heutzutage nicht vorwärts.' Arbeit ohne innere Freude. Ein Ziel, das nur Seichtlinge lockt. Und nach der Fron rohes Vergnügen. Romanluft war nicht in meinem Schädel. Aber die Vorstellung, bald mit Einer zu hausen, deren Mitgift meine Einkunft rundet (und eine Lieblichere nährt), war mir ekel. Muß ja sein; wie käme Unsereins je in halbwegs behagliche Ordnung und Vater-

schaft? Also: im Teich mitschwimmen; viel Tanz und ein Bischen Tennis; B. Z. und Illustrirte; Höcker und Metropol; den richtigen Hut aufhaben und ‚tadellos‘ sein. Einer wie Alle. Ist nicht Rede, Geberde, Gang aller derselben Berufsschicht Angehörigen gleich? Um Staat und Reich hatte ich mich nie gekümmert. Wozu denn? Wir kommen nicht heran; kaum in die Meinung, daß sichs um unsere Sache handle. Ein Genie selbst könnte sich ohne Geld und Gunst nicht durch den Thorspalt klemmen. Ich wünschte mich ins Ausland; nach London oder New York, wo stramme Arbeit reichlicher zinst und nie Einer fragen soll, ob man Doktor oder Knopfhandelsgehilfe sei. Niemals lernte ich fühlen, was Deutschland ist, bis ich im grauen Waffenrock aus der Heimath zog. An Wiedersehen dachte ich nicht. Wußte aber, wofür ich sterben ging; wofür zu leben nun lohnen wird. Unser Deutschland wird weit und hell. Im neuen Haus wirds nicht mehr muffig riechen. Nach See, wie in Ostende. Da war mein Abschied. Das bleibt uns. Muß. In unserer Compagnie herrschte Hans Furchtsam. Der meinte, wir dürfen Belgien nicht behalten; seien durchs Wort gebunden; fremde Rasse; König und Königin deutscher Abkunft; ich solle mal die Bayern fragen, ob sie bluten, damit ihre Prinzessin den Thron verliere. Höchstens sei Zoll-, Eisenbahn-, Postgemeinschaft und Mitregentschaft im Kohlenreich möglich. Dummes Zeug. Lieber gar nichts als solches Gezwitter. Das, hofften wir Jungen, werde das Volk auch nicht dulden. Denn morgen redets drein; bescheiden, doch deutlich. Weiß jetzt ja, was draus werden kann, wenn es schweigt, das Leben verdöst, verschachert, verjuchheit und ums wichtigste Geschäft nicht sorgt. Wir hatten nichts Anderes als Kram und gepökelte Lust. Gingen in Tod, ohne Leben und Lebenswerth gekannt zu haben; deshalb ohne tiefes Abschiedsweh. Die Kreuzbinde ließ lange warten. Ich hatte Muße, zum ersten, zum letzten Mal nach innen zu gucken. Nicht in Jahren sieht ein Gesunder so viel. Keine Noth bräche deutsches Eisen. Wir stoßen den Riegel von dem geräumigen Haus. Aber auch unsere Seele muß aus der Enge. Fest, frei, stolz und demüthig sich der Heimath verloben; der neuen, die ein Strom jungen Blutes erstritt. Die werde unseres Willens Gefäß; sonst schmeckt der Würztrank noch schal. Wir waren mürrisch oder lustig. Das große, ohne Steifheit vornehme Deutschland wird mannhaft froh; lernt also heiligen Ernst.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 31. Oktober 1914.

An die Engländer.

Aller Seelen.

Nach der pariser, vor der berliner Revolution schickt, im Februar 1848, das kranke, geängstete Hirn Friedrich Wilhelms des Vierten einen demüthigen Hilferuf an die Königin von Großbritanien und Irland, die neunundzwanzigjährige, den drei deutschen Fürstenhäusern Braunschweig, Sachsen-Koburg, Leiningen verwandte Victoria. „Die Grundsätze der Revolution sollen, ‚mit allen Mitteln‘, im ganzen Gebiet Europas verbreitet werden. Wenn die revolutionäre Partei ihr Programm, ‚die Souverainetät des Volkes‘, durchführt, zerbricht nicht nur meine Krone, die ja klein ist, sondern auch die gewaltige Eurer Majestät und uns naht ein Jahrhundert ohne Gott und ohne Gesetz. Mein Vater wagte nicht, sich König von Gottes Gnaden zu nennen; wir aber nennen uns so, weil wir die Wahrheit des Wortes fühlen. Jetzt, gnädigste Königin, lassen Sie uns den von namenlosem Elend bedrohten Völkern zeigen, daß wir unsere heiligste Pflicht kennen. Eurer Majestät Macht ist so groß, daß Ihr Wort allein genügen würde. Noch mehr aber hoffe ich von der Macht des gemeinsamen Wortes. Frankreich muß von uns die Botschaft hören: ‚Wir wünschen ihm von ganzen Herzen alles Gute. Aber der erste Friedensbruch, gegen Italien, Belgien oder Deutschland, wäre bestimmt und sofort ein Bruch mit uns Allen; und wir würden mit aller von Gott uns verliehenen Macht Frankreich, zu Land und zu See, eben so wie in den Jahren 13, 14, 15 fühlen lassen, was unsere Einigkeit bedeutet.‘ Daß ich Euer Majestät getreuster, Old England er-

gebenster Bruder und Gefährte bin, wissen Sie und stets werde ich es beweisen. Auf meinen Knien beschwöre ich Sie, ‚Engellands England‘ zum Heil Europas einzusetzen. Mit diesen Worten werfe ich mich der huldvollsten Königin zu Füßen und verbleibe Eurer Majestät getreulichst ergebener Diener und Bruder Friedrich Wilhelm.“ Merket, die Britenhochmuth oft geärgert hat, Alle, diesen Ton, eines Bittstellers, aus dem Land, von dem Thron Fritzens des Großen. Der verjagte Franzosenkönig, Louis Philippe, der sich auf Englands Boden, in Newhaven, verstecken darf, spricht stolzer als der Preuße. Dem ist Britanien noch, wie, nach den pictaviensischen Berichten, der Nordmannschaft Wilhelms des Eroberers, das Eden der Europäer: „fruchtbarer als die Kornkammer der Ceres, an Metallen reicher als Gallien, mit Schätzen üppiger behäuft als Arabien; jegliche Art selbst der zierlichsten Arbeit leisten die Männer und nirgends sind die Frauen so tüchtig zu Goldstickerei und anderer Nadelarbeit.“ So denkt der Brite selbst über sein Land und den Werth seiner Volkheit. Der Deutsche? Meist eine ehrliche Haut; als Gehilfe, schon in Urväter Zeit auch als Kunsthandwerker brauchbar; freilich nicht auf der Höhe der „angelsächsischen Rasse“ (die ein Gemisch aus dem Blut von Briten und römischen Legionären, Normannen und Sachsen, Angeln und Dänen, Schotten, Iren und bunten Einwandererschwärmen ist). Daß dieses friedliche Volk das Gemäuer seiner Staaten zertrümmern könne, hatte auf den drei Inseln Keiner geglaubt. Victoria findet die Entwickelung Deutschlands „zum Schämen und zum Erschrecken“; auch dort, schreibt sie an den Onkel Leopold nach Brüssel, „giebt es ja noch gute Leute; aber sie lassen sich in schändlicher Weise fortreißen.“ Sie ist noch jung, hat von der Mutter und vom Ehemann eine Gefühlsvorstellung von deutschem Wesen empfangen, die ihr in das Bild der Wirklichkeit nun nicht zu passen scheint; möchte gerecht sein und mahnt ihre Minister an die Lehre des altdeutschen Reimspruches: „Was Du nicht willst, daß Dir geschicht, Das thu' auch keinem Andern nicht!“ Palmerston und John Russell lächeln so holden Traumes, der ihnen, nach hartem Geschäft, niemals genaht ist. Deutschland ist ihnen nicht sehr wichtig. Sir Harry Smith hat den Burenhäuptling Praetorius, dem der Vertreter der Königin aus Bloemfontein weichen mußte, geschlagen; in Asien ist der Aufruhr der Sikhs und Afghanen niedergerungen; in Eng-

land die Wuth der Cholera, die in London allein vierzehntausend Menschen getötet hatte, endlich gelindert worden; der aus Rom nach Gaëta entflohene Papst, Pius der Neunte, erbittet britischen Schutz; und im Unterhaus führt ein Herr Benjamin D'Israeli mit heftiger Geberde die Opposition in den Kampf. Da bleibt nicht viel Muße für „Allzukontinentales". John Russell meint, Deutschland (dessen Kaiserkrone Friedrich Wilhelm abgelehnt hat) sei in einen Zustand gerathen, der zwar nicht in Krieg führen, doch eine Krisis genannt werden müsse. „Oesterreich wird jeder Vergrößerung Preußens, Frankreich jeder Stärkung Deutschlands widerstreben und Rußland will nicht, daß irgendwo die Freiheit regire. Darin wäre keine Gefahr zu erblicken, wenn Deutschland einig wäre." Noch ist kein Groll gegen Preußen spürbar. Das ist ja nicht gefährlich; schwächer als je seit Fritzens Tagen. Der König bewundert, auf den Knien, die Herrin und die Erbweisheit des Angellandes. Wilhelm, der dem Thron nächste Prinz, ist Victorien verpflichtet, weil sie ihn vor dem Märzsturm geschirmt hat, und beheuert „der allergnädigsten Base", daß er ihr und dem Prinz-Gemahl Albert die Erlösung von der Mißwende seines Lebens, den Wandel des öffentlichen Urtheiles in der Heimath danke.

Dieser Prinz wird im Januar 1858 der Schwiegervater der Princeß Royal; und Preußen, wenn die Hoffnungblüthe zweier Victorien in Frucht reift, Englands Schutzmann und Krieger au dem Festland. (Unser Prinz, Friedrich Wilhelm, „ist die beste Partie in Europa und eine englische Prinzessin, als Gattungbegriff betrachtet, eine der schlechtesten": hat Bismarck gesagt, als der Heirathplan auftauchte; später schrieb er an Gerlach: „Englischer Einfluß und Anglomanie werden sich bei uns einbürgern, ohne für uns irgendetwas Analoges zu gewinnen. In der stupiden Bewunderung des Deutschen Michels für Lords und Guineen, in der Anglomanie von Kammern, Zeitungen, Sportsmen, Landwirthen und Gerichtspräsidenten wird britischer Einfluß den fruchtbarsten Boden finden. Jeder Berliner fühlt sich jetzt schon gehoben, wenn ein wirklicher englischer Jockey ihn anredet und ihm Gelegenheit giebt, the Queen's English zu radebrechen. Wie wird Das erst werden, wenn die erste Frau im Land eine Engländerin ist!") Der Königin bricht, im Buckingham-Palast, wo sie mit Derbys Wahlreform und D'Israelis Kirchensteuerantrag geplagt wird, „fast das

Herz", weil sie der Taufe ihres ersten Enkels (Wilhelms, der jetzt Deutscher Kaiser ist) fern bleiben muß. „Noch nie, glaube ich, ward ich von einer Hoffnung so bitter enttäuscht. Hier war für die beiden Völker eine so gute Gelegenheit, einander näher zu kommen! Das preußische Gesetz, das so frühe Taufe der Kinder fordert, ist recht dumm." In dem Jahr, das ihr ernsteres Weh bereiten, den in Worten vergotteten Albert rauben soll, wird Wilhelm König von Preußen. Aus Königsberg schreibt ihr die Tochter: „Mit der Krone sah der König sehr schön und edel aus. Er gab mir ein entzückendes Medaillon für sein Haar und (Ihrem Ohr wirds unglaublich und albern klingen) ernannte mich zum zweiten Chef des Zweiten Husarenregimentes! Ich hielt den Einfall für einen Scherz und lachte herzlich; für eine Dame ists ja so sonderbar. Aber die Königin und die Königin-Witwe haben Regimenter. Eine Prinzessin ist vor mir wohl noch nicht so geehrt worden." Earl of Clarendon, der die Britenkönigin beim Krönungfest vertritt, schwärmt von der Staatsweisheit der Kronprinzessin, die alle Aufgaben preußischer Politik, innerer und äußerer, klar vor sich sieht. „Wenn der neue König den Geist, die Urtheilskraft, den Fernblick unserer Princeß Royal hätte, wäre für diesen Staat nichts zu fürchten und Preußen könnte sich schnell herrlich entwickeln." Wird es aber den richtigen Weg wählen? Auch die Kronprinzessin bangt. Denn Wilhelm wird zwar, als frommer Christ, von der beschworenen Verfassung nicht weichen, sie aber auch nicht lieben lernen. „Er sucht nirgends Rath, hat in seiner Nähe auch keinen Menschen, der fähig und muthig genug ist, um nützlichen Rath zu geben. Die Minister sind nur Bureaugehilfen. Das Volk schmollt und murrt; vor einer Revolution schützt aber das starke Heer und die frische Erinnerung an 1848." Darauf vertraut auch Mama Victoria. Sie will nicht, daß Deutschland, daß gar Preußen sich dem Britenreich entfremde: und mahnt drum den alten Palmerston, der wieder das Haupt ihrer Regirung ist, die „Times" in würdigeren Ton zu überreden. Alles Deutsche, schreibt sie, „besonders alles Preußische wird von dieser Zeitung angegriffen, beleidigt, in den Schmutz gezogen. Ihre giftigen Reden müssen alle Deutschen empören. Dadurch wird wesentlichen Interessen unseres Landes geschadet. Lord Palmerston liest wohl keine deutschen Zeitungen, weiß also kaum, wie weit das Unheil schon gediehen ist. Er wird aber gewiß

der Königin zustimmen, wenn sie ausspricht, daß ein zwischen England und Deutschland entstehender Nationalhaß für beide Völker ein Unglück wäre." Auf Palmerstons höflich bittenden Brief antwortet Herr Delane, der Herausgeber der „Times", sein Spott sei nur gerecht gewesen: denn König Wilhelm habe am Krönungtag vom göttlichen Recht der Monarchen gesprochen. Doch wolle er in seiner Zeitung den Preußen für eine Weile „die grausamste aller Strafen, guten Rath", aufschieben. Der Premierminister glaubt nicht an nachhaltige Besserung. Die „Times", sagt er, „ist ein Handelsunternehmen, dessen großes Kapital gut verzinst werden soll und das deshalb, weil der Preis des Blattes kaum die Papier- und Druckkosten deckt, auf Inserate angewiesen ist. Die aber erhält, in stattlicher Zahl, nur eine Zeitung, von der viel geredet wird. Fremde Regirungen anzugreifen, ist bequem und ärgert den Briten nicht so leicht wie ein heftiger Angriff auf Personen seiner Heimath. Wenn den Fremden dieser Zustand bekannt wäre, würden sie Tadelsworte unserer Presse mit Gleichmuth ertragen." Noch ist die Roheit häßliche Ausnahme. Der Erbadel ist nicht mehr allmächtig; herrscht aber noch über die Sitte. Der Geschäftsmann, der mittags hastig sein Steak kaut und abends die Reichspolitik beplaudert (der erste Jakob hatte solche Gespräche verboten), ahmt in Ton und Geberde gern der nobility nach und dünkt sich vornehm, wenn seine Zeitung zu ihm spricht wie im Oberhaus ein Lord zum oder vom anderen. Er hat vielleicht den Beschlüssen der Chartistenkonferenz zugestimmt und ist Demokrat. In dem Baronet, Marquis, Earl, Viscount bewundert er dennoch den Herrn und das Vorbild. Weiß er, daß die Königin und die Minister Ihrer Huldvollen Majestät die sanfte Behandlung eines Landes wünschen (dessen Krone die Princeß Royal einst tragen soll), dann wehrt auch er sich wider unglimpflich scheltende Rede.

Umpflügung.

Hat das britische Weltreich, wie das römische einst, drei Stände und ist ein Peer von England so mächtig, der Volksmasse so lästig wie ein Senator im Rom der Caesaren? Unter den Kaisern war der Erste Stand auf den wichtigsten Gebieten privilegirt. Ihm Angehörige durften nicht gekreuzigt, weder zu Gladiatorenkämpfen noch zu Thierhetzen in den Circus geschickt, nicht gepeitscht, gefol-

tert, zu Zwangsarbeit verurtheilt werden. Sie mußten den Kaiser, der princeps senatus war, anerkennen und konnten ihn absetzen; waren seine Pairs (ὁμότιμοι) und durften sich nur dieser Wesensgleichheit nicht allzu laut rühmen. Augustus wollte auf dem schwer zu schleifenden Wall solcher Vorrechte nur die Häupter der alten Familien dulden, deren Ahnen schon in kurulischen Aemtern gesessen hatten; doch wurden, weil die von der nobility zu stellende Ersatzreserve sich als zu klein erwies, immer wieder neue Männer von den Kaisern zugewählt, sogar aus dem Dritten Stand (wie Curtius Rufus, von dem Tiberius sagte, er scheine nur von sich selbst abzustammen). Von Haß oder Neid hatte der Adel noch kaum zu leiden; wer das Atrium mit Ahnenbildern schmücken konnte, war höher geachtet als der von solchem Recht Ausgeschlossene und Tacitus nennt unter den Vorzügen der ersten tiberischen Regirungzeit, daß der Kaiser bei der Verleihung von Ehrenstellen den Adel begünstigt habe. Die Senatoren waren meist reiche Leute, deren Einkommen in die Millionen stieg und die ungemein große Grundbesitzstücke zusammenballten. In Rom hatten die Besitzer solcher Latifundien noch Paläste und Gärten, auf deren Bodenfläche ein kleines Volk hausen konnte, an den schönsten Buchten und Seen Villen, überall große Schaaren, die, Sklaven und Freigelassene, der Hausmacht die Wächter und Diener und, wenns nöthig wurde, das Heer stellten. Diese Pairie konnte mit den Kaisern als mit Gleichen verkehren. Der Glanz solcher königlichen Existenz erblich erst, seit, nach Neros Tagen, neue, aus den Provinzen heraufgekommene Männer die Plätze der verarmten oder ausgestorbenen Familien erklettert hatten und auf der Zinne der Gesellschaft die in der Enge angewöhnte Lebenssitte einbürgerten. Doch darf man nicht wähnen, ihre Daseinsart habe der unserer Millionäre geglichen, die zwei Automobile, ein Landhaus, drei Diener haben und dreimal im Jahr, nach einer Fahrt im reservirten Coupé Erster Klasse, ein paar Wochen lang in irgendeinem Luxushotel wohnen. Daneben scheint noch die Nachblüthe senatorischer Kapitalmacht so üppig wie neben einem Kornblümchen ein Tropengewächs. Und den Senatoren war die Möglichkeit des Gelderwerbes doch nicht nur durch die Ueberhäufung mit Amtspflichten, die einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit forderten, sondern auch durch besondere Vorschriften beschränkt. Sie durften nicht Zollpächter sein, kein Schiff halten,

das mehr als zwölf Tonnen faßte, noch sich in Geschäfte einlassen, die nach Spekulation rochen und die Kastenwürde morgen besudeln konnten. Was blieb? Die Vergoldung des Atriumschmuckes mit der Habe einer heimgeführten Frau (für einen „breiten Purpurstreifen“ gabs immer eine Fülle reicher Mädchen zur Auswahl) und die behutsame Umgehung der Gesetze. Das Imperium streckte sich weithin und irgendwo war stets eine gute Gelegenheit zu einträglichem Geldgeschäft oder zur Betheiligung an einer sicher rentirenden Handelsgesellschaft; der schützende Deckname wurde von Freigelassenen oder Sklaven genommen: und der Nachweis unstatthafter Geschäftsführung war dann nicht leicht. Der Haupttheil des Senatorenvermögens blieb aber in Grund- und Sklavenbesitz angelegt. Die Sklaven trieben für des Herrn Rechnung Gewerbe und Handwerke aller Art oder wurden anderen Unternehmern vermiethet. „Auch die Kapitalanlage in Grundbesitz führte zu industriellen und kaufmännischen Unternehmungen, wenn Sandsteingruben, Bergwerke, Ziegeleien, Töpfereien und andere Fabriken auf den Gütern eingerichtet werden konnten. Namentlich die Fabrikation grober Thonwaaren war ein Geschäft der großen Grundbesitzer; die Kaiser selbst und Mitglieder der kaiserlichen Familie, auch die höchsten Damen zogen große Einnahmen aus dem Betrieb von Ziegeleien. Aber auch andere Fabrikationen der verschiedensten Art wurden auf den Gütern betrieben. Kaiser Pertinax erweiterte als Konsular eine Filzfabrik in Ligurien, die er von seinem Vater geerbt hatte, durch den Ankauf großer Grundstücke und durch den Bau vieler neuen Fabrikstätten. Besitzer, deren Güter an große Landstraßen stießen, errichteten dort Gastwirthschaften und erwirkten manchmal vom Senat die Erlaubniß, auf ihren Ländereien Messen und Märkte abhalten zu lassen.“ Zu diesen (sichtbaren und unsichtbaren) Erwerbsquellen kamen andere, über die der Staat verfügte: im Heer und in der Verwaltung, in Rom und in den Provinzen standen dem Adeligen Thüren offen, die auch den ärmlich begabten in gut bezahlte Aemter einließen; und über die skrupellose Art, in der, besonders in Afrika, mancher Mann senatorischen Ranges sich auf solchem Posten zu bereichern verstand, hat die Geschichte auf vielen Blättern erzählt. Allmählich wurde der Kreis der Vorrechte zu weit. Großgrundbesitz und Großkapitalismus, Sklavenheere und Pfründenhäuf-

ung: solches Privilegium mußte mählich Haß säen. Und die Saat mußte um so schneller aufgehen, je mehr Neulinge, die durch Gunst, Geschäfts- oder Ehespekulation auf die Höhe gelangt waren, die Vertreter der ehrwürdigen, vom Glanz rühmlicher Familienerinnerung umstrahlten Geschlechter ablösten und ringsum die Erkenntniß keimte, daß die Ueberfülle des Grundbesitzes in wenigen Händen dem Römerreich eines Tages zur Gefahr werden könne.

Wer diese Entwickelung dem Werden englischer Zustände vergleichen will, muß das Auge zuvor auf weite Reisen schicken; muß, rückwärts über die Kaiserzeit hinwegblickend, die gracchischen Kämpfe und Gesetze, den langen Hader der Popularen gegen die Optimaten betrachten und von der Constitutio Antoniniana bis zum Ausbau des konstantinischen Beamtenstaates Roms Geschichte bis in die Winkel durchforschen. Heute genügt ein rascher Blick auf die Lebenshaltung des Römers, den der bis ans Schienbein mit schwarzen Riemen gebundene Schuh und der breite Purpurstreif an der Tunika als senatorischem Rang Angehörigen erwies. Mancher Peer von England hat sich in ähnlichem Glanz gesonnt; nicht einer hat, seit das erste Drittel des neunzehnten Jahrhunderts verstrichen ist, die Machtmöglichkeit eines Lentulus, Calpurnius Piso oder des Julius Agricola erreicht, der Britanien und Südschottland dem Caesar unterwarf. Der Allmacht kann nur ein von der Staatskirche oder einem, wie sie, auf übersinnlichen Vorstellungen ruhenden Gebild gestützter Adel sich nähern; nur er den Plebejern ein unbrechbares Joch aufzwingen. Und dieser klerikal-feudale Bund ist in England schon durch den Entschluß zur Katholikenemanzipation gelockert worden, dem Wellington und Peel, zwei Tories, nicht ausbiegen konnten, weil die Reden O'Connells sonst Irland in den Wirbel der Revolution gerissen und vielleicht die katholischen Kelten zum Abfall vom Reich getrieben hätten. Seitdem war die Anglikanerkirche geschwächt; schien ihr auch kaum noch klug, gegen fegende Gewitterstürme für alle Adelsprivilegien, wie für die Sakramente des Staatslebens, zu kämpfen. Das Gewitter kam, bald nach der Emanzipation, über den Kanal; und fand schon dumpfe Stickluft über den Inseln. Wie im Preußen Wilhelms zwischen Ost und West, so hatte im England Georgs des Vierten zwischen Südost und Nordwest die Kluft sich geweitet; und wie mählich jetzt unser Osten, so war Englands Nordwesten

vom Industrialismus aus dem Schlummer gescheucht worden. Die neue Kulturform fordert eine neue Ordnung der politischen Machtverhältnisse. Bergwerke und Fabriken entstehen, in Schaaren strömt das Landvolk den Städten zu, der Acker verödet: auch im Parlament, das durch seinen Ministerium genannten Ausschuß England regirt, muß die veränderte Struktur des Landes zum Ausdruck kommen. Daß Unterhaussitze erkauft, von dem König oder mächtigen Adelshäuptern nach willkürlicher Laune vergeben und alle Gesetze dem Grundbesitzerinteresse angepaßt werden, ist nicht länger zu dulden. Der frei geborene Britensinn bäumt sich gegen den heimlichen Zwang zu politischer Hörigkeit; will aus verbrämter Ohnmacht in die Rüstung des Bewußtseins zurück, daß er an der Gestaltung seines Schicksals mitwirkt: des Bewußtseins, ohne das kräftiges Behagen an der Heimath und echter Patriotismus nicht zu dauern vermag. Chatham, Wilkes, Pitt sahen ihre Reformpläne an der Klippe der Klassenselbstsucht scheitern. Die nomination boroughs, deren Mandat der Begünstigte als Beute heimtrug, blieben in ungeschmälerter Macht; und Industriestädte, deren Marktgewalt einer Welt gebot, Kapitalscentren wie Manchester, Birmingham, Leeds hatten in Westminster keinen Vertreter. Auf Georg folgt Wilhelm der Vierte. Dieser wohlwollend derbe „Matrosenkönig" merkt schneller als sein weltfremder Bruder, woher der Wind weht. Julirevolution in Frankreich. Ueberall sproßt, in den Thälern und auf den Höhen, der wieder jung scheinende Gedanke der Demokratie. Für ihn fechten die Benthamisten und die Gelehrten der Whigpartei, die das Schaudern vor einem Bündniß mit den Radikalsten rasch verlernen. William Cobbett hetzt und wettert wider die korrumpirende Adelsherrschaft (wie achtzig Jahre später Lloyd George). Die Französische Republik wird als Fahnenträgerin der Menschheit umjubelt. „Seht, frei ist Frankreich schon! Italiens Helden drohn! Deutschland wird mit uns gehn! Polen soll auferstehn!" In den Arbeiterklubs und in Londons Gassen weckt solcher kindlich gestümperte Text helle Begeisterung. Tiefer wirkt das Bild der neuen Technik, der durch die Dampfkraft aus ehrwürdiger Enge in neue Weiten vorwärtsgestoßenen Wirthschaft. Die Wahlschlacht bringt den Whigs den Sieg, Lord Grey wird Wellingtons Erbe und John Russell legt seine Reformbill dem Unterhaus vor. Sie wird abgelehnt.

Grey entschließt sich zur Auflösung des Parlamentes und King William springt in einen Miethwagen, um die in Westminster versammelten Commons nicht auf die Verlesung des Dekretes warten zu lassen. Das neue Unterhaus zeigt sich willig und der Widerstand der Lords wird durch eine unzweideutige Drohung des Königs gebrochen, der das Oberhaus wissen läßt, er müsse durch einen Peersschub den Ansehensrest der Ersten Kammer vernichten, wenn die Gegner der Wahlreform nicht feierlich versprechen, der entscheidenden Abstimmung fern zu bleiben. Am siebenten Juni 1832 wird Greys dritter Entwurf angenommen. Die rotten boroughs, fast sechzig veraltete Wahlflecken, werden beseitigt, den Städten ihrer Größe und Bedeutung entsprechende Vertreterzahlen gesichert; die Zahl der ins Wahlrecht Zugelassenen verdoppelt sich, die Mittelklassen, die Männer der nouvelles couches dürfen und können beim Reichsgeschäft mitarbeiten und das Unterhaus, in dem drei Viertel aller Sitze von dem König, dem Kabinet und dem Grundadel nach unumschränktem Belieben verschenkt worden waren, wird einer Volksvertretung ähnlich. Seitdem sind die Whigs nicht mehr die oranische, für Selbstregirung eintretende Adelspartei; sie waren, bald nach der Annahme der Reformbill, genöthigt, in den Kolonien die Sklaverei zu verbieten, der Ostindischen Compagnie das Handelsmonopol zu nehmen und einen ersten Versuch zur Ordnung des jungen Fabrikbetriebes zu machen. Was Hegel in der Preußischen Staatszeitung vorausgesagt hat, ist Wirklichkeit geworden: im Sommer 1832 hat die Demokratie auf britischem Boden in einer Hauptschlacht gesiegt und die Macht des Erbadels in ihren Grundfesten erschüttert. Der schlau genug war, sich in die Zeit zu schicken, das Rettbare zu retten und auf helleres Wetter zu warten.

Bis in die Krimkriegstage, die ihm neuen Haß eintrugen, hat dieser Adel sich oft des heiteren Himmels gefreut und in dem Juden Benjamin D'Israeli ist ihm, wie den preußischen Junkern in Sems Sohn Friedrich Julius Stahl, ein Retter erstanden. Zwar schrieb Bismarck 1856: „D'Israeli-Stahl wird die Drehkrankheit der englischen Politik mit seinen Reden nicht heilen. Die Erbweisheit ist den Leuten seit der Reformbill verloren gegangen; der rohe und leidenschaftliche Egoismus, die Unwissenheit über kontinentale Verhältnisse sind ihnen geblieben. Stark ist der Bulle immer noch; aber wo er hinstößt, weiß er nicht mehr, seit der Nasenring der Oli-

garchie ihm abgenommen ist. Seit der Reformbill und dem Zerfall der Parteien ist das Uhrwerk offenbar gelähmt; die Kräfte neutralisiren einander im Inneren und mit der auswärtigen Politik dieser mächtigen Nation schaltet Palmerston wie ein zorniger alter Trunkenbold, der Töpfe und Tassen zerschlägt, weil er sein Geld verspielt hat." Doch die Geschichte hat dieses Vorurtheil revidirt und aufgehoben; hat auch erwiesen, daß Greys und Russells, D'Israelis und Gladstones Wahlreformen den Nasenring der Oligarchie gelockert, aber nicht abgeschafft haben. Denn nur in das Unterhaus sickerte, durch vorsichtig erweiterte Mauerfugen, die Volksstimmung; das Oberhaus, der Erbsitz des Adels, blieb, wie es gewesen war, seit die ersten königlichen Writs die Grundherren zur Vertretung ihrer Lehnsleute hineinriefen. Ein Senat; mit allen guten und vielen schlechten Wesenszügen solcher in unantastbarem Vorrecht wohnenden Körperschaft. In anderem Klima und anderer Zeit freilich mit geringerer Macht und unter strengerer Aufsicht als im imperatorischen Rom. Englands Adel hat in Jahrhunderten, die das Inselreich vergrößert, dem europäischen Kontinent ein neues Kleid gewirkt und ganze Welten entdeckt haben, seine Lebensweise kaum geändert. Als Poggio-Bracciolini, der Päpstliche Sekretär und Facetienschreiber, in England gewesen war, erzählte er: „In den Städten zu wohnen, gilt hier als des Adels unwürdig. Die Edelleute leben auf ihren Gütern, zwischen Wäldern und Weideflächen, und meiden das Gedräng der Stadt. Dabei sind sie der Sucht nach Gelderwerb nicht etwa fern; sie handeln mit Vieh und Leinwand, verschmähen den aus landwirthschaftlicher Arbeit zu ziehenden Gewinn durchaus nicht und sind geneigt, den Reichsten als in den höchsten Rang Gehörigen anzuerkennen." So wars im ersten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts; unter Heinrich dem Fünften, der dem Haus Lancaster das Erbrecht auf den französischen Thron sicherte. Ungefähr so wars noch gestern; der Schwarm der „Peers aus dem Hinterwald" hat unter Eduard dem Siebenten kaum anders gelebt als unter Eduard dem Ersten die kleinere Schaar der barones regni. Sie kommen nicht ganz so selten in die Stadt, die jetzt ja mit reicherer Genußmöglichkeit lockt, sind während der Hochsaison in der Oper und beim Derby, in der Alhambra, bei Haendelkonzerten und im Hyde Park, manchmal sogar im Parlament zu sehen (wo Niemand sich wundert, wenn nur ein

Halbdutzend Lords, zwischen dunklen Holztäfelungen und vergoldetem Gotenhausrath, auf rothen Klubsesseln in leisem Plauderton das Alltagsgeschäft erledigt); haben aber noch immer die stärkste Wurzel ihrer Kraft in dem country seat, wo die Ahnen lebten und jeder Scholle eine Familienerinnerung anhaftet. Da nur sind die Peers in ihrem Element; wenn sie die zur Jagd, zu Golf, Tennis und Schneesport geladenen Gäste bewirthen oder den Beamtenstab zum Vortrag empfangen, wirklich die pares ihrer Könige. An Reichthum kann diese Pairie sich der römischen vergleichen. Schon vor fünfzig Jahren wurde den Herzogen von Richmond, Bedford, Sutherland eine Rente von vier bis sechs Millionen nachgerechnet und erzählt, der Marquis von Bredalbane könne auf einem schnellen Pferd in grader Linie dreiunddreißig Stunden lang reiten, ohne die Grenze seines Besitzes zu überschreiten. Dem Lord Northampton gehören hundertvier, dem Herzog von Westminster hundertsechzig Hektar londoner Bodens und der Strandbezirk soll dem Herzog von Norfolk alljährlich mehr als eine Million Pfund Sterling einbringen. Das sind die Firstspitzen; doch auch im tieferen Dachgebälk funkelts von Gold. Senatorischer Reichthum; nicht senatorische Ueberhebung und Abschließung von der Volksgemeinschaft. Englands Adel hat sich, als Gesammtheit, seinen sozialen Pflichten nie knausernd entzogen, sich niemals, wie die in die Konsularlaufbahn drängende Aristokratie Roms, ein Ausbeuterrecht zuerkannt und dem gewandelten Bedürfniß einer neuen Zeit sich so schlau angepaßt, daß Guido Henckel, als Thoren seine geschäftliche Betriebsamkeit tadelten, sich auf das englische Beispiel berufen konnte. Auch Peers haben in Bürgerbetten gezeugte Millionenerbinnen heimgeführt und sich ohne Gewissensschwindel der fettsten Staatspfründen gefreut; doch die Mehrzahl dankte ihre Geldmacht geschäftlicher Tüchtigkeit. Statt, wie der sichtbarste Theil unseres Grundadels that, der Evolution, die dem Staatsschoß neue Kräfte entbindet, zu fluchen und sie rauh als Vorbereitung zu blutiger Revolution zu verschreien, statt über das rasche Wachsthum der Industrie, die Zunahme der Landflucht, das schrille Geräusch der Arbeiterbewegung zu flennen, den Segen der Zunftzeit und des Ständewesens zu preisen und an einen aussichtlosen Krieg gegen den unheimlich mobilen Kapitalismus die Kraft zu verzetteln, haben die Peers ihre Söhne zu Großkauf-

leuten in die Lehre geschickt: und dadurch erreicht, daß die gefährlich scheinende Entwickelung ihnen zinspflichtig wurde und sie fast überall, wo Geld zu verdienen war, mitsäckeln durften. Sie wissen, wie man Geschäfte konstruirt und abwickelt, und ließen sich nicht, wie zwischen Elbe und Pregel so mancher Junker, der sein Leben lang nur Korn verkauft und Pferde gekauft hat, von dem Aberglauben umstricken, aller Handel sei pfiffig organisirter Betrug. Wer die Verwerthung neuer Möglichkeiten hochmüthig abwehrte, wurde auch in England überrannt. Wo die Grundmauern der nobility morsch wurden, die Goldleisten ihrer Einlaßportale sich lockerten, klemmten allerlei Emporkömmlinge sich durch die Spalten. Bald saßen auf den Plätzen der barones majores Brauer, Spinner, Kohlenhändler und Geschäftsagenten; wurde über peerage und beerage, Peersrang und Biermacht, gespöttelt. Und die südafrikanischen Goldfunde vollendeten die Umpflügung der Oberschicht.

Nun geschah, was immer geschieht, wenn ein Recht den Ruhm, der es schuf, überlebt und einem neuen Geschlecht drum nicht mehr heilig ist. Die Privilegien der Kaste, deren große Leistung fürs Reich allgemach aus der Erinnerung geschwunden war, wurden lästig; im British Empire wie im engeren Imperium Romanum. Weil der Adel diese Gefahr kennt oder ahnt, ist er fast überall für aktive, muthige Politik, die ihm, als Soldaten oder Diplomaten, die Gelegenheit zu persönlicher Auszeichnung, zum Erwerb neuen Familienruhmes bietet. So oft die Peers die Gentryvertreter aus den Staatsämtern gedrängt hatten, wurde draußen die Tatze des Britenleun fühlbar. Dem Reich hat dieser expansive Drang noch höheren Gewinn eingetragen als der Kaste, die frischen Lorber heimbringen und im Glanz neuen Verdienstes prangen konnte. Nach solchen Aktionen schweigt der Groll. Der Brite nennt den Neid das häßlichste aller Laster; Selbstbewußtsein und Frohnatur erlauben ihm, ohne Scheelsucht auf den Reicheren zu blicken. Der hats besser; aber ganz schlecht hats, mit auskömmlichem Lohn, würdiger Behandlung und manchem Holyday, auch der einfache Mann nicht. Und Rangordnung muß schließlich sein; wie im Haus, so im Staat. Der braucht eine Herrenklasse. Unabhängige, nicht von des Lebens Noth gebundene und gefurchte Männer, die eine fleckfose Familientradition das Befehlen und Verwalten in großem Stil gelehrt hat und deren Stammbaum tief in die Heimath-

erde verwurzelt ist. Gelehrte und Techniker werden auf Hochschulen, Staatsmänner und Heerführer in der von rühmlicher Erinnerung geweihten Stille alter Herrenhäuser erzogen. So denkt der Bürger, der einen Adeligen im Staatsgeschäft thätig sah; ist auf ihn so stolz wie der Leibgardist auf den Edelmann, aus dessen Munde das Kommando schallt. Warum nicht? Ein tüchtiger Kerl; hat schon vom Vater gehört, daß der Befehlshaber auf jedem Posten das Beispiel strengster Selbstzucht geben muß; sich dann in der Welt umgesehen und in seine Sache eingearbeitet; denkt nicht an alberne Ueberhebung, die den Butler und Kutscher aus seinem Dienst scheuchen würde; behandelt den Pferdeputzer, dessen Arbeit befriedigt, wie einen Gentleman; und prahlt nicht mit der Leistung seiner Ahnen, die, als Krieger und Verwalter, als Wohlthäter, Stifter, Armenpfleger, sich um das Reich, die Lehnsleute, Bauern und Hintersassen verdient gemacht haben. Noch im England der alternden Queen Victoria hätte ein Proudhon mit der Empfehlung gleichen Eigenthums kein Gehör erlangt. Häuschen, Feldchen, Gärtchen, alle von gleichem Umfang, sauber und klein, Jeder seines Kohles Bauer: dieses Evangelium hätten Britenköpfe nicht aufgenommen. Ihr Land wäre verhäßlicht, ihr Staatsgeschäft schlecht besorgt worden. Dazu, lieber Herr Nachbar, sind starke Männer nöthig, die in Freiheit erwuchsen, von kleinlichen Alltagsnöthen nicht angekränkelt wurden und früh sich in große Verhältnisse einfühlen lernten. Seitdem ist, in langer Friedenszeit (der Burenkrieg brachte dem Adel geringen Ruhmeszuwachs), der Glaube an den Nutzen einer Aristokratie geschrumpft. Wo sind denn die Leute, deren Namen auf den Ehrenblättern britischer Geschichte stehen? Vornan sind, dem Auge zunächst erreichbar, Müßiggänger, die reiche Judenmädchen oder Amerikanerinnen geheirathet haben und sich ums Gemeinwesen nicht kümmern. Was unter der Adelsobhut aus dem Heer geworden ist, haben wir am Vaal erlebt. Draußen und drinnen geistlose Vetternwirthschaft; wer einem Herzog verwandt ist, kann ohne jedes Talent in hohe Staatsstellen hinaufsteigen. Adel, Titel, Peersrang: Alles käuflich. Füllen die Lloyd George und Burns ihre Aemter nicht besser aus als irgendein Duke oder Marquis, der nach den Fußballstrapazen bei Whisky und Soda über Politik schwatzt? Langsam wandelt sich, unter der Einwirkung sozialistischer Kritik und gesteigerten Staatsanspru-

ches, die Stimmung. Von fremdem Boden ist fürs Erste nichts Rechtes mehr zu holen. Flotte und Heer kosteten schon im Jahr 1910 fast zwei Milliarden Mark; dazu kam eine Viertelmilliarde für die Arbeiterversicherung. Woher? Die Reichen sträuben sich gegen neue Steuerlast und haben im House of Lords ihre Schützersippe. Fortan wird man nicht, wie unter dem Ministerium Palmerston-Russell-Gladstone, trotz dem Aufwand für die Wehrmacht die Steuern verringern. Damals lasen die Londoner auf der Brust und dem Rücken gemietheter Plakatträger den Aufruf zu einer Massenpetition gegen die freche Anmaßung der Lords, „die ohne Zustimmung der Nation neue Steuern im Betrag einer halben Million Pfund ins Budget eingestellt und damit dem Volksrecht Gewalt angethan haben". Keine Regirung aber traute sich die Kraft zu, diese Schanze zu stürmen. Was der große Rhetor Gladstone (der sich, nach D'Israelis bösem Witz, am Wohlklang der eigenen Rede berauschte) nicht wagen durfte, darf der nüchterne Barrister Asquith wagen. „Wir wollen nicht länger in einem Zustand leben, der die Bewohner eines Landes in drei Klassen verschiedener Geltung theilt und zweien, Bürgerthum und Proletariat, ein schmähliches Joch aufzwingt; wollen aus der Oligarchie in die Demokratie." Die Zahl der wahlfähigen Männer, die so denken, ist gewachsen; zweimal zog 1910 eine den Lords feindliche Mehrheit ins gotische Parlamentshaus ein, dessen Antlitz sich in der Themse spiegelt.

Zum zweiten Mal im Zeitraum eines Jahres fast genau die selbe Mehrheit. Um zu ermessen, wie fremd den Briten, noch heute, die grimmige Abneigung vom Erbadel ist, muß man sich vorstellen, was in Preußen geschähe, wenn Wilhelms Minister, wie Georgs drüben thaten, mit das Land durchgellender Stimme zum Kampf wider die Konservativen und das Herrenhaus riefen und alle Amtsinstanzen gegen sie wirken hießen. Die Junker, deren historische Leistung für den Staat doch gewiß nicht unbeträchtlicher ist als die der nobility, könnten mit Mühe und Noth zwei Dutzend Landtagssitze retten. Wie hatten Asquith, Churchill und Lloyd George die Peers gehöhnt und als Ausbeuter, Hohlköpfe, Volksfeinde denunzirt! Gegen sie, denen das neue Grundsteuergesetz den Boden unter den Füßen wegziehen sollte, blieb kein Demagogenmittel unversucht. Dennoch kehrten die Vertreter der Oberhausrechte, die Unionisten, eben so stark nach Westminster zurück, wie sie vor der

Auflösung waren, und konnten auf die Thatsache pochen, daß sie, seit um das Peersrecht gefochten ward, in einem Jahr hundertundfünf neue Mandate gewonnen hatten. Von einer zornigen Erhebung der Nation gegen eine Klüngeltyrannei darf der Ernsthafte danach nicht reden. Ein Adel, den solcher Sturm nicht aus den Wurzeln der Volksgunst zu reißen vermochte, muß eine politische Klugheit bewährt haben, die fast ohne Beispiel in der Geschichte ist. Das Oberhaus hat sich seit den Tagen Simons von Montfort und des vom ersten Eduard berufenen Model Parliament im Wesentlichen kaum verändert; ist noch immer den Adelshäuptern und den Trägern hoher Kirchenwürde weit geöffnet. Und wird von dem Volk der Händler und Industriellen, der Kontore und Fabriken dennoch, selbst wenn die Regirung dazu aufruft, nicht zu rascher Zertrümmerung verurtheilt. Die Lords brauchten sich gestern nur für Homerule zu erklären: und konnten dann sogar einen Theil ihres Vetorechtes noch retten. Denn ohne die Irenstimmen vermochte Herr Asquith nichts gegen sie; und die Iren haben an dem Tag, wo ihnen für den Bereich Erins die Selbstregirung, mit einem in Dublin tagenden Parlament, zugestanden ist, als konservative Landleute kein Interesse mehr an der Minderung der Peersmacht. Diese Gewißheit konnte einem genialen Staatsmann der Toryparteі den Weg in ein sonniges Thal weisen, wo noch vor Wintersende neues Heil in Duft sproßt. Solcher Staatsmann fehlt ihr längst. Unter den Jüngeren ist manches reisige Talent, doch kein Genie sichtbar. Talente freilich, die unserem Adel zu wünschen wären. Dessen bester Mann, Herr Ernst von Heydebrand, sagte vor vier Jahren (öffentlich, nicht im Kämmerchen der Getreuen), die Konservative Partei müsse sich auf die Landwirthschaftbezirke, die kleineren und mittleren Städte beschränken, weil sie bis zu der Höhe freiheitlicher Entwickelung, die in den Industriestädten gefordert werde, sich einstweilen noch nicht aufschwingen könne. Nie hätte ein Toryführer so gesprochen; nie nur daran gedacht, dem Gegner die Berufung auf die großen Zeichen der Zeit zu überlassen und vor der Nation zu gestehen, daß seine Partei in die neue Kulturform nicht passe und sich deshalb mit der Wahrung veraltender Machtnormen begnügen müsse. Arthur James Balfour, ein Cecil, hat sich in der londoner City, ohne zu heucheln, einen Demokraten genannt. Und wenn die Politik der Tories rückständig geblieben wäre, hätten sie sich nicht

dem Kommando eines Eisenwaarenfabrikanten aus Birmingham gefügt und ihren Kassen nicht die Beiträge der reichsten Bankiers gesichert. Die Zeit ist vorbei, von der Treitschke schrieb: „Unter den Tories überwog stets das Landinteresse, während die Whigs das Geldinteresse der großen Städte berücksichtigen mußten.“ Und auch seine Prophezeiung braucht drum nicht Wirklichkeit zu werden: „Eine unhemmbare radikale Bewegung scheint zu abermaliger Erweiterung des Stimmrechts, zur Vernichtung des Oberhauses und der Staatskirche zu führen und bei der tiefen Ohnmacht der Krone wird sich das verlorene Gleichgewicht des Staates kaum ohne schwere soziale Kämpfe wiederherstellen. Die Tage der Aristokratie scheinen gezählt und mit ihr versinken die beiden großen Parteien, die nur auf aristokratischem Boden gedeihen konnten.“ Vierzig Jahre waren seitdem vergangen: noch im Dezember 1910 hat die Stadt London, die Citadelle des britischen Welthandels, einunddreißig Konservative ins Unterhaus geschickt.

Das Wahlplakat der Tories hatte Herrn Asquith, den Führer der Liberalen, als ein Hündchen gezeigt, das vor dem Schalltrichter des Grammophons mit gespitztem Ohr der Stimme seines Herrn, des Irenhäuptlings Redmond, lauscht. Der war mit dem Klingelbeutel durch die Vereinigten Staaten, durch das englische Kanada gewandert und fand, als er zwei Millionen Mark für den Wahlkriegsschatz seiner Partei heimbrachte, an der Themsemündung ein amerikanisches Geschwader, dessen Riesenkähne den blindesten Briten an den Tag mahnen mußten, der, nach der Oeffnung der Panamastraße, den United States die Möglichkeit geben werde, ihre Flottenmacht vor die Küsten zweier Weltmeere zu schaaren. Nur die Sättigung Irlands, dessen Söhne in der Neuen Welt einen wichtigen Theil der Oeffentlichen Meinung stimmen, konnte eine haltbare Freundschaft zwischen dem Vereinigten Königreich und den Vereinigten Staaten vorbereiten. Dem neuen Unterhaus war also die Aufgabe gestellt: das für Rüstung und Sozialpolitik nothwendige Geld zu gewähren und Irlands Selbstregierung zu sichern. Die Absicht auf Homerule schien den Tories noch immer, wie in der Nebelzeit, da Chamberlain sich deshalb von Gladstone trennte, Reichsverrath. Daß ihr Georg, der zweite Seemann-König, durch einen Peersschub Schornsteinfeger ins Oberhaus heben, neben dem Lord der Kaminkehrer sich auf den rothen

Sessel lümmeln werde, brauchten sie nicht zu fürchten. Schlimmeres: die Lockerung des Reichsgebälkes. Der heftigste Streit D'Israelis gegen Gladstone hatte die Kluft zwischen den zwei Hauptparteien nicht so getieft wie der Endkampf um Homerule. Weil sie in der Gewährung nur den Wunsch witterten, die Regirung der Liberalen durch die irischen Stimmen über die Frist eigener Lebensfähigkeit hinaus zu erhalten, brachen viele Konservative sogar den Privatverkehr mit den Gegnern ab und stellten manchen Hausfreund vor die Wahl, am Tisch der Frau Asquith oder der Lady Beresford zu sitzen. Der heimische Hader, den der Suffragettesgraus mehrte, wurde so laut, daß die mühsam Regirenden jeden internationalen Zwist gern vertagt hätten. Roheit von der Sorte, an der, „in Presse, Parlament und Diplomatie“, Bismarck sich einst geärgert hatte, wurde auch in der Erörterung des Verhältnisses zu Deutschland selten. Auf den Panthersprung nach Agadir folgte freilich eine in Mansion House als Nachtischswürze servirte Unverschämtheit: die Rede des Schatzkanzlers und Demagogen Lloyd George, die das Deutsche Reich grober Undankbarkeit und unerträglichen Dünkels zieh. Bald danach aber drangen aus Westminster die holdesten Klänge der Hirtenschalmei in unser Ohr. Sir Edward Grey sprach: „Deutschlands Kraft ist die beste Bürgschaft gegen den Versuch anderer Länder, ohne Rechtsgrund mit diesem starken Reich Streit zu suchen. Die Oeffentliche Meinung Deutschlands kann aber nicht verkennen, daß eine Nation, die über das größte Heer der Erde verfügt, die eine große Flotte hat und eine noch größere bauen will, mit der Furcht friedlicher Mächte rechnen muß, dieses Heer und diese Flotte könnten zum Angriff benutzt werden. Deutschland, das auf seine Stärke stolz sein darf, muß deshalb, wie mir scheint, alles ihm Mögliche tun, um den Verdacht zu entkräften, daß es einen Angriff vorbereite. Wir haben den ernsten Wunsch, mit dem Deutschen Reich als mit einer gleichberechtigten Macht zu verkehren; wir denken nicht daran, ihm in den Weg zu treten, auf dem es zu friedlicher Vereinbarung über afrikanische Gebietstheile zu kommen hofft; und ich werde, was ich irgend vermag, thun, um unser Verhältniß zu diesem Reich zu bessern.“ Herr Bonar Law, Balfours Nachfolger an der Unterhausspitze der Konservativen Partei: „Wir gönnen dem Deutschen Reich den Platz, den es sich auf der Erde erobert hat, und

trachten nicht, es an neuer Vergrößerung zu hindern." Lord Lansdowne, Greys Vorgänger im Auswärtigen Amt, der mit Delcassé die Entente Cordiale beschlossen hat: „Greys Rede ist eine der bedeutsamsten, die je von der Lippe britischer Minister kamen. Ich glaube, daß in Deutschland, wie in Britanien, der Wunsch nach freundlichem Verkehr und nach ruhiger Beantwortung der noch schwebenden Fragen fortlebt." Viscount Morley, der Biograph Cromwells und Burkes, Walpoles und Cobdens, als Greis noch der kühnste Denker des Oberhauses, rühmt den Kollegen Grey als einen der weisesten Leiter des internationalen Britengeschäftes und spricht dann: „Deutschlands rascher Flottenbau erzwingt, weil er auch uns große Ausgaben aufbürdet, unsere Wachsamkeit; darf uns aber nicht das Gefühl herzlicher Freundschaft für ein Land rauben, dessen Ehrgeiz nicht nur verständlich ist, sondern sogar erhaben genannt werden kann. Ein Volk, das auf allen Gebieten so ungemeine Fortschritte gemacht hat, muß sich Raum wünschen, auf dem der im alten Haus überschüssige Theil gedeihen kann, ohne sich von seinem Volksthum, von den hohen deutschen Idealen zu lösen. Und an solchem Raum fehlt es ja unter der Sonne nicht." Draußen war: Revolution in China, wo britisches Mißtrauen gegen Nordamerika und Japan auf der Wacht sein muß; draußen ist: italo-türkischer Krieg, in dessen sachten Donner schon der Wolkenvortrupp des Balkangewitters hineindröhnt; und Rußland, das sich zu europäischer Aktion noch nicht stark genug dünkt, doch wieder an dem Schloß seines Südmeerkäfigs zu zerren beginnt, bringt in Ostasien und Persien durch ungestümes Handeln den auf Musulmanenfreundschaft angewiesenen londoner Partner in arge Verlegenheit. Die Pflicht, in der Nordsee die stärksten Geschwader in steter Bereitschaft zu halten, wird von England, das seine Schiffe morgen in südlicheren Gewässern brauchen kann, als drückende Last empfunden. Gründe genug, zu Deutschland, über Deutschland würdig und höflich zu sprechen. Die Tonart währt fort. Nach einem Weihnachtbesuch in Berlin sagt Lord Lonsdale über den Deutschen Kaiser (der in England jetzt rüder geschimpft, noch viel schnöderer Ränke bezichtigt wird als einst sein großer Ahn Fritz): „Aus unseren Gesprächen könnte ich tausend Sätze anführen, über deren unserem England freundlichen Inhalt die Briten staunen müßten. Der Kaiser hat das gütigste Herz und nie habe ich aus seinem

Mund ein Wort gehört, das nicht Sympathie mit England aussprach. Die Vorstellung eines Krieges, der Tausenden ihr Liebstes rauben würde, erfüllt ihn mit tiefstem Abscheu." (Heute: ein verzwergter Attila ohne Gewissen und persönlichen Muth.) Das deutsche Volk scheint Seiner Lordschaft zwar in „Brotneid" auf Englands Reichthum zu neigen, die Briten aber als Vettern und Freunde zu lieben. Der edle Schwätzer irrt. Deutschlands Bürger darben nicht und haben keinen Grund, mit Neidlingsblicken über den Aermel zu stieren. Aber: Freundschaftempfindung? Nein. Niemals war Großbritanien der Freund eines fremden Volkes. Viel zu schlau, um sich in die Uneigennützigkeit gleiten zu lassen, ohne die ernste Freundschaft nicht denkbar ist. Und stets der geschworene Feind der stärksten oder zum Machtgipfel emporstrebenden Festlandsmacht. Von der Aera der Rosenkriege bis in die Zeit des Russenzuges auf die Pamirs: immer. Palmerston, im neunzehnten Jahrhundert der hitzigste Vertreter englischer Staatskunst, hat im Unterhaus gesagt: „Daß Völker und Regirungen sich auf die Länge von Freundschaft und ihr ähnlichen Gefühlen bestimmen lassen, ist eine Romantikervorstellung; nur ein Träumer kann wähnen, was im Verkehr der Einzelnen gelte, sei auch auf den Verkehr der Nationen anwendbar." Der Freundschaft darf niemals, der Nation, die ihren Kindern das Land weiten und hellen will, muß überall, in Dunkel und Dünung, der eigene Vortheil des Wollens Kompaß sein. Wir heischten von den Briten nicht Freundschaft, boten sie ihnen auch nicht; Achtung ihres, Anerkennung unseres Lebensrechtes: damit ließ sich anständig auskommen. Diesen Zustand glaubt, in beiden Ländern, Mancher gesichert, als das Deutsche Reich die (von England gewollten) Folgen der Balkankriege auf sich genommen hat. Die mäßigende Vernunft und wohlwollende Redlichkeit des Ministers Grey wird uns laut gepriesen; seine fairness Franzosen und Russen als vorleuchtendes Muster gezeigt. Fürst Bülow schreibt (in einen Aufsatz über „Deutsche Politik"): „Es wäre thöricht, die englische Politik mit dem zu Tod gehetzten Wort vom ‚perfiden Albion' abthun zu wollen. In Wahrheit ist diese angebliche Perfidie nur ein gesunder und berechtigter nationaler Egoismus, an dem sich andere Völker, eben so wie an anderen großen Eigenschaften des englischen Volkes, ein Beispiel nehmen können." Fürst Lichnowsky kündet, unter jedem Mond

mindestens einmal, aus dem lange kahlen Stamm des anglodeutschen Verhältnisses sei, unter des weisesten Gärtners treuer Hut, nun lenzliche Freundschaft erblüht. Bei Hammel und Lachs, grünem Spargel und Pudding wird sie hundertmal, in Schlössern, Rathhäusern, Gildensälen, gefeiert. Lebt endlich also; trotz Palmerstons Prophetie. Wer zweifelt: ein Tropf oder Gewohnheitnörgler. Der Hochadelsklüngel, heißts, war uns feind; mit dem liberalen England, dem bürgerlichen, kamen wir rasch in Ordnung.

Soll und Haben.

Die Zuversicht auf solche Ordnung, solche Freundschaft erklimmt den höchsten Gipfel, als wieder ein Britengeschwader in der Kieler Bucht ankert. (Dem Marineminister Churchill, der sich in Flaggengala zeigen wollte, ist höflich abgewinkt worden.) Noch sind nicht fünf Monate seitdem verstrichen: und wer damals Gedrucktes jetzt liest, glaubt sein Hirn vom Brodem der Hexenküche umdampft. Die Wurzel des Irrthums streckt sich bis in die Wahnvorstellung politisch erfahrungloser Köpfe, durch Reden, durch den Austausch artiger Worte sei das innere Verhältniß zweier Reiche, auch nur der hörbare Ausdruck ihrer Machtrelation zu ändern. Die Mehrheit der Deutschen hofft, England von ihrem guten Willen zu einträchtigem Handeln überzeugt zu haben. Denn Britania lächelt ihnen wieder. Warum? Weil der vom siebenten Eduard listig erstrebte Zustand Wirklichkeit geworden, Deutschland so dicht von Feindschaft umlauert ist, daß es vergebens nach dem Bündniß mit einer Seemacht auslugen und im Fall eines Krieges gegen England auch auf dem Festland mit harter Kriegsarbeit, wider zwei Fronten, bebürdet sein würde. Deshalb das Lächeln und die Grimasse der Freundschaft. Die sah, nach der Vernichtung der Armada, auch Spanien; sah einst Holland, als die englische Flottenniederlage bei Foreland und der schwarze Junitag verschmerzt war, an dem das Admiralsschiff Michels de Ruyter in die Themse einlief und bis an das Marinearsenal von Chatham vordrang. Die Krone dieser Grafschaft belohnte den Erneuerer britischer Seemacht, den älteren Pitt, der, um das gegen Frankreich gezückte Schwert nicht rosten zu lassen, dem Preußenkönig Friedrich im Siebenjährigen Krieg mit Geld aus der Klemme half und früh das Schlüsselwort der Inselpolitik aussprach: „Lebensgefahr droht

uns erst, wenn Frankreich sich in den Rang einer Seegroßmacht gehoben hat und mit weiten Siedlergebieten den Löwentheil des Welthandels an sich zu reißen vermag." Das Wort begräbt den unter Elisabeth von Cecil, dem Lord Burleigh, verkündeten Grundsatz, nur Englands Parlament könne die Lebenskraft Englands zermorschen, und überdauert, ungewandelt, die Jahrhunderte. Als Cavour die Wünsche Victor Emanuels dem dritten Napoleon vorgetragen und das franko-italische Bündniß ermöglicht hat, schreibt, von der selben Sorge wie hundert Jahre zuvor Pitt aufgerüttelt, Königin Victoria an den Earl of Derby: „Frankreichs ungewöhnliche Marinerüstung zwingt uns zu äußerster Anstrengung aller Kräfte. Wenn wir auf den Weltmeeren nicht übermächtig sind, ist die Ehre, die Zukunft unseres Reiches verloren; ists schon, sobald Frankreich einen Bundesgenossen findet, der einer Kriegsflotte gebietet." Einmal noch, während des Burenkrieges, pocht diese Angst ans Schleußenthor von Dover. Dann wendet sie sich von dem nach Marokko und in den Freundschaftvertrag vom April 1904 gelotsten Frankreich ostwärts. Von dem Preußen, sogar von dem jungen Deutschland Wilhelms des Ersten hatte Britanien niemals Schlimmes zu fürchten. Denen konnte es auch mit Waffengewalt kaum mehr schaden als in den Tagen des Kampfes um Schleswig-Holstein, da Victoriens Gesandter auf eine halb nur verhüllte Drohung aus Bismarcks Mund die Antwort hörte: „Ich wüßte nicht, was Sie, außer einem Bombardement von Pillau oder Stolpmünde, uns anthun könnten." Anders wurden, auf beiden Seiten, die Möglichkeiten, seit das deutsche Marinegesetz von Bundesrath und Reichstag angenommen, die Kriegsflotte gebaut worden war. Sechzehn Jahre hatte England gebraucht, um sich damit abzufinden, dagegen zu versichern. Jetzt war es ruhiger: und durfte lächeln. Mit ihm Rußland, Frankreich, Japan; mit uns nur Oesterreich-Ungarn, das, zum Schutz gegen West und Südost, seine Wehrkraft zersplittern muß, und vielleicht noch die schwache Türkei, doch weder Italien noch Rumänien. Das Wagniß solchen Krieges traut selbst unser Feind Nicolson netten Berlinern nicht zu. Und genügt zur Wahrung des britischen Machtbereiches freundliche Rede: „All rhigt!"

Clearing.

Der Nationalhaß, den Vickys und Eduards Mutter, als das Unheil der zwei stärksten Germanenstämme, gefürchtet hat, ist, sechs Wochen nach der letzten Freundschaftbetheuerung, am fünften Augustmorgen sichtbar, hörbar, ruchbar geworden. Ein Haß, dessen unbesonnene Wildheit an den Urstand, die Höhlentage des Menschengeschlechtes erinnert. Wer vor Briten Deutschlands Volk, Kaiser, Heer, Rechtsbrauch, Handelssitte schmäht, wird bejubelt; um so lauter, je dümmer, je roher sein Schimpf war. Auch auf unserer Erde ist Millionen das härteste Wort wider England noch nicht hart genug. Franzosen, Russen, Belgiern sogar möchten sie sich versöhnen, wenn damit Englands Ohnmacht zu erkaufen wäre. Durch alle Schichten, bis in die oberste, die gestern noch englische Lebensführung, Redeweise, Kleidung nachäffte, hat dieser Haß sich gewühlt. Und geschäftig beutet ihn Beifallsgier aus. Euch, Briten, ist der Deutsche ein Barbar, Hunne, ein in hündischen Gehorsam gedrillter Knecht ohne irgendein Merkmal der Abstammung von dem Volk, dessen Wesen Coleridge und Carlyle Euch in Leuchtfarbe malten. Deutsche jauchzen, wenn England ihnen als die Heimath eines feigen, in Wohlleben und Heuchelei verkommenen, vom Koth widrigster Schachermachei und ruchloser Lüge bespritzten Volkes geschildert und eingeschärft wird, schon dieses Volkes Namen nie anders als mit Ekel und Abscheu zu nennen. Ihr wißts; kennt, wie die „Times" vom siebenzehnten Oktober lehrten, die deutsche, besonders die berliner Stimmung, sogar die Hohnsänge aus neuen Possen genau (und glaubt drum auch nicht, daß die Reichshauptstadt verarmt, in Nahrungnoth, ohne Kaufkraft, von Massenelend durchheult sei). Weil Ihrs wißt, müht Ihr Euch, durch unbefangenes Urtheil manchmal den Schein höherer Kultur, festeren Willens zu gerechter Werthung zu wahren. Dann wird die Stärke, Kühnheit, Organisatorenleistung Deutschlands gerühmt; wird es dem Epameinondas verglichen, dessen gerader Muth und schiefe Schlachtordnung zwar die Spartaner besiegte, dessen Unterfangen, auch auf der See, auch über Athen die Herrschaft zu erlangen, schnell aber, ohne Gewinn für sein Theben, scheitern mußte. Doch nicht lange erlaubt Ihr kühler Vernunft, zu sprechen. In wüster Raserei überrennt sie der Haß. Geiler als ein Verliebter nach der Umarmung lechzt er nach Mord. Möchte, bis ers mit der Waffe

kann, mit der Zunge, dem Galläpfelsaft und Druckpapier töten. Haß kann Feuersbrunst und Eisgurt sein, in reinem Herzen ein an Heiligkeit grenzendes Gefühl. Stets aber nur zerstören; niemals Lebendiges zeugen. Fremde Völker zu lieben, zu hassen: vor solchem Uebermuth hat oft Bismarck, hat nach ihm der minder nüchterne Nietzsche die Landsleute gewarnt. Den Feind zu schwächen, ihn, wenns sein muß und sein kann, zu vernichten, ist Pflicht. Ihn in Haß zu baden, ist Eintagsvergnügen, unter dessen Kostenjoch der Enkel noch ächzt. Mit dem unausrodbaren Volk müsset Ihr, Deutsche und Briten, weiterleben. Und des längsten, grausamsten Krieges Ziel ist würdiger Friede; sonst wäre er Fleischerknechtswerk.

Die erste Verfassungurkunde, die Magna Charta der Angelsachsen wird im nächsten Sommer siebenhundert Jahre alt. Lange vor Luther hat Wiclif, der Pfarrer von Lutterworth, die Verderbniß und den Bettel, den Coelibat und die Beichtigergewalt der Priester, die Allmacht des Papstes und Roms widerchristliche Sitten bekämpft, der Bibel ein neues Sprachkleid gedichtet und die Wiederherstellung der reinen Lehre des Christus erstrebt. Vor Goethe war Shakespeare. Vor Kant waren Locke und Hume. Im siebenzehnten Jahrhundert wird England Weltmacht; reckt sein Szepter über Ostindien, den Norden Amerikas, den Süden Afrikas. Wer ihm im Weg stand, wird niedergeworfen: Spanien, Holland, das Frankreich der Bourbons. Mit jedem Pfund wird gewuchert; jede Gelegenheit, im Siebenjährigen, im Spanischen Erbfolgekrieg, überall, immer, schlau ausgemünzt. Noch einmal schrumpft, wie nach Elisabeths Zeit, das Kolonialreich. Nordamerika ist nicht zu halten. Rasch aber fügt sich neuer an alten Besitz. Ost- und Westindien, Kanada, Ceylon, Afrikas Südkapland, Gibraltar: damit läßt sich hausen. Bonaparte, die Lebensgefahr, der Erzfeind, wird überwunden. Nun ist auf dem Erdrund kein Gegner mehr zu fürchten. Hundert Jahre lang. Australien und das Südafrika der holländischen Bauern wird dem Imperium der Briten unterthan; das lüstern auch längst nach Egypten blickt. D'Israeli, Chamberlain, Rhodes, Kitchener vollenden das Werk der Ahnen. Den Suezkanal, Egypten, den Sudan, Cypern, Malta errafft die Tatze des Löwen. An den Küsten des Atlantischen und des Indischen Ozeans flattert der Union Jack; beherrscht das Mittelmeer, den Nil, Ganges, Indus. Aufstandsversuche, der Hindu, der Buren, werden bezwun-

gen; erstarkende Völker, Japaner, Slawen, aus Groll in Freundschaft geködert. Und diese alte Rechtsburg, Lichtbringerin, Weltmacht soll dem Emporkömmling weichen? Deren Wille ehrwürdige Reiche versiechen hieß, soll vor einem Gebild zittern lernen, das entstand, als Victoria schon dreiunddreißig Jahre auf dem Inselthron saß? Lieber, pfauchet Ihr, den Bund mit dem Teufel. Lieber, so lange sie wirkt, die unbequeme und theure Politik der Einkesselung, die King Edward wollte und mit dem Opfer wichtiger Reichsgrundsätze erkaufte. Wenn mans so hört, mags leidlich scheinen. Wäre aber Wiclifs Reformerversuch, über Aeußerliches hinaus, zu unverjährbarer Wirkung in die Tiefe gelangt, wenn ihn nicht Luthers Seele aufgenommen, im heißen Schoß persönlichen Glaubens getragen und als ein Neues wiedergeboren hätte? Ueberragt Kant nicht, als ein Weltereigniß, Eure Locke und Hume? Und was habt Ihr für Shakespeare gethan? Gewiß bleibt, in alle Ewigkeit, Deutschland ihm zu Dank verpflichtet. Er hat es die feine Mächlerei lateinischer Dramatik richtig wägen gelehrt; hat im Hirn deutscher Dichter, Goethes und Schillers, Kleists und Hebbels, die kräftigste Brut gezeugt. Doch in Deutschland, für Deutschland, hat er auch Höheres gewirkt als jemals bei Euch. Ihr erfandet den Bacon-Schwatz: den Vernünftlerwahn, nur ein Gelehrter, prächtig Betitelter könne dieser Wunderwelt Schöpfer gewesen sein. In die Wesenheit des Einzigen vermochtet Ihr nie wieder Euch einzufühlen; eifertet aber, sein Werk in glitzerndes Prunkgewand einzuschnüren. Deutschlands stärkste Geister haben um ihn, wie Mythenritter um die edelste Jungfrau, geworben. Deutschlands Bühnenkunst hat seinen Kindern das Kleid zu weben getrachtet, das dem optischen Gesetz unserer Schauspielhäuser genügt. Von Deutschlands Bühnen wirkt tönend seine trunkene Phantasie und sein majestätischer Menschenverstand. Und hättet Ihr ohne Fritzens Hilfe das Frankreich des Sonnenkönigs, ohne Blüchers, Scharnhorsts, Gneisenaus das Bonapartes zerüttert? Die Große Charte gehört Euch ganz; und wenn auch mancher Fetzen davon abgerissen ward, seit Eure Ahnen sie vom König Johann ertrotzten: die Freiheit, die sie verbürgt, ließet Ihr niemals drosseln. Jetzt noch, mitten im Krieg, darf Jeder in dem Riesenrund der Alberthalle die Minister Georgs verdammen; dürfte Jeder schreiben und drucken, daß ihm Deutschlands Sache auf festerem Rechtsgrund als Englands zu ruhen scheine. Der

schrofffste Tadel noch ist erlaubt. Aus solcher Duldung spricht mehr männliches Kraftbewußtsein als aus dem Zwang, der in einer Zeit gewichtigster Entschlüsse nur die Wahl läßt, zu schweigen oder das von der Regirung angestimmte Lied nachzuplärren. Innere Freiheit ist Euer schönster Besitz. Dessen rühme sich Euer Stolz. Thut er, als sei Deutschland vorgestern, etwa von Britaniens Gnade, geworden, dann sinkt er in die Spiegelpfütze der Eitelkeit.

Deutschland war vor der Gründung des neuen Reiches; und würde noch sein, wenn dieses Reich zerbröckelt wäre. Viele Staatsformen hat es, von den Karlingen bis zu den Staufern, überlebt. Ihr brauchet die feinen und groben Bindemittel, die ein lückenloses Gefüge sichern; brauchet Norm, Schema, Typus, Ceremoniale, Perücke. Die deutsche Sprache hat kaum Eigenworte für solchen Trödel. Ihr hoffet, Deutschland zu knebeln, zu entkräften, wie ein wildes Thier zu bändigen? Dann narrt Euch eines boshaften Kindes Traum. Sechsundsechzig Millionen Menschen. Ein Land, das der Rhein, die Elbe, die Oder durchfließt; das an Kohle reichste auf der Halbinsel, die wir Europa nennen; mit kräftiger, klug betriebener Landwirthschaft, ungeheurer Industriefähigkeit und wachsamem Handel. Daß dieses Land Euch ärgert, muß der Gerechte begreifen. Eine vornehme, in uraltem Wohlstand verfettete Firma, die nur ihr behagliche Geschäfte macht und von der Kundschaft Anpassung an den Hausbrauch verlangt. Kurze Arbeitzeit. Jedes Wochenende ganz frei. Obendrein mancher Feiertag. Angeln, rudern, segeln, vor und auf dem Flußhäuschen sich lüften, Golf, Cricket, Fußball, Tennis spielen, jagen, reiten, Rennen und anderen Wettkampf sehen: bleibt für solches Genießen nicht Muße, dann ist das Leben nur Schinderei. Da bietet eine neue Firma sich an. Deren Inhaber sind noch arm, müssen Ruf und Geld erst erwerben und (das Seltsamste) lieben die Arbeit nicht nur als das Mittel zur Einkunfthäufung. Ihr Kontor und Waarenhaus ist von der Frühe bis in die Nacht offen. Sie miethen junge, emsige Leute. Liefern eben so Gutes billiger als die ins Besitzrecht Geborenen. Feiertage? Nur, wenn nicht Verlust daran hängt. Jeder Kundenwunsch wird erlauscht, jeder nicht schrullige erfüllt. Reisende birschen durch alle Kontinente. Wird neues Bedürfniß, neue Absatzmöglichkeit erwittert, dann ruft der Händler den Hersteller zu Rath. Ists nicht hübscher, paßlicher, haltbarer, wohlfeiler zu fabri-

ziren? Die Höhe der Versandkosten nicht irgendwo durch Ersparniß zu mindern? Hinten besinnt ein Heer wissenschaftlich geschulter Techniker und Chemiker die Vorarbeit. Vorn klappert Reklame; funkelt Ausstatterkunst. Die Alten schüttelt ohnmächtige Wuth. Zuerst versuchen sie, das lästige Unternehmen als Schwindlergeschäft, seine Waare als Ramschkram zu verschreien. Nützt nicht. Das Haus erweist sich als „reell und solid“. Das Rinnsal der Kauflustigen schwillt zum Strom. Haben behende Juden sich eingenistet? Nein: Arier sinds; blondstämmige Deutsche. Hol' sie... Der Eingesessene muß weichen oder sich in neue Geschäftssitte schicken. Vor dieser Wahl braust sein Unmuth auf. Wie des gemächlich durch den altmodisch engen Laden Schlendernden, dem ein Waarenhaus sich vor den Geldsack hinprotzt. Doch der Wahl ist nicht auszubiegen. Wie würde der Händler beurtheilt, der in dem neuen Haus Brand stiftet, durch Wassersfluth, Kothberge, Postenketten den Zugang hemmt? Ein Wicht. Ein Verbrecher. Staunet Ihr, Briten, noch vor dem Haß, der über den Kanal nach Eurer Gurgel langt? Ihr saßet im Vorrecht. Ihr konntet Euch aus nobler Trägheit aufraffen und Besseres leisten, Gefälligeres liefern als der Eindringling. Oder Chamberlains süßen, bitteren Trank schlürfen; auf den Freihandel und die billige Massennahrung verzichten, den Kolonien Bezugsvortheile gewähren, die drei Inseln mit den weiten Siedlergebieten in ein Wirthschaftreich zwingen. Das hätte den Austausch der Rohstoffe und lohnenden Waarenabsatz gesichert; wäre von der Produktion und dem Handel fremder Mächte unabhängig gewesen. Der Mann auf der Straße, in der Fabrik, im Schacht wollte davon nichts hören. Und einen Kampf gegen den Aberglauben der Menge wagt der Bequeme nicht. Anderer dünkt ihn weniger gefährlich. Wenn der Konkurrent Gaskohle, Petroleum, Kupfer, Salpeter, Baumwolle, Gold, Schmieröl höchstens auf Umwegen noch, zu kaum erschwinglichem Preis, einkaufen kann, stockt ein Haupttheil seines Gewerbes. Und der Waare, die er auch in solchem Drang anbieten könnte, werden durch Dreadnoughts, Seeminen, Torpedo- und Unterseeboote die Märkte gesperrt. Das ist nicht „Krämerthum“: ist Wegelagerunfug. Der soll Deutschland vernichten? In grausem Verein mit Hungersnoth und Seuche? Jähzorn selbst entschuldigt nicht von dem Frevel so thörichten Planens.

Vermag es gekränkte Eitelkeit? Ihr schworet, wie aufs Evan-

gelium, auf die Gewißheit, daß Großindustrie und Großhandel mit Ackerbau, der eine rasch wachsende Nation nährt, unvereinbar sei. Als der Kornzoll gefallen war, wurde Euer Land Wiese, Park, Sportplatz, Blumen- und Gemüsegarten, Parzelle. Das mußte sein; wenn England die Hütte und Zeche, das Waarenlager und Clearinghouse der Welt werden wollte. Läppisch, zu wähnen, was ein Brite nicht könne, werde ein Fremder leisten. Nun stand er leibhaftig vor Euch. Einer, der Korn und Rüben baut, Vieh und Pferde züchtet, von Jahr zu Jahr die Landwirthschaft steigert und im Innersten bessert: und auf dessen Erde doch Schlote rauchen, Spindeln surren, Kohle, Eisen, Stahl, Farbstoff, Ausfuhrgut aller Arten sich thürmt. Diese Erde kennet Ihr nicht; weder ihre Geschichte noch die Menschheit, die sich auf ihr tummelt. Was denn, Kultivirte, von Deutschland? Das „Sehenswürdige", von Baedeker Ausgestirnte. Hunderttausend sprechen hier Eure Sprache wie ihre. Haben sich in London, Manchester, Liverpool, Birmingham, in viel kleineren Städten umgethan. Tausenden sind Eure Philosophen, Dichter, Naturforscher, Maler, Erzähler, Publizisten Freunde, Eure Museen und Bibliotheken Heimstätten geworden. Ihr? Schrittet aus einer Schloßruine in eine Kirche; vom Lunchroom ins Gruftgewölb. Unsere Dichtung ist Euch so fremd wie unsere Maschinen; Goethes Lyrik so fern wie der Generalstab der Elberfelder Farbwerke. Hinter deutschem Werk vermuthet Ihr stets einen Teufelskniff, der verheimlicht wird, doch ans Licht kommen und erweisen muß, daß der ganze Kram aus Lug und Trug entstand. Wie wäre sonst solche Vielheit lebendiger Kräfte sichtbar? Körnerbau, Großindustrie, Händlerflinkheit, gar Wehrdienst und Kriegskunst? Das dritte Aergerniß. „Jedes Stehende Heer gefährdet die Freiheit des Volkes": nicht nur die Chartisten sprachen so; ihrer vermählte sich die Ueberzeugung der steifsten Lords. Wer völlig verbürgerlicht (civilisirt) ist, kann nicht Rekrut, nicht das Rädchen in einer Schlachtmaschine werden; der Fabrikherr, Agent, Ingenieur, Kaufmann nicht Krieger sein. Knechtet ein Volk sich in allgemeine Wehrpflicht, reihen seine Männer sich zum tapferen, tollkühn vorwärts stürmenden, vor dem grausamsten Handwerk nicht zagen Heer, dann ist dieses Volk eben nicht civilisirt. Und wer es in den Staub schleudern will, ficht den Kulturkampf wider Barbarei. (Läßt ihn lieber von Söldnern fechten.) Die Losung, der Feldruf von heute.

Er darf uns Erkenntniß und Gewissen nicht verwirren. Eine Schaar freier Geister empfindet den plumpen Schimpf, der Englands unverlierbare Gabe an die Menschheit vergißt, wie eigene Schmach. Feig seid Ihr nicht. Weder vor thronender Macht noch auf dem Schlachtgefild. Deutsche Offiziere bekunden, daß Eure Soldaten muthig und zäh kämpfen; mit zwei, drei Wunden noch nicht aus der Schützenlinie taumeln. Söhne des Hochadels führen die Söldnertruppe und fallen mit ihr. Und den Franzosen, deren Gluth oft allzu schnell verprasselt, ist diese Kameradschaft, dieses Vorbild kaltsinniger Ausdauer gewiß nützlich; wenn sie sich nicht vor French's Leuten schämten, hätten sie vielleicht nicht so lange dem furchtbaren Feuer der deutschen Schlünde getrotzt. Sanfter als unsere ist Eure Mannschaft nicht. Das Geflenn über „deutsche Gräuel" ein Rückfall in die Gewohnheit, den Augenblicksfeind schmählicher atrocities anzuklagen. Wisset Ihr, was unseren Kriegern in Belgien geschah? Verwundeten, wehrlosen wurden die Augen ausgestochen, die Ohren abgeschnitten. Nicht Dreien: Dutzenden. Eine Bauersfrau bietet im Eimer Milch an, wird von Mißtrauischen aufgefordert, den ersten Becher zu leeren, und muß bekennen, daß ihr Mann den Trank vergiftet habe. Ein Offizier wird ins Ehegemach einquartirt, von höflichem Eifer in Sicherheit gelullt und nachts dann von der bewaffneten Wirthsfamilie überfallen; er ist wach, schießt die Angreifer nieder und findet im Keller sechs Leichen, sechs Kameraden, die der Schlafsucht nicht widerstanden, im Bett dem Mordstahl den Leib geblößt hatten. Einem General, der Brunnenwasser erbat, wird vergifteter Kaffee aufscharwenzelt. Genug. Eure Gentlemen wären Berserker geworden. Und dürfen sich brüsten, wenn sie so fromm im Kriegsrecht blieben wie deutsche Männer. Die hatten nicht gehofft, in Miethlingen so tüchtige, stramme Feinde zu finden; und bergen ihre Freude nicht. Barbaren? Im Juli saßen sie noch im Hörsaal oder Laboratorium, arbeiteten im Haus einer Staatsbehörde, Gemeinde, Bank, Industrie- oder Handelsgesellschaft. Wären sie rüde Burschen, dann müßte das deutsche Volk aus schlechterem Stoff als das englische sein. Glaubt Ihrs? Wann hat, im neunzehnten Jahrhundert, wo denn Eure Nationalleistung unsere übertroffen? Sicher nicht in den Hainen der Kunst. Unserer Dichtung, Musik, Malerei, Skulptur darf Eure sich nicht vergleichen. Der graue Stamm strenger Wissenschaft sog aus Deutschlands Boden reichere Keimkraft als aus den Bezir-

ken des Inselkönigs. Unsere Universitäten und Technischen Hochschulen geben gründlichere Lehre ins Leben mit; sie sind vielfach der Technikerpraxis und Industrie verbündet und tauschen für Theorie Erfahrung ein. Eisenbahnen und Dampfschiffe sind zuverlässiger und behaglicher eingerichtet; Kähne, wie Eure Rheder sie im Kanalverkehr aufbrauchen, findet Ihr nicht in deutschen Nordseehäfen. Insulaner, Meerbeherrscher: und lasset Euch von den Hamburgern überflügeln! Ein Brückenbauer, Wassertechniker, Chemiker kann in England längst nicht mehr so viel lernen wie in Deutschland. Daß dessen Fabrikation und Handel vornan sind, bestöhnet Ihr selbst. Ohne das fein verästelte Kreditsystem unserer Banken war dieser Vorsprung, war die Blüthe der Reichswirthschaft nicht möglich. Ihr wehrtet es, als „ein Bischen zu kontinental", ab; und habt nicht eine einzige Industriebank. Kein Luftschiff eigener Konstruktion. Keinen Mörser, der gegen Krupps den Kampf wagen dürfte. Schwächere Panzerung und Bordgeschütze. Unsere geschwinden Kreuzer und Unterseeboote ritzen die Haut des Seemannsdünkels wund. Wir haben die Hingebung jedes Einzelnen an das Ganze, die straffe Organisation ermöglicht und die Persönlichkeit doch nicht köpft. Wo ist Eure Saekularleistung, die aller Nachbarn überstrahlt? Wir möchten gerecht sein; wir müssen. Zweierlei könnt Ihr heute noch wie, seit das Römerimperium zerschellt ist, kein anderes Volk: regiren und genießen.

Ein Jahrhundert lang habt Ihr alle Herrnwonnen genossen. In den Himalayaschluchten und im Engadin, in Egypten und Japan, in Andalusien und auf Norwegens Gletschern. Wo Erde und Meer in Schönheit prangt und kein Mißrüchlein an Menschenqual mahnt. Nirgends ernste Gefährdung des nationalen Lebens. Ueberall die Gelegenheit, zu säckeln, zu schwelgen, zu gebieten, Gottes in Albions demüthiges Ebenbild umzuwandeln. Waterloo und Antwerpen: zwei vlamische Ortsnamen umgrenzen Euer Eden. Zu Haus regirte oft ein Klüngel, manchmal ein aus Splittern beider Parteien zusammengekitteter, dessen Macht kaum die Einpeitscher und Hofpfründner ahnten. Während dieser Zeit hat Deutschland gekämpft und gearbeitet. Seine Einheit erstritten und sich für alle Pflichtenkreise der Großmacht vorgebildet. Still, fleißig, in Armuth. Regiren und genießen? Goethes Teufel rieb die Hände, als er in eines Kaisers Kopf so zwieträchtigen Entschluß fand. Wer regiren will, darf nicht von Rente zehren; wer im Rentnerleben

Seligkeit empfindet, taugt nicht zum Schicksalsgestalter. Blicket in Eure Geschichte zurück. Warum unterlag der Sachse nicht völlig dem Drang der Normannen? Weil er Arbeiter und Krieger war; den Schweiß der Pflichterfüllung nicht scheute und dennoch, wenn Noth rief, den Bogen zu spannen, mit der Streitaxt dreinzuschlagen wußte. Verzärtelte mochten über ihn die Näschen rümpfen. Alltagsplage und Waffenübung eroberten ihm, was ihm geweigert werden sollte. Ein Jahrhundert genüßlichen Regirens: der Klöppel der Weltuhr schwingt zum Mitternachtruf aus.

Ererbte Erdenmacht ist, wie ererbter Kunsthort, nicht durch Geldaufwand zu wahren; von jedem auf der Heimathscholle erwachsenen Geschlecht heischt sie die Hingabe der Seelenkraft und, unter düsterem Himmel, des Herzblutes. Eure Presse prahlt: „Noch spüren wir wenig vom Krieg. Unser Ueberseehandel war im schlimmsten Monat nur um dreißig Prozent geschmälert und den Deutschen verriegelt unsere Flotte den Ozean.“ Mag sein; wir wollen nicht mäkeln. Der Zeitungtext ist so fett wie in Friedenstagen mit bezahlten Anzeigen gespickt. Erzählt ausführlich von neuer Damenmode, Theater, Konzert, Sport; reiht große Summen, die Privatreichthum den über den Kanal entschlüpften Belgiern gespendet hat; und scheint in manchem Letternwinkel mit dem Krieg nur zu tändeln. Seid Ihr darauf stolz? Scham wäre nützlicher. Wer solchen Erlebnisses Sinn nicht in frommem Schauder fühlt, wird nie wieder Herr seines Schicksals. Ihr habt den Willen, die Fähigkeit zum Leiden verlernt. Seid nicht feig, aber bequem, Erben, nicht Ahnen. Nur dreißig Prozent Verlust! Um, mindestens, den selben Hundertstheil wird, ehe ein Lustrum verstrichen ist, der Ertrag des deutschen Antwerpen den aller anderen Welthandelshäfen übersteigen. Da siedelt Hanseatengeist, der nie an der Scholle klebte, sich an. Da schafft er die Börse, die uns London ersetzt. Da wird abgerechnet, ausgeglichen, versichert, für Rohstoffe vorgesorgt. Ob wir weiter kommen und wo wir bleiben? Der Winter kanns lehren. Wer weiß, ob Frankreichs Regirung und letzte Armee nach der Niederlage nicht auf Eure Inseln flöhe, um sich in Freiheit zu halten und zur Abwehr deutschen Einfalles mitzuwirken? An der Küste von Dover Laufgräben mit Flatterminen und Stacheldraht, dahinter starke Geschütze und alle noch aufrechten Truppen: die Generale Joffre und Kitchener dürften neue Hoffnung ans Grab der alten pflanzen. Wenn unsere Land- und Seestrategen, zum

ersten Mal, thäten, was der Feind wünscht. Wird das Reich nicht entwaffnet, dann löst es den Riegel vom Ozean und zerstäubt die wunderliche Vorstellung, dem Briten sei, nur ihm, gestattet, das Reich der freien Amphitrite wie sein eigenes Haus abzuschließen. Welche Gottheit begnadete Euch mit solchem Recht? Was thatet Ihr, um seiner würdig zu bleiben? Nicht jetzt können wir prüfen, ob friedliche Verständigung über den Marineaufwand klüger gewesen wäre als Kampf. Der ist. Und wie ein Schandmal brennt uns das Bewußtsein, daß wir die deutschen Kolonien, die mühsälig, mit Schweiß und Blut, Hirn- und Schwertarbeit, erworbenen, nicht zu schützen, den deutschen Menschen, deren Zuversicht harrend aufs Reichsbanner schaute, nicht Helfer zu schicken vermochten. Weil England uns nirgends einen Küstenort gegönnt hat, in dem die Kohleneinnahme gesichert ist. So leicht, Gentlemen, wird das Genüßlingsleben nie wieder. War es nur, so lange kein Starker an dem Gitter rüttelte, hinter dem Ihr Euch höchst herrschaftlich vergnügtet. Wohl uns, daß Bonaparte die Stäbe nicht brach. Weh uns, wenn auch wir sie nicht brechen. Grinset: Wir, Vettern, spüren den Krieg. In jeder Hirnzelle, im Gepoch jedes Pulses einen Krieg, wie keiner je war. Der nicht an Einzelnamen geknüpft werden darf. Dessen Werk von wägenden, wagenden Feldherren gefördert wird, den aber Alldeutschland führt. Nach einem Jahrhundert der Arbeit, des Kampfes, der Armuth. Ihr, Briten, schuldet es uns. Hättet Ihr auf dem Wiener Kongreß Blüchers Retterthat belohnt, die Rückgabe der von Ludwig dem Vierzehnten, Eurem Feind, geraubten Westgrenzprovinzen an Deutschland nicht gehindert, dann wurde früher, was werden mußte. Euch zu Leid? Weil Ihrs so wollt; weil Verhätschelte schon den Verzicht auf ein Stück aus der vollen Schüssel als Herzleid empfinden. Schwachen waret Ihr Freund; nie Einem, dem Ihr rasche Erstarkung zutrautet, aus freiem Entschluß. Einer zwang Euch, ohne Panzerschiffe, Torpedos und Minen, in Europa, in Eurem Afrika sogar: der Muthige, den Kronprinzeß Vicky in den Rath Wilhelms des Ersten ersehnte. D'Israeli, Salisbury, Granville ehrten in ihm den Meister. Noch nicht den Deutschen. Den müssen, auch ohne den Weihereif des Genius, ihre Erben nun endlich achten lernen. Das Herrenrecht fraß der Wurm. Mitternacht war. Deutschlands Stunde schlägt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 7. November 1914.

Wir helfen uns selbst.

Opera Anglia.

England (so schreibt aus Dänemark mir ein Britenfreund) „war stets der geschworene Feind der stärksten oder zum Machtgipfel emporstrebenden Festlandsmacht? In Ihrer Epistel ‚An die Engländer‘ haben Sies, im letzten Oktoberheft, gesagt. Gegen diesen Glauben zeugt aber mit starker Beweiskraft schon der Name Waterloo. Da hat England doch die stärksten Festlandsmächte gerettet und ihrem Todfeind den Untergang bereitet. Auch dürfte man, scheint mir, nicht behaupten, Friedrich der Große, dem England, wie Sie selbst erwähnen, während des Siebenjährigen Krieges Geld schenkte und lieh, sei vom Urtheil der Briten fast eben so schlecht behandelt worden wie jetzt der König von Preußen und Deutsche Kaiser.“ Dürfte man nicht? Von Waterloo habe ich im August hier gesprochen. Die stärkste Festlandsmacht war in dieser Zeit nicht Alexanders Rußland noch gar Franzens Oesterreich; und den Aufstieg Preußens, das sich nur langsam von seinen Wunden erholte, hat, auf dem Wiener Kongreß, England gehemmt. Das, Herr Däne, war gegen die stärkste Festlandsmacht: Bonapartes. Gegen den Mann, der es vernichten (in seiner Sprache: „befreien“), nach London marschiren und sich den Inseln als Herrn aufzwingen wollte. Deshalb ließ er vor Cherbourg den Deich vollenden, mit zwanzig Geschützen schwersten Kalibers besetzen, aus Granitblöcken einen Thurm bauen, der eine Kaserne, ein Pulvermagazin und vier Batteriereihen aufnehmen konnte, und aus dem Fels ein Becken höhlen, das fünfzehn Kriegsschiffen Raum bot.

Deshalb ließ er die Häfen von Vlissingen (das „uneinnehmbar“ werden sollte), Gravelingen, Dünkirchen, Calais, Dieppe und Boulogne („das mindestens zweitausend Schiffe fassen muß“) verbessern und wandte, sieben Jahre lang, große Summen an den Ausbau des Hafens von Antwerpen („der ins Herz Englands zielenden Pistole“). Die Pariser fanden die Vorstellung eines Einbruches in England drollig und zwinkerten einander lustig zu, wenn auf der Bühne ein beliebter Komiker Nußschalen durch ein Waschbecken zerrte und feierlich ins Schauhaus rief: „Ihr werdet mein Spielchen mit der Flotte noch anstaunen lernen!“ Bonaparte aber war auf diesen Plan stolzer als auf irgendeinen anderen. Noch auf Sankt Helena sprach er zu dem Grafen de Las Cases: „Pitt hat davor gezittert. Er fühlte, daß die englische Oligarchie niemals von solcher Lebensgefahr bedroht gewesen war, und hetzte, um sie abzuwehren, mir die Festlandsmächte auf den Hals. Ich hatte Alles vorbedacht. Meine Schiffe so vertheilt, daß die Engländer ihnen in alle Ecken und Winkel der Welt nachrennen mußten; sie insgeheim aber plötzlich zurückgerufen. Siebenzig Schiffe im Aermelkanal, dreitausend Kähne zum Ein- und Ausschiffen, das hunderttausend Mann Wochen lang übten: die Ausführung des Planes mußte gelingen. In England, wo ein großer Teil des Volkes die Befreiung vom Joch der Klassenherrschaft ersehnte, brauchte ich nur eine Schlacht; der Sieg, der sicher war, brachte mich nach London und der Zauberklang der Worte ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit‘ hätte mir mit Magiergewalt Freunde geworben. Mit dem Heer von Austerlitz, dem besten, das die Erde je kannte, wäre ich, vier Tage nach der Landung, in London eingezogen; als Befreier, nicht als Eroberer. Ich hätte gehandelt wie Wilhelm der Dritte“ (der Oranier, der, nach der Landung in Torbay, seinen Schwiegervater, Jakob den Zweiten, vom Thron stieß, 1689 König von Großbritanien wurde und bis in die Tage des Spanischen Erbfolgekrieges das stärkste Bollwerk gegen den Erobererdrang der Bourbons blieb); „nur edler und ohne seine Eigensucht. Das Heer hätte sich in London eben so streng in Zucht gehalten wie in Paris und ich hätte nicht einmal eine Entschädigung von den Kriegskosten gefordert. Wir wären ja als Befreier, als Brüder gekommen. Ich wußte, daß Franzose und Engländer sich nach zwei Monaten als Brüder fühlen würden. Nie ward ein

Plan gehegt, der, ohne dem Urheber Nutzen bringen zu sollen, der Kultur solchen Segen verhieß. Doch immer waren die Elemente wider mich. Das Meer, der Winter, die Flammen von Moskau: Wasser, Luft, Feuer wollten die Wiedergeburt der Menschheit hindern und wandten sich drum vereint gegen mich.“ Dieser Mann hat England gehaßt wie Keiner vor ihm, kaum Einer nach ihm. „Castlereagh der Minister eines freien Volkes? Der Wesir der unter dem Decknamen ‚Heilige Alliance‘ gegen ihre Völker verbündeten Könige ist er. Ein Lügner. Selbst das Parlament hat er angelogen. Mir hat er Worte in den Mund gelegt, die ich nie gesprochen hatte. Unwahrhaftigkeit ist sein Geschäft. Er schämt sich nicht, Rußland, den natürlichen Gegner Britaniens, zu vergrößern und, als wäre nur England der Freiheit würdig, dem ganzen Festland Ketten zu schmieden. In der selben Zeit aber stiehlt er auch den eigenen Landsleuten mählich alle Rechte, die Freiheit verbürgen.“ Um den gefährlichsten Gegner zu überwinden, mußte England eine Wegsstrecke mit den Festlandsmächten gehen. „Gerettet“ hat es sie nicht. Waterloo (uns, lieber Leser in Kopenhagen, heißt die Schlacht nach dem Pachthof La Belle Alliance) war nicht Wellingtons Sieg, sondern Blüchers. Wenn Sie Treitschke mißtrauen (dessen Schlachtschilderung nach denen Tolstois, Stendhals, Zolas noch lesenswerth bleibt): wir haben Zeugen, die selbst Herr Lloyd George nicht verdächtigen könnte. Am vierten Juli 1816 sagt, vor dem Ohr des Grafen Montholon, der Britenadmiral Malcolm zu Napoleon (der, nach dem Befehl des Sir Hudson Lowe, nicht mehr Kaiser genannt werden darf): „Während der Schlacht bei Waterloo befahl mir der Herzog von Wellington, alles für die Wiedereinschiffung seiner Truppen Nöthige vorzubereiten. Er hielt die Schlacht für verloren und wollte sich nur noch den Rückzug mit Kriegerehren sichern. Da erschien Blücher auf dem linken Flügel und wandelte die Niederlage in einen Sieg.“ Wellington selbst schreibt an den König der Niederlande: „Ich müßte meine Ueberzeugung verleugnen, wenn ich nicht zugäbe, daß der glückliche Ausgang des gefährlichen Streites der pünktlichen und treuen Hilfe zu danken ist, die Marschall Blücher mit dem preußischen Heer mir leistete.“ Blücher: „In Verbindung mit meinem Freund Wellingtan habe ich Napoleon das Garaus gemacht. Wo er hingekommen, weiß kein Mensch. Seine Armee

ist völlig en de Routt (en déroute), seine Atteleri in unseren Händen. Ich denke, die bonaparitische Geschichte ist nun so ziemlich wieder zu Ende.“ Aus seinem Tagesbefehl vom neunzehnten Juni 1815: „Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als Ihr aus dem Euch verbergenden Wald hervorbrachet, gerade im Rücken des Feindes; mit dem Ernst, der Entschlossenheit, dem Selbstvertrauen geprüfter Soldaten donnertet Ihr in des Feindes erschrockene Reihen hinein und schrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltsam vor. Empfanget meinen Dank, Ihr unübertrefflichen Soldaten, meine hochachtbaren Waffengefährten! Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen!“ Bonaparte: „Wellingtons Soldaten waren trefflich, des Feldherrn Dispositionen aber (wenn er überhaupt solche hatte) erbärmlich. Er hat Riesenfehler gemacht und ich möchte wissen, was, ohne den alten Blücher, dem er zu höchstem Dank verpflichtet ist, aus seinem Ruhm geworden wäre. Ich wäre gewiß nicht auf dieser Insel.“ Arndt: „Den achtzehnten Juni haben die Preußen entschieden, wie unverrücklich herrlich auch die Engländer als Felsen im Kanonengewitter gestanden haben.“ Treitschke: „Drei grundverschiedene Epochen der europäischen Kriegsgeschichte traten in den Ebenen von Brabant auf den Kampfplatz. Hier das achtzehnte Jahrhundert, das Söldnerheer Altenglands; dort das Zeitalter der Revolution, das Berufssoldatenthum der demokratischen Tyrannis; da endlich die neuste Zeit, das preußische Volk in Waffen. Jede der drei Armeen entfaltet in einem ungeheuren Ringen ihre eigenste Kraft und jede wird geführt von dem Feldherrn, der ihrem Charakter entspricht. Da Blücher und Gneisenau, die Helden des stürmischen Völkerzornes; dort der gekrönte Plebejer; hier endlich jener Wellington, der damals von Münster und den Hochtories als der größte Feldherr des Jahrhunderts gefeiert wurde, uns Nachlebenden aber als der letzte großartige Vertreter einer völlig überwundenen Kriegsweise erscheint.“ So war Waterloo; war die englische „Rettung“ Europas. Als Erdtheilsretter war ja schon ein Jahr zuvor Blücher in London bejauchzt worden. Ich begreife nicht, schrieb er an sein Malchen, „daß ich noch lebe. Das Volk hat mich beinahe zerrissen. Man hat mich die Pferde ausgespannt und mich getragen. Wider meinen Willen bin ich vor den Regenten sein Schloß gebracht und von ihm empfangen worden, wie ich es nicht

beschreiben kann. Er hing mich am dunkelblauen Bande sein Portrait, was sehr reich mit Brillanten besetzt war, um den Hals und sagte: ‚Glauben Sie, daß Sie keinen treueren Freund auf Erden haben als mich'. Ich logire bei ihm. Das Volk trägt mich auf Händen; ich darf mich nicht sehen lassen, so machen sie ein Geschrei und sind gleich zehntausend. In Montirung darf ich gar nicht erscheinen. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich bin völlig betäubt." Als die Universität Oxford ihn zum Ehrendoktor der Rechte ernannt hatte, rief der Alte: „Na, wenn ich Doktor sein soll, müssen sie den Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen; denn er hat die Pillen gedreht, mit denen ich die Franzosen behandelt habe."

Zweite Frage: Wie ist Friedrich der Große von den Briten beurtheilt worden? Er wollte sich einer englischen Prinzessin vermählen, schätzte als Erwachsender das Britenwesen sehr hoch und zog ja überhaupt die Kultur der westlichen Länder der Deutschlands vor. (Lichtenberg: „Keine Nation fühlt so sehr wie die Deutschen den Werth von anderen Nationen und wird, leider, von den meisten eben wegen dieser Biegsamkeit wenig geachtet. Mich dünkt, die anderen Nationen haben Recht: eine Nation, die allen gefallen will, verdient, von allen verachtet zu werden. Die Deutschen sind es auch so ziemlich. Die Ausnahmen sind bekannt und kommen nicht in Betracht, wie alle Ausnahmen.") Nach den Siegen bei Roßbach, Leuthen, Zorndorf ist Friedrich Englands Held und die Londoner beleuchten an seinem Geburtstag die Fenster und Hausfronten. Den noch Lebenden aber zeigt schon Hogarth auf einem Kupferstich als neuen Nero. Pitt hat gesagt, das Verfahren der Großmächte gegen Friedrich sei „hinterlistig, trugvoll, gemein, verrätherisch" gewesen. Philipp Stanhope, Viscount von Mahon, nennt aber in seiner „Geschichte Englands vom Frieden von Utrecht bis zum Frieden von Versailles" nicht nur Fritzens Gedichte „die erbärmlichsten Reimereien" und seine Prosaschriften Werke, „deren unerträgliche Langweiligkeit nur durch die eingestreuten Gotteslästerungen ein Bischen Leben erhält", sondern auch den König selbst „eitel, undankbar, selbstsüchtig, unwahrhaftig, ohne Ehrgefühl und der gemeinsten Niedertracht fähig." Ein Großneffe Pitts und Sohn des Stanhope, der Kaspar Hauser in seine Familie aufnehmen wollte und später der Lüge zieh. Macaulay schilt den Preußen „habgierig, gewissenlos, verlogen" und ruft: „Die

durch Friedrichs Ruchlosigkeit bewirkten Uebel wurden bis in Länder empfunden, die Preußens Namen nicht kannten. Damit Friedrich einen Nachbar, dem er Hilfe zugesagt hatte, ausplündern könne, fochten schwarze Menschen auf der Küste von Koromandel, skalpirten einander rothe Menschen an den großen Seen Nordamerikas." Daß Friedrich Schlesien erobert hatte, galt den Ausbeutern und Knechtern Indiens, den Zeitgenossen der Lord Clive, Warren Hastings und der Ostindischen Compagnie als unsühnbares Verbrechen. Elf Jahre nach der Veröffentlichung seiner Schmähschrift „on Frederick the Great" wurde Macaulay, unter Friedrich Wilhelm dem Vierten, Ritter des preußischen Ordens Pour Le Mérite, der Fritzens Namenszug trägt. Bald danach schrieb Häusser: „Macaulays Darstellung verunglimpft auf unverantliche Weise das Andenken eines großen Deutschen." Auch Lecky heißt in seiner „Geschichte Englands" den König einen Verräther, Eigensüchtling, Plünderer und behauptet, wider alle geschichtliche Wahrheit, Friedrich habe Dresden beschossen, um sich an den wehrlosen Einwohnern dafür zu rächen, daß er die Wälle der Stadt nicht zu bezwingen vermochte. „Großmuth und Ehrgefühl waren ihm fremd. Sein einziges Ziel war die Weitung des seiner Herrschaft unterthanen Landes. Von Vaterlandliebe im höheren, eigennutzlosen Sinn war wenig oder nichts in ihm. Für die edlen Seiten des deutschen Wesens, für den Sonnenaufgang des deutschen Geistes fehlte ihm jedes Gefühl." Buckle urtheilt, Friedrichs große Fähigkeiten seien „durch das stete Verlangen, seinen Nachbarn Vortheile abzulisten, und durch den Trieb in niedrige Raubgier befleckt worden." So hochmüthig, verständnißlos und roh, zürnt Treitschke, „hatten selbst die Franzosen, die den Philosophen von Sanssouci doch immer gelten ließen, noch nie über Preußen abgesprochen; und der glänzende Essayist Macaulay sagte hier, wie überall, nur, was der Durchschnitt seiner gebildeten Landsleute dachte." Pitt selbst ließ das Geld, das er dem König spendete, reichen Zins tragen; er benutze Friedrich als den starken Degen wider die festländischen Großmächte, erfüllte aber den Pakt nicht, der ihn verpflichtete, in die Ostsee Kriegsschiffe zu senden, die Schweden abwehren und Rußlands Angriff erschweren sollten. Und woher die Wuth? Aus Deutschland hatte die hannoverische Herrscherfamilie den Mißmuth gegen das arme, aber kräftige

Preußen auf den Britenthron mitgebracht. Fritz wollte die englische Kaperei nicht stumm dulden; brauchte, verbrauchte viele Truppen und verbot deshalb die Söldnerwerbung fürs Ausland; scheute sich nicht, dem jungen amerikanischen Freistaat, der sich von Mutter Britania lösen wollte, seine Gunst zu zeigen, und war der Zuchtmeister Steubens, der das amerikanische Heer organisirte; obendrein: als Freigeist, Kirchenfeind und Gönner Voltaires den seit 1760 in England mächtigen Methodisten ein Gräuel, bald der Antichrist in leibhaftiger Gestalt. Was er im Frieden, für Ackerbau und Gewerbe, Landrecht und Staatshaushalt, Bodenpflege und Schule leistete, wurde von Engländern nicht anerkannt. Die sahen nur die harte Straffheit fritzischer Verwaltung und höhnten das Volk, das, im Kleinsten und Größten, solche Vormundschaft dulde. Als Emil Du Bois-Reymond in der Berliner Akademie der Wissenschaften von dieser „anglocentrischen Weltperspektive" gesprochen, doch als höflich Weiser sogar gesagt hatte, „Englands Größe beruhe zu einem guten Theil auf diesem kräftigen, meist unbewußten Egoismus, wie ihn auch das Römervolk besaß", da noch wurde er, 1883, in der „Edinburgh Review" schroff getadelt, weil er „den treulosen, heuchlerischen, verlogenen Länderdieb" Friedrich zu vertheidigen wage; wurde die im Haus Hohenzollern erbliche Politik, deren Werk auch die Gründung des Deutschen Reiches sei, die Schmach Europas genannt. Viel Schlimmeres steht jetzt auch über Wilhelm den Zweiten nicht auf englischem Papier.

Fritz, Turenne, Bonaparte.

In dem Heftchen, in das der junge Lieutenant Napoleon Bonaparte seine Wissenschaft von der Erdkunde eintrug, lautet die letzte Notiz: „Sankt Helena, kleine Insel im Atlantischen Ozean; gehört den Engländern." Dorthin hat ihn, achtundzwanzig Jahre danach, das englische Linienschiff „Northumberland" gebracht; nach einem Vierteljahrhundert ungeheuren Erlebens den Kaiser, den zwiefach Ueberwundenen, in Ohnmacht Geknebelten. Dort hat er jede Rettungmöglichkeit besonnen, promethisch gerast, aber auch den feinsten Auszug seines Wollens und seiner Vorstellung vermocht. Während des großen Krieges, über dessen Strategie und Taktik auch der Verständige jetzt nichts sagen dürfte, das von den Inselgefährten, den Gourgaud, Las Cases, Montholon, O'Meara,

Notirte wieder zu lesen, ist schmerzlicher Genuß. „Wenn meine Schelde-Flotte, nebst denen von Brest und Toulon, in Irland dreißigtausend Mann gelandet hätte, wäre England von bleichem Schreck überfallen worden. Um seine Küste zu schützen, mußte es, während auf irischem Boden gekämpft wurde, ein Landheer aufstellen und einen Theil seiner Geschwader vor den Dünen und der Themsemündung in Bereitschaft halten. Meine Flotten konnten sich dann vereinen, vor Boulogne fünfhundert Kähne, Prahme, Schaluppen, Floße finden, auf die schon hunderttausend Mann mit Artillerie, Pferden und anderem Kriegsgeräth verstaut waren: unter dem Schutz der Linienschiffe, die das auf den Kähnen nicht Unterzubringende an Bord nahmen, konnte nach ein paar Tagen Alles in England ausgeschifft sein. Kein billigeres, kein der englischen Macht schädlicheres Mittel war zu erdenken.“ Immerhin wars der tollkühne Plan eines Hasardspielers; und solcher Menschenart dürfte, auch wenn sie genialisch scheint, das Heer und das Schicksal eines Reiches niemals anvertraut werden: weil ihr im Hirn eine Hemmung, eine Bremse fehlt und sie gewöhnt ist, eigene und fremde Barschaft hastig auf einen Kartenzufall zu setzen. König Fritz war, schon als junger Feldherr, von anderem Schlag; wog fast immer geduldig, ehe er wagte. Wie hoch er ihn schätzte, hat Bonaparte in Longwood oft ausgesprochen. „Truppen sind nicht weniger launisch als Frauen. Die besten waren, nach den Lehren der Geschichte, wohl die Karthager unter Hannibal, die Römer unter den Scipionen, Alexanders Makedonen und Friedrichs Preußen. Das Glück hat Friedrich oft auch da begünstigt, wo er Fehler gemacht hatte. Schon im alten Athen wurde die Wahrheit des Satzes erkannt: Mehr als ein vom Hirsch geführtes Löwenheer leistet das Hirschenheer, das ein Löwe führt. Hauptregeln der Kriegskunst hat nie ein Feldherr ungestraft verletzt. Vor der festen Stellung eines feindlichen Heeres darf man keinen Flankenmarsch machen. Die Flügel eines Heeres dürfen nie so weit von einander entfernt werden, daß der Feind sich in den Zwischenräumen festsetzen kann. Zur Schlacht soll man alle erlangbaren Streitkräfte zusammenziehen; ein Bataillon kann den Sieg entscheiden. Prinz Heinrich von Preußen vergaß 1762 die Pflicht, alle Theile einer Armee so zu lagern, daß sie einander stets Hilfe bringen können; er hatte sein Heer auf einer langen Linie verdünnt, war an keiner

Stelle stark genug und wäre geschlagen worden, wenn Reichstruppen die Preußen zu besiegen vermocht hätten. Ungemein wichtig ist, die Linie der Operationen unter allen Umständen zu halten und sie unter keinen muthwillig zu verlassen. Daß er sie verließ, war Friedrichs Fehler bei Kollin. Hätte der König einen anderen Gegner gehabt als den Marschall Daun, der nach der Schlacht zwölf Tage lang in seinem Lager blieb, um Tedeum zu singen, dann hätte Friedrich sich nicht wieder erholt. Bei Zorndorf machte er vor dem linken Flügel der Russen einen Flankenmarsch, um den rechten anzugreifen. Die Russen brachen die Flanke der Angreifer auf und Alles schien verloren, bis der kühne und scharfsichtige Seydlitz mit seiner unübertroffenen Reiterei die Schlacht rettete. Die vielfach erörterte ‚schräge Schlachtordnung‘ hat Friedrich gar nicht angewandt. Auf dem potsdamer Paradefeld lachte der alte König ins Fäustchen, wenn er fremde Offiziere über dieses Manöver schwatzen hörte, mit dem höchstens einzelne Generaladjutanten sich brüsteten, um ihr Ansehen zu verbreitern.“

Turenne hatte sich nach seiner Niederlage bei Réthel mit dem französischen Hofe versöhnt, ihn nach Paris zurückgeführt und kämpfte 1653 an der Somme und Oise (wo jetzt wieder gefochten wird), zwischen Sedan, seiner Vaterstadt, und Stenay, dem Centrum unserer Kronprinzen-Armee, gegen die Spanier. Dieser Feldzug, sagt Bonaparte, war besonders lehrreich. „Der große Feldherr Turenne hat sich oft verschanzt, doch nie die Ingenieurkunst ganz ausgenützt, weil er nirgends genug Fußvolk hatte und mit den Reitern nichts Rechtes anfangen konnte. Viele Soldaten fragen noch, welchen Werth Feldbefestigungen und Pioniercorps eigentlich haben. Die Gegenfrage muß lauten: Wie soll man ohne verschanzte Stellung und Geniecorps stärkere oder gleiche Kräfte überwinden? Achill war der Sohn einer Göttin und eines Sterblichen. Darin sehe ich das Bild des Kriegergenius. Wille, Geist, Talent, die ganze Wesenssumme ist göttlichen Ursprunges; irdischen die Geschicklichkeit zur Wahl der Waffen, Stellungen, Verschanzungen, zur ganzen Anordnung des für den Kampf nöthigen Geräthes.“ Turenne nahm Stenay, das jetzt nicht mehr Festung ist, und entsetzte das von den Spaniern belagerte Arras. Vor Dünkirchen deckte er sich durch Umwallunglinien, aus denen er vorbrach, um das Entsatzheer Juans von Oesterreich zu schlagen.

Bonaparte: „Hätte der Herzog von York, als er 1794 Dünkirchen belagerte, sich auch so gedeckt, dann wäre er nicht gezwungen worden, durch die Beobachtungarmee die Verbindung mit Ypern zu sichern; dazu hätte die Belagererarmee genügt, deren Linien die Franzosen vor dem Fall der Festung nicht brechen konnten. Turenne blieb stets zwei starken Grundsätzen treu, deren erster warnt, Stellungen, die man durch Umfassung nehmen kann, von der Front aus anzugreifen, und deren zweiter räth, niemals zu thun, was der Feind wünscht; niemals: weil er es wünscht. Das Schlachtfeld, das er durchforscht hat und genau kennt, muß man meiden; noch falscher ists, auf dem vom Feind befestigten Feld sich zur Schlacht zu stellen. Die Dünenschlacht bei Dünkirchen (nach der er Dixmuyden, Nieuport, Oudenarde, alles Land zwischen Lys und Schelde eroberte) war Turennes größte That. Danach aber mußte er, als Herr der See, einen großen Schlag wagen und Brüssel nehmen. Das hätte Frankreichs Waffen neuen Glanz verschafft und den Friedensschluß beschleunigt. Turenne vergaß, daß man die Gunst des Glückes ausnützen muß, so lange sie währt. Fortuna ist ein Weib und wird jedes Günstlinges einmal überdrüssig.“

Feldnotizen.

„Deutsche Soldaten! Eure Offiziere lügen, wenn sie Euch sagen, daß die Franzosen Gefangene erschießen oder mißhandeln. Das ist nicht wahr. In den umliegenden Wäldern haben wir Nachzügler aus drei Corps zu Hunderten gefangen: und alle werden gut behandelt und erhalten täglich eine gesunde und reichliche Nahrung. Diejenigen unter Euch, die von den Strapazen des Krieges müde, dieses erbärmlichen Lebens überdrüssig sind und nicht mehr von Offizieren als dummes Vieh behandelt werden wollen, können sich ohne Angst den französischen Vorposten unbewaffnet melden. Es soll ihnen kein Schade geschehen.“ In einem erstürmten Schützengraben fanden unsere Krieger auf einem sauberen Bogen, in deutscher (blauer) Maschinenschrift, diese Sätze. Die werden nicht schaden. Der deutsche Krieger denkt an die fürs Vaterland zu erfüllende Pflicht inniger als an seines Leibes Behagen; wird, wo es irgend geht, gut genährt und nirgends schlecht behandelt. Höret nur, wie in den Krankenhäusern die verwundet Heimgeschickten von ihren Lieutenants und Hauptleuten schwär-

men; höret sie erzählen, wie Gardegrafen mit Wasserkrügen in den Graben kommen und jeden Schützen laben; wie eng, trotz straffer Zucht, Kameradschaft im Feld dieser Menschheit Glieder, gebietende und ausführende, verbindet. Die Franzosenrechnung wird am Ende nicht stimmen; die Zahl Derer, die sich aus freiem Willen ergeben, auch im längsten Krieg winzig bleiben. Nicht angenehm scheint empfunden zu werden, daß in einzelnen Corps- und Armeebefehlen gegen einen der zu bekämpfenden Feinde den Truppen besonders heftiger Angriff empfohlen wird. „Die Weisung mag aus noch so gerechtem Zorn kommen: sie wirkt verwirrend auf die Leute. Jeder, der solchen Befehl gehört hat, möchte im Kampf mit der Nation zu thun haben, die sein hoher Vorgesetzter als der härtesten Strafe bedürftig nannte. Findet er diese Sippe nicht, dann macht ihm der ganze Kram keine Freude und er ist nur noch mit halbem Feuer dabei. Im Kriege gegen drei Verbündete darf es keinen Unterschied geben. Wer gegen uns im Feld steht, ist ‚der Feind‘ und muß, Franzos, Belgier, Brite, mit allem Aufgebot teutonischer Wuth gepackt und geschlagen werden. Lassen wir uns auf Werthunterscheidung und Abstufung des Angriffsungestümes ein, dann zersplittert die Kraft der Mannschaft.“

Beträchtlicher scheint mir eine Lehre, die dem Leser französischer, englischer, belgischer (jetzt in London erscheinender) Blätter sich aufdrängt. Der Deutsche schreibt, auch im Feld, noch zu viel. Der schöne Drang, zu weltlichen und überweltlichen Dingen sich ins rechte Verhältniß zu setzen, Eindrücke zu erhalten, Stimmungen auszustöhnen oder auszujauchzen, über Befehl und Ausführungmöglichkeit, Vorgesetzte und Kameraden zu raisonniren (das Wort soll im Ursinn, nicht nur mit der Nebenbedeutung von „Schimpfen“, verstanden werden), treibt ihn allzu oft in dienstfreien Stunden zur Beschreibung von Briefbogen und Tagebuchblättern. Fällt er danach, gesund, verwundet, gar leblos in die Hand des Feindes, so steckt in seinen Taschen, seinem Tornister oder Helmleder, was nur deutsche Augen jetzt lesen dürften. Befehle, die sagen, an welchem Tag ein bestimmter Punkt genommen werden sollte (er ist vielleicht noch nicht genommen worden), von einem Manöver, das der Feind nicht verstand, ein Schleierzipfelchen lüpfen und taktische Absicht andeuten. Notizen, die den Zustand eines Lagers, Quartiers, Grabens, einer Batterie oder Bri-

gabe dem Gedächtniß einprägen sollten. Noch nicht abgeschickte Briefe, deren Schreiber Verwandten und Freunden ein Bild seines Erlebnisses skizziren wollte. Menschenwerk; das Schreibwerk furchtbar angestrengter, auf Schritt und Tritt von Geschossen umdräuter Menschen: manchmal also der Ausdruck des Aergers und verdrossener Müdheit, die hinter schwarzen Wolken nicht den Himmel sieht. Auch aus der Heimath empfangene Briefe können, wenn sie von Geschäftsrückgang, Preissteigerung, Arbeit zur Landesvertheidigung berichten, dem Finder nützlich werden. Armeeoberkommando und Generalstab sind so schwer belastet, daß sie vielleicht nicht merken, wie gut der Feind mit Nachrichten bedient wird und wie oft ihm aus Fundstücken Kenntniß kommt. Aus der Presse wirds wahrnehmbar. Manchem veröffentlichten Brief riecht jede ein Bischen feine Nase die Fälschung an. Viele erweist die Prüfung als echt: und sie sagen, was nicht in Feindesohr taugt. Das konnte, kann, wird der Schreiber nicht ermessen. Ein Beispiel. Langwieriges Gerede der feindlichen Presse über das einem toten Gefreiten abgenommene Tagebuch, aus dem hervorgehen soll, daß die Skoda-Mörser (30,5), mit deren Darleihung Oesterreich-Ungarn seine Mitwirkung im Kriege gegen die Westmächte markirte und deren bewegliche Schlankheit vor ein paar Festungen recht nützlich wurde, sammt der Bedienungmannschaft schon im Feld waren, als die Vertreter Franz Josephs noch friedlich in London, Paris, Brüssel saßen. „Schnödester Völkerrechtsbruch! Schauet die Listen der Bestie!“ Der Fall ist nicht vereinzelt. Und so hart uns die Pflicht dünkt, den Mittheilungdrang deutscher Krieger zu hemmen: Nothwendigkeit befiehlt. Der gehorcht unsere Mannschaft williger als jede andere. Schillers Feldherr rühmt sich, daß er nichts Schriftliches von sich gab. Nichts Schriftliches bei sich zu tragen: sei morgen die Losung. Das Uebel (ich kanns nur leis berühren) schadet dem Heer; das Heer wird ihm wehren.

Diesem Heer wird, noch immer, Gräuelthat nachgesagt. Franzosen und Belgier von Weltruf setzen ihre Namen unter die Behauptung, es habe Schlösser ausgeraubt, Juwelierläden, Spitzenlager geplündert, Mädchen geschändet, Kinder geschlachtet, Weiber, Greise, Krüppel als Deckungmannschaft ins Feuer vorausgeschickt. Unter Millionen sind, überall, auch Wildlinge und rohe, in Verbrechen neigende Gesellen. Wer den deutschen Menschen

kennt, wird dem berühmtesten Angeber nicht glauben, daß auf unserem Felde dichteres Unkraut sei als auf dem der Feinde. Mit Namen und Daten fand ich (nach dem Bericht der Belgierkommission über die Beschießung von Loewen) nicht einen Fall belegt. Dennoch: draußen wirkt, was Senatoren und Akademiker schreiben. Wärs nicht möglich, in jedem von Deutschen besetzten Ort durch Erlaß des Befehlshabers öffentlich zur Anzeige jeder Truppenungebühr aufzufordern, strenge Untersuchung und Vernehmung aller Thatzeugen zuzusagen und den Erlaß in die Hauptzeitungen zu setzen? Dann wäre der Ruf unseres Heeres sicherer geschirmt. Im Jahr 1871 bestimmten Anschuldigungen von der jetzt ringsum hörbaren Art den (ins Hauptquartier des Kronprinzen zugelassenen) bedächtigen Gustav Freytag zu einem hübschen Aufsatz, dessen erste und letzte Sätze ich heute wiederholen möchte. „Vier Jahrtausende geschichtlichen Lebens sind nöthig gewesen, bevor in der sittlichen Empfindung kultivirter Völker der große Grundsatz herausgebildet wurde: Privateigenthum der Feinde, so weit es nicht den Zwecken des Krieges dient, ist unverletzlich. Kein großer Fortschritt der Menschheit wurde so theuer erkauft wie die edle Lehre, daß Leben, Ehre, Freiheit, Habe des Nichtkämpfers in Feindesland geachtet werden müsse; Ströme von Blut sind vergossen, unsägliche Trübsal von hundert Geschlechtern vergangener Menschen ist darum geduldet worden. Wir Deutsche haben für die menschliche Schonung des Feindes im modernen Krieg wohl am Meisten gethan. Jede Verwilderung und jede Verwirrung der Sitte und Ehrlichkeit, welche der Krieg in unser Heer bringen könnte, würde dem Werk unseres Lebens schaden. Der Deutsche mag dem Franzosen gerade ins Auge sehen, wenn er ihm mittheilt, wie die Verwüstung eines Schlosses durch die wechselnde Besatzung nicht zu verhindern war; aber wir beneiden den tapferen Mann nicht um seine Empfindungen, wenn er den Franzosen händeringend vor dem leeren Rahmen stehen sieht, der einst das Bild seiner Tochter umschloß. Unseren Lieben, Offizieren und Mannschaften unseres Heeres, rufen wir innig zu: Wir sind stolz und glücklich über Eure Kriegsthaten. Erhaltet Euch auch als Menschen der Nation werth und ehrwürdig! Kehrt aus diesem furchtbaren Krieg mit lauterem Gewissen und mit reinen Händen zu uns zurück!" Was zur Verbür-

gung würdigen Betragens geschehen konnte, ist im preußischen Heer stets geschehen. Napoleons Soldaten hatten aus Köln einen Rubens, aus Aachen einen Theil der Reichskleinodien und ein Holzbild Karls des Großen, aus Heidelberg alte Handschriften, aus Kassel viele Gemälde, aus Berlin die Siegesgöttin (vom Brandenburger Thor), Bilder und Münzen, aus Fritzens potsdamer Handbibliothek wichtige Bände geraubt. Preußens Heer hat den französischen Museen kein Stück genommen (der Rath von gestern, Kunstwerke, „als Entschädigung", wegzunehmen, klang, verklang wie das Gelall eines bösen Narren.) Auf das Porzellangeräth für vierzig Personen und auf die Bonapartebilder, „von dem berühmten Mahler David gemahlen, alle in Lebensgröße und ihm zu Pferde"; glaubte Blücher, als er sie aus Paris an sein Malchen schickte, gewiß Besitzerrechte zu haben. Nach dem zweiten Einzug in Paris befahl er: „Alle Franzosen sind mit Ernst und Kälte zu behandeln; aber jede muthwillige Beleidigung von unserer Seite soll streng bestraft werden. Ich erwarte, daß sich die Armee nicht durch Uebermuth entehren, sondern auch als Sieger menschlich und bescheiden betragen werde." 1815. Nach Sedan und dem Straßenkampf von Bazeilles sagt in Reims, an Bismarcks Tisch, der amerikanische General Sheridan: „Die richtige Kriegführung muß dafür sorgen, daß mit dem Heer auch die Bewohner des feindlichen Landes leiden und ihnen nichts bleibe als die Augen, das Kriegselend zu beweinen. Dann sehnen sie sich nach dem Frieden und bestürmen ihre Regirung so lange, bis sie ihn schließt." Preußens und Deutschlands Volk in Waffen blieb weitab von so „richtiger" Kriegführung; wird ihr auch fortan immer fern bleiben.

(Auch im Leben der Völker wiederholt sich Alles. Sogar die jetzt so laut durchs Land schnaubende Klage über die Feldpost ist schon hundert Jahre alt. Aus Schweidnitz schrieb der Vater eines Gardejägers an Blücher: „Ich bitte Sie um Alles in der Welt, liebster Herr Blücher, Excellenz, General Vorwärts, was ist für eine infame Konfusion mit dem Feldpostamt! Korrigiren Sie die Kerls doch einmal; aber nach alter preußischer Manier. Sie verstehen schon, wie ichs meine. Es ist, um die Schwerenoth zu kriegen, wenn man den Kindern, die fürs Vaterland streiten, was schickt und sie nichts bekommen. Eure Excellenz werden den Kerls ein Donnerwetter auf den Hals schicken. Deshalb habe ich Ihnen ge-

chrieben; denn ich weiß, daß mit dem Alten nicht viel zu spaßen ist.“ Der Wütherich war ein Schornsteinfeger. Wer aber hörte gestern nicht feine Damen im selben Ton schelten?)

Die Künstler.

Am ersten Novemberabend träumte und focht, liebte und starb auf der berliner Hofbühne des Königs von Preußen die Jungfrau von Orleans. Die Lothringerin, die Frankreich zum Sieg führt und in der Kathedrale von Reims ihren König krönt. Freilich: sie kämpft gegen Briten. „Frankreich wird nimmer Englands Fesseln tragen. Eher wird es ein weites Grab für Eure Heere sein.“ General Lionel, der (wunderliche) French von 1429, schmäht die Franzosen: „Ich spotte dieser Weichlinge! Wir haben sie vor uns hergescheucht in zwanzig Schlachten, eh' dieses Heldenmädchen für sie stritt. Das ganze Volk veracht' ich bis auf Eine: und Diese haben sie verbannt.“ Die heute Belgier heißen, stehen, neben Engländern und Burgundern, mit „unermeßlichem Geschütz“ wider Frankreich: „Die Lütticher, Luxemburger, die Hennegauer, die vom Lande Namur und die das glückliche Brabant bewohnen, die üppigen Genter, die in Sammet und Seide stolziren.“ Immerhin ist die Zumuthung seltsam, just in diesen Tagen sich für Frankreichs Größe und Kriegerruhm zu begeistern. Obs den an der Marne (wo Schillers Johanna den Burgunderherzog ihrem König versöhnt) und an der Aisne, bei Reims und Arras Verwundeten gelungen wäre? Ob King George oder der Zar (in Paris sind seit drei Monaten alle Theater geschlossen, nur Kinos noch offen) im Hofschauspielhaus ein Drama dulden würde, das Deutschlands Erlösung, und wärs von Römern oder Schweden, durch Gottes Gnade feiert? Wir sind gutmüthige Leute. Manchmal; wenn des Mützleins Zipfel nach der Sonnenseite wippt. Warum nur, plötzlich, so hart gegen die fremden Künstler, die unhold über uns reden?

Hier wird Unterscheidung Pflicht. Herrn Leoncavallo (Judenfresser schwören gewiß drauf, daß dieses Löwenpferd einst dem Rufnamen Isidor folgte) geselle ich dem allerchristlichsten Tiefseeforscher von Monaco. Diese durch (unverdiente) Kaisershuld Verpflichteten mußten den Schnabel halten und sind, weil sies nicht thaten, als Rüpel abzuschütteln. Den Bajazzo ließe ich, dennoch, weiter lachen und schluchzen, so oft Meister Caruso sich bequemt, bei

uns zu wohnen. Herr d'Annunzio ist ein Rhetor, dessen Wortgeglitzer nur die hoffentlich aussterbende Gattung der Snobs ergötzte; und förderte sein Schreibergeschäft immer durch die Geberde des Patrioten, Oesterreicherfeindes, Adriaschirmers. Ob ein Wicht, der aus öffentlicher Entblößung einer Frau, einer ihm leiblich vermählten, Gewinn zog und dem die alte Sarah Bernhard deshalb ins Gesicht spie, uns schimpft oder streichelt, wäre selbst in stillerer Zeit nicht eines Wörtchens werth. Die Herren Saint-Saëns, France, Rolland, Maeterlinck, Shaw: Franzosen, Belgier, in London heimischer Ire. Sie konnten höflicher sein. Sühnt aber die Flamme, die ins Vaterland schlägt, nicht von jeder Sünde? Herr Hodler ist allemanischer Schweizer: seine Heimath ist weder verwüstet noch gefährdet. Warum schwieg er nicht? Warum unterschrieb er, der germanische Menschen, der die norddeutsche Jugend des Befreiungskrieges so herrlich gemalt hat, einen Fehderuf wider Deutschland? „Verbiete Du dem Seidenwurm, zu spinnen, wenn er sich schon dem Tode näher spinnt!“ Laset Ihr Tassos Gespräche mit dem Herzog und dem Staatssekretär von Ferrara und kennet des Künstlers Wesen noch nicht? Dem ist die Kunst die Krone, das Kunstwerk der Zweck allen Lebens. Der prüft nicht kühl, ob Gräuelkunde, die in sein Ohr drang, fest beglaubigt ist; jach fährt er auf und brüllt seinen Zorn in die Lüfte. Während des vorigen Franzosenkrieges that Verdi wie jetzt Hodler. Auch Italien war neutral; den Preußen obendrein, 1866 und 70, dafür zu Dank verpflichtet, daß sie Oesterreich schlugen und den Savoyern den Weg nach Rom öffneten, den Frankreich sperren wollte. Acht Tage vor der Einverleibung des Kirchenstaates ins Königreich Italien schrieb Verdi (dessen „Aida“ der Kronprinz von Preußen, in den Tagen der Suezkanalfeste, im Kairo Ismaels bewundert hatte) an eine Freundin: „Frankreichs Unglück zerreißt mein Herz. Dieses Land spendete der modernen Welt Civilisation und Freiheit; mit ihm würden sie sterben. Mögen unsere Schreiber und Politikmacher den Verstand und die Wissenschaft, sogar (Gott verzeihe ihnen!) die Kunst der Sieger von heute noch so laut loben: wenn sie näher zusähen, fände ihr Auge in den Adern der Preußen noch das alte Barbarenblut. Die Deutschen sind maßlos stolz, hart, unduldsam, verachten alles nicht Germanische und haben einen unwiderstehlichen Hang in Räuberei jeglicher Art. Sie sind stark, aber nicht civilisirt;

vielleicht Gehirnmenschen, doch ohne Herz. Was soll man über diesen König denken, dessen Lippe alltäglich von Gott und der Vorsehung spricht und der, unter dem Schutz der Vorsehung, wie er sich einbildet, den schönsten Theil Europas zerstampft? Er wähnt, zur Veredlung der Sitten, zur Bestrafung der Laster unserer Zeit berufen zu sein. Wahrhaftig: ein sonderbarer Sendling des Herrn! Sein Vorgänger war der Hunnenkönig." (Ein Gelehrter sagt mir, das Gotenwort Ata, Vater, werde mit zwei t, nicht, wie ich glaubte, mit einem geschrieben; Väterchen heißt also Attila.) „Der Hunne empfand wenigstens vor der Majestät des Alterthumes Ehrfurcht. Der Preuße will Paris beschießen. Und was thun wir? Hunderttausend italische Soldaten konnten Frankreich retten. Mit ihm besiegt und zum Friedensschluß gezwungen zu werden, wäre mir lieber als dieses thatlose Hindämmern, das uns Verachtung eintragen muß. Nicht morgen, doch übermorgen wird der ganze Erdtheil in Kriegszustand sein. An Vorwänden fehlts nicht. Noch schwebt ja der Streit über die Adria, die der Deutsche ein germanisches Meer nennt." Der Brief wurde 1870 grdruckt: und könnte von gestern sein. Dem alten König Wilhelm hat er Manrico und Violetta, Rigoletto und Aida niemals verleidet.

Herr Hodler ist nicht so groß und war nicht so grob wie Verdi. Er hört: Durch der Deutschen Schuld ist ein Rubens, vielleicht gar ein Vermeer, sind die unersetzlichen Bauwerke und Handschriften von Loewen in Brandzündergluth zerstört worden; die Deutschen beschießen die Kathedrale von Reims, die schönste Steinzier Europas, und haben auf die Kirche Unserer Lieben Frau von Paris Bomben geworfen. Er fragt nicht, wie ein Nüchterner: Mußten sie? Blieb ihnen nur die Wahl, dem Gethürm alter Baumeister oder jungem Menschengewächs ihrer Erde das Leben zu kürzen? Kunst ist ihm hienieden das Höchste. Kunst muß unter allen Umständen andächtig geschont werden. Gotische, vlamische Kunst, denen er das beste Erbe dankt, vernichtet? Er heult auf: „Barbarei!" Unterschreibt jeden Protestzettel, den Geschäftige ihm vorlegen; wahrscheinlich, ohne den Wortlaut geprüft zu haben. Schwächere Künstler haben in den Fällen Gorkij und Ferrer nicht bedachtsamer gehandelt; auch später noch mit ihrem Namen manche „Wahrheit" gedeckt, die aus dem Preßteich erangelt war und vor der Kundige die Achseln hoben. Den Schweizer, der öffent-

lich die frommste Achtung des deutschen Wesens bekannte und dessen Kunst Deutschland ehrt, mußte Kameradschaft freundlich in klarere Erkenntniß überreden, statt ihn rauh aus der Reihe zu stoßen. Sein Ruhm und seine Einkunft stammt aus dem Deutschen Reich? Sollte er schweigen, um sich den Markt zu erhalten? Wers fordert, lebt im Sittlichkeitklima Dessen, der stets bereit ist, das dem Brotgeber wohlgefällige Lied anzustimmen, und nur dem in Paris ausgepfiffenen Wagner erlaubt, Frankreich zu schelten. Die Begründung entwürdigt das Urtheil; daß Herr Hodler nicht seinen Vortheil wog, hebt ihn über die Profitschnüffler, denen auch ein Weltkrieg nur als Anschlußgelegenheit wichtig wird. Das Flachland der Politik von Gefühlsergüssen überschwemmt, gegen Völker, mit denen wir morgen wieder verkehren, Wissen und Waare austauschen müssen, das schnödeste Wort nicht schnöd genug: und Politikerstank auf den Firnen der Kunst? Die Weihezeit würde besudelt. Und das Ausland spräche: „Die Deutschen verbieten dem Künstler, dem sie was abgekauft haben, seine Ueberzeugung laut werden zu lassen." Nein. Die kümmert uns nicht. Die biederste Gesinnung ersetzt uns nicht mächtige, nicht einmal feine Kunst. Nur dem Philister ist der Künstler unverständlich, dessen Seele unter der Botschaft von einer Kunstvernichtung schaudert. Der Visionäre, vatum, Traumgestalter rasch erregbares Geschlecht lebt nach eigenem Gesetz. Ihr Können, das auf die Höhen, in die Tiefen der Menschheit fortwirkt, entschuldigt von jedem Fehl trabender Heerdenvernunft. Wo sie in Uebermacht thront, kann der Künstler nicht athmen. Freuet Euch, in Hagen, Hannover, Jena, der männlich starken Bilder Hodlers, des Germanen, und vergesset, daß Künstlerszorn ihn in ungerechten Spruch trieb; weil er nicht besonnen ist, malt er den Tell und anderes mythische Mannsvolk. Da Friedrich Wilhelm dem Fritzenschmäher Macaulay den Fritzenorden gab, fühlte er sich als Deutschen. Sein Großneffe, der Kiplings indobritisches Blut, trotzdem es oft gegen deutsches Thun aufschäumte, gern im Dschungel pochen hört, wird nicht wünschen, daß seine Landsleute sich steif von den Maeterlinck, France, Rolland wenden. (Der spitzig kalte Kelte und überkluge Witzling Shaw war nachgerade überschätzt worden; und daß Kleine, von Donnay bis hinab zu Ohnet, unter die Kläffer gekrochen sind, ist ein Glück.) Als ich von Maeterlincks seltsam schön umnebelter Welt leiden=

der, lichtscheuer und doch auch vom Dunkel verängsteter Homunkel den Schleier gehoben hatte, schrieb mir der Dichter, erst von diesem Tag an, der sein Werk zum ersten Mal Deutschen empfahl, dürfe er Wirkung hoffen. Soll er deshalb nicht mit der Feder und anderem Gewehr gegen Deutschland, den Ueberwältiger seiner vlamischen Heimath, kämpfen? Der Kleist des Katechismus für Deutsche und der Hermannsschlacht hätte ihn begriffen. Und zu den am anderen Empfindenspol Wohnenden spricht Goethe: „Mit dem Nationalhaß ist es ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur wird man ihn immer am Stärksten und Heftigsten finden. Es giebt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet, wo man gewissermaßen über den Nationen steht und man ein Glück oder Weh seines Nachbarvolkes fühlt, als wärs dem eigenen Volk begegnet.“ Solches Glückserlebniß war ihm Bonaparte, „der Halbgott, der Kerl, dem wirs nicht nachmachen können.“ Korse oder Franzose? Der Künstler-Mensch, den der Dämon am Gängelband führt und im Zustand ewiger Erleuchtung, ewiger Begnadung durch Gottheit hält. Erst mit der Zeugerkraft stirbt die Hitze.

Was gedruckt wird.

„Die bayerischen Truppen sollen schon oft gemeutert haben. Achttausend Gefangenen, die auf der Eisenbahn aus Frankreich kamen, gaben sie bequeme Gelegenheit, Bürgertracht anzulegen und zu fliehen. Die Neigung in Ungehorsam und Meuterei wird durch die Thatsache erklärt, daß die Königin von Belgien, eine bayerische Prinzessin, von den Preußen schlecht behandelt wurde.“ (Morgenavisen.) „Nach all den guten Meldungen, die in jüngster Zeit von den Kriegsschauplätzen kamen, ists begreiflich, daß Deutschland nach Frieden winselt. Unsere Pflicht ist aber, die Deutschen in den tiefsten Nothstand zu treiben. Ein Volk, das aus blinder Zerstörungwuth Loewen in einen Aschenhaufen verwandelt, Kinder auf Bayonnettes gespießt, Pflegerinnen die Hände, anderen Frauen die Brüste abgeschnitten, Verwundeten die Augen ausgestochen, Mädchen geschändet und sich an unbeschreiblicher Unzucht ergötzt hat, muß behandelt werden, wie solcher Raubmörderbande zukommt. Die Schandthaten hatte der Kaiser befohlen, der jetzt, als er gerade hoffte, im Triumphzug durchs Thor von Paris zu reiten, aus Frankreich herausgeworfen wurde. Aber

das edle Volk stimmt ihm zu und bewundert seine feige Teufelei. Von dem blutdurstigen Professor Harnack bis in die unterste Schicht der Eisenbahnbeamten jauchzt Alles, wenn berichtet wird, daß irgendwo eine wehrlose Mutter erschossen worden ist. Deutschland darf nicht frei athmen, ehe es den Verbündeten die ganze Doktorrechnung bar bezahlt hat. Die Hohenzollern müssen natürlich vom Thron steigen. Mit Stumpf und Stiel muß diese Pflanze ausgejätet werden. Ueberlebt der Kaiser seine Niederlage, dann mag er auf einer fernen Insel hausen. Nicht etwa auf Sankt Helena; dieser Name weckt die Erinnerung an Einen, der, mit all seinen Fehlern, ein Mensch, nicht ein Werwolf, war. Man könnte die englische Insel Tristan da Cunha wählen. Dann wäre die Höhe der Entschädigungsumme zu bestimmen. Deutschland muß zahlen, bis der Bankerot vor der Thür steht. Zwanzigtausend Millionen Mark: von diesem Betrag könnte die Erörterung ausgehen. Das Reich wird in seine Bestandtheile aufgelöst und jedem Stamm der Raum gewährt, der ihm ziemt. Krupps Fabriken werden niedergerissen und die deutschen Kriegsschiffe dem Sieger ausgeliefert. Ist der Nordostseekanal internationaler Besitz und Helgoland entfestigt, dann können wir in Berlin den Friedensvertrag diktiren. Dem Heer und seinem Troß darf aber nicht erlaubt werden, die Lüge in die Zeitung zu setzen, daß deutsche Truppen als Sieger in Paris, London, New York stehen und daß der König von England neben den Präsidenten Wilson und Poincaré in Potsdam eingesperrt ist. Minister Churchill sprach Wahrheit: in diesem Krieg endet unser Leben oder Deutschlands. Dessen Wille ist, England und Frankreich zu vernichten. Dessen Sehnsucht, auch englische Kinder auf Bayonnettes zu spießen und englischen Mädchen die Hände abzuhacken. Wenn solcher Vorsatz ein vielköpfiges und starkes Volk beherrscht, ist er so gefährlich wie eines Tigers Ansprung gegen einen Menschen. Töte ich nicht den Tiger, dann tötet er mich. Ein Vertrag mit Deutschland ist nicht mehr werth als ein mit dem Tiger abgeschlossener. Deshalb müssen wir warten, im Nothfall bis ins Jahr 1919, und so übermächtig werden, daß wir alle Bedingungen vorschreiben und den deutschen Militarismus, die deutsche Bestialität vernichten können. Delenda est Germania!" (Financial News.) „Der Werth deutscher Kultur beruht fast nur in den Schätzen, die ihr, auf dem Weg über Frank-

reich und England, aus den Kulturen von Hellas und Rom zugeführt worden sind. Was bliebe von Goethe, wenn man ihm das von Shakespeare, Voltaire, Rousseau Entlehnte nähme? Unter der Zuchtruthe ihrer Lehrer haben zehn Generationen unseres Volkes vor Clavigo und Iphigenie erbleichend gezähnt. Schillers Tragoedien sind ehrlicher deutsch, aber durch Romantikerflitter verdorben. Was haben sie noch? Kant. Wars nöthig, daß er das Gewicht seiner bleiernen Bücher auf eine Welt wälzte, der die Civilisation der Mittelmeerländer nach der Bibel das Evangelium, nach Platon Descartes geschenkt hatte? Die erste Wirkung des Kreuzzuges, den Frankreich für das Ideal unternommen hat, wird die Erlösung der Civilisation aus dem Joch deutschen Geistes sein. Unser Volk wird neue Meisterwerke schaffen: und die Deutschen werden sie wieder nachmachen, nachfälschen, wie sie mit aller Schönheit thaten, die westliche Erfinderkunst ihnen in Verschwenderfülle vors Auge stellte. Nietzsche wollte die Musik mediterranisiren. Wir müssen die Civilisation entdeutschen.“ (Minister a. D. und Akademiker Hanotaux im Figaro.) „Herr Romain Rolland sagt, er liebe das alte Deutschland und bleibe seinen deutschen Freunden treu. Weiß er, ob darunter nicht Mancher ist, der wehrlose Franzosen gemordet hat? Er meint, die Deutschen vertheidigten die Gedankenwelt und die Stadt Kants gegen die Kosaken. Kant, Herr Rolland, sagte tyrannischen Völkern, die schwächere überwältigen würden, voraus, daß die Rache der verbündeten Kleinmächte sie treffen werde. Er wollte die Gesellschaft auf die Vernunft gründen, Freiheit und Gleichheit Allen sichern und grüßte fröhlich das Morgenroth der Französischen Revolution. Was er über Völkerrecht und ewigen Frieden schrieb, ist die bitterste Verhöhnung des Ideals der Deutschen von heute. Die kämpfen nicht für Kants Gedanken, sondern schänden und morden sie. Wenn er noch lebte, würde er sich schämen, Preuße zu sein.“ (Professor Aulard im Matin.) „Die Académie des inscriptions et belles lettres hat vernommen, daß deutsche Gelehrte (in dem ‚Aufruf an die Kulturwelt‘) die Oeffentliche Meinung zu täuschen versuchen. Sie sieht mit schmerzhafter Ueberraschung, daß berühmte Männer, sogar solche, die sie ihrer Arbeit gesellt und denen sie damit einen Theil ihrer Ehre anvertraut hat die Ableugnung erwiesener Thatsachen nicht scheuen, wenn sie hoffen, durch dieses Mittel die Offenbarung von Verbrechens-

schuld zu hindern, und daß diese Männer, statt selbst den Thatbestand zu prüfen und unwiderlegliche Zeugenaussagen zu hören, blind einer Regirung vertrauen und vielleicht gehorchen, die ihre Verachtung des gegebenen Wortes offen eingestanden hat. Die Akademie spricht aus, daß Männer, die ihres Namens Ansehen in den Dienst roher Gewalt gestellt und ihr in Verkleidung geholfen haben, groben Verstoßes gegen die Pflicht der Ehre und des Anstandes schuldig scheinen. Die Akademie beschließt, diese Erklärung in öffentlicher Sitzung verlesen und ins Protokol einfügen zu lassen." (Die zwei anderen Akademien des Institut de France haben dem Bannspruch zugestimmt.) „Am sechzehnten Oktober haben drei von einem Unteroffizier geführte französische Soldaten zwölf deutsche und einen Sergent in einem Grenzdorf überrumpelt und gefangen. Die Deutschen sagten, sie könnten den Hunger nicht länger aushalten und seien seit Tagen bereit, sich zu übergeben. Das ist schon öfter geschehen. Neu ist nur, daß diese Soldaten von den Kriegserklärungen Englands und Japans noch immer nichts wußten und, als sie davon hörten, in Tobsucht geriethen. Wenn das ganze Heer, riefen sie, erst die Wahrheit erfährt, werden große Massen deutscher Soldaten die Gefangenschaft wünschen und suchen." (Le Figaro.)

„Eine Nation muß handeln wie ein anständiger Mensch. So lange es Völker giebt, die, ohne den Schatten eines Vorwandes, nur, weils ihnen Vortheil verheißt, über ein kleineres, aber tapferes, ehrliches, fleißiges, von feierlichen Verträgen geschütztes Volk herfallen und es niederschlagen, darf keins sich dem Wahn hingeben, durch seine Redlichkeit, seine gute Absicht und durch Bürgschaftverträge vor ähnlichem Unheil sicher zu sein. Belgien hat seine Ehre gerettet und das Mitgefühl der ganzen Erde erworben. Ein Friede, der ihm nicht zurückgiebt, was es verloren hat, und der nicht für immer die Wiederkehr solcher Unbill ausschließt, wäre kein Friede." (Präsident a. D. Roosevelt im Outlook.) „Um sich von der neuen Beschießung der Kathedrale von Rheims zu entschuldigen, behaupten die Deutschen, auf den Thürmen stehen Beobachtungposten, die Lichtsignale geben. Das ist eine neue Lüge. Wozu sollten wir auf halb zerstörte Thürme Beobachter stellen? Die ganze Ebene vor Reims ist eben so gut und mit geringerer Gefahr von den Nachbarhöhen aus zu übersehen. Und hätten wir

auf den Kirchthürmen Posten, dann könnten sie, ohne daß der Feind es merkt, der Artillerie durchs Telephon alles Nöthige sagen." (Le Journal.) „An der Marne wollten die Deutschen einen Hauptschlag wagen: es wurde ein Fehlschlag. Sie mußten, athemlos und schlecht genährt, weichen und an manchen Stellen wurde ihr Rückzug wilde Flucht und unsere Offensive Verfolgung. Davon zeugt die Beutemenge, die wir heimbrachten. Der Tagesbefehl hatte den Truppen gesagt, daß ein großes Spiel gewagt werden solle. Da es verloren ist, werden sie glauben, daß ihr Thun, selbst wenn es gelingt, den Zusammenbruch nur aufschieben kann." (General Humbel in La Libre Parde.) „Bei Roye ist der Feind gegen eine Erzwand gerannt. Und während er sich da wundstieß, marschirten wir nordwärts und fügten die verbündeten Armeen in ein Heer. Das ganze Land zwischen Armentières und der See wurde besetzt und damit, wieder einmal, das klassische Umfassungmanöver vereitelt, das der neue rechte Flügel der Deutschen geplant hatte. Noch ists nicht der Sieg. Wer im Dienst der Gerechtigkeit, der Freiheit, also der Wahrheit, steht, wird das große Wort Sieg erst nach der Entscheidungschlacht aussprechen. Doch die Luft schmeckt nach Salz, der Wind weht kräftig aus freier Weite: man fühlt lange schon, ehe mans sieht, die Nähe des Meeres." (Le Figaro.) „Aus dem Marsch nach Paris und dem Marsch nach Warschau ist nichts geworden. Nun ist die Reihe an dem Marsch nach Calais. Kommen die Deutschen endlich an eins ihrer Ziele, dann werden wir allerlei Wundergeschichten von Zeppelinen, Riesenkanonen, Landung und Einbruch in England hören. Der Zweck ist, panischen Schrecken in unser Inselvolk zu tragen. Die deutsche Politik hat die Art des britischen Wesens immer verkannt und verkennt sie noch heute. Uns läßt die Frage von Calais ganz kalt. Und stünden dort noch so viele deutsche Corps: wir sind nicht einzuschüchtern und in die Sehnsucht nach hastigem Abschluß eines schlechten Friedens zu scheuchen. Unseren still gefaßten, unverrückbaren Entschluß, mit den Verbündeten bis ans Ende zu kämpfen, werden wir, was auch geschehe, in gelassener Ruhe ausführen." (The Times.) „England, Frankreich und Rußland haben sich einander verpflichtet, jeden Abschluß eines Sonderfriedens zu weigern. Dieser Pflicht werden sie treu bleiben: ein- für allemal seis gesagt und verstanden! Man redet von ‚nicht entehrenden Be-

dingungen'; der Kämpfer, der seine Kameraden im Stich ließe, wäre am Tiefsten entehrt. Frankreich leidet; es wird, wenn Noth dazu zwingt, noch mehr Leid ertragen, endlich aber seinen Feind niederwerfen. Es wird ihn in Ohnmacht zwingen, ihm den Hochmuth austreiben, das letzte Wort haben. Das Selbe gilt für die anderen Mächte." (Herr Hanotaux.) „Wilhelm der Zweite ist mit seinem Stab und Gefolge von Czenstochow nach Schlesien zurückgewichen. Die Wuth über die Niederlage seiner Truppen entlud sich gegen die polnischen Agrarier, die er zu Hunderten in die Militärgefängnisse werfen ließ." (Daily News.) „Marschall von der Goltz ist ein eifriger Schmetterlingsammler. Ein zarter Falter trägt den Namen dieses plumpen Teutonen. Ehe Goltz einen Schmetterling aufspießt, betäubt er ihn. So vermeidet er das schmerzende Schauspiel langsamen Todeskampfes. Und dieser für Schmetterlinge gütige Mann hat geschrieben: ‚Auf das Volk des feindlichen Landes muß man mit allem Schreckensmitteln einwirken, um schnell und ganz mit ihm fertig zu werden und den Krieg, im Interesse der Menschlichkeit, abzukürzen.'" (Le Cri de Paris.) „Der Schnörkel unter dem Namenszug des Kaisers hat die Linien eines Peitschenhiebes. Die Buchstaben sind hastig und regellos aneinandergereiht. Welche Anmaßung in diesem W! Es ist die Schrift eines gewissenlosen, auf Angriff und Beute bedachten Rechners. Das Horoskop des Kaisers läßt ein tragisches Ende voraussehen. Wenn er nur das Mindeste von okkulten Dingern wüßte, hätte er sich gehütet, gerade im August 1914 Rußland und Frankreich den Krieg zu erklären. Das astrologische Zeichen Leo regirt Frankreich; Aquarius, das Zeichen der Revolution, Rußland. Zwischen dem vierzehnten und dem achtundzwanzigsten November 1914 wird Deutschland furchtbares Unheil erleben." (Occult Messenger.)

„Wie schlecht es um die deutschen Finanzen steht, lehrt die Entwerthung des deutschen Geldes auf dem holländischen Markt, einem der wenigen, die ihm noch offen sind. Seit dem Kriegsanfang hat die Mark dort zehn Prozent ihres Werthes verloren. Und man schwatzt uns vor, die deutsche Regirung habe im eigenen Land vier Milliarden zu borgen vermocht! Mit welchen Listen und Trugkünsten, weiß die Welt. Zu Haus mag den Deutschen die Taschenspielerei mit Schriftstücken gelingen. Im Verkehr mit dem Ausland gilt Affenmünze nicht; da wird die Finanzkraft der Staaten

ehrlich abgewogen. Und was sehen wir dort? Deutschlands Kredit ist gesunken, unserer auf der alten Höhe." (Journal des débats.) „Die Deutschen sind an ihrer Ostgrenze und in Frankreich geschlagen worden und dürfen kaum noch hoffen, nach Warschau oder Paris zu kommen. Kein Wunder, daß sie sich gegen England wenden. Deshalb der wilde Marsch nach Calais; von dieser Basis aus möchten sie in unser Land einfallen. Sie träumen, der Aufmarsch ihrer Truppen an der Kanalküste werde uns schrecken und zum Friedensschluß bestimmen. Wenn sie, wider Erwarten, jemals nach Calais kommen, werden sie merken, wie falsch ihre Rechnung war." (The Globe.) „Der Glaube an die Unbesiegbarkeit der Deutschen ist schon jetzt erschüttert. Er wankt, seit sie, statt den laut verkündeten Triumphzug nach Paris anzutreten, von der Marne zurückweichen mußten. Die verbündeten Heere haben, Stein vor Stein, den Tempel zerstört, der den ‚alten Gott' und das Dogma von dem auserwählten Volk göttlichen Wesens umschloß. Der ungeheuerliche Kult, den endlose Geräusche der civilisirten Welt aufzwingen sollten, stürzt in sich zusammen." (Le Temps.) „Stellet Euch vor: Er geht ins Feuer! Er ist an der Front! Oft. Lasset uns dieses Wörtchen ausschlürfen! Oft! Seit wann denn? Seit drei Tagen? Sonst wüßten wirs sicher längst. Zu spät, Majestät! Zu spät, Donnerwetter! Du hast Deinen Auftritt verfehlt und möchtest uns jetzt überzeugen, daß nicht Furcht noch Gewissensbiß Dir den Schlaf raubte, sondern der Lorber des großen Königs Albert." (Herr Jean Richepin im Petit Journal.) „In Berlin erkannte ich, daß die Deutschen sich gern Barbaren nennen hören; sie freuen sich, gehaßt, verabscheut zu sein, und bilden sich ein, daß die ganze Welt sie fürchte. So viele Völker in gemeinsamem Zorn wider Deutschland: darauf sind sie stolz. Die neuste berliner Mode ist jetzt, Sympathie mit Frankreich auszudrücken. ‚Gegen uns kommen, natürlich, die Franzosen nicht auf. Deutschland über Alles! Schließlich sind sie aber nicht ganz unwürdig, gegen Wilhelms Soldaten zu kämpfen. Sie sind ritterlich, geistreich, fein und tapfer. Schade um das arme Frankreich, das, wider seinen Willen, von den niederträchtigen Briten, den Mördern Johannas von Orleans, den Kerkermeistern Napoleons, in diesen Krieg gezerrt worden ist.' Solche Sätze hört man hier. Bereut das schmutzige Thier seinen Frevel? Nein. Aus ihm spricht nur der leidenschaftliche

Haß gegen England. Jeder denkt nur an die Landung in Britanien. Jeder schwelgt in der Vorstellung, daß fünfhundert Zeppelinschiffe gebaut und vierhunderttausend Mann an die britische Küste geworfen werden. Die einfachste Sache, nicht wahr? Alle glauben, daß wir die Angreifer waren und daß Deutschland endlich doch siegen wird. Jeder Tag bringt neue offizielle Lügen, die den süßen Wahn nähren. Geduld: auch die Deutschen werden erwachen. Dann aber mögen sie auf der Hut sein!" (Herr Aghion im Matin.)

Im Nebelmonat.

Wer den Klängen, den Bildern der Fremde das Ohr und das Auge verschließt, kann leicht erschlaffen. Er verlernt (oder lernte nie), daß die Schwarzkünstler und Heinzelmännchen der Heimath sich emsig mühen, ihn und Seinesgleichen an jedem Morgen mit Honig zu letzen, vor jedem Mittagsmahl mit russischer Sakuska in Eßlust zu reizen, für jede Nacht mit Wärmflaschen auszustatten. Hier heißts, Englands Handelsflotte (die bisher ein Schiff von hundert verlor) sei zur letzten Oelung fertig. Dort werden die gefangenen Russen so oft vorgeführt wie in Opernaufzügen mannichfach vermummte Statisten (und der arglos Gläubige fragt weder, ob der Zar nun, ohne Mannschaft, Kinder und Mütterchen ins Feld stellen werde, noch, warum die Ueberwinder solcher Menschheit nicht recht vorwärtskommen). Gestern zerrauften Inder und Araber des Britenleun Mähne; morgen mäht ihm und seinen Wüstengefährten die Osmanensichel die Köpfe vom Rumpf; und übermorgen setzt vielleicht Ferdinandus Rex (wenn er sich nicht nach der anderen Seite besinnen muß) den Heldenfuß auf die bebende, verblutende Flanke. Ob so unwürdiges Getös, Geschwätz, Getrüg nicht im Haus reifer Menschen entbehrlich wäre? Gewiß ist, daß es nirgends und niemals lange genug währen kann. Daß einmal der Tag dämmert, in dessen Nebelröthe die Gehätschelten, Gefütterten, Eingewickelten zuerst ungeduldig, dann mißtrauisch, endlich im Willensstrang schwach werden. Erste Frage: „Weshalb gehts, nach glorreichem Anfang, jetzt so langsam?" Zweite: „Erfahren wir wirklich Wahres?" Dritte: „Räth vorsichtige Vernunft nicht, ein irgendwie leidliches Ende zu machen?" Graute uns dieser Tag: Deutschlands Sache wäre zur Hälfte verloren. Drum ists nöthig, dem Feind ins Antlitz zu schauen, seine Stimme zu hören, den Puls seines Willens zu fühlen. Drum müßte dem Herrn Mei-

nungredakteur, der sich einen Patrioten und Schlaukopf gar dünkelt, weil er zwischen je zwei Hauptsätze eines lehrsamen Berichtes sein unwahrhaftiges Schnoddersprüchlein klemmt, als einem unredlichen Händler die Kundschaft entzogen werden. Nicht darauf kommts an, daß aus dem Holzpapier nur Rosinen zu naschen sind und nie Bittermandeln den Gaumen ärgern, sondern auf die Erhaltung der Volkswillenskraft für eines ungeheuren Krieges unerrechenbare Dauer. Kein Stück von ihr werde vergeudet!

Die Jungtürken haben ihren, vor tausend scharfen Augen, lange vorbereiteten Feldzug gegen den weströstlichen Dreibund, den einzig noch lebenden, begonnen. Welchen Zeitraum er füllen, wohin er führen, ob er auch uns nützen wird, kann heute kein Sterblicher wissen (und der Politiker, ders ahnt, darf es, auch wenn er vor Behörden nie schlottern lernte, nicht sagen). Eins nur: Noch der Nutzen müßte, von beiden Zinsgenießern, eines Tages furchtbar theuer bezahlt werden. Deutlich aber, schroff sogar müssen wir unsere Sache von der des Paschas und Prinz-Gemahls Enver scheiden. Osmans Glück auf den steilen Weg! Doch was da wird, ist nicht unser Krieg. Ist ein dem japanischen nicht nur durch die Hautfarbe ähnlicher. Wer den einen verdammt, sänke aus der Achtung Ernster, wenn er den anderen priese. Wer den Türken als den Genossen unseres Kampfes huldigt, nimmt, auf jedem Platz, dem Deutschen Reich die Bleibsel gewichtiger Zuneigung und fördert das Spiel unserer Feinde, die schon die neue Mär ausschreien. „Sie könnens allein nicht schaffen und haben sich, am Thor der Verzweiflung, die Khalifenhorde gemiethet.“ Schlimm genug, daß auf berliner Straßen ein Geschmatz wie von Bruderküssen hörbar (und bis in den Athem Oeffentlicher Meinung ruchbar) wurde. Schlägt der Türke den Russen, unterschlägt er dem Franzosen Schuldsumme und Zins, bleibt der Balkanbund und der Herr über Libyen still, steht der Islam gegen den angelsächsischen Bändiger auf: wir werden jeden Streich behutsam münzen. Aber wir bleiben allein. Uns kann, soll (und, geradeheraus: darf) Keiner helfen. Die Stunde zur Genossenschaft ist verstrichen. Pflicht jetzt: scharfe Trennung der Verantwortunglasten. Deutschlands Grenzen sind beinahe wieder frei. Seine Völker noch des Kampfes nicht müde; und fähig, eine Million neuer Krieger in den nächsten Lenz zu schicken. Saget ihnen, was ist. Das Wagniß war ungeheuer. Dennoch: Wir habens mit wachen Sinnen gewagt.

Zucker und Fett.

Der Fabrikant und Händler, dem die Möglichkeit winkt, Geld zu verdienen, kann sich auch in Kriegszeit nicht leicht zu „höheren Rücksichten“ bequemen. Die könnten im Zuckerreich von ihm verlangt werden. Deutschland ist der stärkste Produzent von Rübenzucker. Die Gefahr eines Zuckermangels ist kaum denkbar; der Ueberschuß, der exportirt wird, ist so groß, daß selbst nach schlechter Ernte der inländische Verbrauch befriedigt werden kann. Die Zuckerrübencampagne 1913/14 war sehr erfolgreich: da kam der Krieg und das Ausfuhrverbot, das dem wichtigsten Abnehmer deutschen Zuckers, Großbritanien, das Leben entzuckern, also verbittern sollte. Gegen diese Taktik war nichts einzuwenden. England will unserem Handel schaden; wir müssen ihm vergelten, wo wir können. Vor einigen Jahren konnte der Rübenzucker das Säkularfest der Erinnerung an die Kontinentalsperre feiern, die ihm zu seiner wirthschaftlichen Bedeutung half. Vorher hatte der Rohrzucker die Welt beherrscht; der Kampf gegen Englands übermächtigen Handel erzwang den Sieg der Rübe über das Rohr. Heute will Britanien den Handel seines stärksten Konkurrenten niederringen; es ist nicht mehr Objekt, sondern Subjekt der Kontinentalsperre. Die englischen Versuche, sich eine leistungfähige Rübenzuckerindustrie zu schaffen, um von Deutschland und Oesterreich-Ungarn unabhängig zu werden, sind an dem Mangel natürlicher Voraussetzungen, besonders der zum Zuckerrübenbau geeigneten Menschen, gescheitert. Trotzdem wurden die Bemühungen, seit dem Bestehen der Brüsseler Zuckerkonvention, immer wieder erneut. Durch die Zuckerkonvention (eine Schöpfung Chamberlains) vom ersten September 1903 wollten die Briten den Kolonialzucker gegen den mörderischen Wettbewerb des europäischen Prämienzuckers schützen, zu gleicher Zeit aber ihrer Nahrungmittelindustrie, besonders der Fabrikation von Marmelade, den wohlfeilen Bezug des Rübenzuckers sichern. Unordnung auf den Zuckermärkten, Preiswillkür und Ausbeutung der Konsumenten durch die Spekulation: an sittsamen Triebkräften fehlte es auch damals nicht. Die meisten Länder Europas schlossen sich der Konvention an. Doch im vorigen Jahr beschlossen England und Italien den Rücktritt. Die Konvention war 1913 abgelaufen, wurde aber, trotz den beiden Lücken, für fünf Jahre erneut. Heute lebt sie nicht mehr. Frankreich und Belgien sind durch den Krieg ausgeschieden. Bleiben Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Luxemburg, die Niederlande und die Schweiz. Ob der Torso nach dem Krieg ergänzt werden kann, ist ungewiß. Die britische Regirung wollte hindern, daß das alte, den englischen Markt störende System der Ausfuhrvergütungen und Schleuderpreise wieder wirksam werde. War die Kündigung ein Versuch, sich früh auf die Sperrung der europäischen Zuckerausfuhr vorzubereiten und den Import von kubanischem Zucker

zu fördern? Sicher ist, daß die Briten den deutschen Zucker noch lieben und auf Umwegen diese süße Speise zu erlangen suchen. Dadurch entstand der Zwiespalt in den Meinungen über die Zuckerausfuhr während des Krieges. Der ändert schnell alle Lebensbedingungen. Wünsche des Nehmers und Interessen des Gebers gerathen in heftigen Streit; die Bedürfnisse des Händlers stoßen auf die des Staates, manchmal auch des Erzeugers. Im Jahr 1807 hatte England die Zuckerkrankheit fast schmerzlos überstanden; jetzt, hofft man, wird sie das Inselreich nicht nur plagen, sondern auch schwächen. Sein Versprechen, Rohr- und Rübenzucker gleich zu behandeln, ist hinfällig geworden. Auch der Wirthschaft naht eine neue Zeit. Wie sollte Deutschland im Zuckerkrieg seine Schlachtreihe aufstellen? Das war die umstrittene Frage.

Der Bundesrath hatte den Wortlaut des Ausfuhrverbotes geändert und bestimmt, daß die Ausfuhr das übliche Quantum haben darf, natürlich nur für den Verkehr mit neutralen Ländern. Da diese Länder aber von 11 Millionen Doppelcentnern, der Ausfuhrmenge des Jahres 1913, nur den fünften Theil bezogen haben, während auf England und seine Kolonien 8½ Millionen fielen, gilt die neue Verfügung Manchen als unhaltbar. Britanien kann in Holland Zucker kaufen, nach Holland kommt deutscher Zucker: die Zuckersperre ist also gegen England nicht wirksam. Der Geschäftsmann sieht die mageren Tage des deutschen Außenhandels und sagt sich: „Wir dürfen keine Gewinnmöglichkeit auslassen und schädigen den Feind auch durch hohe Preise.“ Diese Auffassung ist nicht leicht zu widerlegen. Die deutsche Zuckerindustrie ist ein wesentlicher Theil des deutschen Geschäftskörpers; und wird gefordert, daß der Kreislauf der Güter und des Geldes kein Hemmniß finde, so darf nichts geschehen, was den Weg der Produkte zum Abnehmer sperrt. Deshalb waren die Zuckerleute nicht einmal mit den Konzessionen zufrieden, die ihnen die Regirung machte: sie wollten, daß ihnen die Ausfuhr ganz freigegeben werde. Die andere Partei sagte: „Niemand weiß, wie die Ernte des Jahres 1915 ausfallen wird. Auch auf schlechten Ertrag muß man gefaßt sein. Da Zucker ein unentbehrliches Nahrungmittel ist, müssen wir ihn für den eigenen Verbrauch aufsparen, statt ihn Fremden zu verkaufen.“

Die Physiologen treten auf den Plan und weisen auf die drohende Fettnoth. Der Krieg ist eine Entfettungskur, nicht nur wegen der knapperen Zutheilung der Nahrung, sondern auch, weil weniger Fett ins Land kommt. Amerikanisches Schweineschmalz und Margarine werden zu Luxusartikeln; und die Viehmast wird zum Kunststück, wenn es nicht mehr genug Futter giebt. Der Talg, den man sich in Tagen des Ueberflusses nur als einen Gegenstand des Schreckens vorstellen kann, gilt in Nothzeit als Manna. Deutschland bezieht einen Theil seiner Futtermittel vom Ausland. Dieser Theil fehlt nun. Um den Mangel auszugleichen, giebt es zwei Möglichkeiten: mehr Vieh zu schlachten oder Ersatzfutter zu schaffen. Der erste Weg ist durch einen Stacheldrahtzaun von Bedenken gesperrt. Wird die Zahl des Schlacht-

viehs verringert, weil es nicht zu ernähren ist, so wird der „Blutkoeffizient“ der Bevölkerung heruntergesetzt. Die ganze Wirthschaft leidet, wenn die Zahl unseres Zuchtviehs verringert wird. Also bleibt die Lösung des Problems von der Futterseite aus. Korn oder Kartoffeln den Menschen entziehen und dem Vieh geben: Das wäre Kurpfuscherei. Zucker ist für die Viehfütterung brauchbar; Melasse ist ein wichtiges Zuckerprodukt. Wird wenig Rohzucker exportirt, dann haben wir in ihm ein Nahrungmittel: zwei Gramm Zucker haben die selbe Nährkraft wie ein Gramm Butter oder Schmalz. Die fehlende Fettmenge müßte also durch das doppelte Quantum Zucker ausgeglichen werden. Deshalb bekommen die Neutralen nicht mehr Zucker als vor dem Krieg.

So kämpft der Physiologe und Volkswirth gegen den Industriemann. Jeder will dem Volke dienen. Der Eine es vor der Gefahr der Entfettung und des Verhungerns schützen, der Andere für die Lebenskraft der Wirthschaft sorgen. Jener hält Muskeln und Fasern für wichtig; Dieser Gewinne, Dividenden und einen guten Abschluß der Handelsbilanz. Der Streit kann erst entschieden werden, wenn man genau weiß, wie lange der Krieg dauern wird. Davon hängts ab, ob sich Deutschland eine reine Industriepolitik gönnen darf. Das Fett kann, unter Umständen, auch Schicksal der Industrie werden. Man muß die Räder schmieren, daß sie laufen. Was in den Fabriken saust und lärmt, was über die Eisenbahnschienen ächzt und kreischt: Alles muß geschmiert werden. Keine von den Millionen und Abermillionen Achsen, die sich in der wirthschaftlichen Großwerkstätte des Deutschen Reiches drehen, darf sich heiß laufen. Kein Rad, das gebraucht wird, darf stillstehen. Der Krieg verlangt angespannte Arbeit zahlloser Maschinen; Schmieröl ist deshalb die Parole. Deutschland braucht in dem stürmischen Lebenshunger, der seinen Wirthschaftmechanismus beherrscht, große Mengen des wichtigen Produktes. Die Jahreseinfuhr mineralischer Schmieröle beträgt etwa 260 000 Tonnen. Der Hauptlieferant sind die Vereinigten Staaten: 111 000 Tonnen. Danach Rußland mit 109 000 und Oesterreich mit 36 000 Tonnen. Die russische Einfuhr ist natürlich zu streichen. Bleibt die österreichische als sichere, die amerikanische als zweifelhafte Größe. Wenn es gelingt, den Import von Amerika zu erhalten, so ist jede Sorge gebannt. Sonst muß Ersatz geschafft werden. Die anderen Produzenten können ihre Lieferungen steigern; im Verbrauch läßt sich sparen, da die Industrie nicht mit voller Kraft arbeitet und das Schiffahrtgeschäft fast aufgehört hat. Trotzdem ist nicht sicher, ob man ohne Ersatzstoffe auskommen wird. Reichen die mineralischen Quellen nicht aus, so müssen die Thiere helfen: Fett statt des Schmieröls. Der gesteigerte Zuckerkonsum kann also auch den Maschinen das Leben erleichtern, wenn der Mensch auf einen Theil der thierischen Fette, die er zu seiner Ernährung braucht, verzichtet. Ein Glück ist, daß wir überall tüchtige Männer haben, die all diesen schwierigen Fragen die nützlichste Antwort suchen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. November 1914.

Nach hundert Tagen.

Niemals zufrieden!

Von der Lys her, aus Westflandern, wo deutsche Krieger jetzt den Ruhm ehrwürdiger Feldzeichen erneuen, kam vor hundertzwanzig Jahren zum ersten Mal die Kunde vom Heldengeist des Mannes, dessen im schwersten Kampf deutscher Geschichte gedacht werden müßte, auch wenn nicht der Kalenderzufall an den Sohn der ersten Novemberhälfte erinnerte. An den Schmied preußischer Waffen, den Zeuger und Erzieher deutscher Wehrmacht. Im Krieg der verbündeten Monarchien gegen das Heer der jungen Französischen Republik hatte, an der Seite und als das Hirn des hannoverischen Generals von Hammerstein, der achtunddreißigjährige Hauptmann Gerhart Johann David Scharnhorst aus der flandrischen Festung Menin, dem Meenen vlamischer Spinner, einen Ausfall und Durchbruch gewagt, dessen Kühnheit der Feind selbst bestaunte (und dessen Nachglanz noch dreizehn Jahre später Herrn Neidhart von Gneisenau, als den Nachfolger Lucadous im Kommando der belagerten Festung Kolberg, zu dem Ausfall und Sturm auf den Wolfsberg ermuthigte). Die Franzosen Carnots, Hoches, Marceaus waren 1794 stärker als die Kämpfer für ererbtes Königsrecht. Die unbequeme Selbständigkeit preußischer Generale hatte in London verstimmt, die Engländer schickten kein Geld mehr an die Spree und aus der eigenen Kasse konnte der König neuen Krieg nicht bezahlen. Das beste Heer der Koalition war also gelähmt, Pichegru drang über die gefrorenen Flüsse in Holland ein, England mußte weichen und die Gründung der Bataverrepublik

dulden. Die Berliner freuten sich noch an dem Novembersieg, den ihr Heer, unter dem Braunschweiger, bei Kaiserslautern über Hoche erfochten hatte, und sangen zum ersten Mal zu Haendels alter Weise den neuen Text (von Baltasar Schuhmacher): „Heil Dir im Siegerkranz!“ Vier Lustren gingen, ehe ein Preuße es wieder anstimmen durfte. Auch unter dem jungen König, Friedrich Wilhelm dem Dritten, verwittert das Heer Fritzens, der doch laut gewarnt hat, Mannestugend nicht durch trägen Hochmuth und Weichlichkeit zerbröckeln zu lassen. Neue Warnung wird von den Stimmen übertönt, die der Dünkel alter Truppenführer in den Glauben bethört hat, Preußens Armee sei noch unübertrefflich und unüberwindlich. Am Vorabend ihres Niederbruches nennt selbst Blücher, der nie mit Bewußtsein Unwahres spricht, sie unbesiegbar. Feldmarschall Moellendorff setzt hinter jeden Neuerungvorschlag nur die barsch höhnende Antwort: „Das ist vor mir zu hoch!“ Kabinetsrath Mencken (der Vater Wilhelminens, die Bismarcks Mutter wurde) mahnt immer wieder, nicht zu viel Geld für Soldaten auszugeben. Und schon wird öffentlich die Frage erörtert, ob man in Friedenszeit überhaupt ein Heer brauche. Dennoch wird die Präsenzziffer, um ein Geringes, erhöht. Jede Besserung der Technik aber, gar der Rath, den ins Ungeheure angeschwollenen Troß zu mindern, als von Abenteurern ersonnene Narrheit abgelehnt. Der Soldat treibt, wenn er aus der Kaserne heimkehrt, sein Gewerbe und erzählt der Familie, daß heute wieder der Teufel los war, weil nicht jeder Zopf die vorgeschriebene Länge, nicht jedes Heubündel die rechte Form hatte. Mancher Batterie fehlen die Pferde. Um von Berlin nach Breslau zu kommen, kriecht ein Artillerieregiment vier Wochen durch den Sand. Das Offiziercorps wehrt sich starr gegen den Eindrang wissenschaftlichen Geistes. Die verwildernden Junker des Gendarmesregimentes ärgern den berliner Bürger durch Maskenaufzüge, in denen, zum Beispiel, ein langer Reiter, als Katharina von Bora verkleidet, den Doktor Luther mit der Hetzpeitsche bedroht. „Das Civil“ mochte froh sein, wenn es nicht selbst Hiebe bekam. Vergebens kündet der König dem Offizier strengste Strafe an, der „auch nur den geringsten meiner Bürger brüskirt“; ruft vergebens: „Die Bürger unterhalten die Armee, nicht ich!“ Mit dem schärfsten Wort ist eingewurzelter Mißbrauch nicht auszuroden. In dieses Heer tritt, als Oberstlieutenant

der Artillerie, Scharnhorst. Wird bald zum Leiter einer Offizier-Lehranstalt ernannt und gründet die Militärische Gesellschaft. Er spricht über die Feldzüge Friedrichs und Bonapartes, lehrt, daß ein Heer „nie konzentrirt stehen dürfe, aber stets konzentrirt schlagen müsse," und weckt durch solche Ketzerreden das Verständniß für die Pflicht aufdämmernder Kriegstage. Wie war der Mann?

„Schlank und eher hager als wohlbeleibt, trat Scharnhorst, ja, schlenderte er sogar unsoldatisch einher; gewöhnlich etwas vornübergeneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen, edlen Zügen ausgeprägt; sein blaues Auge groß, offen, geistreich und schön. Doch hielt er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Auge halb geschlossen, gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich aufjagt, sondern über Ideen ausruht. Doch tummelten sich die Ideen in diesem hellen Kopf immer herum; er hatte aber gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Inneren kochte. Doch wie sicher und fest geschlossen er sein Antlitz und dessen Geberden auch hielt: er machte den Eindruck des schlichten, besonnenen Mannes; man sah keine Vorlegschlösser. So war sein Wesen; er hatte es durch sein Schicksal sowohl als durch seinen Verstand gewonnen. Aus niederem Stand hatte er sich emporgerungen und von unten auf viel gehorchen (auch der Noth) lernen müssen. Seine Stellung in Preußen war, bei aller Anerkennung seiner Verdienste durch den König und durch viele Edle, doch die eines Fremdlings, eines beneideten Fremdlings, geworden; denn in der bösen Zeit, seit den Jahren 1805 und 1806, hatte er, von den Eigenen und den Fremden belauert und den welschen Spähern längst verdächtig, auch wo er Großes und Kühnes schuf und vorbereitete, immer den Unscheinbaren und Unbedeutenden spielen, sich freiwillig gleichsam zu einem Brutus machen müssen. Auch seine Rede war Diesem gemäß: langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber, in fast dehnendem Ton, kühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, geradeste Kühnheit in besonnener Klarheit: Das war Scharnhorst; er gehörte zu den Wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch um keines Strohhalms Breite zurückweichen soll. Muß ich noch erinnern, daß dieser edle Mensch, durch dessen Hände, als des stillen Schaffers und Bereiters, Millionen hingeglitten

waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben lassen? Er ist ein vir innocens im Sinn der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben. Solche war die Art und Geberde dieses ernsten und tugendhaften Mannes, der tiefer als irgendeiner des Vaterlandes Weh gefühlt und mehr als irgendeiner zu dessen Heilung gestrebt und gewirkt hat. Wenn er so dastand, auf seinen Stock gelehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Hauptes und halb verschlossenen Auges und doch zugleich kühnster Stirn, hätte man meinen mögen, er sei der Todesgenius, der, über den Sarkophag der preußischen Glorie gelehnt, den Gedanken verklärte: Wie herrlich waren wir Preußen einst!" (Ernst Moritz Arndt.) „Scharnhorst stand im Krieg von 1806 der Heeresführung nah genug, um die Gebrechen der friderizianischen Armee, die letzten Gründe ihres Unterganges ganz zu durchschauen. Jene stramme soldatische Haltung, wie sie der König von seinen Offizieren verlangte, war dem einfachen Niedersachsen fremd. In unscheinbarer, fast nachlässiger Kleidung ging er daher, den Kopf gesenkt, die tiefen, sinnenden Denkeraugen ganz in sich hineingekehrt. Das Haar fiel ungeordnet über die Stirn herab; die Sprache klang leise und langsam. In Hannover sah man ihn oft, wie er an dem Bäckerladen beim Thor selber anklopfte und dann mit Weib und Kindern draußen unter den Bäumen der Ellenriede zufrieden sein Vesperbrot verzehrte. So blieb er sein Leben lang; schlicht und schmucklos in Allem. Doch die Ueberlegenheit eines mächtigen, beständig produktiven und durchaus selbständigen Geistes, der Adel einer sittlichen Gesinnung, die gar nicht wußte, was Selbstsucht ist, verbreitete um den schlichten Mann einen Zauber natürlicher Hoheit, der die Gemeinen abstieß, hochherzige Menschen langsam und sicher anzog. Er war ein echter Niederdeutscher; schamhaften Gemüthes, still und verschlossen von Natur. Das Lob klang ihm fast wie eine Beleidigung, ein zärtliches Wort wie eine Entweihung der Freundschaft. Die Offiziere sagten wohl, seine Seele sei so faltenreich wie sein Gesicht; er gemahnte sie an jenen Wilhelm von Oranien, der einst, still und verschlagen, den Kampf gegen das spanische Weltreich vorbereitet hatte. Und wie der Oranier, so barg auch Scharnhorst in verschlossener Brust die hohe Leidenschaft, die Kampflust des Helden. Er kannte die Furcht nicht. er wollte nicht wissen, wie sinnbethörend die Angst nach einer Nie-

derlage wirken kann; in den Kriegsgerichten war sein Urtheilsspruch immer der strengste, schonungslos hart gegen Zagheit und Untreue. Niemand vielleicht hat die Bitterniß jener Zeit in so verzehrenden Qualen empfunden wie dieser Schweigsame; Tag und Nacht folterte ihn der Gedanke an die Schande seines Landes. Alle nahten ihm mit Ehrfurcht; denn sie fühlten unwillkürlich, daß er die Zukunft des Heeres in seinem Haupte trage." (Treitschke.)

Was hat der Mann dem Lande geleistet? Er schuf ihm das der Nothwendigkeit genügende Heer, Landwehr und Landsturm; er war der Organisator des Sieges. Fünf Jahre stand der Hannoveraner in Preußens Dienst, als der von den Treusten lange gefürchtete Zusammenbruch Ereigniß wurde. Scharnhorst wird bei Auerstädt verwundet, bei Lübeck gefangen; bei Eylau lächelt seinem heißen Werben das Schlachtenglück. In den Tagen des Unglücks will er nicht aus dem Dienst scheiden; „so lange der König noch einen Soldaten hat, ists wider mein Gefühl." Mit Gneisenau, dem um fünf Jahre jüngeren Franken, eint ihn der Wunsch, „wenn der Staat sich wieder erhebt, mit einem kleinen Gehalt zurückzutreten und nur im Krieg wieder zu dienen; im Sonnenschein des Glückes mögen Andere sich wärmen." Mit Gneisenau, Grolman und Boyen, die seines Wollens Stab sind, beherrscht er den Ausschuß, der die Reorganisation des Heeres vorbereiten, zulänglichen Offiziersersatz sichern soll und vor jedem anderen Grundsatz dem Geltung erringt, daß nicht gemietheten Ausländern, daß fortan nur seinen Söhnen das Vaterland die Vertheidigung anvertrauen dürfe. Seit dem Frieden von Tilsit ist Scharnhorst Generaladjutant. Im Jahr 1809 wird er heimlichen Ungehorsams und dunkler Mächlerei mit den Engländern verdächtigt und sein Reformplan dem Kriegsherrn als unbrauchbarer Tand dargestellt. „General Scharnhorst verfolgt, verleumdet, denunzirt, noch krank von einem Gallenfieber, will von seinem Posten abtreten!" Gneisenau schreibts an den Grafen Götzen, den Statthalter in Schlesien. Und an Friedrich Wilhelm: „Wenn schon früher die Leiter der Militärgeschäfte Eurer Majestät mit eben der Einsicht, Entschlossenheit und eben dem Muth gedient hätten wie die Männer, die man jetzt chaotischer Verworrenheit beschuldigt, dann wären die Berathungen über das Militärwesen wahrscheinlich nicht am Pregel (in Königsberg), sondern ruhig an der Spree fortgepflogen

worden.“ Der König entrafft sich den Schlingen listiger Verleumdung, setzt Scharnhorst dem Kriegsdepartement vor und erlaubt, endlich, dem lange Verkannten, Verhöhnten, sein Krümpersystem auszubilden und das „Volk in Waffen“ auf tragfähige Beine zu stellen. „Das Leben führte ihn einen rauhen Weg, immer zwischen Feinden hindurch; in Hannover hatte der Plebejer mit der Mißgunst des Adels, in Preußen der Neuerer mit dem Dünkel der alten Generale zu kämpfen. Als ihn das Vertrauen des Königs, die allgemeine Stimme der Armee an die Spitze des Heerwesens stellten, da mußte er fünf Jahre lang das finstere Handwerk des Verschwörers treiben, unter den Augen des Feindes für die Befreiung rüsten. So lernte er jedes Wort und jede Miene beherrschen und der einfache Mann, der für sich selber jeden Winkelzug verschmähte, wurde um seines Landes willen ein Meister in den Künsten der Verstellung, ein unergründlicher Schweiger, listig und menschenkundig. Mit einem rasch forschenden Blick las er dem Eintretenden sofort die Hintergedanken von den Augen ab; und galt es, ein Geheimniß des Königs zu verstecken, dann wußte er mit halben Worten Freund und Feind auf die falsche Fährte zu locken.“ (Treitschke.) Der Schöpfer deutscher Wehrfähigkeit weiß auch, wie der junge deutsche Mensch zu behandeln ist. An seine Tochter Julie (die eines Dohna Frau wurde) schreibt der Witwer: „In der äußeren Behandlung der jungen Männer soll auf eine ihrer bisherigen Bildung und künftigen Bestimmung gleich angemessene Weise verfahren werden. Der Dienst darf ihnen nicht verleidet, zu gleicher Zeit aber auch nichts verabsäumt werden, um in ihnen den jeglichem Kriegsheer unentbehrlichen Geist der Disziplin und Kriegszucht tief und unauslöschlich zu begründen. Keine ungesetzmäßige Handlung soll ihnen durchgesehen, keine zweckwidrige Ungebundenheit gestattet werden. Dagegen muß ihre Zurechtweisung bei Unwissenheit oder Unbeholfenheit im Dienst auf eine liebreiche und väterliche Art geschehen; bei ihrer begreiflichen Unbekanntschaft mit dem Wesen und den Verhältnissen des Dienstes muß nicht gleich Alles auf einmal verlangt, zumal im Anfang mancher Fehlgriff übersehen werden.“ Er müht sich im Jahr 1811, dem König den Entschluß zum Krieg abzuringen. Vergebens. Noch einmal tritt Gneisenau am Thron für ihn ein. „Scharnhorst ist ein Mann, dem man oft hier zu Lande nur das Ge-

biet der Theorie einräumen und dem man mich gleichsetzen möchte, mich, der ich ein Pygmäe gegen diesen Riesen bin, dessen Geistestiefe ich wohl bewundern, nimmer aber ergründen kann." Dennoch muß Scharnhorst für sich, für den fränkischen Freund und für Boyen abermals den Abschied erbitten, da der König den Oberst von Knesebeck nach Petersburg schickt und den Zaren anflehen läßt, den Frieden zu wahren. Erst im Februar 1813, in Breslau, hat Friedrich Wilhelm, „wahrscheinlich durch die heilbringende Nähe Scharnhorsts, begriffen, daß er sich rüsten müsse." (General von der Marwitz.) Was den tapferen Raisonneur wahrscheinlich dünkte, ist seitdem als wahr erwiesen worden. „In Breslau sprach sich noch nicht die Entschlossenheit aus, gegen Frankreich zu kämpfen, wie ich sie in der Mark gefunden hatte und wie die täglichen Berichte aus Ostpreußen sie schilderten. Ein großer Theil des anwesenden Adels war zwar nicht gegen den Krieg, wohl aber dem Staatskanzler (Hardenberg) und Scharnhorst abgeneigt, die er als die Hauptförderer liberaler Ideen und namentlich der Verleihung des bäuerlichen Eigenthumes haßte. Trotz allen ermunternden äußeren und inneren Anzeichen blieb die Stimmung des Königs doch immer noch im höchsten Grade unentschieden. Und im höchsten Grade unbillig war er gegen den um ihn so hochverdienten Scharnhorst. Daß Scharnhorst, unterstützt durch die Zeitereignisse, mit seinen Ansichten gesiegt hatte, mochte wohl der Hauptgrund zu diesem Benehmen sein. Das wirkte auch so stark auf Scharnhorst, daß er den Gedanken faßte, aus dem Dienst zu treten. Durch einen glücklichen Zufall hatte ich diese Stimmung von Scharnhorst (der sonst in solchen Dingen selbst gegen seine Freunde verschlossen war) früh erfahren: und so wurde es mir möglich, dem Staatskanzler davon Nachricht zu geben, der durch seine Vorstellungen den König von da an zu einer anderen Auffassung vermochte." (Hermann von Boyen: „Denkwürdigkeiten." Dieser erste Kriegsminister Preußens hat auch geschrieben: „Gegen Scharnhorst war der König ungerecht, indem er die Schuld seiner Unentschlossenheit von sich auf andere Gegenstände zu wälzen suchte, auch oft Verdacht äußerte. Diese Verhältnisse wirkten auf Scharnhorst so nachtheilig, daß ein Nervenfieber ihn an den Rand des Grabes brachte; der edle Mann trug von da ab den Keim der zerstörten Gesundheit in sich. Alles, was Landesbewaffnung oder außerhalb

der Bahn des Herkommens liegende Entwickelung eines freieren kriegerischen Geistes beabsichtigte, hatte bei dem König entweder kein Zutrauen oder fand sogar an ihm einen entschiedenen Gegner".) Ward die Zeit noch nicht erfüllt? Im April ist Scharnhorst Generalstabschef des preußisch-russischen Heeres, das Sachsen vom Joch der Fremdherrschaft lösen soll; und Gneisenau jubelt: „Jedes Herz ist hochgestimmt. Mein munterer Feldherr (Blücher) ist neu begeistert. Scharnhorst, unser Erster Generalquartiermeister, leitet uns. Als unsere Kavallerie von Breslau abzog, flog in der selben Richtung ein Schwarm Krähen. Ha, sagten die Soldaten, diesen Krähen hat das Franzosenblut gut geschmeckt; sie kommen uns nach, um noch mehr davon zu fressen. Ich bin nie so hoch beglückt gewesen. Die Morgenröthe eines schönen Tages erblickend, lebe ich der beseligenden Ueberzeugung, daß wir Preußen nicht wieder unterjocht werden können: denn die gesammte Nation nimmt Theil an dem Kampf; sie hat einen großen Charakter entwickelt und damit ist man unüberwindlich. Wir werden unseren Enkeln die Unabhängigkeit hinterlassen."

Nur die Morgenröthe des schönen Tages hat Scharnhorst erblickt. Aus zuversichtlichem Herzen ruft er der Tochter zu: „Mag der Feind noch so überlegen sein, mag er noch so große Siege jetzt über uns erfechten: die ganze Anlage dieses Krieges ist so, daß im Lauf des Feldzuges uns sowohl die Ueberlegenheit als der Sieg nicht entgehen kann." In der Schlacht bei Groß-Görschen wird er, am zweiten Maitag, verwundet. „Scharnhorst habe ich nie so feurig gesehen wie an diesem Tag. Nichts schien ihm zu entgehen; er ordnete an, machte Blücher auf Mancherlei aufmerksam und veranlaßte mehrere Veränderungen bei den Truppen." (General von Hüser.) Der Verwundete selbst aber schreibt an Julie: „Ich habe einen traurigen Tag gehabt: schlechte Führung der Armee vom Grafen Wittgenstein, Mangel an allen Ideen von unserer eigenthümlichen Lage und in der Schlacht selbst keine Leitung des Ganzen. Was war da Großes zu erwarten?" Das Kreuzen der Kolonnen von Blücher und York hatte die Ankunft der Truppen verzögert. „Dies war allerdings ein Uebelstand, an dem aber Niemand anders als das russische Hauptquartier schuld war, das den verschiedenen Kolonnen solche Richtungpunkte gegeben hatte, daß ein Kreuzen nicht zu vermeiden war. Aber der König, der, trotz

allen Diensten, die ihm Scharnhorst geleistet hatte, immer noch einen inneren Groll gegen ihn hegte, weil Scharnhorst mit seinen Kriegsansichten doch endlich durchgedrungen war, schob die ganze Schuld des Kreuzens auf den General und äußerte sich darüber (Scharnhorst war nicht zugegen) laut und öffentlich, wobei Oberst Knesebeck, der doch sonst den Freund von Scharnhorst spielte, zu den Aeußerungen des Königs, daß so Etwas doch eigentlich mit Festungarrest bestraft werden müßte, in die Hände schlug und rief: ‚Das ist recht! So kommt Dienst in die Armee!' Selten hat mich ein Vorgang tiefer in meinem Inneren verwundet als dieser." (Boyen.) Weils an Munition fehlte, mußte das Heer bis an die Elbe zurückgehen. Als Zar Alexander dem Verbündeten diese Nothwendigkeit zeigte, schrie Friedrich Wilhelm: „Das kenne ich schon! Wenn wir erst zu retiriren anfangen, werden wir bei der Elbe nicht aufhören, sondern auch über die Weichsel gehen; auf diese Art sehe ich mich schon wieder in Memel. Das ist ja wie nach Auerstädt!" Blücher aber sprach zu seinen Soldaten: „Dat Pulver is alle. Darum gehn wir zurück bet hinder die Elbe. Da kommen mehr Kamraden un brengen uns wedder Pulver und Blei; un dann gehn wir wedder drup up de Franzosen, dat se de Schwärnoth kriegen! Wer nu seggt, dat wi reteriren, Dat is en Hundsfott, en schlechter Kerl! Guten Morgen, Kinder!"

Der dankbare König möchte den Generalstabschef in die Festungstube einriegeln. Den Verwundeten; den Mann, dessen Haupt das Mirakel des deutschen Volksheeres zu zeugen vermocht hatte. Dem längst siechen Feldherrn lähmt die Kugel den Leib. Gern ließe er sich in einer Sänfte aufs Schlachtfeld tragen. (So noch, hatte er einst dem großen Husaren Blücher zugerufen, selbst so „wären Sie unser Anführer und Held. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück!") Unmöglich. Um dem Vaterland auch in dieser Siechenzeit still zu nützen, will er nach Wien; die Oesterreicher, deren Nahen das Hauptquartier ersehnt, in Eile spornen. Unterwegs verschlimmert sich die Schenkelwunde. Er schreibt: „Ich gehe vor Ungeduld zu Grunde. Die Heilung geht langsam und ich werde dabei von Unruhe und Schmerz ganz elend. Soll es denn nicht sein, daß endlich einmal Wahrheit und Recht obenauf kommen? Wenn mir jetzt und hier der Tod beschieden sein sollte, so scheide ich schwer; denn ich habe nur den Untergang der edelsten Sache

vor Augen und weiß doch, daß sie endlich siegreich hervorgehen muß. Das möchte ich gern erleben; es wäre mein schönster Lohn. Könnte ich das Ganze kommandiren, so wäre mir daran viel gelegen; ich halte mich in aller Vergleichung ganz dazu fähig. Da ich Das aber nicht kann, so ist mir Alles gleich. An Distinktionen ist mir nichts gelegen; da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung und ich würde mich verachten, wenn ich anders dächte. Alle sieben Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages." Und, auch aus Prag, an Friderike Hensel: „Du bist das einzige Wesen, das innigen Antheil an meinem Leben nimmt. Mir bleibt nichts als ein fremdes Wesen, das sonst Niemand hat, an welchem es besonders hinge: Das bist Du! Könnte ich Dich doch nur eine Stunde sehen!" Zweimal wird an der Wunde operirt; vor der dritten Operation schreibt er, um in der Heimath die Freunde zu beruhigen, an die Schlesische Zeitung: „Die gute Aufnahme so vieler edlen Menschen und die Geschicklichkeit meiner Aerzte lassen mich den besten Ausgang hoffen." Als das Blatt diese tröstliche Kunde ans Licht bringt, ist Scharnhorst tot. Steins Nachruf: „Sein Tod ist ein großes Unglück; ein richtiger Verstand, eine Ruhe, eine gründliche Wissenschaft, eine aufopfernde, sich selbst verleugnende Hingebung für das Gute waren die herrlichsten Eigenschaften, die seinen vortrefflichen Charakter bildeten, die ihm eine wohlthätige, weit um sich greifende Wirksamkeit verschafften." Blüchers: „Nun ist leider unser guter Scharnhorst auch tot. Eine verlorene Schlacht wäre kein größerer Verlust für uns gewesen. Die Kabale hatte ihm Feindschaft. Nun ist Gneisenau noch da. Geht Der auch ab, so folge ich, lebendig oder tot." Gneisenaus: „Er war einer der merkwürdigsten Staatsmänner und Soldaten, auf welche Deutschland je stolz sein durfte. Was er dem Staat gewesen ist, dem Volk, der ganzen deutschen Nation, mögen Wenige oder Viele erkennen; aber es wäre unwürdig, wenn Einer davon bei dem traurigen Todesfall gleichgiltig bliebe. Es müßte keine Wahrheit und keine Tiefe mehr in der menschlichen Natur sein, wenn dieser Mann je von Denen vergessen werden könnte, die ihm nah standen, ihn verehrt und geliebt haben." Treitschkes: „Tag und Nacht war er in Breslau thätig gewesen, bald in Berathungen mit dem König, bald daheim in seinem weißen Mantel am Schreibtisch kniend.

Tragischer hat Keiner geendet von den schöpferischen Geistern unserer Geschichte. Ohne Scharnhorst kein Leipzig, kein Belle-Alliance, kein Sedan; und Der die Saat so vieler Siege streute, sollte selber Preußens Fahnen niemals glücklich sehen. Wie oft hat Blücher nach erfochtenem Sieg den Schatten seines Scharnhorst angerufen, er solle niederschauen auf die Vollendung seines Werkes!“

Am dritten Oktober 1813, als die Preußen das Corps des Marschalls Bertrand bei Wartenburg geschlagen und den Elbübergang erzwungen hatten, saß in dem von mancher Kugel durchlochten Schloß des Grafen Hohenthal abends Blücher mit den Offizieren seines Hauptquartiers beim Mahl. Der Wein (erzählt Einer, der in dem zerschossenen Saal mitgeschmaust hat) „war vortrefflich, das Gespräch belebt: da verwandelte sich das Mahl gegen den Schluß durch den greisen Feldherrn in ein Trauermahl zum Andenken Scharnhorsts. Nie hörte ich eine ergreifendere Rede als Blüchers, nie eine Darstellung der Verdienste des großen Kriegers anschaulicher, herrlicher, lebendiger vorgetragen. Er rief am Schluß den Sohn des verstorbenen Helden zu sich. Dieser, der es liebte, seine tiefsten Empfindungen durch ein ruhiges Aeußere zu verbergen, mußte sich ihm gegenüberstellen und konnte seine Erschütterung nicht verbergen.“ Hans David Ludwig Yorck, dem, erst nach acht Monaten, dieser Schlachttag den Titel des Grafen von Wartenburg einbrachte, saß mit am Tisch. Er hatte zuvor selbst sein Heer ins Lager geführt und, während das Zweite Bataillon des Leibregimentes vorbeimarschirte, die Mütze vom Haupt genommen, bis der letzte Mann ihm aus dem Auge war. Nur unsere Preußen, brummte er, habens wieder gemacht; und dachte wohl da schon des Erziehers zu solcher Mannheit. Den beiden Davids war nicht leicht geworden, zu einander zu finden. Der Potsdamer: „scharf, wie gehacktes Eisen“, „ein Schwerenöther, der brummt, aber auch beißt“ (Blücher); ganz eherner Wille, ohne sichtbare Herzensfreundlichkeit; wie Schwertesspitze bohrt sein Blick sich ins Auge des Nächsten und sein Mund hat nie lächeln gelernt; zu Herrschaft scheint er, nicht zu frommer Ergebung in fremden Befehl geboren. Der Niedersachse ist schlichter; ist stets in seine Vision versonnen. Und der Krieger verkennt den Grübler: hält ihn, nach dem ersten Eindruck, für einen Flausendüftler. Die Sorte soll ihm nicht an den Leib. Offiziere, die in Judenhäusern verkehren und, in der

Schweizerkonditorei, mit Schauspielern beim Kaffee hocken! In der Militärischen Gesellschaft gar wird ihm, in schwüler Luft auf gepolstertem Stuhl, unheimlich zu Sinn. Da wird „platonisirt“; ein Langes und Breites über Dinge geschwatzt, „die sich auf dem Exerzirplatz und Schlachtfeld von selbst verstehen.“ Ein Zeughauptmann soll über Gewehrverbesserung reden: und hält sich eine halbe Stunde lang bei Griechen und Römern auf, von denen doch gewiß ist, daß sie das Pulver nicht erfunden haben. York athmete auf, als er ins stille Mittenwalde heimkehren durfte. Aber er war nie ein dumpfer Kommißkopf und Kamaschensoldat; hatte nicht nur die beste Militärliteratur, sondern auch Kant und Montesquieu gründlich durchgearbeitet und die Schriften des Fürsten von Ligne übersetzt. Im Sommer 1810 hat er, nach langen Gesprächen in Landeck, denn auch Scharnhorsts große Persönlichkeit durchaus schätzen gelernt. In seinen Briefen an den Generalstabschef ist seitdem, sagt Droysen, „der Ausdruck wahrer Hochachtung und eines Zutrauens zu finden, dessen sich von York kein anderer Gleichstehender oder Vorgesetzter zu rühmen gehabt hat.“ Vor Scharnhorst, nur vor dem Einen, fühlt York sich klein; als den Ausführer, nicht den Ersinner gewaltigen Planens. Da ihm, im Drang napoleonischer Belästigung des noch wunden Königreiches, auf des Generalstabschefs Vorschlag die „Vollmacht für die Befehlshaber einer Provinz in außerordentlichen Fällen“ übertragen worden ist, schreibt er an Scharnhorst: „Ob mein Wissen und mein Handeln meinem Wollen entsprechen wird: Das, Herr General, bitte ich Sie, ich beschwöre Sie bei den heiligen Banden, die Sie und mich an das Wohl des Königs und des Vaterlandes knüpfen, genau und mit der allergrößten Strenge zu prüfen. Unser unglücklicher Staat ist nicht in der Lage, daß er einen einzigen Fehler eines Kommandirenden Generales ertragen könnte; ein unbedeutender kann ihn in den Abgrund stürzen. Als Oberbefehlshaber komme, wer da wolle, wäre er auch heute noch Major: ich gebe mein Ehrenwort, ich werde unter ihm meine Pflicht thun. Bedenken Sie, Herr General, daß ich noch gegen die Eifersucht werde kämpfen müssen; ich zweifle an keines Menschen Patriotismus, beschuldige auch keinen, aber ich kenne die Menschen. Meine Fehler würden mir den Fluch und Ihnen den Tadel des Vaterlandes zuziehen. Noch ist es Zeit: sprechen Sie mit dem König; ich selbst will, wenn Sie

es billigen, Seine Majestät bitten, nicht zu gut von mir zu denken. Glauben Sie nicht, daß die hier gemachten Aeußerungen ein Theatercoup oder eine politische Vorarbeit sein sollen. Bei Gott, dem Allwissenden: Das ist es nicht. Das wäre eine niedrige Erbärmlichkeit.“ Nur Ihnen, antwortet Scharnhorst, schenkt der König unbedingtes Vertrauen. „Sie haben den Ruhm eines Militärs von seltener Entschlossenheit auf der Stelle, eines fähigen, klugen Mannes, der die Menschen und die Welt kennt und mit dieser Kenntniß die richtigsten Ansichten über die Art, wie der Krieg geführt werden muß, verbindet. Wir sind, Alle, freilich in einer unangenehmen Lage und Derjenige, der Aufträge hat, ist darin auf mehrfache Art. Diese Darlegung bitte ich als ein Zeichen meiner unbedingten Verehrung und meines aufrichtigen Zutrauens anzusehen.“ So ists geblieben; auch nach dem Tag von Tauroggen, als York, wegen der Konvention mit dem Russen Diebitsch, in tiefste Ungnade gefallen war. Er durfte fühlen, daß, wie mit Steins, auch mit Scharnhorsts und Gneisenaus Wollen sein Handeln sich in Einklang hielt. Denn aus jeder starken Preußenseele stieg, endlich nun, ehrerbietig, doch fest, im Schritt des gewaffneten Kriegers, die Mahnung zum König empor: „Gott hat Dich auf den Thron gesetzt, damit Du handelst, nicht, damit Du thatlos duldest!“

Preußens weisester Krieger sah den Morgen der Freiheit nicht leuchten, in die er das Heer, das Volk in Waffen, erziehen wollte. Im Innersten einsam und fern der Heimath mußte er sich zu seiner letzten Reise rüsten. Die Söhne sind ihm, in der Armee, im ernsten Spiel um das Glück ihrer Zukunft, entfremdet, die Tochter ist in der Sorge um den Mann und die Kinder in den Pflichtenbann der Hausmutter gezwängt. Das Sehnen des Sterbenden umarmt in Bräutigamsinbrunst das erwählte Vaterland und die Geliebte, Friedrichs Staat und Friderike. An der Schwelle des Lebens weissagt seine Lippe: Die Knechtschaft endet! Auf dem berliner Invalidenfriedhof ruht er. Sein Steinbild steht, von Rauchs feiner Hand gemeißelt, zwischen der Lindenwache und dem Zeughaus Hitzigs. Ein vergessener Mann? Jeder Tag deutschen Krieges zeugt von seiner That. Daß Preußens, daß Deutschlands Heer werden konnte, was es ward, dankt es diesem David, nicht betreßt stolzirenden, durch bequeme Fügsamkeit empfohlenen Goliaths. Dankt es der Losung, die, auch sie, ihn dem Schwerenöther

York vereinte: „Wir dürfen niemals zufrieden sein!“ Denn der Zufriedene will rasten, will genießen: und Selbstsucht stopft ihm aus den Daunen der Selbsttäuschung flink dann das Lotterbett.

Les Boches.

Die Franzosen sind anderen Sinnes. Sie wollen noch unter fahlem, blutroth umnebelten Himmel zufrieden sein, noch um den Preis jähster Enttäuschung sich, auf dem Weg an den Abgrund, endgiltigem Triumph nah wähnen. Bonaparte, der von draußen, aus korsischer Wildniß kam, hat ihr Wesensbedüfniß erkannt; Zugelassene sehen oft schärfer als Zugehörige. Er merkte, daß sie schmerzende Wahrheit nicht ertrugen: und schonte ihre Wehleidigkeit. Er fühlte den nationalen Wunsch, jedem anderen Volk sich überlegen zu glauben: und sperrte jeder solchem Glauben gefährlichen Erinnerung das Thor. Daß England einst Frankreich geschlagen und Calais belagert hatte, daß ein Engländer je anständig handeln könne, durfte, in der Presse und auf der Bühne, eben so wenig erwähnt werden wie ein Thronraub, die Rache an einem Tyrannen oder das Dasein des Hauses Bourbon. Das Wahlvaterland will sich in dem Bewußtsein spiegeln, daß es seine Kriege stets nobler geführt, noch auf blutigem Feld milder des Menschenwerthes gewaltet habe als irgendeine fremde Nation? Er gönnt ihm die Kinderfreude; die vor Vertrauten sein Grimm freilich höhnt. In Egypten ließ er neunzig Kranke seiner eigenen Mannschaft vergiften und siebentausend gefangene, wehrlose Musulmanen erschießen; auf dem Rückzug von Saint-Jean d'Acre ringsum das zur Ernte reife Land in eine Wüste wandeln. „Warum nicht? Nur dort war ich frei, nicht zu Rückblicken auf Oeffentliche Meinung genöthigt und durfte drum thun, was sich ziemt. Als Wellington vor Massenas Heer nach Lissabon wich, hat ers auch so gemacht; alle Mühlen verbrannt, Vieh, Nährmittel, brauchbare Menschen auf seinen Marsch mitgenommen. Achtzig Meilen Wüste: Das ist für den Feind schlimmere Gefahr als eine Hauptschlacht. Nur Wellington und ich sind, in Europa, solcher Entschlüsse fähig. Ihn preist England; mich würde Frankreich verdammen, wenn es davon wüßte. Tadeln nicht elende Geschichtschreiber heute noch Ludwig den Vierzehnten, weil er die Pfalz ausbrennen ließ? Der König war obendrein unschuldig daran. Louvois gab den Be-

fehl; vor meinem Auge bleibts die beste That dieses Ministers.“ So denkt der Nationalheilige. Die Deutschen aber sind, weil sie nicht mit stumpfem Schwert fechten, Goten, Vandalen, Hunnen; waren vorgestern Les Prusscos, gestern Les Alleboches und sind heute Les Boches. „Das unfehlbare Genie unseres Volkes hat diesen Namen erfunden und durchgesetzt. Er bezeichnet klar, was er bezeichnen soll: Dummheit und Roheit, Klotzköpfe und Plattfüße, die Horde! Der Pariser, der die drollige Umformung der Endsilben liebt, machte aus Allemands munter Alleboches und dann, der Kürze wegen, Boches. Und auf dieses Gesindel paßt Alles, was über die Mordbrennerbande des dritten und vierten Jahrhunderts geschrieben wurde. Boche: Name und Volk bleibe uns in Ewigkeit abscheulich! Ihre Kriegsführung hat mit unserer nichts gemein. Nie hätten wir die Neutralität Belgiens verletzt; nie ein Land ausgeplündert, ausgesogen, verhert und verbrannt. Nie auch gelogen, wie die Boches täglich thun. Der Herakles, den wir kennen, hüllt sich in die Haut eines Löwen; niemals sahen wir ihn im Fuchsfell.“ So spricht Herr Donnay, der Kanzler der Académie Française. Und die Akademie selbst hat am neunundzwanzigsten Oktober die Menschheitacht über Deutschland verhängt. Herr Marcel Prévost, der Entdecker der Halbjungfern, präsidirte; und neben den Brieux, Boutroux, Lavisse, Loti, Masson und Ribot saß in Mazarins Kuppelhaus auch Herr Raymond Poincaré, der aus Bordeaux gekommen war, um mit der Wucht seines Namens den Bannspruch der Unsterblichen zu stärken. Hier ist er: „Die Akademie wendet sich gegen die lügnerischen Angaben, in denen Deutschland der Französischen Republik oder deren Verbündeten die Verantwortlichkeit für den Krieg aufzubürden trachtet, und gegen den Versuch, das schändliche Handeln abzuleugnen, das dem deutschen Heer bündig nachgewiesen worden ist. Im Namen aller Civilisation, französischer und menschlicher, weist sie das Volk an den Pranger, das Belgien überfallen, Frauen und Kinder gemordet, die edelsten Denkmale der Vergangenheit in wilder Wuth zerstört, die Universität in Loewen und die Kathedrale von Reims in Brand gebracht hat und Notre-Dame de Paris einäschern wollte. Aus bewegtem Herzen grüßt sie die Krieger, in denen der Geist unserer Ahnen fortlebt und Frankreichs Unsterblichkeit erweist.“

Erster Grund zur Zufriedenheit. Zweiter: Der Sieg ist sicher;

ist schon zum Greifen nah. „Ist der Sieg des Rechtes und der Freiheit nicht so gewiß wie eine Wahrheit der Mathematik? Die Lügen können wir Wolffs Telegraphenbureau überlassen. An der Spitze unseres Heeres steht ein Mann, der den Sinn des bonapartischen Rathes begriffen hat, mit dem Blut der Krieger sparsam zu sein und dennoch Großes zu leisten. Das thut General Joffre; und spreizt sich nicht in Theaterposen noch mit Rampenreden. Jetzt, nach aller Enttäuschung in West und Ost, heißts, daß die Deutschen gegen England vorgehen wollen. Aus Italien, das ihnen gestern verbündet war, hat eine Stimme gerufen, wer ihnen, trotz der ungünstigen Stellung beider Heere, solche Absicht zutraue, beleidige den deutschen Generalstab, zeihe ihn blinder Unvernunft. Nein: die Deutschen bereiten ihren Rückzug vor. Leset die Tagebücher der Gefangenen, der Gefallenen: überall Entmuthigung. Aus unserer Mannschaft aber sprüht der Feuergeist der Kreuzfahrer. Wird der neue Xerxes die Meerenge peitschen lassen, weil sie ihn hindert, ans Ziel seiner Wünsche zu gelangen? Was unser Feind jetzt, unter lautem Orchestergetös, anordnet, hat nur den Zweck, das betrogene Volk von der Erkenntniß des Truges abzuhalten. Seine Truppen sind müde und muthlos. Uns aber bringt jeder Tag festere Siegesbürgschaft. Herr Millerand war in Verdun und hat in Dünkirchen, wo Präsident Poincaré den Belgierkönig besuchte, mit den Kriegsministern Kitchener und Brocqueville die militärische Lage besprochen. Auch für diese Punkte ist also nichts zu fürchten." (Le Figaro) „Einem kräftigen Angriff werden die Deutschen auf ihrer ganzen Front weichen. Sie haben den Höhepunkt ihrer Leistungfähigkeit überschritten und sind nicht nur durch ungeheure Verluste, sondern auch durch die Fülle fruchtlosen Mühens erschöpft." (General de Lacroix.) „Die sittlichen Mächte gewinnen die Schlachten. Wir kämpfen für das Leben und die Unabhängigkeit der Nationen: und jeden für diese heilige Sache geführten Krieg hat die Siegesgöttin gekrönt". (Le Temps.) „Rückwärts! Der Kaiser selbst muß zugeben, daß seine beiden Heere geschlagen sind und daß seine Feinde immer stärker werden. Sichere Anzeichen verrathen die Vorbereitung zum Rückzug. Schon bergen die Plünderer ihre Beute in Güterzüge, die der Heimath zueilen." (Le Journal.) „In aller Ruhe und ohne Selbsttäuschung dürfen wir aussprechen, daß der Tag des Sieges naht. Wer von uns könnte, nach

nüchterner Prüfung des Thatbestandes, daran noch zweifeln?“ (Le Petit Journal.) „Noch einmal müssen, wie nach Jena, unsere Gewehrkolben das Thor des potsdamer Schlosses aufstoßen. Wenn der Herr des Schlosses aber wieder in seine Ostprovinz flüchten will, wird er den Russen dort finden. Den Deutschen sind alle Versuche mißlungen. Nancy, Paris, Warschau, Dünkirchen, Calais: nichts. Sie haben verspielt und müssen zahlen. Schon wird Straßburg für den Belagerungzustand hergerichtet. Kein Sachverständiger wagt noch die Behauptung, das deutsche Heer könne den Marsch nach Paris wieder aufnehmen. Sein Generalstab muß dem Land vorlügen, er lasse die Armee fern von unserer Hauptstadt lagern, weil in ihren Mauern die Cholera wüthe. Ganz beruhigt aber werden die guten Berliner wohl erst sein, wenn sie ihre Truppen in der Heimath wiedersehen. Lange brauchen sie auf diese Freude nicht mehr zu warten. Heute, am zweiten November, dürfen wir sagen: Der Angriff ist abgeschlagen, der Feind in die Defensive gedrängt und ohne Schutz vor der Niederlage.“ (Le Matin.)

Wer, ohne zuvor Etwas vom Kriegserlebniß gehört zu haben, solche Artikel läse, müßte glauben, daß die Russen dicht vor Breslau stehen und die Franzosen morgen vor Cöln sein werden. Frankreichs wirthschaftlich wichtigster Theil, das Land zwischen Saint-Mihiel und Dünkirchen, ist seit drei Monaten der Schauplatz eines Krieges, wie die Erde keinen je sah. Der Allzermalmer hat die Regirung nach Bordeaux gescheucht, den Staatshaushalt zerrüttet, die Verkehrsadern durchschnitten, die Hauptstadt aus üppigem Glanz in dunkle Oede gezwungen und mindestens ein Hunderttausend der kräftigsten Landessöhne aufs letzte Bett geworfen. Frankreich aber sättigt sich an Worten; nascht aus Holzpapier den Seimhonig der Zufriedenheit. Noch immer das Land Philipps des Sechsten, der sich ins Gedächtniß schmeichelte, weil er, nach seiner Niederlage bei Crécy, als Flüchtling dem Burgherrn von Arbroie prahlend zurief: „Oeffne, geschwind; Frankreichs Glück fordert Einlaß!“ Dieses Glückes Auferstehung in alte Herrlichkeit wird nun verheißen. Sind die Boches, die Wilden, am Ende doch bessere Menschen? Um so grausig hohen Preis möchten sie nicht Zufriedenheit kaufen. Sind dankbar für jedes wahrhaftige, unverzuckerte Wort; und würden um des Vaterlandes Schicksal erst bangen lernen, wenn sie erführen, daß Wichtiges ihnen verschwie-

gen und freimüthiges, dem Gemeinwesen nützliches Urtheil geknebelt ward. Daß dieser Krieg nicht ein Spazirgang sein, der Sieg nicht in einem Herbst reifen könne, wußten sie; waren und bleiben auf härtesten Rückschlag gefaßt und lassen durch Theilerfolge, die tapfere Klugheit zu Land und zu See erfocht, nicht aus der Festung ihres aufrechten Willens sich in den Aberglauben locken, irgendwo sei schon der entscheidende Würfel gefallen und die nächste Sonne werde die Augen zählen. Des Sieges wären sie unwürdig, wenn sie ihn, vor jedem Ungemach zitternd, im verriegelten Zimmer, hinter verhängten Fenstern, erwarten müßten. Ihr mühsam erworbenes Gut schmilzt, ihrer Mannheit Blut sickert in fremde Erde, ihre Zukunft steht im Feld. Sie sind mündig; wollen und dürfen heute schon wissen, wie sich in kreißender Wirklichkeit Schicksal gestaltet. Scharnhorsts Heldengeist warnt vor trägem Behagen.

Scaevola.

Weder Rausch noch Furcht: was wir seit dem August erlebten, hat, Freude und Schmerz, die Losung nicht zu ändern vermocht. Unsere Pflicht ist, jedes Einzelnen, in Bereitschaft zu sein; Keines, mit nichtigem Gefuchtel, kindischem Gerassel sich alltäglich in erborgten Heldenschein zu brüsten. Der, wackerer Kaufmann, Lehrer, Rentner, Beamter, Buch- oder Bildmacher, nützt weder Dir noch Deinem Vaterland. Die Mär vom Stammvater der Mucier spukt Dir durchs Hirn? Hast sie als Gymnasiast, leider, nicht recht verstanden. Der junge Gajus Mucius wollte den Etruskerhäuptling Porsenna, der Rom belagerte, töten; fehlte ihn, wurde gefangen und ließ seine rechte Hand von Kohlengluth wegsengen. Aus freiem Willen. Um sich als furchtlos zu erweisen? Ein Häschen hätte das Lager des Feindes gemieden. Der Plebejerjüngling wollte durch die That künden: „Wie ich, so scheuen Dreihundert, die Dich ins Herz treffen möchten, nicht die langwierig quälende Marter; und ließest Du Schwärme fangen: Einer überlistet die Wächter und erreicht seines Hasses Ziel.“ Der Etrusker der Legende zog ab und der Knabe Gajus hieß den Stadtgenossen fortan der Linkshänder (Scaevola). Die Namenswahl würde aus freundlich schmunzelndem Spott leichter als aus andächtiger Bewunderung erklärt. „Wenn Porsenna nicht ein aufgedonnerter Jammerkerl wäre, hätte die Entschleierung des Verschwörerbundes dessen Plan vereitelt und uns ins Elend gerissen. Daß der

kühne Bengel sich die rechte Hand abschmoren ließ, konnte ihm Ehre, uns aber nicht Gewinn bringen.“ So mochte die (britisch) kühle Verschlagenheit des Römers denken; mit einem Maulhelden, der vor Knaben auskneift, wäre er rasch fertig geworden. Ungefähr so dachte der an die Havel verpflanzte Britensproß York. In Marienwerder hatten seine Jungen, nach der Unterrichtsstunde, dem Mucier nachgeahmt. Feierlichen Ernstes: brennendes Papier, bis es Asche war, in ihre Händchen geklammert. Der Vater wills ausprobiren, verbrennt sich die Finger, muß dem Adjutanten die Unterschriften weigern und brummt verdrießlich über die Kinderei. Müßige Leute und schreibfaule Knaben mögen einem kleidsamen Gestus die Hand opfern; wer mit dem Schwert seines Wesens wirken will, braucht sie. Du, Bürger, brauchst Bürgertugend. Taugst weder in Ritterrüstung noch in härenen Martyrkittel. Deiner Säfte echtes Gebild mußt Du bleiben. Weh Dir, wenn Du in Verlogenheit gleitest! Nicht lange überdauert der Wipfel die Wurzelfäulniß. Willst Du den French, Joffre, Nikolai, Putnik & Co. beweisen, daß Deutschland furchtlose Männer hat? Der Rückblick auf Leichenwälle und eine halbe Million Gefangener hat sies längst gelehrt; und dem schlotternden Etrusker ist noch ihr schlechtester Partner nicht ähnlich. Gieb Dich, Deutscher, wie Du bist; ohne Schminke: dann nur verrunzelt Deine Haut nicht zu früh.

Mancher meint, sein Antlitz dürfe niemals Empfindensbangniß verrathen. Mancher reckt sich straff auf, schreitet (vor dem Krieg ging er), firnißt, von innen, die Wange mit Sonnenglanz, spricht (vor dem Krieg sagte er) unter blankem Treuauge: „Es ist eine große Zeit“; und hängt, nach einer Applauspause, den Stoßseufzer an: „Die Konfektion hebt sich, wenigstens in billigen Sachen, auch wieder und Eier, Mehl, Speisefett werden gewiß bald erschwinglich.“ Zeigt er sich anders, dann muß er fürchten, als ein Beberich („Flaumacher“) zum Drusch auf die Tenne geworfen zu werden. Um also nicht furchsam zu scheinen, muß er furchtsam sein. Und heucheln, damit jeder Gevatter ihn für sorgenlos fröhlich halte. Wäre ers, Germaniens Lippengehege müßte ihn nach Laodikeia ausspeien. Als einen Lauen, dessen hürnene Seele die Vorstellung vaterländischen Schicksals nicht durchläßt. Das wäre deutsch? Das Merkmal des Patrioten? Dann müßten wir, mit Lessings Wort, Vaterlandliebe eine heroische Schwachheit nennen und, wie Herder einst, alles Nationalgefühl als „ungereimt, lächerlich und schäd-

lich“ vehmen. Wer heißen Herzens liebt, verliert nie die Furcht, über den geliebten Menschen könne Leid verhängt werden; davor zu beben, ist noch des Tapfersten Mannesrecht. Heißt der von Gefahr Bleiche uns griesgrämlicher Nörgler und gilt nur der Dickhäuter als Held? Oder dünkt Euch Heimath, Staatsgemeinschaft, Volkheit nicht so gewaltiger Erregung werth wie ein verhätschelter Sohn und ein sauberes Mädchen? Soll Nationalgefühl, wie Strauß, der David ohne Psalter und Harfe, lehrt, zwar die Ranke sein, die ins Menschheitgefühl hinaufreicht, doch niemals die Arche, die das Gekribbel der Einzelnen, Heerden, Gattungen durch Fluth und Fährniß an festes Land trägt? Mancher meint, sich verstellen zu müssen, weil er die Frage des Tages falsch gestellt hat. Die darf nicht lauten: Blinkt mir solche Zuversicht von der Stirn, daß ich dem Nachbar ‚tadellos‘ scheine? Die muß lauten: Bin ich zu härtestem Erlebniß in Bereitschaft und stark genug, um ohne Binde zu sehen, was ist, ohne Morphium hinzunehmen, was wird?

Nur solcher Bereitschaft entquillt dauerbare Kraft. Nur sie ist der Männer würdig, die, von Huttens Zeit bis auf Bismarcks, Zwielichkinder in deutsche Tugend erzogen. Das Vaterland ist in Gefahr; und bleibt darin, so lange nicht alle Feinde zu Boden geduckt oder an die Stahlkette neuer Verträge geschmiedet sind. Der Kampf ist viel schwerer, als die Meisten glaubten, hat nach süßer auch schon herbe Ueberraschung gebracht und kann, wenn nicht noch Glücksgunst der zähen Tapferkeit zufällt, lange währen. Ein ganzer Lenz deutscher Jugend ist gemäht oder von der Sichel verwundet, Hunderttausenden das Leben schwarz umflort, Millionen von Sorge umnebelt und Reichthumsfülle, zu Haus und in den Siedelstätten, die den Raubvögeln leichte Beute wurden, vernichtet. Das sehen wir. Dessen wollen und müssen wir eingedenk sein, wenn eine Sonne steigt und wenn sie gen Abend sinkt. Sonst würde deutsche Wahrhaftigkeit schlissig wie schlechter Trödelstoff und durch den argen Winter, der in Nächten schon athmet, müßten wir grinsend uns schämen. Nicht zu wenig Frohsinn glitzert und kichert am Rand unseres Erlebens: zu viel. Fordert ihn das wache, für und vor Schicksal verantwortliche Haupt einer belagerten Festung von den Bürgern? Aengstliche weist es hinaus und wehrt ihrer Rückkehr: weil in Behagen nur wohnen soll, wer bereit war, auf Sorgenbündel sich neben die Brüder zu betten. Aber auch Heiterlinge sind ihm zuwider: weil ihn Landsmannschaft ekeln muß, die mit-

schmausen, nicht mitdarben mag und nur auf der Schlitterbahn des Selbsttruges sich durch den Engpaß der Lebensnöthe klemmen kann. Nicht in Schön- und Schlimmseher scheiden diesem Befehlshaber sich seine Schützlinge, sondern in Muthige und Feige; und feig ist ihm Jeder, der Wirklichkeit nicht anzuschauen wagt. Feig sind, manche wohl ohne Bewußtsein, die Unausstehlichen, die sich jetzt in „Optimismus“ (nicht den fichtischen: einen mit Leibniz-Cakes früh vom Hunger nach Theodicee befreiten) drillen und überall schnarren: „Machen wir! Alles. Kommen bequemer als die Anderen drüber weg. Sie zweifeln doch nicht?“ Solchem Einschüchterungversuch (dessen Stoßwucht zuvor am edlen Selbst erprobt wurde) sollst Du, Bürger, antworten: „Meines Vaterlandes Geschick ist meins. Auf der schmalen Zinne dieses aus deutscher Erde himmelan ragenden Gefühles ist für Zweifel nirgends Raum. Von ihm aus strebe ich in Klarheit. Will weder von eigener noch von Fremder Täuschung eingewiegt sein. Ein bescheidener Bürger, mit keinem Teufel je auf Du und Du: und doch faustisch gewiß, daß es auf dem Faulbett um mich gethan wäre. Ich will wissen, was ist, und für Sonne und Sturm innen und außen mich in Bereitschaft halten.“ Das ist des Muthigen Antwort; nicht eine, die Konservenbleibsel vom Sedanfest aufwärmt und protzig lispelt: „Ausgeschlossen! Ich lege meine Hand ins Feuer ...“

Da tragen sie Einen hinaus, der den ganzen Leib ins Feuer gelegt hat; Monate lang, Haupt und Rumpf, ins Feuer des behenden, schießtüchtigen Feindes. Der wollte nicht Bedrängern der Heimath erweisen, daß hinter ihm Millionen zum selben Martyrium entschlossen seien. Wollte, nach Germanenart, den Bedränger aus der Fechtfähigkeit schleudern und wußte, daß diese Absicht in jeder Sekunde sein Leben gefährde. Zwei Geschosse. Zweimal aus dem Krankenhausbett in den Rollstuhl, vom Rollstuhl auf die Operirplatte. Die Weißröckigen haben sanfte Finger, feinere als draußen der Stabsarzt, und bücken sich in allerlei Spaß. Die Schwestern und Helferinnen lächeln fromm, plaudern neckisch, trippeln wie Schwälbchen, bringen schmackhafte Speise, Näscherei, kühlen und wärmenden Trank, Tabak sogar; in lichten Gewanden gleichen sie nicht nur den entschlummernden Blicken des sacht Betäubten den lieben Englein, von denen Mutter abends oft sang. In Feindesland: die endlosen Märsche, die Mühen des Eingrabens, in den Grüften, die das Küchenauto nicht immer erreicht

Nahrung, Ruhstatt, Ausgeschiedenes auf dem selben feuchten Stroh; und stets das Gesurr, Gedröhn; und all die Leichen, die verreckten Pferde. Hier ists wie im Kinderhimmel. Man ist wer; um einen Prinzen könnten sie sich nicht mehr tummeln. Keine Nummer, der dritte Gesell, der elfte Knecht, der achtundsechzigste Knappe: zum ersten Mal auch Fremden ein Mensch und deutscher Landsmann. Alle scheinen fröhlich, scheinen der Nächstenliebe, nicht kalter Pflicht unterthan, fragen dem müden Auge die Wünsche ab und helfen in leiser Geschäftigkeit über jeden Schmerz hin. Wie im Himmel... In der Narkose blieb er. Nun ächzt das Gestell des Wagens, der den Krieger auf den Friedhof schleppt. Die Nachbarschaft guckt. Vier Kameraden humpeln, in verregneten Röcken, hinterdrein. „Beinschüsse. Die gelben Lederröhren sind höllisch deutliche Ziele. Aber am Stock gehts schon wieder." Noch Drei; mit verbundenem Kopf oder Arm. Aus. Dem toten Krieger nicht ein Bischen Trauermusik? Fern von der Scholle nicht viel Besseres als ein Armenbegräbniß? „Wenn Das Loewenfeld sähe, gäbs Donnerwetter!" Was an Landsturm und Jungmannschaft in Berlin ist, schritte gern, auch in dienstfreier Stunde, in Waffenglanz hinter solchem Sarg her. Bläser und Wirbler brauchte man nicht mit der Schelle aufzurufen. Und jeder Bezirk würde, wenns ihm angesagt wäre, ein paar Bürger abordnen. Weils Einem gilt, der für uns Alle geblutet hat. An der Schwelle des dürftigen Glückes, das er wie ein Eden ersehnte. Ein Mädel; dessen Kind nun auch vor den Leuten seins werden sollte. Rackern Beide sich brav, dann langt es für Drei; und die Kleine läuft schon wie ein Wiesel. Aus. Morgen werden die Schnäbel gewetzt. „Wer füttert sie, bis das zweite Kindbett überstanden ist?" „Die nimmt keinen Anderen." „In Dein'n Kopp ist wohl 'n Propeller los?" Horche hin, Bürger: auch hier ist Heimath; ist Krieg. Auch Diese sind Dir nah verwandt. Nicht Schön- noch Schlimmseher sei fortan; nur verständig hilfreicher Deutscher. Lege nicht Deine Rechte ins Feuer; sie muß Deinen Bruder stützen. Wähne Dich nicht einen Helden, weil Du nicht „Trübsal blasen", sondern Dich und die Sippe „zerstreuen" wolltest. Auf Alldeutschland läge, noch unter dem Siegeskranz, die Ehrenpflicht, hinter dem Heerzug der Särge Trübsal zu blasen. Zerstreuung ist Frevel; Sammlung in tapferen Ernst heischt diese Zeit. Nur Kranke, dem Grab Nahe lullt Engelsmär durch die Pein. In Dir ist Deutschlands Mark: und Deinem Leid nur Wahrheit drum Arzenei.

Menschen und Thiere in Deutsch-Südwest.*)

Schon 1860 war Groß-Namaland, 1880 Hereroland kahl geschossen. Der Weiße hatte den Thierfrieden gebrochen, im Farbigen einen allzu willigen Helfer, allzu gelehrigen Schüler gefunden. Europa klatschte Beifall, lobte die Qualitäten der Spieler und den flotten Gang der Handlung. Erst als der Vorhang gefallen war, merkten die Zuschauer, daß Unwiederbringliches verloren war. Nun war es, als kehre den Farbigen die Einsicht ein, als würde ihren geblendeten Augen die Sehkraft wiedergegeben.

Den ersten Anstoß gaben die Orlam. Eine Hottentotin hatte einem Holländer Kinder geboren, die sich nach ihrem Vater Orlam nannten. Der Familienname ging später auf einen Hottentotenstamm, dann auf eine Gruppe von Stämmen über. Im Kapland war ihre Heimath gewesen. Bis 1840 wanderten sie nach Norden aus und ließen sich, Stamm nach Stamm, im Wohnbezirk ihrer Verwandten, in Groß-Namaland, nieder. Sie waren von Grund auf verdorben. Sie hatten am Nächsten dem Europäerherd gesessen, dessen sengendes Feuer um sich fraß, das Ursprüngliche zerstörte, das sie aus sich selbst geboren, genau aus ihrem Bedürfniß gestaltet hatten. Sie nahmen aus fremder Zone stammenden Ersatz, Pferde und Flinten, Pulver und Blei, Schnaps, Tabak und Kleider, und verloren darüber Moral und Kult, Tradition und Geschichte, Eigenart und Zukunft für ewige Zeit. Sie schleppten ihre Laster und Krankheiten über den Oranje, steckten ihre Verwandten an und halfen ihrer korrupten kapholländischen Sprache in unverdiente Ausbreitung. Sie hatten seit den Tagen, als man auf ihre Oberlippen Preise zahlte, viel gelernt. Sie kannten den Weißen durch und durch und sorgten dafür, daß seines Wesens Art kein Geheimniß blieb. Sie wurden die Führer des Hottentotenvolkes, deren Geschick sich erst auf der Jagd, dann im Kampf gegen die Herero erprobte.

Auch in Denen konnte der Weiße bald keine Ehrfurcht mehr wecken. Nicht Fähigkeiten und Wissen, nur festem Willen und klarem Handeln beugt der Neger den Nacken. Er konnte kein Freund der Weißen werden, deren Gesammtheit die Einheitlichkeit fehlte, deren entfesselte Leidenschaften, fragwürdige Begabungen, anrüchige Gebräuche durcheinandertosten. Ihre Sucht nach Vortheil, nach La[illegible] und Vieh, lockte den Herero auf den gefahrvollen Boden der Verschuldung. Er wartete der günstigsten Stunde, die Schlußabrechnung vorzulegen.

Die Bergdamara rauchten ihre Dachapfeifen bald wieder allein; die Waschimba fühlten sich im Kaokofeld wohler als in der Ebene, hielten sich näher ihrem Omuhonga-Paradies als dem lauten Treiben

---

*) So heißt ein gutes, ernsthaftes und doch unterhaltendes Buch, das Hauptmann Fischer, ein Offizier unserer Schutztruppe, in der Deutschen Verlagsanstalt veröffentlicht und in dem er seinen Landsleuten noch viel mehr Beachtenswerthes sagt, als dieses Pröbchen ahnen läßt.

der Steppe; die Buschleute ließen sich verleugnen. Wer nun durch ihr Feld ritt, mußte glauben, durch Menschenleere zu reisen. Keine bewohnte Hütte, keine glimmende Feuerstatt, keine frische Menschenspur gab Kunde von ihnen. Sie hielten sich verborgen in unzugänglichen Verstecken. Das Feld selbst schien feindlicher geworden zu sein. Dort mußte eine Wasserstelle liegen., Aber eifrigstem Suchen noch verbarg sie sich. Buschleute hatten sie verschüttet oder eingedeckt. Eine andere war vergiftet. Das Wild, das dort tränkte, verendete. So kam doch noch Fleisch auf die Werft. Zusammengedrängt auf engen Raum, fand das Buschvolk auch nicht mehr ausreichende Feldkost. Gewaltsame Mittel sollten dem Uebel abhelfen. Das Abbrennen des Feldes zur Trockenzeit wurde Brauch. Eines Abends glühte irgendwo die Steppe auf, der Wind trieb die Flammen vor sich her, Gras, Kraut, Büsche, Bäume ergreifend, hinter sich eine einzige verkohlte Pflanzenmasse lassend. Schreckliche Verwüstung bezeichnete den Weg, den das Feuer genommen hatte. Niemand löschte, nur der umschlagende Wind brachte die Brände zum Stehen; nach Tagen, nach Wochen. Den Reisenden aber begleitete spähendes Mißtrauen, Tag und Nacht. Er fühlte sich beobachtet, von unnennbarer Gefahr umgeben, mußte sich hüten, abseits von der Wagenspur, der er folgte, das Dickicht zu betreten, sich von seinem Troß allein zu entfernen. Keinem Verirrten wäre Hilfe geworden. Führte der Zufall doch zu Begegnungen, so öffnete sich nicht Bitten, nicht Geschenken das Feld. Der Buschmann hütete das Wassergeheimniß. Die Wasserstellen waren die Stützpunkte des weißen Jägers geworden. Er würde die letzte an sich reißen, wenn Thorheit sie ihm verriethe. Das durfte kein Buschmann thun. Und zum ersten Mal schwirrte ein Giftpfeil, sauste eine Keule auf einen Weißen. Die Farbigen vergaßen die Fehden unter einander. Gewiß gab es Feige, geistig Arme, Verderbte genug, die dem neuen Gedanken fern blieben. Die Einsichtigen aber sahen den Feind nur noch im Weißen. Er begann, festen Fuß zu fassen. Aus dem umherschweifenden Jäger wurde der seßhafte Siedler. Wo Klippspringer einst von hohen Felsen zu Thal äugten, Kudus in stillen Nächten zum Wasser zogen, Buschleute das Leben der Steinzeit lebten, stand jetzt ein häßliches Lehmhaus mit frechem Wellblechdach. Mancher Träger neuer Kultur trat mit Ansprüchen und Meinungen auf der Vergangenheit herum, entweihte das Feld, erschöpfte den Platz, den er bewohnte, und stapelte in Schutt und Schmutz Blechbüchsen und Glasscherben; unheilige Denkmale.

Von fern her reckte ein starker Arm sich über das Land. Der neue Schutzherr richtete seine Machtmittel auf. Viel guter Wille, viel ehrliche Tüchtigkeit hielten den Einzug. Aber sie kamen zu spät. Was Jonkherr Afrikander, 1855, vorausgesagt hatte, geschah: „Ihr baut ein Haus und thut freundlich mit uns. Dann kommen die Schmauser (Händler), Vogelschießer, Spinnensucher (Naturforscher) und Kupfergräber. Ihr wollt es so machen wie in Klein-Namaland, wollt unser Land nehmen.“

Wer in die Zeit um 1890 hineinblickt, wird erkennen: die Civilisation bedrohte den Lebensunterhalt der Farbigen, ihr Besitzrecht am Land, die Ergiebigkeit seiner natürlichen Quellen. Die Kultur war dabei, sie in fremden Putz zu zwängen, sie im Stil dressirter Affen zu Mitläufern des Europäerthums zu machen. Es konnte kein Zweifel sein, daß von dieser Seite dem Farbigen kein Gewinn zufloß. Er war der Geber. Er gab, willig oder zagend, störrig oder geduldig, freudig oder mürrisch, aber er gab. Das Recht des Stärkeren, der Wille des Europäers, kam in irgendeiner Form zur Geltung. Sollte der Absturz ins Nichts noch aufgehalten werden, so mußten andere Hände zugreifen. Sie waren seit Langem am Werk.

In geduldigem Mühen hatten Missionare den Samen des Christenthums gesät. Ihm sollte das Fruchtfeld entwachsen, das dem Farbigen neue Werthe reichte als Entschädigung für den Verlust bisherigen Besitzes. Die Geschichte der Mission umfaßt ein Jahrhundert. Sie ist ein Lehrbuch treuen, wahrhaften Strebens. Einfache Menschen, ohne Ansprüche, ohne vordringliches Wissen erzählen von ihrem Tagwerk unter den Heiden, von ihrem Weg, der durch die Worte bestimmt war: „Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie.“

Im Wechsel des Geschehens reihen sich oft die selben Stationen an einander.

Am Anfang geht Alles gut. Die Freude an so bedeutsamer Arbeit stählt den Körper, der Anstrengung ersehnt, um sie zu überwinden. Die Liebe zu Mensch und Thier, zur Natur und zu ihrer Eigenart klingt in fröhlichen Berichten wieder. „Beim Schluß der Schule zeigten sich zwei Giraffen; sie stellten sich ein paar hundert Schritte von der Schule am jenseitigen Ufer auf. Bevor ich im Unterricht fortfahren konnte, mußte ich die Kleinen ein Wenig gucken lassen.“ Gut, rein, mild redet der Sendling von dem Hohen, das die Jünger zu Füßen des Herrn erlauscht hatten. Die Farbigen kommen; hören Gottesdienst, Bibelstunde; nehmen Schul- und Religionunterricht; lernen die Arbeit in Garten und Haus; bauen Kirche und Schule. Und die Zuversicht spricht mit Isaak: Nun hat uns der Herr Raum gemacht und uns wachsen lassen im Land.

Die Erfolge des dritten, vierten Jahres bleiben hinter den ersten zurück. Der Zulauf stockt. Bekehrte fallen in alte Sünden. Wassermangel, Dürre, Jagd- und Kriegszüge entführen die Gemeinde, lichten, zersplittern sie. Die Kirche leert sich.

Dünn rieselt ein Theil der Herde dem Hirten zurück. Aber die Stützen fehlen, sind im Kampf gefallen, von Raubzeug zerrissen, Krankheit erlegen. Von Neuem drum an die Arbeit. Aber der Kraft des Lehrers fehlt die frühere Frische. Die Wirkung schwerer Berufsarbeit, zehrenden Klimas, veränderter Lebensart, schlechter Ernährung wird fühlbar. Das Mutterhaus ertheilt dem Kranken und Matten Urlaub in die Kapstadt oder in die Heimath.

Gestärkt kehrt er zurück. Aber Alles ist vernichtet. Die Feinde

des Glaubens haben die Oberhand. Die Gläubigen sind abtrünnig geworden oder vertrieben, gemordet. Kirche, Schule, Wohnhaus liegen verödet, zerstört, beschmutzt, entweiht: „Fensterrahmen, Fußböden und Kisten waren zum Feuermachen verwendet worden. Die Uhr war zerschlagen, die Bücher lagen zerstreut. Das Haus war verunreinigt und mit unausstehlichem Geruch gefüllt.“ Der Garten ist der Wildniß zurückgegeben, der Stamm im Feld verschwunden.

Aber der Sendling harrt aus, sucht eine neue Gemeinde und findet sie, lehrt, duldet, hofft; und stirbt. Zwischen Sendlingsdrift und Sendlingsgrab liegt der Leidensweg vieler dieser tapferen Kämpfer. Sie sind hoher Achtung werth. Sie wurden zur Austauschstätte des Besten, was Europäer und Eingeborene zu geben hatten, bemühten sich um das Verständniß dieser durch Welten getrennten Menschen, fanden durch Erforschung der Geschichte, der Sprache, der Sitten und Gebräuche das Vertrauen der Farbigen und zeigten ihnen, am eigenen guten Beispiel, die Möglichkeit einer höheren Lebensführung. Als Berather und Führer begleiteten Sendlinge die Stämme auf ihren Wanderungen und Kriegszügen, theilten Ungemach und Entbehrung, legten den Grund zu den ersten Wohnstätten, denen sie, in Anlehnung an die Geschichte des Volkes Israel, alttestamentliche Namen gaben. So jubelt im Namen der Hottentotenortschaft Bersaba uralte Freude wieder. „Siehe, ich habe Wasser gefunden!“ Und das Aris der Bastards wurde Rehoboth getauft, „denn da zankten sie sich nicht über.“ Diese einsamen Lehrer mußten ihre Vergleiche dem Alten Testament entnehmen. Anklänge hallten ihnen entgegen, wie Jedem, der im Feld dieses beste Buch zum Begleiter hat. Wie Moses vom Berge Nebo, sahen die ersten Sendlinge vom Kamiesberg hinüber in das verheißene Land. Aber erst Vater Schmelen zog über den Oranje, wie Josua über den Jordan. In den Fluthen wälzten sich Flußpferde, dem Behemoth gleich. „Er liegt gern im Schatten, im Rohr und im Schlamm verborgen. Das Gebüsch bedeckt ihn mit seinem Schatten und die Bachweiden umgeben ihn. Siehe, er schluckt in sich einen Strom und achtets nicht groß; läßt sich dünken, er wolle den Jordan mit seinem Munde ausschöpfen.“ Krokodile lagen, wie Leviathan, auf dem Ufersand. „Schrecklich stehen seine Zähne umher. Seine stolzen Schuppen sind wie feste Schilde. Vor ihm her hüpft die Angst.“ Hugo Hahn griff nach der Bibel, als er am Kunene sich diesen Räubern gegenüber sah, und gedachte der Worte am Omuramba in Ovambo, als Buschleute ihn zur Vorsicht mahnten beim Baden in Omutu Ondju, wo vor Jahren ein Mann von einem Krokodil gefressen worden sei. Die Oranjeberge waren zerklüftet wie der Libanon, von wilden Thieren belebt. War der Klippspringer nicht der Gemse gleich? „Weißt Du, wann die Gemsen auf den Felsen gebären?“ Kletterten die Bergzebras nicht wie Wildesel? „Er schauet nach den Bergen, da seine Weide ist.“ Waren nicht hier wie dort Klippdachse, Löwen, Leoparden? Die Ebenen waren, wie in Palästina, von Gazellen und Straußen belebt. „Der Fittich des Straußen hebt sich fröh-

lich. Zur Zeit, da er hoch aufähret, verlachet er Beide, Roß und Mann.“ Das Brackwasser des Koankip war ekel wie das Bitterwasser von Mara. Namafeldhühner fielen ein, sinnlos vor Durst, ließen sich totschlagen und auffammeln wie die Wachteln in der Wüste Sin. Buschleute brachten klebrige Feldkost, dem Manna ähnlich. Unter brechendem Gestein sprang Wasser hervor, wie aus dem Felsen Horeb oder dem Fels von Kades. Wie die zehn Plagen über Egyptenland, lag auch über das Land Unheil gebreitet. Stechmücken penigten die Schläfer nachts; Ungeziefer nistete auf den Ausspannplätzen; Frösche füllten die Tümpel zur Regenzeit; Heuschrecken fraßen das Feld kahl; Hagel fiel herab und Finsterniß legte sich aufs Land, als Scheppmannsdorf in den tosenden Wassern des Kuiseb unterging; Seuchen fegten über das Feld; Pocken rafften Menschen dahin; die egyptische Augenkrankheit nahm Bruder Rath die Sehkraft. Waren die Völker nicht geschieden in Jäger und Hirten, wie wenn das Wort des Herrn zu Rebekka auch hier gesprochen worden wäre? „Zwei Völker sind in Deinem Leib und zweierlei Leute werden sich scheiden aus Deinem Leib; und ein Volk wird dem anderen überlegen sein und der Aeltere wird dem Jüngeren dienen.“ Der Jäger wurde dem Hirten unterthan, wie die Bergdamara den Herero. Die Geschichte Esaus und Jakobs könnte ins Feld gelegt werden. Der Jäger Esau nimmt Köcher und Bogen, „daß er ein Wildpret jagte und heimbrächte.“ Das kostete Mühe und Zeit und Jakob, der Hirte, konnte den Brüder betrügen. Wurde auf dieser Grundlage nicht oft genug auch hier Betrug geübt? Erst durch das Gleichniß wurden die Geschichten des Alten Testaments in rechte Beleuchtung gerückt. Die Begegnung des Knechtes Abrahams mit Rebekka am Wasser, Rahel, die ihre Schafe an die Tränke treibt, lachende Augen, schlanke Glieder: es fehlt nichts als das rothe Kopftuch der Hereromädchen.

Zur Ausbreitung des Glaubens drangen Missionare in alle Winkel zwischen Oranje und Kunene. Die Reisen Schmelens, des Apostel des Feldes, von Pella nach Bethanien 1814, Hugo Hahns nach Naosanabis 1843, Kolbes ins Damaraland 1848, Hahns und Raths ins Ambolano 1857, Hahns nach Ondonga 1866 sind Großthaten an Glaubensmuth und Forschungeifer.

Aber war die Botschaft von Nutzen, für den Bringer erfolgreiche Arbeit, vom Empfänger greifbare Besserung zu erhoffen? Einige sagen, der christliche Glaube habe Eingang bei Hottentoten gefunden. Aber in der Seele des Hottentoten konnte kein reiner Gedanke mehr wachsen und zu tiefer Erkenntniß reifen. Wie ihr Gesicht durch Inzucht und Verbrechertriebe zerstört, ihr Land eine verdorrte Wildniß ist, so lastet auf ihrer Seele der Fluch einer verkommenen Rasse. Oede Leere grinst den entgötterten Himmel an, aus dem der angebetete Ahn Heitsi Eibib längst vertrieben ist und der ihnen kein Evangelium mehr zu künden hat.

Waren die Bantus dem christlichen Glauben zugängig? Schwarze, glänzende Haut umspannte einen hohen, aufrechten Körper, den ein

stolzer, grausamer Sinn bewohnte. In ihrem Himmel, den Wolken nur kurze Zeit im Jahr verdüstern, wohnte Omukuru, der Urahn, den man mit einem Gruß, nicht mit Gebeten, ehrte. Er, der nur die Güte, nicht Lohn noch Strafe kannte, sah wohlgefällig auf seine Kinder hinab, die im Gefühl der Sündlosigkeit keinen Beruf empfanden, Buße zu thun.

Buschleute und Bergdamara sollen für den christlichen Glauben empfänglich gewesen sein? In die Tiefen dieses Mysteriums dringen Menschen nicht, die von Wasserwurzeln leben und auf einer Stufe stehen, die dreißig Jahrtausende vor Christ Geburt schon stand.

Andere sagen, die christliche Sittenlehre würde von Hottentoten verstanden und aufgenommen. Aber sie hatten ein eigenes Sittengesetz, dem alttestamentlichen ähnlich, und befolgten es, seit dem Zusammenstoß mit den Weißen, doch nicht. Wie vom Sinai her klang das Gebot: Du sollst nicht morden, nicht stehlen, nicht lügen, Du sollst die Alten ehren. Und echt mosaisch wurden die Thiere getheilt, in reine und unreine. Thiere, die wiederkäuen, sollst Du essen (also Giraffen, Büffel, Rinder, Schafe, Ziegen, Antilopen), Thiere aber mit gespaltenen Klauen, die nicht wiederkäuen, sollst Du nicht essen (Schweine), nur in höchster Noth sollst Du Zebra- und Dachsfleisch nehmen, aber Hase und Schakal sollst Du nicht essen, auch sollst Du kein Aas anrühren. Aber sie handelten nicht mehr danach. Und konnten noch weniger der Christenlehre leben, die ihrem entrechteten Volk die Zumuthung machte: Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen.

Die Moral der Bantus war auch nicht schlecht. Aber sie war anders als die christliche. Vieles, was wir Sünde nennen, war ihnen Unschuld. Und sie hatten Manches, was in einem harten Lande Tugend ist. Sie waren unerbittlich gegen das Schwache, furchtbar im Haß, furchtlos im Tod. Buschleuten und Bergdamara aber war ihr erbärmliches Dasein allein der beste Erzieher.

Nein: auch die Mission konnte den Absturz nicht aufhalten. Auch sie machte die Farbigen nicht glücklicher, nicht besser, nur unsicher; die Kluft blieb unüberbrückbar, die zwischen der gütigen Lehre der Missionare und der Wirklichkeit gähnte.

Die Empörung kam. Die Herero warfen jauchzend die Masken ab, die guter Glaube und böser Wille ihnen vorgebunden hatten. Sie fegten wie ihr mittäglicher Staubsturm über die Plätze und Siedelungen der Weißen, zu spät erkennend, daß eine furchtbare Macht unzählige Reiter ins Feld führen konnte. Sie starben muthig vor den Feuerschlünden der modernen Zeit oder in der grausigen Dürre des Sandfeldes. Zweihunderttausend Menschen soll ihre Volkheit umfaßt haben. 1906 wurden noch fünfzehntausend gezählt. Ein erschütterndes Geschick hatte sich vollzogen.

Die Hottentoten wollten die günstige Gelegenheit, Jahrhunderte alten Haß zu kühlen, nicht ungenutzt lassen und griffen im falschen Augenblick in den Krieg ein. Sie fochten für nichts Höheres mehr als Unabhängigkeit ihres Viehdiebdaseins. Dafür ward ihnen gerechte Hätten sie zweihundert Jahre vorher die große Entscheidung

gesucht, so wären sie mit Ehren untergegangen. So aber entbehrt dieser verspätete Tod der Tragik. Was sonst noch hineingerissen wurde, nahm gleichen Schaden.

Es war der Kampf zwischen alter und neuer Zeit. Was mit dem Buren Jakob Cotzee 1760 am Oranje begonnen hatte, kam 1908 an der Ambolandgrenze zum Abschluß. Von Süden nach Norden erfolgte der Druck auf Farbige und Wild. Sie wurden vernichtet oder in Grenzland gedrängt. Den Deutschen trifft keine Schuld. Er war der zufällige Erbe des Feldes, das längst vor ihm im Todeskampf lag. Die selbe Kraft, die ihn zur Herrschaft brachte, fegte das Alte, Schwache, Seltsame in Afrika vom Platz. Hierüber zu klagen, hat keinen Sinn mehr. Wohl aber war der Frage nachzudenken: Wie ist nun der Neuaufbau zu ordnen, wie kann aus den Trümmern neues Leben erstehen, wie ist der Nutzen der Heimath mit der Pflicht zu vereinen, die der Eroberer der geschlagenen Natur dort draußen schuldet, den Thieren und Menschen des Feldes?

Als der Friede kam, in Karas- und Oranjebergen, in Kalahari und Namib die letzten Schüsse verhallten, Sonne und Raubzeug die Spuren des Kampfes tilgten, in Holzkreuzen und Grabhügeln das große Trauerlied verstummte, war das Feld und seine Bewohner in die Hand des Siegers gethan. Ein paar Stämme, die nicht sich selbst treu geblieben waren, aber treu genannt wurden, weil sie nicht den Muth zum Sterben gehabt hatten, behielten ihre Gebiete. Die Hottentoten von Bersaba, die Bastards von Rehoboth, die Bergdamara von Okombahe durften die Furcht ihrer zweifelhaften Enthaltsamkeit in scharf umgrenztem Eigenland genießen. Die Ovambo hatten zwar ihren Unwillen mit der deutschen Herrschaft durch den Ueberfall einer Grenzstation bekundet, sich dann aber mit schlechten Gewissen hinter ihren Sand- und Brackgürtel zurückgezogen. Kluge Vorsicht ließ sie ungestraft. Was sonst am Aufstand theilgenommen hatte, fühlte die schwere Faust des Siegers. Er sammelte die zersprengten Trupps. Aus Stein- und Sandöden kamen sie an: morsche Hottentoten, kranke, verwundete Männer, verlumpte Knaben, verhärmte Weiber, verlotterte Kinder, zerschundene Pferde, trockene Mutterschafe, ein Haufe jammernden Elends. Die Reste der Bondels, zu denen einst die warnende Stimme am Oranje gesprochen hatte, wurden in enges Reservat gepfercht, die anderen verschickt. Die feuchte Meerluft der Haifischinsel, die Tropendünste Togos, die Gefängnisse des Damaralandes wurden ihre Totenkammern.

Aus dem Sandfeld kamen Herero zurück, noch in besserer Haltung, aber ohne ihr Vieh. Das lag, mit der Masse des Volkes, verdurstet im Busch, säumte die Pfade ihres Todeszuges. Rechts und links lagen die gedunsenen Pestkadaver der stolzen Hererorinder. Aasgeier und Schakale hatten Tage satter Zufriedenheit. Diesen Vorrath konnten sie nicht bewältigen. Wollten wir unsere brennenden Gaumen erquicken, so zogen wir an den Trensenriemen unserer müden Pferde die geblähten Körper des abgestürzten Viehs aus den Pfützen und tranken die unsagbar ekle Brühe. Sattelten wir im Busch ab, so stießen

unsere Füße gegen Leichname. Ein junges Weib mit welker Brust, das erstarrte Gesicht mit Fliegen besät, eine verschrumpfte Mißgeburt an die Hüfte gepreßt. Eine Alte, der das Laufen besonders schwer geworden war. Acht oder zehn Beinringe aus groben Eisenperlen, das Zeichen ihrer Würde und ihres Reichthums, hatten bis auf die Knochen das Fleisch zernagt. Hier eine Tote, der das Leibchen aus Straußeneierschalen, die kostbare Omutombe, einst fest den gesegneten Leib umspannte, jetzt über Haut und Knochen raschelte. Hinter einem Strauch eine Lederhaube, dreiblätterig; ein Mantel, mit Eisenperlen benäht, ein Kochlöffel aus dem Holz der Albizzia, kunstvoll als langstieliges Blatt geschnitzt, anderer Hausrath, weißes Gebein: tagtägliche Bilder. Da ein Bengel. Er lebte noch, stierte mit blödem Lächeln aus leerem Hirn ins Nichts. Ich nahm ihn auf, gab ihm den Wassersack, etwas Hartbrot. Er machte ein Jahr lang dann noch den Hottentotenkrieg bei mir mit. Später sah ich ihn, einäugig, im windhuker Gefängniß wieder. Wer zu den Gehetzten des Sandfeldes gehört hat, wird den Glauben verloren haben, daß auf Erden Recht noch gilt. Im Schoß der erschöpften Weiber konnte für Jahre hinaus kein werthvoller Nachwuchs reifen. Die Herero wurden in Familien aufgetheilt und der Arbeit auf Dorf und Farm zugeführt. So war ihnen die Möglichkeit zu neuem Aufstieg genommen. Die Zutheilung von Land und Beutevieh, der Zusammenschluß aller zu einem Stamm, die Aufrichtung einer eigenen Herrschaftform hätten ihre Kultur, ihren Werth, ihre Volkheit zu retten vermocht. Was im Barotse- und Basutoland englischer Einsicht gelang, hätte gleich gute Frucht hier getragen. Die Farbigen waren enterbt. Der Weiße setzte sich an ihre Statt. Er richtete sich im Feld ein, holte tief und gemächlich Athem, dehnte die Glieder. So drückte er auf die Grenzlande, wo die Steinzeit aus furchtsamen Augen auf die Wellblechzeit herübersah. Mit völlig unzulänglichen Mitteln trotzten Buschleute und wildwohnende Bergdamara dem Vordringen der Weißen, erschlugen oder vergifteten da und dort einen dieser verhaßten Fremdlinge, wurden dafür gehenkt und erschossen, fielen auch, von allen Seiten gestoßen, über einander her, wie Hunde über einen Artgenossen, der geschlagen wird, lieferten sich verlustreiche Gefechte, ohne zu ahnen, wie kostbar sie der Völkerkunde sind, ließen sich zu Haufen treiben, auf Sammelwerfte sperren, starben an Malaria oder brachen wieder aus oder versuchten, im Sinn der Neuzeit, sich auf anständige Weise zu ernähren. Diese rührenden Versuche! Wenn draußen das Feld vor Trockenheit stöhnte, der Boden auseinanderbrach unter den Gluthstreichen der Sonne, das Kakizeug am Leib brandig roch, als müsse es in Flammen aufgehen, dann erschien wohl im Gänsemarsch eine Buschmannhorde. „Morro,“ kam es aus heiseren Kehlen. „Was wollt Ihr?“ „Arbeiten.“ Abgemacht. Und sie halfen Vieh und Pferde hüten, Lehmziegeln kneten, Bausteine tragen. Abends erhielten sie Mehl oder Reis und konnten ihren Leibern, die schrumpfig wie Morcheln waren, wieder zu etwas Rundung verhelfen. Wenn dann endlich der Himmel ein Einsehen hatte, fern im Osten die ersten Wolken schatteten und wie-

der eines Morgens die Buschleute zur Arbeit eingetheilt werden sollten, waren sie fort. Verschwunden im Busch. Sie konnten nicht anders. Da liefen sie nun Tag und Nacht dem Strich entgegen, der ein paar Regentropfen bekommen haben mußte. Jetzt sproßte dort das erste frische Gras, Wild zog herbei, Raupen krochen über das Laub, ließen sich von den hungrigen Allesessern auffsammeln. Auch Das wurde ihnen verargt, daß sie reuevoll zu ihrer Allmutter heimkehrten, sobald sie ihnen ein freundliches Gesicht zeigte. Noch heute, 1914, verfolgt man sie, nimmt ihre Kinder fort, läßt sie fern der Mutter aufziehen. Der Europäer, dessen Evangelium Arbeit heißt, konnte nicht zusehen, daß Menschen die Erde traten, die von dieser Botschaft nichts wissen wollten. Vom Glauben durchdrungen, daß er allein wahre Erkenntniß besitze, duldete er keine andere Auffassung. Die ewig langweilige, ewig heutige Gleichmacherei erstickte in ihrem trüben Brei das alte Leben.

Der Theil der Frage hatte keine glückliche Antwort gefunden: Keine Auferstehung erwartete den Menschen des Feldes.

Hessenwinkel. Adolf Fischer.

Deutsche Verse.

Schulter an Schulter.

Ein Blitzschlag durch die Lüfte,
Ein Donnern meilentief,
Das öffnete die Grüfte
Und weckte, was da schlief.
Nun stehn wir Aug' in Auge
Mit Feinden überall —
Die Hand! Es gilt, Herr Bruder,
Wir schlagen sie zumal.

Es ist ein Fels geworden
Aus Quadern und aus Blut;
Vom Süden bis zum Norden
Umbraust ihn Flammengluth,
Die Gluth gerechten Hasses,
Strömender Liebe Macht,
Ein Lichtgestirn uns Beiden
In schwarzer Schicksalsnacht.

Es ist ein Reich erstanden
In Schlachten und in Noth,
Das hält mit eisern Banden
Uns Alle bis zum Tod.
An seinem Wall zertrümmert
Von Feinden eine Welt.

Herr Bruder, hoch die Fahnen!
Zwei Völker sind ein Held.

Was fremd war und geschieden,
Ist einig bis ins Mark
Und nach dem Kampf der Frieden
Macht uns auf ewig stark.
In Treuen fest zusammen
Stehn wir in Herrlichkeit
Und aus den Weltenflammen
Steigt eine neue Zeit.

Hamburg. **Theodor Suse.**

Antwerpen.

Was sprechen wir von Kultur und Kunst?
Es ist Alles Schein, verächtliches Flimmern.
Ich sehe grau im Abenddunst
Riesige Geschütze schimmern.
Langgeformte Geschosse streichen
Langsam über die nebeligen Lande
Und gebären aus eisernen Weichen
Feuer, Vernichtung, Tod und Schande.

Menschen sind tot, Menschen zerstückt,
Menschenwerthe zu Staub gekehrt;
Und ein König schleicht sich gebückt
In die Fremde, von Heim und Herd.
Kronen sinken in grundlose Tiefen,
In denen gestern, vervehmt und krank,
Nur die Wünsche des Pöbels schliefen.
Einer von Gottes Gnaden sank.

Was bleibt übrig? Verderben und Eisen,
Trümmer, die auf das Sterben weisen,
Weiber, ihrer Männer beraubt,
Männer, die an ihr Volk geglaubt,
Sieger, täglich vom Sterben bedroht,
Tod und Hoffnung, Hoffnung und Tod.
Selten fragt sich nur noch ein Dichter:
Lebt noch ein gütiger Menschenrichter?
Schlingt, eine goldene Blüthenranke,
Bald sich um Trümmer der Zukunftgedanke?
Reines Gold? Reiner Segen?
Können wirs noch in Münze prägen?

Wilmersdorf. **Werner von der Schulenburg.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 21. November 1914.

Geht die Welt unter?

Der Heilige Krieg.

Seit den Tagen, da Gordon und Kitchener gegen den Mahdi Mohammed Achmed zu kämpfen hatten, wird in Europa oft von dem Heiligen Krieg gesprochen. Doch ein klarer Begriff gesellt sich dem Wort nicht. Der erste Ruf kam von Mekka. Da ist, nah beim Grab des Propheten, eine Schule, die ihre Zöglinge als Apostel des Islams hinausschickt. Hinaus in die Welt, die islamischer Anschauung in zwei Theile zerfällt. Das Gebiet der Gläubigen umfaßt Mekka und dessen Nachbarbezirk (wo kein Ungläubiger hausen, kein Thier athmen, kein Pflugschar die Scholle furchen darf), den Hedschaz, die nahen muslimischen Länder (wo der Rumi zwar drei Tage weilen, aber kein Haus haben und kein Grab finden kann) und die tributpflichtigen Länder (wo der Fremde, der einen Erlaubnißschein erlangt hat, wohnen darf). Mekka, Arabien, das ganze islamische Erdreich soll den Ungläubigen also gesperrt und nur durch besondere Erlaubniß zu öffnen sein. Der andere Theil der Erde scheidet sich wieder in zwei Theile. Länder, die durch Verträge dem Musulmanengebiet verbunden sind, bleiben ungefährdet, so lange sie den Erben des Propheten Steuer zahlen. Länder, die solche Verträge nicht abgeschlossen haben, sind zu bekämpfen, bis ihre Bewohner die Steuerpflicht anerkennen und sich zum Islam bekehren. Das ist Glaubenstheorie; die Wirklichkeit zeigt ein ganz anderes Bild: und deshalb muß die Dschehad, das Werk heiligen Eifers, in der Stille, doch mit emsigster Kraft vorbereitet werden. Ihm hat jeder Mohammedaner sich zu widmen, sobald

er mannbar geworden ist. In steter Bereitschaft müssen besonders die zum Waffendienst Auserwählten sein. Ein leiser Ruf: und die Dschehad beginnt. Der Heilige Krieg gegen die Christenheit.

Der Ruf muß von einem Iman, einem geweihten Führer, kommen. Frauen, Kinder, Kranke, Schwachsinnige, Sklaven und Schuldner brauchen ihm nicht zu folgen. Eine alte muslimische Legende behauptet, die Christenheit habe in ihren Kreuzzügen Frauen, Kranke und Schwachsinnige vor die Front geschickt, um die Söhne des Propheten, wenn sie dieses Jammerhäuflein berannten oder vor ihm wichen, der Feigheit zeihen zu können. Damit solchen Frevels Versuchung den Gläubigen nicht nahe, bleiben Frauen, leiblich und geistig Kranke zu Haus. Sklaven und Schuldner, damit sie nicht im Getümmel verschwinden und ihre Herren und Gläubiger schädigen. Der Kampf darf nicht beginnen, ehe die Rumis dreimal aufgefordert sind, sich zum Islam zu bekehren. Zeigt sich die Stimmung des Feindes unsicher und ist auf Meuterei eines Truppentheiles zu hoffen, so darf der Iman nach der dritten Aufforderung noch eine Bedenkzeit gewähren; auf sein Haupt fällt aber die Schuld, wenn der Feind diese Bedenkzeit für sich nützt. Die Vorschrift, nicht auf Heiligem Gebiet noch in den Heiligen Monaten je einen nicht durch Angriff erzwungenen Krieg anzufangen, ist mehr als einmal übertreten worden. Der Zweck des Krieges ist, dem Islam Bekenner, den muslimischen Reichen Gehorsam und Steuerleistung zu sichern. Er hat zu enden, wenn der Feind sich, freiwillig oder gezwungen, zum Propheten bekehrt oder den Frieden erkauft. Die Summe hat der Iman zu bestimmen. Er kann auch (bis auf zehn Jahre hinaus) Waffenstillstand gewähren und hat unumschränkt über das Schicksal der Ungläubigen zu verfügen, die mit der Waffe in der Hand gefangen wurden. Darf sie töten oder frei lassen, in Sklaverei verkaufen oder gegen gefangene Mohammedaner austauschen. Wer sich zum Islam bekehrt, darf nicht getötet werden. Wer ungläubig stirbt, wird ohne Ehrenerweisung verscharrt. Die gefallenen Krieger des Propheten aber ziehen, als Märtyrer seiner großen Sache, ohne erst einer Läuterung zu bedürfen, ins Paradies ein. Die Beute, die während der Dauer des Kampfes gemacht wird, heißt Ganimat; die Beute, die erst der beendete Feldzug bringt (also auch Steuerleistung und Ertrag der Sklavenarbeit) heißt Fai. Vier Fünftel des Ganimat

werden unter die Soldaten vertheilt; vier Fünftel des Fai rinnen in den Staatsschatz. Das letzte Fünftel der Gesammtbeute wird in fünf Theile getheilt, die dem Staatsschatz, den Nachkommen des Propheten, Waisen, Armen und Mekkapilgern zufallen. Vor der Theilung werden Alle beschenkt, die zwar nicht mitgefochten, irgendwie aber für die große Sache gewirkt haben. Die erbeutete Waffe gehört Dem, der beweisen kann, daß er ihren Träger niedergeworfen hat. Der Boden des eroberten Landes wird Eigenthum des Prophetenstaates. Bleibt das besiegte Land nach dem Friedensvertrag aber im Besitz der Rumis (die nun den Islam bekennen), dann haben sie der Centralmacht Kopfgeld und Vermögenssteuer zu zahlen. Im Heiligen Kriege gilt jedes Mittel, das dem Islam Nutzen verheißt. Also wills Allah; wills sein Prophet.

Der Aufruf zum Heiligen Krieg ist, als er aus Fez kam, ohne Widerhall verklungen. Nun hat, am zehnten Novembertag, der Sultan von Konstantinopel gerufen; seit den Tagen des vierten Mohammed und der Großwesirdynastie Kjöprülü zum ersten Mal ein Khalif. Im siebenzehnten Jahrhundert hat die Verkündung der Dschehad dem Osmanenreich nicht genützt; von Venezianern und Oesterreichern, Russen und Polen wurde es geschlagen und verlor Ungarn und Siebenbürgen, Dalmatien und Morea, die Ukraine und Podolien, Asow und das linke Ufer des Dnjestr. Seitdem war oft Türkenkrieg; doch nie wieder Dschehad (djehd ist: ungemeiner Kraftaufwand). Wird der fünfte Mohammed, dem der Scheich ul Islam die grüne Adlerstandarte des Propheten anvertraut hat, vom Glück zärtlicher als der vierte gehätschelt werden? Auf leisen Sohlen eilen seine Sendlinge durch Asien und Afrika und heischen alle Mannbaren (nicht Greise noch Knaben) in den Heiligen Krieg; jeden Mann, der in Paradieseswonne zu schwelgen wünscht. Werden in Rußland, Marokko, Algerien, Tunis, Libyen, Egypten, Indien die Mohammedaner dem Rufe folgen? Nicht staunend den Boten fragen, wie der Khalif die „Waffenbrüderschaft“ (so nennt ers) mit zwei Christenheeren der uralten Prophetensatzung vereinen könne, die vorschreibt, daß der Ungläubige sich zu Mohammed bekehren oder in Steuerpflicht ketten muß? Rußland scheint den Ruf nicht zu fürchten; Herr Sasonow hat den Entschuldigungversuch des Großwesirs barsch abgewiesen und, offener als sonst, angedeutet, daß er sich der neuen Losung

freue. Vielleicht auch der Gelegenheit, den Rumänen ein Stück Südbessarabiens, den Bulgaren Hadrians, am Ende gar Konstantins Weihestadt anzubieten, die Italer mit dem Aufstand der libyschen Senussi zu schrecken: und sich so drei nützliche Genossen zu dingen. Noch ist der Türkensultan zugleich Khalif, des ganzen Islams Glaubenshaupt. Bald muß nun offenbar werden, ob ihm auch die siebenzig Millionen indischer Mohammedaner gehorchen (dann müßte Britania zittern) oder ob die englische Angabe richtig ist, die muslimische Welt Afrikas und Indiens sei den Jungtürken feindlich und ersehne die Uebertragung des Khalifates auf den in Mekka residirenden Fürsten Abdullah (der dann ja auch Kairo oder Bagdad als Glaubenshauptstadt erküren könnte). Nie war eine Dschehad, die der jetzt begonnenen auch nur im winzigsten Wesenszug ähnelte. Folgen Turkotataren, Nordafrikaner, Araber, Inder, als Fechter für Mohammeds Glauben (Mudschahids), dem Heiligen Fetwa, dann reißt dieses Millionenheer den ganzen Erdbereich des Islams in Aufruhr. Und Alles versinkt, was seit der Heldenzeit der Kreuzzüge im Osten ward.

Die rothe Sonne.

Die deutsche Festung Tsingtau hat sich, nach heldischem Kampf, der Uebermacht ergeben. Der Führer des japanischen Belagerersheeres hat in seiner Siegesmeldung selbst die Tapferkeit der deutschen Besatzung anerkannt. Als die Forts Bismarck, Iltis, Moltke erstürmt, die Batterien zerschossen, die Lebensmittelzufuhren abgeschnitten waren, wurde im Morgengrau die weiße Flagge aufs Observatorium gehißt. Weil die Kolonie immer unhaltbar schien, habe ich vor jeder Machtsiedelung in Ostasien gewarnt; sie gab obendrein den Feinden die Möglichkeit, uns den Chinesen zu verdächtigen und auf ihren Märkten das deutsche Geschäft zu hemmen. Ists nöthig, zu sagen, daß heute auch der Warner den Verlust wie Körperschmerz fühlt? Deutsche Menschen haben sich am Gelben Meer gemüht und aus Kiautschau, aus Tsingtau Musterstätten moderner Siedlung gemacht. Deutsches Blut hat den Boden der Provinz Schantung gedüngt. Da herrscht nun Japan. Nur (sagt Herr Tsutsuki, der Vertreter des Marineministers) bis an das Ende des Krieges; dann wird das Auswärtige Amt in Tokio darüber mit China verhandeln. Den Ton und das Ziel dieser Ver-

handlung kann Jeder ahnen, der die Methoden japanischen Vordranges kennt und nicht vergessen hat, auf welchen Wegen, durch welche Künste das Inselreich, für das harmlose Deutsche einst in Liebe erglühten, mit Koreanern und Russen fertig wurde und in die Macht kletterte, von deren Zinne es jetzt in die Runde lugt.

Zwei Schnecken, eine rothe und eine blaue, bilden mit ihren Mänteln das Wappen von Korea. Als der Japaner von Europäerhochmuth noch monkey und Makake genannt und wie ein gelber, menschenähnlicher Affe behandelt wurde, wies er mit spitzer Pfote schon auf die sechzehn Streifen, die von dem rothen Ball auf seiner Kriegsflagge ausgehen, und sprach, wenn er des Hörers sicher war, grinsend: „Der Sonnenstrahl läuft schneller als die Schnecke.“ Ist schneller gelaufen. Im Jahr 1852, als in Korea die französischen Missionare, die auf dem Landweg in die Halbinsel eingedrungen waren und ein paar Gemeinden gegründet hatten, sich gegen den wachsenden Christenhaß waffnen mußten, gab der amerikanische Kommodore Perry den Fremden die Möglichkeit, in Japan Handel zu treiben. Sieben Jahre danach entstand an der Bucht von Tokio die Europäerkolonie Yokohama. 1868: Aufstand und Kampf gegen das Shogunat. 1872: erste Eisenbahn (Tokio-Yokohama). 1875: auf heimischer Werft gleitet das erste Dampfschiff vom Stapel. 1890: Eröffnung des ersten japanischen Parlaments. 1899: Anerkennung des Fremdenrechtes zu freiem Handel im alten Zipangu. In diesen vierzig Jahren war die Schnecke nicht vorwärts gekommen. Vergebens hatte 1866 ein französisches, 1871 ein amerikanisches Geschwader versucht, das Land der Morgenstille dem Verkehr zu öffnen; es blieb gesperrt, ungastlich und mußte, wie seit einem Vierteljahrtausend, aus seinen winzigen Einkünften dem Mandschukaiser noch Tribut zahlen. Die Japaner hatten die breite Zunge, die sich zwischen dem Gelben und dem Japanischen Meer aus Asiens Schlund vorstreckt, an sich gerissen, das Land aber, der Noth gehorchend, wieder geräumt und 1876 seine Unabhängigkeit in einem Vertrag anerkannt, der ihnen drei Häfen öffnete und das Recht gab, im koreanischen Gebiet Konsuln zu ernennen. Langsam folgten den gelben die weißen Pioniere. Fremdenhaß lodert auf. China und Japan: von anderer Seite schien der Morgenstille Störung nicht zu drohen. Da fing man, noch unter Alexander dem Zweiten, in Rußland zu merken an, daß

Wladiwostok die Herrschaft über Ostasien nicht völlig sichere. Die Seefestung hieß zwar die Königin des Ostens; doch ihr Kronrecht war allzu eng begrenzt. Kein eisfreier Hafen; und mit dem Reichscentrum nur durch einen Schienenstrang von gefährlicher Länge zu verbinden. Wenn man die Liau-Halbinsel oder gar Fusan haben könnte! Ueber Korea ließen die Japaner, die den Russen Sachalin abgetreten hatten, aber nicht mit sich reden. Sie sollten den Westen nebst der Insel Quelpart bekommen, wenn sie dem Zarenreich den Osten einräumten. Dieses Kondominium behagte ihnen nicht. Um die Russen abzuschrecken, bestritten sie plötzlich laut Chinas Oberhoheitrecht auf Korea, ließen, ohne Kriegserklärung, ein chinesisches Schiff durch einen Torpedo zerstören und ruhten nicht, bis sie, nach sechs Monaten, Port Arthur und Wei-Hai-Wei besetzt und den Sohn des Himmels niedergerungen hatten.

Wer staunt? Ein Dutzendgedächtniß mußte sich erinnern, wie lange Japan schon nach dem Lande trachtet, das es in seiner Sprache Tscho-Sen nennt. Auf alten und neuen Blättern lehrts die Geschichte. Im Jahr 1392 wird, nach vierhundertjähriger Herrschaft, die Wang-Dynastie, der die Einung der Halbinselstaaten nicht gelungen war, von einem glücklichen Soldaten gestürzt, dessen Enkel bis gestern regirten, und Söul, nah bei dem Hafen Tschimulpo, zur Hauptstadt erwählt. Zweihundert Jahre danach kommts schon zum ersten Zusammenstoß mit Japan, vor dessen Suzerainetät Korea nur durch chinesische Hilfe bewahrt wird. Im siebenzehnten Jahrhundert muß das Königreich den Mandschu und, seit sie in China herrschen, der pekinger Regirung Tribut zahlen. 1654 scheitert eine holländische Yacht an der Küste der zu Korea gehörigen Insel Quelpart; die Besatzung wird Jahre lang in Südkorea festgehalten und erzählt dann, zum ersten Mal, Europäern von dem fernen Land im Gelben Meer. Ausführlicher berichtet darüber der Jesuitenpater Regis. Ihm folgen, im achtzehnten Jahrhundert, bald andere Sendlinge der Römerkirche; können von diesem starren Boden aber nichts ernten. Trotzdem ein katholischer Chinese, der für Rom Seelen werben will, gemordet wird, kommen, auf dem mandschurischen Landweg, aus Frankreich Missionare auf die Halbinsel; gründen ein Apostolisches Vikariat und hoffen auf das Wachsthum ihrer Gemeinden. Auch sie werden getötet. Und die von französischen und amerikanischen Admiralen geleite-

ten Strafexpeditionen bleiben fast ertraglos. Christenhaß und Xenophobie wüthen weiter und Korea scheint entschlossen, hinter hohen Mauern sich gegen alles Fremde abzusperren. Die Männer von Nippon durchlöchern, mit winzigem Werkzeug, die Mauern; erzwingen, im Vertrag von Kang-Hwa, eine Entschädigung von der einem japanischen Kriegsschiff von Koreanern angethanen Unbill, die Anerkennung ihres Rechtes auf konsularische Vertretung und die Oeffnung der Häfen Fusan, Wönsan und Tschimulpo. Doch China fühlt sich als Suzerain und stellt die drei Häfen unter die Leitung seiner Zollbeamten. Seit 1882 ist Korea der Schauplatz heftiger Interessenkämpfe zwischen China und Japan. Den Chinesen ists ein Vasallenstaat, den Japanern (so sagen sie) ein unabhängiges Reich. Prinzen und Minister, die verdächtig sind, heimlich für China zu arbeiten, werden gemordet; und bald danach die Japaner (auch der Gesandte, dessen Haus in Söul verbrannt wird) gezwungen, nach Tschimulpo zu flüchten. Welches der beiden Kaiserreiche soll die rebellischen Koreaner zur Ordnung bringen? Im Juni 1894 schickt China dreitausend Mann, Japan die Neunte Brigade auf die Halbinsel; von beiden Küsten folgen schnell Kriegsschiffe. Am dreiundzwanzigsten Juli vernichten die Japaner listig drei chinesische Schiffe; dann erst, sieben Tage danach, erklären sie der Kontinentalmacht den Krieg. Schon im Februar ist Japans Sieg gesichert. Am siebenzehnten April 1895 unterzeichnet Li-Hung-Tschang in Shimonoseki den Präliminarvertrag, der Korea aus jeder Abhängigkeit von China löst, den Japanern zweihundert Millionen Taels, den Süden der Liau-Halbinsel, Formosa und die Fischerinseln giebt. Noch in den letzten Apriltagen kommen von Nagasaki her russische Kriegsschiffe in die Straße von Tschili. Panzer, leichte Kreuzer, Kanonenboote; bald sinds mehr, als selbst England in diesen Gewässern hat. Auf der Rhede von Tschifu machen sie klar zum Gefecht; Holzwerk, Teppiche, Möbel, Vorhänge, Alles, was einen Brand rasch verbreitet, wird über Bord geschafft. Wer an Deck die geschäftige Hast sieht, muß glauben, spätestens morgen solle ein Kampf auf Leben und Tod beginnen. Doch kein Schuß fällt. Im Beach-Hotel wird Alles hübsch still abgemacht. Da sitzen, im drawing-room, russische, britische, deutsche Admirale neben Chinas und Japans Bevollmächtigten um den Tisch. Der Ostasiatenkrieg hat Chinas Wehr-

losigkeit, Japans wilde Jugendkraft jedem Auge enthüllt; und um die Auslieferung der in Shimonoseki den Japanern zugesagten Kriegsbeute zu hindern, haben Rußland, Deutschland und Frankreich sich verbündet. Herrscht Japan auf Liautung, leuchtet seine aufgehende Sonne von Port Arthur über die Straße von Tschili, dann ist Peking bedroht und Koreas Unabhängigkeit nur noch ein Wahngebild. Deshalb fordern die drei Großmächte den Japanerrückzug vom Liau. Nippons Vertreter zaudern; auf der Halbinsel ist das Blut ihrer Brüder geflossen; sie haben Port Arthur erstürmt: und sollen auf diesen Kampfpreis, den werthvollsten, nun verzichten? Doch Rußland spaßt nicht; braucht einen eisfreien Hafen, blickt lüstern nach Korea und kann seinen Willen mit wirksamen Mitteln durchsetzen. Kriegsschiffe überzeugen schneller als Diplomatengerede: drum ist das starke Geschwader vor Tschifu versammelt. Wirds nöthig, so sprechen die Batterien. Und ringsum mehrt sich rasch nun die Zahl der russischen Uniformen; als herrsche am Golf von Tschili schon der Reussenzar. Am zehnten Mai, zwei Tage nach der Ratifikation des Vertrages von Shimonoseki, fällt im Beach-Hotel die Entscheidung. Mit rothem Stift haben die Russen auf der Landkarte den Bezirk eingezäunt, den Japan herausgeben müsse. „So will es mein Herr; und hat mir befohlen, die Weigerung mit Waffengewalt zu strafen.“ Dieses Wort des russischen Geschwaderchefs treibt die Gelben von ihren Sitzen. Ist so freche Willkür möglich? Angstvoll umfliegt der Blick der Schlitzaugen die Tafelrunde. Spricht keine Stimme hier für die gerechte Sache des Siegers? Keine. Deutschland und Frankreich sind mit Rußland einig geworden. Der Britenadmiral hebt die Schultern: dieser trade interessirt ihn nicht sehr und im Augenblick ist gegen die russische Uebermacht nichts auszurichten. Das weiß der Moskowiter; er wirft seinen Degen auf die Karte, daß der Tisch dröhnt, und fragt noch einmal: Ja oder nein? Die kleinen Japaner behorchen einander mit raschem Blick. Gegen solchen Ueberfall ist ihr Land nicht gerüstet; sie müssen nachgeben. Wie ein Aechzen gehts durch das stille Zimmer; dann: Wir räumen Port Arthur, sobald China die fälligen dreißig Millionen Taels, als erste Rate, gezahlt hat. Das, denken sie, kanns in seiner Geldklemme nicht; und so gewinnen wir Zeit. Doch Rußland hat Eile. Noch im Mai ist Herr Rothstein, der Direktor der petersburger Internatio-

nalen Bank, in Paris und schließt, in Wittes Auftrag, einen Anleihevertrag, der den Chinesen, unter russischer Bürgschaft, vierhundert Millionen Francs sichert. Seit dem zehnten Maitag des Jahres 1895 weiß Japan, daß Liautung das Ziel moskowitischen Strebens ist und daß die Zwirnsfäden des Völkerrechtes diesen Drang nicht zu binden vermögen. Welches Recht allein wirkt, haben sie erkannt, als der russische Admiral Makarow seinen Degen auf den Tisch warf. Ihm und seinem Admiralschiff, dem „Petropawlowsk“, hat eine von den Japanern gelegte Seemine den Untergang bereitet; fast auf den Tag neun Jahre nach dem Friedensschluß von Shimonoseki, um dessen Frucht Makarow Jungnippon geprellt hatte. Sechs Jahre und neun Monate hat das blaue Russenkreuz im weißen Felde den Schiffen, die der Mündung des Peiflusses nahten, die stolze Botschaft zugerufen: Bis hierher, vom Weißen bis ans Gelbe Meer, reicht die Macht des Zaren aller Reussen! Sechs Jahre und neun Monate nur. Vom April 1898 an winkte es über die Wälle. Am ersten Januartag des Jahres 1905 ließ General Stoessel die weiße Flagge hissen.

Ist wenigstens Korea nun dem Mikado sicher? Im Lenz des Jahres 1896, als Nikolai Alexandrowitsch die Mütze des Monomachos aufs Köpfchen setzen will, sind Li-Hung-Tschang und Marschall Yamagata in Rußland. Der Chinese wird gut, der Japaner schlecht behandelt (ganz wie bei uns). Li-Hung-Tschang schließt mit Lobanow einen Vertrag, der den Russen erlaubt, im Kriegsfall Port Arthur und die Bucht von Kiautschau als Flottenstützpunkte zu benutzen. Und giebt Witte, dem noch allmächtigen Finanzminister, väterlich weise Lehre. „Baut Eure Bahn nur bis Wladiwostok und hütet Euch, in den Süden zu gehen; sonst bekommt Ihr mit den Japanern zu thun, die (wir habens erfahren) höchst gefährliche Kerle sind. Wir machen Euch jede mögliche Konzession. Ihr dürft den Eisenstrang von Nertshinsk direkt über Tsitsikar nach Wladiwostok legen. Dann ist er um fast sechshundert Kilometer kürzer als nach Eurer Trace. Da Ihr den Bahnbesitz sichern müsset, erlauben wir auch, daß Ihr auf den Stationen Fußvolk und Reiter einquartirt. Mehr können wir nicht thun. Nur: waget nicht, bis Shengking oder gar noch weiter südwärts vorzudringen! Diesen Rath gebe ich Dir, Sergej Juliewitsch, als meinem jüngsten Freund, nicht nur in unserem Interesse (wir wollen uns lieber mit

Euch als mit Japan abfinden), sondern aus Sorge um Eure Zukunft." Yamagata wird kaum beachtet. Beim Empfang fragt ihn der Zar, ob er sich in der Uniform nicht beengt fühle; und verletzt mit dieser Frage, die an die Behaglichkeit des Kimono erinnern soll, den Asiatenstolz. Inzwischen wars in Korea unruhig geworden. Die Japaner hatten sich mit ihrer Reformarbeit so breit gemacht, daß die Koreaner (die größer, schwerfälliger, den Nordchinesen ähnlicher sind) sie als den Todfeind ihres Schneckenhausfriedens haßten und der Ming-Partei zujauchzten, die, unter der Leitung der Königin, den Versuch machte, das Japanerjoch abzuschütteln. Einen fruchtlosen Versuch: am achten Oktober wurde die Königin von japanischen Verschwörern an den Haaren aus ihrem Zimmer geschleift und grausam gemordet. Seitdem war der schwache König bis zur Willenlosigkeit eingeschüchtert und unterschrieb blind, was Nippons Tenno ihm vorlegen ließ. Im Gehäus aber wüthete der Haß gegen das Reich des Sonnenaufganges weiter. Korea wollte seine Morgenruhe bewahren; wollte die Sonne nicht noch höher steigen sehen. Hatte Rußlands Stunde geschlagen? Da unten war am Ende ein einträgliches Protektorat zu fischen. Schon am zehnten Februar 1896 waren zweihundert russische Seesoldaten in Tschimulpo gelandet; sie marschiren nach Söul und besetzen nachts Rußlands Gesandtschafthaus. Das bewirkt einen Putsch, der die japanischen Palastwächter beschäftigt: und König Li-Hsi hat Zeit, sich unter den Schutz der Russen zu flüchten. Eine politische Komoedie beginnt. Der gekrönte Schützling des Zaren unterzeichnet Erlasse, deren einziger Zweck ist, die vom Tenno ihm abgepreßten Verordnungen wieder aufzuheben. Korea ist selig: die Japaner haben es von den Chinesen, die Russen von den Japanern befreit. Protektorat? Der alte Li-Hung-Tschang hat nicht zu tauben Ohren gesprochen; so schmackhaft der Kuchen scheint: den Japanern möchte man sich deshalb doch nicht verfeinden. Fürst Lobanow bittet Yamagata zu sich, stellt ihm vor, wie stark Rußland in Söul geworden ist, und empfiehlt eine Sozietät, deren Bedingungen am vorletzten Junitag unterzeichnet werden. Noch einmal wird die Unabhängigkeit der Halbinsel anerkannt. Für ihre Ruhe werden beide Mächte gemeinsam sorgen. Eisenbahnbauten und andere Modernisirungarbeiten werden unter Beide vertheilt. Weder Rußland noch Japan darf in Korea künf-

tig mehr als tausend Soldaten haben. Die genügen zum Schutz der Kolonie und ihrer Gesandtschaft. Also doch ein Kondominium. Freilich nicht das 1894 von den Russen erstrebte; immerhin ein dem gelben Volk recht unbequemes. Wozu, fragten grollend in den japanischen Straßen die Hemin, wozu hat die Nation die Last des Krieges gegen China auf sich genommen, da ihr nun nicht einmal Korea gehört? Das muß ihr endlich zufallen. Und mit den Chinesen war leichter fertig zu werden als mit den Russen.

Viel leichter; bald sollte auch der Mikado es merken. Das ostasiatische Schicksalsjahr 1897 brach an. Die petersburger Kamarilla, die leise schon daran arbeitete, den kleinen Nika von dem lästigen Vormund Sergej Julitsch zu trennen, ließ den alten Li einen guten Mann sein und rieth, am Gelben Meer einen (zunächst noch nicht plumpen) Vorstoß zu wagen. Einer russischen Militärmission, gegen deren Anwesenheit in Söul Japan protestirt, folgt der (noch unberühmte) Herr Alexejew, der als Agent Rußlands den König berathen soll. Die Männer von Nippon wüthen; müssen einstweilen aber weiter nordwärts blicken. Am fünfzehnten November 1897 besetzen deutsche Marinetruppen Kiautschau. Im Dezember wird von Peking aus den Russen gestattet, sich für den Winter in Port Arthur häuslich niederzulassen. Am sechsten März 1898 wird Deutschlands, am fünfzehnten März Rußlands, am vierten April Englands, am elften April Frankreichs Pachtvertrag mit China perfekt. Jeder bekommt einen Bissen (die Vereinigten Staaten sind klug genug, keinen zu wollen); nur Japan geht leer aus. Jetzt kann Rußland, das auf der Liau-Halbinsel sicher zu sitzen glaubt, dem Mikado eine Genugthuung geben. Wer Port Arthur hat, braucht nicht hastig nach Korea zu greifen. Das entgeht ihm auf die Dauer ja doch nicht. Reculer pour mieux sauter: die Moskowiter habens stets besser verstanden als Richelieus Landsleute. Die Barone Nishi und Rosen unterhandeln und sind nach einem Weilchen über eine Konvention einig, die das Kaiserreich Korea (Li-Hsi hat im Oktober 1897 den Namen geändert und sich zum Kaiser von Taikwan ernannt) für unantastbar erklärt. Rußland zieht seine Militärmission zurück, schickt Jewgenij Iwanowitsch Alexejew von Söul nach Port Arthur und verpflichtet sich, jede Einmischung in die koreanischen Verhältnisse fortan zu meiden. Die selbe Pflicht nimmt Japan auf sich; ist aber entschlossen, sie nicht

zu erfüllen. Die unbequeme zweijährige Episode ist ja abgethan, Rußland in Söul durch seinen Rückzug arg blamirt und für die Japaner die Bahn frei. Sie überschwemmen das Land der Morgenstille und nisten sich überall ein, wo eine Gewinnmöglichkeit winkt. Sie kaufen den Amerikanern die Eisenbahnstrecke Söul-Tschimulpo ab und legen einen Strang nach Fusan. In der Hauptstadt halten sie sich selbst Soldaten und Polizei, organisiren einen eigenen Post-, Telegraphen- und Telephondienst und zeigen, in ihrer japanischen City, den trägen Koreanern, was bei rationeller Wirthschaft aus dem Land werden könnte, das einst, unter der Wang-Dynastie, Herz und Hirn Ostasiens war. Zeigen ihnen allzu deutlich aber auch, wie gering sie die Faulenzer schätzen. Wer dem Eroberer nicht gehorcht, handelt Ohrfeigen ein; und dem Japaner, der einen koreanischen Mann prügelt, ausbeutet, schindet, darf kein Haar gekrümmt werden. „Wir haben den Sohn des Himmels besiegt und den weißen Zaren zum Rückzug gezwungen: da muß dieses Gesindel uns doch wohl ohne Gemurr pariren." Japan fühlte sich als Herrn; wars aber noch nicht und durfte schon deshalb die Koreaner nicht reizen. Die versuchten noch einmal nun, des Joches ledig zu werden. Der Kaiser bat die Großmächte, die Halbinsel, die eines Tages sonst zum Zankapfel zwischen zwei starken Staaten werden könne, für neutrales Gebiet zu erklären. Japan lehnte das Gesuch natürlich ab. Auffälliger war, daß auch Rußland die Zustimmung versagte. Die Expansion nach Korea war also nicht aufgegeben: nur aufgeschoben. Der Boxerkrieg bot die Gelegenheit, russische Garnisonen in die Mandschurei zu legen. Darüber durfte Niemand staunen; ohne gesicherte Etapenstraße war der Vormarsch bis an den Aufstandsherd ja nicht möglich. In Tokio verstand man die Absicht; wußte man nun, daß Korea erst in einem neuen Krieg, einem gegen Rußland zu führenden, erobert werden müsse. Die Mandschurei galt als verloren. Wurde nicht früh vorgebeugt, dann holten die weißen Teufel auch noch das Morgenland. Die Japaner froren in ihrer Einsamkeit. Am dreißigsten Januar 1902 wurde der anglo-japanische Vertrag geschlossen. Dieses Datum wird nicht vergessen werden. Zum ersten Mal hatten Weiße sich gegen Weiße Gelben verbündet. Die Vorbereitung zum Kriege gegen Rußland hatte in zwei Erdtheilen begonnen.

Der Hauptgegenstand dieses Krieges war Korea. Mit dem

Verlust der Mandschurei hätte Groß und Klein in Japan sich abgefunden. Hatte es schon; ließ die Zeitungen Tag vor Tag zetern und dachte: Aus China weichen die Moskowiter nicht mehr. Aber Korea muß im Lichtkreis der sechzehn Strahlen bleiben. Und der Kurzsichtigste merkt jetzt doch, daß Rußland die Halbinsel für sich will. Wollte es? Witte (mit dem Kuropatkin und Lamsdorff gingen) kam gegen Plehwe nicht mehr auf. Wenn er an Li-Hung-Tschangs Warnwort erinnerte, rümpfte Wjatscheslaw Konstantinowitsch die Nase. „Soll ein Chinese uns etwa lehren, wo Rußlands Zukunft ist?“ Wenn Witte sagte, die militärische Besetzung der Mandschurei sei unnützlich, Port Arthur für das Zarenreich auf absehbare Zeit ohne Werth, antwortete im Kronrath Plehwe, wer die erste Stufe einer Treppe betreten habe, müsse weiterschreiten, weil er neidischen Blicken sonst furchtsam scheine. Wenn Witte rieth, den ganzen Komplex der in Ostasien streitigen Fragen den Diplomaten zuzuweisen, die auch das Heikelste rasch und ohne Lärm erledigen würden, schrie Plehwe mit rothem Kopf: „Durch seine Bayonnettes, nicht durch Diplomatenkünste, ist Rußland geworden, was es ist!“ Diese Sprache gefiel dem schüchternen Nikolai, der längst unter Wittes herrischem Wesen litt. Endlich Einer, der dem allgewaltigen Tatarensprossen furchtlos entgegentrat! Für das Uebrige sorgten die Bezobrazow, Alexejew & Co. Darf man die Hoffnung der Russen, die sich in der Mandschurei angesiedelt haben, so schmählich enttäuschen? Dumm genug, daß wir nicht 1896 schon, als der König bei unserem Gesandten Schutz gesucht hatte, Korea unter den Fittich des Palaeologenaars nahmen. Worauf wollen wir nun noch warten? Mit dem Yalu als strategischer Grenze ist nichts anzufangen. Wir brauchen mindestens den Norden der Halbinsel; und einen festen Riegel haben wir vor unserem Haus erst, wenn des Zaren Macht bis an die Korea-Straße reicht. So sprechen die Soldaten. Die Kolonisten werden so dicht beim Sonnenbanner nicht heimisch, des Lebens nicht froh. Und die hitzigste Treiberei kommt aus der Schaar der Lieferanten und Spekulanten. In der Mandschurei und in Liautung waren Riesensummen verdient worden. Port Arthur europäisirt und befestigt, Dalnij gebaut, in Nord und Süd Städte erweitert und Stationen angelegt. Der Import von Maschinen, Bahn- und Baumaterial aller Art brachte ungeheure Profite. Man konnte Gesellschaften grün-

den, neue Papiere emittiren und, mit der Hilfe gefälliger Tschinowniks, den Staat an allen Ecken und Enden betrügen. Doch der Segen ließ allmählich schon nach. Die nöthigen Maschinen, Wagons, Lokomotiven, Schienen waren geliefert, die Stationen gebaut. Noch wurde verdient; aber der Goldstrom fing zu versickern an. Wenn der Gossudar seinem Weltreich Korea angliedert, kehren uns die paktolischen Tage noch einmal zurück. In dem rückständigen Kaiserreich Taikwan wäre Lohnendes zu thun. Ist Eisen, Kohle, Kupfer, Bauholz, sogar Silber und Gold zu finden. Die transmandschurische Bahn müßte man mit einem Südstrang sofort bis nach Fusan verlängern. Neue Hafenanlagen wären nöthig. Die koreanischen Städte müßten für moderne Menschen bewohnbar gemacht werden. Ein Heidengeld wäre da unten noch zu verdienen. War die petersburger Kamarilla an dem Geschäft direkt oder nur mittelbar betheiligt? In der Yaluwald-Gesellschaft hatte sie Sitz und Stimme. Die Konzession dieser Gesellschaft war 1896, als König Li-Hsi bei Rußlands Gesandten hauste, erworben, sechs Jahre lang aber kaum ausgenützt worden. Als Kuropatkin in Japan gewesen, Alexejew zum Statthalter im Fernen Osten ernannt und Mukden wieder von russischen Truppen besetzt war, glaubte man, das Geschäft riskiren zu können. Die Gesellschaft, der ein Günsburg präsidirte, ließ an der Yalumündung das linke Ufer abholzen und ihre Arbeiter von einer Kosakensotnie schützen. Auf koreanischem Boden! Ungefähr so hatte es in der Mandschurei ja auch angefangen. Das war zu viel. War der bündige Beweis, daß die Bärentatze nach Korea langte. Die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit des Kaiserreiches war immer wieder proklamirt worden. Jetzt wollte es Rußland. Schon kommt über New York die Meldung, daß drei sibirische Füsilierregimenter von Port Arthur nach dem Yalu marschiren. In Tokio ist das Parlament aufgelöst worden, weil es das Ministerium in schroffen Sätzen sträflicher Versäumniß auf dem Gebiet internationaler Politik beschuldigt hat. Einstimmig aber fordern, in Volksversammlungen und in der Presse, alle Parteien, die Regirung solle den russischen Umtrieben ein rasches Ende bereiten. Beim Neujahrsempfang der Diplomaten sagt Zar Nikolai, er sei überzeugt, daß im Fernen Osten Friede bleiben werde. Drei Wochen danach wird die russische Flotte von den Japanern überfallen und Schiffsgeschütze erklären dem Herrn aller Reussen den Krieg.

Korea hat keine Wahl. Auf Oyamas Befehl wird die Halbinsel von japanischen Truppen besetzt und der Kaiser gezwungen, mit dem Tenno ein Bündniß zu schließen. (Diese Majestät, die Chinesisches, Russisches, Japanisches unterschreiben muß und nie des Herzens Wunsch folgen darf, wäre ein Fressen für einen Swift oder Laboulaye.) Heimlich schicken die Russophilen aus Söul die Botschaft nach Petersburg: „Wir können nicht anders; ginge es nach unserem Willen, dann föchte Koreas Jugend unter Euren Fahnen!“ Sehr schlau, denkt der Palastklüngel; die Russen müssen ja siegen und haben statt der Leistung nun wenigstens das Bekenntniß guten Willens. Sie siegen nicht. Wider die Erwartung der Sachverständigsten; trotzdem Witte selbst, der ungnädig entlassen ist und dem Militärtshin seines Vaterlandes einen Denkzettel wünscht, das Wort Skobelews wiederholt: „Schon die Zahl unserer Mützen schlägt sie!“ Der Große, hatte fast Jeder gewähnt, wird über Kurz oder Lang mit dem Kleinen fertig. Wer hier groß, wer klein zu nennen sei, ward nicht bedacht. Zwischen dem Kriegsschauplatz und der russischen Basis liegen neuntausend Kilometer und für den Nachschub von Menschen und Geräth ist nur ein Eisenstrang zur Verfügung. Japan kämpft in bekanntem Gelände und steht, ein Volk von fünfzig Millionen in der Einheit des Glaubens und Wollens erwachsener Menschen, seit Jahr und Tag zum Sprung bereit. Vom Yalu gehts an den Liau, den Hun, den Scha; von Port Arthur nach Portsmouth. Vorher schon muß der Kaiser von Korea seinen Namen wieder unter einen neuen Vertrag setzen. Sich verpflichten, alle ihm von Japan empfohlenen Männer im Diplomatendienst und in der Finanzverwaltung anzustellen und ohne ihren Rath keinen irgendwie wichtigen Schritt zu thun. Endlich ists erreicht; ist die Beute heimgebracht, nach der die Wikinger von Nippon seit Jahrhunderten getrachtet hatten. Annexion? Unnöthig; macht auch zu viel Lärm. Ein japanischer Prokonsul, der prunklos in Söul thront, findet wohl stillere Mittel zur Eroberung der Halbinsel, die in der Sprache des Mikadolandes Tscho-Sen heißt. Vor dem Krieg hatte die Konservative Partei in Tokio gefordert, Rußland müsse ein Stück des aus der Chinesenmasse erworbenen Gebietes abtreten und „alle auf Korea und in der Mandschurei streitigen Fragen so ordnen, daß dauernder Friede gesichert sei“. Mehr, als dieses Ultimatum heischte, war nun gewonnen: Korea noch nicht de iure, doch de facto zur japanischen

Provinz (oder Kolonie) geworden. Was Li-Hung Tschang neun Jahre vorher prophezeit hatte, war nun Ereigniß. „Die Südbahn würdet Ihr nur für die Japaner bauen. Kwangtung könnt Ihr nicht halten und Korea ist für Euch noch weniger als für uns zu haben. Was also wollt Ihr am Gelben Meer? Wenn Ihr klug seid, geht Ihr nicht über die geweihten Grabstätten der Mandschuherrscher hinaus." Der Statthalter von Tschili kannte die Nachbarn genau und wußte jeden nach seinem Werth einzuschätzen.

Der Mann, der in Shimonoseki mit ihm verhandelt hatte, herrschte seit zwei Jahren nun in Söul: Hirobumi Ito. Japans stärkster Staatsmann. Der kennt die Welt; hat Europa bereist, war (mit Iwakura Tomomi, dem Besieger des Shogunates) in Amerika und wird von seinem Kaiser stets auf den Platz gestellt, der die feinste Hirnarbeit verlangt. Als Graf hat er seinen Landsleuten Formosa und die Fischerinseln erworben und den Weg nach Korea geöffnet. Li und Ito: zwei Männer von Genierang saßen in Shimonoseki am Konferenztisch; auf die Waffengänge dieser Meister zurückzublicken, ist heute noch ein Genuß (den Jeder sich durch die Lecture der History of the Peace Negotiations between China and Japan verschaffen kann). Damals hat Ito, dem Li schließlich das chinesische Ministerpräsidium anbot, die schwerste Diplomatenprobe bestanden. Jetzt soll er, als Marquis, das Können des Organisators noch einmal bewähren. Er hat Japan das passende Kleid gewirkt und findet gewiß nun auch das Staatsgewand, das dem Leib Koreas wie angewachsen sitzt. Skrupel plagen ihn nicht. Mit härterer Hand ward kaum irgendwo jemals ein Land erobert. Der Statthalter des Tennos muß wissen, was auf der Halbinsel geschieht. Koreaner, die verdächtigt (nicht etwa überführt) waren, vom Bahnmaterial ein Eisenstück gestohlen zu haben, wurden, ohne Verhör und Richterspruch, an ein rasch gezimmertes Kreuz geheftet und dienten japanischen Schützen als Zielscheibe. Andere faulten am Galgen, weil sie einem Festungwerk zu nah gekommen waren. Ist so blind wüthende Grausamkeit unentbehrlich? Dem nur, der die Unterworfenen zur Verzweiflung treiben und ihren Aufstandsversuch dann mit Feuer und Schwert niederzwingen will. Ito, der sechsundsechzigjährige Samurai, der Sohn kriegerischen Adels, verachtet das Volk, das nie für seine Freiheit zu fechten gewagt, immer auf fremde Hilfe gehofft hat

und, wenn die Hoffnung enttäuscht war, geduldig in neue Knechtschaft gekrochen ist. Soll das Reich des Sonnenaufganges an die Erziehung dieser trägen Tagediebe Jahrzehnte vergeuden? Nein. Was hier wimmelt, taugt nur zum Helotendienst; muß die Faust des Herrn über sich fühlen. Wer murrt, hat den Kopf verwirkt. Wer dem Wink stumm gehorcht, wird bald merken, wie gut die straffe Zucht dem Lande bekommt. Kein weißer und erst recht kein gelber Stamm haßt den Japaner so wie das Volk von Korea: deshalb muß diesem Volk das Rückgrat gebrochen, muß es behandelt werden wie in der wilden Jugend britischer Kolonialgeschichte die braune und die schwarze Menschheit. Europa und Amerika könnten diese Methode veraltet und anstößig finden? Thörichte Sorge. Alle europäischen Großmächte sind froh, wenn sie uns nicht zu stören brauchen. Die Vereinigsten Staaten haben hundert Gründe, die Auseinandersetzung im Stillen Ozean nicht zu beschleunigen. Wählen wir nur unsere Stunde richtig, dann redet uns Niemand drein. Und die Stunde ward schlau gewählt. Der kalifornische Bluff, der die Gefahr eines Philippinenkrieges näher zeigte, als selbst Schwarzseher sie geglaubt hatten. Franko-japanische Verständigung. Präliminarvertrag mit Rußland. Nun rasch ein paar Gräuelbilder im Stil der ältesten Kakemonos. „Der Kaiser von Korea, der verpflichtet ist, vor jeder Verhandlung mit fremden Mächten Japans Rath einzuholen, hat sich erdreistet, hinter dem Rücken des Generalstatthalters Delegirte nach dem Haag zu schicken, die der Friedenskonferenz Koreas Elend schildern sollen." (Der Generalstatthalter hat die Entstehung dieses Planes sicher gesehen, hätte ihn, da vom Haag nichts zu fürchten war, in ruhigeren Tagen höchstens spöttisch belächelt, erkannte jetzt in ihm aber den brauchbarsten Vorwand.) „Ein Mann, dem das einfachste Pflichtgefühl fehlt, ist unseres Vertrauens unwürdig und darf nicht länger die Krone tragen." Der Schattenkaiser betheuert, er habe von der Mission nichts gewußt, sein Name auf dem Kreditiv sei gefälscht und er an Fügsamkeit von keinem Menschenkind auf der bewohnten Erde zu übertreffen. Einerlei. Er hat, seit er im Russenhaus Unterschlupf suchte, die Japaner oft genug geärgert. Jetzt ist die beste Gelegenheit, ihn loszuwerden. Er muß dem Thron entsagen und den Palast räumen, in dem nun sein Sohn Kaiser spielen darf. Der weiß, was die ungehorsame Majestät zu erwar-

ten hat, und wird sich hüten, dem gebietenden Samurai je auch nur eine mürrische Miene zu zeigen. Daß sie sich auf die Depeschencensur verstehen, haben die Japaner nicht erst im mandschurischen Krieg bewiesen. Da der britische Bundesgenosse ihnen gern gefällig wäre, könnten sie den Drahtweg sperren oder dem Erdkreis melden, in Korea herrsche friedlichste Ruhe. Sie wollens nicht. Lassen Alarmtelegramme durch; verfassen sie am Ende gar selbst. Straßenunruhen, Adelsverschwörung, Fremdenhaß, Gährung im Heer. Wer dieser täglich erneuten Botschaft glaubt, muß annehmen, die Koreaner, die kein Uebel bisher mit Gewalt abzuwehren suchten, seien plötzlich zum trotzigsten Volk Ostasiens geworden. Und wird dann auch begreifen, daß Marquis Ito sich zu kräftigerer Unterdrückung entschließen und der Suzerainmacht festere Grundlagen schaffen muß, als sein milder Sinn noch im Frühling für nöthig hielt. Japan hat in der Britenschule gelernt.

Die Koreaner sind nüchterne Leute; sie duckten sich still: bis besseres Wetter werde. Was vermöchten sie gegen Japan? Zehn gegen fünfzig Millionen? Mit einer verlotterten Miliz gegen das Heer, das über Leichenwälle hinweg jubelnd zum Sieg eilt? Mit stämmigen, schwer beweglichen Bauernsöhnen gegen die flinken Kerlchen, die den Feind anspringen, ihn würgen, mit flacher Hand ihm den Armknochen brechen oder mit scharfer Kralle die Augen ausdrücken? Der Wohlstand der Halbinsel wird sich rasch heben, wenn erst ein paar Millionen Japaner eingewandert sind. Noch wird der fruchtbare Boden nach den ältesten Methoden bearbeitet. (Nur auf den Anbau des Gingseng, der sicherer als Brown-Séquards Spermin und andere Zaubersäfte die Genitalkraft wiederherstellen und stärken soll, ist emsiger Eifer verwandt worden.) Die Verwaltung war erbärmlich, die Beamtenschaft korrumpirt, der Reichshaushalt in ärgerer Unordnung als der türkische in den schlimmsten Zeiten. Kein Gedanke an Meliorationen, intensive Wirthschaft und verständigen Bergwerksbetrieb. Die Japaner werden Eisenbahnen bauen, die Gold- und Kupferminen modernisiren, den Viehstand mehren, den Ertrag der Reis-, Korn- und Bohnenernte steigern, Industriestätten schaffen und Tscho-Sen verwalten wie eine andere Provinz des Strahlenreiches. Guter Boden, Wasser, Eisen, Kohle und spottbillige Hände: da ist Etwas zu machen. Nur darf man nicht glauben, daß dieser Zuwachs die

Japaner hindern wird, gierig über den Stillen Ozean hinzuspähen. Mit dem koreanischen Besitz haben sie längst gerechnet. Was von da morgen heimgebracht wird, ist nicht unerwarteter Gewinn; wird von der Massennoth so schnell aufgezehrt wie der Tropfen vom heißen Stein. Korea hielten sie schon am Tag von Shimonoseki für ein unentreißbares Erbstück; daß sie es nach zwölf schweren Jahren nun wirklich errafft haben, giebt keinen Grund zu lautem Freudengeheul. Noch weniger einen zu banger Sorge; mit den Koreanern wird (so lange sich ihrem nicht Chinas Haß verbündet) Japan leicht fertig. Die pazifische Frage bleibt. Nordamerika will im Fernen Osten die Handelsherrschaft erobern; von Manila aus seine Waaren nach Südchina werfen und sich im Norden eine Tunnelbahnverbindung mit Asien sichern. Will und muß leise eilen. Versäumt es die Zeit, dann schlängeln die Japaner sich auf die besten Plätze. Die sputen sich, weil sie wissen, welche Gefahr ihnen droht, wenn die Sternbannerflotte erstarkt und der Panamakanal geöffnet ist. Die japanische Uhr geht schnell. Der auf der Michigan-Universität zum Doktor beförderte Nationalökonom Yeijiro Ono hat erzählt, in welchem Tempo die Industrialisirung Japans gelungen ist. Schreitet sie so weiter, dann mögen zwei Erdtheile beben. Zwölfstündige Arbeitzeit für beide Geschlechter. Löhne, deren Angebot den weißen Lumpenproletarier noch frechster Hohn dünken würde. Und um diesen Preis so viele Hände, wie der größte Betrieb irgend braucht. Kein ernster Arbeiterschutz. Kein Gesetz, das die Industrie mit kostspieligen Pflichten belastet. Wer weiß, wie bald das Schneckenland die Rheinprovinz dieses Reiches unbegrenzter Ausbeutungmöglichkeit wird? Noch hat Amerika es besser als unser Kontinent. „Dich stört nicht im Innern zu lebendiger Zeit unnützes Erinnern und vergeblicher Streit.“ Die Neue Welt hätte den härtesten Anprall auszuhalten. „Benutzt die Gegenwart mit Glück!“ Und glaubet Japanern nie eine Silbe!

Die brauchen Korea. Ihr Land ist arm und ächzt unter der Bürde der Steuern, aus deren Ertrag Landheer und Flotte sich nähren. Nach dem portsmouther Friedensschluß mit Rußland sind, in dem kurzen Zeitraum von anderthalb Jahren, 260 japanische Banken und Industriegesellschaften, mit einem geborgten Kapital von 250 Millionen Dollars, gegründet worden. Das Geld muß rasch verzinst werden. Die Halbinsel Korea hat auf einer Fläche von

218 600 Quadratkilometern noch große Strecken für Einwanderer frei; und der Weg von Shimonoseki über die Thushimastraße nach Fusan ist kurz. Vom Oktober 1897 bis in den August 1910 war Korea ein Kaiserreich. Dann wurde es von dem Tenno Mutsuhito, dem selben Kaiser, der ihm feierlich die Unabhängigkeit verbürgt hatte, annektirt. Muß nicht den ärmsten Kuli selbst die Vorstellung wohligkitzeln, auf Korea den Herrn spielen und Männern, die vor dem Fall des Kaiserreichs zum Adel, zum Offiziercorps gehörten, die Gebieterfaust zeigen zu können? Japan ist Kontinentalmacht. Hat, wenn China erwacht oder Rußland sich wieder ostwärts wendet, eine Landgrenze zu vertheidigen. Und könnte aus der Geschichte Britaniens, seines Vorbildes, lernen, wie gefährlich der Entschluß werden kann, im Ausdehnungdrang auf den Vortheil insularer Lage zu verzichten. Unsinn, denkt Europens gelber Affe; „Rußland und China gebären nie eine Jungfrau, die uns vom Festland auf die Heimathinsel zurückscheucht. 1895 mußten wir unsere Kriegsbeute dem Dreibund der Deutschen, Franzosen und Russen ausliefern. 1914 kämpfen wir im Bund mit England, Frankreich und Rußland gegen das Deutsche Reich und pflanzen unser Sonnenbanner an die Bucht von Kiautschau. Daß Herr Jakob Schiff, der uns zum Krieg wider Rußland mit Gold rüstete, jetzt wüthet, weil wir ‚dem Feind der Menschheit‘ verbündet sind und, nach seiner Wahnvorstellung, China unterjochen wollen, bekümmert uns nicht. Wir fechten für das Recht; und geben, nach dem Friedensschluß, Kiautschau den Chinesen zurück, denen es von Rechtes wegen gehört.“ Wer glaubts? Der selbe Herr Tsutsuki, der gestern die Rückgabe andeutete, hat vor sieben Jahren im Haag gesagt, sein Vaterland habe noch ungeheure Flächen nicht bebauten Bodens und denke nicht an Expansion. Schon hatte der Kotei des Japanerheeres das Schwert geschliffen, das Korea enthaupten sollte. Bis sie in Bereitschaft waren, haben die Japaner immer jedes dem Nachbar gefährliche Trachten abgeleugnet und die Rolle des Arglosen gemimt, der kein Wässerchen trüben will noch kann. Einmal nur fiel die Maske; nach der Mobilmachung gegen Rußland schrieb der Präsident ihres Herrenhauses: „Uns ist, als dem Bannerstaat asiatischer Kultur, die heilige Pflicht zugefallen, China, Indien, Korea, Allen, die uns vertrauen, jedem der Civilisation zugänglichen Asiaten

die Helfershand hinzustrecken. Sie Alle wollen wir, als ihr mächtiger Freund, aus dem Joch lösen, das Europa ihnen aufgezwungen hat, und der Welt dadurch beweisen, daß auf jedem Kampfplatz der Orient sich mit dem Occident messen darf.“ Nun haben sie ihre Rache: für die Schmach von Tschifu und für den Fehderuf gegen die gelbe Rasse. An der Festlandsküste Tsingtau und Port Arthur als Flottenstützpunkte. Können von Tscho-Sen, der Liau- und der Schantung-Halbinsel aus Petschili umklammern und Peking überrumpeln. Möglich, daß sie fürs Erste nicht mehr nach dem Philippinen-Archipel oder nach dem Kap Londonderry schielen; nachts nicht mehr von nahem Krieg gegen die Vereinigten Staaten träumen und morgens ihre Frauen und Kinder nicht in die Waffen- und Sprengstoff-Fabriken hetzen. Für ein Weilchen hat Amerika von Ost nichts Ernstes zu fürchten. Muß unser Kontinent, der alte, es drum beneiden? Der Japaner will nicht länger darben, Reiskarren schieben und Papier bepinseln. Von Rußland war und ist Geld nicht zu haben. Korea? Ein fetter Bissen. Doch nicht genug. Die Riesenflächen unbebauten Bodens, von denen Herr Tsutsuki prahlte, sind unwirthliche Kratergebiete; kein Pflugschar kann Granit und Porphyr lockern und kein Saatkorn keimt im Geröll vulkanischer Kuppen. Die Philippinen haben Holz und Kohle, Reis, Tabak, Hanf; und diese Inselgruppe sperrt den Stillen Ozean und giebt ihrem Besitzer das Herrnrecht auf Chinas Märkte. Morgen. Nippons Menschheit lebt nur der nächsten Pflicht; schmiedet nie Pläne, die erst in ferner Zukunft brauchbar werden könnten. Aber sie weiß, daß ihre Mannschaft, Schiffe, Geschütze besser als die amerikanischen sind; daß sie von Makung, dem Haupthafen der Fischerinseln, das philippinische Luzon in zwei Tagen erreichen kann; daß in Kalifornien und Mexiko, auf Guam und Hawaii Hunderttausend ihrer Farbe sitzen und alle Negritos, Tagalen und andere Malaienenkel mit ihr gegen den Yankee gehen würden. Sie will China ungestört ausbeuten. Das aber wollen auch die Vereinigten Staaten; von allen Erdreichen ist ihnen keins so wichtig wie dieses. Lange wird der Zusammenstoß nicht zu vermeiden sein. Bis es so weit ist, will England die Nordamerikaner mit der Japanerfreundschaft schrecken; wenns so weit ist und der Britenlöwe noch nicht kraftlos winselt, wird er die Konjunktur nützen, um, durch Preisgabe Japans, Kanada zu retten und sich den Männern

von Washington zu verbünden. Darauf ist Japan gefaßt; wer sich selbst vor jeder Fährniß von allem Gefühlsballast zu erleichtern pflegt, traut dem Genossen nicht holdere Wallung zu. Geschäft ist Geschäft. Und Ehre hat nie einen hungernden Bauch gefüllt.

Auch nicht den Leuten, die deutscher Schwärmerwahn einst die Preußen des Ostens nannte. Tapfer sind sie. Wer in den Krieg zieht, scheidet aus der Gemeinschaft der Lebendigen; kehrt er dennoch zurück, so schenkt der Glückszufall ihm ein neues Leben. Solche Auffassung ward aus den Tagen der Samurai vererbt. Der ins Europäerkleid vermummte Japaner ist Meister in allen Künsten des Truges. Er könnte vergessen, daß ihn, der die Reiche des Himmelssohnes und des östlichen Papstkaisers, China und Rußland, niedergezwungen und die Welt mit seinem Ruhm geblendet hat, der Yankee wie einen Neger behandelte. Nie aber schließt sich das Schlitzauge, das greifbaren Vortheil erspähte. „Nach dem Frieden von Portsmouth sagte der Deutsche Kaiser zu amerikanischen Abgeordneten, er sei vom Zaren gebeten worden, die Friedenskonferenz anzuregen, und habe sich deshalb an den Präsidenten Roosevelt gewandt, der dann die äußere Führung der Sache übernahm; sagte außerdem, Japan werde mit seinen billig arbeitenden Menschenmassen die Weißen von den ostasiatischen Märkten drängen, die offene Thür verriegeln und nur zu überwinden sein, wenn alle weißen Völker sich zum Kampf gegen die Gelbe Gefahr verbünden. Die Abgeordneten brachten jedes Wort brühwarm in ihre Zeitung. Herr Roosevelt durfte lächeln. Als aus Japan die Botschaft gekommen war, das Volk mache die Amerikaner für den schlechten Frieden verantwortlich, hatte er nach Berlin gewiesen: und der Kaiser that ihm wirklich nun den Gefallen, sich selbst zur frühsten Förderung des Planes zu bekennen. Auch Onkel Eduard lächelte in seinem Buckingham Palace. Gegen Deutschland, dachte er, haben wir in Ostasien jetzt fünf Trümpfe: das Buddhabild, die Führung im Boxerkrieg, die Pachtung von Kiautschau, den Friedensschluß ohne Entschädigung, den neusten Kampfruf gegen die Gelben.“ Diese Sätze wurden im März 1907 hier veröffentlicht; was sie als wahrscheinlich andeuteten, ist nun Ereigniß geworden. Den Chinesen wurden wir als Pachterpresser, den Japanern als die bösen Preller von Tschifu und Portsmouth, den Amerikanern als die ungestümsten und leistungfähigsten Mit-

bewerber um den Chinesenmarkt verdächtigt. Der Fabrikant in Kioto und Osaka, der Ausfuhrhändler in New York und San Franzisko haßt die Deutschen als Eindringlinge, lästige Konkurrenten und Preisdrücker; der yankeesirte Jungchinese blickt auf sie, vom Gipfel seines grünen Republikanerstolzes, als auf die rückständigen Mandschus von Europa herab. Nordamerika hat ein Dutzend triftiger Gründe, den Briten zu grollen; liefert ihnen aber, trotz der Neutralität, was sie begehren, und thut, als glaube es ihrer Lügenmär: nicht, weil seine hitzige Munterkeit sich der steifen Kühle des Mr. John Bull verwandt fühlt, sondern, weil Deutschland breitstämmig auf allen Marktstraßen himmelan ragt, eine mächtige, behende Kriegs- und Handelsflotte und die stärksten Geschütze hat. Wir müssen dem Kaiser dankbar dafür sein, daß er sich spät noch entschloß, die Uebergabe der Festung Tsingtau zu erlauben. Ihre Trümmer hätten die paar Deutschen begraben, die Ostasien gründlich kennen. Leben sie (deren Erfahrung der Neuling frühstens nach einem Jahrzehnt besäße), dann dürfen wir auch fortan mitreden, mithandeln und brauchen weder den Herren des Panamakanals noch der zähen Flinkheit, der marklosen Nachahmerkunst und billigen Massenarbeit der Japaner, die der Chinese verachtet wie je ein adeliger Ahn den entarteten Enkel, das Feld zu räumen. Das Dai Nippon schwor uns Todfeindschaft? Die wächst nicht in seinem Empfindensbezirk. Kein Deutscher wurde aus Japan gejagt, in Japan eingekerkert, während das Blut deutscher Krieger bis an die sechzehn Sonnenstrahlen des Flaggentuches spritzte. „Wir haben unsere Rache, sind in Schantung Petschilis Nachbarn; warum sollen wir uns morgen nicht eben so gut mit den Deutschen verständigen wie gestern mit den Russen?“ Ein anderes Hirn als des Europäers. Lernet es erkennen; oder bleibet dem Ostasiatengewimmel fern. Der Japaner versteht gar nicht, warum Ihr ihn ehrlosen Handelns zeihet. Erlangbarer Nutzen, den man nicht nimmt, weil der Andere in Drang ist? Dann wird Ehre ein bemalter Schild, den ein Gerippe dem Leichenzug eines Volkes voranträgt.

Irrlicht.

Nach der Académie Française hat auch die Académie des Sciences nun die Bannbulle gegen Deutschland dem Erdkreis verkündet. Am vierten Novembertag. Fünfunddreißig Mitglieder

waren gekommen. Vornan saß Fürst Albert Honorius von Monaco. Hier ist der Wortlaut des Beschlusses, der alle Stimmen einte. „Die Akademie der Wissenschaften will, wie die anderen Akademien des Institutes von Frankreich, in Empörung sich gegen das Volk wenden, das, während es wider die heiligste Verpflichtung sündigt, sich das Recht anmaßt, seine Kultur der Welt aufzuzwingen. Sie geißelt das System der Plünderungen und Zerstörungen, das von den Führern nicht nur geduldet, sondern gewollt wurde; das Heer, das sich civilisirt nennt und Verwundete, Kinder, Frauen metzelt; und sie spricht laut den Wunsch aus, die Regirung möge einer gewissenlosen Wühlarbeit den Boden dadurch entziehen, daß sie die Ergebnisse der auf allen Wegen des Feindes durchgeführten Untersuchung nebst sämmtlichen Beweisstücken den neutralen Staaten vorlegt. Auf ihrem eigenen Gebiet fühlt die Akademie sich zur Erinnerung an die Thatsache verpflichtet, daß seit dreihundert Jahren in der Mathematik, Physik und aller Naturwissenschaft die größten Schöpfer, im neunzehnten Jahrhundert die größten Erfinder Söhne der lateinischen und der angelsächsischen Civilisation waren. Deshalb wehrt die Akademie das Unterfangen ab, die Zukunft des Europäergeistes an die Zukunft der deutschen Wissenschaft zu knüpfen, und weist auf die Haltlosigkeit der sonderbaren Behauptung, der Sieg des von der deutschen Kultur untrennbaren deutschen Militarismus verbürge das Heil europäischer Civilisation. Getrost harrt sie der Stunde, die der Menschheit die Befreiung von der aus dem Bunde des Militarismus mit der Kultur entstandenen Gelehrtenbarbarei bringen wird." Als die Schöpfer und Erfinder aus lateinischem und angelsächsischem Stamm wurden genannt: Bacon und Descartes, Lavoisier, Pasteur, Berthelot, Lamark und Darwin, Galvani und Volta, Newton, Faraday und Ramsay, Bichat, Claude Bernard und Branly. Nach den Akademien die Universitäten. Auch sie finden zwischen Stallupönen und Metz nicht einen Gerechten. Ihr Aufruf (heißts im „Temps") ist aus dem Geist der Wahrhaftigkeit geboren. „Die berliner Universität hat ein deutscher Akademiker selbst eine dem Königsschloß gegenüber erbaute Kaserne genannt, in der die Hohenzollern ihre Leibgarde drillen. Die vom Wink der Reichskanzlei Gelenkten können Offenbares nicht in Finsterniß tauchen. Niemals wird ihnen die Welt glauben, das Rußland des Zaren, der zur Friedenskonferenz rief,

das England, das sich gegen die allgemeine Wehrpflicht sträubte, das demokratische, mit innerer Besserungarbeit beschäftigte Frankreich habe diesen Krieg gewollt. Deutschland möchte die Erinnerung an seine steten Herausforderungen, an das Geschrei seiner Alldeutschen wegwischen. Hat es nicht in zehn Jahren vier Flottenpläne, in drei Jahren drei Wehrgesetze durchgedrückt? Thatsachen verurtheilen das Deutsche Reich; Worte sind dazu nicht nöthig. Unsere Professoren zeigen, daß die deutsche Kultur, deren Wunder man Europäern anpreist, aus dem Vermächtniß der großen Deutschen nichts bewahrt hat. Das edle Bemühen der Kant und Leibniz galt der friedlichen Einung aller Menschen und Staaten Europas. Goethe, dem universalsten aller Köpfe, war die Kenntniß hellenischer, römischer, französischer Kultur eine Vorbedingung geistiger Freiheit. Vor den Trümmern ehrwürdiger Meisterwerke schreien die von Tollheit trunkenen Hochschullehrer des neuen Deutschland, ihr Reich werde noch schönere, noch ‚kolossalere' Werke schaffen. Dem Parthenon oder Erechtheion werden diese Kolosseen gewiß nicht ähneln. Mit uns lehnt der ganze Erdtheil die Wohlthat deutscher Kultur, deutschen Rechtes, deutscher Schönheit ab. Möge Himmelsgnade Europa vor jeder Ueberspannung deutscher Geisteskräfte bewahren! Zertrümmern kann das Deutsche Reich; mit Wiederaufbauversuchen bleibe es Europa fern!"

„Was ich neulich in Ostende merkte, fand ich in anderen belgischen Orten bestätigt. Die Stimmung der deutschen Truppen wird von Tag zu Tag düsterer und ihr Mißmuth wendet sich besonders gegen die Offiziere, die, um über den Yser zu kommen, nutzlose Menschenopfer befehlen. Die nachgeschobenen Truppen halten sich noch gut; die aus der Front zurückkehrenden sind schon unwillig. Fahnenflucht ist nicht mehr selten. Deshalb ist die Bewachung verschärft und den Kriegern verboten worden, in Privathäusern zu übernachten; manche hatten solche Gelegenheit benutzt, um in Bürgerkleidung zu entweichen. Allmählich mehren sich auch die Fälle, in denen Offiziere sich selbst töten. In Brügge hat sich ein Major ertränkt und drei Offiziere haben sich erschossen. Wenn die Deutschen bei dem Versuch bleiben, Uebergänge durch Massenopfer, durch ein ruchloses Hinschleudern billigen Kanonenfleisches zu erzwingen, wird man bald noch viel öfter von Fahnenflucht hören." (De Tijd.) „Ein österreichischer Soldat war so unvorsichtig

gewesen, auf eine offene Karte nach Haus zu schreiben, in Galizien stehe es schlecht und man könne sich erst sicher fühlen, wenn man von den Russen gefangen sei. Auf der Rückseite dieser Karte fanden die Verwandten des Soldaten den Vermerk: ‚Auf Befehl des Kriegsgerichtes erschossen.‘ Auch unter den deutschen Soldaten im Westen ist die Stimmung gedrückt. Die Musik, die vor einigen Wochen noch oft zu hören war, ist verstummt und die Zahl der Deserteurs schwillt an.“ (Nieuwe Rotterdamsche Courant.) „In der unvergeßlichen Sitzung vom vierten August habe ich gesagt, daß die Regirung heute Parteien nicht mehr kennt. Auf ihren Ruf haben denn auch die Parteien von gestern sich, alle, vereint. Aller Religion ist: das Vaterland. Aller Ziel: die Befreiung Europas. Der deutsche Militarismus betet die Macht an und behauptet, vom Sieger fordere die Geschichte nicht Rechenschaft. Wir Franzosen sind weder Träumer noch schwärmende Narren. Auch wir wissen die Macht zu schätzen; aber wir stellen sie in den Dienst des Rechtes. Wir strecken unsere Hände nicht, wie Räuber, nach fremdem Gut aus. Mit den Belgiern, die sich für die Ehre geopfert haben, mit unseren englischen und russischen Verbündeten kämpfen wir für das Recht. Das Werk der Menschheiterlösung hat uns, für Krieg und Frieden, geeint. Dem Herd Frankreichs werden bald die Seelen heimkehren, die ihm die Roheit der Waffengewalt entfremdet hat. Wir werden den deutschen Militarismus brechen. Das Schwert des Befreiers wird stärker sein als des Mörders.“ (Ministerpräsident Viviani am achten November in Reims.) „In Belgien, in Frankreich: das deutsche Heer plündert überall. Seine Führer geben ihm ja das schönste Beispiel. Was die Prinzen und andere große Herren aus fremden Schlössern gestohlen haben, ist in Sonderzügen nach Deutschland geschleppt worden. Auch für das Kleinzeng der Beute ist der Eisenbahndienst in Bereitschaft. Ein Hesse, aus Gettenau, schrieb am achtzehnten Oktober an einen in Sainte-Croix-aux-Midines einquartirten Landwehrmann: ‚Die Schuhe passen Hermann nicht; das Uebrige hat uns aber viel Vergnügen gemacht. Da Andere viel mehr Sachen geschickt haben, brauchen wirs nicht zu verheimlichen. Wir haben sehr schöne französische Kochtöpfe gesehen. Wenn Du noch französisches Geschirr findest, sende es uns.‘ Kein Zusatzwörtchen soll der fast naiven Ruchlosigkeit dieses Briefes die Wirkung schmälern... Hüten wir uns vor der

Gefühlsschwelgerei, deren Gefahr wir oft schon empfunden haben! Nicht sie darf die Entscheidung bestimmen. In England, Rußland, Frankreich athmen edle Seelen, die, um den Blutstrom zu dämmen, sich vielleicht zu dem Versuch entschlössen, ob Deutschland unter einem neuen Haupt in Vernunft und friedliche Gesinnung zurückkehren werde. Das darf nicht sein. Der Kaiser muß leben, auf dem Thron bleiben, von seinen Völkern ertragen, nicht durch eine Revolution der Vergeltung entzogen werden. Kein rühmlicher Tod auf oder neben dem Schlachtfeld für den schändlichen Urheber der Erdverwüstung! Erst die Niederlage, die völlige, endgiltige. Das Deutsche Reich muß mit seinem Haupt fallen; der selbe Streich muß Beide zu Boden schmettern." (Le Matin.)

„Englands Krieg gegen Deutschland ist der Krieg des Rechtes gegen die Staatsraison. Eins der beiden Völker glaubt, an das öffentliche Recht Europas nicht gebunden zu sein und sich, wenn der Staat es fordert, über dieses Recht stellen zu dürfen; das andere Volk hat sich zur Vertheidigung des Europäerrechtes erhoben. Dem einen sind internationale Verträge, die es selbst unterschrieben hat, in dem Augenblick, wo sie dem Staat lästig werden, nur noch Papierfetzen; das andere heischt die Achtung solcher Verträge als eine ernst gebietende Pflicht." (Why we are at war; von Historikern der oxforder Hochschule.) Recht gegen Unrecht; hört! „Wenn deutsche Truppen England überfallen, wird das ganze Volk mitkämpfen und sich um die ‚Kriegsregeln' nicht kümmern. Die sind ja nur von Deutschen ersonnen worden, um britische Sachverständige zu ärgern. Viele Männer, viele Frauen werden auf die Straße gehen und auf die Deutschen schießen. Wenn unsere Herren Sachverständigen pedantisch dreinreden, werden wir sie niederknallen; und wenn die Eindringlinge, die, durch das Meer von ihrer Basis getrennt und in ungünstiger Stellung, wahrscheinlich schlecht ausgestattet sein werden, unklug genug sind, uns durch Drohung nach belgischem Muster schrecken zu wollen, wird unsere Freischaar jeden Deutschen, den ihr Arm erlangen kann, niedermetzeln. Dieses Verfahren ist blutig; wird in solcher Lage aber vom Menschenverstand befohlen. Wir werden die Offiziere henken und die Mannschaft erschießen. Sachverständige, die wähnen, deutsche Einbrecher würden, etwa in der Grafschaft Essex, nur reguläre Truppen abzuwehren haben, irren in wunderlicher Weise. Ein

deutsches Eindringerheer werden wir Engländer nicht bekämpfen, sondern lynchen.“ (H. G. Wells in den Times.) England ist also der hehre Schützer des Menschenrechtes; giebt aber nicht einen Pfefferling dafür, wenn sein Inselboden bedroht ist. Seine Vertreter haben jedem Paragraphen des haager Schutzvertrages zugestimmt; lachen aber der Zumuthung, danach zu handeln. Weiter. „Wider unser Erwarten und Wollen haben zwei Nothwendigkeiten sich vor uns aufgereckt. Wir müssen das preußische Deutschland vernichten und die Frage des Schwarzen Meeres endgiltig beantworten. Daß wirs gerade jetzt müssen, ist ein Glück; denn nie waren wir dazu in besserer Bereitschaft.“ (Nowoje Wremja; zwischen den Schlachten bei Tannenberg und bei Kutno.) „Wenn Bulgarien von den drei verbündeten Großmächten die Zusicherung erhält, daß es sich in Makedonien eben so ausdehnen darf wie Griechenland im Epirus, wird es nicht zögern, mit den Verbündeten gegen die Türken zu kämpfen. Und dann kann Rumänien den Ungarn Siebenbürgen nehmen. Griechenland behält Saloniki, verzichtet aber auf Kawala, wenn es seine Stammesgenossen in Kleinasien vom Türkenjoch befreien darf. Frankreich scheint in Sofia schon angezeigt zu haben, daß die Verbündeten bereit sind, den Bulgaren das ganze Gebiet zurückzugeben, das ihnen 1912, im Vertrag mit Serbien, zugesprochen worden ist. Das gut gerüstete Rumänenheer von vierhunderttausend Mann wird auf dem galizischen und polnischen Kriegsschauplatz wohl die Entscheidung sichern.“ (The Times.) „Die Deutschen scheinen nicht geahnt zu haben, welche Schwierigkeiten das Gelände des Yser und die ganze Gegend bietet, wo Flüßchen, Kanäle, Gräben die Truppenbewegung hemmen. Sie haben, nach ihrer Gewohnheit, ungeheure Menschenmassen geopfert; nie aber war das Ergebniß kläglicher. Daß die Corps, die in den letzten Wochen nach Calais zu kommen strebten, noch zu siegreicher Offensive fähig sind, ist nicht wahrscheinlich. Sie bestehen aus jungen Rekruten und Landwehrmännern und ihre Cadres hat der Zufall gefügt. Der ganze Flügel zwischen Lille und der See ist bös mitgenommen worden. Berge von Toten, Tausende von Verwundeten, Heerden Gefangener sind auf dem Schlachtfeld geblieben: dennoch konnte der Befehl ihres kaiserlichen Herrn, um jeden Preis Calais zu nehmen, nicht ausgeführt werden. Was mag Feldmarschall von der Goltz über

die Zusammensetzung der Armee denken, von der die Entscheidung, die Beendung des Feldzuges in Frankreich erwartet wird?" (Oberst Repington in den Times.) „Belgische Offiziere haben nach Paris die Kunde gebracht, daß der Kronprinz des Deutschen Reiches tot ist. Am ersten Novembersonntag waren in Brüssel alle Fahnen auf Halbmast." (Central News.) „Wenn Deutschland glaubt, nach seiner Niederlage uns die zusammengebrochene Türkei anbieten und dadurch sich selbst den Friedensschluß erleichtern zu können, giebt es sich einer neuen Täuschung hin. Der türkische Angriff ist Deutschlands Werk und an ihm und seinen Mitschuldigen werden wir auch diese That rächen. Als die Türkei den Krieg begann, verrieth sie die Interessen des Islams und verurtheilte sich selbst zum Tod. Alle Nationen, die ihre Freiheit lieben, müssen sich vereinen, um den unseligen Traum von einer Weltherrschaft zu enden, die den Erdkreis unter das deutsche Joch zwingen will... In den straßburger Statthalterpalast ist, ganz heimlich, der verwundete Kronprinz gebracht worden. Niemand, nicht einmal einer der Aerzte, darf den Palast verlassen. Auch der Eintritt ist streng verboten." (Le Temps.) „In einem Brief, den ein deutscher Lieutenant an seine Braut nach Washington schrieb, wird die Bestattung des Kronprinzen geschildert und erzählt, daß die Zuschauermenge ungeheuer groß war. Dieselbe Thatsache wird in einem Brief erwähnt, den eine Engländerin neulich empfing." (Daily Mail.) „Die ewigen, blutigen Mißerfolge ihrer Heere und der Zusammenbruch aller kaiserlichen Pläne haben den Deutschen die Zuversicht geraubt. In ihrem frechen Stolz glaubten sie sich unbesieglich: nun ist die Enttäuschung furchtbar. Ihre Macht ist von einer sittlichen Macht besiegt worden, mit der das Ideal der Freiheit und der Gerechtigkeit kämpft." (Le Journal.) „Marschall Bugeaud, der in Spanien lange gegen Wellingtons Heer gekämpft hatte, schrieb einst, die englische Infanterie sei die beste in Europa und ein Glück, daß ihre Kopfzahl klein bleiben müsse. Heute unterschreiben wir Bugeauds Urtheil; freuen uns aber, daß die Kopfzahl gestiegen ist. Die Heldenthaten der Engländer erinnern an die Berichte von Waterloo. Die feindlichen Streitkräfte nützen sich schneller ab als unsere und die Stunde naht, wo die Deutschen genöthigt sein werden, aus Belgien und Frankreich ihrem bedrohten Ostheer neue Verstärkung zu schicken. In dieser Stunde wird die Befreiung des

französischen und des belgischen Bodens beginnen." (General Bonnal im Matin.) „In Deutschland werden alle Niederlagen verschwiegen, alle Rückzüge in gewollte Manöver umgefälscht. Den Knaben, die man von der Schulbank ins Feld schickt, wird gesagt, sie seien bestimmt, die pariser Kaiserparade mitzumachen. Doch wie hoch der Lügenwall geschichtet wurde: allmählich sickert die Wahrheit durch die Ritzen. Bald wird es bei uns nicht mehr, wie in Mussets Gedicht, heißen: Wir hatten Euren deutschen Rhein, sondern: Wir haben ihn! Deutschland gleicht einem Walde, der beim Nahen des Sturmes zu rauschen beginnt. Noch eine Niederlage an der Weichsel: dann kommen die Kosaken; und dann müssen, wenn dazu noch Zeit bleibt, in aller Hast die Truppen heimberufen werden, die, in Belgien und Frankreich, jeder Tag jetzt schwächt. Der Kronprinz hat ein französisches Schloß ausgeraubt. Sein Vater hatte in Syrien eine uralte Pergamentbibel gesehen, deren Werth auf mindestens fünf Millionen Mark geschätzt wurde. Er wollte sie haben und ruhte nicht, bis Sultan Abd ul Hamid sie ihm geliehen hatte. Seitdem ist er oft aufgefordert worden, die Bibel, die einzige ihrer Art, zurückzugeben. Doch er hat sich taub gestellt und das ehrwürdige Werk ist noch in Berlin." (Le Figaro.)

Der Fimbulwinter.

Hüpfendes Irrlicht lockt mit Tückeboldslämmchen in den Sumpf; in Europens Moorgrund zurück. Ist einer Menschenseele noch möglich, auf ihm zu athmen? In seiner schwarzen Tiefe modern Hunderttausende getöteter, zerstückter Jünglinge. Ueber seinen Schlick hin humpelt, kriecht, tastet sich eine Million Verwundeter. Aus brennenden Städten und Dörfern steigt bräunlicher Qualm. Vom Meer kommt die Botschaft, daß hölzerne Schiffe versenkt, eisernen die Flanken aufgerissen wurden und die Maschinenbediener in überkochendem Kesselwasser erstickten. Heldenschaaren rücken gegen stark befestigte, von Kanonen, Haubitzen, Maschinengewehren, Handmörsern beschirmte Stellungen vor: und fallen wie Halme unter dem Streich der Sense. In Flußmündungen, Seebuchten, Häfen, Küstengewässer werden Minen gestreut, aus der Luft Bomben und Sprengpfeile geschleudert, über das Festland elektrifizirte, dem Berührer tötliche Stacheldrähte gespannt, in die Schützengräben Flatterminen geworfen und flüssige Gluthen gespritzt. Seit eine Erdgeschichte ward, ist so nicht gekämpft worden;

die Menge des zwischen Tsingtau und Colmar, in hundertzehn Tagen, verzehrten Sprengstoffes ist gewiß größer als die in allen Europäerkriegen zuvor verbrauchte. Und welche Aussaat kanibalischen Hasses, welche geile Lügenwucherung gar ringsum! Jedes deutsche Herz freut sich des Sieges, den, zwischen den Kreisstädten Wlozlawsk und Kutno, im Gubernatorium Warschau, unsere Ostkrieger der Russenhorde abrangen. Jedes Menschenherz krampft der Gedanke an den Kulturdünkel, in dem gestern Europa thronte und der über Nacht von der Sintfluth weggeschwemmt ward. Der gute Krieg heiligt jede Sache. Die Wiederkunft heroischer Lebensauffassung stählt die Volkheit und hebt sie über das muffige Alltagselend unsauberer Erwerbssucht. Ist aber nöthig, daß Nationen, die seit Jahrhunderten in Nachbarschaft hausten und forthausen müssen, einander begeifern, mit Koth beschmieren, raubthierisch anfallen? Ists einer Menschheit würdig, die aus Erdhöhlen sich in die Herrschaft über Naturkräfte gereckt hat und aufrecht nach der Weltkrone langt? Zehn Völker im Kampf: ein grausig großes Schauspiel. Doch vor unserem Auge ist noch anderes. Unschuldige, mit deren Willen nie Krieg geworden wäre, werden, als dem gehaßten Volk Angehörige, in Ställe oder auf nackte Erde geherbergt, mit Kuliarbeit bebürdet, geprügelt, vor Farbigen entehrt oder, wenn Fortuna ihrer Wanderung Ziel bestimmt hat, in einen engen Tummelkreis gebannt. Frauen müssen sich von dem Ehegenossen, Kinder von ihren Eltern, Bräute von dem Verlobten scheiden. Der Ausländer ist wieder der Fremdling, der jeder Schandthat und Bosheit verdächtige Barbar, dem redlicher Patrioteneifer die Gewinnmöglichkeit sperrt, am Liebsten auch Trank und Wärme geweigert wüßte. Bewehrte Schufte verbrennen Feldfrüchte und Heerden, plündern vom Fleiß ganzer Geschlechter erbaute, geschmückte Häuser, schleppen Jungfrauen auf ihr schmutziges Lager und verstümmeln den Leib der Mütter, die ihres Herzens letztes Kleinod umklammern. Die Fähigkeit zum Schauder, zu Ehrfurcht, zu Andacht schwindet. Nach Grassem wird nur noch Grasseres verlangt; schon die Zerstörung der reichsten Welthauptstädte; die Marterung der Geiseln aus gevehmtem Land. Ein Lord schwelgt in der Vorstellung, daß kleinrussische und indische Strolche auf deutschen Wiesen ihre Pferde weiden. Ein Rechtslehrer jauchzt der Nacht entgegen, die Westminster und Pauls Kirche in Brand auflohen sieht. War, im Urstand, vulkanische Natur je so grau-

sam wie dieser christliche Erdtheil, der die Gräber seiner Heiligen, seiner Weisen und Seelenläuterer kränzt? Dem gelben Gekribbel schärft er das Schwert; füllt Japanern die Tasche und schürt ihre Gier, die Chinesen zu wecken, zu waffnen und, eine halbe Menschenmilliarde, gegen die Weißen zu hetzen. Die blinkende Mondsichel soll ihm fröhliche Mahd schaffen. Dreihundert Millionen Musulmanen möchten die Kette des Bändigers, des Sittigers abschütteln. Wer hemmt dann die Befreiten auf ihrem Vormarsch? Wer hindert sie, Asien, Afrika, Südosteuropa einzujochen, wieder bis nach Venedig auszugreifen und eines Tages gegen die Weißen sich Gelben und Schwarzen, gegen Christen sich Buddhisten, Shintoisten, Totemisten zu verbünden? Wer in einem Erdtheil, dessen abertausend Klüfte bis an den Rand mit Sprengstoff gefüllt sind?

Der deutsche Krieger wendet von solchem Gräuel den Blick. Das, spricht er, „ist nicht meines Amtes Werk. Ich will, was ich muß: die Heimath schützen und ihre Feinde aus schädlicher Macht in anständige Bescheidung schmettern. Willkommen jedes Mittel, das die Erfüllung heiliger Pflicht beschleunigt! In das Land meiner Eltern, meines Weibes und Kindes verströmt aus freudigem Herzen mein Blut. Und kann ich dem entmachteten Feind, als einem im Ehrenbewußtsein mir Nahen, die Hand hinstrecken, dann wird, noch auf fremder Erde, das letzte Röcheln nicht Qual. Was aber wirktet Ihr oder ließet wirken, während wir draußen durch Feuergewitter stürmten? War Eure Pflicht, die leichtere, nicht, je tiefer der Feind sich in Schlammlachen verkroch, desto höher in Vornehmheit zu wachsen? Wie im Germanenmythos von dem aus Habgier entbrannten Kampf welker Götter und hirnloser Riesen: fast so war Euer Thun. Wölfen warfet Ihr die Gestirne des Himmels zum Fraß hin. Verhallender Hohnsang und wüstes Gelächter empfängt und geleitet das Leichenschiff. Wollet Ihr warten, bis Surts Flammenhand Feuer über die Erde sät und rothe Brunst Eure Welt verschlingt? Weil Ihr in der Zuversicht wurzelt, eines neuen Gottes neue Welt werde, in lichterer Reine, erstehen? Dann floß unser Blut, flossen unzählige Thränen einem Wahn. Besinnet die Würde des Volksthums, für das wir fechten! Die Brücke, die sich in unseren Himmel wölbt, darf nicht brechen. Und wenn wir die Welt unserer Seelengemeinschaft verwittern, verschmutzen lassen, spendet kein Heidengott eine neue in Deutschlands Krippe."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 28. November 1914.

Die Schlacht der Schatten.

Nebelung.

Drei Wochen nach den Siegen auf dem linken Saalufer ist, 1806, Bonaparte in Berlin. Schlimmeren Schrecken als auf dem Weltmeer einem Schifflein der Sturm wird dem Preußenstaat Frankreichs Feindschaft bereiten: die Drohung seines Aufrufes zum Krieg soll rasch Wahrheit werden. Noch kann er der Königin Luise, die er vor seinen Soldaten der tollen Armida verglichen hat, nicht selbst den Schimpf ins Antlitz speien; sie ist mit ihrem Mann in Graudenz. Das Zollernland aber soll unter dem Tritt des Imperators beben. Preußen, schreibt er an den Türkensultan, ist von der Erde verschwunden. An Louis, den der große Bruder zum König von Holland gemacht hat, er müsse geschwind zehntausend Niederländer nach Deutschland schicken; Ostfriesland besetzen; in Emden alles Briten oder Preußen Gehörige wegnehmen; und die Holländer kräftig schröpfen. „Denen gehts nicht schlecht; sie haben alles Geld von Europa. Die Engländer werden ihre Küste jetzt nicht angreifen. Thun sies, in dieser Jahreszeit, dann holen sie sich nur Prügel. Doch sie werden, wie immer, die Plünderung aller erreichbaren Kolonien bequemer finden. Du kennst die Politik dieser Bande nicht!" Erfurt, Magdeburg, Küstrin, Stettin sind in der Hand des Feindes, Blüchers Corps hat die Waffen gestreckt und im Westen der Oder steht kein preußischer Feldsoldat mehr. Schon sind die neuen Provinzen verloren, den Ländern diesseits von der Weichsel hundertzwanzig Millionen Mark abverlangt, überall die schwarzweißen Schlagbäume aus der Erde gerissen worden. Im Schloß

der Hohenzollern haust der Mann, der zum Grafen Chaptal gesagt hat: „Fünf oder sechs Familien haben sich der Throne Europens bemächtigt und knirschen nun, weil ein Korse neben ihnen sitzt. Nur durch Gewalt kann ich mich halten. Nur unterjochte Monarchen werden sich gewöhnen, in mir Ihresgleichen zu sehen. Wenn ich nicht gefürchtet werde, ists mit mir aus. Könige aus altem Geschlecht führen Kriege, um eine Festung zu nehmen oder eine Provinz einzuverleiben. Für mich handelt sichs immer um Sein oder Nichtsein. Innen und außen stützt mich nur die Furcht, die ich den Menschen einflöße; weicht sie, dann zerbricht mein Thron.“ Auch Berlin soll vor ihm zittern. Sein Wink schleudert die Victoria vom Brandenburger Thor. Verbietet, den Rock des Königs anzuziehen. Nimmt den Regimentern die Waffen, Adlerfahnen, Trompeten und Trommeln. Das Regiment der Gendarmes, einst der Stolz der Hauptstadt, muß ohne Waffen, in zerrissener, verschlissener Uniform über entkräfteten Leibern, durch die Straße Unter den Linden marschiren: das wandelnde Abbild preußischen Elends. In Potsdam huldigt Bonaparte dem Genius Fritzens. „Der war ein Kerl! Aber der Hof von heute! Nette Gesellschaft! Einen großen Mann hatte diese Familie: und läßt sein Grab ohne würdige Zier!“ Den Rock und den Degen des Königs schickt er den pariser Invaliden; nur eine Standuhr behält er. Als Las Cases sie in Longwood (Sankt-Helena) auf dem Kamin des Gefangenen sieht und fragt, warum Napoleon nicht auch Friedrichs Degen behalten habe, hört er die Antwort: „Ich hatte ja meinen“; und sein Ohrläppchen wird von der Hand des hochmüthig lächelnden Kaisers gezwickt. Die Mehrheit der Berliner hielt sich still in ihren Häusern oder sputete sich auf der Straße; sie hatte die Mahnung nicht vergessen, die Pfarrer Erman andeutete, als er am Thor zu dem Gewaltigen sprach, ein Christ dürfe nicht lügen, ihm sei der Einzug des Feindes eine Freude. Der hebt die Achseln. Was ist ihm Preußen? Den Britenleun will er würgen; allein oder in Jagdgenossenschaft mit Russen und Türken. Am einundzwanzigsten November 1806 schreibt er, im berliner Schloß, den Erlaß, der jeden Handel, Verkehr, Briefwechsel mit England verbietet, die Briteninseln unter Blockaderecht stellt und befiehlt, alle aus England und dessen Kolonien kommenden Waaren in Beschlag zu nehmen und alle Engländer, die in einem von Franzosen

oder deren Verbündeten besetzten Land gefunden werden, als Gefangene zu behandeln. Trotzdem in Tilsit Rußland und Preußen, später auch Dänemark und Spanien in den Entschluß zur Kontinentalsperre gezwungen wurden, blieb sie fast unwirksam, weil der Schleichhandel nicht zu hemmen war und sich nicht einmal von dem Erlaß aus Fontainebleau (Oktober 1810) einschüchtern ließ, der alle englischen Waaren mit schneller Vernichtung bedrohte. Für Frankreich wars nützlich, daß sein Markt nicht mehr ein Stapelplatz englischer Waare sein konnte. Das Sperrsystem, sagt Chaptal, „bewirkte solche Entwickelung unseres Gewerbes, daß es auf den meisten Gebieten die Höhe der englischen Leistung erreichte und auf einzelnen sie noch übertraf. Leinwand und Nanking lernten wir so gut machen wie Indien; und dieser Zweig unserer Wirthschaft verdorrte erst, als das Gesetz vom Jahr 1814 den indischen Waaren wieder das Marktthor aufthat." Dem Imperator, der die Einfuhrerlaubniß schließlich verkaufte, brachte die Kontinentalsperre in dem einen Jahr 1810 hundertfünfzig Millionen Francs in die leere Kasse. Doch den Briten hat sie nirgends beträchtlichen Schaden gestiftet. Ob Herr Lloyd George nicht daran gedacht hat, daß der Entschluß aus Berlin, vom Ueberwinder Preußens, Deutschlands, kam und daß die jetzt von England gegen das Deutsche Reich beschlossene Handelssperre allmählich eben so undicht werden kann?

Neun Jahre nach dem berliner Dekret: zweiter Pariser Friede. Vom Haus des Preußenkönigs funkelte am Abend nach dem Einzug die Inschrift: Parcere subjectis et debellare superbos! Ahnte Friedrich Wilhelm schon, welche Milde er dem Bezwungenen gewähren müsse? Seinem Land gab der Vertrag vom zwanzigsten November 1814 nur Saarlouis, Saarbrücken, das Recht, Luxemburg zu besetzen, und eine winzige Enschädigung von den Kriegskosten. Nach Belle Alliance hatte Stein den Elsaß für Deutschland geheischt. Diese Forderung ließ er jetzt fallen; weil er „die üblen Folgen der Abtrennung eines so großen Landstückes" fürchtete? Das war der Grund, den er in den offiziellen Erörterungen angab; angeben mußte: um nicht zu bekennen, daß Briten und Russen die Einverleibung nicht dulden würden. Er konnte nicht einmal Frankreichs Verzicht auf Maubeuge und Givet und auf die „rein offensiven Punkte" am oberen Rhein erwirken. Der preußische Kronprinz schrieb an seine Schwester: „Es scheint, daß das süd-

liche Frankreich unangetastet bleibt. Das ist gräulich; an ganz Elsaß und Lothringen habe ich niemals zu denken gewagt, weil ich weiß, wie es bei dergleichen Verhandlungen zugeht; und vielleicht wäre es auch nicht gut gewesen. Aber alle Grenzfestungen mußten durchaus genommen oder geschleift werden. Und davon spricht kein Mensch als die Preußen; welches wieder unüberlegt und schädlich ist. Doch genug der vermaledeiten Politik!" Jeder Preuße muß sie am Tag des Friedensschlusses und der Erneuung des Vierbundes (England, Oesterreich, Preußen, Rußland) so nennen. Dafür hatte Deutschland gefochten, geblutet? Rappoltsweiler heißt wieder Ribeauville; der Elsaß und das alte Lotharingien bleiben französisch. Aus Rückerts empörtem Herzen stürmt der Ruf: „Wird unser Siegszug denn zur Flucht? Ganz Frankreich höhnt uns nach. Und Elsaß, Du entdeutschte Zucht, höhnst auch! O ärgste Schmach!" Blücher wettert dem faulen Frieden in die Käsfratze: „Trotz allen Anstrengungen steht Preußen, steht Deutschland immer wieder als der Betrogene vor der Welt! Rußland und England sind uns in Allem zuwider. Neid und Politik bieten sich die Hand. Mit Wellington bin ich innig Freund; ob wir es bleiben werden, wird die Zeit lehren. Ich bleibe auf keinen Fall hier. Und wenn Ludwig der Achtzehnte mich auch zur Tafel einlud, so bin ich doch nicht hingegangen und habe bei keinem Franzosen eine Suppe genossen." Aus der selben Tonart brummt Fritz August Ludwig von der Marwitz: „Das ist die nichtswürdigste Konvention, die je geschlossen wurde! Wir mußten unsere deutschen Länder zurücknehmen. Aber von solcher Gesinnung war nirgends eine Spur zu finden als in der preußischen Armee. Und nach der Konvention folgte das Gaukelspiel der Heiligen Alliance im Tugendlager." Daß Russen und Briten den Deutschen das Reichsland weigern, ist arg genug. Aerger, daß der Herzog von Wellington jetzt Oberbefehlshaber der europäischen Armee heißt. Britanien hat erlangt, was es wollte: ein unzufriedenes Festland, dessen Vormacht und Vormund der ihm vorgelagerte Inselstaat sich fortan wähnen darf. Und sein Todfeind hockt, hinter englischen Wärtern, auf Sankt-Helena: im Käfig der Insel, von der aus Admiral Willaumez mit seinem Geschwader im September 1805 den Vernichtungstreich gegen England führen sollte. (Aus Saint-Cloud sandte Napoleon ihm den Geheimbefehl, von der Basis dieser Insel aus

vierzehn Monate lang Kreuzfahrten zu unternehmen. Der Plan des Kaisers dünkt uns heute das Vorbild des von dem deutschen Kapitän Karl von Müller, ohne Kohlen- und Proviantstation, mit einem Kreuzer, dem „Emden“, ausgeführten. „Sie haben volle Freiheit, auf jede Weise sich Lebensmittel und Trinkwasser zu verschaffen und auf allen Meeren, an allen Küsten dem Feind jeden erdenklichen Schaden zu thun. Seine Kauffahrer und Fischerboote müssen Ihnen Nahrung und Heizstoff liefern und die Kosten Ihres Streifzuges decken. Unser einziges Ziel ist, die Engländer zu schädigen; mit starken Streichen oder mit leisen Stichen. Unser Befehl verpflichtet Sie, jedes dazu taugliche Mittel ohne lange Bedenklichkeit anzuwenden.“) Diesen Satanas haben die Festlandskrieger mit Britenhilfe niedergerungen. Hätten ihre Führer auf diese Hilfe verzichtet, nicht, um den Kampf abzukürzen, ein ihm fremdes Wesen in den Bund aufgenommen, hätten sie doch, aus bescheidenem Stolz, gerufen: Wir helfen uns selbst! Weil sies nicht wagten, brüstete England sich in das Amt eines Europäerheilands; handelte es, als habe die Löwentatze den alten Kontinent von dem korsischen Tiger befreit. Und wie wahrt man die Herrschaft über einen Erdtheil, auf dem nur eine winzige Parzelle noch dem Herrschaftheischer gehört? Nur durch Verhetzung der Landbesitzer; durch Zettelung, die den Mächtigsten allen Schwächeren verdächtigt, verfeindet. Ein Jahrhundert lang ists gelungen. Wenn wir jetzt die Erkenntniß wirken, daß Britanien nicht europäische Großmacht ist, daß es in Australien, Kanada, Indien, Südpersien, Egypten, in Neger- und Kaffernländern befehlen, in Europas Machtgeschäft aber nicht herrisch dreinreden darf, ist ein Hauptziel des großen deutschen Krieges erreicht. Ein Abschluß von der Art des zweiten Pariser Friedens wäre schlimmer als eine Niederlage, von der die Volkskraft sich in neue Wucht aufzuraffen vermag. Und solcher Abschluß könnte uns wieder Genossen verpflichten, die dem Werk fremd sind und deren Anspruch bald lästiger würde als der des Kanalvetters.

Fünf Lustren nach dem Tag der pariser Schmach wird dem Schoß der Britenkönigin die Princeß Royal entbunden, die das Volk, nach Cobdens Wort, „die Tochter Allenglands“ nennt. Sie wird die Frau des Prinzen Fritz Wilhelm von Preußen, des Kaisers Friedrich. Der alte Palmerston findet den Ehebund „den

Interessen beider Länder und den allgemeinen Europas nützlich." Um die Krone seiner Tochter nicht zu gefährden, bleibt England 1864 und 70 neutral. Doch die Herrschaftfrist der Britin ist noch um einen Tag kürzer als Bonapartes nach dem Ausbruch aus Elba. („Sie spricht zu Haus nur Englisch, die Sprache des auserwählten Volkes, und möchte, im Verein mit ihrer Mutter, weils England Vortheil verheißt, uns in dauernde Entfremdung von Rußland bringen. Deshalb der Plan, den in Petersburg verhaßten Battenberger, den Sohn einer Polin, zum Eidam zu wählen. Die Engländer dulden keinen Auslandseinfluß. Wir aber sollen ihren hinnehmen. Wir gelten ihnen eben als eine untergeordnete Rasse, deren Bestimmung ist, ihnen dienstbar zu sein." Also sprach Bismarck.) Der Enkel, der Sohn Victoriens kämpft jetzt gegen den Schatten des Oheims, dem ein Franzosenkönig, Louis Philippe, das erste Schießgewehr ins Spielzimmer schenkte. Gegen den Vetter, nach dessen Aufnahme in den Orden der Ritter vom Schwarzen Adler er, im Weißen Saal des Kaiserschlosses, die alte Queen und ihr Haus gepriesen, im Rock des Britenadmirals an die Waffenbrüderschaft von Waterloo erinnert und die Hoffnung bekannt hat, die Eintracht der englischen Flotte und des deutschen Heeres werde dem Erdball den Frieden erhalten.

Balkanska Zaritza.

Wie ein Seifenbläschen ländlich harmloser Hosenmätze ist in mancher deutschen Zeitung der Plan betrachtet worden, den Balkanbund unter Italiens Vorsitz zu erneuen. „Geschwätz müßiger Dreibundssöldner; in Rom kümmert kein Erwachsener sich um solche Kinderei." Wenn Marchese di San Giuliano noch lebte, wäre die Absicht auf Italiens Vorsprung in den Osten vielleicht nicht jetzt schon wahrnehmbar geworden. Doch der schlaue Marchese, der sich in der letzten Lebensstunde dem Ziel seines Wunsches nah, die Eroberung Westalbaniens und die Herrschaft über das Adriatische Meer gesichert glauben durfte, ist tot: und die Erben seines Wollens brauchen ein Banner, um das sich ein zum Angriff kräftiges und lustiges Heer schaaren läßt. Der Beruf romano-hellenischer Kultur zur Lüftung, Erleuchtung, Sittigung des Orients: dieses Feldzeichen ist, schon weil es von Alter grau ward, Vielen heilig. Also nicht Kinderei, sondern ein ehrwürdiger Plan. Ein-

zelner klugen Kaiser von Byzanz, die ihr Oströmerreich durch einen Bund mit Westrom schützen und die aus Asien eingedrungenen Barbarenstämme unter dem Springquell römisch-griechischer Kultur läutern wollten. Der Plan Stephans Duschan, des großen Serbenzaren, der die Einung aller Balkanvölker und ihr Bündniß mit der Republik Venedig erstrebte und den Papst bat, ihn als den Feldhauptmann der Christenheit gegen Eindringlinge und Ungläubige anzuerkennen. Die Glaubenskluft, das Schisma der Europäerkirchen, verschlingt den Gedanken. Kann eine neue Zeit ihn noch einmal gebären? Von West her stemmt Roms Abscheu vor jeder Gemeinschaft mit der Splitterkirche orthodoxer Griechen und Slawen sich gegen solche Möglichkeit; in Ost erstickt die Hinlagerung der Sultanshorde alle Keime freien Christenlebens. Spät erst, als die Türkei endlich zu versiechen scheint, steht mit den Völkern, aus denen er einst sproßte, der alte Plan wieder auf. In den Hirnen der Ypsilanti und Karageorg zuerst. Auch Ludwig Kossuth, der Erzfeind Oesterreichs, tändelt mindestens mit ihm. Zu Michael Obrenowitsch, der noch nicht Serbenfürst ist, sagt er in London, im Orient könne nicht Ruhe werden, ehe Serbien, Kroatien, Moldau und Walachei (Rumänien), vielleicht auch Bulgarien, Bosnien und Montenegro mit Ungarn zu einem Schutzbund gegen Oesterreich und Rußland vereint seien; und manches Zufallswort verräth, daß auch sein Blick der Heimath Mazzinis und Garibaldis zugewandt war. Ludwigs Sohn Franz, der italisirte Magyar, hätte, als Parteiführer und Minister, den Plan zu fördern (und damit den magyaro-slawischen Frieden vorzubereiten) vermocht, wenn sein Wille nicht von Genüßlingssucht zerweicht worden wäre. Zum ersten Mal leuchtete die Gunst der Gestirne dem ehrwürdigen Plan. Der Kroat Pawitschitsch gewann ihm Garibaldis Sohn Ricciotti. Die Schwiegersöhne Nikolas von Montenegro erstiegen die Throne von Italien und Serbien, die Großfürstenstühle hinter dem Baldachin des Weißen Zaren. Rom verständigte sich mit Belgrad über den Bau der Eisenbahn, deren Strang von der Donau bis an die Adria führen sollte; mit Petersburg über wichtigeres Wollen. „Erst die Zukunft wird die ganze Bedeutung des italo-russischen Einvernehmens erkennen lehren“: Herr Tittoni sagts, noch als Minister, auf Monte Citorio; und in der Reichsduma unterstreicht Herr Iswolskij dick den

Satz des Kollegen und Freundes. Zuvor schon ließ „ein Lateiner“ in Paris ein Buch erscheinen, das, unter dem Titel „Une confédération orientale“, die Einung der Balkanstaaten unter italischer Spitze empfahl. Makedonien und Albanien (ohne die Pinduswalachen, die der lateinische Walache seinem Vaterland Rumänien zudachte) sollten, als ein Staat, einem Savoyerprinzen unterstellt werden und alle Balkanhäupter dem König von Italien, als ihrem Schutzherrn, die Kaiserkrone anbieten. Ueber der Sophienkirche in Konstantinopel würde dann die Kreuzstandarte der Savoyer wehen; die Stadt Konstantins aber, sammt dem thrakischen Gelände, ein Freistaat werden, dessen Geschäfte ein Kaiserlicher Statthalter leitet. Jeder Balkanstaat bleibt selbständig; behält seine Dynastie, Fahne, Armee, diplomatische Vertretung. Aller Staatssprache ist die Roms. Da tagt auch der erste Reichsrath; ist Konstantinopel dem neuen Bund gesichert, dann fällt ihm die Ehre zu, die Reichsboten zu herbergen. Nach sieben Jahrhunderten schaut Europa wieder ein lateinisches Ostkaiserreich. Aehnliche Vorstellungen hatten Garibaldi und Cattaneo, Lamartine und Victor Hugo, Michelet und Gambetta zur Gründung einer Liga bestimmt, die Griechenland (mit Kandia), Serbien (mit Bosnien und der Herzegowina), Rumänien, Montenegro, Makedo-Albanien, Konstantinopel (mit Thrakien als Freistaat), Armenien und Kleinasien (mit den Inseln) in einen Staatenbund, ungefähr nach dem Muster des Deutschen Bundes von 1815, verknüpfen sollte. Mit behutsamerer Klugheit paßte Herr Loiseau („L'équilibre adriatique“) den alten Plan neuem Bedürfniß an. Dieser Franzose kommt aus dem Willenskreis der Lega Nazionale und der Dante-Gesellschaft. Die Oesterreicher hatten ihn, weil er allzu laut für die Südslawen sprach, ausgewiesen: diese Thatsache verbürgte ihm den herzlichsten Empfang in Italien. „Das erste Willkommenswort hörte ich von der Lippe Crispis; er gab sich nicht nur liebenswürdig, sondern als echten Bezauberer.“ Und Crispis Freunde lehren den Kömmling erkennen, unter welchem Himmel, auf welchen Wegen das „größere Italien“ zu suchen ist. Albanien darf den Römern nicht auch, wie schon Tunesien, weggeschnappt werden. Wenn die Häfen von Venedig und Brindisi, statt den Wettkampf gegen Triest und Fiume aufzunehmen, noch tiefer versumpfen, wird an Italiens Küste die Adria zum Gefängnißgraben. Für die Herrschaft zweier Groß-

mächte ist dieses Meer zu schmal. „Im Schoß der Lateinerwelt reift neue Orientfrucht.“ Die Gründung eines oströmischen Kaiserreiches stieße auf Widerstand; scheint Herrn Loiseau auch nicht nöthig, wenn Italien Valona und den Kanal von Otranto, Albanien und die Illyrerinseln hat. Dann brauchts nur noch den Eisenstrang, der die Frucht seines Bodens und seines Fleißes von Antivari in den warmen und in den kalten Orient, über den Haemus nach Kleinasien, durch Bessarabien nach Großrußland trägt und von dort und aus Asiens ferneren Schatzkammern Rohstoffe und Waaren zurückbringt. Seltsam, daß ein Franzose so sprach; daß ihn nicht die Frage schreckte, ob ein über beide Flanken der Adria herrschendes, als Schutzmacht über den Balkan vorgerecktes Italien von Tripoli und der Barka nicht nach Tunesien, Algerien, vielleicht gar nach Egypten blicken werde, da in den drei Ländern doch die italischen Siedler an Zahl und nüchterner Emsigkeit schon fast allen anderen voraus sind. Bismarck wollte zwischen Frankreich und Italien Mißtrauen säen, als er 1866 an Mazzini schrieb: „Unter Verwandte ist das Mittelländische Meer nicht zu theilen. In ihm muß Italien herrschen; seine Küsten sind ums Doppelte länger als die französischen und gegen Livorno, Genua, Neapel, Palermo, Ancona, Venedig, Triest kommen Marseille und Toulon nicht auf. Volk und Regirung müssen immer an die Sicherung italischer Mittelmeerherrschaft denken.“ Vier Jahre zuvor hatte Proudhon an Machiavells Wort über die natürliche Feindschaft der Nachbarn erinnert und seinen Landsleuten zugerufen: „Italien soll, nach dem Willen seiner Söhne, in deren Gedächtniß das Bild großer, dramatisch bewegter Geschichte lebt, sich in den Rang der stärksten Großmächte heben, seinem Szepter dann das Papstthum unterwerfen und der Hort aller katholischen Christen werden.“ Auch aller orthodoxen, die in Rumänien, Griechenland und den Slawenstaaten leben? Wir sehen, wie breit zwischen rechtgläubigen und römischen Serben (Kroaten), die auch aus dem zweiten Grab ihrer nationalen Freiheit doch in Gemeinschaft aufzuerstehen hoffen, der Glaubensspalt geworden ist. Und noch lehrt kein Zeichen, daß der fünfzehnte Papst Benedikt dem Ziel zustrebt, das Schisma der Weltkirchen zu schließen. Freilich wissen wir, aus der Geheimgeschichte der Balkankriege und aus dem rumänischen Grünbuch, wie fest Diplomatenkunst zwischen Rom und

Bukarest, der Hauptstadt lateinischer Orthodoxie, die feinen Fäden geknüpft hat; auch für deren Verlängerung nach Belgrad und Athen ward seitdem gesorgt. Schon die Möglichkeit einer Türkenrenaissance (die das wichtigste, trächtigste Ereigniß unserer Kriegszeit wäre) ruft uralte Wünsche aus der Gruft oder Traumwiege. Greift Bulgarien in den Völkerstreit ein und läßt sich vom Serbenhaß die Front wählen, dann wird Rumänien nicht still bleiben. Wir sind der Entscheidung nah: und dürfen heute schon gewiß sein, daß Italien (dessen Schreiber und Zeichner Deutschlands Volk, Kriegsherrn und Heer täglich mit rohestem Hohn überschütten) auf seine Orientpläne niemals, auch nicht nach friedlichem Erwerb des Trentino, verzichten werde. An der gestern noch turko-albanischen Küste reicht dem Hellenen der Römer die Hand. Wird endlich wahr, was, vor zwei Jahrtausenden, Lucius Aemilius Paulus nach seinem Sieg über die Illyrer hoffte: der Orient vom Strahl graeco-latinischen Geistes übersonnt? Dann dürfte auch der greise, odyssisch verschlagene Held von Cetinje nach harter Heimsuchung sich noch eines Erlebnisses freuen: was er in seinem Drama „Die Balkanzaritza" zu gestalten versuchte, würde Wirklichkeit und seine vierte Tochter, Elena, Königin von Italien, wüchse in das Amt, das der dichtende Wladika der schönen Heldin Danitsa zuschrieb. Horcht die in Libyen mächtige Sekte der Senussi, die lange nur der Losung des in der dunklen Tiefe des Uadai thronenden Mahdi folgte, dem Ruf des Khalifen zum Heiligen Krieg, dann wird noch einmal um Tripolitanien gekämpft. Nicht von Italern und Türken allein. Und nicht nur an der Syrtenküste und am Nordostrand der Sahara.

Die Russen.

Das alte Ostreich der Lateiner zerschellte schon nach einem Lebensjahr: als sein Nominalherr, Balduin von Flandern, bei Adrianopel von den Bulgaren besiegt und gefangen wurde. Könnte eine neues, unter festerem Schirm gegen dräuende Feindschaft und ohne blinkendes Aushängeschild, länger währen? Die Antwort hängt am Schicksal Rußlands. Strebt es in das Erbe der Hordengroßkhane zurück oder, westwärts, in die Flugbahn der Palaeologenadler? Seine Entfremdung von Deutschland ist, freilich nicht hinter dem hübsch lackirten Zaun britischer Neutralität, erreicht worden; und Sir Robert Morier, der den „ungeheuerlichen

Umfang" eines anglo-russischen Krieges fürchtete, dürfte, trotz der Fährniß Britaniens, die Händchen reiben, wenn er die Alben seiner Nächte, Panslawismus und Pangermanismus, wider einander wüthen sähe. Will (schrieb Salisburys Botschafter aus Petersburg an den Kollegen Sir William White nach Konstantinopel) „unser Interesse, daß die Russenkraft sich in Europa austobe, oder wills, daß sie sich nach Asien wende?" Ungefähr die selbe Frage hatte, ohne ihre Tragweite klar zu erkennen, Dostojewskij sich vor dem vergilbten Band gestellt, der die Offenbarungen eines späten Johannes, Lichtenbergers, aus dem Jahr 1528 einschließt. „Nach dem Riesenaar (Bonaparte) wird ein anderer Adler kommen. Der steigt aus Ost auf, würgt drei Reiche und preßt den westlichen Insulanern Zähren ab. Jahre lang schlief er; ihm war die Schwinge gestutzt. Hebt er sich wieder, dann zittern auf jungfräulichem Boden vor ihm die Menschen der Westinsel; beben die stolzesten Firnen. Um Verlorenes zurückzuholen, fliegt er südwärts. Und mit Flügeln, die von Gottes barmherziger Liebe leuchten, schwingt er sich zu hohem Flug auf und nistet endlich auf der Zinne der Christenheit." Unser Adler ists, jubelt der verzückte Dichter: das Sinnbild des russischen Volkes. In dessen Seele glüht christliche Barmherzigkeit. Dessen Schwungkraft wurde nach dem Krimkrieg verstümmelt. Nun aber regt es sich in junger Kraft, bricht Englands und Roms Bann, errafft das Erbe von Byzantion und gründet das Reich christlicher Nächstenliebe. Dessen Hauptstadt nur auf Asiens Erde liegen, nicht von dem Fenster aus sichtbar sein kann, das die Zimmermannsaxt des Zaren Peter aus der Europa zugekehrten Mauer hieb. „England erlaubts nicht? Weil es unseren friedlichen Sinn nicht kennt. Aber wer vor England Angst hat, mag zu Haus bleiben." Als Nachtrab mit Peter gen West oder als Schöpfer und Herren nach Asien: da ist die Frage.

Ueber die Lebensleistung des Zaren Peter ist nie wieder aus so wortknapper Klugheit geurtheilt worden wie einst in dem Satz Josephs de Maistre: Pierre vous à mis avec l'étranger dans une fausse position; nec tecum possum vivere nec sine te: c'est votre devise. Noch heute. Fast alle Fährniß, in die Rußland während der letzten zwei Jahrhunderte gerieth, war durch Peters Sehfehler verursacht; und heute noch wirkt er Unheil. Der Sohn Alexeijs und der Natalie Naryshkin erbte ein Reich, das kaum zweihundert

Jahre vom Mongolenjoch befreit, erbte eine Krone, die nicht mehr die Goldreifmütze Ruriks und Wladimirs Monomachos war. Vor der Tatarenherrschaft hatten die Russenfürsten in Friedenszeit wie Hirten, im Krieg wie Feldhauptleute regirt, denen der Wille der Volkheit, die Stimmung der Masse immerhin Etwas gilt; Tyrannen hätte das demokratische Urslawenthum nicht ertragen. Je weiter byzantinische, mongolische und (von den Jakuten her) schamanische Einflüsse ins Land drangen, um so mehr änderte sich dieses Wesen des Zarismus. Iwan der Dritte, unter dessen Regirung das Reich der Goldenen Horde zusammenbrach, glaubte, durch seine Ehe mit der Nichte des letzten Basileus von Byzanz nicht nur den Anspruch auf das Wappen, den doppelköpfigen Adler, sondern auch auf die Gewalt der Griechenkaiser erworben zu haben, und nannte sich deshalb den Gossudar aller Reussen. Jetzt erst, da das Erbe der Palaeologen dem der Hordengroßkhane vereint schien, war ein Zar vom Wuchs Iwans des Schrecklichen möglich geworden. Der brach die Macht der Bojaren, zwang den Klerus in die Pflicht eines willenlosen Werkzeuges, schuf sich die Strelizengarde und hauste wie ein orientalischer Despot in dem Reich, dessen Grenzen er vom Kaspischen bis an das Weiße Meer gedehnt hatte. Die während der Tatartshina im Schatten der Horde erwachsenen Moskowiterfürsten hatten ihre Länder wie Erbgüter verwaltet; von ihnen hat Solowjew gesagt: „In ihren leidenschaftlosen Zügen kann der Historiker kein Merkmal entdecken, das den Einzelnen unterscheidend charakterisirt. Sie bewegen sich sämmtlich in dem selben Gedankenkreis, schreiten auf der selben Bahn vorwärts, sacht und vorsichtig, doch unbeugsam und unaufhaltsam.“ Von Johann Kalita, der um das Jahr 1330 den Großfürstentitel erwarb und den Bau des Kreml begann, erhielt der Herrntypus sich bis in die Tage Iwans des Schrecklichen. Dieser Sohn einer Tatarin war der erste Autokrat neuer Wesensart. Als sein Nachfolger, der Schattenkaiser Fjodor, gestorben und die letzte Frucht vom Mannesstamm Ruriks verdorrt war, brachte die Zeit der Usurpatoren und falschen Dmitrijs eine für die Seele des Russenvolkes wichtige Stunde. In Moskau herrschten die Polen und ihr Ladislaus ließ sich zum Zaren ausrufen; gegen diese Gefahr wappnete sich das russische Nationalgefühl und die griechische Orthodoxie, die hier zum

ersten Mal in einem innigen Bund sich zusammenfanden. Aber die national-religiöse Erhebung, zu der Minin, ein Schlächter aus Nishnij, das Zeichen gegeben hatte, erstrebte nicht politische Freiheit, nicht demokratische Einrichtungen; und als, nach Boris Godunow und Wassilij Shuiskij, Michael Romanow den Thron der normannischen Warjaeger bestieg, erbte er die ungeschmälerte Würde der Palaeologen und Großkhane. Den Bojaren gab die Leibeigenschaft der Bauern, die Boris Godunow an die Scholle geschmiedet hatte, ein Privileg; gegen den Willen des Zaren waren aber auch sie, waren alle Stände ohnmächtig. Vierzig Jahre nach Michaels Tod begann Peters Regirung. Rußlands Mittelalter hatte kaum erst begonnen. Die verlorene Zeit (Guttenberg war schon hundert Jahre tot, als Iwans Gnade die Buchdruckerkunst einführen ließ) sollte nun rasch nachgeholt werden. Doch der hitzige Reformator, der die Reihe der schwerfälligen Selbstherrscher durchbrach und den kecken Sprung über ein Saekulum wagte, konnte für sich selbst zwar hohen Ruhm ernten, dem Volk aber, das auf Kommando mitspringen sollte, durch so thörichte Hast nur Unheil stiften. Peter wollte sein Volk mit Barbarenmitteln debarbarisiren, sein Reich, nach dem Wort Kostamarows, mit Asiatenmitteln europäisiren. Das mußte mißlingen. Eine nationale Erhebung gegen drohende Fremdherrschaft hatte die Romanows auf den Thron geführt; für die Dynastie ergab sich aus diesem Ursprung die Pflicht, mit wachsamem Eifer die völkische Sonderheit, den Schatz der Ahnen, zu hüten. Peters Berather waren der Schweizer Lefort, der Schotte Gordon, der Franzose Villebois, der Holländer Timmermann. Der Zar, den Unbedachtsamkeit noch immer den Großen nennt, war ein mächtiger Wille von stärkster Suggestivkraft und ein fast zum Genie gewordener Fleiß; ein großer Regent war er nicht, weil er für die Lebensbedingungen seines Landes kein Verständniß hatte und sich einbildete, er werde über ein europäisches Reich herrschen, wenn er das halb priesterliche Gewand seiner Ahnen mit einem Militärrock und den biblischen Zarentitel mit dem Namen eines Kaisers vertausche, den Männern den Kaftan und struppigen Asiatenbart, den Frauen den Schleier verbiete und dem Land eine neue Hauptstadt erfinde. Den Keim des gefährlichsten Dualismus hat er in die wunschlos hindämmernde slawische Seele gesenkt. Als er, der den Tshin und den

Allerheiligsten Synod geschaffen, dem Adel und der Kirche die Grundmauern zerstört und sich zum Papst-Kaiser aller Reussen gemacht hatte, nach dreiundvierzigjähriger Regirung starb, hinterließ er ein weithin glänzendes, innerlich aber schwächer gewordenes Reich. Goethe, der so oft über die unkluge Anlage der Sumpfstadt Petersburg gespottet hat, dachte an Reformatoren von Peters Art, als er zu Eckermann sagte: „Für eine Nation ist nur Das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen ist, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, erweist sich für ein anderes vielleicht als ein Gift." Die Erfahrung der letzten Jahre hat leider gelehrt, daß diese Weisheit, die der petersburger Bildungstutzer stolz belächelt hätte, auch in Goethes Heimath vergessen war.

Die Saat Peters ging bald auf. Popenschaft und Bojarenthum verbündeten sich, um die alte Macht zurückzuerobern; schon Anna Jwanowna mußte sich gegen den Versuch wehren, Rußland in eine vom Adel regirte Republik umzuwandeln. Und der Haß gegen die Fremden wuchs. Unter der ersten Anna herrschten der Kurländer Biron, die Deutschen Ostermann und Münnich; unter der zweiten Anna (Leopoldowna) war Münnich Ministerpräsident und Anton Ulrich von Braunschweig Generalissimus; Elisabeth, Peters Tochter, begünstigte die Franzosen. Auch unter der Herrschaft des Hauses Holstein-Gottorp wurde es zunächst nur für kurze Zeit anders. Katharina, die auf den Ruhm der Regentengröße höheres Recht hat als Peter, der zu laut gepriesene Besieger Karls des Zwölften, gab, eine echt Deutsche, Rußland den Russen wieder. Aber auch sie, die den Reichsumfang auf neunzehn Millionen Quadratkilometer brachte, konnte den Schmerz des unruhvoll seufzenden Volkes nicht stillen. Und nachdem in Paul der gefährliche Typus des eitel schwelgenden, launischen, gewissenlosen und starrköpfigen Monarchen wiedererstanden war, trat Rußland in schlimmem Zustand über die Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts. Der Dualismus wirkte im Gefühl lähmend fort, und während die Oberklasse, um ihre Bildung zu zeigen, mit europäischem Raffinement und europäischer Sittenlosigkeit prunkte, begann in der Hand der Masse der Stab, an dem sie sich so lange weitergetastet hatte, allmählich zu splittern. Mit der Knute war,

nach Herzens grimmigem Wort, dem armen Volk die Liebe zu einer fremden Civilisation eingepeitscht worden; in den Striemen brannte die Wuth gegen das fremde Wesen. Wie Rußland nach all diesen Experimenten aussah, lehren die Sätze, die Leopold von Gerlach in sein Tagebuch schrieb, als er, vor neunzig Jahren, zur Beisetzung Alexanders des Ersten mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen nach Petersburg gekommen war. „Der Kaiser steht hier auf einer dünnen, hohen Säule. Unten ist ein verdorbener Hofadel, durch lasterhafte Regenten und Regentinnen unsittlich gemacht, selbst ohne Standesehre, da ihm seit Peter seine eigenthümliche Standesehre genommen und fremdes Wesen aufgedrungen ist, und außerdem ein Haufe von Emporkömmlingen der schlechtesten Art, die von Reitknechten und Bedienten schnell zu den höchsten Ehren und Titeln stiegen. Die leibeigene Bauernklasse wird von verschuldeten, ausländisch gewordenen Herren regirt, die ihre Güter oft zehn Jahre lang nicht sehen." Die Reaktion mußte kommen; und kam. Noch unter Nikolaus, der fast niemals Russisch sprach und hinter den Formen des steifsten Absolutismus nur mühsam die Verachtung moskowitischer Unkultur verbarg, erstarkte die Partei der Slawophilen, die verkündete, der slawische Stamm und die griechische Kirche seien berufen und auserwählt, den faulen Westen zu überwinden und gebietend über eine erneute, gereinigte Welt zu herrschen. Nec tecum possum vivere nec sine te; vielleicht gelingts, wenn ich Dich unter meine Gewalt zwinge. Als unter Alexander Nikolajewitsch wieder experimentirt wurde, wuchs die Gemeinde schnell. Die offenkundigen Ausschweifungen des Kaisers erregten bei den Altgläubigen Aergerniß und von seiner Prachtliebe drangen Gerüchte sogar bis ins Volk; obendrein umgab er sich mit fremden Günstlingen und ächtete die noch erhaltenen Landesbräuche. Durch die Aufhebung der Leibeigenschaft (die bösen Folgen, die dieser Entschluß, weil er den Bauern Freiheit ohne Land gab, der Wirtschaft bescheren mußte, sah damals noch Niemand) ward er populär; seine Symptomkur verschlimmerte aber das Grundübel, den schwächenden, lähmenden Dualismus; und wo er gesät hatte, ernteten Panslawisten und Nihilisten. Die Männer nach dem Herzen Karamsins und Katkows heischten ihr gutes, allzu lange ihnen vorenthaltenes Russenrecht; die von Turgenjew getauften Schüler Bakunins warben

unter den Unzufriedenen und Deklassirten der höheren Stände leicht Stimmen gegen die unumschränkte Macht des Selbstherrschers. Schon schien dem Reich die Schicksalsstunde nah. Was wäre geschehen, wenn 1881 Sophie Perowskij und Kibaltshish nicht am Katharinenkanal ihre Bomben geworfen hätten und, nach dem vom Zaren gebilligten Programm Loris-Melikows, die Vertreter der Provinzialstände und Stadtgemeinden zu einer Repräsentantenversammlung in die Hauptstadt berufen worden wären? An dem Tag, da dieser Ukas erscheinen sollte, lag Alexander der Zweite tot im Winterpalast; und ein paar Tage später erklärte sein Sohn in einem von Katkows Geist gestimmten Erlaß, er werde die Selbstherrschaft des Papst-Kaisers, der Rußland seine Größe verdanke, gegen jeden Umsturzversuch ungemindert erhalten.

Alexander der Dritte hat in dreizehn Regirungjahren mit stetiger Kraft gegen Peters Schatten gekämpft. Wer in Rußland einen europäischen Staat sehen will, wird freilich das Lebenswerk des Mannes nicht rühmen, der in den Vorstellungen Ludwigs des Heiligen und der spanischen Isabella lebte und der entschiedenste Feind des Evangeliums von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit war. Doch diesem Instinktpolitiker, der nicht für den Thron erzogen war, immer den Stil eines Schülers schrieb und nie über die nächste Pflicht hinaussehen lernte, gelang das Schwerste: er hat die Slawenseele für eine Weile von den quälenden Zweifeln des Dualismus befreit. Er fühlte sich als Asiaten, fühlte, dachte und sprach nur russisch und öffnete sein enges Hirn der Erkenntniß, daß Rußland ein Islam ist, den nur die Glaubenseinheit zusammenhält und der sich den Luxus religiöser Duldsamkeit bei Gefahr seines Lebens nicht gestatten darf. Der Frankenkönig der Kreuzfahrer war nicht tolerant, kein starker Sultan wars, der Zar durfte es nicht sein; mußte, wenn er die Mission seines Volkes recht verstand, unbarmherzig alle Geister niederhalten, die sich höher dünkten als die altgläubigen Moskowiter. Die Römischen, die Protestanten und Juden haben es seufzend erfahren. Alexander Alexandrowitsch schien nicht aus dem morschen Haus Holstein-Gottorp zu stammen; die besten Eigenschaften der Romanows lebten in ihm wieder auf; waren in ihm erst vereint. In diesem Kaiser der Mushiks konnte man den Fall verkörpert glauben, an den Goethe dachte, als er, in den Anmerkungen zu Dide-

rots Dialog mit Rameaus Neffen, sagte: „Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämtlichen Ahnherren in sich begreift und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht.“

Wenn dieser Alexander nicht fünfzig, sondern siebenzig Jahre alt geworden wäre, hätte Rußland sich von den Kunststücken des „großen“ Peters und seiner kleinen Nachahmer vielleicht endlich erholt; hätte auch die asiatische Halbinsel, die sich Europa nennt, den Größenwahn mählich verlernt und nicht länger mehr mit dem für ihre winzigen Verhältnisse ausreichenden Maßstab das Riesenreich der Zaren zu messen versucht. Der Russe wußte, daß dieser Kaiser die Zügel nie lockern, dem unmündigen Volk nie politische Freiheit gewähren werde; und das Ausland erkannte, daß der Mann, dessen Blick unbeirrt immer nach Asien sah, keine für Europens Ruhe gefährliche Machtdehnung erstrebe. Nie hat ein Herrscher Beträchtlicheres erreicht als dieser an Geist so Arme, der nur zu warten verstand und stumm seine Pflicht that, wie er sie begriff. Er starb dem Reich zu früh; und der Sohn, der ihm, ohne reifliche Vorbereitung, auf den Thron folgte, der kleine Nika, den die eigene Mutter für die Autokratenrolle zu schmächtig fand, hatte schon in den ersten zehn Jahren seiner Herrschaft den gehäuften Schatz fast völlig vergeudet und den alten Jammer der russischen Erde erneut.

Er fing nicht schlecht an. Als Caesarewitsch war er ein stilles Herrchen gewesen, das gar nicht nach der Großfürstensitte lebte, trotzdem eine liebe Tante sich alle Mühe gab, einen galanten Lebemann aus ihm zu machen. Nur eine Freundin: die polnische Tänzerin Kseszinski; und auch zu ihr, raunten die Eingeweihten, geht Nikolai Alexandrowitsch nur, um ein Glas Thee zu trinken und ein Stündchen harmlos zu verplaudern. Nichts von Erotik und heißer Leidenschaft; keinen Zug vom hochgeborenen Hans Lüderlich. Und trotzdem der Jüngling sich nicht „ausgelebt“ hatte, seit zehn Jahren nun die glücklichste Ehe. Daß in Otsu der Berauschte nicht ohne eigenes Verschulden von dem Japaner (der inzwischen fast zum Symbol geworden ist) die Wunde erhielt, blieb verborgen; bis in das Jahr 1905 auch, daß er den von seiner Mutter und vom Hofminister Woronzow-Daschkow vorbereiteten Verfassungentwurf mit heftiger Geberde zerriß. Als Thronfolger hatte er sich für

die Transsibirische Eisenbahn erwärmt und nach seiner Weltreise den Hungernden Hilfe gebracht; war also beliebt. Als Kaiser hielt er sich ruhig, drängte nie in den Vordergrund und hütete sich vor Taktlosigkeit. Bismarcks Monarchenkenntniß fand früh einen Mangel an ihm. „Der neue Zar“, sagte er, „scheint sich wenig um die Armee zu kümmern. Das wird er später bereuen.“ Und noch hatte Bismarcks Leib nicht die letzte Ruhstatt gefunden: da überraschte Nikolai die Welt mit seinem Friedensmanifest. Ungefähr an dem selben Tag, wo die pariser Deputirten den Abrüstungantrag des Sozialdemokraten Vaillant mit ironischer Heiterkeit ablehnten, sprach, ungefähr mit den selben Worten, der Reussenzar den Großmächten sein Sehnen nach einer Minderung der Kriegsrüstunglast aus. „Die geistigen und physischen Kräfte der Völker, Kapital und Arbeit werden zum größten Theil von ihrer natürlichen Aufgabe abgelenkt und, ohne schöpferisch wirken zu können, aufgezehrt. Hunderte von Millionen werden verbraucht, um furchtbare Zerstörungmaschinen zu bauen, die heute als das letzte Wort der Wissenschaft gelten und morgen schon jeden Werth verlieren, weil neue erfunden sind. Oft genug werden durch dieses System riesiger Rüstungen wirthschaftliche Krisen heraufbeschworen. Dauert dieser verhängnißvolle Zustand fort, dann muß gerade er die Katastrophe herbeiführen, die man zu vermeiden wünscht und deren Schrecken schon bei dem bloßen Gedanken den Menschen erschaudern läßt.“ Das klang beinahe, als spräche es ein Marxist; und war auch von Einem diktirt, der in der zweiten Lebenshälfte noch zu marxistischen Professoren (andere Nationalökonomen beachtete man damals in Moskau und Petersburg kaum) in die Schule gegangen war. Von Sergeij Juljewitsch Witte. Der hatte sich als Finanzminister längst über die alljährlich wachsenden Ansprüche der Militärverwaltung geärgert, die seine Kulturpläne immer durchkreuzten, und endlich das Mittel gefunden, sich Luft zu schaffen. Wenn der kleine Zar, dem das Soldatenspiel kein Vergnügen machte, das Buch Johanns Bloch las, wenn man ihm die dankbare Heilandsrolle des Weltbeglückers verhieß, brauchte der Finanzminister das schöne Geld nicht mehr für Kanonen und Kriegsschiffe wegzugeben; konnte er bald auch auf den Wunschzetteln für Armee und Flotte nach Herzenslust streichen. Seit Gortschakows Tod hatte es in Rußland keinen Minister mehr gegeben; nur noch (wie einer von ihnen selbst seufzend sagte) Commis des Zaren.

Witte, der aus der dunklen Tiefe des Tshin rasch ans Licht heraufgekommen war, wollte mehr sein als ein Handlanger erhabener Laune. Den Direktor der Südwestbahn hatte eine Schrift über die Grundsätze der Eisenbahntarifpolitik, deren Bedeutung die russischen Oekonomen noch nicht rechtermaßen, bekannt gemacht. Wyshnegradskij nahm den auf engem Gebiet als Organisator bewährten Mann als Departementchef ins Finanzministerium und beförderte ihn früh (um den lästigen Rivalen loszuwerden) an die Spitze des Verkehrsministeriums. Da blieb er anderthalb Jahre; dann kam er zurück, setzte sich auf den Platz, den der schlaue Protektor ungern verlassen hatte, und wurde schnell mächtiger, als je ein russischer Finanzminister gewesen war. Brachte Ordnung in den Staatshaushalt, führte die Goldwährung, das Branntweinmonopol und einen billigen Zonentarif ein, verstaatlichte Bahnen, legte den Eisenstrang durch Sibirien und die Mandschurei, schuf, mit einer hastigen Willenskraft, die an Peters Zauberkunst erinnern konnte, eine Industrie, regelte durch Gesetz die Arbeitzeit und besserte die Fabrikinspektion. Auch der Lebensfrage Rußlands wollte er kühn die Antwort suchen: in einer Agrarenquete, die alle für Wirthschaft und Recht wichtigen Punkte aufklären sollte, die Bedürfnisse der darbenden Landwirthschaft ergründen. Zu Alledem gehörte viel Geld. Das war nur aufzubringen, wenn, in einem noch armen Land, Heer und Marine nicht den Löwentheil des Steuerertrages für sich heischt. „Wir sind saturirt und wollen den Frieden." In den Haag ging, nach Peters Holland, also die Reise.

Wer Witte kennt, wird nicht leicht begreifen, wie sich in diesem starken und hellen Kopf der Glaube an solchen Hokuspokus einnisten konnte. Frieden kommandiren, heute, wo in wichtigen Erdtheilen noch nicht über das Besitzrecht entschieden, das erworbene streitig geworden ist: mit der selben Hoffnung auf Erfolg könnte ein Kaiser dekretiren, übermorgen solle der Chiliastentraum Wirklichkeit werden. Ein blinder Ressortfanatiker war Witte nie. Er ähnelt in manchem Wesenszug dem Grafen Nikolai Miljutin, der beim Reformwerk des zweiten Alexanders so eifrig half und über den Bismarck 1861 an Schleinitz schrieb: „Miljutin, der schärfste und kühnste Geist unter den Progressisten, ist zugleich der bitterste Adelshasser und denkt sich das künftige Rußland als Bauernstaat, mit Gleichheit ohne Freiheit, aber mit viel Intelligenz, Industrie, Bureaukratie, Presse, etwa nach napoleonischem

Muster." Das könnte fast Wort vor Wort über Witte gesagt sein. Der glaubt nicht, wie die Enkel Karamsins, die Söhne Katkows, daß Rußland eine andere Entwickelung haben müsse, könne, werde als ein europäischer Staat. Der ist überzeugt, daß auch das Zarenreich durch die selbe Etapenstraße muß, die Briten, Franzosen und Deutsche durchschritten. Andere Erlebnisse als Miljutins haben sein Bewußtsein gefärbt. Den Bojaren blieb er der Emporkömmling, den Orthodoxen ein unzuverlässiger, allzu zärtlich westwärts blickender Rationalist; die Konservativen warfen ihm vor, er habe nichts gründlich gelernt, sondern hastig stets nur nach der neusten Mode gegriffen, von Rothstein feine Finanzkniffe, von moskauer Dozenten die Salondialektik des Marxismus übernommen und die letzte Wirkung seines Thuns niemals erwogen. Trotzdem er zehn Jahre lang der nach dem Zaren mächtigste Mann im Reich war, gelang es ihm nicht, seine Frau an den Hof zu bringen; ihm nicht, was jedem bojarischen Gecken gelungen wäre. Haßte er deshalb Adel und Klerus und wollte, wie Miljutin einst in Polen, diese Säulen der alten Rechtsordnung zu stürzen versuchen? Dann hätte er die Mittel nicht unklug gewählt. Ein kleines Heer und eine große Industrie: weder geistlichen noch weltlichen Würdenträgern könnte dabei wohl zu Muth sein. Nur ist Industrie nicht ein im nächsten Laden nach Maß zu bestellender Putzartikel, sondern eine Kulturform, die sich nirgends aus dem Boden zaubern läßt; namentlich nicht aus dem russischen eines in Reichtum rückständigen Agrarstaates. Und der zur Abrüstung Entschlossene kann plötzlich, ehe er die Nothwendigkeit noch erkennt, gezwungen sein, einen Krieg zu führen, in dem nur die äußerste Anstrengung der Volkskraft den Sieg sichern könnte. So ists geworden.

Seit Nikolais Evangelium vom Weltfrieden ist kein Jahr ohne Krieg vergangen; und am achten Februar 1904 mußte der Gossudar selbst sich zu ernstem Kampf stellen. „Die Katastrophe, deren Schrecken schon bei dem bloßen Gedanken den Menschen erschaudern läßt", war Ereigniß geworden. Der furchtbarste Krieg, den je ein Zar zu bestehen hatte, fand Rußland ungerüstet. Hätte man seit 1898 nicht am Marinebudget geknausert, dann hätte ein starkes Geschwader vielleicht Port Arthur gerettet und dem Heer Oyamas die Verbindung mit der Heimath abgeschnitten. Zu spät. „Die geistigen und physischen Kräfte der Völker, Kapital und Arbeit werden, ohne schöpferisch wirken zu können, im Krieg aufge-

zehrt.“ So hat Nikolai Alexandrowitsch es, in der Ausdrucksweise der Sozialisten, geschildert; hat Rußland es erlebt. Nun mochte der (seitdem so oft noch enttäuschte) Zärtling erkennen, daß alles Gerede über den Frieden nutzlos ist, ein Zeitvertreib für applaussüchtige Weiber, und daß wir, trotz diesem Schwatz, nicht etwa eine Aera friedsamer Verträglichkeit zu hoffen, sondern eine Epoche unbarmherziger Vernichtungskriege, zoologischer, zu fürchten haben. Jetzt konnte er auch wissen, was, so lange nicht Lebensfragen der Völker nach Antwort drängen, besser als alles Phrasengespinnst den Frieden schirmt. Nur die Angst vor den Folgen einer Niederlage hemmt die Ländergier. Auch die Fürsten, die feierlich, wie Louis Napoleon, in jedem Jahr mindestens einmal sich selbst als Hort des Friedens enthüllen, würden, um ihre Macht zu mehren und ihrem Volk den Nahrungspielraum, die Absatzmöglichkeit zu erweitern, das Schwert ziehen, wenn sie sicher wären, mit einem geschlagenen Heer noch in der Heimath die alte Ordnung, die alte Treue zu finden. Sie sinds nicht; könnens nicht sein. Weh heute dem König, der als Eroberer auszog und als Besiegter heimkehrt! Selbst ein unmündiges Volk würde ihm nicht verzeihen. Davor zittert der Gekrönte. Und diese Furcht wirkt stärker als Alles, was im Haag je vorgeschlagen und beschlossen werden kann.

Nikolai ist kein schlechter, auch kein dummer, nur ein schwacher Mensch. Die Kinderstubenpsychologie, die heute wieder alles Russische zur Fratze verzerrt, sieht ihn als gewissenlosen Despoten, als blöden Narren oder mindestens als den Kaiser aus Zeitungmärchenland, der „nichts erfährt“. Die ihn kennen, lächeln über solche Rede. Er ist gutmüthig, hat mehr gelernt als mancher Monarch, arbeitet fleißig und könnte mit seinen Gaben ein glücklicher, geachteter Bürger sein. Für die ungeheure Aufgabe, die er bewältigen soll, reicht seine Kraft freilich nicht aus; und ihm fehlt auch die Wucht, das Schwergewicht des Wesens, das selbst dem Durchschnittskönig die Würde wahrt. Er weiß nie, wohin er geht; kommt immer gerade an das Ziel, das er meiden wollte. Wie oft hat er in den neunzehn Jahren seiner Regirung geblinzelt, geschwankt und schließlich gethan, was niemals zu thun er sich angelobt hatte! Er will den Frieden: und führt den grausigsten Krieg, den die Erdgeschichte je sah. Er bekannte sich zur Autokratie: und erörterte dann in öffentlichen Ukasen, wie der Präsident einer Republik, die Schäden, die unter seiner Verwaltung entstanden sind und gegen die das

Ministerkomitee ein Rezept verschreiben soll; am Ende mußte er gar den Verfassungrumpf und die Duma gewähren. Er versprach, den humanistischen Unterricht zu erhalten: und ließ die klassischen Sprachen vom Stundenplan streichen. Sein Auge wird feucht, wenn ein Gärtner im Schloßpark sich die Haut ritzt: und er war gezwungen, in zehn Städten auf wehrloses Volk schießen zu lassen. Wie alle Schwächlinge, möchte er stark scheinen. Wollte es schon in seiner ersten Regentenperiode, als er den Nikolai Palkin spielte und barsch die „sinnlosen Schwärmereien" der Leute abwies, die für Rußland eine Konstitution nach europäischem Muster verlangten. Dann kam er unter Wittes einjochende Gewalt. Wehrte sich lange: und mußte sie dennoch leiden. Diese Freitage! Da erschien der fürchterliche Finanzminister zum Vortrag. Und setzte fast immer durch, was er wollte. Nicht immer leicht. „Wenn Sergeij Julitsch schreit, hörts hier das ganze Palais": sagten im peterhofer Landhaus die Adjutanten. Todmüde, blaß, ganz verstört kam der arme Zar dann ins Familienzimmer. Die Frauen machten sich Sorge um ihn. Merkwürdig, meinte die Mutter Maria: mein Mann ist mit diesem Witte doch stets ohne Unbequemlichkeit fertig geworden; ja, mein Mann ... Alexandra, die Frau, bat, nur ja nicht Alles so furchtbar schwer zu nehmen. Und Beide, einander sonst fremd, sangen das Lob einer Verfassung, die den Kaiser entlaste. Die schöne Britin aus Hessen neckte den Eheherrn auch, zeichnete ihn, wie er als artiges Püppchen auf dem Schoß Wittes sitzt (gegen den beide Damen übrigens keinen Groll hatten, den sie sogar hoch schätzten); und lungernde Schranzen zeigten in stillen Winkeln Erprobten eine noch bösere Karikatur: Nika als Pudel, der mit Schweif und Pfoten um die Gunst des gestrengen Finanzministers wirbt. Wie übermächtig das Gefühl, für das Werkzeug stärkeren Willens gehalten zu werden, in einem Monarchen werden kann, braucht man Denen, die wach unsere Tage lebten, nicht zu erzählen. Nikolai trug es nicht länger. Alexejew, Bezobrazow und ihre Beutegenossen lagen ihm in den Ohren: er ahne nicht, wie schamlos bei dem Bahnbau in Sibirien und der Mandschurei betrogen werde. Diese Stützen waren noch nicht fest genug. Da kam Plehwe. Der blieb dem Finanzminister keine Antwort schuldig und fand Alles falsch, was Witte sagte. Der war aus härterem Holz als sein Vorgänger Ssipjagin, der arbeitscheue Bojar, dessen höchster Stolz gewesen war, als vornehmer Herr seinen Kaiser üppig bei sich bewir-

then zu können. Witte empfahl die Verständigung mit den Japanern: Plehwe warnte, dem Hochmuth der Gelben auch nur den kleinen Finger zu reichen. Als die Koalirten erst merkten, daß Nikolai sie lieber höre als ihren Gegner, gingen sie zu offenem Angriff vor. Nach der alten, in Theokratien und neumodischen Verfassungstaaten tausendmal bewährten Taktik. Losungwort: „Auch Friedrich wäre nicht der Große geworden, wenn er einen allmächtigen Minister geduldet hätte.“ Einem Herrscher verleiht die Gnade Gottes höhere Weisheit als selbst dem talentvollsten Unterthanen. Nur das gekrönte Haupt, das seinem Gott allein verantwortlich ist, ragt so hoch himmelan, daß es in der Ferne den Weg zu erkennen vermag, der dem Volke frommt. „Cela ne rate jamais.“ Hat auch hier nicht versagt. Witte war, im Gefühl seiner Kraft, seiner nützlichen Leistung, oft vielleicht unvorsichtig gewesen. Eines Tages mußte er, wie vor ihm ein Größerer, sagen: „Ich behalte den Kaiser nicht in der Hand.“ Er „imponirte“ freilich; nur allzu sehr. Als Nikolai aber in den Wahn gelullt war, er stehe, als Begnadeter, in einem besonderen Geheimrathsverhältniß zum Herrgott, fand er den Muth, sich von dem an Erfolg reichsten Berather seines Vaters zu trennen.

Jeder Freitag ward nun zum Fest. Keine Hypnose mehr mit aller Qual des Erwachens; nicht mehr die Nöthigung, mit untauglichen Mitteln den Versuch der Abwehr zu wagen. Fröhlich und frisch kehrte Batushka stets den Seinen zurück. Und nie wieder sollte Einer ihm den Willen aufzwingen; niemals. Er wollte Jeden anhören, doch Keinem gehorchen. Der Schwächling schwor sich, im Lustgefühl der neuen Freiheit, selbst mit heiligem Eid, fortan stark zu sein, unbeirrbar, unbeugsam, ganz wie der Vater war. Doch Schwäche, die Kraft vortäuschen will, bringts nicht weiter als bis zum Starrsinn. In seiner dritten Periode hat Nikolai immer gethan, was er nach dem Rath Sachverständiger meiden mußte. Er hörte Jeden, schien (da er die seinem sanften Wesen angeborene Höflichkeit nicht verleugnen kann) beinahe Jedem schnell zuzustimmen. War er danach aber wieder allein, dann wickelte er die dünne Epidermis geschwind in den warmen Pelzmantel der altslawischen Großfürsten ... „Der will mich haben und glaubt schon, ich sei ihm sicher? Der gerade bekommt mich nie.“ Und wählte sicherlich Schwarz, wenn ihm Weiß empfohlen war. Der Knirps hebt sich auf Stelzen.

Doch auch mit solcher Wirrniß des Willens lernen kluge Hofzettler bald rechnen. Seit Plehwe ermordet, dem Zaren die festeste

Stütze zerbrochen ward, ist Witte von Allen, denen seine Wiederkehr ein Gräuel wäre, mit Feuereifer als Staatsretter empfohlen worden. Das schien das sicherste Mittel, ihm den Weg zu sperren. Aber Sergeij Julitsch hatte auch echte Freunde. Die Kaiserin-Mutter, die in ihm den zuverlässigen Gehilfen Alexanders achtet. Fast Alle, die eine Verfassung ersehnten und wußten, daß nur Rußlands stärkster Staatsmann solchen Schritt ins Dunkel wagen könne. Und war nicht Alles gekommen, wie Witte vorausgesagt hatte? Alles. Schlechte Botschaft vom Kriegsschauplatz; unangenehme Händel mit England; Plehwe nach kurzer Herrlichkeit von wildem Fanatismus hingestreckt. Wer wird sein Nachfolger werden? Die Antwort auf diese Personalfrage mußte zeigen, welche Partei in dem stillen Kampf um den Kaiser bisher siegreich geblieben war.

Fürst Swjatopolk-Mirskij wurde erwählt. Witte, hieß es in Petersburg, habe den Blick Sheremetjews, der ihn selbst für die Nachfolge Plehwes stimmen wollte, auf diesen Kandidaten gelenkt. Ists wahr, dann hat der Präsident des Ministerkomitees an seinem Schützling keine Freude erlebt. Mirskij war ein hohler Phraseur, ohne Verwaltungtalent, doch mit unstillbarem Hunger nach Beifallsgetöse. In Wilna, auf dem heißen litauischen Boden, hatte er sich, ohne dem Reichsinteresse allzu ängstlich erst nachzufragen, nur bemüht, dem polnischen Adel die Wünsche von der Lippe zu lesen. Kein Wunder, daß dieser Generalgouverneur von der Szlachta geliebt wurde und daß ihre Hoffnung ihn in das höhere Amt begleitete. Mirskij nährte die Hoffnung, so gut ers vermochte. Eine großartige Abschiedskomoedie sollte seiner Verwalterleistung die letzte Weihe geben. Im September 1904 war in Wilna das Denkmal der großen Katharina zu enthüllen und Großfürst Michael, Nikolais Bruder, mit der Vertretung des Kaisers betraut. Jetzt oder nie. Mirskij lud die Polen zum Fest; Adel und Klerus. Natürlich wollten sie nicht kommen. Ein Denkmal Katharinens, die Litauen der Russenherrschaft unterworfen hatte! Kein Pole durfte bei der Enthüllung sein. Doch Mirskij war unermüdlich; bat, schmeichelte und bot, als Alles nicht half, die stärkste seiner Künste auf. „Seit ich hier bin,“ sprach er, „habe ich für Euch gethan, was ich irgend vermochte; und dem Scheidenden wollt Ihr den einzigen Wunsch nicht erfüllen? Ich bin zum Minister des Innern ernannt; bedenkt, wie nützlich ich Euch da werden kann, hundertmal nützlicher noch, als ichs hier war, und um wie viel leichter Ihr mirs

macht, wenn der Kaiser aus dem Mund seines Bruders von Eurer loyalen Haltung hört. Noch glaubt man in Petersburg nicht, daß Ihr entschlossen seid, Vergangenes vergangen sein zu lassen. Kommt zum Fest: und ich verbürge Euch den nahen Fall aller Ausnahmegesetze." Der ganze Klerus und ungefähr fünfzig Adelige sagten zu. Um dem katholischen Kirchenfürsten kein Aergerniß zu geben, blieben die Spitzen der Behörden dem russischen Festgottesdienst fern. Für den Bischof war dicht beim Denkmal ein Thrönchen errichtet, von dem er sich erst erhob, als der Großfürst ihn begrüßte; und kaum war das Gespräch beendet: da entfernte sich die römische Klerisei und überließ der griechisch-orthodoxen, vor deren Nähe ihr zu grauen schien, das Feld. Beim Festmahl blieben die Polen stumm, als dem Zaren Hurra gerufen wurde; um so lauter stimmten sie in die Jubelrufe ein, die Swjatopolk-Mirskij umbrausten. Nur ihm zu Liebe, sagten sie Jedem, sind wir gekommen; und er wird uns das Opfer lohnen. Keinen Tropfen, keinen Ton für den Kaiser; das volle Glas und die volle Kehle für den scheidenden Gubernator, den kommenden Minister. Michael aber brachte dem Bruder die Kunde: In Litauen ist die Vergangenheit tot; Swjatopolk-Mirskij hat uns die Polen versöhnt. (Nach der Huldigungadresse vom August 1914 hats Bruder Nika wohl erst recht geglaubt; und sich dankbar des treuen Männchens erinnert.) Als Minister trieb er das Versöhnunggetechtel weiter. Drückte Jedem, der irgendwo öffentlich meinen konnte, innig die Patschhand. Gab sich als Freiheitfreund und in Glaubenssachen duldsame Excellenz. Und forderte, wenn er nützlicher Leute Wunsch nicht erfüllen durfte, mit feuchtem Rückblick nach Wilna, „Vertrauen". Wie Karl Stuart und Friedrich Wilhelm der Vierte. Und ward oft erhört.

Mirskij hat das blutige Epiphanienfest des Jahres 1905 noch als Minister erlebt. Hundertfünfzig Tote, fünfhundert Verwundete als Opfer des Straßenkampfes: so sah der holde Lenz aus, den er dem Volke gebracht hatte; mußte so aussehen. Wie ward er möglich? In Peters Stadt geschah an diesem Januarsonntag, was nur im Land Peters geschehen konnte. Wieder hatte überkluge Hast mit Asiatenkünsten Europäerpolitik zu treiben versucht: und wieder war Schmach und Jammer das Ende. Ein Schlaukopf, Subatow, mußte im Auftrag der Polizei die Arbeiter organisiren; zunächst in Moskau, wo wirklich, als das Denkmal Alexanders des Zweiten enthüllt wurde, dem Zaren im Kreml dreißigtausend „konser-

vative Arbeiter" vorgeführt werden konnten. Da seht Ihr, hieß es, was wir vermögen. Bald danach kams in einer moskauer Seidenfabrik zum Ausstand. Subatow, der von Trepow die Weisung erhielt, mahnte die Arbeiter, nicht um Haaresbreite von ihrer Forderung zu weichen. Der Besitzer der Fabrik, Herr Goujon, fuhr nach Petersburg und klagte dem Finanzminister seine Noth; er wolle ja alles Mögliche thun, wisse aber nicht, ob er mit den Arbeitern oder direkt mit der Regirung, die sie stachele, verhandeln solle. Kowalewskij, ein Witte unterstellter Staatssozialist, schlug Lärm, forderte für die Arbeiter das gesetzlich verbürgte Recht auf Strikes und sagte, die polizeiliche Leitung des Klassenkampfes sei nicht länger zu dulden. Vergebens. Kaum war der moskauer Ausstand mit Wittes Hilfe durch Vergleich beendet, da arbeitete Subatow mit frischer Kraft schon im Süden. Er verstand sein Demagogenhandwerk: und bald lohte die odessaer Gegend in hellen Flammen. Das war zu viel; Subatow wurde aus dem Staatsdienst entlassen und sein Gehilfe, der obendrein noch ein Jude war, in den kältesten Norden verbannt. Das Ministerium des Inneren aber suchte und fand einen neuen Agenten: den Popen Gapon. Das war der rechte Mann; dem Priester vertrauen die armen Leute und ein Priester wird nie zu offener Gewaltthat rufen. Gapon gründete in Petersburg eine konservative Arbeitergesellschaft mit elf Filialen; und der Minister, Ssipjagin, auch Plehwe, gewährte dem nützlichen Helfer gern einen anständigen Monatssold. War der Pope schon früh mit den Revolutionären im Bund oder trieb ihn spät erst der Ekel aus dem Polizeidienst? In der Nacht vor dem Epiphanienfest sagte er den Reportern, denen er seinen Aufruf abzuschreiben gab: „Heute lasse ich die Maske fallen. Wird meine Petition nicht angenommen, werden meine Forderungen nicht bewilligt, dann mag Petersburg vor unserer Wuth zittern." Gapon, Plehwes sicherster Mann, hatte die Massen zum Aufruhr gehetzt. Nie wurde ergründet, ob nur die Ministerialen, ob auch die Revolutionäre oder wenigstens die mitwirkenden intellectuels in diesem Spiel, dessen Kosten so viele Arbeiter mit ihrem Leben bezahlen mußten, die Betrogenen waren; nie sichtbar, welche Hand den Faden lenkte. Aber war die Ueberrumpelung in der Januarnacht 1905 für Europäerhirne nicht fast unbegreiflicher noch als die am achten Februar 1904 vor Port Arthur erlebte? Für solche gewiß, die, ohne Kenntniß vom russischen Menschen, auf die Staatsweisheit Peters des Großen schworen.

Dem ähnelt der schmächtige Monomachos von heute nicht im kleinsten Wesenszug. Peter Alexejewitsch soff und lüderte; Nikolai Alexandrowitsch zwang sich früh in Enthaltung von berauschendem Trank und kitzelndem Mädchenfleisch (hat jetzt sogar den Bösen Geist Al Kohol, der dem Reich reichlich zinste, barsch über die Grenze gejagt). Peter war ein Wille, ein Krieger; Nikolais Wunsch keucht athemlos über die Balken der Kreuzwege hin und bleibt aller Kriegerart so fern, daß er selbst dem Kaiser zuraunen mußte, den Rock des Regimentsobersten, den noch der Vater ihm anzog, nicht, auf dem Goldstuhl des Gossudars, mit dem prächtigeren des Generals zu vertauschen. Nie würde ein neuer Falconet ihn, wie Maurice Etienne einst Peter, den Herrn, auf einem zum Sprung gebäumten Roß meißeln. Wohin sollte er sprengen? Ins Nichts; geschwinder als Kleists flügelnder Römer. Friedensstifter, Volkserzieher, Verfassungspender, Branntweinächter: immer entbindet Freundlichkeit sich seinem weichen Herzen. Nie aber fühlt er deutlich, was er wollen dürfe, was müsse. Witte und Plehwe, Mirskij und Trepow, wieder Witte, Stolypin und Kokowzew, schrankenlose Selbstherrschaft und Gossudarstwennaja Duma, der Heilige Synod und hergelaufene Geisterbeschwörer: vom alten Wahn stolpert er in neuen. Ist stets überzeugt, daß er nach Heilsamem tastet, den mageren Arm nach Gutem streckt; nur wirds in diesen Fingern zu Schlimmem. Als hätte eine tückische Russalka untilgbares Gift auf sie gespritzt. Die Seele der Frau ist umnachtet, der Sohn ein Bluter; zwölf Jahre lang muß er, der, nach dem Rath dreier Kaiserinnen, behaglich, wie der gekrönte Onkel Eduard leben möchte, den Hader der Finen, Polen, Esthen, Livländer, Ruthenen, Juden, Schwarmgeister hören und vor Mördern, noch im bewachten Prunkgemach, bangen. Aus Asien scheucht ihn England mit Japans Schwert. Und da er sich nach Europa wendet und seinen Friedenspalast mit Ziergeräth aus Ost und West putzen, des Wirthschaftsegens, der endlich auch sein Land befruchtet, sich freuen will, lodert an drei Grenzen die Kriegsbrunst himmelan. Niemals, sprach er, in Bjoerkoe, in Swinemünde und Baltiskij Poort, zu Wilhelm, „wirst Du mich an der Seite Deiner Feinde sehen.“ Wo steht er nun? Wenn er morgen stirbt, hinterläßt er dem kranken Knaben einen höheren Scherbenberg als Peter der strammen Katharina, die er aus dem Arm eines schwedischen Dragoners und manches Zufallsliebsten empfangen hatte. Dessen Sumpfresidenz

hat Nikolai umgetauft. Nicht darob verdient er Tadel (der Hauptstadt Rußlands saß der deutsche Name mit dem römischen Heiligenschein wie ein verschnittenes Kleid und eine zerknitterte Goldpapiertiara); härtesten aber, weil er zwischen Asien und Europa hin und her taumelte und seines Volkes Bedürfniß nie erfühlen lernte.

Das war, ist, wird nicht zum Krieg tüchtig. Zu Kreuzzügen: deshalb grüßte Jauchzen den Khalifenruf zur Dschehad; nicht zu Feldzügen wider gründlich durchgebildete Westeuropäer, die aller Waffentechnik, aller Gefechtstaktik Meister sind und den Krieg als Großindustrie treiben. Im kalten Orient wird, wie im warmen, gestohlen, bestochen; und weder der erste Peter noch der erste Nikolai hat Russen in Ordnung und straffe Organisation zu gewöhnen vermocht. Daß nur Friede ihnen frommt, brauchte nicht erst der Fürst Trubetzkoi, der in Serbien Hartwigs Nachfolger geworden ist, uns in seinem dürren Buch zu erzählen. Wer wähnt, aus der Menschheit Dostojewskijs ein in Europens Gelände taugliches Heer schaaren, die Kommandogewalt den tausend Oblomows, deren einen Gontscharows erwachtes Auge scharf sah, getrost anvertrauen zu können? So lange das Tatarenblut der Dschengis-Horde noch unverwässert war, ließ sich, gegen Musulmanen, Sektirer, Rebellen, manchmal auch gegen Polen und Westler, mit solcher Mannschaft Etwas leisten; konnte Suworows Feldherrngenie Pugatschew niederwerfen, Ismail und Praga stürmen, in fünf Monaten Oberitalien vom Feind säubern und danach den beschwerlichen Marsch durch die Schweiz, bis ins Rheinthal wagen. Wie schnell schon unter seinem Blick Organisation und Bereitschaft witterten, lehrt uns die Liste der ungeheuren Verluste, die, Menschen, Pferde, Geschütze, auf dem Weg über den Gotthard blieben. Das war. Kutusow wehrte sich gegen Angriffspläne und überließ die Pflicht, Bonaparte zu überwinden, dem russischen Winter, auf wüster Erde dem Eisriesen, von dessen tötendem Anhauch Urvätermär berichtet. In den Feldzügen von 1813 und 14 fochten die Russen zwischen Preußen, Briten, Oesterreichern und Schweden; in so festem Rahmen wäre ihre Kraft noch heute unbrechbar. Wann aber haben sie seitdem allein Europäer besiegt? Totleben konnte Sewastopol lange vertheidigen; hätte es mit seiner Schaar aber nicht gestürmt. Skobelew schlug asiatische Tekinzen. Die Klammer von Plewna löste Karol mit seinen Rumänen. Der echte Russe (von dem Balten, Finen, Polen, Kaukasier, Südländer und Mittelasiaten aller Sor-

ten sich schroff, wie Bergkuppen von einer Steppe, abheben) ist zum Märtyrer, nicht zum Krieger, geboren. Er ist stämmig und läßt sich, wenns sein muß, mit der geduldigen Ergebenheit eines Heiligen schlachten. Manneswuth, die zum Angriff stürmt, lodert aus ihm nur, wenn sein Islam wider Mohammeds steht; wenn er glauben kann, gegen Verächter des Christenheilands Kämpfer zu sein. Die wüsteste Roheit noch steigt aus einem weichen, im Gemetzel irr gewordenen Mitleidensgefühl, nicht aus dem Strudel herrisch zur Rache gerüsteten Kraftbewußtseins. (Wer ist grausamer als der rasende Weichling und das megarisch tobende Weib?) Als einen Knecht, Gottes und dessen irdischen Statthalters, fühlt er sich; niemals als Herrn des Feindes. Den haßt er nicht. Ist ja auch ein Christ; von einer Mutter, wie er, geboren, gesäugt, großgehegt und von eines Zaren Befehl nun, wie er, vor Feuerschlünde gestellt. Warum? Wofür? Alle Christen sollen doch Brüder sein. Totlebens Infanteristen, die aus den Trümmern des Malakow zuerst, vor den Landsleuten, die Franzosen, „weil sie auf unserer Erde so fremd, so vereinsamt sind“, ans Licht zerrten, waren Orientchristen von altem Schlag: und drum schlechte Krieger.

Nikolais Schuld wird nicht mehr, wie im mandschurischen Krieg, durch den Mangel an Erfahrungmöglichkeit gemindert. Er hatte Zeit, sich in das Wesen dieser Menschen einzufühlen und es als seinem verwandt zu erkennen. Er kann zu ihnen sprechen: „Wir, Russen, haben dem jungen Franz Joseph Ungarn, das sich ihm entreißen wollte, gezähmt und dem alternden die Enthaltung vom Türkenkrieg mit der Ersten Hypothek auf Bosnien-Herzegowina bezahlt. Wir haben Preußen, die Namen Yorck und Tauroggen, Stein und Gneisenau zeugen davon, aus Napoleons Fängen gerettet, 1866 seinen Aufstieg, 1870 seine Einung der deutschen Stämme nur durch unsere Neutralität ermöglicht; dreimal konnten wir es, in einem Jahrhundert, ungefährdet zerstampfen. Oesterreichs Minister sagte offen voraus, seine Undankbarkeit werde die Welt verblüffen. Aus beiden Ländern rief unser gerechter Drang an ein eisfreies Meer niemals kräftigen Widerhall; damit ein von hundertsechzig Millionen Menschen bewohntes Reich nicht in jedem November schon ohne benutzbaren Hafen sei, mußte ich mich alten und neuen Feinden befreunden.“ Sie werden ihn scheu hören; doch nicht verstehen. „Auch Diese sind Christen. Auch sie gebar eine Mutter. Wie denn, Väterchen, konnten sie ihre Herren

zwingen, Dir Gebührendes hinzugeben?“ Weder wüthender Haß noch die Zuversicht, für des eigenen Schicksals Heiterung zu fechten. Weshalb gesundete, trotz allen Mißgriffen, unter dem dritten Alexander das Land? Weshalb reifte nach 1906 die Wirthschaft so rasch wie Spalierfrucht im Treibhaus? Weil Friede war. Weil Rußlands kaum noch erschlossener Erdschoß Ruhe braucht; nur in Ruhe seine Märchenreichsschätze wahren und behutsam in Tageshelle fördern kann. Die Fruchtbarkeit seiner „Gotteserde“ und der nordslawischen Frau hat alle Niederlagen überdauert und aller Weh in einen Zeitraum verkürzt, der dem Sieger nicht in Genesung half. Wo aber ist in Europa auch nur ein Landfetzen, den, von Suworows bis auf Rennenkampfs Kriege, Rußlands Vordrangsversuch erstritt? Millionen, Abermillionen vermag Nikolai Alexandrowitsch auf Schlachtgefilde zu schicken; nicht, den ersten Nachschub so durchzubilden, zu waffnen, zu kleiden, zu nähren noch ihm solche Führer zu stellen, daß dieses Gewimmel einem kräftig klugen Feind auf die Länge Widerstand leisten kann. Jetzt schon wird Geschütz und Geschoß knapp: weil Putilow und Genossen auf so ungeheuren Bedarf nicht vorbereitet waren, weil ihnen Rohstoffe fehlen und ihre Leistung nicht einmal die belgische noch gar Schneiders erreichte; schon jetzt zerren hastige Hände den Gefallenen die Kleider vom Leichnam: weil die Ersatztruppe sonst im Hemd des Bauers, im Kittel des Arbeiters auf die Schlachtbank müßte. Die ist stumpfsinnig Frommen der Krieg. Wodurch wurde er? Wofür blutet der Christ? Zehntausenden entsinkt die Waffe.

Besinnet, wie es in unseren Kämpferreihen aussieht: und bannet grämliche Ungeduld. Hier ist Ordnung, ist, überall, das lebendige Organon starken Volkheitwesens; weiß jeder Mann, was er soll und was es gilt; gehorcht jeder gern dem freundlichen Befehl des vorgesetzten Kameraden; ruft, ohne Popengeplärr, ungesänftigter Germanenzorn den Gott, der Eisen wachsen und, auch zu des Kreuzigers Nägeln, hämmern ließ. Wird Wikingergeist je von Slawen besiegt? Vor tausend Jahren ward er ihr Herr. Als Konstantins Thron, über den jetzt Lateiner und Slawen verhandeln, von den Makedonen erobert wurde, holten die Leute von Düna und Dnjepr drei Wikinger (Warjaeger) in ihr weites, reiches, zuchtloses Land: daß sie ihm Ordnung schüfen und als Gebieter drin walteten. Und von dem jüngsten dieser Nordmänner, von Rurik, dem Wellenroßreiter, trägt Rußland den Namen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Bilanz am 30. Juni 1914.

Aktiva.		M.	pf
Grundstücke-Konto		2 512 951	47
Strassenanlage- und Ameliorations-Konto		5 603 798	46
Bankguthaben		589 411	90
Debitoren-Konto		121 938	11
Hypotheken-Debitoren	M. 3 429 564,40		
abzüglich:			
Hypotheken-Kreditoren	„ 1 455 000,—	1 974 564	40
Beteiligungs-Konto		216 500	—
Aval-Konto		854 500	—
		11 873 664	34

Passiva.		M.	pf
Kreditoren-Konto		96 264	80
Aval-Kreditoren		854 500	—
Ausschüttungs-Konto	M. 3 174 400,—		
abzüglich:			
Ausschüttungsabhebungen-Konto	„ 3 172 096,—	2 304	—
Liquidations-Konto		10 920 595	54
		11 873 664	34

Liquidations-Konto.

Soll.	M.	pf
Steuern-Konto	121 930	33
Verwaltungs- und Unkosten-Konto	81 943	11
Bilanz-Konto	10 920 595	54
	11 124 468	98

Haben.	M.	pf
Vortrag aus 1912/13	11 027 239	95
Zinsen-Konto	86 281	17
Provisions-Konto	11 147	86
	11 124 468	98

Terraingesellschaft Berlin-Südwesten in Liqu.

Harkort'sche Bergwerke
und chemische Fabriken zu Schwelm und Harkorten,
Aktien-Gesellschaft zu Gotha.

In der heute stattgefundenen Generalversammlung unserer Aktionäre wurde die von uns vorgelegte Bilanz nebst Gewinn- und Verlustrechnung genehmigt. Es gelangen danach für 1913/1914 **10 % Dividende** auf das Aktienkapital von 8 400 000 Mark zur Verteilung. Die Auszahlung erfolgt von heute ab mit **M. 60.**— für die Stamm-Prioritäts-Aktien à **M. 600.**— und **M. 120.**— für die Stamm-Prioritäts-Aktien à **M. 1200.**— bei folgenden Einlösungsstellen:

a) in **Berlin:** bei der **Bank für Handel und Industrie,** der **Deutschen Bank,** dem **Bankhaus Emil Ebeling** und der **Nationalbank für Deutschland;**
b) in **Hagen:** bei der **Deutschen Bank Zweigstelle Hagen;**
c) in **Stettin:** bei der **Landschaftlichen Bank der Provinz Pommern;**
d) in **Gotha:** bei dem **Hofbankhaus Max Mueller** und der **Gesellschaftskasse**

gegen Rückgabe der Dividendenscheine Nr. 8 pro 1913/14.

Gotha, den 16. November 1914.

Der Vorstand.
Völmicke. Dr. Fellrath. Dr. Buchrucker.

Mitteldeutsche Privat-Bank, Aktiengesellschaft

Aktienkapital 60 000 000,— Mark. — Reserven 8 400 000,— Mark.

MAGDEBURG — HAMBURG — DRESDEN — LEIPZIG

Zweigniederlassungen bezw. Geschäftsstellen in

Aken a. E., Aue i. E., Barby a. E., Bismark i. Altm., Burg b. M., Calbe a. S., Chemnitz, Dessau, Egeln, Eibenstock, Eilenburg, Eisenach, Eisleben, Erfurt, Finsterwalde N.-L., Frankenhausen (Kyffh.), Gardelegen, Genthin, Halberstadt, Halle a. S., Helmstedt, Hersfeld, Hettstedt, Ilversgehofen, Kamenz, Kloetze i. Altm., Langensalza, Lommatzsch, Meissen, Merseburg, Mühlhausen i. Th., Neuhaldensleben, Nordhausen, Oederan, Oschersleben, Osterburg i. A., Osterwieck a. H., Perleberg, Quedlinburg, Riesa, Salzwedel, Sangerhausen, Schönebeck a. E., Schöningen i. Br., Sebnitz, Sondershausen, Stendal, Stollberg i. E., Tangerhütte, Tangermünde, Thale a. H., Torgau, Weimar, Wernigerode a. H., Wittenberg (Bez. Halle), Wittenberge (Bez. Potsdam), Wolmirstedt (Bez. Magdeburg), Wurzen i. S., Zeitz, Kommandite i. Aschersleben.

Ausführung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Die Zukunft.

Berlin, den 5. Dezember 1914.

Politik im Krieg.

Nachlese.

Der im letzten Novemberheft, in Nebelzeit, begonnene Versuch, das Werden russischer Wesenheit Europäern zu entschleiern, hat mir allerlei Briefe eingebracht. Ich hatte geschrieben: „Alexander Alexandrowitsch schien nicht aus dem morschen Haus Holstein-Gottorp zu stammen." War auch nicht dieses Hauses Sohn, ruft ein Leser; „wissen Sie, Thor, denn nicht, daß der Urgroßvater dieses Dritten Alexanders der Urrusse Saltykow war?" Nein; und kein Geschicht-, kein Geschlechtsforscher kann es wissen. Das Gerücht kenne ich. Das ist alt. Schon 1757 schrieb Marquis de L'Hôpital, Frankreichs Gesandter, aus Petersburg nach Paris, der Hof behaupte, „der Sohn der Großfürstin sei von dem Herrn Saltykow"; auf den selben Bogen freilich, die Großfürstin sei jetzt im Arm Stanislaws Poniatowski schwanger geworden. Die Großfürstin Katharina Alexejewna, die vor dem Uebertritt in die Russenkirche Sophie von Anhalt-Zerbst hieß und die Tochter einer Prinzessin von Holstein-Gottorp, die Base des Herzogs Karl Peter von Holstein war. Der wurde als Fünfzehnjähriger in Moskau nach dem Griechenritus getauft, hieß seitdem Großfürst-Thronfolger Peter Fjodorowitsch; und ließ sich vom Wunsch seiner Tante, der Kaiserin Elisabeth Petrowna, bestimmen, Katharinens Gatte zu werden, deren Wille ihn, Peter den Dritten, nach halbjähriger Regirung vom Thron und, acht Tage danach, aus dem Leben stieß. War Peter Pauls Vater? Ueber seine Sinne herrschte Elisabeth Romanowna Woronzow. (Die wollte er heirathen; und hätte Ka-

tharina in ein Kloster gesperrt und, sacht oder schnell, in frommer Stille gemordet, wenn die Brüder Orlow ihn nicht, nach dem Aufgebot dreier Garderegimenter, entmachtet und, in Ropsha, erdrosselt hätten.) Wer der Großfürstin glaubt, muß vermuthen, Peter habe die ihm angetraute Frau, mindestens Jahre lang, niemals männisch umfangen. Als die Kaiserin schilt, weil die wilde Katharina stets im Anzug und Sattel der Herren ausreite, und andeutet, diese unweibliche und schädliche Reitart habe die Unfruchtbarkeit der Ehe verschuldet, antwortet ihr die Hofdame Frau von Tschoglokow, eine Verwandte der Ersten Katharina: „Das ists nicht. Kinder kommen nicht ohne Grund. Und trotzdem Ihre Kaiserlichen Hoheiten schon sieben Jahre lang verheirathet sind, fehlt dieser Grund noch immer." Dann, pfaucht die zornige Kaiserin, „sind Sie mitschuldig, Maria Semionowna, und ich werde mich an Sie halten, wenn die Ehe kinderlos bleibt; Sie müssen das Paar nachdrücklich an seine Pflicht erinnern!" Obs geholfen hat? Zwei Jahre danach wird Paul geboren. Sergeij Wasiljewitsch Saltykow ist schon in allerhöchster Gunst. Kammerherr des Großfürsten; Mann der Hofdame Matriona Balk-Polewa (die er auf einer Russischen Schaukel lieben gelernt hat). Katharina, deren Mann nach siebenjähriger Ehe und nach mancher Liebschaft Vierundzwanzig ist, stöhnt laut, sie sei „noch Jungfrau"; schreibt über Saltykow aber, der sie hitzig umwirbt: „Er ist bräunlich, schön wie der Tag und weder am kaiserlichen noch an unserem Hof kann Einer sich ihm vergleichen. Er hat Geist, ist gebildet und in Haltung und Betragen der echte Hofmann und Kavalier." Ueber ihr Verhältniß zu dem hübschen Sergeij ist ein Zweifel nicht möglich. Daß er Pauls Vater gewesen sei, ist oft getuschelt, doch nie, weder von Katharina selbst (die ihrem tollen Knaben das Thronrecht entziehen wollte) noch von Weljaminow-Sternow und anderen Zeitgenossen erwiesen worden. In der Art seines Irrseins ähnelt Paul dem Dritten Peter. Der wird seine brünstige Frau, deren Kantharidenreiz Hunderte anlockte, nicht immer, zwischen einer Gagarin und der Woronzow, verschmäht haben. In Katharinas Geschlechtserlebnisse hineinleuchten: fruchtlose Mühe; in so dichtem Gestrüpp versickert der hellste Strahl. Sie wollte, nicht nur in allen Freunden ihrer Nächte, die Ueberzeugung schaffen, Peter habe seine Mannheit (die zehn Hoffräulein beeiden konnten) nie zu ihr herabgelassen.

In dem schönen, von abertausend frühen und späten Rosen umdufteten eutiner Schloß hat sie ihn zum ersten Mal gesehen; er ist zwölf, sie elf Jahre alt. „Er schien damals wohlerzogen und geweckt; doch war schon die Neigung zum Wein und der Widerwille gegen alles ihm Unbequeme bemerkbar. Mich mochte er nicht; er wurde streng gehalten, kam nie von seinen Lehrern los und neidete mir meine Kinderfreiheit. Ich kümmerte mich wenig um ihn, denn ich hatte angenehmere Beschäftigung: zweimal täglich machte ich mit der Kammerfrau meiner Großmutter, der Witwe des Bischofs von Lübeck, Milchsuppe, die ich dann schlürfte." Also sprach Katharina. Manchmal, in ihren Memoiren, auch freundlicher. „Er war hübsch, wohlerzogen und liebenswürdig. Er machte meiner Mutter, die damals sehr schön war, den Hof. Doch aus allerlei Wörtchen, die von der Lippe der Intimsten fielen, erfuhr ich, daß wir für einander bestimmt sein könnten; und ich hatte nichts dagegen." Dann wieder: „Peter war blaß, mager, zart, kränklich, aber auch in Spott und Jähzorn geneigt und mußte schon damals bei Tisch unter Aufsicht sein, weil er sich sonst betrank." Fünf Jahre danach waren die zwei Kinder ein Ehepaar. Peter hat niemals, auch nicht, als er die Woronzow heirathen und deren Sohn auf den Thron bringen wollte, gesagt, Paul sei nicht von ihm gezeugt worden; hat sich mindestens für mitbetheiligt an der Vaterschaft gehalten. Und Katharina, der und das große Mensch, hätte, als sie den irren Bengel enterben wollte, vor dem Geständniß, daß er Saltykows Kind sei, nicht gezaudert. Einerlei: das Blut der Mutter, das auch hier (nach Bismarcks Wort über einen Urenkel Pauls) stärker als des Vaters war, kam aus den Wurzeln des Holsteinerstammes. Dem mußte ich deshalb, ohne auf Hofgeraun zu horchen, auch den Ersten Nikolai, den Zweiten und den Dritten Alexander zuzählen. (Da Zar Paul erwähnt wurde: Dieser böse Narr hat dem Russenislam die Grundmauer gemörtelt. Auf der Schwelle zwischen dem achtzehnten und dem neunzehnten Jahrhundert schrieb er den Allerhöchsten Erlaß, der befiehlt: „Der von Gott dem Selbstherrscher gewährten Allgewalt ist auch die Kirche unterthan. In allen Bezirken, des geistlichen wie des bürgerlichen Lebens, hat jeder Diener der Kirche dem Zaren, als deren von Gott erwähltem Haupt, zu gehorchen." Ein Jahr danach wurde dieses Haupt von den Führern des kaiserlichen Heeres erdrosselt.)

Zweite Frage: „Ist das Russenheer wirklich so, wie Sie es geschildert haben?“ Wenn ichs nicht glaubte, hätte ich diese Darstellung nicht versucht. Doch der Frager wünscht wohl andere Urtheile; damit sich ihm eine Vergleichsmöglichkeit ergebe. Hier sind zwei. Nicht von gestern freilich. Doch alle seit zehn Jahren geleistete Arbeit, von der ja die unerwarteten Erfolge des russischen Heeres zeugen, hat den großrussischen Menschen nicht zu wandeln vermocht. Zuerst spricht ein Offizier, der, im Auftrag des österreichischen Generalstabes, den mandschurischen Krieg aus der russischen Gefechtslinie sah. Oesterreicher: schon damals ein Feind.

„Der Russe hat une âme défensive. Er ist stumpf, zäh und erträgt jedes Leiden mit bewundernswerther Geduld, um nur ja nicht zu aktiver Anstrengung genöthigt zu sein. Diese ‚defensive Seele‘ mußte, mindestens im Offiziercorps, bekämpft werden. Man begnügte sich aber mit einer fremdem Muster nachgeahmten Truppenausbildung, die Aktivität des Denkens und Handelns verlangt und die hier nicht zur vollen Wirkung kommen konnte, weil ihr die seelische Disziplin fehlte. Suworow hatte den Bayonnetteangriff empfohlen, um auf die Nothwendigkeit aktiven Vorgehens hinzuweisen. Doch nur das Wort war geblieben; die Lehre selbst hatte im Heer nicht Wurzel gefaßt. Die Armee und ihre Führer erkannten nicht, daß die wichtigste Waffe des modernen Infanteristen das Gewehr ist. Von Kuropatkin, der als Generalstabschef Skobelews in der ganzen Welt bekannt geworden war, konnte man viel erwarten. Die vox populi hatte ihn auf den Posten gerufen, für den er die erforderlichen Kenntnisse mitbrachte. Hatte er aber auch die Eigenschaften, die ein Feldherr braucht? Verstand er die Seele der Armee? Schon in Petersburg hatte er beschlossen, ein ganzes Jahr lang in der Defensive zu bleiben. Dieses Programm verheimlichte er auch gar nicht. Er bedachte nicht, daß moderne Truppen, wenn sie nicht wenigstens nach ein paar Monaten des Wartens das Hochgefühl eines Sieges kennen lernen, ihr Selbstvertrauen verlieren. Seine ewigen Rückzüge töteten die etwa noch vorhandene Neigung zur Aktivität. Er zerriß oft die festen Verbände und fürchtete stets, überflügelt oder von einer Uebermacht angegriffen zu werden. Dieses Gefühl suggerirte er bald auch dem Heer. Die Generale wollten nichts Rechtes riskiren, weil sie die Gefahr scheuten, nach großen Verlusten als Sündenböcke geopfert

zu werden. Die Truppen verloren den Glauben an die Möglichkeit eines Sieges, das Selbstgefühl, die sittliche Kraft. Kuropatkin hat das ihm anvertraute Heer als Kriegsminister nicht nach modernen Grundsätzen erzogen und als Feldherr so wenig psychologische Einsicht gezeigt, daß ich die Behandlung, die er der Armee auf dem mandschurischen Kriegsschauplatze zumuthete, nur einer Vivisektion vergleichen kann. Daß die Armee trotzdem so widerstandsfähig blieb, verdient Bewunderung.

Die russische Kavallerie ist für den Angriff auf Reitermassen und für das Säbelgefecht gedrillt; den Aufklärungdienst haben ihre Führer immer als quantité négligeable behandelt. In der Mandschurei konnte sie nichts leisten, weil die Japaner selten Kavallerie hatten und höchstens manchmal eine Patrouille abzufangen war. Die Aufklärungversuche mißlangen fast ausnahmelos. Weil das Oberkommando von der japanischen Armee nichts wußte und weder über einen sorgsam organisirten Kundschafterdienst noch über das zur Aufklärung geeignete Personal verfügte, wurden schließlich, als alle präzisen Nachrichten über die Bewegungen des Feindes fehlten, die gewaltsamen Rekognoszirungen nöthig, mit denen die Generale Mishtshenko und Rennenkampf beauftragt wurden. Auch da versagte die Kavallerie, man mußte der feindlichen Infanterie immer mehr russisches Fußvolk entgegenstellen; und bald sagten die Infanteristen, nicht ohne begründeten Stolz: Wir besorgen den Aufklärungdienst! Doch darf man nicht glauben, die russische Kavallerie sei schlecht. Ihre Offiziere sind tüchtig; am Besten die Dragoneroffiziere, die, obwohl sie aus guten Familien stammen, meist arm sind, in schlechten Garnisonen liegen, strammen Dienst haben und dadurch gewöhnt sind, für Mannschaft und Pferde pünktlich zu sorgen. Daß es den Gardeoffizieren nicht an moralischem Muth fehlt, bewies schon die Thatsache, daß so viele von ihnen sich freiwillig zum Kriegsdienst meldeten; sie sind auch gut ausgebildet und unterscheiden sich durch ihre militärischen Kenntnisse vortheilhaft von den Kosakenoffizieren, die völlig primitiv geblieben sind. Die ganze Kavallerie zeichnet sich durch ihre Widerstandsfähigkeit aus. Fünf, sechs Tage lang Märsche von fünfzig bis sechzig Werst: solche Leistung gilt noch als normal. Und ich traf Vorposten, die fünf Tage lang in voller Kampfbereitschaft, Mann und Roß, durchaus frisch geblieben waren.

Der russische Infanterist ist ein Hüne, der mit der Bayonnette umgeht, als wärs eine Feder. Auf diese Körperkraft hoffte man; denn man lebte in mittelalterlichen Vorstellungen und glaubte, auch heute noch würden Schlachten durch das corps-à-corps des Handgemenges entschieden. Vor der Schlacht am Yalu sagte Kuropatkin, nach einer Parade, zu mir: ‚Sind unsere gut genährten, starken Soldaten nicht prächtige Kerle? Jeder von ihnen kanns im Bayonnettekampf mit drei Japanern aufnehmen!‘ Das war vielleicht richtig; nur fehlte die Gelegenheit zur Ausnützung dieser Körperkraft. Die Russen kamen mit völlig falschen Vorstellungen vom modernen Infanteriegefecht auf den Kriegsschauplatz und waren rathlos, als die Japaner ihnen in breiter, dünner Front entgegentraten, die Flügel mit einem Feuergürtel zu umschnüren versuchten und dem Bayonnettekampf auswichen. Als Trost blieb nur der Glaube, daß der Feind immer die Uebermacht habe; und einem übermächtigen Gegner kann man ja mit Ehren das Feld räumen. Also ging man wieder zurück. Als man die Ueberlegenheit der japanischen Gefechtstaktik erkannt hatte, wollte man sie nachmachen; auch dieser Versuch mußte natürlich mißlingen. Die Beobachtung vieler Zusammenstöße hat mich gelehrt, daß es dem russischen Soldaten vor Allem an der Fähigkeit zu selbständigem Handeln mangelt. Wenn er nicht Leute neben sich sieht, die mit ihm die Gefahr theilen, wenn er in der dünnen Feuerlinie sich selbst überlassen ist, verliert er den Kopf. Auch das Offiziercorps ist nicht auf der Höhe seiner Aufgabe. Die Bedürfnißlosigkeit ist eben so auffällig wie der Mangel an militärischer Bildung. Die meisten Infanterieoffiziere sind mit ihrem Los unzufrieden, ohne stärkendes Selbstbewußtsein und sehnen sich nach einem Zustand körperlicher und geistiger Ruhe. Der gemeine Soldat ist stumpfsinnig, doch ernst, geduldig und in passivem Widerstand ein Held. Das Verhältniß der Offiziere zur Mannschaft ist eher patriarchalisch als militärisch zu nennen. Der Anblick marschirender Infanteriekolonnen war nicht erfreulich; es war immer, als wandere eine schleichende Krankheit mit, die sich langsam, doch sicher ihre Opfer aus den Reihen holt. Schon nach der ersten Marschstunde blieben fast jedesmal Leute zurück; und jede neue Stunde mehrte die Zahl dieser aus dem Glied Getretenen. Die zogen dann, allein oder in Trupps, weiter, plünderten wohl auch ein Bischen und

suchten gewöhnlich erst abends den Compagnieverband wieder auf, weil sie hoffen durften, dort Etwas zu essen zu bekommen. Der russische Infanterist trägt auf dem Marsch immer mehr Gepäck, als das Reglement vorschreibt. Er stopft, wie ein Hamster, der Alles in seinen Bau schleppt, Alles, was er findet, in seinen Ranzen, Riemen, Schnallen, Fetzen aller Art, die überflüssigsten Dinge; vielleicht, denkt er, kann mans doch irgendwann einmal gebrauchen.

Das Menschen- und Pferdematerial der Artillerie ist gut; hier sind auch die Offiziere tüchtig und intelligent. Nur ist die Ausbildung nicht einheitlich; und die Artillerie hat mit den anderen Waffengattungen nicht die gehörige Fühlung. Generalstab und Oberkommando kannten ihre eigene Artillerie nicht genau und wußten auf dem Kriegsschauplatz deshalb nichts Rechtes mit ihr anzufangen. Wußten auch nicht, daß ein Sieg heutzutage nur zu erringen ist, wenn Infanterie und Artillerie als ein untrennbarer Organismus zusammenwirken. Die Artillerie erfuhr den Gefechtsplan nicht und mußte auf eigene Rechnung und Gefahr kämpfen. Oft suchten treffliche Batterieführer sich selbst ihr Ziel, ohne dabei ahnen zu können, ob das Feuer ihrer Geschütze dem Schlachtzweck überhaupt diene. Eine große Geschicklichkeit hat die russische Artillerie in der Maskirung ihrer Stellungen gezeigt; sie ist auch tapfer, ausdauernd und erträgt mit stoischer Ruhe alle Strapazen. Die japanische Artillerie hatte nicht die richtige, der Taktik des Gegners angepaßte Munition: deshalb war ihre Treffsicherheit so gering; dabei ist allerdings auch die in modernen Kriegen übliche Größe der Schußdistanz zu bedenken. Die russischen Sappeurs verdienen für das von ihnen Geleistete die höchste Anerkennung.

Daß die russische Armee, die im Einzelnen so Vorzügliches leistet, nicht siegte, hat mehr als einen Grund. An der Spitze stand nicht der richtige Feldherr, nicht der Mann, der, als echter Soldatenführer, Energie mit Vorsicht, Wagemuth mit Ueberlegung vereint. Die Erziehung der Truppen war ungenügend; deshalb geriethen sie oft in Lagen, in denen sie sich gar nicht zurechtzufinden vermochten. Mehr als alles Andere aber fehlte die Begeisterung, ohne die ein modernes Volksheer unfähig zur höchsten Leistung ist; es war nicht gelungen, den Patriotismus für diesen Krieg zu entflammen. Der Hurraruf, den wir auf den mandschurischen Schlachtfeldern hörten, hatte nicht den hellen Klang, den Suwo-

row einst aus der Kehle seiner Leute hervorzuzaubern vermochte; er klang um eine Tonschwingung tiefer als das Banzai der Japaner und wurde von ihm deshalb übertönt."

Die Darstellung des österreichischen Offiziers wirkt wie ein gutes Portrait: auch ohne den dargestellten Gegenstand zu kennen, fühlt man, daß er in den wichtigsten Wesenszügen getroffen ist. Freilich fehlte dem Russenheer ein Suworow. Der Mann, der Lesghier, Polen, Türken, Franzosen schlug, Pugatschew niederwarf, Ismail und Praga stürmte, in fünf Monaten Oberitalien vom Feind säuberte und dann noch den ungeheuer beschwerlichen Marsch durch die Schweiz anzutreten und bis ins Rheinthal fortzusetzen vermochte, hätte selbst im schwierigen mandschurischen Gelände seinem Heer eine höhere Leistung abgerungen. Aber fiel nicht auch er, der nach seinen Siegen Fürst und Generalissimus geworden war, in Ungnade, weil er nicht jedem kindischen Wunsch des Gossudars blind gehorcht hatte? Sein Denkmal erzählt, in Peters Stadt, allen russischen Generalen eine traurige Geschichte; auch eine alte, die ewig neu bleibt. Wer weiß denn, was dem Generalissimus in Ostasien vom Genie Nikolais und seiner Sippe angesonnen ward? Kuropatkin konnte nicht viel durchsetzen; nicht einmal Stoessel aus Port Arthur beseitigen. Und da die Seefestung nicht mehr zu entsetzen, die in die Mandschurei nachgeschobene Armee für den Kampf gegen die Japaner zu schwach und zu schlecht ausgebildet war: was blieb? Warten und die Verlustgefahr so eng wie möglich begrenzen. Sicher war Kuropatkin kein Feldherr von fortreißender Persönlichkeit, kein Mann der Initiative; und er hat namentlich wohl bei Mukden zu lange vor dem Einsatz der ganzen Wehrkraft gezagt. Großes aber konnte er nicht wagen. Ein Sieg hätte ihm Lob und Gunst, doch dem Heer nur geringen materiellen Vortheil eingetragen; eine schwere Niederlage aber den Leib dieses bunten Heeres unheilbar zerfetzt. Sein Plan war, zu warten, bis die Ostseeflotte den Verkehr zwischen Japan und dem Festland sperren konnte und bis der in der Kriegstechnik zurückgebliebenen Armee wenigstens die numerische Uebermacht sicher war. Daß die Flotte in der Tsushimastraße das Grab ihrer Hoffnungen fand, war nicht seine Schuld; sein Verdienst aber, daß bei Tielin fast sechshunderttausend gut genährte Soldaten unter Lenjewitschs Kommando versammelt waren, als die bittere

Nothwendigkeit den Kaiser zum Friedensschluß drängte. Die Offensive wäre möglich geworden, wenn die Treulosigkeit der pariser Regirung Roschdestwenskijs als Schreckgespenst wirksame, als Waffe unbrauchbare Flotte nicht ins Verderben getrieben hätte. Diese Stunde, für die Kuropatkin seine Truppen geschont hatte, schlug nicht. Für Portsmouth aber wäre selbst dem klugen Witte kein Trumpf übrig geblieben, wenn der Feldherr das Heer nutzlos geopfert hätte. Der sah nicht, daß ihm, bei Mukden, Fortuna noch einmal zulächelte; daß er dort siegen konnte, fast schon gesiegt hatte und die Japaner selbst sich geschlagen glaubten. Ein Fehler unverzeihlicher Kurzsicht. Dennoch: wenn er nicht einen großen Bruchtheil des Heeres seinem zagen Herrn erhalten hätte, wäre nicht so billiger Friede, wäre Iswolskijs haltbarstes Werk, das russo-japanische Bündniß, nicht so früh Ereigniß geworden.

Nach dem Oesterreicher der Russe. Zu griechischen Kaufleuten spricht, am Ostersonntag des Jahres 1656, Alexeij Michailowitsch, Rußlands sanftmüthigster Zar: „In der Stunde des Gerichtes wird Gott mich fragen, warum ich, trotz meiner Macht, nicht die armen Christen befreit habe, die (auf der Balkanhalbinsel) von dem Feind unseres Glaubens geknechtet werden. Drum habe ich in meinem Herzen beschlossen, all mein Blut, bis auf den letzten Tropfen, all mein Gut, bis auf das letzte Goldstück, und alle Kraft meiner treuen Heere an den Versuch dieser Befreiung hinzugeben." Nicht an den Sieg denkt dieser Kriegsherr; schwelgt im Vorhof martyrischer Wonne. Nach dem Offizier der Dichter: Dostojewskij. „Lüge ist die Behauptung, der Mensch gehe in den Krieg, um andere Menschen totzuschlagen. Nein: er geht, um sein Leben zu opfern. Dem Schutz des Vaterlandes und der Brüder sein Leben zu opfern: Das ist der edelste Gedanke der Menschheit; und ich meine, daß sie den Krieg liebt, weil er ihr in die Verwirklichung dieses edlen Gedankens hilft. Haßten wir, in der Zeit des Krimkrieges, etwa Franzosen und Engländer? Nein: wir fühlten uns ihnen menschlich befreundet und pflegten die Gefangenen mit eifernder Liebe. Schon während des Waffenstillstandes gingen unsere Offiziere und Soldaten zu den feindlichen Vorposten hinüber, brachten ihnen Wodka, tranken und verbrüderten sich mit ihnen: und Rußland las es schmunzelnd in der Zeitung. Dennoch schlug man mit aller Wucht auf einander drein. Jetzt (1877) ist wieder

Krieg. Der Kolossus wird nicht ins Wanken kommen; darin, daß Europa ihn nicht ins Wanken bringen kann und er, früh oder spät, nehmen wird, was ihm gebührt, erkenne ich die Gewißheit unserer Macht. Aber wir können besiegt und zu einem schlechten Frieden gezwungen werden.“ (Das durfte man im Lande der Selbstherrschaft vor vierzig Jahren drucken.) „Selbst dann wäre nichts Unersetzliches verloren. Wenn wir wollen und, wie heute, Mann vor Mann, Zar und Bauer, einig sind, können alle Millionen und alle Armeen Europas uns nicht nöthigen, zu thun, wogegen unser Gemüth sich sträubt. Das wußte der Erste Alexander, als er gelobte, lieber seinen Bart wachsen zu lassen und mit seinem Volk in die Wälder zu weichen, als das Schwert wegzuwerfen und sich dem Befehl Napoleons zu beugen. Noch lacht Europa, wenn es von unserer Urkraft und Unüberwindlichkeit hört; aber der Erdtheil wird sie erkennen lernen und an ihr zerschellen, wenn er sie zu brechen strebt. Er wird erfühlen, wie die Sehnsucht in das höchste Opfer jede russische Seele stärkt.“ Wie aber spricht der Germane? Karl von Clausewitz: „Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen. Die Gewalt rüstet sich mit den Erfindungen der Künste und Wissenschaften aus, um der Gewalt zu begegnen. Physische Gewalt (denn eine moralische giebt es außer dem Begriff des Staates und Gesetzes nicht) ist also das Mittel; dem Feind unseren Willen aufzudringen, der Zweck. Um diesen Zweck sicher zu erreichen, müssen wir den Feind wehrlos machen. In der Anwendung der Gewalt giebt es keine Grenzen. So lange ich den Gegner nicht niedergeworfen habe, muß ich fürchten, daß er mich niederwirft.“ Und Preußens Dichter tobt: „Eine Lustjagd, wenn die Schützen auf der Spur dem Wolfe sitzen! Schlagt ihn tot! Das Weltgericht fragt Euch nach den Gründen nicht!“

Ob die Huldigungadresse des polnischen Adels an den Großfürsten und den Kaiser Nikolai ernst zu nehmen oder nur als ein schlauer Trugversuch einzuschätzen sei: diese (dritte) Frage kann heute nur vom Glauben, nicht von Gewißheit beantwortet werden. Rußland hat sich zur Wiederherstellung des Polenstaates verpflichtet und die englische Regirung hat Herrn Roman Dmowski, dem Führer der National-Demokraten, feierlich versprochen, daß sie nur dem Friedensschluß zustimmen werde, der dieses Polenstaates Selbständigkeit und freies Lebensrecht sichert. Statt der

oft angekündeten Revolution sehen wir einstweilen die Verbrüderung der Polen (auch schon der Armenier und der dem Exarchat anhangenden Bulgarengemeinden) mit den Russen. In allen Zeitungen des Zarenreiches veröffentlicht Fürst Eugen Trubetzkoi einen Aufruf, der sagt: „Das russo-polnische Verhältniß tritt in eine neue Zeit. Nur mit Rußlands Staatsgewalt hatten die Polen bisher zu thun; mit Rußlands Volk hat erst der Krieg sie in Fühlung gebracht. Tausende sind aus ihrer Heimath ins Innere Rußlands geflohen; die Meisten scheuchte ein Urtrieb gläubigen Vertrauens nach Moskau, in die Herzkammer der russischen Volkheit. Dort, fühlen sie, wird Keiner umkommen. Wie Geschwister werden sie aufgenommen; geherbergt und genährt. Ein bekannter Politiker aus Kalisch sprach mit feuchtem Auge zu mir: ‚Eine von den Deutschen gebaute Mauer hat bis gestern uns Polen von Rußland getrennt. Nun ist sie eingestürzt: die zwei Völker sehen und erkennen einander.‘ Die große Pflicht, zwei Völker einander innig zu befreunden, fordert von uns große Opfer. Kalisch allein braucht mindestens vierzig Millionen Rubel; die Stadt hat nicht eine Apotheke; von dreitausend nicht einen Laden mehr. Aus vielen Städten und Dörfern hat der Feind alle Pferde, Kühe, Nährmittel, Decken, Matratzen weggenommen und dafür Scheine gegeben, auf denen steht: ‚Von der russischen Regirung zu bezahlen.‘ Die Felder sind verwüstet und das Ackergeräth ist zerstört. Polen ist unser Belgien. Die staatliche Wiedergeburt, Selbstverwaltung, Freiheit des Glaubens und der Sprache ist ihm, für den Fall des Sieges, zugesichert worden. Wir aber, das russische Volk, müssen uns der Brüder so zärtlich annehmen, daß sie unsere thätige Liebe fühlen und sich endlich aus dem Mißtrauen lösen, das Jahrhunderte lang unser Gemeinschaftleben vergiftet hat. Alltagswohlthätigkeit genügt hier nicht: auch seelisch müssen wir uns den Polen in solcher Wollensinbrunst vermählen, daß, wie auch der Krieg enden möge, das Hauptwerk, die nationale Einung, vollbracht ist. Polens Sache ist fortan Rußlands. Kein Unterschied des Glaubens und der Rasse mehr! Schon erblicken wir schöne Anfänge. Da bei uns in Kaluga Verwundete in viel dichteren Scharen, als die Einwohner erwartet hatten, angekommen waren, mußte man sie zuerst auf die nackte Erde betten; Stroh, Leinwand, Nahrung: Alles fehlte. Nach zwei Tagen waren Alle gut untergebracht und genährt. Unbekannte

hatten Stroh, andere Wäsche, Kissen, Gansfederdecken herbeigeschleppt und namenlose Bäuerlein trugen aus fernen Dörfern Speise und Trank in die Kreisstadt. Das geschah, Alles, ohne Verabredung, ohne Organisation; war das Werk des stillen Volksgemüthes. Diese Regung des Mitgefühles mit dem Schicksal unserer polnischen Brüder muß weiter wirken; sie verbürgt uns, nach dem Sieg über Deutschland, den Triumph großmüthiger Gerechtigkeit im Vaterland." Ein Fürst Radziwill hat dem Rufer geantwortet: „Der Feind, der meine Heimath verwüstet, hat mich nach Moskau, ins Herz Rußlands, getrieben. Neben Ihnen, Fürst, stehe ich auf dem Wall des Glaubens, daß meine Söhne, die jetzt in die russische Schule gehen, die neue Aera russo-polnischer Gemeinschaft schauen und, als polnische Patrioten und treue Bürger Rußlands, den Boden des Vaterlandes bestellen werden." Der Russe Chakhow schickt zehntausend Rubel und schreibt an Trubetzkoi: Die Juden, die immer geopfert wurden, immer gelitten haben und jetzt alle Gräuel feindlichen Einbruches miterleben, dürfen wir nicht vergessen. Mancher tapfere Jude ist in diesem Krieg schon mit dem Kreuz des Heiligen Georgij geschmückt worden. Wir strecken dem Volk Polens in Liebe die Bruderhand hin, auch dem jüdischen, und hoffen in froher Zuversicht, daß auch dem Juden jetzt bessere Zeit naht und daß er der anerkannte, als treu geachtete Sohn des Vaterlandes werden wird, für das er geblutet hat." Diese (von klugen Kräften leis erwirkte) Gefühlsentwickelung ist nicht von gestern; ist seit dem Lostag von Reval (Eduard Gast Nikolais; Beschluß, die Sicherung gegen deutschen Drang ins Weitere mit dem Wachsthum slawischer Macht zu bezahlen) hier oft vorausgesagt worden. Nur blitzschnelle Entscheidungschläge der deutschen und österreichischen Waffen konnten sie hemmen. Die Theilerfolge der Russen im Gubernatorium Warschau und im deutschen Grenzgebiet, die Thatsache, daß sie, denen noch im August Warschau entrissen werden sollte, seit drei Monaten fest in Lemberg, nun auch wieder in Czernowitz sitzen, Przemysl abgesperrt, einzelne Karpathenpässe überschritten haben und Krakau ernstlich bedrohen: diese untowards events mußten in dem beweglichen Polensinn die Erinnerung wecken, daß sein Volk zwar westeuropäisch empfindet, doch zur großen Slawenfamilie gehört und daß es in der Gemeinschaft mit Germanen niemals, als freies

Glied des Russenreiches vielleicht wieder die Vormacht, der herrschende Wille eines wuchtigen Rassedranges, sogar eines nordischen Islams, werden kann. „In den ersten vier Kriegsmonaten hat Rußland nicht nur Warschau gehalten, Kalisch, Lodz, Suwalki, fast alles im Sturm ihm Genommene zurückerobert, sondern sich auch in den Hauptstädten Galiziens und der Bukowina ganz häuslich eingerichtet und ist nach Ungarn und Krakau (vierhundert Kilometer vor Wien) vorgerückt. Wir müssen uns, für jeden Fall, gut mit Petrograd stellen." So denkt der Pole. Lernt aber rasch anders denken, wenn sein Auge Anderes sieht. Einstweilen reibt Herr Asquith die Barristerhände und spricht: „Wir dem Absolutismus verbündet? Wir bringen dem Erdkreis die Freiheit." Und der Urenkel des Gardeoffiziers Sasonow, den die Kaiserin Elisabeth, weil er seine Frau an die Bettstatt gebunden und geprügelt hatte, mit eigener Hand ohrfeigte und von dem Kathrinchen schreibt, er habe Kinder gezeugt, die an Dummheit den Eltern glichen, lispelt fromm: „Wie wir einst Griechen, Walachen, Serben, Bulgaren, die, alle, in Oesterreich-Ungarn geknechtet werden, dem Türkenjoch entrissen, so erlösen wir jetzt Polen, Juden, Armenier aus Noth und Schmach. Wir sind die Retter der Slawen und Sklawen."

Die Retter.

Vor achtundachtzig Jahren hörte das Häuflein politisch denkender Europäer, ungläubig zunächst noch, die Mär von einem neuen Dreibund. England, Frankreich, Rußland sind vereint, um den Balkanländern den Frieden, um den Griechen staatliche Selbständigkeit zu sichern? George Canning, dem, als Pitts sechsundzwanzigjährigem Unterstaatssekretär, antijakobinische Satiren einen Namen gemacht hatten und der dann, als Castlereaghs Nachfolger in der Foreign Office, plötzlich zum Gonfaloniere aller Freiheitschwärmer wurde, war der Vater des Planes. Er verstand sich schon besser als irgendein Späterer auf das Britengeschäft, überall atrocities zu enthüllen und, mit der Miene des selbstlosen Erlösers, den Völkern der Erde religiöse und politische Freiheit zu spenden, für die nach der Bescherung die Rechnung präsentirt werden kann. Wie schwächt man Spanien? Durch Begünstigung der südamerikanischen Rebellion. Wie hindert man russischen Machtzuwachs im Orient? Durch Unterstützung des Griechenaufstandes.

’t is for liberty, sagt Jack Cade, Shakespeares unsterblicher Demagoge; und will sich den Wanst füllen und hübsche Jungfern umarmen. Aberglaube, daß zwischen Britanien und Rußland eine Verständigung nicht möglich sei. Vielleicht unter dem mattherzigen Zauderer Alexander; unter Nikolai durfte mans versuchen. Mußte. Denn diesem Zaren, der die altmoskowitische Sitte wieder aufnahm und mit seinem orthodoxen Christenthum vor Europa prunkte, war zuzutrauen, daß er das Kreuz gegen den Halbmond ins Feld tragen und, in rothem Waffenrock und weißen Hosen, das berittene Gefolge hoch überragend, als Sieger in Konstantins Stadt einziehen werde. Das durfte nicht sein. Lieber sollte die Welt das Schauspiel sehen, in dem der Bannerträger des Liberalismus dem härtesten Tyrannen zum Bunde die Hand bot. Das Ende des Jahres 1825 hatte den Dekabristenaufstand gebracht; nur ein Krieg konnte, nach der Gardemeuterei, dem russischen Heer die innere Einheit zurückgeben. Und durfte der Gossudar aller Reussen ruhig zusehen, während von Türken und Egyptern die griechischen Christen gemetzelt wurden? Cannings Berechnung war richtig; auch die Erkenntniß, daß mit dem Philhellenismus ein Geschäft zu machen sei. Nur hat der Brite die slawische Schlauheit unterschätzt und ist selbst in die Grube gefallen, die er dem Bären graben wollte. In dem Rechenschaftbericht, den der Kanzler Graf Nesselrode dem Zaren am fünfundzwanzigsten Jahrestag der Thronbesteigung erstattete (und der erst unter Alexander dem Dritten ans Licht kam) stehen die Sätze: „Religion und Menschlichkeit haben die erste politische Handlung Eurer Majestät diktirt. Ihre christlichen Glaubensgenossen in Griechenland schienen vom Schwert der egyptischen Mörder unvermeidlichem Untergange geweiht. Ein denkwürdiges Protokol hat sie vor einem Vertilgungskrieg bewahrt ihnen eine selbständige Verwaltung gesichert und die Maßregel ermöglicht, durch die der Griechenstamm allmählich in den Rang der Nationen erhoben wurde. Eure Majestät haben immer, um Rußlands Zukunft nicht durch Ketten zu lähmen, sorgsam vermieden, durch eine Territorialbürgschaft sich einem verfallenden Reich zu verpflichten. Eure Majestät sind aber auch nie von dem Grundsatz gewichen, die Integrität des Osmanenreiches einstweilen zu wahren. Rußland, die Macht, in der man lange den natürlichen Feind der Türkei sah, ist ihre festeste Stütze und ihr treuster Bundesgenosse

geworden.“ Das wurde im November 1850 geschrieben. Im März 1826 hatte mans anders gehört. Krieg gegen den mörderischen Islam: hieß da die Losung. Und diesen Krieg, der die russische Macht im Orient stärken mußte, wollte Canning hindern. Er schickt den Herzog von Wellington (der mit raschem Blick auch die Wehrkraft des Zarenreiches prüfen kann) nach Petersburg und läßt ihn bestellen, die Sache der Humanität und Gerechtigkeit sei auch durch unblutige Intervention zum Sieg zu führen. Droht sacht zugleich mit der Revolution, die England stets, wie Aiolos die widrigen Winde, entfesseln könne. Und ist selig, als diese Saite in Nikolais Seele widerklingt. England und Rußland werden dafür sorgen, daß Griechenland in die Stellung Serbiens vorrückt, dem Sultan zwar Tribut zu zahlen hat, aber das Recht zu freier Selbstverwaltung erwirbt. Abgemacht. Am vierten April 1826 unterzeichnen Nesselrode und Wellington das „denkwürdige“ Geheimprotokol. Am siebenten Juli 1827 tritt Frankreich (im Londoner Vertrag) dem Abkommen bei. Canning, der im Februar den kranken Robert Liverpool als Premier beerbt hatte, war selbst nach Paris gegangen, um Karl den Zehnten und das konservative Ministerium Villèle für seinen Plan zu gewinnen; und pries in stolzer Rede nun den neuen Dreibund als seines Hirnes kräftigstes Kind.

Metternich nannte ihn ein Produkt kindischer Dummheit und schwor, die drei Köpfe seien nicht unter einen Hut zu bringen. Hatte zunächst aber selbst dem Briten den Weg geebnet. Die alte Zwangsvorstellung lähmte den klugen Kabinetskünstler. Die „Solidarität der konservativen Interessen“ mußte um jeden Preis gewahrt werden. Also kein Pakt mit englisch liberaler Zuchtlosigkeit noch gar etwa mit griechischer Rebellion. Metternichs Mann war Nikolai, der die Meuterer zu Paaren getrieben und den Aufruhr mit eiserner Faust niedergezwungen hatte. Dem mußte Habsburg helfen. Half ihm auch am Bosporus. Aus der wiener Kanzlei, die so oft vor russischen Anschlägen gewarnt hatte, kam nach Konstantinopel nun der Rath, die Wünsche Rußlands rasch zu erfüllen. Sultan Mahmud der Zweite, der die Janitscharenverschwörung in Blut erstickt, dadurch aber seine Wehrkraft auf Jahre hinaus geschwächt hatte, mußte sich dem Drängen der beiden großmächtigen Nachbarn fügen und bewilligte im Vertrag von Akkerman Alles, was der Zar heischte. Weder er noch sein wiener Berather wußte von

dem anglo-russischen Protokol, das sechs Monate zuvor heimlich unterzeichnet worden war. Als es bekannt wurde, knirschte der Osmane; heulte der österreichische Staatskanzler in weibischer Wuth auf. Zwar durfte der Sultan noch hoffen, Ibrahim Pascha werde mit den Griechen fertig sein, ehe die Verbündeten eingriffen; dann aber wurde ihm der egyptische Vasall am Ende allzu stark. Metternich sah den Ausgang deutlicher; sah schon die Griechen gerettet und den Zaren, den Heros seiner Träume, nach Westen abschwenken. Und fand dennoch, der neue Dreibund sei zerbrechliches Kinderspielzeug? Nicht ohne Grund. Karl Lüderlich, sagte er bei der Jause wohl zu Gentz, denkt an die Gesta Dei per Francos, fühlt sich als Kreuzfahrer und sucht, nebenbei, im Osten das Prestige, das ihm im Westen, so bald nach Bonaparte, unerreichbar ist. Canning, dem die Griechen, als er ihnen Englands Protektorat anbot, einen derb geflochtenen Korb gegeben haben, will dem Inselkrämer den türkischen Markt erhalten und den russischen Vormarsch hindern. Den gerade muß Nikolai aber wollen; und wird ihn, wie auch das Griechenlos fällt, über Kurz oder Lang erzwingen. Die Drei einig? Unsinn. Canning hat den Russen eingeseift. Der aber nimmt jetzt (paßt auf) das Messer und durchschneidet dem Barbier, der sich so schlau dünkelte, die Gurgel. Dahin kams noch nicht. Der britische Premier starb, ehe der Nimbus des Hellenenerlösers verblaßt war; und die drei Mächte blieben einstweilen zusammen. Nach dem Abschluß des Londoner Vertrages hatten sie eine Flotte ins Jonische Meer geschickt, die den egyptischen Christenschlächter zur Vernunft bringen sollte. Da der Padischah sich nicht zum Waffenstillstand bequemte und Ibrahim Pascha das Morden nicht einstellte, griffen die drei verbündeten Admirale die türkische Flotte an und vernichteten, am zwanzigsten Oktober 1827, in der Bucht von Navarino fünfundfünfzig Kriegsschiffe. Metternich und sein Kaiser Franz pfauchten; beruhigten sich nach dem ersten Schreck aber schnell wieder. Griechenland war frei. Doch der allzu große Sieg mußte den Dreibund das Leben kosten. Mahmud hatte keine Flotte mehr, konnte, in seiner schlechten Finanzlage, auch keine neue bauen und dem Russen fortan den Balkan nicht sperren. Frankreich hatte nichts erreicht. England nur für den alten Feind gearbeitet. Denn jetzt war für Rußland die Bahn frei; endlich. Der politische Instinkt der Briten witterte rasch den Fehler. Drei Mo-

nate nach dem Tag von Navarino nannte König Georg in der Thronrede die Seeschlacht ein „unerwartetes Ereigniß.“ Nesselrode und Metternich hörtens lächelnd. In London hatten die drei Mächte sich verpflichtet, im Orient keinen Sondervortheil zu erstreben. Natürlich; 'tis for liberty. Da in Konstantinopel nun aber eine Christenverfolgung entstand und Mahmud, mit der Tollkühnheit des Verzweifelnden, die grüne Fahne entrollte und den Islam gegen die Ungläubigen aufrief, mußte Rußland für die Sache der Christenheit fechten. Hatte der Türke nicht gedroht, den Vertrag von Akkerman zu brechen? War im Bosporus nicht der russische Handel gefährdet? Das ging an die Ehre. Der gestern geknüpfte Dreibund löste sich auf. Im April begann Nikolai gegen die Heiden den Krieg, den Cannings listige Künste zu vermeiden gesucht hatten.

Preußen war all dem Hader fern geblieben. Friedrich Wilhelm mochte sich nicht von Oesterreich trennen und Christian Bernstorff merkte noch früher als Metternich (dem ihn der Glaube an die Allheilkraft der Karlsbader Beschlüsse verband), daß die Dreieinigkeit da unten nicht lange halten werde. Doch war auf Oesterreich zu bauen? Ja, sagten der Kronprinz, Ancillon und die anderen Legitimisten. Nein, schrieb Maltzahn, Preußens kluger Gesandter, aus Wien; hier wird nur für die Türken gearbeitet: und mit solcher Politik darf ein aufrechter deutscher Christ keine Gemeinschaft haben. Und wie sah es im Lande der Habsburger aus? Kein Geld; ein desorganisirtes, schlaffes Herr, dessen Kopfzahl nur auf dem Papier stand; ein schwacher, zu muthigem Entschluß längst unfähiger Herrscher. Als Maltzahns nüchterne Berichte diese Erkenntniß verbreitet hatten, rückte Preußen von Oesterreich ab; sacht zwar, doch so sichtlich, daß Metternich nervös wurde und den sonst stets getreuen Bernstorff einen schlechten Commis schalt. Die „Grundsätze und Ziele“ des Londoner Vertrages wurden in Berlin, nach Navarino noch, ohne Rückhalt gebilligt. Aber Friedrich Wilhelm war unkriegerischen Sinnes, fand, als höchster Friedensherr, daß auch sein petersburger Schwiegersohn mit dem Sultan in Frieden auskommen könne, und verbot dem tapferen Prinzen Wilhelm, mit den Russen ins Feld zu ziehen. Nikolai Pawlowitsch war ihm zu stark und zu stürmisch. Wenn Brunnows Noli me tangere sein Wahlspruch blieb, ließ sich mit ihm reden. Nun aber, da der Sieg über Persien ihm eben erst im Süden Gebietszuwachs ge-

bracht hatte, über die Türkei herfallen: Das behagte dem schwächlichen König nicht. Der wollte aber auch nicht zwischen Oesterreich und Rußland optiren. Ließ den Schwiegersohn Nikolai, der auf warnenden Rath wieder einmal nicht hörte, seinen Weg gehen und lehnte Metternichs protzige Aufforderung ab, einem antirussischen Bunde der Großmächte beizutreten. Wellington, dessen Name unter dem Petersburger Protokol stand, war jetzt, als Premierminister, bereit, sich den Oesterreichern zu einem Kriege gegen Rußland zu verbünden. Solcher europäische Krieg hätte Preußen in eine schlimme Lage gedrängt. Feinde ringsum; nirgends ein Rückhalt. Wenn es den ihm noch unersetzlichen Deutschen Bund sprengte und sich der franko-russischen Koalition anschloß, verlor es das Rheinufer an Frankreich (dessen Wortführer, Soldaten und Bürger, grimmig danach schrien) und tauschte höchstens ein unverdauliches Stück vom Turbankuchen ein. Was von Englands Freundschaft zu halten sei, hatte es in mancher Noth erfahren. Und in Oesterreich rief Radetzky, eine Vergrößerung Preußens dürfe unter keinen Umständen gestattet werden. Da wars schließlich gut, daß Friedrich Wilhelm sich von kriegerischen Plänen nicht locken ließ und, um Europens für Preußen so wichtige Ruhe zu sichern, in Konstantinopel als Vermittler auftrat. Wer denkt heute noch an Müfflings Mission? Und doch hat der Chef des preußischen Generalstabes, nach Paskiewitschs und Diebitschs Siegen, die Türkei vor Revolution und tötlicher Zerstückung bewahrt, die Gefahr eines europäischen Krieges beseitigt und dem Preußenstaat in der islamischen Welt zu Ansehen verholfen. Alle Großmächte hatten den Sultan zu täuschen, übers Ohr zu hauen versucht. Auch der preußische Vermittler bedachte ein nationales Interesse, forderte aber keinen Vortheil; gab den guten Rath, ohne nach einem Trinkgeld zu langen. In der Audienz, die Mahmud dem General Müffling zum Abschied gewährte, nannte er Friedrich Wilhelm seinen „alten Freund, den großmüthigen König“ und bat, ihm auszurichten, daß der Padischah geruht habe, sich nach seiner werthvollen Gesundheit zu erkundigen. Eine damals fast beispiellose Ehre, die dem König aus den meisten Hauptstädten Glückwünsche eintrug. Wichtiger war: Preußens Vermittlung hatte die Stunde, in der die Türkenfrage beantwortet werden muß, noch einmal hinausgeschoben. Und solche Verzögerung war damals Wohlthat.

Die Macht des Sultans schrumpfte; schwand aber noch nicht. Rußland erhielt im Frieden von Adrianopel alles in den Verträgen von Bukarest und Akkerman Zugesagte; ein paar Grenzplätze am Kaukasus; das Recht zu freier Fahrt durch die Dardanellen, also auch die Herrschaft im Schwarzen Meer; eine Entschädigung im Betrag von sieben Millionen Dukaten, für deren Zahlung der Sultan haftbar blieb; die Donaufürstenthümer fielen in die russische Einflußsphäre und das Donaudelta wurde zarischer Besitz. Nikolai hatte, trotz den militärischen Enttäuschungen, die der über Erwarten schwierige Krieg ihm brachte, klug gehandelt, als er das Schwert zog. Daß ihm die Philhellenen aller Länder als dem Retter Griechenlands zujauchzten, ließ den kalten Stahl seines grauen Auges wohl nur in einem spöttischen Lächeln aufblinken. Ernsthafter zu nehmen war, daß Rußland auf dem Boden des Osmanenreiches nun die Erste Hypothek erworben hatte. Auch Preußen hat damals gehandelt, wie es mußte. Unklug nur Oesterreich; aus unverzeihlicher Blindheit. Gezaudert und gedroht, geprahlt und an kleine Mächlereien die Zeit verzettelt, statt, ehe die Russen so weit waren, mit seinen besten Truppen die Donaufürstenthümer zu besetzen. Ohne diese Versäumniß hätte Habsburg im Balkangebiet heute eine stärkere Stellung. Schwachheit und redselige Nachgiebigkeit hat ihm, nach großen Worten, in den Augen des Islams die gleißende Glorie des Prinzen Eugen geraubt.

Alles wiederholt sich nur im Leben. Noch einmal hatte die Welt sich in den Gedanken gewöhnt, Rußland und England seien für immer unversöhnliche Feinde. Dann hat sogar ein liberales britisches Ministerium sich mit dem Zaren verständigt. Was vor achtzig Jahren Feldmarschall Wellington thun durfte, that später General Hamilton: er sah sich in Rußland um und prüfte die Möglichkeit militärischer Vereinbarung. Wieder ist Frankreich mit von der Partie. Nur sollte diesmal nicht ein Dreibund, sondern ein beträchtlich stärkeres Syndikat werden. Und was wird geschehen? „Wenn Rußland sich für ausreichend gerüstet halten wird, wozu eine angemessene Stärke der Flotte im Schwarzen Meer gehört, so wird, denke ich mir, das petersburger Kabinet, ähnlich wie es im Vertrag von Hunkiar-Iskelessi 1833 verfahren, dem Sultan anbieten, ihm seine Stellung in Konstantinopel zu garantiren, wenn er Rußland den Schlüssel zum russischen Haus (Das heißt:

zum Schwarzen Meer) in der Gestalt eines russischen Verschlusses des Bosporus gewährt. Ich glaube, daß es für Deutschland nützlich sein würde, wenn die Russen auf dem einen oder anderen Wege, physisch oder diplomatisch, sich in Konstantinopel festgesetzt und es zu vertheidigen hätten. Wir würden dann nicht mehr in der Lage sein, von England und gelegentlich auch von Oesterreich als Hetzhund gegen russische Bosporus-Gelüste ausgebeutet zu werden, sondern abwarten können, ob Oesterreich angegriffen wird und damit unser casus belli eintritt. Die Betheiligung Oesterreichs an der türkischen Erbschaft wird nur im Einverständniß mit Rußland geregelt werden." Bismarck, der diese Sätze in den zweiten Band seiner „Gedanken und Erinnerungen" schrieb, glaubte immer, Rußland werde die Wahl haben, ob es mit deutscher oder mit österreichischer Hilfe sich den Käfig öffnen und aus Yildiz den Schlüssel zu seinem Haus holen wolle. Doch ists ganz anders gekommen. Abd ul Hamid war stärker als Mahmud; Nikolai Alexandrowitsch schwächer als Nikolai Pawlowitsch. Und Lord Lansdowne und Sir Edward Grey waren vorsichtiger als Canning und Wellington: sie haben, ohne früh Wesentliches zu riskiren, zuerst für die Schwächung Rußlands gesorgt (die kein Bismarck gehindert hat) und dann Verhandlungen begonnen. Einem Volk von hundertsechzig Millionen verfeindet kein Kluger sich willig auf Zeit und Ewigkeit; keiner wähnt, ein solches Volk ohne Bewegungfreiheit im engen Pferch halten zu können. England braucht die russische Freundschaft heute viel mehr noch als in Cannings Tagen; braucht sie auch, um den Concern der Westmächte vor Rissen und vor Uebergriffen der Vereinigten Staaten zu bewahren. Ein für alle Verluste nur mit Hohn entschädigtes Rußland mußte zu der Politik zurückkehren, deren Ziel Nesselrode 1850 mit den Worten zeigte: „Die Auflösung des anglo-französischen Bündnisses, das unseren Interessen feindlich und dessen Wesen allen konservativen Regirungen gefährlich ist." Nur: Auflösung, der Weitung und Wandlung folgt; Rußlands Eintritt in den Bund, der dadurch aufhört, revolutionär und gefährlich zu sein. England opferte gestern nichts Beträchtliches mehr, wenn es einem ihm befreundeten Rußland im Südosten Europas die Vormachtstellung einräumte und die Pforte ins eisfreie Meer öffnete. Und selbst ein Opfer würde reichlich rentiren. Auf ein Menschenalter Ruhe in Asien; Verringerung

der Gefahr, daß der amerikanische Konkurrent Bundesgenossen findet; die einzige Möglichkeit, allen Syndikatsmitgliedern einen wichtigen Wunsch zu erfüllen und das künstliche Gebäude vor Einsturz zu schützen; und die Hoffnung, mit den vereinten Kräften überall, in Persien und der Türkei, in Nordafrika und Südamerika, Deutschland bedrängen zu können. Brunnow schrieb vor siebenzig Jahren an seinen Kaiser, vom Schlimmen das Schlimmste sei, daß die Beziehungen der Staaten nicht mehr von den Interessen, sondern von den Sympathien der Oeffentlichen Meinung bestimmt werden. Das war die Kindheit neuer Zeit. Heute gruppirt eine Antipathie die Staaten: wider Deutschland die stärksten.

Der Balte Brunnow gab auch den klugen Rath, dem Bundesgenossen nie mehr abzufordern, als ihm von der Selbstsucht bediente Freundschaft gewähren könne. Nach diesem Grundsatz hat bis in unsere Tage England gehandelt. Den Ministern Georgs des Fünften fehlt die stolze Gelassenheit, die steife, manchmal mürrisch, doch nie furchtsam dreinblickende Würde, die ihre berühmtesten Vorgänger dem Auge Europens zeigten; sie redeten und klagten, stöhnten und fuchtelten zu viel, betheuerten zu laut ihre fromme Gemüthsart, kündeten zu oft, was sie morgen thun werden. Die Spielregel ihres Berufes aber haben sie im Handgelenk: und kommen drum nicht leicht in die Gefahr, befreundete Mächte aus ihrer Nähe zu schrecken. Mit unbestreitbarem Recht konnte Herr Asquith im Unterhaus an die Thatsache erinnern, daß Britaniens beste Freunde noch vor kurzer Zeit die bissigsten Feinde des westlichen Inselreiches waren. Von den Tagen Wilhelms des Eroberers bis in die des Oraniers hat eigentlich nur die Episode der Stuartherrschaft den franko-britischen Kriegszustand unterbrochen. Alle Versuche dauernder Friedensstiftung sind, von den Normannen bis in Eduards erstes Regirungjahr, fruchtlos geblieben. Bonapartes Adjutant Lauriston wurde, als er im Oktober 1801 die vom Ersten Konsul unterzeichneten Friedenspräliminarien nach London brachte, auf allen Straßen bejauchzt; die Menge entsträngte seinem Wagen die Pferde und zog ihn schwitzend vors Portal des Auswärtigen Amtes. Vier Jahre danach vernichtet, wieder unter dem Weinmond, Nelson bei Trafalgar Villeneuves Flotte und läßt dem Korsen als ganzen Besitz nur zehn Schiffe übrig. Louis Philippe, der erste Sucher der entente cordiale, wird vom

Hofe, von der Gentry und dem Gassengewimmel wie der liebste Kömmling gefeiert, von der Behörde der Hauptstadt durch eine besondere Grußadresse geehrt, die der Lord Mayor an der Spitze der Rathsherren in pomphaftem Zug nach Windsor bringt; und Victoria wohnt zweimal unter dem Dach des Bürgerkönigs. Doch aller Liebe Mühen bleibt unbelohnt. Auch unter Louis Napoleon. Als der Pariser Friede die vom Krimkrieg erzwungene Gemeinschaft der Westmächte gelockert (und Louis Napoleon den Russen heimlich Dienste geleistet) hat, schreibt Victoria an John Russell, gegen Frankreich müsse sich, weil es überall den Weltfrieden störe, der nächste Kreuzzug richten. Das Zwitterwesen hatte nicht viel länger gelebt als Cannings Angstkind; und die Queen möchte am Liebsten ihren Ministern das Warnerwort Chathams ins Gedächtniß ätzen: „Die einzige Gefahr, die England zu fürchten hat, entstünde an dem Tag, der Frankreich im Rang einer großen See-, Handels- und Kolonialmacht sähe. Dieser Gewißheit muß sich der Leitsatz britischer Politik anpassen.“ Hundert Jahre, fast auf den Tag, nach Pitt preßt im Parlament ein Mann ganz anderen Schlages, der schottische Russenfeind David Urquhart, den selben Gedanken in noch engeres Ausdrucksgefäß. „Unsere insulare Lage läßt uns nur die Wahl zwischen Allmacht und Ohnmacht. England stand jedem Eroberer offen, bis es seinem Willen das Meer dienstbar machte und als Gebieter auf jeder See die Weltherrschaft an sich riß. Britania wird des Meeres Königin sein oder vom Meeer verschlungen werden.“ Noch im November 1908 ruft Joseph Chamberlain aus Cobdens Hochburg Manchester über den Aermelkanal: „Frankreich muß, wenn es ein bequemeres Verhältniß zu uns erreichen will, die uralte Neigung abthun, überall unsere Kreise zu stören, selbst da, wo kein Sonderinteresse zu solchem Störungversuch zwingt.“ 1908. General Kitchener hat, nach dem Sieg bei Omdurman, in Faschoda die Egypterfahne gehißt und den Hauptmann Marchand zum Rückzug vom Nil aufgefordert. Denn was Sir Edward Grey, damals noch Unterstaatssekretär, als eine unfreundliche Handlung mit der Britenrache bedroht hat, ist jetzt geschehen: die Französische Republik hat ihre Einflußsphäre ins Nilthal zu dehnen getrachtet. Der Sturm bricht los. Sir Michael Hicks Beach, der Schatzkanzler, überschreit aus einem Fieberanfall Salisburys Staatsmannsstimme. „Wenn wir nach achtzig Frie-

densjahren zum Kampf gegen Frankreich gezwungen werden, ists sicher ein großes Unglück; schließlich ist aber ein Krieg nicht das schlimmste der Uebel." Und aus der Presse heults: „Räumt, Einbrecher, rasch unser Haus!" Am vierten November befiehlt, nach Delcassés Vortrag, die pariser Regirung dem tapferen Marchand schleunigen Rückzug. Sie kann nicht anders. Auf Rußland ist in afrikanischen Händeln nicht zu zählen. Deutschland hat eine Verständigung über die portugiesischen Kolonien, über die noch nicht vertheilten kleinen Südgebiete leis erstrebt, aber seit dem Sturz des Ministeriums Méline-Hanotaux kaum noch eine Antwort erhalten. (Diesmal war Delcassés Rechnung falsch; er hoffte, sein frostiges Schweigen werde die Berliner zu noch höherem Preisangebot reizen, hoffte, mit ihrer Hilfe Egypten einheimsen zu können, und begriff nicht, warum die so unhöflich Behandelten während des Burenkrieges sich seiner Werbung versagten. Der Zorn des Enttäuschten zeugte dann den Entschluß, Britanien grenzenlos zu lieben und mit Eduard bande à part zu machen.) Frankreich war allein und durfte, im ungeschirmten, umneideten Besitz von Algerien und Tunis, Tongking und Madagaskar, mit dem Erbanspruch auf Marokko, den Schlüssel zu seinem nordafrikanischen Reich, den Kampf gegen die Königin der Meere nicht wagen. In Chamberlains Rede war, nach vergrollendem Donner, ein Wetterleuchten, das den Weg in die neue entente cordiale wies. Seitdem ists leidlich gegangen. Frankreich hat rasch vergessen, was England ihm anthat. („Wenn ich Franzose wäre", schrieb Lord Grey 1829 an die Fürstin Lieven, „würde ich die Briten hassen. Was haben wir seit 1815 gegen dieses Land unternommen! Der Haß wird, fürchte ich, dauern.") Und Angelnklugheit hat dem Genossen nie mehr zugemuthet, als er gewähren konnte. Aus gemeinsamem Haß ward eine Nothehe, in der sich athmen läßt. Cannings Dreibund lebt wieder, will wieder in der islamischen Welt des Schiedsrichteramtes walten und zeigt noch keine Spur von Entkräftung.

Nach vier Kriegsmonaten nicht eins der Schwachheitzeichen, die in Friedensrast von den Sozien gefürchtet, von redlich unkundigen Deutschen erhofft worden waren. Seit Eduards, des Geschäftsmannes, Herrschertag hat England Hauptgrundsätze ererbter Politik eingesargt. Keine Europäermacht an der Straße von Gibraltar, keine Grenznachbarschaft mit einem Reich, das über

ein großes Landheer verfügt, kein russischer Vormarsch in der Richtung auf Afghanistan: Denkstoff von vorgestern, der in dumpfen Hirnen schimmelt. Als Ersatz gab Eduard den Landsleuten die Kaufmannslehre neuer Zeit: „Du sollst, als Händler, nicht betrügen noch prellen, sondern klug kaufen und verkaufen; den Krampreis nicht nur versprechen, sondern, bar, ohne Abzug, zahlen." Das England der Asquith, Balfour, Rosebery (die einander Jahrzehnte lang Erzfeinde schalten, jetzt aber in einen Dreibund „zu wahrhaftiger Darstellung der Kriegsursachen" vereint sind) ist nicht mehr Cannings; auch nicht mehr Gladstones. Der sagte zwar im August 1870: „Ein Heereseinbruch in Belgien wäre das schlimmste Verbrechen, das Geschichte je auf ein Blatt schrieb, und niemals dürfte England, nicht einmal durch bloße Duldung, an solcher Sünde mitschuldig werden." Dennoch hätte er, sammt seinem Granville, wohl gezögert, zur Abwehr der Totsünde Britaniens ganze Streitkraft aufzubieten und die Machtzukunft, das Leben des Imperiums auf eine Festlandskarte zu setzen. Heute geschiehts; aus bewußtem Willen: und die dürre Rednerei von dem Albion, das Andere für sich bluten läßt, die eigene Hüfte aber behaglich im Golfstrom badet, zerbröckelt an der Thatsache, daß die Inselarmee das Rückgrat der Franzosenfront ist, daß ein an Kopfzahl ungemein großer Ersatz im Februar ausgebildet sein wird und daß England mehr wagt als irgendeine andere uns feindliche Macht. Nur diese Erkenntniß hat ihm, endlich, das zögernde Vertrauen der Kampfgenossen erwirkt. Das Staatsschiff der neuen Trias fährt nicht unter falscher Flagge; verheißt nicht fremder, müßiger Unschuld Kohle und Proviant. Diesmal heißt die Losung: „Wer nicht mit mir ist, Der ist wider mich"; nicht nur, wie bei Lukas (IX, 50): „Wer nicht wider mich ist, Der ist für mich." Und nur der Mitthäter hat Lohn zu erwarten. Aus der Beute, die dem Deutschen Reich (Elsaß-Lothringen, Posen, Stücke von Ost- und Westpreußen, alle ergiebigen Kolonien), Oesterreich-Ungarn (Galizien, Bukowina, der Hauptheil Siebenbürgens, das Banat, Bosnien, Herzegowina, Trentino, vielleicht auch Istrien), der Türkei (Thrakien, Konstantinopel, die Inseln, Syrien, Armenien und mindestens wohl das Kopfstück der Bagdadbahn) entrafft werden soll. Retter? Die sich nun selbst retten müssen und wollen. Sie stehen, Mann vor Mann, auf der Ueberzeugung, daß dem Krieg gegen Deutsch-

land vom Geschmeidigsten nicht auszubiegen war, und rösten sich an dem Glauben, ihn in übermächtiger Gemeinschaft zu führen. „Vier Monate lang die Pforten der Weltmeere gesperrt; drei Deutschlands Millionenheer zwischen Westflandern und Belfort gehemmt; Tsingtau, Samoa, die afrikanischen Siedelstätten verloren; Deutsche als Gefangene, nicht als Eroberer, in Marokko; Basra ist englisch und Lemberg heißt längst wieder Lwow; im Elsaß und in Ostpreußen donnern feindliche Geschütze und die russische Dampfwalze rollt unaufhaltsam vorwärts“: täglich hört der Erdkreis die Kunde. Die, nach Portugal, stärkere Staaten an den Bescherungtisch locken soll; und locken könnte, wenn nicht auch wir sprächen: „Wer nicht mit mir ist, Der ist wider mich.“

Der Bund heuchelnder Kreuzretter war, freilich, leichter zu lockern als ein zum Schutz eigenen Lebens geknüpfter. Muß uns aber, die Gewichtiges zu bieten haben und deren kriegerische Kraft selbst der Uebermuth fürchten gelernt hat, muß dem mächtigen Deutschen Reich mißlingen, was dem wunden Preußen Friedrich Wilhelms des Dritten nicht erst in der stillen Zeit der Müffling-Mission, sondern schon bald nach Jena und Tilsit gelang? Damals wollte Bonapartes unersättlicher Schlund nach fetterer Speise noch Schlesien verschlingen. Unter allen Staatsmannslisten Fritzens von Preußen schien seinem korsischen Bewunderer die feinste und fruchtbarste das Umgehungmanöver, das die große Katharina von dem Plan der Osmanenreichstheilung westwärts, nach Polen, trieb und dem Listigen einen nahrhaften Bissen eintrug. Wenn Rußland, Oesterreich und Preußen den Polenstaat theilten, war der Keim neuer Feindschaft zwischen den Kaiserreichen und das schmächtigere Königreich hatte, von Fall zu Fall, zwischen beiden nützliche Wahl. Solchen Schachzug besinnt 1807 auch Bonaparte. Noch ist Egypten, seit dem Siegermarsch an die Adria seines Wunsches Kronkleinod, nicht fest an Frankreich zu ketten. Albanien und Bosnien sind ferne, als unwirthlich verschriene Kolonien; dem Besitzer nicht so werthvoll wie die Walachei und die Moldau, auf die Zar Alexander die Hand gelegt hat. Des Emporkömmlings Anbeter; wie lange? Und, mit seinem Minister Rumanzow, der einzig zuverlässige Freund, den Bonaparte am Newahof hat. Was braucht er? Ein Landstück, von dem aus er, fritzisch, Rußland und Oesterreich schnell gefährden kann. Schlesien. Preußen wird wie-

der das Kurfürstenthum Brandenburg. Die Hohenzollern (steht in der Weisung an Caulaincourt) „können mit zwei Millionen Einwohnern zufrieden sein und handeln klug, wenn sie ohne Säumen auf Großmachtträume verzichten und sich in die Niederung der Kleinstaaten bequemen, statt sich in Anstrengung aufzuraffen, die ihrem Volk nur Qual und Enttäuschung bringen kann.“ Der Kaiser wird den Sultan zur Hingabe der Donaufürstenthümer überreden; der Zar soll Friedrich Wilhelm zu schleunigem Verzicht auf Schlesien rathen. Nie war Preußen in einer härter kneifenden Zange. Ausgesogen, zerstampft, ohne stoßkräftiges Heer; der Feind, der Sieger auf seinem Boden und der Reussenzar vom Zauber des blutrünstigen Genius berauscht. Stein hat die Klammer geöffnet und den Staat gerettet. Er ließ aus Schölers Mund Alexander die Warnung hören: „Eine Franzosengarnison an der Oder ist für Rußland kaum weniger verhängnißvoll als für Preußen. Dessen Hilfeleistung wäre ihm in alle Zukunft abgeschnitten. Und der Zar, der nach Ost ausgriffe, hätte am nächsten Tag Napoleons Kohorten auf dem Hals.“ Solche Sprache versteht Pauls unsicherer Sohn. Er sagt England Fehde an (das nun, jauchzt Bonaparte, „gegen die ganze Welt Krieg führen muß“); findet sich mit dem Herzogthum Warschau, mit der Republik Danzig, auch mit Sachsens (also: Frankreichs) drei schlesischen Handelsstraßen ab; sträubt sich aber gegen die Verwelschung Schlesiens. Hätte er ihr, um an der Unteren Donau nicht gestört zu werden, zugestimmt, hätte Preußen dieses Erbe Friedrichs verloren, dann war 1813 der Aufstieg nicht möglich. Solchen Erfolg kann, nach einem verlorenen Krieg, ohne Bundesgenossen, ohne ein ungeschwächtes Armeecorps, tapfere Weisheit erwirken. Niemals der Stümper, der flennt, er wolle fremde Völker aus drückendem Despotenjoch retten.

Stumme Hunde.

Meinst Du denn (fragt wohl Mancher), während Mörser dröhnen, Fliegerpfeile durch die Luft sausen, Flatterminen und brennendes Benzol in Schießgräben prasseln, könne noch Politik, mit dem Werkzeug der Friedenszeit, getrieben werden? Ja. Kann nicht nur: muß getrieben werden; sonst wird Unwiederbringliches verloren. Nicht rückwärts gewandte Politik, die entschuldigen, erklären, im Wirbel großen Geschehens unbeträchtliche Zufalls-

führer in Engelsreine und Himmelsgloria läutern möchte. Aus solcher Mühsal sproß nirgends Leben. Habe ich vor dem Ohr der Geschworenen mich als des Totschlages Schuldigen bekannt, dann lächeln die Zwölf, wenn ich die Ladung Eines fordere, dem ich den Vorsatz zum selben Verbrechen nachweisen will. Er hats ja nicht ausgeführt, sagen sie ungeduldig, und Du hasts eingestanden; Dein Beweisantrag könnte Dich also nicht vom Gewicht eines Fläumchens entlasten. Nein. Die Politik, die ich meine, muß heilsame Kräfte aus Banden zu lösen, schädliche zu knebeln oder aufzuweichen, übermächtige Gebilde zu zersplittern oder zu lockern, Werdendes zum Vortheil des Staates, dem sie dient, zu gestalten streben. Das ist im Sturm der Kriegszeit unmöglich? Der verweht jeden Athem des nicht aus Haubitzen redenden Willens? Höret! „Der Krieg ist nicht nur ein politischer Akt, sondern ein politisches Instrument, eine Fortsetzung, ein Durchführen des politischen Verkehrs mit anderen Mitteln. Die politische Absicht ist der Zweck, der Krieg ist das Mittel: und niemals kann das Mittel ohne Zweck gedacht werden. Durch den Krieg hört der politische Verkehr nicht auf, wird auch nicht in etwas ganz Anderes verwandelt, sondern er besteht in seinem Wesen fort, wie auch die Mittel gestaltet sein mögen, deren er sich bedient. Der Krieg hat freilich seine eigene Grammatik, aber nicht seine eigene Logik. Niemals kann er von dem politischen Verkehr getrennt werden; und wenn Dies in der Betrachtung irgendwo geschieht, werden alle Fäden des Verhältnisses zerrissen und ein sinn- und zweckloses Ding entsteht. Aus dem Alles überwältigenden Instrument des Krieges macht die Politik ein bloßes Instrument; aus dem furchtbaren Schlachtschwert, das mit beiden Händen und ganzer Leibeskraft aufgehoben sein will, um damit einmal und nicht mehr zuzuschlagen, einen leichten, handlichen Degen, der zuweilen selbst zum Rappier wird und mit dem sie Stöße, Finten und Paraden abwechseln läßt. Das Unterordnen des politischen Gesichtspunktes unter den militärischen wäre widersinnig: denn die Politik hat ja den Krieg erzeugt; sie ist die Intelligenz, der Krieg aber nur das Instrument, nicht umgekehrt: also bleibt nur das Unterordnen des militärischen Gesichtspunktes unter dem politischen möglich. Auf ihrem höchsten Standpunkt wird die Kriegskunst zur Politik; freilich zu einer, die, statt Noten zu schreiben, Schlachten

liefert. Nach dieser Ansicht ist es eine unzulässige und selbstschädliche Unterscheidung, daß ein großes kriegerisches Ereigniß oder der Plan zu einem solchen eine rein militärische Beurtheilung zulassen soll; ja, es ist ein widersinniges Verfahren, bei Kriegsentwürfen Militärs zu Rath zu ziehen, damit sie rein militärisch darüber urtheilen sollen, was die Kabinete zu thun haben; aber noch widersinniger ist das Verlangen der Theoretiker, daß die vorhandenen Kriegsmittel dem Feldherrn überwiesen werden sollen, um danach einen reinen militärischen Entwurf zum Krieg zu machen. Eine gewisse Einsicht in das Kriegswesen sollte den Führern des politischen Verkehrs nicht fehlen. Aber diese Einsicht ist nicht die Haupteigenschaft eines Staatsministers; ist er ein großartiger, ausgezeichneter Kopf und starker Charakter, so läßt diese Einsicht sich wohl ergänzen. Soll ein Krieg ganz den Absichten der Politik entsprechen und soll die Politik den Mitteln zum Krieg angemessen sein, so bleibt, wo der Staatsmann und der Soldat nicht in einer Person vereinigt sind, nur ein gutes Mittel übrig: den obersten Feldherrn zum Mitglied des Kabinetes zu machen, damit er in den wichtigsten Momenten an dessen Berathungen und Beschlüssen theilnehme. Höchst gefährlich ist der Einfluß eines anderen Militärs als des obersten Feldherrn im Kabinet. Das wird selten zu gesundem, tüchtigem Handeln führen. Noch einmal: Der Krieg ist ein Instrument der Politik; er muß ihren Charakter tragen, muß mit ihrem Maß messen; die Führung des Krieges in seinen Hauptumrissen ist daher die Politik selbst, welche die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat, nach ihren eigenen Gesetzen zu denken." So spricht nicht ein den Kriegern neidiger Tintenkleckser, sondern, nach vier Kriegen, ein preußischer General: Clausewitz; Scharnhorsts Schüler und Gneisenaus Generalstabschef. Die nicht so empfinden, sondern meinen, nach Kriegsausbruch müsse man „die Sache den Schwertspezialisten überlassen", gleichen trägen Richtern, die ihr Urtheil über Menschliches an Gutachten kleistern, und blinden Wächtern, die faul sind, gern schlafen und von denen Jesaias Herr Zebaoth zürnt: „Jeglicher siehet nur seinen Weg und geizet für sich in seinem Stande." Daß Politik die Fortführung des Krieges mit anderen Mitteln, auch ihr jede dem Reichswohl gedeihliche List, Heuchelei, Gewaltthat erlaubt ist, haben, nach Caesars Römern und Mac-

chiavells Florentinern, auf Europens Erde (auf uns fremder hämmerte der Puls die Lehre ins Hirn), zuerst wieder die Briten erkannt. Zweifeln, hundert Jahre nach Clausewitz, Deutsche, daß der Krieg nur als Werkzeug der Politik noch erträglich ist?

Wie er, wo mit dem Einsatz der ganzen Streitwucht und wo behutsam zu führen sei, kann nur, darf nur der Politiker bestimmen. Der muß, ehe der erste Schuß kracht, zwei Fragen deutliche Antwort suchen: Was will ich und was vermag ich wider den Feind? Kämpft er gegen eine Koalition, dann hakt sich in die offene Oese der zweiten Frage schnell eine dritte: Wie entfremde ich die gegen mich Einigen, von Haß, nicht von Liebe, Verbündeten einander? Kann er, nach dem Ermessen wachen Menschenverstandes, Einen, gar den durch stete Kampfbereitschaft Gefährlichsten, vernichten: gen Diesen wende sein Feldherr sich mit unbrechbarer Allgewalt; und lasse den Anderen, die ohne dieses immer halb gezückten Schwertes Blinken still geblieben wären, Zeit, ihres Freundes Bedrängniß, ihres Feindes Stärke zu schauen. Sind Alle so kräftig, daß an Vernichtung von nüchternem Sinn nicht zu denken, mit Allen, als mit wichtigen Erdtheilspartnern, nach dem Krieg weiterzuleben ist, dann senken noch dornigere Fragen sich ins Bewußtsein. An welchen weist mich die Gefahr, zwischen fremden Rassen, Kulturen, Glaubensgemeinschaften einsam in Drang zu gerathen? Von welchem droht der Wirthschaft meines Landes der ärgste Schade? Welcher ist nach beträchtlichem Blutverlust, doch nie wieder nach sichtbarer Demüthigung zu versöhnen? Wo also sind entscheidende Kriegsschläge zu wünschen und wo, damit friedlicher Austrag möglich bleibe, zu meiden? Ist solcher Austrag, mit blankem Ehrenschild und zinsendem Ansehenszuwachs, nicht gerade hier langwierigem Hader vorzuziehen, den Haß empfiehlt, ein Zerstörer, niemals ein Zeuger? Kann mein Rom drei Punische Kriege ertragen oder fände es, wenn der erste gewaltigen Aufwand nur karg belohnt hätte, den Weg auf den Weltherrschaftfirn zu weit, zu steil, zu theuer? Ist es nicht eitler Selbsttäuschung nur ein Rom, ungeblendetem Blick aber die neue Karthago, der, weil ein gewissenlos zäher, von Tributfron reich gewordener Feind sie auf vier Walstätten befehdet, Hamilkar, Hasdrubal, Hannibal mit den tapfersten Truppen das Leben in Freiheit nicht wahren können, die aus dem Feuertod als Römerkolonie aufersteht, der Vandalen,

Sarazenen, Hispanier Beute wird und nur ihres Namens Glanz hinterläßt? Deren Vormann hätte der auf Handelsgewinn angewiesenen Heimath klüger gedient, wenn er dem Gentleman Masinissa auf dessen Schleichpfad in profitliche Verständigung gefolgt und in Nordafrika der Junior-Partner der römischen Weltfirma geworden wäre. Dann behielt Karthago seine Inseln, Kriegsschiffe, Elephanten, Talente. Und Rom hätte den Augustus und Belisar die Baukosten erspart, wenn es seinem Cato die ewige Mauldrohung verboten und billige Fusion mit den Phoinikersprossen befohlen hätte. Hannibal war ein vom Fieber des Afrikanerblutes wirrer Bonaparte; und der Scipio, der ihn bei Zama schlug, einem Gneisenau ähnlicher als einem Stein. Feldherren aus zwei Zonen; nicht Staatsmänner. Die aber nur können aus der Summe des Möglichen das Nothwendige errechnen. Die nur dürfen bestimmen, mit welchen Mitteln, bis an welches Ziel der Krieg zu führen ist.

„Den Krieg, der begonnen hat (und den weder die Selbstanzeige frommer Rechtlichkeit noch das Schwächlingspiel mit Verrufserklärungen uns ins Heilsame fördert), diesen Krieg, der nie war und nie wieder sein wird, kann nicht der Soldat allein führen. Die Staaten, die uns befehden, herbergen mindestens siebenhundert Millionen Menschen. In solchem Drang ist nicht nur Militärisches zu besinnen. Das Heer ist des Reiches Wall. Nun schlug des Politikers Stunde. Er muß Europa retten. Denn mit dem Erdtheil sänke unsere Heimath in Nacht.“ Daß ichs schon in der dritten Kriegswoche hier aussprach, trieb ein ganzes Fähnlein in den Mahnruf: „Zu früh!“ Zu spät: wenn noch nicht nebellos klar ward, wo das Kriegerwerkzeug, das Schwert der Politik nur schrecken, die Haut ritzen, wo tötlich treffen und wo neues Leben vom Nabelstrang schneiden solle. Klar nicht nur im Hirn Einzelner: im bewußten Willen der ganzen Nation. Die kann, mag, darf heute nicht mehr behandelt werden wie ein gläubiges Kinderherzchen, das sich im Dunkel zu gedulden hat, bis ihm unter Weihlichterglanz die Christgeschenke aufs weiße Linnen gehäuft sind. Die bringt kein Donnerwort und keine Schmeichelweise in demüthige Andacht vor schulenburgischer Weisheit zurück, der auch nach verlorenen Bataillen Ruhe die erste Bürgerpflicht schien. Bismarck, der nach zwei Siegen Vertrauen heischen durfte, hats ihr 1870 nicht zugemuthet; ist sogar ohne Weitung militärischer Machtbezirke recht gut ausgekommen. Und Stein hat weder 1806 den

Maulkorberlaß des Grafen Schulenburg noch 1808 das grämliche Wüthen preußischer Censoren gegen Fichtes Reden gebilligt. Einmal nur näherte er seinen Wunsch ihrem Angstgebot: als der Professor der berliner Königlichen Universität die Pflicht zur Volkserhebung gegen den fremden Knechter so laut betont hatte, daß dessen Lauscher den Ruf nicht überhören konnten. Preußens Waffe ist noch stumpf, sein Boden, überall, die Lagerstatt französischer Heere, die ein Wink des Imperators zu neuem Angriff aufscheucht: Ohnmacht darf rohe Uebermacht nicht reizen. Dennoch stellte der Minister sich nicht auf das schroffe Verbot des Konsistorialpräsidenten Schewe (der, wie Hofprediger Sack und Rath Nolte, immerhin die zum Urtheil über Wortkunstwerke nöthige Vorbildung hatte), sondern schlug zwischen Autor und Censor eine Nothbrücke, auf der sie ohne Zusammenprall einander schmale Raumfreiheit gewähren konnten. Und was hatte Fichte gesagt? „In welchem höheren oder niederen Grade es uns übel gehen wird: Dies mag ganz besonders von dem Verstand und dem guten Willen Derer abhängen, denen wir unterworfen sind. Ob aber jemals es uns wieder wohl gehen soll: Dies hängt ganz allein von uns ab und sicherlich wird nie wieder irgendein Wohlsein an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen.“ Darin mußte Bonapartes Behörde, die auch in Berlin willkürlich schaltete, die Sehnsucht nach der Befreierthat der Volksmasse wittern. Noch war nicht allgemeine Wehrpflicht; noch hatte Altenstein nicht vorgeschlagen, im ganzen Preußenstaat Einkommensteuer zu fordern. Und nach Jena und Tilsit durfte der finstere Tyrann nicht erzürnt, das Vertrauen in die muthige Klugheit der Staatslenker nicht völlig entwurzelt werden. Heute? Vor vierzehn Tagen hat das Zeitungsyndikat Frankreichs, dessen Nordostgebiet seit drei Monaten die Geschosse unseres Millionenheeres aufwühlen, durch die der Regirung dienstbare Havas-Agentur die Wehrsätze verbreitet: „Die Censur muß auf das Verbot dem Staat schädlicher und als falsch erwiesener Nachrichten beschränkt bleiben. Die Freiheit der Presse, die Freiheit der Meinungaussprache ist dem Volk in Kriegszeit eben so unentbehrlich wie im Frieden. Das ist auch vom Kriegsminister und vom Haupt der inneren Verwaltung anerkannt worden. Beide haben versprochen, unsere Rechte, des Berichterstatters, Wächters, Kritikers, durchaus zu achten. Greift die Censur trotzdem über das Verbot schädlicher und falscher Nachrichten hinaus, dann muß

das Land hören, daß auch da, wo an Schädigung der Staatssicherheit nicht gedacht werden kann, der Presse Schweigen aufgezwungen wird.“ Vom Feind, vom erbärmlichsten, kann man lernen. In den „Times“ wurde neulich gesagt: „In Deutschland lebt ein fleißiges, gescheites, ein großes Volk. Dieses Volk aber will in uns den Glauben erzeugen, daß seine Glieder, alle, gleich fühlen, denken, handeln, und läßt sich von seiner Regirung deshalb die Meinungen, die es haben darf, in den Mund legen. Ihm fehlt der Wille zur Freiheit. Deren Wesen sehen wir darin, daß jeder Einzelne glauben darf, was er selbst für wahr hält, und thun darf, was ihn selbst richtig dünkt.“ Träfe dieser Tadel am Leib Deutschlands einen wunden Fleck: wir wären des Ranges nicht würdig, den unser Stahl jetzt begehrt; und müßten vor deutschen Kriegern in Scham erröthen. Ein Volk, das nur im Dämmerlicht, unter des Zuchtmeisters Ruthe, bei Milchbrei und Zuckerwaare, still, einig, zum Guten entschlossen bliebe, müßte noch manches Paar Kinderschuhsohlen durchlaufen, ehe es in Vormacht und Erdschiedsrichteramt aufsteigen dürfte. So, liebe Feinde, sieht Euer Irrwahn Deutschlands Volk. Das blutet. Das haftet und zahlt. Das will und darf wissen. Alles; auch Schmerzliches. Das mag nicht in erkünsteltem Rausch, mit Hurra und Hussa, vorwärts taumeln; wach und stark, nüchtern und stolz schreitet es seinen Schicksalsweg, in dessen Hag über Dornen ihm Rosen duften. Sein Vertrauen reift nicht über den Glühbirnen der Amtshäuser; erblüht nicht aus Schweigebefehlen. Die waren in Urvätertagen schon der dürftige Nothschurz der Schwachheit. Kräftige haben vor Kritik nie gebangt; freuten sich immer am Wetzspiel der Meinung, dessen Funkengestiebe ihr Auge erhellte. Unter Bismarck und Moltke: öffentlich breite Erörterung der (zunächst doch militärischen) Frage, ob die Beschießung von Paris nicht verzaudert worden sei. Jetzt, da sie nöthiger als je zuvor ist, keine Kritik, auch nicht von Taktgefühl und Vaterlandliebe gesänftigte? Taugliche Köpfe, weil sie nicht auf dem Rumpf des Beamten thronen, von jeder Mitwirkungmöglichkeit, bescheidenster, ausgeschlossen? Dann dürfte die Sippe höhnen. Doch wir sind nicht furchtsamer als unsere gewaffneten Helden. Und wissen, deutscher Gottheit, wie Fichte einst, voll, daß nie wieder irgendein Wohlsein an uns kommen wird, wenn wir nicht selbst es uns schaffen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. Dezember 1914.

Was sollen wir thun?

Kriegsweihnacht.

Unter dem Dach deutscher Heime, deren Erhalter nicht draußen, in Ost und West, den Rock und die Waffen des Reiches trägt, dürfte in der Weihnacht des Verhängnißjahres kein Gabentisch prangen, kein Christbaum duften, keiner Jesuskerze milder Goldglanz das dunkle Grün der Tannen durchleuchten. Weil sichs nicht schickt. Weil uns nicht ziemt, in sattem Behagen Feste zu feiern, während ein ungeheures Heer deutscher Menschen auf ferner Wacht friert, in Feuersnoth und Eisengewitter keucht oder in grausig gelichtetem Schwarm nach der Schlacht sich zu kurzer Rast sammelt. Wo verröcheln die Kameraden? Zu sorgsamer Bestattung blieb keine Frist. Vor, in, hinter den Schützengräben liegt noch, was gestern fiel. Ehe der Befehl zum „allgemeinen Sturm“ kam. Siebenhundert Meter ohne Deckung; gegen Maschinengewehre. In Reihen hatten die tapferen Jungen sich vornüber gelegt. Eine, zwei, sechs. Wie Halme, die ein Windstoß geknickt hat. Den Graben, in dessen Schutz Einzelne zurückfanden, haben Granaten zerwühlt. Die Sterbenden sind in der letzten Bewegung erstarrt; im Anschlag, mit zornig himmelan geschleudertem Arm, auf strauchelnden Knien. Schichtet sie, endlich, unter die entblätterte Buche. Und schaufelt, unter feindlichem Feuer, drei Massengräber. Schnell: der Pfarrer muß weiter. Da bringt ihn das Auto. Der Nachtwind überheult seine Worte, zerzaust ihm den Bibelspruch, peitscht ihm das Schnurrbarthaar zwischen die Lippen, die frommen Trost spenden wollen. Das dünne Menschenkränzchen, das sich um das erste,

zweite, dritte Grab schlingt (die Verluste waren groß und die Schützengräben dürfen nicht entblößt werden), hört den müden Priester kaum. Horcht aus dumpfer Trauer auf das schrille Pfeifen und den Einschlagsknall der Geschosse. „Danke, Herr Pfarrer." Die Spaten knirschen sich durch die gefrorene Erdoberschicht und werfen kalte Schollen auf das Gehäuf verrenkter Glieder. Wer bettet uns? Wann? Warte nur: balde! „Rüstig, Kinder! Die Engländer schießen so wild mit Schrapnells, daß Einem warm wird wie in Teufels Küche und wir, für alle Fälle, jeden Mann hinter Drahtverhau haben müssen. Diese verdammten Nachtangriffe!" Aus. „In Gott starben fürs Vaterland und ruhen hier..." Wo ruhen die heute Gefallenen? Bereitet der Feind ihnen die Gruft und schirmt sie vor der Gier lungernder Leichenräuber und hungernden Rüsselviehs? Die Stunde, die so Furchtbares schaut, die aus hunderttausend Wunden das Blut deutscher Mannheit wegtropfen hört, darf uns nicht selige, fröhliche Zeit sein. Baum und Lichte, Aepfel und Nüsse, Lebkuchen und Marzipan, Karpfen und Christstolle, Alles, was Ihr sonst ins Heim schenkt: ins Feld, in die Lazarete! Redliches Hausgesinde wird gern auf die Bescherung verzichten, wenn es weiß, daß sie deutsche Krieger erfreut. Und die Kinder sollen sich ihr Leben lang der lichtlosen, putzlosen Weihnacht des Jahres erinnern, da das Vaterland um seine nächste und fernste Zukunft focht und einen Krieg führte, wie keiner je war. Nur Kindern, deren Ernährer im Kampf oder vom Kampf siech sind, wollen wir bescheren: damit ihnen ein Bischen Freude werde und dem Spielkramhändler nicht alle Einkunft fehle. Besinnet, Eltern, was Ihr in Nothzeit ausgeben könnt; karget nicht etwa, weil das Geschenk diesmal nicht im Haus bleibt; öffnet die Herzen, den Beutel, die Hände; und sorget, daß nirgends ein Handelszweig verdorre. Schneider und Handschuhmacher, Buch- und Bildhändler, Luxus- und Schleckereikrämer wollen auch überwintern; müssen: sonst stockt im Körper deutscher Wirthschaft der Lebenssaft, wenn er, im Lenz, wieder aus kräftigem Drang in den Wipfel aufsteigen soll. Gehet, deutsche Fürsten und Millionenbeherrscher, mit edlem Beispiel voran; lasset nicht in die Zeitung setzen, daß Ihr „namhafte Summen" gespendet habt, sondern den Betrag in klaren Ziffern nennen. Das wirkt dann nach unten fort. Schon im August haben zweihundert londoner Firmen beschlossen, ihren ins Heer oder in die Flotte

berufenen Gehilfen für die Dauer des Krieges den Regirungsold aus eigenen Mitteln so zu erhöhen, daß er nicht unter der Gehaltsstufe bleibe, die der Angestellte vor dem Eintritt in den Wehrdienst erklettert hatte, und sich verpflichtet, den Heimkehrenden lohnende Arbeit zu finden. Sechzehnhundert andere Firmen haben damals gelobt, jeden Gehilfen, der sich dem Landwehrdienst zuschwört, so fest, mit Lohn und Darlehen, zu stützen, daß er allen Pflichten genügen kann. In solchen Bezirken keimt noch manche Möglichkeit, den Kriegern Freude zu stiften und die Sorgenbündel zu erleichtern. Wir haben, auch der in Dürftigkeit Hausende, ein Obdach, ein warmes Stübchen, ein Bett, eine dampfende Suppe. Wir müßten uns eines üppigen Gabenfestes schämen. Aus unserer Seele flamme das Julfeuer; in unserem Willen zum Sieg erbrause Wotans Gejaid, des ruhmreichen Germanengottes Wildes Heer. Höret im Dom von Heiligen, leset im Herdfrieden von Märtyrern: Keinem ward härtere Pflicht als Euren Brüdern im Feld und auf düsterem Meer; Keiner trug froher sein Kreuz. Wer deutschen Kriegern eine Stunde erhellt, feiert deutsche Kriegsweihnacht. Und vor seinem inneren Blick, nur vor seinem erblüht in der heiligen Dezembernacht tief im Waldesdickicht der Baum, von dem im zehnten Jahrhundert aus Arabien die Wundermär nach Europa drang und die Lichterbaumfeier einwurzelte. Wo Menschenliebe Menschen beglückt, blühen und duften aus vereister Erdrinde noch in lenzlichem Schimmer die Bäume.

L'Italia farà da sè.

1909. Aus der Südkrim ist Nikolai Alexandrowitsch in den Bezirk der Mittelmeerbahn gereist. Durch die Dardanellen durfte, über Odessa-Budapest-Venedig wollte er nicht fahren. Als er in Racconigi den König Victor Emanuel (und den zum Kolloquium gebetenen Herrn Pichon) begrüßt hat, heißts in Berlin: „Was kann denn herauskommen? Der Ertrag wird eben so unfindbar sein wie der aller bisher vor unserem Auge und hinter unserem Rücken ausgetauschten Bündnißverträge und Freundschaftbetheuerungen." Ist dieser Ertrag wirklich unfindbar? Alle wichtigen Entscheidungen der letzten Jahre sind, in Ostasien und am Persergolf, in Nordwestafrika und Südosteuropa, gegen unseren Willen oder mindestens ohne unsere Mitwirkung Ereigniß ge-

worden. Alle Imponderabilien deutscher Macht sind verzettelt, verschwatzt, verzaubert. Unsere Verhandlungfähigkeit reicht nur just soweit noch wie die Trefffkraft unserer Kanonen. Als der vierte Kanzler die Möglichkeit aufdämmern ließ, fünf Millionen deutscher Soldaten könnten mobil gemacht werden, wich der Britenconcern für ein Weilchen zurück. So tief waren wir nun unter der alten Höhe, daß wir, um Winziges durchzusetzen, das Schwert lockern mußten. Rußland hat kein schlagfertiges Heer: und wird von aufdringlicher Liebe umbuhlt. Petersburg, Paris, Wien sogar darf der Betrachter eher zu den Centren internationaler Politik zählen als Berlin. Kein Ertrag? Millionen Britenhirne ersehnen den Tag, der Deutschlands Kolonien unter fremde Flagge bringt, Deutschlands Flotte als einen Trümmerhaufen in den Meeresgrund scharrt. Wo wäre dann ein starker Freund, der, ohne selbst gefährdet zu sein, uns beistünde, einer nur, der aufrichtig mit uns trauerte? Für diesen Tag aber wird in Ost und West so betriebsam vorgearbeitet, für den Tag anglo-deutscher Auseinandersetzung so geschäftig in Nord und Süd. Und nur ein Tropf oder Trüger kann diese Vorarbeit ertraglos nennen.

Das Instrument des Dreibundes hielt schon Bismarck für ziemlich verbraucht; er rechnete mit Möglichkeiten, die nicht einmal im engen Bereich deutsch-österreichischer Solidarität lagen. Italien erwähnt er kaum. Er wußte, daß die Angliederung Italiens nur als ein pfiffig ersonnenes Kunststück, nicht als eine fortzeugende Geniethat in der Geschichte leben werde. Das Bündniß mit Oesterreich ließ Deutschland ohne Deckung gegen einen französischen Krieg; und dem suggestiblen und nach jedem Lorberreis langenden Crispi war leicht einzureden, die Republik der Gambetta und Galliffet gefährde die italische Freiheit und die Souverainetät des Hauses Savoyen. (Gerade Crispis Abschwenkung zu Deutschland und den „Usurpatoren“ von Triest und Trient hat dann die Franzosen, die darin Undank empfanden, gegen Italien gestimmt.) Von diesem Erfolg arminischer List sprach der Entlassene lächelnd, ohne ernsten Stolz, wie von einer Bülte, auf die der spürsinnige Entenjäger seinen Fuß gestellt hatte. Zu spät sah er ein, daß ihm ein Irrthum das Auge trübte, als er Italien zu den saturirten Staaten zählte. Gesättigt (schon Crispi hats leise angedeutet) wird sich das Königreich vielleicht fühlen, wenn es

beide Küsten der Adria umfaßt und im Orient mitschmausen durfte. Das ahnte Bismarck erst, als Umbertos Minister Rudini mit den Russen zu äugeln begann und Herr von Giers als postillon d'amour nach Monza ging. Das Bündniß sollte Italien vor französischer Ingerenz schützen und dem Deutschen Reich zur Waffenhilfe gegen französischen Angriff verpflichten. Heute ist Italien der Nachbarrepublik, an die sein Wirthschaftbedürfniß es weist, eng befreundet; und wenn unsere Westgrenze bedroht wäre, stieße aus dem Land Victor Emanuels kein Mann zu unserem Heer. Italiens Protektor ist Deutschlands Feind: Großbritanien. Italiens einziger Feind ist ihm und Deutschland verbündet: Oesterreich-Ungarn. Was ist von solchem Bündniß zu erwarten? Daß die Italiener, die sich selbst nachsagen, daß sie oft Dummheiten reden, doch nie Dummheiten machen, das Band nicht lösen, ist begreiflich. Schon Nigra rief, Italien könne mit Oesterreich nur im Bündniß oder im Krieg leben. In Tirol steht Austria gewaffnet auf der Hochwacht; seine Offziere ersehnen die Gelegenheit, die auf manchem Feld Besiegten noch einmal zu schlagen: und am Ende ists besser, mit dem Heer der Habsburger einstweilen noch nicht die Klinge zu kreuzen. Für Italien hat der Dreibundvertrag den Werth einer Wartehalle, in der es die dem Kriegswagniß günstigste Stunde ungefährdet erlauern kann. Das Ansehen des Deutschen Reiches bürgt den Savoyern gegen österreichischen Angriff. Und den Habsburg-Lothringern gegen italienischen. (Bis auf Weiteres, muß der Vorsichtige hinzusetzen.) Welchen Vortheil aber bringt uns dieser Bund? Wo auch nur noch den winzigsten? In allen Krisen der letzten Jahre stand Italien bei unseren Gegnern.

1911. Italien hat dem Türkenreich Tripolitanien und die Kyrenaika entrissen, durch diesen kecken Streich (auf den London und Paris, nicht Berlin vorbereitet worden war) den Bundesgenossen in arge Verlegenheit gebracht und damit bewiesen, wie niedrig es den Nutzen des alten Vertrages einschätzt. Dürfen wir dem Volke grollen, das sich in die Römerglorie eines Kaiserreiches zurücksehnt? Als (gerade vor dreißig Jahren) Mancini und Blanc über die Bündnißmöglichkeit verhandelten, weigerte Bismarck ihnen jede über das Territorium des jungen Königreiches hinaus langende Bürgschaft; fürs Mittelmeer wollte er nichts versprechen, mit der Sorge für die intérêts primordiaux Italiens nicht belastet sein.

Darüber mochte es sich mit England verständigen, dessen freundliches Verhältniß zum Deutschen Reich eben so unentbehrliche Voraussetzung des Dreibundes war wie der franko-italische Zwist. Beide Vorbedingungen sind längst gefallen; und Italiens Recht, seine Mittelmeergeschäfte mit anderen Partnern abzuschließen, konnte niemals bestritten werden. Daß Baratieris Heer bei Adua vernichtet, Italien durch den von England geförderten Aufstand der Derwische aus dem Nilthal gedrängt und genöthigt wurde, Kassala den Briten zu räumen, trübte die Stimmung zwischen den durch „traditionelle Freundschaft" (Rudini) verbundenen Völkern. Italien muß auf Tunis, Abessinien, den Nil verzichten und möchte sich in Tripolitanien entschädigen. England erlaubts nicht; und giebt, in dem Vertrag vom einundzwanzigsten März 1899, den Franzosen, als Pflaster für Faschoda, das tripolitanische Hinterland. Im nächsten Jahr sind Hanotaux und Visconti-Venosta einig. Frankreich leiht den Italienern wieder Geld und kauft ihnen Waaren ab: die entente franco-italienne ist Ereigniß. Frankreich wird in Tripolis, Italien in Marokko den wiedergefundenen lateinischen Bruder am Vormarsch hindern. Der Dreibund? „Der Vertrag enthält nichts, was die Ruhe und Sicherheit Frankreichs stören könnte, und vermag die Entwickelung unseres herzlichen Verhältnisses zu Frankreich nicht im Allergeringsten zu hemmen." (Minister Prinetti.) „In keinem Fall und in keiner Form kann Italien je wieder das Werkzeug einer gegen unser Land gerichteten Drohung werden." (Minister Delcassé.) So weit sind wir im Sommer 1902. Noch im Januar hat England von Malta die Kreuzer „Theseus" und „Surprise" nach Bomba und Tobruk geschickt, um an Tripolitaniens Küste seine Flagge zu zeigen und die Italiener vor einer Expansion in türkisches Land zu warnen. Laut ist in Rom ja schon gefragt worden: Andiamo a Tripoli? Herr Delcassé wirkt bei seinen londoner Gönnern für Italiens Sache. Unterstaatssekretär Bacelli muß im Parlament sagen, die Regirung denke nicht an die Annexion Tripolitaniens und der Kyrenaika. Das genügt; Italiens „Rechte" auf diese Gebiete werden von dem Ministerium Salisbury anerkannt und King Edward giebt der Zuversicht Ausdruck, daß die anglo-italische Freundschaft nie enden werde. Mit Rußland (Giers, Iswolskij), Frankreich, England hat Italien seinen Handel im Reinen; der Dreibundvertrag schließt solche Ge-

schäfte nicht aus. Die Abwickelung ist nicht eilig. Wenn die Türkei aber zu erstarken scheint, Frankreich mit deutscher Nachhilfe Marokko seinem nordafrikanischen Imperium eingliedert und die Spannung zwischen England und dem Deutschen Reich so unleidlich geworden ist, daß Britanien den seinem Concern Zugehörigen nichts versagen darf, dann ist Zeit, zuzugreifen. Sonst würde die günstigste Stunde versäumt. Wir dürfen nicht klagen. Warum ließen wir den Text des Vertrages vom zwanzigsten Mai 1882 ändern, das Vertragsinstrument völlig entwerthen? Unsere Schuld.

Noch aus Fehlern weiß der Klüge Zins zu ziehen. Nach dem italienischen Ultimatum mußte das Deutsche Reich in Rom den Vertrag kündigen. Höflich; der Botschafter durfte kein nach Tadel schmeckendes Wort über die Lippe lassen und nicht einmal andeuten, wie oft er im Lauf des Winters den Herrn der Consulta gebeten habe, das tripolitanische Abenteuer noch aufzuschieben. Da wir nicht Arm in Arm mit den Türken die Westmächte sammt Rußland in die Schranken fordern konnten, mußten wir dem Islam, der aus Deutschland zwar oft schöne Worte gehört, in Deutschland aber bis heute noch nie den Helfer aus Fährniß gefunden hat, mindestens zeigen, daß unser Weg von Italiens abbiegt. Die Demonstration wäre wirksam gewesen und hätte uns nichts gekostet.

1912. Die Schwachheit von Tunis und die Schlappe von Adua sind verschmerzt. Das Trachten, aus Italien, nach dem hübschen Wort des Herrn Charles Loiseau („L'Italie et la question d'Orient"), einen Regenschirm zu machen, den des Besitzers Hand nach keiner Seite hin mehr aufspannen kann, ist mißlungen. Die alte Frage „Nehmen wir Tripoli?" ist glorreich bejaht worden. Nicht eine halbwegs ernsthafte Schlacht verloren; nicht ein Schiff beschädigt. Blut ist geflossen, mancher Jüngling kehrt nie wieder ins Goldorangenland heim und die Staatskasse ist um eine halbe Milliarde ärmer. Haben nicht auch wir jede Kolonie, die dürrste mehr als einmal, mit Blut und mit Gold gedüngt? Ist der Werth Tripolitaniens und der Kyrenaika etwa geringer als des Herero- und Hottentotenbezirkes, der für kurze Abendstunden in Diamantenglanz prunkt? Deutsche Schiffe können, wenn die fratellanza latina und England ihnen die Kohlenzufuhr sperrt, in keine deutsche Kolonie gelangen. Von Katania nach Tripoli ist ein Katzensprung. Das letzte große, Europäern noch nicht unterthane Mittelmeerland. Tripolitanien

ist eine Wüste? Freilich: Saharaland; der größte Theil sandig und unbewohnbar. Doch die Zahl und der Umfang der Oasen ist, von Mechya bis nach Kufra, nicht gering; und muß die libysche Wüste ewig wüst bleiben? Moderner Technik bietet der alte Plan, die Sahara zu bewässern, kaum noch abschreckende Schwierigkeit. Der Sudanese ist ein billiger und guter Arbeiter. Und dicht bei Tarabolos-el-Rharb, der Tripolis des Westens, tragen auf dem von Pumpbrunnen und Kanälchen genäßten Saharaboden Pflaumen- und Pfirsich-, Citronen- und Orangenbäume Blüthe und Frucht; spendet das Riesendach eines unübersehbaren Palmenwaldes Schatten; reift Weizen, Gerste, Mais und jede Art europäischen Gemüses. Die Kyrenaika, mit dem (nach Herodots Libyerüberlieferung) durchlöcherten, Regen und Thau schenkenden Himmel, mit dem Grünen Berg (Djebel Akhdar: der Legendenstätte des Gartens der Hesperiden) und dem Rothen Hochland, dessen eisensalzhaltiger Humus die Wachsthumskraft aller Pflanzen ins Subtropische erhöht, ist ein üppige, Europäern wohnliche Ackerbaukolonie. Die Bai von Tobruk, die Schweinfurth für Hafenanlagen eben so günstig fand wie La Valette und Biserta, kann, zwischen West (Marokko, Algerien, Tunesien) und Ost (Balkan, Levante, Egypten, Kleinasien), eine Flottenstation von mitentscheidender Stärke werden. Daß der Sudan früher als Tripolitanien vergeben sein werde, konnte Gerhart Rohlfs nicht ahnen; war er deshalb ein blinder Gimpel, da er den Besitz der Syrtenländer höher als Tunesiens einschätzte? Doch die Wuth der Araber duldet, wie die zärtlichere der Frühlingssonne, nichts Weißes; die dauernde Sicherung der Herrschaft über Libyen ist nie gelungen. Niemals. Nur ist damit nicht bewiesen, daß sie auch dem Maschinengewehr, das in Minuten, ohne das Geräusch einer Gartenspritze zu übertönen, Abertausende hinstreckt, nicht gelingen könne. Schließlich: Italien hatte die egyptische und die tunesische Gelegenheit versäumt; ihm blieb keine Wahl. Was es jetzt erworben hat (die den Türken zugesagte Entschädigungsumme ist ein Pappenstiel und wird obendrein noch in Raten gezahlt), darf kein Nüchterner eine Kolonie ersten Ranges nennen; auch nicht, wenn in dem frankoitalischen Geheimabkommen von 1901 (Delcassé-Prinetti) das Hinterland reichlich bemessen und die Oasenzone von Rhat bis Rhadames ihm zugezählt ist. Für Politik und Wirthschaft des Appeninen-

reiches wiegt es dennoch ungemein schwer; mögen Kaufleute, die langsichtige Wechsel nicht lieben, im Ton tiefster Verachtung das Geschäft schelten und Meinungmacher wieder, wie anno Marokko, trillern: „Welches Glück, daß Deutschland nicht solche Kämpfe zu führen hat!“ Dieser Kindertext hätte auch auf das Indien der Seapoyzeit und auf die Kapkriege gepaßt. Italiens Volk war nie so einig, von Turin bis nach Palermo von solcher Freude am Vaterlande durchglüht. Victor Emanuel und Giolitti müssen heute thun, als habe der Gedanke an Albanien nicht einmal im Traum ihr Hirn gestreift; noch morgen würde der Verdacht schädlich, daß ihr Streichholz ein Feuer anzünden wollte, an dem in Cetinje der Schwiegerpapa sein Süppchen wärmen kann. Auch übermorgen ist ein Tag. Die Volksphantasie hat neue Nahrung. Bald tost sie ins Blau, aus dem, wie Blinkfeuer, das Lichtbild einer Kaiserkrone funkelt. „Wir sind wieder Römer. Die Herren der ins Lateinerinteresse eingemörtelten Papstkirche. Valona ist unsere nächste Etape. Unser Arm umfängt die Adria. Spitze und Absatz unseres Küstenstiefels sind fortan Roms Hoheitzeichen im Joniermeer.“

Von Tunesien, von Tuareg, vom englischen Sudan aus ist das Syrtenreich leicht zu gefährden. Zwischen Sizilien und der weißen Citadelle von Tripoli liegt Malta; dem Kitchener ein stärkeres Geschwader erwirkt hat. Wer darf, nach einem Blick auf die Karte, wähnen, Italiens Herz müsse vom neuen schnell sich wieder zum alten Dreibund wenden? Rußland hat die Türkei unter dem Druck ängstigender Drohung gehalten. England ihr den Weg durch Egypten, auf dem sie Truppen nach Benghasi schicken konnte, verriegelt und damit ihre Niederlage entschieden; dann auf dem Balkan die Zündschnur gezogen und dem von fünf Heeren bedrängten Sultan den Friedensschluß abgepreßt. Italien wirds nicht vergessen; und ist fürs Erste mindestens, mit noch vergrößertem Besitz offener Küsten, mehr als je zuvor auf Englands Freundschaft angewiesen. Wie lange? „Italien wird bald die meisten europäischen Mächte um sich geschaart sehen. Egypten, Tripolis, Tunis, Algerien sind die von der Natur uns bestimmten Kolonien. Englands und Frankreichs Versuche, die glorreiche Römerzeit aus dem Grab zu rufen und in Nordafrika das von der Natur uns Italienern zugedachte Patronat an sich zu reißen, sind fruchtlos geblieben. Wir dürfen niemals vergessen, daß in Egypten fünfzehntausend Italiener

leben, daß in Algerien und Tunis die Zahl unserer Volksgenossen noch größer ist und daß an allen Küsten der Italerstamm in den Künsten, in Handel und Industrie herrscht." Als Campo Fregoso, vor vierzig Jahren, in dem Buch über Italiens Primat diese Sätze veröffentlicht hatte, nahmen die Leser sie nicht allzu ernst. Der Größenwahn der Römerenkel war ja nicht neu und ihre Megalomanie schien der Nachbarschaft nicht gefährlich. Daß den Italienern die Herrschaft über Nordafrika gebühre, hatte Mazzini Jahrzehnte lang gekündet. In England dachten die Politiker wie Stockmar, der den Prinz-Gemahl an die Pflicht mahnte, Italien zum Kampf gegen Frankreich zu stärken. Thiers kannte den lateinischen Vetter; hatte vorausgesagt, daß Italiens Dankbarkeit so lange währen werde wie seine Schwäche; und konnte lächeln, als Rochefort und Clemenceau riethen, Korsika den Italienern zurückzugeben, die gerade die Ueberrumpelung Tunesiens planten. Ist die Thatsache, daß auf diesen Plan erst verzichtet wurde, als der Großwesir Ali Pascha mit einer Flottendemonstration drohte, nach den Inselsiegen der Römermarine schon völlig vergessen? Im Heilsjahr 1912 sieht das Weltbild freilich anders aus. Egypten britisch; Marokko, Algerien, Tunesien französisch; Tripolitanien und die Kyrenaika italienisch; die Türkei aus ihrer letzten Afrikanerfestung verdrängt und auf den Schutz durch ungestüm schwankende Araberlaune angewiesen. Und Victor Emanuel ist der Freund des russischen, der Schwiegersohn des montenegrischen Nika, der Schwager des Serbenkönigs; mit seinen Gefühlen und Machttrieben dem Balkan verlobt. Schon wird die Adria wieder der Golf von Venedig genannt und von der Nothwendigkeit des „adriatischen Gleichgewichtes", noch leise, gesprochen. Schon redet Rom mit, wenn über Albanien verhandelt wird; und aus dem Blick, der die Handelsblüthe Triests und Antivaris, Fiumes und Cattaros streift, funkelt neidige Gier. Tunis ist, mit dem Sizilien so nahen Biserta, an die Franzosen verloren; und unvergessen noch das Ausplauderwort des Marineministers Pelletan: „Im Besitz von Biserta, von Korsika, das wie eine geladene Pistole aufs Herz Italiens zielt, und von Toulon können wir, trotz Gibraltar und Malta, zwischen den beiden Hälften des Mittelmeeres die Thür offen halten." Auch wider ein neues Römerimperium, das im Syrtenmeer, bis fast an Kretas Küste, herrscht und von Brindisi seine „natür-

liche Einflußsphäre“ bis nach Valona geweitet hätte? Unter neuem Himmel soll ein Theil des Traumes, der Mazzini und Campo Fregoso einst tröstete, nun Wirklichkeit werden. Die Excellenz Giolittis haben Skrupel nie geplagt. Um sich auf der Machtzinne zu halten, wird er seine Sünderseele dem Teufel verschreiben (der längst die Erste Hypothek darauf hat). Den Briten zuraunen, daß er im mediterranischen Reich nur ihre Geschäfte besorge. Mit den Wienern äugeln und ihnen schwören, daß er die Existenz des Albanerlandes vergessen, den alten Narbenschmerz in der Adriaflanke ausgeheilt habe. Den Südslawen betheuern, daß Oesterreichs Uebermuth zugleich mit der Türkenmacht zerbröckeln werde, die Stunde der Rache und gesättigter Großserbensehnsucht also nah sei. Den Berlinern vorschwatzen, nur Frankreichs Absicht, auch das letzte Stück nordafrikanischer Erde zu erraffen, habe ihn zu der Expansion nach Tripolitanien gezwungen, und, mit dem Schwurfinger auf dem Mittelstück des Bündnißvertrages, geloben, daß am Rhein und am Fuß der Alpen die Bersaglieri das Deutsche Reich gegen Gallierwuth vertheidigen werden. Dieser Ritter des Schwarzen Adlers macht wirklich Alles und hat den Rumpf, der einen manchmal tollkühnen Schlaukopf trägt, mit allen Salben des nahen und fernen Orients geschmiert. Fratellanza latina? Auch dieses (etwas abgestandene) Gericht kann, wenns verlangt wird, aufgewärmt und mit einer rasch zurechtgequirlten und gewürzten Sauce dem Hunger hingerückt werden. Warum denn nicht? Noch soll ja, vor festem Balkanfrieden, der Kampf ums Mittelmeer nicht beginnen; der Bruder nicht dem Bruder mißtrauen lernen. Nikolai Alexandrowitsch heischt die sichtbare Wiederkehr franko-italischer Freundschaft (l'honneur et l'argent). Und der kluge Schachspieler hält sich, so lange es irgend geht, auf dem Brett alle Felder offen.

England hatte gehofft, die Türkei werde den neuen Stoß nicht überdauern und, zunächst, dem Sultan ein Gegenkhalif erstehen, den, in Arabien, englischer Einfluß sacht schmeidigen könnte. Noch siehts nicht danach aus. Welcher Nutzen ist dann aber von dem Krieg für Britanien zu hoffen? Rußland verräth Lust zur Bethätigung der langsam wieder erstarkenden Stoßkraft. Und Italien läßt sich, vor Aller Augen, mit ihm ein, weil der größte Theil der Britenflotte aus dem Mittelmeer in die Nordsee gezogen ward. Da bleibt manche gefährliche Kombination denkbar. Die mediterra-

nische Herrschaft ist keine Ramschwaare. Was da unten im Dunkel wächst, schmeckt dem Gaumen des verwöhnten John Bull eines Tages vielleicht so sauer und salzig wie an der Jonierschwelle dem Kranken die Kolbenähre des schmarotzenden Cynomoriums. Eine zweite Nordsee? Eine, die der zur Vertheidigung Egyptens und Indiens Gezwungene durchqueren muß? Das wäre der Anfang vom Ende des Weltrichteramtes. Höchste Zeit, nach dem Rechten zu sehen. Die Herren Asquith und Churchill treffen auf Malta Lord Kitchener, den „Agenten“ und Fellachenschützer am Nil.

Die Minister waren von Gibraltar gekommen. Da horstete einst die Macht der Phoiniker, dann des Berbernhäuptlings Tarik. Dessen Burg erobert, im fünfzehnten Jahrhundert, ein Herzog von Medina-Sidonia. Karl der Fünfte baut sie zu einer Festung aus, die für uneinnehmbar gilt, 1704 aber vom Admiral Rooke überrumpelt und, wie Minorka, im Frieden von Utrecht dem legitimen Herrn nicht zurückgegeben wird. Britania ist im Besitz, wohnt also in sicherem Recht und kann das Mittelmeer nach Willkür öffnen und schließen. Der Suezkanal giebt ihm einen Ausgang. Was England dem Erdosten verkauft, was es an Nahrungmitteln und Rohstoff von ihm einhandelt, muß durch diese Meerschleußen. Flattert über ihnen nicht mehr der Union Jack, dann ist Egypten gefährdet, Indien nicht vor Erobererdrang und Aufruhr zu schützen, das britische Afrika bequemem Handel verstopft. Von Gibraltar aus sind alle Schiffe zu überwachen, deren Kurs zwischen die Säulen des Herakles weist. Zu überwachen; nicht, wie in den Tagen der Segelschiffahrt, zu vernichten. Die Felsfestung, die lange der Schlüssel zum Mittelmeer hieß, ist nur noch ein nützliches Observatorium; und selbst der Wachtdienst ist nur verbürgt, wenn moderne Kriegsschiffe ihn leisten. Der mit Kanonen gespickte Fels, an dem eine von Briten, Spaniern, Maltesern und Juden bewohnte Kleinstadt klebt, vermag mit seinem Feuer einer Flotte, die sich dicht an der afrikanischen Küste hält, kaum zu schaden. Seine Wälle und Bastionen, die vier Jahre lang dem Ansturm der franko-spanischen Truppen trotzten, schrecken keinen starken Feind mehr. Schon vor zwölf Jahren hat im londoner Unterhaus der Abgeordnete Gibson Bowles die Seefestung Gibraltar „eine Nationalgefahr“ genannt. Sie kann nicht ernstlich schaden, von der Artillerie eines gut gerüsteten Feindes aber schnell so

geschwächt werden, daß ihre Kraft nicht einmal zum Schutz der unter ihren Schirm gestellten Geschwader ausreicht. Manches ist, mit Millionenopfern, seit der Zeit der Rawson, Gibson Bowles und Goschen gebessert worden. Doch der strategische Werth und die Abwehrfähigkeit Gibraltars war um keinen Preis der Entwickelung des Geschützwesens anzupassen. Der Schlüssel ist rostig geworden. Die Stunde, in der er das Mittelmeer öffnet oder verschließt, kann, nach dem Urtheil der Sachverständigen, nie wiederkehren. Und drüben herrscht, vom Cap Spartel über die spanischen Presidios hinweg bis ans Cap Bon, Frankreich, das den Briten nicht immer befreundet war, nicht immer zu Vasallendienst willfährig sein muß. Eine zweite Nordsee? Der Weg nach Suez und Aden?

„Ihr sitzt in London, strafft auf einem ländlichen Golfplatz die Muskeln oder schlürft an der Azurküste Sonne und Soda. Ein wahrer Segen, daß Ihr jetzt gezwungen seid, aus eigenem Auge zu sehen, was ist; die Gefahr fürchten und ihr vorbeugen zu lernen. ‚La guerre est une affaire de positions‘, sagte Bonaparte, der, trotz Trafalgar und Waterloo, kein Rindvieh war. Und unsere Positionen sind nicht mehr so bombensicher wie in der Zeit meines Ingenieurfeldzuges in den Sudan. Gibraltar ist eher Große Oper als abschreckende Wirklichkeit. Malta? Das läßt die Mühe nicht unbelohnt. Araber und Wikinger, Phoiniker und Karthager haben sich dieses Besitzes gefreut und Roms Triremen hier nach mancher Sturmfahrt gerastet. Damals kam Paulus, der tarsische Jude, her; und seine Saat ist so üppig aufgegangen, daß der Papst auf dem Eiland seine Getreusten hat und der von den Türken aus Rhodos verjagte Johanniterorden von den Insulanern wie der Retter aus Seelennoth empfangen wurde. Wichtiger ist für uns, daß Malta seit Solimans Tagen für uneinnehmbar galt und mit Waffengewalt seitdem auch nicht erobert worden ist. Wie wir, nach zweijähriger Belagerung, 1800 dazukamen, weiß der Mann auf der Straße. Thut nichts. Die Malteser lieben uns nicht, sind unserem Wesen fern und fremd wie am ersten Septembertag nach dem Einzug unserer Kerle; aber wir wären nicht, was wir sind, wenn wir mit zwölftausend Mann Garnison nicht zweimalhunderttausend Mittelmeermenschen besser in Ordnung hielten, als Normannen und Vandalen, Araber und Byzantiner mit größerem Heeresaufwand je vermochten. Haben die Leute der Citta nicht zwei

Tage lang vor Wonne geheult und dem Gouverneur die Pferde ausgespannt, weil wir den Buren Ladysmith aus den Klauen gerissen hatten? Um unsere alte Königin nicht wie um eine Mutter getrauert? Daß Chamberlain sich hier allzu steif zeigte, die Anglisirung der Insel allzu laut ankündete und Beiträge zur Reichsvertheidigung forderte, war nicht gerade klug. Als unser weiser König Eduard am Krönungtag dann den wunderlichen Eid geleistet hatte, der ihn, den Freund der allerchristlichsten Potentaten, zum Kampf wider Roms Irrglauben verpflichtete, wurden die Frommen hier erst recht kopfscheu. So darf mans nicht machen. Warum mußte die neue Prachtstraße durchaus Chamberlain-Avenue heißen? Warum konnte sie nicht, nach dem Wunsch der Loyalsten, den Namen des Herzogs von York tragen, der schließlich doch ein so guter Engländer ist wie unser Joseph aus Birmingham? Mit Alledem haben wir die Leute verärgert; und mit der Aechtung der Italienersprache uns alle Agitatoren Roms auf den Hals gehetzt. Solcher Unfug darf nicht dauern. Mich schilt man einen Tyrannen und Henker; wenn ich auf einem Hauptglacis des Reiches je aber so gewirthschaftet hätte, wäre ich wohl nicht der Ehre gewürdigt worden, mit so ansehnlichen Vertretern der Majestät hier im Rath zu sitzen. Mittelmeer, werthe Gentlemen! Nicht nur auf Malta wohnen Malteser; in Algerien, Tunis, Tripolis, Gibraltar, Biserta wimmelts von ihnen. Mußten wir sie uns zu Totfeinden machen? Konnten wir sie nicht im verschrammten Römertopf ihrer alten Sitte schmoren lassen und uns mit einer bis in die Grundmauer britischen Citadelle begnügen? Jetzt stänkert das Volk auf italischem und französischem Boden herum, schachert mit seinem Märtyrerleid und lockt uns, wenns mal ernst wird, schwankende Gemüther ins feindliche Lager. Nicht zu ändern. Nicht zu fürchten, so lange wir die Stärksten sind. Sorgt, daß die Wunde verharsche und aus dem Lügenpomp der Inschrift, die Ihr am Hauptthor von La Valette laset, bald Wahrheit werde. Die Stimme Europas hat uns, im Pariser Frieden, als rechte Erben der Johanniterinsel bestätigt (weil sie nicht anders konnte); von der ‚Liebe der Malteser‘ zeugen einstweilen nur die Lettern am Stadtportal. Unsere Zuversicht stützt sich darauf, daß hinter diesem Portal zwölftausend englische Soldaten zu Wehr und Angriff bereit sind und im Hafen Panzer, Kreuzer, Torpedos, Zerstörer des Kommandowinkes

harren. Als Flottenstützpunkt, Proviantmagazin, Flickwerkstatt, Kohlenlager und mediterranische Basis ist Malta uns unersetzlich. Wir dürfen nicht warten, bis die Dominions mit ihren Geschwadern die Peripherie schützen und wir nur das Reichscentrum zu vertheidigen haben. Dürfen nicht, um in der windigen Nordsee riesenstark zu sein, alle Schiffe modernen Typs aus dem Mittelmeer heimwärts ziehen. Was haben wir denn? Zwischen dem veraltenden Gibraltar und Malta (achtzehnhundert Kilometer) nichts; nicht die lumpigste Hafenecke. Allenfalls noch Alexandria und die Sudabai. In diesem ganzen Revier, ohne dessen Beherrschung es noch keine dauerbare Weltherrschaft gab, sind wir Fremdlinge; Feinde, deren Joch man trägt, weil mans noch nicht abschütteln kann. Heimlos, ungeliebt, nur auf unsere Macht gestellt. Und unter unserem Auge, unter unserem Patronat sind große Mittelmeermächte entstanden oder auferstanden. Wie weit ists von Biserta und Tripolis bis nach Malta? Können die Dreadnoughts, die auf österreichischen und italienischen Werften gebaut werden, nicht eines Abends vereint in die Schlachtlinie dampfen, statt gegen einander zu feuern? Seid Ihr gewiß, daß der zerzauste, zerbeulte Islam ruhig bleibt und nicht eines nahen Tages gegen die Reichsgewalt aufsteht, die seinen Hilferuf überhörte, Italien frei schalten ließ und am Nil und am Ganges doch musulmanischer Rachsucht gefahrlos erreichbar ist? Wer schützt Egypten und den Weg nach Indien, wenn bei Port Said die Flamme auflodert und der Herr Vetter die Konjunktur für sein theures fatherland ausnützt? Solche Fragen umdrängen mich, der für die Ostsphäre verantwortlich ist, auf dem Platz der Türken, die weder Geld noch Schiffe hatten, reiche Großmächte mit rasch wachsenden Marinen sicht, nicht, wie Nelson einst, in Neapel und auf Sizilien wie in britischen Provinzen gebieten kann und deshalb feste Siegesbürgschaft verlangen oder aus dem Amt scheiden muß. Geht von hier nach Biserta und betrachtet, neue Römer, dieses neue Karthago. Wir haben keinen solchen Hafen im Mittelmeer. Die Besitzer sind, die Franzosen, unsere Freunde? Seit wann und wie lange? Entente cordiale: Wort und Begriff sind mir zu französisch. Ein Karthago, scheint mir, muß man zerstören oder sich ihm verbünden; nicht mit Guirlanden, versteht sich. Da die allgemeine Wehrpflicht, selbst wenn sie durchs Parlament zu peitschen wäre, zu spät wirksam würde, bleibt uns,

wie mich dünkt, nur eine Wahl: Pool mit Frankreich oder mit Deutschland. Sind die Franzosen entschlossen, im Mittelmeer unsere Interessen zu heirathen, den Haupttheil des Wachtdienstes auf sich zu nehmen und uns dadurch zu entlasten, dann können wir für jeden Fall franko-deutschen Krieges (wer offen anzugreifen wagt, ist eine Regiefrage) uns der Republik zum Beistand verpflichten. Dann sind wir gegen den nächsten Schrecken assekurirt und haben Muße, die Dominions zum Außendienst für das Imperium zu erziehen. Sonst? Ohne gesicherte Seeherrschaft hören wir auf, zu sein. Und gesichert ist sie nicht, wenn wir Phrasen knabbern, während Deutschland Menschen und Schlachtschiffe zeugt."

1914. Was der eiskalte Menschentechniker Kitchener wollte, ist erlangt: die Wacht im Mittelmeer auf Frankreich abgeladen. Das darf Italien dulden; weil es Tripolitanien hat. Im Juli 1890 sprach Salisbury zu Crispis londoner Agenten: „Aendert sich das Machtverhältnis im Mittelmeer, das niemals unter Frankreichs Herrschaft kommen darf, auch nur im Allergeringsten, dann müssen Sie sofort Tripolis besetzen. Hoffentlich bleibt uns noch Zeit. Jetzt würde der Sultan Ihnen den Krieg erklären und Rußland hinter sich haben, dem die Gelegenheit willkommen wäre, in Afrika für den Khalifen zu fechten und ihn in Europa und Asien zum Vasallen zu erniedern. Italiens Vorstoß nach Tripolis wird stets das Signal zur Auftheilung der Türkei sein. Diesem Schicksal kann sie freilich nicht entgehen; aber man muß die Großmächte und besonders die Oeffentliche Meinung Englands darauf leis vorbereiten. Herr Crispi muß handeln wie der Jäger, der, ehe er anlegt, den Hirsch erst in Schußweite kommen läßt, damit ihm das verwundete Wild nicht noch entlaufe." Crispi antwortet: „Die Türkei hat nur die Kraft der Schwachen; sie kann nur trachten, die Starken zu entzweien, die Manches hinnehmen, um sich vor unangenehmer Ueberraschung zu wahren. Dieses Vorrecht des Sultans darf aber anderen Mittelmeermächten nicht die Vertretung ihrer Rechte beschränken." Er will warten; ist Tunis französisch, dann streckt auch Italiens Arm sich übers Meer. Oesterreich-Ungarn (Kalnoky) „hat kein Bedenken, kann aber in einem etwa entstehenden Krieg nicht Italiens Genosse sein." Herr Ribot, der Finanzminister von heute, leitet das Auswärtige Amt und möchte gar zu gern wissen, ob Italien im Dreibund bleiben werde. Crispi: „Mancini erbet-

telte den Einlaß in das deutsch-österreichische Bündniß, weil wir damals von Oesterreich bedroht, von Frankreich schlecht behandelt, von Deutschland verachtet wurden. Bismarck hatte ja 1879 gesagt, ein paar austro-ungarische Regimenter würden uns schnell in Vernunft zurückschrecken. Ich werde nie dulden, daß Italien wieder einsam wird und sich Demüthigungen aussetzt." Das war einmal. Nach Crispis Sturz tauchten Pläne auf, die der als „Megalomane" Verhöhnte kaum zu träumen wagte. Verständigung mit England, Frankreich, Rußland, den Balkanhäuptern. Neuer Drang nach Albanien. Alte Sehnsucht nach dem Trentino. Zwanzigmal wurde hier gesagt, daß der Dreibund nur für die Dauer der Friedenszeit gelten könne. Daran hätte auch der vierte Kanzler nicht gezweifelt (und deshalb den Weg nach Algesiras gemieden) wenn der Abschluß des franko-italischen Geheimvertrages über Marokko und Tripolitanien früh genug nach Berlin gemeldet worden wäre. Visconti-Venosta konnte nicht anders stimmen.

Daß es, mit seinen langen Küsten und gefährdeten Hauptstädten, Englands Angriff nicht herausfordern dürfe, hat Italien immer offen gesagt. Und der Befehl, gegen Frankreich, für Oesterreich zu kämpfen, wäre nicht ausgeführt worden und hätte das Haus Savoyen die Krone gekostet. Nur die Begründung der Neutralität gab uns also ein Recht zu Beschwerde; seit sie veröffentlicht ward, zetern unsere Feinde: „An alle Weltecken klebt Deutschland die Behauptung, es sei überfallen worden, und billigt dennoch die Erklärung seines Bundesgenossen, Italien sei in einem Angriffskrieg Deutschlands und Oesterreichs nicht zu Beistand verpflichtet. Wodurch die Unwahrheit der Plakatangabe bündig erwiesen ist." Auch aus dem Wort San Giulianos über den „schwarzgelben Leichnam" und aus Salandras sittsamer Abkehr von einer Staatsmoral, der Macht vor Recht gehe, konnten sie Allerlei münzen. Italien will mitschlürfen, wenn, an der Seealpenküste oder auf der Adriaseite, sein Nachbar aus vollem Napf löffelt. Wie es handeln wird, lehrt der Rückblick auf das letzte Vierteljahrhundert seiner Geschichte ahnen; drum wurde das Wichtigste hier noch einmal angedeutet. Daß Fürst Bülow in Nothstandszeit die Bürde des Botschafters auf sich genommen hat und sich bequemen will, dem Wink der Herren von Bethmann und von Jagow zu gehorchen, muß Deutschland ihm danken: als die That Eines, der die Sache über

den Dunstkreis persönlicher Empfindung hebt (und vielleicht, wie Bismarck an Augustens Tisch, denkt, wo er sitze, sei, überall, „oben“). Der Botschafterdreibund Krupenskij-Rodd-Barrère (diesen kranken Camille hofft Herr Jules Cambon zu beerben) wird genöthigt sein, mit dem revenant, dem Ordensvetter des Königs, zu rechnen. Und wenn der Kömmling tüchtige Gehilfen kürt, bleibt uns bald wohl wenigstens das ekle, von der Feindschaft bejauchzte Schauspiel erspart: daß in dem neutralen, auf Pergament uns verbündeten Staat Deutschlands Krieger, Fürsten, Bürger täglich roher beschimpft werden als im Bereich der lebendigen Trias.

Brandzünder.

Wann (hat schon manche Sehnsucht gefragt) wird, endlich, wieder Friede? Jetzt ist der Frage bündige Antwort geworden. Von dem italischen Grafen Ugo Baschieri, neben dem der Landsmann Cagliostro ein armer Stümper scheint. Denn der edle Graf hat nicht nur in Südamerika, wo er 1906 das Erdbeben von Santiago vierzehn Tage vor dem Beginn ankündete, den Ruf des zuverlässigsten Propheten erworben, sondern auch am letzten Juliabend des Unheilsjahres 1914, in einer Spiritistensitzung, deren Protokol von einem Major, einem Maler und zwei Frauen beglaubigt wurde, gerufen: „In dieser Stunde wird, dicht beim pariser Boulevard des Italiens, ein Politiker gemordet.“ Und wahrlich: in dieser Stunde hatte in der bezeichneten Gegend ein Schuß den rothen Redner Jean Jaurès getötet. So glatt haben die Propheten des Alten Testamentes, große und kleine, ihr Geschäft niemals abgewickelt. Und welche Gewißheit kommt nun von des Sehers Lippe? „Am siebenundzwanzigsten April 1915, an einem Dinstag, wird der Friedensvertrag, den der Dreibund dem besiegten Deutschen Reich abgezwungen hat, unterzeichnet werden. Der Kaiser wird dann erkennen, daß seine Politik, eines Barbarenhäuptlings, gescheitert ist, und sich selbst töten.“ Abgemacht. Die Ankündung, zwischen dem vierzehnten und dem achtundzwanzigsten November 1914 werde fürchterliches Verhängniß Deutschland heimsuchen, ist nicht Wahrheit geworden. Zweifelsucht ist auch noch nicht felsfest überzeugt, daß die Russen, wie Rennenkampfs tröstender Armeebefehl ihnen verhieß, um die Jahreswende in berliner Winterquartiere einrücken oder, wie ein Minister Georgs weissagte, am Tag nach der Weihnacht, hinter einem Kosakenhetman, als

Eroberer durchs Brandenburger Thor marschiren werden. Immerhin wissen wir nun, wann und wie Friede wird. Da von diesem Odinstag westöstlicher Wonne noch fast fünf Monde uns trennen, bleibt zulängliche Frist zur Durchschnüffelung und Erziehung der entarteten Deutschen. Die wird nicht versäumt. Zuerst wurden wir, sicher gegen den Wunsch des stillen und starken Strategen, mit einem drei Monate alten Armeebefehl des Generalissimus Joffre „geohrfeigt" (pariser Stimmungausdruck), der am zehnten September, nach dem Franzosenerfolg an der Marne, sprach: „Die Sechste Armee hat fünf ganze Tage lang, ohne Rast und Sturmpause, einen an Zahl starken, durch den Erfolg ermuthigten Gegner bekämpft. Der Kampf war hart; die Verluste und Anstrengungen, den Mangel an Schlaf und manchmal an Nahrung: Alles habt Ihr, obwohl das Euch Zugemuthete jede Vorstellung überstieg, mit einer tapferen, unbeugsamen Ausdauer ertragen, die kein Wort nach ihrem Verdienst würdigen kann. Im Namen unseres Vaterlandes hat der Feldherr von Euch, Kameraden, mehr als bloße Pflichterfüllung geheischt. Eure Antwort war eine Leistung, die alles möglich Scheinende hoch übertraf. Euch ist zu danken, daß der Sieg unsere Fahnen krönte. Und Ihr werdet ihn, dessen beglückenden Ruhm Ihr nun kennet, nicht wieder entschlüpfen lassen. Habe auch ich irgendwie nützlich mitgewirkt, so bin ich nun durch die höchste Ehre belohnt, die eine lange Kriegerlaufbahn mir einbrachte: durch die Ehre, an der Spitze von Männern Eures Schlages zu stehen. Mein Dank für Eure That kommt aus des Herzens Tiefe; denn Euch schulde ich, daß ich ans Ziel vierundvierzigjähriger Mühsal und Kraftanspannung kam und die Rache für 1870 erlebe. Dank Euch! Ehre jedem Krieger der Sechsten Armee!" Den Schreibern, die öffentlich meinten, der Erlaß werde uns wie eine Maulschelle treffen, sage ich (ohne Auftrag, doch aus dem Gefühl Alldeutschlands), daß wir die Freude des tapferen und klugen Feldherrn an der französischen Kämpferleistung durchaus begreifen, daß unsere Heerführer in ihm längst gern einen Mann hohen Ranges erkannt haben und daß der schlichte Ernst seines Dankerlasses uns nicht im Mindesten kränkt. Einen schlimmeren Ton schlägt der Aufruf amerikanischer Gelehrten an, den die Presse unserer Feinde seit acht Tagen eifernd verhökert. Antwort auf den unseligen „Aufruf an die Kulturwelt" (das trübe berliner Machwerk, das, wie ich, ohne einem Baschieri zu ähneln, hier voraussagen mußte,

ringsum nur Schaden stiften konnte). Herr Church, Präsident der pittsburger Carnegie-Gesellschaft und Biograph Cromwells, hat sie verfaßt und an den Professor Schaper, den Schöpfer des berliner Goethe-Denkmals, adressirt. „Das zudringliche deutsche Werben um Amerikas Gunst weckt in meiner Brust des Mitleids Stimme. Um seinen guten Ruf wiederherzustellen, möchte Deutschland aus unserem Land einen ihm günstigen Spruch hören. Daß Lügen und Verleumdungen seiner Feinde unser Urtheil färben werden, braucht es nicht zu fürchten; unser Eifer, die Wahrheit zu finden, dringt durch die Oberfläche in die Tiefe der Dinge. Sie und Ihre Genossen behaupten, der Krieg sei Ihnen aufgezwungen worden. Das ist die Hauptfrage. Wird sie anders als von Ihnen beantwortet, dann steht Deutschland entwürdigt, entehrt vor dem Auge der Vernunft und darf nicht staunen, wenn seinen Feinden zugejauchzt und jede menschlichem Mitgefühl erlangbare Hilfe gewährt wird. Wir haben alle Akten und Urkunden, die zur Sache gehören, gründlich durchforscht und stützen auf sie, nicht auf Feindeslüge und leichtfertige Zeitungartikel, unser Urtheil. Das aber muß Sie verdammen. Wer wollte den Krieg? England? Gewiß nicht; sein Heer war ja nicht fertig; kann vor dem Frühjahr nicht in voller Bereitschaft sein. Frankreich und Rußland? Nicht einer der Unterzeichner Ihres Aufrufes könnte, wenn ihm der urkundliche Beweis bekannt wäre, diese Behauptung aufrecht erhalten. Oesterreich hat, durch sein vernunftwidriges und unbarmherziges Handeln gegen Serbien, den Krieg begonnen; und Deutschland hat den Mächten angekündet, daß es jeden Abwehrversuch gegen Oesterreich mit der Waffe ahnden werde.“ Danach folgt die bekannte Litanei über die Mißhandlung Belgiens und die bethmannische Selbstanzeige deutschen Völkerrechtsbruches. „Weit hat der deutsche Geist sich von dem großen Philosophen Kant entfernt, dessen Kategorischer Imperativ uns, Allen, neue Goldene Lehre gab; mit dem sinnlichen Materialismus Nietzsches und dem gottlosen Kriegstraum Treitschkes hat er sich gemästet, aus dem unverhüllten Blutdurst eines Generals von Bernhardi und der schlaffen Moral eines Bülow Gift gesogen. Im Grunde hat der Krieg schon begonnen, als Wilhelm der Zweite den Thron bestieg. Seine eigenen Kinder wurden ja von frühster Jugend an gewöhnt, sich als Soldaten zu fühlen und für Metzelei vorzubereiten; sogar ne Tochter kennen wir Amerikaner nur von Bildern, die sie in

Oberstenuniform zeigen. Und wie diese Kinder, so wurde die ganze Jugend des Reiches erzogen. Der Kaiser, seine Kinder, seine Soldaten, Staatsmänner und Professoren sehen in den Deutschen das auserwählte, jedem anderen überlegene Volk und wollen durch einen Krieg der Welt ihre Herrschaft aufzwingen. Uns, in Amerika, gilt Menschlichkeit aber mehr als ein dünkelhafter, nur zu Zerstörung fähiger Nationalismus: und deshalb müssen wir Ihrem Kaiser fluchen, der seine Truppen zwingt, in einem abscheulich blutigen Streit ihre Brüder zu schlachten und von ihren Brüdern geschlachtet zu werden. Dieser Krieg ist ein Verbrechen; und Scham und Grauen ist in uns, da wir sehen, daß er das Werk eines christlichen Volkes ist. Diese Schuld können Sie niemals abschütteln. Sie waren so stark gewaffnet und vertheidigt, daß einer Welt nicht gelungen wäre, in Ihre Grenzen einzubrechen. Alle Meere trugen die Schiffe Ihrer großen Nation, auf den fernsten Märkten verkaufte sie ihre Waare und sie wurde als ein Hort edler Menschlichkeit geehrt. Spurlos ist jetzt all diese Großthat vernichtet; Deutschlands guter Ruf ist geschändet und es kann in einem Halbjahrhundert nicht zurückgewinnen, was es, in drei Monaten, an seelischen und an sinnlich faßbaren Werthen, verloren hat. Ob Du, Deutschland, nun siegst oder unterliegst: das geachtete, wahrhaft friedliche, bescheiden, nicht prahlerisch, vorwärts strebende Kulturland der Luther, Goethe, Beethoven, Kant ist gestorben; und ein an altem Ruhm reiches Volk muß, durch Finsterniß und Mord, weiterschreiten, bis sein Gewissen es endlich treibt, die Waffen hinter seine Grenzen zurückzutragen. Erst dann, Deutschland, darfst Du hoffen, durch Weltgerichtsspruch von unsühnbarer Schuld begnadigt zu werden.“ Wir dürften solche Professoren rauher schelten wenn nicht auch unsere der Sünde bloß wären. Nicht alle, deutscher Gottheit sei Dank; doch ein lärmsüchtiges Häuflein, dessen Schimpferei und Konjunkturschnüffelei unseren Weltverruf eben so hastig fördert, wie, dicht dahinter, das Jammergekribbel der Kriegsliedermacher thut. Neben den Professoren, die künstlich erhitzte Reden und Artikel ausspeien, scheint der nüchterne Strauß, der 1870 wider Renan stritt, ein lichter Immanuel, neben den Hauptmännern deutscher Versbesohlanstalten der Schlachtbeter Körner die köstlichste Frucht aus Apollons Lenden. Was wird, unter dem fünften Mond nun schon, geschwatzt, geschmiert, bereimt! Wir sind noch nicht so arm, wie Ihr, Church & Co., glauben müsset, wenn Ihr sehet, mit

welcher flinken Wucht die Maeterlinck, Rostand, Verhaeren, Kipling, Rolland unsere Kerlchen, die Friedensmaurerparlirer und Heerverächter von gestern, in den Sand strecken und wie kräftig manches Fremdlings Stimme deutsches Kathedergekeif übertönt. Wozu der Lärm? Feinde und Neutrale sind im Rechtsbezirk, wenn sie sich auf die Forderung stellen, daß über den Ursprung des Krieges öffentlich nur mitspreche, wer alle wesentlichen Akten, die in London, Berlin, Paris, Petersburg, Brüssel veröffentlichten, sammt Greys klarer und sachlicher Rede vom vierten Augustabend und dem letzten wiener Rothbuch ernstlich durchgearbeitet hat. Der Augenschein lehrt, daß die Kenntniß vieler Lehrer, verwitterter oder entgleister Staatspfründner dieser Forderung nicht genügt; der Ohrenschall, daß ihre Häufung erweislich falscher Angaben dem Ruf deutscher Redlichkeit und Gründlichkeit arg schadet. Wozu der Lärm? Wahr dünkt mich, heute noch nothwendig und vollauf zulänglich, was ich am ersten August hier sprach: „Wir stehen nicht, stellen uns nicht vor Europens Gericht. Recht oder Unrecht: wir stehen oder fallen fürs Vaterland. Siegen wollen wir. Siegen müssen wir. Rängen wir die Trias nicht nieder: was hülfe die Anerkennung, daß unser einfältiger Biedersinn überrumpelt ward? Wir müssen siegen. Sonst stirbt mit der Macht auch das Recht. Wäre das Gewimmel der Feinde stärker, dann wohnte in seiner Kraft das Recht zur Vorreckung über die deutsche Menschheit."

Daß dieses Recht in ihm niste und aus ihm wirke, wird, mit der bewährten Mischung aus Ruß und Spindelöl, seinem Hirn täglich eingeschwärzt. „Seit drei Monaten kommen die deutschen Heere von der Klippe des Aisne und den Sümpfen des Yser nicht los; den herrlichen Plan, noch im August Paris zu besetzen, mußten sie aufgeben und auf den Ausweg, der nach Calais führen sollte, verzichten. In Ostpreußen und Polen sind sie von den Russen in die Enge gedrängt. Das vorsichtigste Urtheil muß sagen, daß die deutsche Macht, zwischen zwei Feuern, sich in einem grausigen Hin und Her verblutet. Und in dieser Lage brüten Deutschlands Köpfe den Wunsch aus, den Erdkreis einzujochen, Frankreich zu vernichten, England zu erdrosseln, Rußland aus Europa zu jagen, das Weltall in Ketten zu legen. Diese Leute sind toll. Um Deutschland, das seine Ostmarken schon von den Russen überschwemmt sah, und den jäh aus seinem Triumphtraum erwachten Kaiser zu beruhigen, bietet man ihnen das Schauspiel eines Eintagssieges

in Polen. Die schlechteste Strategie war immer die der Politik dienstbare; ein Staatshaupt, das zu politischem Zweck einen Sieg fordert, beschwört die Niederlage herauf. Rußlands Größe wurzelt in seiner Geduld. Und es darf geduldig sein, weil es ungeheuer groß und seine Kraft unversiechbar ist. Je tiefer die Deutschen in Polen eindringen, desto schneller schwinden die Vortheile, die ihnen im deutschen Grenzgebiet die Fülle der Eisenstrangwege bietet. Die Gründe, die Peter und Alexander bestimmten, Karl den Zwölften und Napoleon auf den Weg nach Pultawa und Moskau zu locken, haben an Gewicht nicht verloren, sondern, seit der Erfindung der Eisenbahn, noch gewonnen. An einem einzigen Novembertag, dem sechsundzwanzigsten, haben die Russen, auf zwei Fronten, viertausend Deutsche und siebentausend Oesterreicher gefangen und dreißig Kanonen und zwanzig Maschinengewehre erobert. Im englischen Unterhaus hat Herr Lloyd George seiner Freude darüber Ausdruck gegeben, daß Englands Markt, für den selben Kriegszweck und zu den selben Bedingungen, der Reichswehr fast neuntausend Millionen Mark geliefert hat und daß hunderttausend Kleinrentner dazu mitgewirkt haben. Ehe das Haus sich bis zum zweiten Februar vertagte, sagte Herr Winston Churchill, seit dem Kriegsbeginn habe Deutschland wohl weniger Unterseeboote, aber mehr Kreuzer als England verloren. Am Schluß des Jahres 1915 könne Deutschland drei, England fünfzehn neue Panzerschiffe haben; wenn Deutschland jeden seiner Superdreadnoughts behalte und England in jedem Monat einen verliere, bleibe den Briten noch immer ausreichende Ueberlegenheit. Aus Czernowitz wird, über Bukarest, gemeldet, daß die einziehenden Russen von Rumänen und Ruthenen mit frohem Jubel begrüßt wurden. Präsident Wilson hat die diplomatischen Vertreter angewiesen, den Krieg führenden Mächten mitzutheilen, daß er Bombenwürfe in unbefestigte, von Bürgern bewohnte Städte mißbillige. In Neapel wurde ein deutscher Professor, der über die Sprache und Literatur seiner Heimath sprechen wollte, nach den ersten Worten von den Studenten ausgezischt; die Rufe ‚Nieder mit Deutschland‘ wurden so stürmisch, daß der Professor den Vorlesungplan aufgeben und eilig verschwinden mußte. Den deutschen ‚Aufruf an die Kulturwelt‘ hat die portugiesische Akademie der Wissenschaft mit dem Wunsch beantwortet, daß alle Akademien und Hochschulen der Erde fortan jeden Verkehr mit deutschen Ge-

lehrten- und Künstler-Gesellschaften meiden, deren schädliches und verächtliches Trachten der ‚Aufruf‘ klar erkennen lehre. Dem Präsidenten der Akademie, Herrn Theophilo Braga, hat Herr Anatole France in einem Brief gedankt, der ausspricht, wie völlig France in der Verdammung ‚deutscher Tollheit‘ und ‚teutonischen Vandalismus‘ mit den Portugiesen übereinstimmt und wie gern er auch aus ihrem Munde die Stimme des Ekels vor den dreiundneunzig deutschen Intellektuellen hört, ‚die sich in ihrer ungeheuerlichen Vertheidigungschrift mit bewußter Frechheit in den Dienst der Lüge und des Rechtsbruches stellen.‘ Auch die petrograder Radikalen, Struwe, Davydow, Gorkij (das Hätschelkind deutsch-österreichischer Zeitungzunft) und Andere, haben den ‚Aufruf‘ in einer Antwort gegeißelt, die rückhaltlos sagt, in Deutschland sei die Menschenbestie der Höhlenzeit auferstanden, die Verbrechen des Kaisers, die Schandthaten des deutschen Heeres und Volkes mit glühender Zange brandmarkt und in die Worte mündet: ‚In unauslöschlichen Schriftzügen sind diese Infamien ins Schicksalsbuch eingezeichnet. Und ein Wunsch nur, ein einziger, lebt noch in uns: den Barbaren die Waffe zu entreißen, für immer dem Deutschen Reich die rohe Gewalt zu nehmen, nach der all sein Sinnen und Wollen gelangt hat.‘ (Im März 1905 hatten, schon damals hinter den Kulturbannerträgern Fulda und Sudermann, zween Wahrern deutscher Weltgeltung, unsere unermüdlichen Aufrufer gekreischt: ‚Gorkijs Schicksal kann Niemand gleichgiltig lassen, dem die edelsten Güter der Menschheit am Herzen liegen. Eindringlich müssen wir den petersburger Machthabern zurufen: Dieser Mann gehört nicht Euch; er gehört seinen hohen Aufgaben!‘ Daß ich, in dem Artikel ‚Ruß‘, die asthenischen Schwätzer grob höhnte, freut mich heute erst recht.) Der General-Prokurator von Schottland hat in einer Rede angekündet, daß die Verbündeten an Friedensschluß erst denken werden, wenn Deutschland nicht mehr zu kämpfen vermag, und daß es dann gezwungen sein wird, den Dänen die ihnen 1864 geraubten Provinzen zurückzugeben, die ihm die Anlage des kieler Kanals ermöglicht haben. Der Kaiser wollte am Tag nach der Mobilmachung in Nancy, am fünfzehnten August in Paris, am ersten November in Ypern, am zehnten Dezember in Calais einziehen. Das hat er, Alles, selbst gesagt. Aus Alledem ist aber nichts geworden. Wo er sich zeigt, sieht er Rückzüge. Bei Nancy geben seine besten Regimenter den Parademarsch auf und fangen zu laufen an. Bei Thielt erkennt er, wie

nutzlos die Massenschlächterei am Yser war. In Polen erblickt er die Flucht seiner von den Russen verfolgten Truppen und schickt, um selbst noch zu entkommen, nur durch den Mund des Feldherrn ihnen kaiserlichen Gruß. Ueberall lauert er auf sein Stichwort: und verfehlt doch stets den Auftritt. Wenn einst seine Stunde schlägt, darf er nicht, wie sein Vorbild Nero, sich rühmen: ,Welch ein Künstler stirbt in mir!' Ist die Tobsucht des deutschen Ungethümes denn grenzenlos? Sein Handeln ist nur dadaurch zu erklären, daß es sich einen der Apokalyptischen Reiter wähnt, den grausen Gesandten eines Schreckensgottes, der sich am Qualm verbrennender Städte und am widrigen Blutdunst der Menschenmetzgerei freut. Schon aber wandelt die deutsche Niederlage sich in unrettbaren Zusammenbruch. Abertausend Gefangene sind in der Hand der Russen; ganze Divisionen von Umzingelung bedroht. Um von dem erhofften Triumph seinen Theil zu haschen, war der Kronprinz ostwärts geeilt: er mußte in Hast zurück. Der Kaiser, der auch beim Sieg sein wollte, ertrug den Anblick der Niederlage nicht und entzog sich ihm bald. Das deutsche Ostheer ist von seinem Centrum abgeschnitten, das sich in vorsichtiger Defensive an der schlesischen Grenze hält. Die Russen haben die Schlacht in Polen gewonnen und können von der Front Czenstochau-Krakau aus in voller Freiheit die ersten Hauptschläge gegen die feindliche Reichsgrenze wagen. Heute schon ist gewiß, daß an deutsche Offensive im Osten ernstlich nicht mehr gedacht werden kann." (Le Figaro.)

Genug für diesmal. Lasset vom schlechten Beispiel des Feindes Euch in bessere Sitte läutern! Unnützlich, unwürdiger Frevel ist der Versuch, in der Zeit werdenden Schicksals die Vorgänge dem Volk so darzustellen, wie seine Sehnsucht sie schauen möchte, alles den Gegnern Günstige, den eigenen Waffen Ungünstige, in thörichter Feigheit, zu verschweigen und die Nation in den Wahn einzulullen, der endgiltige Sieg und der triumphale Friede sei nah. Die Enttäuschung von solchem Aberglauben hat 1871 den pariser Bürgerkrieg, 1905 die russischen Putsche gezeugt. Wer zu solchem Trug mitwirkt, sündigt wider den Heiligen Geist des Vaterlandes und darf nicht hoffen, der Hinweis auf seine „gute Absicht" oder den Drang und Zwang seiner Lage werde ihn vor härtester Sühnstrafe bewahren. Denket, irgendwo Verantwortliche, früh an die Pflicht, Eure Berichte aus den Kriegsmonaten zu sammeln und von den Siegen, Erfolgen, Fortschritten, die Ihr ge-

schäftig meldetet, und von dem Verlust, der Schwachheit, dem Machtbeben des Feindes dem von hunderttausend Gräbern sich aufreckenden Volk Rechenschaft abzulegen. Unverjährbar ist, wie des Fürsten, der so gewissenlos regirt hat, daß er mit einem geschlagenen Heer nicht heimkehren darf, die Verdammniß jedes Volkslehrers, der in den Wehen dunklen Geschickes den Zögling um den Erkenntnißschimmer, den Stab der Seele, betrogen hat.

(Ein Wort für mein Häuschen. Seit der dritten Novemberwoche geht durch die Presse Englands, Frankreichs, Belgiens, Italiens, Rußlands, der Vereinigten Staaten, der Französischen Schweiz, Mittel- und Südamerikas ein Artikel, der sich als der fremdsprachige Auszug eines von mir hier veröffentlichten giebt und den Satz enthält: „Nie war ein Krieg gerechter als der deutsche, der Belgien zerschmettert hat.“ Aus zehn Ländern ist er mir zugeschickt worden. Der unflätige Schimpf, den ihm die Zeitungmacher in West und Ost angehängt haben, verdrießt mich nicht im Geringsten. Nur: Der Satz ist das Werk eines Fälschers; niemals habe ich einen im Sinn ihm auch nur von fern ähnlichen geschrieben. Diese Angabe kann jeder nachprüfen, der das Heft vom siebenzehnten Oktober 1914 durchliest. Und solche Mühe muß ich mindestens den Herren Capus, vom Figaro, Hedemann, vom Matin, Tardieu, vom Temps, zumuthen, die so oft über „deutsche Fälschung“ gestöhnt haben, daß sie sich selbst vor einem auf Fälscherkunst gestützten Urtheil hüten müßten. Leider handelt sichs wieder um allgemeinen Mißbrauch. Irgendwo wird aus einem Gewirk ein Fetzen abgerissen, aus einer Darstellung, die nur in ihrer Ganzheit sinnvoll ist, ein Satzpärchen losgetrennt, lüderlich oder geradezu falsch übersetzt: und dieses Beweismittel wandert dann durch alle Sprachzonen des Erdballes. Elftes Gebot: Du sollst Dich nicht in Urtheile über Gedrucktes erdreisten, dessen Wortlaut Dir nicht aus dem Quell, sondern durch fremden Filter zugesickert ist.)

Adventisten.

„Sind wir erst durch die Schneestürme des Kriegswinters geschritten, dann lohnt des Frühlings belebender Blick uns mit herrlichen Tagen.“ Viele hoffen so. Auf eine lange Zeit unbedräuten Friedens und wolkenlosen Bürgerglückes. Ein Tausendjähriges Reich, das die Heilandslehre wieder Fleisch werden, den Wolf das Lämmlein kosen, zwischen den Tatzen des Tigers die

Hindin äsen sieht. Deutschland gebreitet, gestärkt, der in Kraftbewußtsein sanfte Führer Europas, dem die verrunzelte Witib so gern gehorcht wie Perimedens holde Tochter, die dem Erdtheil den Namen lieh, einst dem stattlichen Stier-Gott. Was in Urzeit Germaniens war, kehrt dem Reich, endlich, aus gallischer, slawischer Knechtschaft zurück; und über weiten, fruchtbaren Siedlerstätten bläht der Athem freundlicher Winde unser Dreifarbentuch. Aus West ging ein Goldregen nieder; hat die Kriegsschuld (eine Million in je anderthalb Stunden) spurlos weggeschwemmt und deutschen Boden zu unermeßlicher Ernte gedüngt. Wer klömme aus Finsterniß und Totenklage nicht willig auf demantener Leiter in so schönen Traum? Gemeine Wirklichkeit aber heischt uns. Verträumte, auf süße Himmelsbescherung wunder Gierige könnten nicht leisten, was Schicksalsruf von ihnen verlangt. Aus einer Sintfluth deutscher Macht trüge die winzigste Arche noch den Gemeinschaftwillen zum Reich; doch im Sumpf enttäuschten Hoffens lauert Erstickensgefahr. Deshalb ists Sünde, kleinen Kriegsgewinn so grell zu bestrahlen, daß die Menge ihn als die funkelnde Bürgschaft endgiltigen Sieges mit zärtlichem Stolz umfängt, und schmerzhaften Verlust mit Fahnen, Trophäen, Kränzen schlau zu verhängen. Wir müssen, Jeder in seinem Bezirk, für das gesunde Ueberwintern der Zuversicht vorsorgen; einer, die nicht lüstern nach Märchenhort langt, sondern bedachtsam erfühlt hat, was sie zu fassen, zu halten vermag, und weder von Furcht zu lähmen noch von Irrlicht in Schlinggestrüpp und Moor zu locken ist. Nach diesem Krieg wird Friede nur währen, wenn die durch Menschenzahl, Erdbesitz, seelische Mannheit stärksten Völker sich mit dem Ergebniß des Haders bescheiden müssen oder können. Nach einem Krieg, der vernichten sollte, doch nur geschwächt hat, kann auch in Siegers Land der Friede nicht aus der Brusttiefe Athem holen und muß, ein Angstkind in Streckschienen, ohne ungestümen Lebenserhaltungtrieb verkümmern. Und noch ist irgendeine Möglichkeit zum Friedensschluß vom schärfsten Auge nicht wahrnehmbar. Noch sind wir durchaus nicht so weit, wie trunkener Hoffnung eingebildet ward. Ernüchtert sie; heißet sie sparen. Verhungern werden wir nicht. An Rohstoffnoth und Geschützmangel nicht sterben. Morgen wieder mit Munition so freigiebig sein, daß kein Feind sich zu karg bedacht finden wird. Rückständige Rentnernationen ahnen, noch immer, nicht, was deutscher Fleiß und

Findersinn kann; ihr Wunsch, durch den Entzug von Salpeter, Wolle, Kupfer, Oel uns wehrlos und gewerbelos zu machen, ist heute schon ein ohnmächtiger Krüppel. Deutschlands Wirthschaft hat stramme Muskeln und rothe Backen. Wenn wir einen internationalen Ausschuß durchs Land reisen ließen (er könnte ja prüfen, ob die Gefangenen hunnisch behandelt werden), käme nützliche Post ins Ohr der Feinde. Frankreichs Industriegebiet und üppigstes Weinland sind, die Nährprovinzen der Republik, verwüstet. In Rheinland und Westfalen rauchen die Schlote; werden von Woche zu Woche mehr Arbeiter eingestellt. Daß uns die Weltmeere gesperrt sind, ist bitter; zwingt uns aber in Sparsamkeit, der wir entwöhnt waren, und kann bewirken, daß wir am letzten Kriegstag noch mehr Geld haben, als den Briten lieb ist. Unsere Hauptindustrien sind, mit ungeheurem Kapitalsaufwand, modernem Bedürfniß angepaßt worden; denen Englands wird, selbst wenn ihre Heimath nicht unterliegt, das zur längst geplanten Modernisirung nöthige Geld fehlen, ohne die ein Wettbewerb mit unseren fortan nicht denkbar wäre. Millionen gesunder Jünglinge und unverbrauchter Männer harren ungeduldig des Rufes zur Waffe. Die Angabe der Kanonenzahl, die Krupp allein täglich liefert, klänge dem Fremdling unglaubhaft. Nirgends also ein Grund zu feiger Bangniß. Doch nirgends auch einer zu übermüthigem Sedanlächeln, zu gemächlicher Einbettung in die Daunen der Edenverheißung. Unsere Feinde sind stark, sauber ausgerüstet, an den wichtigsten Stellen sehr gut geführt; und können noch neuen, reisigen Zuzug erlangen. Wir wissen, daß mindestens drei Viertel uns naher Menschheit alles Deutsche, Geist, Volk, Waare, vehmen möchten. Und merken, daß auch uns ein Pachtrecht auf Führergenies nicht vererbt ward. Keiner darf müde werden. Keiner in Siegesrausch taumeln. Getroste Zuversicht ist Pflicht. Laute Lustigkeit Frevel. Zu Haus, auf der Straße, in der Festhalle muß Haltung und Kleid, Ton und Geberde so sein, daß der von grauser Arbeit wund heimkehrende Krieger, die Mutter, die dem in ferner Fremde hastig verscharrten Sohn nachtrauert, ohne Scham und Zorn unser Leben zu schauen vermag. Je rüder die Schmähung, desto gewichtiger jedes Deutschen Verantwortlichkeit. Adventistenwahn wird nie Erreichniß. Und an den Sonntagen der Heilandsankündung mahnt der Psalmist, nur in schaudernder Andacht sich, fromm, großen Geschehens zu freuen.

Bilanzen.

Hat der Krieg den natürlichen Zusammenhang zwischen Arbeitleistung, Glück und Rente zerstört? Auf diesen bangen Zweifel wollen Viele eine befriedigende Antwort haben. Das deutsche Kapital umschließt einen Milliardenbezirk, der in jedem Jahr eine üppige Ernte bringen soll. Ihre Früchte dienen der Volkswirthschaft. Sie ermöglichen Wohlstand und Kaufkraft. Deshalb heißt die Parole: „Schutz dem Einkommen". Die Gesellschaften, die ihr Rechnungjahr am dreißigsten Juni beendeten, konnten die Scheuern noch unter der Friedenssonne füllen. Sie brauchten den Krieg nicht in die Gewinn- und Verlustrechnung zu stellen. Jetzt, bei der Bilanz und Dividendenbestimmung für das Ende des Kalenderjahres, fühlt Jeder, daß der Krieg die Hälfte der Ernte verhagelt hat. Die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft bilden eine Kommission, die ein Schema für die Dezemberabschlüsse schaffen soll. Ohne eine Verordnung des Bundesrathes wird es aber wohl nicht gehen; denn das Gesetz, auf das sich der Bilanzbau stützt, versagt im Krieg. Paragraph 40 des Handelsgesetzbuches lautet: „Bei der Aufstellung des Inventars und der Bilanz sind sämmtliche Vermögensgegenstände und Schulden nach dem Werth anzusetzen, der ihnen in dem Zeitpunkt beizulegen ist, für den die Aufstellung stattfindet. Zweifelhafte Forderungen sind nach ihrem wahrscheinlichen Werth anzusetzen." Ueber seine Schulden kann jeder Kaufmann Auskunft geben. Die sind so viel werth wie der Schuldner selbst. Jedenfalls giebts über die Art ihrer Bilanzirung nie Unklarheit. Krieg und Friede machen da keinen Unterschied. Für Guthaben, für Außenstände aber giebt es keinen Maßstab, weil selbst der ehrlichste Geschäftsmann nicht weiß, wie lange er seinen Kredit noch halten kann. Die Rücksicht auf den Schuldner ist heute das Erste Gebot im Leben des Kaufmannes.

Die Banken stehen vor der immerhin einfachsten Aufgabe. Sie sind ihrer Debitoren ziemlich sicher und haben schon lange vor dem Krieg strenge Musterung gehalten. Was ihnen als Härte vorgeworfen wurde, bewährt sich nun. Und bald wird sich zeigen, daß der „ungedeckte" Debitor nicht stets der schlechtere ist. Der Kunde, dem die Bank Blankokredit einräumt, muß Eigenschaften haben, die so gut sind wie baares Geld. Bei dem Schuldner aber, der eine besondere Sicherheit geben muß, ruht auf ihr das Gewicht der Haftung. Der Werth der Unterlagen ist vom Krieg verringert worden. Viele Börsenpapiere sind ins Bodenlose gesunken. Was von den Außenständen abzuschreiben ist, läßt sich feststellen, so weit es sich um „fertige" Verluste handelt. Den anderen Debitoren muß man eben das Beste zutrauen; von dem Verhalten der Kreditgeber hängt ja oft Alles ab. Bei den Vorschüssen auf Waaren und Waarenverschiffungen kommt die Unsicherheit der Preise, deren Richtung allerdings dem Kreditor meist günstig ist, und die Hemmung des Ueberseeverkehrs in Betracht. Doch giebt es ja im ganzen Bezirk wirthschaftlicher Werthe nicht einen Ort, auf

dem man sicher stehen kann. Ueberall schwankt der Boden. Die Nothverordnungen (Aufschub der Zwangsvollstreckung und Zahlungfristen; Geschäftsaufsicht) ermöglichen wenigstens, zu übersehen, wie weit die Grenze der lebensfähigen Elemente reicht. Nur für die Guthaben im Ausland fehlt jede Urtheilsstütze. Wohin das Auge blickt: Moratorien. Und im Feindesland Zahlungverbote und Schlimmeres.

Ueber die Auslandgeschäfte sagt die A E G in ihrem Jahresbericht: „Ueber zahlreiche Länder der Alten und Neuen Welt sind unsere Auslandorganisationen verbreitet, die nun zum Theil völlig zerstört sind, zum anderen Theil nur unzureichend aufrechterhalten werden können. Das Ueberseegeschäft, das wir, in Argentinien, Mexiko und Südafrika, zum Theil in der Form besonderer Gesellschaften betreiben, liegt beinahe gänzlich darnieder. Minderbewerthungen unseres Effektenbesitzes und Verluste an Außenständen im In- und Ausland werden unvermeidlich sein. Ihren Umfang wird erst die weitere Entwickelung der Kriegsereignisse bestimmen; jedoch gebietet die Lage, schon bei Aufstellung dieser Bilanz solchen Risiken, so weit es eine sorgsame Beurtheilung zuläßt, Rechnung zu tragen.“ Hier sind die Schwierigkeiten und Nothwendigkeiten der Kriegsbilanzen zum Ausdruck gebracht. Der A E G ist oft vorgeworfen worden, daß sie dem Dividendendrang der Aktionäre nicht genug nachgebe. Darf sie heute noch getadelt werden? Sie hat ihre Dividende von 14 auf 10 Prozent herabgesetzt, nachdem der ausgewiesene Ueberschuß aus dem Fabrikationgeschäft, der im Vorjahr 28,9 Millionen betragen hatte, durch Abschreibungen auf 18,8 Millionen gebracht worden war. Im unverletzten Zustand ist er ohne Zweifel größer gewesen als der Ertrag von 1913; denn Umsatz und Auftragbestand hat die hohe Ziffer des Vorjahres noch überragt. Ein Bankguthaben von 77 Millionen beweist, daß die Beweglichkeit des Vermögens nicht gelitten hat. Da man wußte, daß die A E G die Zügel nicht am Boden schleifen läßt, erwartet man keine zu ausgiebige Verrechnung des Krieges und war enttäuscht, als einer der Direktoren die Dividende auf 8 Prozent schätzte. Die Wuth über diese Zahl war zugleich das beste Lob für den Geheimrath Rathenau. Das Publikum verlangte von der A E G etwas Besonderes, weil es sich zu diesem Wunsch, durch die Erfahrung, berechtigt glaubte. Aber die A E G hat in ihrer Bilanz 56½ Millionen Mark Werthpapiere, den Sammelpunkt des Strahlenbündels ihrer in- und ausländischen Beziehungen, und 84 Millionen Mark Debitoren. Das sind, so lange der Krieg dauert, unsichere Werthe; und mit dieser verringerten Wesenskraft muß gerechnet werden. Soll man beklagen, daß die deutsche Elektroindustrie ihren Kraftüberschuß ins Ausland trug? Daß sie in Europa die beiden achtbarsten Mitbewerber, Amerika und England, geschlagen hatte? Die Statistik, die den deutschen Sieg kündete, ist einst als frohe Offenbarung gepriesen worden. Mit Recht. Niemand hätte in Friedenstagen daran gedacht, von Deutschlands Industrie Bescheidenheit im Ländererwerb zu fordern. Die Ausfuhr elektrischer Fabri-

kate betrug im Jahr 1912 rund 260 Millionen Mark. In Großbritanien 130, in den Vereinigten Staaten 100 Millionen. Nur im Ueberseeexport hatten diese beiden Länder die deutsche Konkurrenz geschlagen: Großbritanien 105, Amerika 85, Deutschland 75 Millionen. Was der Krieg zerstören und der Friede wiederbringen wird, weiß Niemand. Ich habe hier schon einmal gesagt, daß die Ueberlegenheit der deutschen Elektroindustrie, die sich besonders England gegenüber zeigt, der geschickten und unbehinderten Verbindung von Kapital und Technik zu danken sei. Erst in den letzten Jahren hörte man Widerspruch gegen die „Elektrizitätmonopole". Aber der Tadel und der Wunsch nach Staatshilfe richteten sich gegen eine unvermeidliche Entwickelung. In Großbritanien haben die öffentlichen Gewalten sich zu eifrig um die Vertheilung des elektrischen Stromes bekümmert und ihm die freie Bewegung gehemmt. Ob Das nach dem Kriege anders werden wird? Industrien lassen sich eben so wenig aus der Erde stampfen wie Armeen; und wenn die A E G ihren Aktionären 10 Prozent giebt, so sagt sie ihnen damit auch Manches über die Zukunft.

Von den ausländischen Forderungen, deren Schicksal dunkel ist, spricht auch die Phoenix A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb in ihrem Jahresbericht. Mancher hatte gefragt: Wie wird sich das der Börse am Nächsten stehende Montanwerk mit dem Krieg abfinden? Der Phoenix hatte zwei Jahre lang mit achtzehnkalibrigen Dividenden geschossen. Daß er die Bilanz vom dreißigsten Juni 1914 bescheidener abschließen werde, ist, schon als Folge des Konjunkturschwundes, erwartet worden. Aber mehr als 10 Prozent wären natürlich abgefallen. Der Krieg stieß alle Taxen um. Trotz einem Rohgewinn von 44,7 Millionen (der 4 Millionen weniger auswies als sein Vorgänger, aber um 1½ Millionen höher war als der Saldo von 1912, aus dem eine Dividende von 18 Prozent gezahlt wurde) wurden für die Dividende nur 10,6 Millionen ausgeworfen, für die Rücklagen aber fast 10 Millionen mehr verwendet als im Vorjahr. Damit ist das Gleichgewicht hergestellt. Und reichlich genug wurde das Gegengewicht bedacht; denn von den Debitoren, die insgesamt 28 Millionen betragen, werden nur 3 als im Ausland befindlich und daher uneinbringlich bezeichnet. Man erfährt von „umfangreichen Kriegsaufträgen", die der Phoenix zu erledigen hat, und hört die Hoffnung, daß unsere Industrie gedeihen werde. Der Phoenix hat einen Theil seiner Werthpapiere, darunter die Aktien der von Japan eingesteckten Schantungbahn, mit gutem Gewinn verkauft; der Glückliche! Denn der Effektenbesitz lastet auf den Bilanzen noch schwerer als die Debitoren und Waarenvorräthe. Die Börsen sind geschlossen; Kurszettel: Frühjahrsmode. Amtliche Preise giebt es nicht mehr. Wie soll man den Kurs eines Werthpapieres feststellen?

Mit dem Gesetz ist nichts anzufangen. Paragraph 261 des Handelsgesetzbuches, der den Paragraphen 40 ergänzt, verlangt, daß Werthpapiere und Waaren, die einen Börsen- oder Marktpreis haben, höchstens zum Preise des Bilanztages eingestellt werden. Uebersteigt er den

Anschaffung- oder Herstellungpreis, so muß dieser Preis genommen werden. Da es nun keine Börsenpreise giebt, so fehlt die wichtigste Voraussetzung des Gesetzes; wer hilft aus dieser Wirrniß? Der fünfundzwanzigste Juli war der letzte Börsentag, an dem noch mit der Möglichkeit des Friedens gerechnet wurde und der Geschäftsverkehr sich leidlich abwickelte. Seit dem dreißigsten Juli giebt es keine Notirungen mehr. Für welchen der beiden Termine soll man sich bei der Aufstellung der Bilanz entscheiden? Beide haben den Mangel, daß viele Kurse überhaupt nicht mehr notirt wurden. Das Kursblatt vom dreißigsten Juli sieht schon wie ein Leichenfeld aus. Der letzte Börsentag besitzt also nicht die Eigenschaften, die ihn als Bilanzgrundlage empfehlen. Er sah Kurse, die Katastrophen andeuteten. Vielleicht sind sie in diesem Zustand nicht einmal übertrieben; aber ob es so ist, kann kein Mensch sagen. Und es wäre kaum zu rechtfertigen, wenn der Ueberschuß einer Bilanz aufgezehrt würde, weil die Effekten zu den schlechtesten Kursen des Jahres eingesetzt werden mußten. Die Kosten solcher Vorsicht hätten die Aktionäre zu tragen, denen die Dividende schmölze. So scheint der fünfundzwanzigste Juli der bessere Tag. Die Möglichkeit zu hoher Bewerthung, die den Vergleich mit dem Ergebniß der Kursentwickelung in den ersten fünf Kriegsmonaten vielleicht nicht aushielte, ist geringer als die Wahrscheinlichkeit, daß die Buchwerthe der Effekten zu niedrig angesetzt werden. Die Art des Verfahrens kann nur der Bundesrath bestimmen; und in seiner Vorschrift wird das „freie Ermessen" nach sachverständiger Prüfung wohl eben so viel Raum einnehmen wie die Schaffung von Rücklagen, die vor Gefahr schützt.

Ladon.

Nun nach Frankreich, nun nach Frankreich!
Holt gestohlenes Gut zurück!
Unsre Festen, unsere Grenzen,
Unsern Theil an Siegeskränzen,
Ehr' und Frieden holt zurück!

Denn dort an den Vogesen
Liegt ein verlornes Gut.
Da gilt es, deutsches Blut
Vom Höllenjoch zu lösen!

Drum hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände
Und schwöret, Alle, Mann vor Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. Dezember 1914.

Letztes Aufgebot.

Fliegerpfeil.

Herr Giovanni Giolitti, dessen Listenreichthum ich vor acht Tagen erwähnte, hat sich der vergeßlichen Europa ins Gedächtniß zurückgeschrien. Er ist nicht mehr Minister, nur selten noch als Parteihaupt sichtbar und manche Italer meinten, mählich erlösche seines Gestirnes Licht. So schäbigen Ruf mag er nicht durch die Zeit großen Römerschicksals schleppen; nicht ins Gewimmel stolzirender Abgeordneten eingerechnet werden, sondern den Zauberlehrlingen zeigen, was er mit zwei dürren Besenstielstücken, er allein, vermag. „Als Geister ruft Euch nur, zu seinem Zwecke, erst hervor der alte Meister." Ministerpräsident Salandra hat gesprochen. „Da die Bundesgenossen einen Angriffskrieg, nicht einen als Vertheidigungmittel ihnen aufgezwungenen, führen, war Italien nicht in die Bündnißpflicht genöthigt. Doch seine Neutralität darf nicht thatlose Gleichgiltigkeit werden. Wir stehen vor einer ungeheuren Umwälzung, deren Ende kein Sterblicher heute absehen kann, die aber das Machtverhältniß auf dem alten Erdtheil ändern wird, und wir haben Lebensinteressen zu vertheidigen, unsere Großmachtstellung zu wahren, gerechtem Anspruch Erfüllung zu sichern. Italien muß wachsam und stark sein. Wenn das Recht nicht mehr gilt, bürgt nur die Kraft noch für die Zukunft eines Volkes. In so gefährdeter Zeit müssen alle inneren Parteikämpfe enden. Wir haben eine furchtbare Verantwortlichkeit auf uns genommen. Das Land will erlangen, was ihm nothwendig scheint: und wird es erlangen. Heer und Flotte Italiens sind jetzt für jeden Fall be-

reit.“ Die Regirung nimmt den Beschluß des Abgeordneten Bettolo an: „Mit vollem Recht und nach reiflicher Ueberlegung hat Italien sich für neutral erklärt. Der Regirung, die, im Vollbewußtsein ihrer Verantwortlichkeit, mit dem tauglichsten Werkzeug für die Sicherung dieser höchsten Lebensinteressen handeln wird, spricht die Kammer ihr Vertrauen aus.“ (Mit 413 gegen 49 Stimmen.) Zuvor hat, als Letzter, Herr Giolitti gesprochen. Bleibt irgendwo noch der winzigste Zweifel, ob Italien beim Ausbruch dieses Krieges der Dreibundpflicht ledig war? Dann bläst ihn der Athem Giovannis hinweg. „Die Frage ist beantwortet worden, als, vor sechzehn Monaten, Oesterreich-Ungarn dem Königreich Serbien den Krieg erklären wollte. Am neunten August 1913 erhielt ich von dem Marchese di San Giuliano die folgende Depesche: ‚Oesterreich zeigt uns und dem Deutschen Reich die Absicht an, gegen Serbien vorzugehen, und behauptet, dieser Vorgang müsse als ein zur Vertheidigung nothwendiger angesehen werden. Deshalb seien die Verbündeten zu Beistand verpflichtet. Nach meiner Ueberzeugung ergäbe solches Handeln nicht den Bündnißfall. Ich möchte im Einvernehmen mit Deutschland die Ausführung des österreichischen Planes hindern, halte aber für nöthig, daß wir unzweideutig aussprechen, uns scheine solches Handeln nicht ein von Vertheidigungpflicht gebotenes, also auch dadurch nicht der Fall geschaffen, für den uns der Dreibundvertrag zu Beistand zwingt.‘ Diese unzweideutige Erklärung haben wir der austro-ungarischen Regirung gegeben. Genau so lagen die Dinge wieder im Juli 1914. Wir standen also auf festem Rechtsboden und handelten durchaus ehrlich, als wir unsere Neutralität ankündeten. Diese wachsame und bewaffnete Neutralität, in deren Empfehlung ich mit dem Ministerium übereinstimme, müssen alle Bürger unseres Landes redlich wahren, bis die Stunde schlägt, die uns zum Schutz unserer wichtigsten Interessen aus dem Lager ruft.“ Beifallssturm. Ein Schwarm umdrängt den alten Hexenmeister; Jeder jauchzt und schüttelt dankbar die Hand des Siebenzigers aus Mondovi. Seit zwanzig Jahren, seit er, am zehnten Dezember 1894, die schlimmen Akten, die Crispis Mitschuld an der unsauberen Sache der Banca Romana erwiesen, der Kammer vorlegte, hat kein Dokument ihm je solchen Jubels Widerhall eingebracht. Das findet Herr Pichon, der im Sommer 1913 das pariser Auswärtige Amt

leitete, begreiflich. „Giolittis Veröffentlichung der (den Kanzleien bekannten) Thatsache liefert der Welt den Beweis, daß Oesterreichs Schlag gegen Serbien längst vorbereitet, der Mord in Sarajewo nur ein Vorwand war, das Ultimatum vom dreiundzwanzigsten Juli nur den vorbedachten Angriffsplan maskiren sollte und die Regirung Franz Josephs eben so unwahrhaftig wie die Wilhelms war, als sie behauptete, den Frieden zu wollen. Die Enthüllung erklärt aber auch, warum Oesterreich, ehe es seine Note in Belgrad überreichen ließ, nicht Verständigung mit dem italischen Ministerium suchte. Die Antwort aus dem August des Jahres 1913 lehrte die Oesterreicher voraussehen, was Rom ihnen jetzt erwidern werde, schreckte sie dadurch von neuem Abenteuer ab und bestimmte sie, sich, ohne Italiens Wissen, nur Deutschlands Hilfe zu sichern. Diese beiden Mächte hatten übrigens schon einmal, kurz vor dem August, in voller Eintracht den Balkankrieg als Konfliktsvorwand zu wählen versucht. Die Vorsicht Rußlands und Frankreichs, die Klugheit und Entschlossenheit Englands und Italiens Beistandsweigerung haben ihnen den Weg gesperrt. Jetzt soll Fürst Bülow die Italiener überzeugen, daß sie klug handeln würden, wenn sie die Türkei stärken, die alle Musulmanen, auch Tripolitaniens und der Kyrenaika, zum Heiligen Krieg aufruft und des Osmanenreiches Herrschaft über Christenländer wiederherstellen will, wenn sie obendrein Oesterreichs Machtanspruch an der Adriaküste und in der Slawenwelt stützen und Denen, die einst die Herren über Venedig und Mailand waren, die noch von ihnen im Joch gehaltenen Italerprovinzen lassen. Als er von Jaurès und dessen fruchtlosem Bemühen um ein franko-deutsches Einvernehmen sprach, wandte der Kanzler Bülow das Sprichwort an, eine Schwalbe mache noch keinen Sommer. Wir wollen abwarten, mit welchen Mitteln der kluge Diplomat, der wohl von manchem Wahn der Selbsttäuschung geheilt ward, versuchen wird, im Vaterland Garibaldis einen Sommer zu machen." Dum-Dum.

Unserem Strafgesetzparagraphen 353a (der, seit Arnims Rebellion, die ins Geheimniß des internationalen Dienstes Zugelassenen in Verschwiegenheit schreckt) irgendwie Aehnliches steht wohl auch in Italiens Poenbüchern. Und stünde es nicht drin: Herr Giolitti, der selbst einst Staatsanwalt war, würde sich hüten, wider den Willen seines Schützlings Salandra eine bisher verheimlichte

Diplomatendepesche ins Licht zu legen und als Abgeordneter einen wichtigen Vorgang zu entschleiern, der ihm als Ministerpräsidenten gemeldet worden war. Der Widerhall kam auch, aus Frankreich, England, Rußland, so rasch und so laut, daß man vermuthen darf, das Stichwort sei schon vor dem Gewittertag von Monte Citorio bekannt gewesen. Zweck: zu erweisen, daß nach dem Doppelmord von Sarajewo (der Hauptschuldige hat noch im Schlußwort an die Geschworenen betheuert, er habe aus freiem Willen, nicht als ein Werkzeug, nicht unter fremder Einwirkung, gehandelt) ein wiener Plan wieder auflebte, den zuvor, zweimal, Römerhände gewürgt hatten; und dem neuen Herrn der Deutschen Botschaft zuzurufen: „Mit den alten Mären vom Ursprung des Krieges, von jäher Empörung durch den Prinzenmord und vom Ueberfall friedlicher, für solchen Kampf nicht bereiter Mächte, köderst Du hier kein Tiberfischlein; unsere Akten erweisen, daß Ihr, was jetzt ward, schon 1913 wolltet und, da Ihr unseren Willen zur Beistandsleistung erforschtet, auch den Eingriff Rußlands und Frankreichs, also die Weitung des Kriegsschauplatzes über austro-serbisches Gebiet hinaus, für gewiß hieltet. Du kommst zu spät. Wir haben gewählt." Das soll Europa glauben. Wohin ruft die Glocke den Gewaffneten aus dem Lager? Aufs Schlachtfeld. Abgeordneter Barzilai: „Ich stimme für die Regirung, weil sie die Einheit aller Italiener verheißt." Ferri: „Nur, wenn unvermeidliche Nothwendigkeit dazu zwingt, müssen wir für unseren gerechten Anspruch mit der Waffe eintreten." Sacchi: „Der Erfolg der Regirung ist der Erfolg des Vaterlandes, das seinem gerechten Anspruch endlich Erfüllung schaffen will und in Eintracht das ersehnte Schicksal heranreifen sieht." Bissolati: „Italien kann einem Kampf nicht fern bleiben, der über sein Lebensinteresse entscheidet und dessen Ende den Sieg des Imperialismus oder der Demokratie bringen muß." Torre: „Aus diesem Kampfe wird Italien stärker und größer hervorgehen." Labriola: „Nicht die Wiederherstellung des Balkanbundes, sondern die Stärkung deutscher und österreichischer Macht wäre für uns eine Gefahr. Die Kammer hat ihren Willen heute klar ausgesprochen; ist der Krieg nöthig, dann wird die Regirung ihn führen." Chiesa: „Alle Republikaner werden die Regirung stützen, wenn sie, um unser Recht zu erkämpfen, in den ungeheuren Europäerstreit eingreift." Aus den sichtbarsten Blättern schallt

Jubel: „Nun ward uns Gewißheit!“ In der Kammer wird ein Aufruf aus Triest vertheilt, der stöhnt: „Unmöglich wäre, Tollheit, die Fortsetzung unseres Kampfes, wenn diese Stunde ungenützt verstriche. Sorget, Abgeordnete, dafür, daß italischer Boden von fremder Herrschaft, fremdem Gesetz frei, die Einheit und Unabhängigkeit unseres Volkes überall gesichert werde und jeder Italermund, ohne des Feindes Rache fürchten zu müssen, für das Vaterland zeugen dürfe.“ Ueber London kommt die Meldung, Herr Take Jonesku habe telegraphirt: „Rumänien wird sich der Triple-Entente gesellen; nur der Tag seines Eingriffes ist noch unbestimmt.“ Und zum Vertreter des „Temps“ spricht dieser Minister von gestern, vielleicht von morgen in Bukarest: „Ich bewundere Deutschlands Kraft und Fleiß, Gesundheit und Heimathliebe; aber ich kann nicht ohne ein Schaudern meiner ganzen Physis an das österreichische Ultimatum und an die Verwüstung Belgiens denken. Die Mächte, die dieser zwei Thaten schuldig sind, muß jeder kleine Staat als unversöhnliche Feinde betrachten. Außerdem lebt unter uns nicht Einer, der nicht von frühster Kindheit an in der Einung aller Rumänen das höchste Ziel seiner Wünsche sah. Der große, nicht von uns erwirkte Krieg bietet uns die Gelegenheit zur Erfüllung dieser Wünsche; eine Gelegenheit, die niemals wiederkehrt. Unter austro-ungarischer Herrschaft leben fast vier Millionen Rumänen; in diesen Provinzen ist das nationale Gewissen wach und zu starker Handlung bereit und sie werden, nach der Eroberung, unserem Staat für immer einverleibt sein. Wenn wir, selbst nach dem Sieg Deutschlands und Oesterreichs (den ich für unmöglich halte), das rumänische Bessarabien nähmen, müßten wir bald wieder einen Krieg gegen Rußland führen. Ich bin gewiß, daß nicht ein einziger Rumäne anders als ich denkt.“ (Sechsundneunzig rumänische Professoren haben sich in Ausdrücken zorniger Abscheu gegen die Unterzeichner des deutschen „Aufrufes an die Kulturwelt“ gewandt; der uns nur Unglimpf, aus zwei Erdtheilen in Schwaden, eintrug.) „Wir müssen mit all unseren Kräften den Sieg der Triple-Entente zu sichern trachten. Natürlich wäre ein Winterfeldzug uns nicht bequem. Aber unsere Neutralität genügt heute nicht mehr. Unser Vormarsch kann beschleunigt oder aufgeschoben werden, je nach den Ereignissen. Doch wir müssen handeln; und ich weiß, daß wir handeln werden.“

San Giuliano hatte die Depesche an Giolitti in den Tagen der bukarester Verhandlungen über den Balkanfrieden, am neunten August 1913, geschrieben. Ein paar Wochen zuvor hatte er den König Victor Emanuel und dessen Frau, die Tochter Nikolas von Montenegro, nach Kiel begleitet (wo sie, auf der Reise nach Schweden, zu kurzer Stundenrast einkehrten) und mit den Leitern unseres Reichsgeschäftes geplaudert. Wir lasen: „Eine weithin wirkende Kundgebung des Dreibundgedankens, die gerade in dieser ernsten Zeit tiefen Eindruck machen muß. Italien ist von den ‚Extratouren‘ mit den Westmächten reuig ins alte Glück des Dreibundes zurückgekehrt und inniger nun als je an Deutschlands, an Oesterreichs Busen geschmiegt. Denn es langt nach der Vorherrschaft im Mittelmeer und hat eingesehen, daß nur die Bundesfreundschaft es an dieses Ziel bringen kann.“ Das dünkte mich gefährlicher Aberglaube; deshalb sagte ich hier am zwölften Juli 1913: „Giolitti und San Giuliano sind nicht grün genug, um aus Knabenübermuth in den Wahn zu schlittern, einer Lateinermacht sei im Mittelmeer die Vorherrschaft erlangbar, ehe dem Britenleun im Inselkäfig die Zähne stumpf geworden sind. Seit Italien am Syrtenmeer herrscht, von Malta und Kypros, von Frankreichs tunesischer Provinz und vom englischen Sudan aus schnell zu verwunden ist, muß es sorgsamer noch als vor dem Uebergriff nach Nordafrika das Verhältniß zu England, dem Schreckgespenst langer und offener Küsten, pflegen. Die Westmächte flüstern ihm die Lockweise zu: ‚Wir helfen Dir auf die Balkanmärkte und in wichtige Levantehäfen.‘ Die Dreibundesgenossen zwingen es in Rüstung, die nichts einbringt, und in den Schein einer Duldsamkeit, die ein gekräftigtes Oesterreich in Albanien nützen könnte. Deutschland muß mit der Möglichkeit eines Krieges rechnen, in dem es, allein, sich gegen die Heere und Flotten des feindlichen Dreibundes und seiner Vorposten in Südwest und Südost zu wehren hat.“ Am siebenzehnten Juli hatte Herr Schebeko, Rußlands Gesandter, den rumänischen Ministerpräsidenten Majoresku ersucht, den Vormarsch der Truppen auf Sofia zu hemmen; die Regirung des Zaren bürge den Rumänen schon jetzt für die Gebietsabrundung bis an die Grenzlinie Turtukaja-Dobritsch-Baltschik. (Grünbuch der rumänischen Regirung: Les événements de la péninsule balcanique l'action de la Roumanie.) Italien giebt in Sofia „den dringenden

Rath“, diese Grenzlinie zu gewähren; den selben Rath hat, so meldet Oesterreich-Ungarns Gesandter, Franz Joseph dem König der Bulgaren gegeben. Am letzten Julitag rühmt Herr Pichon die weise Mäßigung und die Geschicklichkeit der rumänischen Regirung; und warnt, in den ersten Augusttagen, die Bulgaren vor dem Trugwahn, der Friedensvertrag, über den in Bukarest verhandelt werde, sei vom Eingriff irgendeiner Großmacht bedroht. Am sechsten August sagt er zu dem Gesandten Lahovary: „Frankreich ist gegen jede Revision des Vertrages.“ Die wünscht Oesterreich-Ungarn; läßt den Wunsch aber fallen, weil er ohne Krieg nicht erfüllbar scheint und Rom die Heeresfolge weigert. Vier Tage nach San Giulianos schroffer Ablehnung empfängt Herr Majorescu den Glückwunsch des Grafen Berchtold, der „besonders darüber sich freut, daß Rumänien den Balkanhader zu enden vermocht hat.“ Ihn besucht, als wieder Frühling wird, Marchese di San Guiliano in Abbazia. Offiziöse Nachschrift: „Wieder ist völlige Uebereinstimmung in den Ansichten der beiden Staatsmänner zu Tage getreten.“ Aus dem Achilleion telegraphirt der Kanzler des Deutschen Reiches an die zween Bundesgenossen: „Indem ich Sie aufs Wärmste zu dem glücklichen Ergebniß beglückwünsche, das Ihre Unterredungen in Abbazia gehabt haben, lege ich Werth darauf, mich dem Gefühl der Befriedigung anzuschließen, das Sie darüber empfinden.“ Vier Wochen danach sagt der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes im Deutschen Reichstag, er hoffe, Rumäniens „Anlehnung an alte Freunde“ werde dauern. Pflicht zwingt mich, auf die Thatsachen gemeiner Wirklichkeit hinzuweisen. „Der Rumäne bewundert in dem Franzosen das Musterbild feiner Kulturmenschheit; er ist auf die Freundschaft der Slawen, des Südens und des Nordens, heute, als auf Unentbehrliches, angewiesen; sein Großrumänien kann nur auf Oesterreichs und Ungarns Kosten entstehen und er läßt die Bezirke, in denen unter Habsburgs Szepter vier Millionen Walachen leben, sogar in Schulbüchern als das geknechtete Rumänien bezeichnen. Das ist; und wer über diese Wirklichkeit einen Wortschleier webt, darf sich nicht in den Glauben brüsten, ihm sei eine That gelungen.“ Rußland weiß, natürlich, was im August 1913, noch einmal, geplant war; sieht in Oesterreichs Getechtel mit den Ruthenen und in der Anwerbung deutscher Offiziere fürs Jungtürkenheer Ergänzungen

des (vertagten, nicht aufgegebenen) Planes: und rüstet sich; so rasch und so gewaltig, wie es irgend vermag. Aus der Kölnischen Zeitung wird darob, im März, der Legende deutsch-russischer Erbfreundschaft die Totenglocke geläutet. „Rußland schiebt seine Truppen leise westwärts vor, läßt Schwergeschütz gießen, wo es zu haben ist, hat seinen Präsenz- und Cadrestand beträchtlich erhöht; will die Polen versöhnen, die Rumänen in ihre historische Pflicht zur Vermittelung zwischen Slawen, Lateinern, Hellenen zurückschmeicheln; und rechnet darauf, daß von Oesterreich-Ungarn Italiener und Griechen, Serben und Walachen, Kroaten und Dalmato-Slowenen, von Deutschland Franzosen und Briten Allerlei zu begehren haben.“ Das steht am siebenten März 1914 in der „Zukunft“. Am sechzehnten Mai: „In diesem Sommer wird Schicksal.“ Nach dem Besuch des Zaren in der rumänischen Hafenstadt Konstanza wird hier das Rumänenziel gezeigt: „Aus der Bukowina, aus Siebenbürgen, dem Banat und anderen ungarischen Komitaten wächst ihm ein Gebiet von fast hundertfünfzigtausend Quadratkilometern zu. Dieses Großrumänien handelt für die Zinzarei von den Serbenstaaten (die nach Nikolas Tod vereint werden) den negotiner Winkel mit hunderttausend walachischen Bauern ein. Albanien wird unter Römer, Griechen, Serben vertheilt; wird Pfand und Bürgschaft romano-slawischer Freundschaft. Mit Rußland kann sich Rumänien auch über den Verschluß des Schwarzen Meeres und die Oeffnung der Dardanellen leicht verständigen; die Interessenströme beider Staaten münden da in das selbe Bett. Und kein König ist stark genug, um dem eigenwilligen Herrenvolk an der Unteren Donau die Wahl des Schicksalsweges aufzuzwingen.“

Rußlands Hausschlüssel.

Der Sultan, schrieb Boris Alexejewitsch Galizyn an Peter, seinen Zögling und Zaren, „betrachtet das Schwarze Meer als sein Haus, in dem Fremde nichts zu suchen haben, oder als eine im Harem allen Blicken verborgene Jungfrau; er würde eher seinen Truppen den Befehl zum Krieg als anderen Mächten die Erlaubniß zur Fahrt durch dieses türkische Binnenmeer geben.“ Das war der Pontos Euxeinos wirklich bis an das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Wer Byzanz hatte, war Herr des Pontos; seit der Türkenkhan auf dem Stuhl des Basileus saß, durfte zwischen Bal-

kan und Kaukasus nur die Sichelflagge wehen; und so wichtig dünkte die Erben Mohammeds dieser Besitz, daß schon unter Mustafa dem Zweiten, um die Zeit des Friedens von Karlowitz, ein türkischer Staatsmann warnend rief: „Wenn fremde Schiffe je das Recht zu freier Fahrt auf dem Schwarzen Meer erlangen, schlägt dem Osmanenreich die Sterbestunde." Diese Weissagung darf man (wie die meisten) nicht wörtlich nehmen. Aus den Dampfkesseln der russischen Flotte zog der Qualm über den Pontos hin: und noch immer sahen wir die Großmächte um die ungeschmälerte Lebensdauer der Türkei bemüht. Doch schon 1683, ehe Peter in Asow den Schlüssel zu einem Nebenthor des Schwarzen Meeres einsteckte, sprach der baumburger Chorherr Poysel von dem Sultan als von einem Kranken, dem zehn Aerzte (so viele sinds jetzt kaum) mit Diagnosen und Heilmitteln nahen; und ein Jahr danach verglich der Britenbotschafter Sir Thomas Roe das Reich Mustafas dem Leib eines siechen Greises, der sich und Andere über die Gefahr seines Zustandes täusche. (So alt ist das winged word vom Kranken Mann.) Asow, das der Zweite Mohammed den Nachfahren Tamerlans abgenommen hatte, ist zwölf Jahre nach dem Frieden von Konstantinopel wieder türkisch geworden und erst Münnich hat, mit Annas Heer, den Flecken an der Donmündung, nach sechsmonatiger Belagerung, für immer dem Reussenreich erobert. Im Frieden von Belgrad mußte Mahmud ihn, 1739, den Moskowitern abtreten und konnte sie nur noch zur Schleifung der Festungwerke verpflichten. Vorher hatte Montesquieu geschrieben: „J'ai vu avec étonnement la faiblesse de l'empire des Osmanlins. Ce corps malade ne se soutient pas par un régime doux et tempéré, mais par des remèdes violents qui l'épuisent et le minent sans cesse. Avant deux siècles cet empire sera le théâtre des triomphes de quelque conquérant." Nachher spöttelte Voltaire, er sei noch lange nicht so krank wie der Türke. Seit die im Harem geborgene Jungfrau von den Russen begehrt, der Pontos den Fremden nicht mehr axeinos, sondern euxeinos ward, dämmerte der Khalifenherrlichkeit der Abend; war die unantastbare Selbständigkeit des Türkenreiches dahin. Katharina hats schon im dritten Lustrum ihrer Regirung erreicht. Der Vertrag von Kütschük-Kainardsche gab 1774 ihrer Handelsflotte das Recht zu freier Schiffahrt im Schwarzen Meer, das, als neun Jahre später der Tatarenkhan geschlagen und die Krim

erobert war, zwei Staaten an seinen Ufern herrschen sah, also nicht mehr ein türkisches Binnenmeer genannt werden konnte. Auch nicht ein mare clausum? Die Russen können hinein, doch nicht heraus. Der Sultan hält den Bosporusschlüssel fest in der Hand und sperrt noch immer den Weg, der über Asow und die Krim nach Byzanz führen sollte. Rußland darf im Schwarzen Meer thun, was ihm beliebt, und ist da unangreifbar; darf es aber nicht auf der ins Mittelmeer führenden Straße verlassen und empfindet, noch unter der großen Zerbsterin, die Schmach solcher Käfigfreiheit. Der Pontos muß Rußlands Binnenmeer werden: nach dem Frieden von Jassy wards in Moskau, in Peters Stadt das Feldgeschrei lärmender Patrioten; und bliebs ein Jahrhundert lang.

Bonapartes Einfall in Egypten und die vor und nach der Gründung des napoleonischen Kaiserreiches bis an die Orientpforte drängende Jakobinergefahr verbündet nach langem Hader dem Sultan den Zaren. Katharinas Sohn Paul schickt Selim dem Dritten die mit viertausend Moskowitern bemannte Flotte nach Konstantinopel, um ihm bei der Abwehr französischer Angriffe zu helfen: und nun öffnen sich Dardanellen und Bosporus endlich russischen Kriegsschiffen. Endlich; einmal. Das Schutzbündniß währt nicht lange; bald liegen die Erben von Byzanz, der im Besitzrecht wohnende und der über den Pontos lugende, wieder in Streit. Bonaparte hetzt, nach Austerlitz, den Sultan in den dritten Krieg gegen Rußland und erlistet, in Tilsit, Alexanders schwärmerisch anbetende Freundschaft. Will den mit wachsendem Ungestüm geforderten Preis aber nicht zahlen. Hardenberg läßt seinen alten Plan der Türkeitheilung durch Kalckreuth wieder vorbringen; Rußland soll Bulgarien, Rumelien, ein Stück der Donaufürstenthümer und die Meerengen bekommen, Oesterreich über Bosnien, Serbien, Dalmatien herschen, Frankreich den Staat der Hellenen und die Inseln seinem Imperium einfügen. Doch was konnte Alexander, nach Jena, von Preußens Beistand noch hoffen? Zur Erfüllung seines brünstigen Phantastenwunsches vermag nur der allmächtige Korse ihm zu helfen. Der ist dem Sultan verbündet und, im Nimbus seiner Siege, am Goldenen Horn so stark, daß General Sebastiani, sein Gesandter, den Aufruhrversuch des englischen Kollegen mit einem Wort niederzwingt: die Britenflotte, die Arbuthnot, um den französischen Einfluß zu dämmen, ins Marmarameer gerufen hat, muß

unter dem Feuer türkischer Batterien abdampfen. Englands politische Moral, die uns so oft allzu schöne Reden priesen, wird von dieser Episode aus grell beleuchtet: die Sultane sollen in ihren Entschlüssen frei, die Meerengen allen Fremden geschlossen sein, so lange das englische Interesse nicht darunter leidet; nur eben nicht eine Stunde länger. Hofft man in London den winzigsten Vortheil davon, dann mag irgendein Admiral Duckworth sein Geschwader bis dicht an die Mauern von Yildiz steuern. Noch ist, im Frühling 1807, der dreiste Handstreich mißlungen. Aber Selim, den hastige Reformsucht den Altgläubigen verhaßt gemacht hat, kann sich nicht halten und wird am siebenundzwanzigsten Maitag entthront. Während einer Truppenschau, an der Alexanders „Paradomanie" sich in Tilsit weidet, erhält Napoleon von Sebastiani die Meldung. Armee und Volk gegen den Sultan, der sich wider das Verhängniß nicht zu bäumen wagt, und vor Osmans Reich morgen die Gefahr sicheren Verfalls. „Die Vorsehung selbst sendet mir diese Botschaft, um mir zu zeigen, daß die Türkei nicht mehr lebensfähig ist!" So ruft (nach Savarys Bericht) Bonaparte; und erklärt, Selims Sturz löse ihn, löse sein Gewissen von allen Banden und gestatte ihm, der nicht der Pforte, sondern nur diesem Sultan sich verpflichtet habe, der Orientfrage nach freiem Ermessen die Antwort zu suchen. Wie mag das Schwärmerauge Alexanders, der neben ihm hielt und Sebastianis Rapport lesen durfte, aufgeleuchtet haben! Für kurze Zeit freilich nur. Der Imperator (der, wie Champagny an Caulaincourt schrieb, die Türken nie geliebt, immer für schädliche Barbaren gehalten hat) wurde zwar sentimental und schien bereit, dem neuen Freund alles Ersehnte gern zu gewähren. Er hatte im Occident Grenzen und Throne verrückt und war berufen, auch im Orient nun nach seinem Belieben Ordnung zu schaffen. Rußland durfte zu dieser organisatorischen Arbeit mitwirken; doch das Tempo wollte er selbst bestimmen. Hier begann Alexanders Enttäuschung. Die Türken, so dozirt Laetitias Sohn dem sanften Enkel Katharinas, gehören nicht nach Europa, sind auf unserem hellen Erdtheil ein häßlicher Fleck und müssen nach Asien zurückgedrängt werden. Aber langsam; ganz langsam. Einstweilen darf man sie nur „komprimiren"; ihnen ein paar Provinzen nehmen, in denen sie manchmal belästigen, doch nicht mehr herrschen. Eine richtige Theilung wäre heute noch eine allzu gefährliche

Operation, die zunächst den franko-russischen Bund lockern, die Freunde in einen Interessenstreit verwickeln könnte. Rußland mag sich des Besitzes der Moldau und der Walachei freuen, vielleicht auch vom Bulgarenland noch einen Fetzen für sich abreißen. Frankreich kann sich in Bosnien, Dalmatien, Albanien, Griechenland sättigen. Vielleicht; ganz sicher ist er seiner Sache nicht (mon système sur la Turquie chancelle et est au moment de tomber, schreibt er an Talleyrand). Fühlt, zum ersten Mal, tief aber die Nothwendigkeit des Friedens, der ihm doch, sobald das Orientproblem Europa aufrüttelt, wieder entgleiten muß. Wenns unvermeidlich wird, wenn England mit anderen Mitteln nicht zu bändigen ist und er im Baltikum oder auf Asiens altem Boden die russische Macht gegen den Todfeind braucht, bleibt keine Wahl: muß er dem Zaren den Weg an das Ziel seiner Sehnsucht bahnen. Noch aber möchte er ihn mit einer Hoffnung füttern. Unaufschiebbare Pflicht ruft nach Paris. Alexander hat seinen Besuch zugesagt. Da kann man in aller Ruhe über den großen Gegenstand weiterreden. Pauls Sohn schlürft gierig den Zaubertrank, den der Korse kredenzt. Begehrte nicht schon Katharina den moldo-walachischen Zuwachs? Der Gossudar, der dem Reich diese Beute bringt, braucht selbst nach Niederlagen nicht zu zittern. Und Alexander Pawlowitsch glaubt sich des Freundes sicher; „ich erwarte keinen allzu starken Widerstand gegen meine Auffassung (schreibt er an Peter Tolstoi), denn sie entspricht dem Interesse und der Meinung des Kaisers.“ Frankreich wird zwischen der Pforte und Rußland zu vermitteln suchen. Ist ein anständiger Friede nicht zu erlangen, so muß man wieder an die Theilung denken; fürs Erste aber darf dieser Gedanke noch nicht ans Licht. Daß er in Tilsit erörtert wurde, bezeugt De Clercq (Recueil des traités de la France) durch die Anführung der Sätze, die aussprechen, daß die beiden Kaiser, wenn der gewünschte Friede nicht durchzusetzen ist, „sich verständigen werden, um alle europäischen Provinzen des Osmanenreiches, außer Rumelien und der Stadt Konstantinopel, dem drückenden Türkenjoch zu entreißen.“ Mit dem ernstesten Eifer muß zunächst aber, auch in London, Alles versucht werden, pour procurer à l'humanité le bienfait de la paix (wie es im Vierten Artikel des tilsiter Geheimvertrages vom siebenten Juli 1807 heißt). Am neunten Juli, vor der Abreise nach Königsberg, empfiehlt Napoleon der Türkei die Beschleu-

nigung des Waffenstillstandes. Vier Monate danach diktirt er einen Zusatz zu der an Caulaincourt zu sendenden Instruktion und sagt darin, er wünsche, der Türkei ihren Besitzstand zu erhalten, im Nothfall sich aber mit Rußland allein, ohne Oesterreichs Dreinrede, über den Theilungplan zu verständigen. „Das Liebste wäre dem Kaiser, wenn die Türken in friedlichem Besitz der Walachei und der Moldau bleiben könnten; da er aber den Zaren so fest wie möglich an sich knüpfen möchte, würde er ihm die beiden Provinzen, gegen eine in Preußen zu suchende Kompensation, schließlich überlassen. Er steht dem Gedanken an eine Theilung des Türkenreiches sehr fern, hält ihn sogar für verhängnißvoll, will aber nicht, daß Sie ihn im Gespräch mit dem Zaren und mit dessen Minister rückhaltlos verdammen. Sie sollen nur ausdrücklich auf die Motive hinweisen, die für die Vertagung sprechen. Dieser uralte Plan des russischen Ehrgeizes kann Rußland an uns kitten: deshalb müssen Sie sich hüten, den Petersburgern Muth und Hoffnung ganz zu nehmen.“ Ehe diese Instruktion an die Newa gelangt, hat Alexander mit England gebrochen und in Paris, durch den Mund Savarys, des Herzogs von Rovigo, als Theilzahlung die Donaufürstenthümer verlangt. Schon fühlt auch Napoleon, daß er Etwas thun müsse, um den Zaren fester an sich zu binden. Savary hat ihm berichtet: „Der Kaiser und sein Minister Graf Rumanzow sind unsere einzigen zuverlässigen Freunde in Rußland; es wäre gefährlich, diese Wahrheit zu verschweigen. Das Volk würde gern wieder nach den Waffen greifen und für einen Krieg gegen Frankreich neue Opfer bringen.“ Verstimmt man den impulsiven Selbstherrscher, so kann Rußland, das in seinem Verhältniß zu Frankreich zwischen Hitze und Frost, Intimität und Haß hin und her schwankt, morgen zum Feind übergehen. Das muß verhindert und dennoch die Theilung der Türkei aufgeschoben werden. Sonst wird die Beute des Adlers zu klein. Bosnien, Albanien, Griechenland, Epirus: für Frankreich wärens Kolonien, nicht Provinzen. Seit Bonaparte in Kairo war, sieht er Egypten als einen Theil des Franzosenreiches. Noch aber ist die Zeit zur Rückeroberung nicht gekommen. Läßt er den Kranken Mann jetzt sterben, dann langt der Britenleu, dessen Pranke bis nach Malta, Sizilien und in die Adria reicht, nach dem in der Todesstunde des Khalifates herrnlosen Gut. Bevor ein französisches Heer in Konstantinopel und

Saloniki wäre, hätte England die Hand auf Egypten, Cypern, Kandia, vielleicht auf die Dardanellen und das ganze Küstenland der Osmanen gelegt. Diese Erwägung, schrieb Champagny, hat den Hauptgrund geliefert, den der Kaiser gegen die Theilung der Türkei anführt. Mag der Zar also in der Walachei und der Moldau bleiben: der Herr des Occidents wird sich den Landfetzen, der ihm zur Entschädigung gebührt, nicht aus dem Osmanenleib schneiden, sondern Schlesien nehmen. Das war beschlossen, als Caulaincourt in Petersburg Savary ablöste. Schlesien? Das würde den von Warschau aus reorganisirten Polenstaat stärken. Niemals. Caulaincourt findet für diesen Plan weder beim Zaren noch bei Rumanzow Gehör und muß im Februar 1808 seinem Herrn melden, daß Alexander an der Donau bleiben, über Schlesien aber nicht einmal reden will. Daß er den Sanften nie so finster sah wie am Tag dieses ködernden Antrages. „Wenn wir Berlin gefordert hätten, wäre die Wuth vielleicht kleiner gewesen."

Die Meldung fällt in eine der hellsten Stunden des Riesenhirns. Aus zornigem Auge blickt Bonaparte auf das Inselreich, das nicht zu überlisten, nicht ins Herz zu treffen ist. Wenn ers in Asien zu schlagen, in Indien ihm die Aorta zu zerschneiden vermöchte! Dachte er daran schon, als er den Russen Konstantinopel weigerte, weil der Besitz dieser Stadt die Weltherrschaft sichere? Jetzt denkt er dran; ahnt die Wahrheit des Wortes, daß an den Mauern von Konstantinopel der Kampf um Indien beginnt; und träumt seinen größten Caesarentriumph. Rußland und Frankreich zu gewaltiger Anstrengung vereint, die Türkei zerstückt, Persien und Afghanistan unterworfen: und von den Hochplateaux am Euphrat mit der ungeheuren franko-russischen Heeresmasse durch rasch bezwungenes Barbarenland bis an den Indus! Wer weiß, ob dieser endlos scheinende Weg nicht schneller ans Ziel führt als der kurze Pas de Calais? Der tolle Paul Petrowitsch hatte in seinen letzten Lebenstagen den Gedanken an einen franko-russischen Kriegszug durch Asien gehätschelt. Seitdem ist der Sultan der Freund Bonapartes geworden, hat der Perserschah von ihm Drillmeister für sein Heer erbeten, Hilfe gegen England angeboten und sich (in einem von dem persischen Sondergesandten in Warschau unterzeichneten Vertrag) verpflichtet, einem gegen Indien marschirenden Franzosenheer als guter und treuer Bundes-

genosse freien Durchzug zu gestatten. Das war keine Lagerposse: General Gardane wird nach Persien geschickt, um den Vertrag ratifiziren zu lassen und die Möglichkeit solchen Heereszuges zu prüfen. Und nun ist auch der Weiße Zar, endlich, Napoleons Freund geworden. Frankreich, Rußland, Persien: damit konnte man die Briten mindestens einschüchtern und in Verhandlungen treiben, die ihr Hochmuth noch immer weigerte. Doch der Zar heischt Bezahlung. Ihm zu Liebe den Kranken Mann töten? Nein. Noch ists zu früh. Da Alexander von dem schlesischen Plan nichts hören will, muß man ihn hinhalten und inzwischen Oesterreich zu umgarnen suchen. Rußlands Herrschaft über die Donaufürstenthümer, hat Bonaparte einmal zu Klemens Metternich gesagt, bereitet die Basis, auf der Frankreich und Oesterreich sich eines Tages verständigen werden; wenn die Russen als Sieger in Konstantinopel stehen, braucht Ihr uns gegen sie, brauchen wir Euch, um das nöthige Gegengewicht herzustellen. Kaiser Franz ist kein Mann kräftiger Initiative; muß sich aber sagen, daß er nicht müßig zusehen darf, wenn der Türke, in dem er einen schwachen und drum bequemen Nachbar ungern verlöre, erdrosselt und ausgeraubt wird. Für jeden Fall ist Wien durch Metternich nun vor dem russischen Anschlag gewarnt. Zur selben Zeit erhält Caulaincourt die Weisung, den Wünschen des Zaren noch weiter entgegenzukommen und keine unüberwindliche Abneigung von dem Plan der Türkeitheilung zu verrathen. Da, unter dem Eindruck der stolzen Thronrede, die das Britenparlament eröffnet, schäumt das Blut des Korsen heiß auf. Der alte Feind muß endlich vernichtet werden. Alexander heischt Bezahlung? Er soll sie haben. Selbst wenn er den höchsten Preis fordert. Am zweiten Februar schreibt ihm Napoleon: „Gegen Rußland spüre ich nicht die leiseste Regung der Eifersucht; ich wünsche ihm Ruhm, Glück und Gebietszuwachs. Mit allen Kräften will ich ihm bei jeder Vorschiebung seiner Grenzen nach der Schwedenseite helfen. Wenn wir fünfzigtausend Mann, Russen, Franzosen, vielleicht auch ein paar Oesterreicher, über Konstantinopel nach Asien schicken, zwingen wir England vor dem Kontinent auf die Knie. Wer ein so hohes Ziel erreichen will, muß alles Nothwendige zuvor schon vereinbaren; dazu bin ich bereit. Am ersten Mai können unsere Truppen in Asien, kann auch ein russisches Heer in Stockholm sein. Dann werden die aus der

Levante verjagten, in Indien bedrohten Briten unter der Wucht der Ereignisse vernichtet, mit denen die Atmosphäre geladen sein wird." Das Wortbild ist nicht schön; aber der Rhythmus der Rede kann einen Alexander hinreißen. Und schon wird Bonapartes dalmatische Armee verstärkt und befohlen, in Epirus die Landungmöglichkeiten, in Albanien die Heerstraßen genau zu studiren und im östlichen Winkel des Mittelmeeres Alles für den Kriegsfall vorzubereiten. In einem Brief an Decrès deutet der Kaiser den Entschluß an, durch die Türkei nach Indien zu ziehen. Und Tolstoi hört (nach einer Wuthszene und dem Schwur Bonapartes, Preußen und Warschau an dem selben Tag zu räumen, wo Rußland seine Truppen aus der Walachei und Moldau zurückzieht) den Satz: „Bin ich erst am Euphrat, dann giebts auf dem Weg nach Indien kein Hemmniß mehr; daß dieses Unternehmen den Alexander und Tamerlan mißlungen ist, beweist gar nichts: man muß eben Besseres leisten als sie." Der Held von Marengo, Austerlitz, Jena, Friedland, Tilsit darf so sprechen; darf sich für ein Schlachtfeld rüsten, das von der Ostsee bis nach Kleinasien, vom Atlantischen bis an den Indischen Ozean sich dehnen soll. Einen tourbillon du monde sieht er voraus; dieser Weltwirbel wird Britanien entkräften, entmuthigen und zur Anerkennung der neuen Imperatorenmacht zwingen. Der auf Sankt-Helena Eingekerkerte hat bestritten, daß er je bereit gewesen sei, Konstantinopel („das durch seine Lage zum Centrum der Weltherrschaft bestimmt ist") den Russen auszuliefern. Doch wir wissen von Tolstoi, Metternich und Narbonne, daß der Kaiser dazu bereit war. Wenn Alexander sich nur um diesen Preis zu dem von Caulaincourt geforderten Keulenschlag auf das Haupt Britanias entschloß, sollte er ihn haben. Frankreich würde, zu seiner Sicherheit, dann die Dardanellen besetzen oder von Oesterreich bewachen lassen. Der Pontos Euxeinos ein russischer, vom Dardanellenwächter im Nothfall zu schließender, das Mittelmeer ein französischer See: da war das letzte Ziel des Korsen. Rußland konnte von ihm den Schimmer der Byzantinererbschaft haben, nie deren wesentliche Macht. Er wollte ihm die Donaumündungen ohne Serbien, Bulgarien ohne Rumelien, Konstantinopel ohne die Dardanellen geben. Zu Narbonne hat er gesagt: „Ich wollte in aller Freundschaft Rußland nach Asien zurückwerfen; daß ich ihm Konstantinopel anbot, ist richtig." In Asien sollte es England das Leben schwer machen, in

Südosteuropa sich an der vorgeschobenen Flanke Oesterreichs zerreiben. Dann war Frankreich im Mittelmeer ungefährdet und aus der europäischen Hegemonie fürs Erste nicht zu verdrängen.

Caulaincourt hat ausführlich erzählt, welche Wonneschauer den Zaren beim Lesen des Briefes vom zweiten Februar schüttelten. Alexander, der gestern noch mit den Donaufürstenthümern zufrieden war, sieht sich heute schon als Herrn von Byzanz, auf dem von Katharina vergebens begehrten Sitz, als den Heros, der den alten Traum der Ahnen in Wirklichkeit wandelt. „Voilà de grandes choses!“ „Voilà le grand homme!“ „Voilà le style de Tilsit!“ Noch abends, auf dem Hofball, die selbe Ekstase. Leis aber meldet sich bald das Mißtrauen. Was wird aus Schlesien? Ists am Ende nicht besser, aus Konstantinopel eine Freie Stadt zu machen? Dafür ist Rumanzow freilich nicht zu haben: er verlangt Konstantins Stadt mit dem Doppelverschluß am Bosporus und in den Dardanellen; dann mag Oesterreich das ganze Serbien annektiren und Makedonien und Rumelien mit Frankreich theilen, dem außerdem Bosnien, Syrien, Egypten zufallen soll. Ohne die Meerengeu ist die Verständigung aber nicht möglich. Auch nicht mit Alexander. Der hat seinen Vortheil erkannt. Seit hundert Jahren strebt Rußlands Ruhmsucht nach Konstantinopel, Rußlands Interesse nach den Meerengen. Beides hat die Eifersucht der europäischen Mächte ihm stets geweigert. Jetzt hats nur mit dem einen Mann zu rechnen, der Reiche zerstört und Reiche gründet: und dieser sonst Allmächtige ist im Kampf gegen England auf russische Hilfe angewiesen. Solche Gunst der Stunde kehrt nie vielleicht wieder. Nur ein Tropf gäbe da nach. Doch Frankreichs Botschafter ist nicht minder zäh. Halbe Tage lang sitzt er dem Grafen Rumanzow, der die Ministerien des Auswärtigen und des Handels leitet, gegenüber; und die beiden Männer, die nach kurzer Debatte über die Vergebung ungeheurer Flächen einig sind, kommen von der „Katzenzunge“ (so nennt der Russe die Halbinsel Gallipoli) nicht los. Noch einmal bestürmt Caulaincourt, im März, den Zaren selbst; erhält aber die Antwort: „Nehmt in Asien, was Ihr wollt; wenn ich die Meerengen nicht habe, ist Alles, was Ihr mir geben könnt, werthlos.“ Nun kann der Botschafter nicht länger zweifeln. Am sechzehnten März schreibt er an seinen Kaiser: „Eure Majestät mag Italien, vielleicht sogar Spanien Ihrem Reich eingliedern, neue Dynastien und Königreiche gründen, für die Er-

oberung Egyptens die Mitwirkung der zarischen Land- und Seemacht fordern, alle erdenklichen Bürgschaften verlangen, mit Oesterreich jedes beliebige Tauschgeschäft machen und einer Welt einen Platzwechsel aufzwingen: das Alles wird Rußland, nach meiner Ueberzeugung, ruhig mitansehen, wenn es Konstantinopel und die Dardanellen bekommt." Er hat, im Sommer, die Debatte wieder aufgenommen und aus Alexanders Mund noch einmal gehört: „Ich brauche den Schlüssel zu meinem Haus. Wenn Frankreich die Dardanellen hat, verliere ich mehr, als ich gewinne." In Erfurt ist von dem Theilungplan, der den Hauptgegenstand der Zwiesprache liefern sollte, dann gar nicht mehr geredet worden. Alexander und Rumanzow hatten erkannt, daß die selbständige Vordehnung ins Donauland größeren Nutzen verheiße als ein weitschichtiges System kombinirter Eroberungen, das dem Freund aus Westen schließlich doch den Löwentheil eintragen mußte.

Zwei Jahre nach der von Arbuthnot und Duckworth versuchten Ueberrumpelung hat (in dem Vertrag vom fünften Januar 1809) Sultan Mahmud der Zweite sich verpflichtet, allen Mächten, ohne Ausnahme, die Meerengen zu sperren. Nur unter der Bedingung, daß „diese alte Regel des Osmanenreiches" nicht durchlöchert werde, will England den Eingang nicht wieder erzwingen. Seitdem gehören die Schlüssel nicht mehr dem Herrn der Pforte; strebt der in Europa gerade Uebermächtige nach der Herrschaft über den Bosporus und die Dardanellen. Als Mahmud die Russenflotte zum Schutz gegen Ibrahim Pascha ans Goldene Horn gerufen und hinter dem Wall der ausgeschifften Moskowiter den Rebellen abgewehrt hat, muß er, am zehnten Juli 1833, den von Orlow entworfenen Vertrag unterschreiben, der ihm auch für den Fall neuer Fährniß Rußlands Beistand sichert und als Entgelt nur fordert, daß kein fremdes Kriegsschiff unter irgendeinem Vorwand je in die Dardanellen einfahren darf. Dieses Verlangen war nöthig geworden, weil die Hohe Pforte im Siebenten Artikel des Vertrages von Adrianopel versprochen hatte, die seit 1809 geltende Meerengensperre wieder aufzuheben und die Durchfahrt allen Schiffen zu gestatten, die aus russischen Häfen kommen oder nach russischen Häfen steuern. Also nicht nur denen, die Rußlands Flagge zeigen. Eine lästige Klausel; die der Zusatzartikel zum Vertrag von Hunkiar-Iskelessi denn auch beseitigt hat. Seit dem zehnten Juli 1833 war Rußland Herr der Meerengen; es hatte, nach

Guizots Wort, aus dem Türken einen Klienten gemacht, der das in einen russischen See umgewandelte Schwarze Meer bewachen und jedem möglichen Feinde des Zaren das Thor sperren, ihm selbst aber ohne Murren öffnen mußte, wenn er Schiffe und Soldaten ins Mittelmeer senden wollte. Der britische Rival hat dieses Vorrecht nicht lange geduldet. Palmerston regirt. Hat den Schlüssel zum Rothen Meer schon in die Tasche gesteckt: Aden, das Gibraltar des Ostens, ist englisch geworden. In dem bösen Streit zwischen Mahmud und Mehemed Ali hat er natürlich die Partei der Türken gegen den Egypter genommen. Doch Hafiz, der Türkenfeldherr, wird im Juni 1839 von Mehemeds Sohn Ibrahim geschlagen, weil er, wider den Rath des Hauptmanns Moltke, versäumt hat, das Egypterheer bei einem Umgehungversuch kühn in der Flanke anzugreifen, und sich, abermals gegen den Rath Moltkes (der deshalb aus seinem Amt scheidet), weigert, die Truppen in die feste Stellung am Euphrat zurückzuführen. Noch ehe die Schreckenskunde ins Serail gelangt, stirbt Mahmud, ein schwächlicher Jüngling steigt auf den Thron: und vor Alexandria verbrüdert die türkische sich der egyptischen Flotte. Was wird nun aus Osmans Reich? Den fünf Großmächten scheint es noch immer eine „europäische Nothwendigkeit“; drum ermahnen sie es feierlich (in einer Kollektivnote vom siebenundzwanzigsten Juli 1839), Europas Spruch abzuwarten, ehe es vor dem Rebellen die Waffen strecke. Metternich sieht sich schon einem Kongreß, dessen Schauplatz ja nur Wien sein kann, präsidiren. Palmerston hofft, den allzu siegreichen Egypter, den Frankreich schonen möchte, zu demüthigen und zu schwächen, da er leider nicht mehr ganz zu vernichten ist. Preußen will unter allen Umständen neutral bleiben und sich auf die „moralische Unterstützung“ aller Versuche beschränken, das Orientproblem friedlich zu lösen. Und Rußland? Die Tage Bonapartes sind fast schon vergessen. Auf dem Thron Alexanders sitzt Nikolai; ein Mann ganz anderen Schlages. Der merkt, daß er allein im Orient nicht viel erreichen kann, daß er den stärksten Bundesgenossen braucht, und will sich mit England verständigen.

Ernstlich? Oder, um listig einen nutzbaren Schein zu schaffen? Der Gossudar ist auf Europens Boden der letzte Tyrann. Denn Abd ul Medjid hat, auf den Rath Reschids, der als Gesandter in London die Macht der Presse schätzen lernte, die Unterthanen mit einer Magna Charta beglückt, in der Gleichheit vor dem Ge-

Sicherheit der Person und ihrer Habe, geringere und gerechter zu vertheilende Kriegsdienst- und Steuerlast und andere schöne Dinge zugesagt waren. Wenn Du, erhabener Herr, diesen Hattischerif von Gülhane unter dem Donner der Geschütze beschworen und ans Licht gebracht hast, wird das ganze Abendland Dich rühmen und auf Druckpapier Dir bescheinigen, daß Du noch liberaler denkst als Dein Gegner Mehemed Ali; ob und in welchem Umfang das Versprechen eingelöst wird, können wir in gemächlicher Ruhe dann überlegen. So mag Reschid gesprochen haben. Ein Schlaukopf, den auch Abd ul Hamid wohl noch bewunderte und dessen Kunststück bis in unsere Tage fortwirkt. Sobald die Türkei seitdem in enge Bedrängniß gerieth, hat der Sultan Reformen oder gar eine nette Verfassung eingeführt, die ihm aus allen Flachländern des Liberalismus den einem Gonfaloniere der Freiheit gebührenden Ruhm heimtrug und von der im Bereich der Mondsichel nicht mehr lange die Rede war. Für solche Mittel war Nikolai nicht flink und nicht feig genug; die ließ er getrost den Sklavenseelen der Westanbeter. Er wollte Selbstherrscher bleiben; doch auf seiner schwarzen Erde nicht länger die Vogelscheuche sein, von der in Europa alle frechen Spatzen ihr Spottlied sangen. Das war durch ein Bündniß mit England vielleicht zu erreichen; sonst nicht. Und wenn er die gelockerte entente cordiale der Westmächte völlig zerstörte, war das jakobinisch verseuchte Frankreich ohne Schwertstreich zu ducken. Er lehnt Metternichs Einladung zum Kongreß schroff ab und läßt Palmerston durch Brunnow sagen, er sei bereit, den Vertrag von Hunkiar-Iskelessi durch ein neues Abkommen zu ersetzen, das in Friedenszeit beide Meerengen schließt, nach Ausbruch eines Türkenkrieges jeder Großmacht gestattet, vier Schiffe ins Marmarameer zu schicken; nur Rußland soll, als der berufene Schutzherr der Pforte, das Recht haben, acht Schiffe nach Stambul zu senden. Palmerston runzelt die Stirn; findet den Vorschlag aber erwägenswerth und versammelt, im Februar 1840, die londoner Vertreter der großen Mächte zu europäischem Rath. Das Osmanenreich soll erhalten, der rebellische Pascha auf Egypten und einen syrischen Kreis beschränkt werden. Wuthausbruch in Paris. Das treulose Albion hat uns verrathen; mit einem Lande, das sich in den Dienst Rußlands erniedert, ist eine entente cordiale nicht mehr möglich. Am fünfzehnten Juli sind Britanien und Rußland, Oesterreich und Preußen einig. Mehemed Ali wird gezwungen, sich mit Egypten

und dem Paschalik Akkon zu begnügen; die Meerengen bleiben im Frieden geschlossen und werden im Kriegsfall nach Vereinbarung geöffnet. Frankreich? Das war von den Berathungen ausgeschlossen. Das Land Bonapartes! Der Volkszorn braust auf, Thiers fordert einen Kriegskredit, läßt Anleihen ausschreiben und Truppen ausheben. Louis Philippe selbst, der bedächtige Krämer, zetert, so lange Frankreich isolirt sei, sitze Europa auf einem Pulverfaß. Und Louis Napoleon wähnt die Stunde zu einem zweiten Kronenraubversuch gekommen. Palmerston ist an unhöflichen Widerspruch nicht gewöhnt. Noch einmal flackert der alte Feuerbrand auf. „Was die vier Mächte fordern, ist nicht vom Eigennutz, sondern nur von der Gerechtigkeit diktirt", schreit der skrupellose Lord über den Kanal; und erwirkt drei Wochen danach ein Zusatzprotokol, in dem die Vier feierlich erklären, daß sie im Orient nichts für sich erstreben. Vergebens. Schon hat an der syrischen Küste die Kooperation der Flotten Englands und Oesterreichs begonnen. Diese Vorstellung erträgt Thiers nicht. Lieber im Rhein als im Rinnstein sterben, ruft er; und schickt an Guizot nach London eine Instruktion, in der es heißt: „Fraget von Kadix bis an die Ufer der Oder und der Elbe die Völker: und sie werden Euch antworten, daß der Bund der Westmächte zehn Jahre lang den Frieden gewahrt, die Unabhängigkeit der Staaten gesichert und die Freiheit der Völker niemals gefährdet hat." Dieser Bund sei nun zerrissen und durch eine der Koalitionen ersetzt, die Europa allzu lange mit Blut besudelt haben. Mit der Warnung vor nationaler Schande, vor unabwaschbarer Beschmutzung der von der Revolution eroberten Reichskleinodien noch auf der Lippe fällt der Minister (den sein zager König heimlich gestoßen hat), Guizot bildet das neue Kabinet; und kann erleichtert aufathmen, als bald danach, in den ersten Novembertagen, die Meldung von den syrischen Siegen der Verbündeten kommt und ein paar Wochen später der tapfere Kommodore Napier die Unterwerfung Mehemeds erzwingt. Eine für den Gallierstolz schmerzliche Entscheidung; doch eine Entscheidung. Jetzt kann Frankreich das Märzprotokol unterschreiben, das dem Pascha Egypten als vererbbaren Besitz und Akkon für Lebenszeit zusagt. Kann es auch über die Hauptfrage der Orientpolitik sich mit den vier Mächten einigen. Der Londoner Vertrag (convention des détroits) vom dreizehnten Juli 1841 bestimmt, daß in Friedenszeit jedem nicht der Türkei gehörigen Kriegsschiff

die Meerengen verriegelt sind. Rußlands Kriegsschiffe dürfen nach dieser neuen Völkerrechtssatzung nicht anders behandelt werden als die jedes christlichen Reiches. Ausnahmen darf die Hohe Pforte nur für die leichten Fahrzeuge der Gesandtschaften zulassen; jede Signatarmacht hat das Durchfahrtrecht für ein Schiff dieser Klasse. Sieg Rußlands? Nesselrode, Nikolais Kanzler, hats behauptet. „Nur zum Schein ist der von England und Frankreich so heftig bekämpfte Vertrag von Hunkiar-Iskelessi vernichtet worden. Der neue, von allen Mächten anerkannte Vertrag, der den Kriegsschiffen die Dardanellen schließt und uns gegen jeden Angriff von der Seeseite sichert, verewigt, nur in anderer Form, das Wesen des alten Abkommens." Das steht in der Denkschrift, die Nesselrode seinem Herrn am fünfundzwanzigsten Jahrestag selbstherrischer Regirung vorlegte; hat aber mehr die Tonfarbe des Jubiläums als der Wahrhaftigkeit. Zwar war der Pontos jetzt ein russisches Binnenmeer, wie er in Peters Zeit ein türkisches gewesen war; doch wieder, wie nach dem Vertrag von Kütschük-Kainardsche, ein Wasserkäfig ohne Ausgang ins Freie. Am Goldenen Horn leuchtet nun England die Sonne. Der Leu dringt siegreich in Asien und Afrika vor und der Khalif muß noch froh sein, wenn ihn die Tatze streichelt. Britanien hat Frankreich verloren (dessen Junikönigthum unter Guizots verhaßtem ministère de l'étranger hinkümmert); herrscht unangreifbar aber, ein Vierteljahrhundert nach Bonapartes Sturz, im Mittelmeer und am Indus; und als Brunnow in London eine Verständigung über die asiatischen Machtsphären Rußlands und Englands anregt, sieht er um Wellingtons und Palmerstons Mundwinkel ein frostiges Lächeln. Wer sich auf einem Großgut die Erste Hypothek gesichert hat, braucht die Verständigung mit den Darleihern kleiner Beträge nicht zu beeilen.

Der Meerengenvertrag sollte nicht eine Bürgschaft, doch eine Anerkennung des ungeschmälerten Sultansrechtes sein: „ein unzweideutiger Beweis der Achtung, aus der die Mächte auf seine unantastbaren Herrscherrechte blicken." Diese souverainen Rechte müßten dem Großherrn gestatten, nach seinem Belieben die Meerengen zu öffnen und zu schließen. Er darfs nicht; hat sich den Signatarmächten zu einer Regel verpflichtet: ist an der empfindlichsten Stelle seines Rechtsbezirkes also nicht mehr frei. Daran hat auch der Krimkrieg nichts geändert. Der dritte der „Vier Punkte", über die England, Frankreich, Oesterreich sich am achten August

1854 geeinigt hatten, forderte die Revision des Meerengenvertrages. Auch im Pontos Euxeinos sollte Rußland nicht mehr allmächtig sein: sonst erzwang es eines Tages doch den Seeweg nach Konstantinopel. Deshalb wurde die numerische Begrenzung der im Schwarzen Meer heimischen Flotte verlangt. Nikolai lehnte die Zumuthung wüthend ab. Nach Rußlands Niederlage bei Inkerman legt der österreichische Generalstabschef Freiherr von Heß dem Kaiser Franz Joseph eine Denkschrift vor, in der er erklärt, auf dem Balkan sei jetzt, da Rußland die Donaumündung verloren habe, etwas für Oesterreich Nothwendiges oder auch nur Nützliches nicht mehr zu erlangen. Sechs Tage danach weiß man in der Hofburg, daß der Zar die Vier Punkte annimmt. Jetzt könnte Oesterreich sich von den Westmächten lösen, denen die Furcht vor einem russischen Angriff auf die Donaufürstenthümer es zu verbünden droht. Doch Graf Buol-Schauenstein will dieses Bündniß und bestimmt, nach dem Anerbieten seines Rücktrittes, Franz Joseph am zweiten Dezember zur Unterschrift. Louis Napoleon ist selig: auch Habsburg gehört nun, wie das englische Haus Hannover, zu seinem Concern. Friedrich Wilhelm möchte am Liebsten sein Heer gegen Oesterreich mobil machen und schreibt, noch als der erste Aerger verraucht ist, an den Herzog von Koburg: „Nach dem frechen Hintergehen durch Oesterreich unterhandle ich mit der Macht nicht mehr; die Lehre war zu stark." Nikolai läßt das Bild des Kaisers von Oesterreich aus seinem Arbeitzimmer entfernen und schenkt eine Statuette, die den jungen Franz Joseph darstellt, vor Zeugen seinem Kammerdiener. Sobieski und ich (so pfaucht er den Vertreter Habsburgs an) waren sicher die dümmsten aller Polenkönige; sonst hätten wir Oesterreich nicht aus der Türkennoth gerettet. Was Franz Joseph zu Gortschakow und Edwin Manteuffel über seine friedlichen Absichten sagt, verhallt fast ungehört. Sein eigener Generalstabschef glaubt an einen nahen Offensivkrieg gegen Rußland. In einem Brief an Buol spricht Heß die Ueberzeugung aus, daß der Plan der Westmächte, Rußland zur Verminderung seiner Pontosflotte und zur Desarmirung der Binnenmeerküste zu nöthigen, auch nach einer völligen Niederwerfung des Zarenreiches mißlingen werde. Drei Monate danach, als in Wien der Kongreß der fünf Mächte tagt und dem Zaren die Gewalt übers Schwarze Meer nehmen will, erhebt Feldzeugmeister Heß noch einmal die warnende Stimme. „Jede Kraft papierner Traktate schwindet in

Augenblicken der Krisis.“ Rußland wird Schiffe und Küstenforts bauen, sobald es wieder die Kraft dazu hat; und ein kluger Staatsmann meidet nutzlose Eingriffe in das Souverainetätrecht einer Großmacht, die solche Schmach stets zu rächen suchen wird. Mag der Zar im Schwarzen Meer so viele Schiffe halten, wie ihm beliebt: er kann Europa nicht schaden, wenn die Großmächte an der bulgarischen Küste oder am Bosporusausgang einen starken Kriegshafen anlegen. Heß empfiehlt ferner, von der Moldau an die ganze österreichische Grenze zu befestigen; solche Verschanzung wäre ein besserer Schutz als „alle Traktatsbedingnisse, die, theoretisch viel versprechend, dennoch lange vor dem ersten Kanonenschuß bereits gebrochen sind und somit zu nichts werden.“ Drouyn de l'Huys bemüht sich, Franz Joseph für die Ideen Napoleons zu gewinnen (der zuerst selbst nach Wien kommen wollte, „pour faire marcher mon jeune empereur d'Autriche“). Ohne rechten Erfolg. Der Gedanke, Rußland aus dem Pontus zu verjagen, mußte fallen und der französische Minister mit Buols Hilfe einen Vertrag entwerfen, der Rußland und der Türkei im Schwarzen Meer gleiche Rechte, den Signatarmächten die Befugniß gab, in diesem Meer je zwei Fregatten zu halten. Nur den Russen soll der Bosporusausgang, den die Anderen benutzen dürfen, gesperrt sein; nur ihnen ist bei Gefahr des Krieges jede Vergrößerung der Flotte verboten. Wird nun Friede? Nein. Nikolai ist tot, sein weichmüthiger Sohn Alexander hat gelobt, den Namen Gottorp nicht mit entehrenden Bedingungen zu beflecken, und seit dem Februar ist Palmerston, der jähe Siebenziger, Premierminister. Der möchte den Meerengenvertrag zerfetzen, die russische Kriegsflagge aus allen südosteuropäischen Gewässern verbannen, Sebastopol schleifen: und überredet rasch auch Louis Napoleon zur Fortsetzung des Krieges. Franz Joseph will nicht weiter gehen. Heß fordert wieder die Befestigung des Hafens von Warna, eine Seefestung am Bosporus und eine starke Schanzenkette von Krakau bis Galatz. Doch Oesterreich hat nicht mehr mitzureden. Am zwölften Juni 1853 ergeht an das Oberkommando der Befehl, das Heer auf den Friedensstand zurückzuführen und sich dann aufzulösen. Am achten September fällt der Malakowthurm. Sebastopol, das Bollwerk des Schwarzen Meeres, ist nun in der Hand der verbündeten Russenfeinde. Jetzt fordert Oesterreich selbst die Neutralisirung des Pontos; weder russische noch türkische Kriegsschiffe dürfen da weilen;

die Häfen nicht militärisch befestigt werden; alle vorhandenen Befestigungen sind zu schleifen. Wenn Frankreich nicht heimlich geholfen hätte, wäre es Nikolais Erben damals noch übler ergangen. Am dreißigsten März 1856 ist der Pariser Friede zur Unterschrift fertig. Der Sultan erklärt, „daß er des festen Willens ist, in Zukunft den als alte Regel seines Reiches unwandelbar festgestellten Grundsatz aufrecht zu erhalten, der den Kriegsschiffen aller Mächte streng untersagt, in die Meerengen einzulaufen; so lange die Pforte Frieden hat, wird Seine Majestät kein fremdes Kriegsschiff in die Meerengen lassen". Die übrigen Mächte verpflichten sich, „diese Willensbestimmung des Sultans zu achten und sich das verkündete Prinzip zur Richtschnur zu nehmen". Ausnahmen werden nur für je zwei leichte Kriegsschiffe jedes Signatarstaates gemacht, die bestimmt sind, an den Donaumündungen die Freiheit der Flußschiffahrt zu wahren. Rußland ist keine Donaumacht mehr; ist im Pontos und im Asow-Meer ohne Fahrzeug und Festung. Britanien triumphirt. Der Krimkrieg hat die Herrschaft des Union Jack besser gesichert, als Nelson und Napier vermocht hatten; und der Kranke Mann braucht im fest verschlossenen, doppelt verriegelten Haus fortan nicht vor dem grimmen Protektor zu zittern.

Fünfzehn Jahre lang hat dieser Zustand gewährt. Als Frankreich geschlagen war, schrieb Gortschakow an seinen Agenten nach Tours: „Der Krimkrieg und der Pariser Friede von 1856 waren die ersten Schritte auf dem Weg zu all dem Unheil, dessen verhängnißvolle Folgen wir jetzt in dem wankenden Erdtheil sehen. Welche Regirung morgen auch in Frankreich herrschen mag: jede muß an der Tilgung der Schuld mitwirken, die ein schädliches politisches System gehäuft hat." Beust hatte schon 1867 versucht, den Russen die Pontosfreiheit zurückzugeben, Moustiers Zustimmung aber nicht zu erreden vermocht. Am einunddreißigsten Oktober 1870 sagt Gortschakow in einer Cirkulardepesche an die europäischen Regirungen: „Seine Majestät der Kaiser aller Reussen kann sich nicht länger an die Bestimmungen des Pariser Vertrages gebunden erachten, die Rußlands Souverainetätrecht im Schwarzen Meer einschränken." An der Themse berathen die Mächtevertreter. Der Londoner Vertrag vom dreizehnten März 1871 bestätigt noch einmal die convention des détroits von 1841, giebt, im Zweiten Artikel, aber dem Sultan das Recht (la faculté), „in Friedenszeit den Kriegsschiffen der befreundeten und verbündeten Mächte die

Meerengen zu öffnen, wenn die Pforte es für nöthig hält, um die Ausführung des Pariser Vertrages zu sichern und ihre Integrität gegen Angriffe zu schützen." Wieder eine Ausnahme; wieder eine Klausel, die mißverstanden werden konnte und mißverstanden worden ist. Artikel 63 des Berliner Vertrages von 1878 schafft kein neues Meerengenrecht, sondern bestätigt das 1841, 1856 und 1871 Vereinbarte. Dreizehn Jahre später giebt (in einem turko-russischen Sondervertrag, also nicht mehr unter der Kontrole und Garantie der Großmächte) die Pforte den unter der Handelsflagge fahrenden, meist zu Militärtransporten benutzten, aber nicht armirten Schiffen der „Freiwilligenflotte" Rußlands die Meerengen frei. Der Irade vom zehnten Dezember 1895 gestattet den Signatarmächten des Pariser und des Berliner Vertrages, je ein zweites Gesandtschaftschiff leichter Sorte durch die Dardanellen laufen zu lassen; diese Schiffe dürfen da aber nicht Anker werfen. Den Anspruch anderer Mächte, Stationschiffe dicht an die Dardanellenschlösser heranzuschicken, hat der Sultan zurückgewiesen.

„Wenn fremde Schiffe je das Recht zu freier Fahrt auf dem Schwarzen Meer erlangen, schlägt dem Osmanenreich die Sterbestunde." Fast ein Vierteljahrtausend ist das Türkenwort alt; beinahe eben so lange als unwahr erwiesen. Und nicht länger wird die Geltungdauer der Prophetie sein, die Sichel des Türkenmondes müsse vom Himmel Europas schwinden, wenn russische Kriegsschiffe aus dem Schwarzen Meer durch den Bosporus in die Marmarasee und die Dardanerstraße dampfen dürfen. Vor dem Abschluß des Perservertrages wurde in London den Russen die Oeffnung der Meerengen heimlich zugesagt; regte sich nur noch ein leiser Gefühlswiderstand. Seit King Edward in Reval den schmächtigen Nikolai mit Guirlanden umwickelt und von der haltbaren Treue der Britenfreundschaft überzeugt hat, brauchte England das Mittelmeer den Russen nicht mehr zu sperren; mußte es wünschen, sich und seinen Concern im Nothfall durch ein starkes russisches Pontusgeschwader entlastet zu sehen. Immerhin scheute Grey den Schein unfreundlicher Absicht auf die Willensfreiheit der Jungen Türkei, die jeder Bruch des Meerengenvertrages ärgern mußte und an deren Lebenskraft noch kein Zweifel aufkam. Frankreich? Dieser Hauptgläubiger und Christenprotektor im Osmanengebiet wollte erst recht nicht die neuen Männer verstimmen, die sonst vielleicht zu Deutschland und Oesterreich abgeschwenkt wären. Auch

durfte, wer wider Aehrenthal für die Unantastbarkeit der Türkei stritt, ihr das Meerengenrecht nicht kürzen. (Daher stammte ja Iswolskijs Wuth: die Annexion Bosniens und der Herzegowina schreckte die Genossen aus dem Entschluß, der ihm Ruhm bringen sollte.) Doch bald war die Gefahr in der Nordsee gewachsen, am Bosporus die Machtblüthe gewelkt. Rußland baute rasch elf Superdreadnoughts, viele Kreuzer, Zerstörer, Torpedo- und Unterseeboote (sämmtlich für europäische Gewässer bestimmt), einen modernen Kriegshafen und (in Finland) eine starke Flottenstation. Dieser Eifer eines von der Seeseite nicht Bedrohten, der, nach dem Wort eines demokratischen Dumamitgliedes, den Westmächten eine nagelneue Flotte schenkt, muß belohnt werden. Unter Englands Auspizien wird das franko-russische Marineabkommen vereinbart, das die Triple-Entente in einen Dreibund wandelt (dem Deutschen Reich wird weder vor noch in Baltisch-Port offiziell Etwas davon gekündet) und die Zusage der Meerengenöffnung in feierlicher Form erneut. Wirklich: Herr Sasonow braucht die Frage nicht laut zu stellen. Sie wird beantwortet (allen Anrainern des Schwarzen Meeres das Durchfahrtrecht, unter vernünftigen Kautelen, gewährt), wenn zwischen Italien und der Türkei der Friede geschlossen und Oesterreich gekirrt oder ins Einverständniß gezogen ist. Um auf Wien zu wirken, läßt man die Thatsache des Marinevertrages ans Licht und verräth, daß zwischen Bulgarien, Griechenland, Serbien die Verhandlungen zum Abschluß fast reif sind und Rumäniens Eintritt in den Balkanbund gegen eine hohe Prämie wahrscheinlich ist. Oesterreich-Ungarn ist seit 1908 auch eine Balkanmacht. Und der anglo-deutsche Zwist, dessen Widerschein schon so viele unahnbare Wunder erwirkt hat, löst auch den Alb-druck der Meerengenfrage endlich von Europens Brust. Dem gegen deutschen Angriff auch ohne was Geschriebenes ihm in der Ostsee verbündeten Rußland öffnet Britanien das Mittelmeer.

Uns brauchte solcher Entschluß nicht Gram zu schaffen. Rußland muß an eisfreies Meer; und wir sähen es lieber in Südost als im Nordwestbereich germanischer Menschheit. Die Oeffnung des Käfigs begehrt es; nicht mehr Konstantins Stadt. Diesen Wunsch Peters, Katharinens und, manchmal, Alexanders, hat schon Nesselrode einbalsamirt. Von den Meerengen winkte die Möglichkeit, Rußlands und zugleich Rumäniens Wassersnoth zu enden. Weil Deutschland und Oesterreich dafür nicht vorsorgten, mußte Ru-

mänien, nach der Meinung des Herrn Take Jonescu, ihnen schon 1909 den Rücken zukehren. „Nur Denkfaulheit hielt uns seitdem an der Südostflanke des Dreibundes. Hätten wir uns sofort in feste Gemeinschaft mit den Balkanstaaten entschlossen, dann wäre vielleicht der bulgarische Krieg gegen Serbien und Griechenland nicht entstanden, der den Ausbruch des großen Europäerbrandes beschleunigt hat." Das wissen selbst die allem Diplomatengeheimniß Fernsten jetzt aus den rivelazioni di Giolitti. Räth auch der Rückblick auf Versäumtes Berlinern und Wienern noch nicht, stark schon jetzt zu betonen, daß sie, wo, wann, wem zu Leid auch der Friedensvertrag geschlossen werde, die Oeffnung und Sperrung des Schwarzen, Marmara- und Aegäischen Meeres nicht in ihre Bedingungliste aufnehmen wollen? Der Orienttraum Josephs des Zweiten (der doch „um ein elendes Stück Bosniens oder Serbiens" nicht den gefährlichen Kampf gegen Rußland wagen mochte) ist mit ihm bestattet worden; und der Rath seines Neffen Karl, sich auf die Slawen zu stützen und die Vormacht über Südosteuropa an sich zu reißen, ward längst unter innerpolitischen Bedenken, der Deutschen und der Magyaren, verschüttet. Albanien wird das Sprungbrett italischen Balkandranges; und die Hoffnung auf den rumano-bulgarischen Südslawendeich ist nun geborsten. Der Ruhm, den Russen ihren Hausschlüssel verschafft zu haben, darf nicht den Briten zufallen, deren Königin Victoria ihn, zu Europens Unheil, wie Gortschakow meinte, dem Zaren barsch geweigert und, dicht vor dem Abschluß des Pariser Friedens, an den belgischen Onkel Leopold geschrieben hat: „Englands Politik war vollkommen eigennutzlos und nur von dem Willen geleitet, unseren Erdtheil vor den dreisten und gefährlichen Ansprüchen der russischen Barbarenmacht zu schützen." So dachte die Mutter Eduards, dessen Werberklugheit die Lösung Rußlands vom Deutschen Reich erlangte. Und ein Dichter, der nur slawischer Christ sein wollte, Dostojewskij, hatte in einsamer Vision doch ahnen gelernt, daß Rußland die ihm günstigste Antwort auf die alte Orientfrage im Bund mit Deutschland erstreiten werde, „das im Westen den germanischen Gedanken an die Stelle des römischen und romanischen setzen, uns aber den Osten gönnen will. Diese zwei großen Völker sind berufen, das Antlitz der Welt zu wandeln. Wir Russen müßten die Zeit nützen, in der Bismarck, mit seinem Genieblick, noch am Steuer steht."

Andre Zeiten: andre Lieder:

Herr von Bethmann-Hollweg

21. 6. 13 an Lamprecht:

Ich bin mit Ihnen von der Wichtigkeit, ja, der Nothwendigkeit einer auswärtigen Kulturpolitik überzeugt. Ich verkenne nicht den Nutzen, den Frankreichs Politik und Wirthschaft aus dieser Kulturpropaganda zieht, noch die Rolle, die die britische Kulturpolitik für den Zusammenhalt des britischen Weltreiches spielt. Auch Deutschland muß, wenn es Weltpolitik treiben will, diesen Weg gehen. Wenn auch die Regirung durch Unterstützung und Anregung Manches helfen kann, so muß doch (Das liegt in der Natur der Sache) das Meiste und die ganze Kleinarbeit von der Nation selbst geleistet werden. Was Frankreich und England auf diesen Gebieten leisten, ist nicht eine Leistung ihrer Regirungen, sondern eine solche der nationalen Gesammtheit, der Einheit und Geschlossenheit ihrer Kulturen, des zielsicheren Geltungwillens der Nation selbst. Wir sind noch nicht so weit. Wir sind unserer Kultur, unseres inneren Wesens, unseres nationalen Ideals nicht sicher und bewußt genug. Es liegt wohl in der Eigenart unserer doch wohl individualistischen und noch nicht ausgeglichenen Kultur, daß sie nicht die gleiche suggestive Kraft hat wie die britische und französische, daß nicht jeder Deutsche im Ausland seine Heimath in sich abbildet, wie der Franzose Paris und der Engländer die britische Insel. Ich glaube auch, daß die Wichtigkeit der in dieser Richtung zu leistenden Aufgabe bei uns

2. 12. 14 im Reichstag:

Die Organisationkraft und Organisationkunst Deutschlands sucht in immer neuen Formen Uebeln vorzubeugen, Schäden auszugleichen. Kein Mann, keine Frau entzieht sich der freiwilligen Mitarbeit, keine Werbetrommel braucht gerührt zu werden, und Alles zu dem einzigen und großen Zweck, für das Land der Väter Alles hinzugeben an Gut und Blut. Wenn dieser Geist, diese sittliche Größe des Volkes, wie sie die Weltgeschichte noch nicht gekannt hat, wenn der millionenfach bewährte Heldenmuth unseres Volkes in Waffen gegenüber einer Welt von Feinden von unseren Gegnern als Militarismus geschmäht wird, wenn sie uns Hunnen und Barbaren schelten, wenn sie eine Fluth von Lügen über uns auf dem Erdenrund verbreiten: ich glaube wahrlich, wir können stolz genug sein, uns darum nicht zu grämen. Dieser wunderbare Geist, der die Herzen des deutschen Volkes durchglüht, in nie gesehener Einigkeit, in der unbedingtesten Hingabe des Einen an den Anderen, er muß und er wird siegreich bleiben. Und wenn ein ruhmvoller, wenn ein glücklicher Friede erkämpft sein wird, dann wollen wir diesen Geist hochhalten als das heiligste Vermächtniß dieser furchtbar ernsten und großen Zeit. Wie vor einer Zaubergewalt sind die Schranken gefallen, die eine öde und dumpfe Zeit lang die Glieder des Volkes trennten, die wir gegen einander aufgerichtet hatten in Mißverstand, in Mißtrauen und

noch von zu Wenigen erkannt ist. Wir sind ein junges Volk, haben vielleicht allzu viel noch den naiven Glauben an die Gewalt, unterschätzen die feineren Mittel und wissen noch nicht, daß, was die Gewalt erwirbt, die Gewalt allein niemals erhalten kann. Erst vor einigen Tagen hat Edmond Rostand bei der Gründung einer französischen Gesellschaft für Kulturpropaganda von dem Imperialismus der Idee gesprochen und dabei gesagt: ‚C'est au moment qu'on veut redoubler de force, qu'il faut redoubler de grâce.‘ Für diese Seite des Imperialismus scheinen mir noch nicht alle Deutschen reif zu sein. Es haftet uns eben doch noch Einiges an aus der Zeit, da Hölderlin sang, daß die Fremden ihr Bestes von Deutschland nehmen und es verhöhnen, weil die ungestalte Rebe den Boden schwankend umirre. Damit wir, wie unsere westlichen Nachbarn, in Zukunft eine Kulturpolitik großen Stils treiben können, scheint mir neben der inneren Vertiefung und Stärkung unserer Kultur und unseres Kulturbewußtseins nothzuthun, daß unser Volk zu der neuen Aufgabe geweckt werde.

Mißgunst... In Treue und mit heißem Danke gedenken wir der Söhne Deutschlands, die auf den Schlachtfeldern in Ost und West, auf hoher See, an den Gestaden des Stillen Ozeans und in unseren Kolonien für die Ehre des Vaterlandes ihr Leben gelassen haben. Vor ihrem jetzt verstummten Heldenmuth einigen wir uns in dem Gelöbniß, auszuharren bis zum letzten Hauch... Und dieses Gelöbniß soll hinausschallen zu unseren Söhnen und Brüdern, die weiterkämpfen gegen den Feind, zum Herzblut Deutschlands, das in zahl- und namenlosem Heldenthum aufwallt, für das wir bereit sind, Alles herzugeben, was wir haben, hinausschallen auch zu unseren Landsleuten im Auslande, den draußen für uns sorgenden, den von der Heimfahrt abgeschnittenen und gefährdeten, den widerrechtlich gefangenen und mißhandelten. Wir halten durch, bis wir die Sicherheit haben, daß Keiner mehr es wagen wird, unseren Frieden zu stören, einen Frieden, in dem wir deutsches Wesen und deutsche Kraft entfalten und entwickeln wollen als freies Volk.

Winters Anfang.

Die Weissagung lenzlichen, ungefährdeten Friedens freut jedes Ohr. Nicht so willkommen, doch nothwendiger ist die ohne Ermatten wiederholte Mahnung: für das gesunde Ueberwintern deutscher Zuversicht vorzusorgen. Aus dem Feld, wo Tausende, Abertausende, selig, den bittersüßen Tod von Feindeshand sterben, kommt oft jetzt, aus den frommsten Herzen, die Frage, ob unsere, der zu Haus Gebliebenen, Hoffnung nicht allzu hoch überschwinge; ob uns, Allen, der Ernst des Kampfes bewußt sei, der noch nirgends Entscheidung brachte. Allen? Noch ist, leider, die

Warnung nicht unnöthig, hübsche Kriegsgewinne der Menge in die Sonnenbürgschaft endgiltigen Sieges zu bauschen und schmerzhaften Verlust mit Fahnen und Kränzen zu verhängen. Brechet, vor dem kürzesten Tag dieses Jahres, so schlechten Brauch: sonst zerbeizt, vor dem längsten, seine Rache im Volksgefühl die reizbarste Stelle. Nicht, Erfreuliches grell zu beleuchten und Wehes in Dunkel zu bergen, sind Behörden und Zeitungleiter verpflichtet, sondern, dem Volk, das selbst sich den Werth schuf, Wahrheit zu geben. Gewissen, nicht fremder Befehl, weise ihnen den Weg. Kein Geflenn über äußeren Zwang mildert den Spruch eines Volksgerichtes. Das heischt, wie Preußens Fritz von allen Königen, von jedem vornan Schreitenden die „innere Zucht", aus der Wahrhaftigkeit, Wehrhaftigkeit wird. Führerrecht maßtet Ihr Euch an: und bangtet vor sterblichem Verbot? Wurdet Hellfärber: damit dunkle Farbe nicht ängste? Noch einmal belehre Euch Fritz: „Mögen die Ereignisse meine Prophezeiung Lügen strafen und möge das Geschick den größten Theil des dräuenden Unheils von uns wenden!" Zu hell? Lieber: zu schwarz. Ein Deutscher; ein Held.

Unsere Marine hat, nach Thaten, deren kluge Kühnheit noch der Enkel stolz preisen wird, wieder vier Kreuzer und viele, viele tapfere Seekrieger verloren. Unsere Bundesgenossen mußten die offene Hauptstadt Belgrad, in die sie, ohne auf Widerstand zu stoßen, endlich, am zweiten Tag des fünften Kriegsmonats, eingerückt waren, am zwölften dem Serbenheer räumen (dessen Erfolge und Einzug in Waljewo schon am siebenten Dezember englische Blätter meldeten). Keine Ungunst des Kriegsschicksals hat wohl Oesterreich-Ungarns Bürger und tüchtige Truppen so tief wie diese gekränkt: weil sie, gleich nach Giolittis spitzem Sprengpfeil, den empfindsamsten Nerv traf und nachbarliche Angriffslust hitzen kann. Beiden Reichen verschleierte sich die Sonne. Sollten sie thun, als sei das Ereigniß nicht der Erwähnung werth? Sie würden vom Feind beschämt. Im „Bulletin des armées" hat der Franzosenfeldherr über „vier Kriegsmonate" einen Bericht veröffentlicht, dessen Einzelangaben nur der aller Vorgänge Kundige nachzuprüfen vermag, der aber Rückzüge, große Verluste, schlecht geführte Angriffe, Fehlschläge, ungenügende Leistung mancher Corps und ihrer Führer, Erfolge des feindlichen, Niederlagen (échecs) des eigenen Heeres, vor dessen Sieg an der Marne, mit einem Freimuth bekennt, wie er in Frankreichs Kriegsgeschichte kaum jemals

zu merken war. Ist solche Offenheit schädlich? General Joffre wünscht, „daß die europäische Presse den Bericht erörtere und beurtheile“. Noch ernstlicher wünscht er wohl aber, daß der Bericht die nervöse Landsmannschaft erkennen lehre, wie schwer jeder Vorschritt war, jeder neue sein wird. Dadurch schützt er, im Bezirk seiner Gewalt, das Land vor Enttäuschung, die, nicht nur, weil sie leicht auf das Heer zurückwirkt, fast der schrecklichste aller Kriegsschrecken ist. Wird bebürdeten Männern auf dem berliner Schloßplatz befohlen, bis ans charlottenburger Straßenknie zu laufen, dann langt ihr Lungenhaushalt gewiß nicht bis nach Döberitz. Athenische Fackelläufer selbst wären selten mit heller Flamme ans Wettziel gekommen, wenn der Festordner den zur Lampadodromia sich Meldenden ein paar Stadien gehehlt hätte. Die Flamme deutscher Zuversicht darf in Frost und Sturm, in Schnee und Schlamm nicht verlöschen. Für den längsten Weg durch schwieriges Gelände, nicht für kurzen Siegerlauf nur, ihr den Brandstoff zu bereiten, ist unsere Pflicht. Die verbietet, zu heucheln, wir seien dem Ziel schon nah, und zu bergen, daß nie mit so grimmem, so inbrünstigem Eifer gegen uns alle Erdschollen aufgewühlt wurden wie an der Schwelle des Jahres. Die Urkundensammlungen, Blau-, Orange-, Gelbbuch, werden, spottbillig und mit dem Lockruf „In Deutschland verheimlicht“, den Neutralen angeboten. Deren hoch überwiegende Mehrheit ist wider uns; nicht, weil sie belogen wurde: weil sie in anderer Gefühlszone wohnt, aus der in neudeutsche kein Nothbrücklein führt. (In Genf hat ein Professor, der den Teutonennamen Claparède trägt, für Deutschland gesprochen. Er wurde dem Amtsrecht enthoben; und im Großen Rath sprach der Leiter des Unterrichtswesens: „Das mildeste Urtheil muß den Professor noch unbegreiflichen Mangels an Vorsicht zeihen. Er hat das Empfinden aller Studenten schon dadurch verletzt, daß er kein Wort des Mitleides mit Belgiens Trauer fand.“) Eine Großmacht und zwei kriegerische Völker Osteuropas sollen die Front unserer Feinde verlängern und dichten. Und die Thronrede des Kaisers von Japan deutet an, daß die Tapferkeit seiner Truppen sich noch weiter bewähren müsse. In Polen? Für den Sold, den der Besitz Indochinas, Samoas, der Karolinen bietet? Deutschland muß wach bleiben; für die härteste Nothwendigkeit in Bereitschaft. Wers einschläfern will, wird, Fürst oder Knecht, unverzeihlichen, unverjährbaren Frevels schuldig.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. Dezember 1914.

Der erste Papst.

Jerusalem wacht noch. Wenn der Judenheit wieder die Sonne leuchtet, muß für das Passahopfer die erste Garbe der neuen Gerste entkörnt, das einjährige Lamm für das Festmahl bereitet sein. Hastig hat sichs von früh bis spät in den Häusern geregt. Allmählich verhallt nun der Lärm. Der dreizehnte Nisantag ist verlebt. Leise zittern die Oelbaumzweige im Nachtwind; leise sickert der Kidron zu Thal. Auch das Häuflein, das der Galiläer von der Abendtafel aus der Stadt des Tempels bis ins Vorwerk Gethsemane geführt hat, ist still geworden. Der Meister betet in seinem Herzen; die Gesellen haben sich müd hingestreckt. Da wird die Nacht plötzlich laut. Fackelbrand lodert; schwere Schritte und rauhe Stimmen nahen. Häscher durchsuchen den Hof. Tempelwächter mit Stäben, römische Legionäre mit Schwerten; an ihrer Spitze Judas aus Kariot. Der hatte, als Dreizehnter, mit dem Meister am Tisch gesessen und den Schergen nun den Ort gezeigt, wo sie ihn fahen könnten, ohne die Stadt aus dem ersten Schlaf zu wecken. Haftbefehl vom Sanhedrin. Der Schreck rüttelt die Trägsten auf. Was vermöchten sie wider die Büttelschaar? Die Ängstlichen fliehen. Einer, Simon Petrus aus Kapernaum, hat eine Waffe und verwundet Malchus, den Diener des höchsten Priesters. Doch der Meister wehret ihm; giebt selbst sich gefangen und läßt sich ohne Widerstand in Hanans Haus führen. In dieser Nacht noch wollen Kajaphas, der Hohepriester, und dessen allmächtiger Schwiegervater Hanan den Feind des alten Glaubens verhören. Nur Petrus ist seinem Meister ins Haus nachgeschlichen. Die Nacht ist kalt. Er möchte sich an dem Feuer wärmen, vor dem die Knechte sich räkeln. Da wird er erkannt. Einer sah ihn unter den Gesellen des „Ver-

leiters", der jetzt vor Kajaphas steht; ein Anderer, als in Gethsemane seine Waffe den Malchus traf. Fäuste ballen sich gegen ihn und dem schutzlosen Leibe dräut Lebensgefahr. Mit feuchtfrostigen Schuppen bekriecht ihn die Angst. Hier ists anders als draußen unter der vom Sonnenlicht strahlenden oder silbern gestirnten Kuppel des Himmelsdomes. Ganz anders als in der friedsamen Ebene am warmen Jordanbecken Genezareth, als auf all den Feldern, in deren Furche der gütige Sämann bisher sein Korn gestreut und von denen er für seine Tenne geerntet hat. In jedem Gewölbwinkel lauert hier der Feind; einer, wider dessen übermächtige Roheit der Geist nichts wirken kann. Wem frommt hier Wahrhaftigkeit? Wie Schäflein, sprach in Kapernaum einst der Meister, sende ich Euch mitten unter die Wölfe; darum sollet Ihr ohne Falsch zwar sein, wie die Tauben, müsset an Schlauheit aber den Schlangen gleichen. Dämmert nicht draußen schon der Tag, der die Nothwendigkeit solchen Gebotes erweist? Nie schien verschlagene Schlangenkunst nöthiger. „Du schrittest mit dem Galiläer die Straße!" Eine Magd sprichts. Eine andere: „Neben dem Jesus aus Nazareth hat Dich mein Auge erblickt!" Den Bekenner träfe das Schwert; schnell wohl, ehe noch der Menschenwelt das Licht wiederkehrt, schlüge ihn der Haß des Gesindes zu Boden. Petrus leugnet. „Mit Dem, den Ihr nennet, hatte ich nie Gemeinschaft." Verleugnet mit Schwur und Fluch dreimal den Herrn, dem er sich für alle Lebenszeit angelobt hatte. Nach dem dritten Abschwur grüßt auf dem Hof der Hahn krähend den erwachenden Tag und der Hall dringt bis in das Gemach, das Knechte und Mägde am Herdfeuer vereint. Dringt durch die Ohrmuschel schrill in Peters Hirn und weckt die Erinnerung an Worte, die, auf dem Weg nach Gethsemane, Meister und Gesell zu einander gesprochen haben. „Euch werde ich bald nun, Allen, ein Aergerniß sein." „Und würdest Allen Du es, so, Herr, doch nimmermehr mir." Selbstgefällige Zuversicht ziemt schwacher Menschheit nicht. „Nimmermehr Dir? Und gerade Du wirst in dieser Nacht noch, ehe der Hahn kräht, mich dreimal verleugnen!" Scherzt der Herr? Will er des Schülers Herz prüfen? „Niemals, und hinge an eines Wortes Zwirn mein Leben, werde ich Dich verleugnen!" Und hats dennoch gethan; dreimal. Aus Furcht? Um sich dem Werk des Menschensohnes zu erhalten? Keiner bedroht ihn mehr. Frei geht er. Weint draußen aber bitterlich. Ueber des Fleisches Schwachheit?

Heldenhaltung hat das Erleben ihn nicht gelehrt. In der anmuthigen, warmen Landsenkung am Westufer des Tiberiassees ist er aufgewachsen. Die Flora aller Zonen gedeiht hier (nach der Erzählung des Josephus) unter mildem Himmel. Bäume, die sonst nur im Norden fortkommen, ragen zwischen der starren Pracht tropischer Pflanzen und das unter sanfter Sonne heimische Gesträuch trägt vom Lenz bis in den Winter Blüthe und Frucht. Der Blick sieht den Hermon sein weißes Haupt in den Himmel heben; doch in der Ebene ists immer warm und fast immer spiegeln die Wasser das reine Blau des unumwölkten Firmamentes. Fast immer; Sturm, der die Jordanbetten zerwühlt, pflegt rasch zu verbrausen. Die Wellen zerrinnen, des Gestades Poren schlucken den Schaum und der Paradiesesfriede kehrt den Ufern des Galiläermeeres zurück. Hier lebt sichs leicht. Kein harter Kampf ums Dasein, der an der Seele Schwielen entstehen läßt. Schwere Arbeit ist nicht zu leisten. Jeden, der nicht ganz müßig bleibt, nährt der fischreiche See. Sorge hat den Sinn der Uferbewohner niemals verdüstert. Heitere Menschen sinds, die in Eintracht mit der Natur leben, von griechischer Vorstellungwelt und deren Zweifelsfragen nie erreicht wurden und ruhig, ohne gierende Hast, ins sacht pochende Herz schlürfen, was der Tag ihnen bietet. Wenn sie das Netz ausgeworfen haben und die Strömung, der vom Gebirg herwehende Hauch den Kahn leise schaukelt, träumen sie Stunden lang vor sich hin und üben im Traum einbildnerische Kraft. Sind besser so für die Aufnahme neuen Glaubens bereitet als die von früh bis spät Thätigen, die, um den Gewinn nicht zu schmälern, des Denkens Faden nicht dem Gegenstand ihrer Mühewaltung entknüpfen dürfen. Behagliche Muße gebar ihnen Sehnsucht, die, ohne heftige Gesten, wie mit zarter Kinderhand nur, Heiliges betastet. Unter solchen Menschen fühlt Jesus sich wohl. Von Nazareth hat ihn das Mißtrauen der Sippschaft, Verwandter und Ortsgenossen, vertrieben. Kein großes Wunder gelang da (meldet Markus); nur einzelne Sieche wurden von der Brest befreit. Der Wunder zeugende Glaube wollte in dieser Heimatherde nicht wachsen. „Der Davids Sohn? Dessen Familie kennen wir, Alle, ja; Eltern, Geschwister und Schwager. Kleine Leute. Der Vater ein Zimmermann; auch der Bruder schwitzt in enger Fron. Und ihn selbst sahen wir werden; wissen, daß er anderen Judenknaben im Wesen glich, und können deshalb, wollen auch nicht glauben, daß gerade ihm

plötzlich adelnde Weisheit und Kraft zum Heilsbringerwerk wuchs. Woher käme sie Einem von uns?" So ward ringsum geflüstert. Mutter und Geschwister suchten der Last solcher Verwandtschaft durch die Andeutung ledig zu werden, der Sinn des Sohnes und Bruders sei nicht recht gesund. Die Wuth des nazarenischen Pöbels will ihn vom Felsgrat stürzen. Jeden Großen, denkt der schlecht Aufgenommene, sucht der Klüngel der Nächsten ins eigene Mittelmaß niederzudrücken. Von seiner lächelnden Lippe fällt das Wort: „Schwerer als anderswo ists in der Heimath, im Kreis der Seinen, als Prophet Geltung zu finden." Er verzichtet auf Zeichen, die Ungläubigen doch nichts bedeuten könnten, und wendet den Schritt wieder ins freundlichere Klima von Kapernaum, wo der Glaube an das Reich Gottes schon knospt. Am Liebsten weilt er hier im Haus zweier Brüder, die aus Bethsaida in den Nachbarort übergesiedelt waren. Andreas, der jüngere Bruder, führt dem Kömmling, den er wohl am Jordan schon in Johannis Gemeinde, des Täufers, sah, Petrus, den älteren, zu. Der hauste mit Weib und Kindern, hatte auch seine Schwieger bei sich; und Alle trachteten, das Häuschen dem Gast zum Heim zu machen. Nirgends fand der Lehrer fleißigere, guten Willens vollere Schüler. Die Brüder blieben Fischer und hatten dennoch stets Zeit für des Meisters Wort und Werk. Meine Lehre, spricht er, macht Euch zu Menschenfischern. Petrus und die Söhne des wohlhabenden Fischers Zebedaeus, Jakobus und Johannes, werden seine Lieblinge; ihnen vertraut er an, was über das Denkvermögen und die Glauuenskraft der Anderen leicht hinausginge. Und von den Dreien ist ihm Petrus der Nächste. Ein Mann von schlichtem Menschenverstand und redlichem Wollen. Aufrichtig, auch wo es ihm schaden könnte. Jeder Entselbstung und Hingabe fähig; nie auf seinen Vortheil bedacht; froh, wenn er sich im Dienst quälen darf. Und immer dabei mystischem Wahn fern und der Menschenschwachheit bald bewußt. Der bequemste Wandergefährte. Der tüchtigste Lehnsmann. Kein Held.

Und der Mund dieses Treusten hat in der ersten ernsten Fährniß den Herrn dreimal verleugnet? Den er, auf dem Weg nach Caesarea Philippi, des lebendigen Gottes gesalbten Sohn genannt hat? Damals sprach Jesus zu ihm: „Selig bist Du, Simon, Jonas Sohn; denn Dieses hat nicht Fleisch und Blut Dir offenbart, sondern mein Vater im Himmel." Gab ihm zum Reich Gottes den Schlüssel und damit Gewalt, für Zeit und Ewigkeit, für Erde und

Himmel nach seinem Ermessen zu binden und zu lösen, zu schließen und zu öffnen. Spielte, nach seiner Pädagogengewohnheit, mit dem Wort und sagte: „Petrus heißest Du (Das ist: der Fels); und auf diesen Felsen will ich meine Gemeine gründen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ Hat im Grau des vierzehnten Nisanmorgens der Fels gewankt, den der Meister, der Kenner alles irdischen Wesens, für seine Kirche tragfähig fand?

Feuer hatte er, aber wenig Festigkeit, sagt David Friedrich Strauß, der im Frost hart gewordene Vernünftler; erinnert an Petri Haltung in Hanans Haus und im Streit zwischen Heiden und Judenchristen und fragt mit mürrischem Spott, wodurch just Dieser den Ruhm der Felsenhaltbarkeit verdient habe. Glaublich dünkt ihn (weil die Evangelienüberlieferung an dieser Stelle einstimmig ist), daß Petrus in der Zeit des Unheils schwach geworden sei; wahrscheinlich sogar, daß Jesus das allzu eitle Selbstvertrauen des Jüngers mit strafender Zunge geißelte; unglaublich aber und nur für den Zweck der Mythisirung ersonnen die rasche Folge von Verkündung und That. In der dünnen Luft solcher Hegelhöhe kann Phantasie, das zarte Seelchen, nicht athmen. Und bei Renan, der sie sonst gern herbergt, ist diesmal kein Obdach für sie. Der tadelt, sänftiglich, den Fehl des Jüngers, den „die gute Natur aber bald das Unrecht erkennen ließ.“ Das mag entschuldigen; kann nicht erklären. Des Meisters Irrung nicht noch des Gesellen.

Petrus ists, der, mit dem Muth der Einfalt, die Deutung schwer verständlicher Gleichnisse heischt. Der den Herrn anfleht, sich zu schonen und den Machtbereich der Hohepriester und Schriftgelehrten zu meiden. Der auf dem Berggipfel drei Hütten bauen will, auf daß neben Moses und Elia in einer Jesus wohne. Der meint, siebenmal eines Bruders Sünde zu vergeben, sei wohl genug. Fragt, was Denen werde, die, um dem Herrn zu folgen, Alles verlassen haben. Nach Jesu Weisung stracks auf dem Wasser ging, vor dem Windstoß aber erschrak und, da er zu sinken fürchtete, den Meister zu Hilfe rief. Ueberallhin ihm nachschritt, in die wüsteste Stätte und in den Vorraum des Gerichtshauses. Nie von ihm zu weichen noch je sich an ihm zu ärgern versprach. Und vor jeder Probe doch von Zweifeln angenagt ward. Konnte es in dem Gemüth eines Jüngers im Wirbel so neuen Erlebens denn anders sein? Die Elf bargen klüglich, was sie vor des Führers Auge kleingläubig erscheinen lassen konnte; nur Petrus schickte die bangen Zweifel de[illegible]

Herzens auf seine Zunge. Und Ehrlichkeit, die sich unvermummt hinauswagt, gefällt wahrhaft Großen. Diesen, denkt der Herr, blendet Schein nicht; nur die Leistung überzeugt ihn, den das schweigsame Gewerbe (Schwatz würde die Fische aus dem Netzbezirk scheuchen) gewöhnt hat, der Beweiskraft des Wortes zu mißtrauen. Ist er einmal überzeugt, dann hält er und dauert wie Felsgestein; dann darf man das Haus der neuen Gemeine auf ihn bauen. Das Leben ließe er, wenn das Opfer nöthig, wenns nützlich wäre. Zwingt Nothwendigkeit, räth Nützlichkeit nicht zum Martyrium, dann spart er sich, ohne langes Gespreiz, für die Sache.

Der dient er, als der Herr himmelan gefahren ist, in Pontus, Kleinasien, Galatien, Kappadokien, Bithynien; dient ihr in Antiochia, Korinth und Rom nach bestem Vermögen. Und ist lange das Haupt der ins Weite wachsenden Christengemeinschaft. Kein Parteimann. Ein fest dem Herrn Anhangender, der dessen Werk erhalten will und in jeder umdräuten Stunde deshalb zum Frieden, zu einträchtiger Sammlung mahnt. Zu gütig vielleicht, um den Willen je härten zu lernen. In dem Drang, alle Wünsche zu erfüllen, vielleicht zu schnell bereit, von einem Grundsatz zu weichen und jeder Gruppe zu gewähren, was sie erbat. Sätze werden aus Wörtern gefügt und Wörter verschallen; wenn nur geschieht, was der Tag heischt. Ihr Strenggläubigen könnt Euch vom Judengeist nicht lösen und fordert deshalb laut die Pflicht zur Beschneidung? Sollt sie haben. Du, Paulus, sagst, daß sie nicht durchzusetzen ist? Ich ehre und liebe Deine Feuerseele zu innig, als daß ich ihrer Warnung mein Ohr schließen könnte. Nur keinen Zwist in der Christenheit! Mag Paulus das praeputium des Bekehrten vor dem Messer bewahren und den älteren Glaubensgenossen ins Evangelium der Beschneidung pferchen: wenn nur des Meisters Vermächtniß sich mehrt. Dieser Hoffnung lebt Petrus. Zuerst in Jerusalem; dann, nach dem Beispiel des Paulus, den er wie einen neuen Heiland bewundert, auf Pastoralreisen, die ihn über Palästinas Grenzen hinausführen, und später auf allen Wanderungen des als Erbpflicht erkannten Apostolates. Mit ihm zieht sein Weib, seine Gehilfin (so alt ist das Urbild des verheiratheten Evangelienmissionars); und wo ers für sich und für den Anhang braucht, wirft er auch wieder das Netz aus und fängt den Darbenden wohlfeilen Süßwasserfisch. Petrus und Paulus haben einander geliebt. Noch als sie im Jahr 54 in Antiochia zusammentrafen, war die

Freude des Wiedersehens groß und aufrichtig. Der sanfte Judenapostel trotzt dem Gesetz und speist mit den Gentiles, die Paul, der starke Heidenmissionar, um sich schaart. Da kommen aus Jerusalem die Boten des Jakobus, der sich den Bruder des Herrn und das Oberhaupt der zwölf Jünger nennt, und künden, christlicher Gottesgelahrtheit dürfe sich nur Einer rühmen, der in der Heiligen Stadt gewesen sei, dem Apostelfürsten Gehorsam gelobt und von ihm einen Bestallungbrief empfangen habe. Priestergewalt oder Glaubensrecht der freien Persönlichkeit: zum ersten Mal wird hier die Frage gestellt, die anderthalb Jahrtausende danach der Kirche zum Verhängniß ward, in ihre Grundmauer den unkittbaren Spalt riß. Giebt das Bewußtsein, Jesus erlebt, von ihm Erleuchtung empfangen zu haben, das Recht zur Predigt oder bedarf es dazu eines Erlaubnißscheines? Die Noth der Stunde fand den Sohn Jonas abermals schwach. Frieden um jeden Preis: ist seine Losung. Weder mit den Boten des Jakobus noch mit den Paulinern mag er hadern. Seine putzlose Gradheit würde von Beiden überrannt. Er verschanzt sich in Einsamkeit; möchte es mit keiner Partei verderben; entschließt sich nach kurzem Zaudern aber, den Verkehr mit Unbeschnittenen aufzugeben. Kein gemeinsames Mahl mehr. Entgemeinschaftung also: Exkommunikation. In Flammengarben prasselt Pauls Zorn auf. „So Du, der ein Jude bist, heidnisch lebest, nicht jüdisch: warum willst Du die Heiden zwingen, jüdisch zu leben?“ In Jesu ist das Heil, nicht in dem Gesetz; von dem hat uns Jesus befreit. Petri Herz ist gewiß mit dem Zürnenden; doch die Zunge läßt er nicht für ihn zeugen. Gäbe sonst ja am Ende gar Aergerniß. Schweigen und Abwarten: noch immer das Schicklichste; wenn Jakobs Boten fort sind, wird man weitersehen. Die Apostel konnten in Streit gerathen; hüteten sich aber vor endgiltigem Bruch. Im Bereich der Syrerkirche mochte zwischen den Parochien der Beschnittenen und Unbeschnittenen der Grenzstrich noch sichtbarer werden: die Häupter der Missionen tauschten von Zeit zu Zeit freundlichen Gruß. Nicht von Petrus wird Paul als Trüger geächtet. Petrus streichelt ihn. Um der heiligen Sache willen.

Sieben Jahre nach dem antiochischen Ritualstreit ist der Fischer in Rom. Die Stadt, deren Reiz Gnostiker und Mathematiker, Chaldäer und Thaumaturgen aller Art anzieht und Israels reiche Söhne westwärts lockt, darf nicht länger ohne Vertreter der jerusalemischen Glaubensgemeinschaft sein. Zog Petrus aus, um den Magier

Simon zu widerlegen? Trieb ihn der Geist, dem Heidenapostel zu folgen und die falsche Lehre zu besiegen, wie das Licht die Finsterniß, Wissen die Unwissenheit besiegt, und den Leidenden sein Heilmittel anzubieten? Von Korinth her, wo sein Eifer die Judenchristen zu neuer Zuversicht stärkt, kommt er nach Rom; und findet dort Paul. Den Gegner, den er bewundern muß und dem er sich in andächtiger Liebe zu Jesus verbunden fühlt. Den soll er bekämpfen; Den darf die grelle Judensprache des Trosses sogar schmähen. Der bleibt dennoch stets der Bruder im Glauben an den Gekreuzigten. Erst nach Peters Tode tobt sich (in der Apokalypse) die Wuth der Judenchristen gegen Paulus ungehemmt aus. So lange Petrus lebt, sucht er dem lautesten Haß zu wehren. Er hats leicht. Wer in Rom, der von der Vorsehung zur Weltschicksalswiege bestimmten Stadt, der Christenkirche vorsteht, ist vom Abglanz alter und neuer Herrlichkeit umleuchtet. Der Fischer ahnt: die Welthauptstadt muß einst die Hauptstadt der Christenheit werden. Und der Jünger, der in ihren Mauern herrscht, thront über allen anderen Aposteln. Gegen ihn waffnet sich auch die Kerntruppe der Ungläubigen. Welcher Römer ertrüge den Anblick dieser Judenchristen, denen Satan selbst das Reich Caesars zu regiren scheint, die Neros blinkende Residenz Babylon schelten, mit verdüstertem Antlitz durch die Reihen der fröhlich Schmausenden schleichen, den Tempeln Zerstörung sinnen und mit ihrem Weltuntergangwahn die heitere Lebensmorgenstimmung trüben? Wer sich vom Wirth so unterscheidet, mit dem schwarzen Gespinnst seines Aberglaubens so alles Erreichbare umflort, ist jeder Schandthat verdächtig. Und das dunkle Gewimmel breitet sich von Tag zu Tag. Wohlerzogene Leute blicken verächtlich auf die Asiaten und sprechen den Namen nicht aus, den die Sekte sich giebt. Das gemeine Volk heißt sie Christen (berichtet Tacitus); und aus dieser Masse wirbt sie sich rasch Anhang. Was will da werden? Ist dieses Unkrautes Wurzel unausjätbar, da es, so oft mans mähte, üppiger nur emporschießt? Hof und Gesellschaft werden unruhig; des Pöbels Argwohn wird auf die Feinde der Menschheit gelenkt. Die Christen sind Brandstifter, Brunnenvergifter, Kinderschlächter; sie unterwühlen den ragenden Sitz des Kaisers und hetzen die Sklaven in Aufruhr. Und diese tückische Brut haben wir vor den Juden geschützt? Henkt sie; speit ihnen Geifer ins Antlitz; zeichnet ihrem gekreuzigten Krüppelgott einen Eselskopf! Vergebens mahnt Paul, der Obrigkeit unterthan zu

sein und noch den härtesten Druck hinzunehmen. Lehrt Peters milde Galiläerseele die Ruhe als erste Bürgerpflicht. Rom hält Beide für Heuchler. Hört, wie aus dem Dunkel die Hoffnung auf das Nahen des Messias emporstöhnt, emporjubelt; Dessen, der als Befreier kommen wird; als Erlöser geknechteter Massen. Und ist schon entschlossen, den Schrecken in rother Fluth wegzuschwemmen.

Petrus sucht in seinen Episteln an die versprengten Christen den Verdacht zu entkräften. „Haltet, als Fremdlinge, als Heimlose, auf ehrbaren Wandel, damit Alle, die Euch als Uebelthäter verleumden, Eure guten Werke sehen. Zollet ringsum Jedem gebührende Achtung; liebet die Brüder; fürchtet Gott; ehret den König. Zeiget Euch als freie Menschen; nicht als Solche, denen die Freiheit nur, wie ein Mantel, böses Trachten verbergen hilft. Und Ihr, Sklaven, seid unterthan Eurem Gebieter; nicht dem gütigen, menschlich fühlenden nur, nein: auch dem argen. Denn begnadet ist, wer für seinen Glauben Ungerechtes erleidet. Jesus, der für Euch litt, sei Euch Vorbild. Da er gekränkt ward, kränkte er Keinen; vergalt Mißhandlung nie mit Drohung; stellte seine Sache dem gerechten Richter anheim. Seid fröhlich in dem Bewußtsein, das Leid des Herrn mitzuleiden, und empfindet als Glück die Schmähung, die Euch der Name des Gesalbten einträgt." Vergebens spricht er. Als Nero am neunzehnten Juli 64, um das Schauspiel des Brandes von Troja selbst zu erleben, Rom in ein Flammenmeer gewandelt hat, verdächtigt er die Christen, erpreßt ihnen auf der Folter das Geständniß der Brandstiftung und läßt sie unter Höllenqualen verröcheln. Sind sie nicht Feinde der Bilder, von denen die Stadt gleißte? Kündete ihre Weissagung nicht, die Menschenwelt werde in Feuer vergehen? Jauchzten nicht Etliche von ihnen, als die Flammen am Leib der Kaiserstadt aufzüngelten? Brüsteten sich in den Wahn, das Prophetenwort sei erfüllt? Sperrt sie in den feuchtesten Kerker. Werft sie den wildesten Thieren zum Fraß vor. Schnürt sie im Amphitheater an Pfähle und laßt die nackten Leiber peitschen, bis die Feuersbrunst das Fleisch verzehrt hat. Lebende Fackeln mögen uns, sterbende, leuchten. Keusche Christenjungfrauen schleppt her, reißt ihnen das Gewand von den feinen Gliedern, bindet ihr Haar an die Hörner wüthender Stiere und schleift sie, vor tausend gierigen Augen, so durch den Cirkus. Die Schönsten wird des Kaisers Majestät selbst beim großen Gartenfest schänden; nicht Mädchen nur: auch Jünglinge. Im Fell eines Raubthieres

sättigt er sich vor Aller lechzendem Blick an ihnen. Wie hoch die Zahl Derer schwoll, die so umkamen, ward niemals errechnet. Und von Rom flogen die Funken des stiebenden Hasses bis nach Kleinasien hinüber. Ueberall wurde der Christ verfolgt, angeschuldigt, als hostis deorum atque hominum, als humani generis inimicus zur härtesten Pön verurtheilt. Mordete diese brünstige Wuth, die ein irrer Komoediant aufgepeitscht hat, um von seinem caesarisch ungeheuren Verbrechen die Aufmerksamkeit abzulenken, auch die einander nun feindlichen Brüder Peter und Paul? Rächte Nero an ihnen, daß sie ihm zwei Liebchen, eine Sklavin und einen Lustknaben, bekehrt hatten? Im Götterheim ist Gewißheit. Menschenhand hat nur aufgezeichnet, daß Petrus den Martyrtod starb; und wahrscheinlich ist, daß Paulus das selbe Schicksal fand. Der Fischer aus Kapernaum, der sein Weib hinrichten sah, wurde gekreuzigt; um noch im Tod nicht zu nah an den großen Nazarener zu rücken, bat er und erlangte, daß die Füße an die Spitze des Kreuzes genagelt wurden und der Kopf herabhing. Nie durfte er auch von fern nur dem Meister ähneln. Wollte noch sterbend, als Römerbischof, nur des Herrn treuer Diener sein und der heiligen Sache hörig.

Ob der Tod die Beiden zur selben Zeit in sein Schattenreich riß? Den Sanften und den Starken? Petrus, der sich in den Pflichtenkreis des Judenmissionars beschied, und Paulus, der den Sektenglauben in eine Weltreligion geweitet hat? Die Legende hat sie als Sterbende noch einmal vereint. Und zu einander gehören sie, die Schöpfer des neuen Rom, wie Romulus und Remus. Mit des Glaubens Schild und Schwert haben sie einander den Boden streitig gemacht, jede eroberte Fußbreite geschirmt; doch nie aufgehört, über die Wälle des Parteiwahnes hinweg einander den Gruß brüderlicher Liebe zu senden. Beide brauchte die junge Kirche. In dem Judaeochristianismus (Peters), sagt Renan, lebte der konservative Sinn, ohne den nichts Haltbares wird; in dem Hellenismus (Pauls) die Tendenz zum Fortschritt, die erst das rechte Leben spendet. „Aus dem Kampf gegnerischer Gewalten entsteht das Leben. Wo sich kein Lüftchen regt und Alles beim Alten bleibt, ist der Tod eben so nah wie im rasenden Ungewitter der Revolution.“ In der Zeit der Legendenbildung haben die ersten Jahrhunderte dem Heidenapostel gehört. Paulus war, der große Theologe, bis ins sechste Säkulum der Vollender christlicher Metaphysik. Dann, im Mittelalter, verbleicht seines Namens Glanz.

Petrus überstrahlt ihn; der Bischof von Rom, der pappas der Christenheit. Dem ließ der Herr die Schlüsselgewalt. Was er hienieden bindet und löst, Das ist auch fürs Himmelreich gebunden und gelöst. Petrus und Rom: die untrennbar an einander geschmiedeten Namen bedeuten die höchste Macht, die Sterblichen je über die Geister gegeben ward. Petri Nachfolger sind die Päpste, unter deren Wink der Erdkreis erbebt, die vom Thron Könige auf die Knie zwingen, Kronen zerbrechen, Staaten, wie es ihnen gefällt, blühen und welken lassen, auf die Mähne des Leun und den Schuppenleib des Drachens den Fuß setzen und den Himmel entriegeln oder sperren. Göttern näher als Menschen. Erst da, beim Dämmern der Reformation, die Allmacht der Päpste schwindet, kommt wieder Pauli Zeit. Und ihn krönt Luthers stämmiger Wille.

Das Genie des Weltmannes, dem bei Damaskus die Gnade der Erleuchtung ward, hat für das Wachsthum der Christengemeinde mehr vermocht als der national begrenzte Geist des armen, einfältigen Fischers von Genezareth. Viel mehr. Paulus hat den Stifter des neuen Bundes nicht gekannt und war schon deshalb in zärtliche Rücksicht auf das besondere Wollen des Meisters niemals verpflichtet. Konnte eben deshalb aber nicht Ahnherr der höchsten Hirten werden. Dazu taugte nur Einer, der dem Herrn auf der Weide nah war. Der den Duft seines Wesens mit sich über die Erde trug. Taugte der Aermste, Einfältigste am Besten, so lange die Urchristenlegende fortwirken sollte. „Das Himmelreich gleicht einem Netz, das ins Meer geworfen ist, damit sich allerlei Seethierart darin fange; wenn es aber voll ist, so ziehen sie es heraus an das Ufer, sitzen dann und lesen die guten Fischlein in ein Gefäß zusammen und werfen die faulen weg.“ Also hat Jesus am Galiläermeer gesprochen. Und den Söhnen Jonas verheißen, sie zu Menschenfischern zu machen. Glaubten sie ihm sogleich? Lukas berichtet, der Meister habe zuerst in Petri Kahn gepredigt und danach gerathen, ins Weite hinaus zu steuern, um einen Zug zu thun. Herr (so läßt der Dritte Evangelist den Simon Petrus sprechen), wir haben uns die ganze Nacht hindurch gemüht und nichts gefangen; doch auf Dein Wort will ich das Netz noch einmal auswerfen. Da seien nun so viele Fische gefangen worden, daß zwei Schiffe voll wurden und Petrus in Aengsten auf die Knie sank und sich der Sünde zieh. „Fürchte Dich nicht; denn fortan wirst Du Menschen fangen.“ Nun erst folgt ihm der Ueberzeugte. Läßt aber das Hand-

werk nicht, das ihn und die Seinen nährt. Noch nach dem Tode des Lehrers fischt er im Tiberiassee mit den Freunden. Wieder bleibt das Netz leer, bis Jesus sie beräth. Als Petrus hört, daß der Herr zurückgekehrt sei, kleidet er sich mit dem Hemd und wirft sich, den Auferstandenen zu umfangen, ins Meer. Zieht dann hundertdreiundfünfzig große Fische ans Land; „und wiewohl ihrer so viele waren, zerriß daß Netz nicht.“ Hundertdreiundfünfzig verschiedene Fischarten, merkt zu dieser Stelle der Kirchenvater Hieronymus an, giebt es nach der Feststellung gelehrter Autoren, insbesondere des Oppian aus Kalikien; und die Erzählung (im Evangelium Johannis) bedeutet uns, daß die Apostel alle Menschenarten aus dem Meer des wilden Erlebens in die Seligkeit zogen; Reiche und Arme, Vornehme und Geringe; aus jeder Schicht nur die Würdigsten. An diesem Fang hatte Petrus einen beträchtlichen Theil. Viele gute Fischlein las er in das Gefäß der Glaubensgemeinschaft zusammen. Und prahlte niemals mit seiner Leistung. Drum hat zu ihm, am selbigen Tag des großen Fischfanges, der heimgekehrte Hirt zu dreien Malen gesprochen: „Weide meine Lämmer!“ Ihn also im Hirtenamt sich zum Erben eingesetzt.

Warum gerade ihn? Weil Dieser von festem Menschenverstand war, weltlichem Geschäft nicht fremd und doch stillen Wesens; rasch zur That und dennoch in Demuth bescheiden. Weil Dieser zu fragen wagte, wo die Anderen scheu verstummten, und, wo sie gläubige Andacht heucheln zu müssen wähnten, seinem Zweifel eine Zunge lieh. Hilft der Nazarener wirklich zu reichem Fang? Schreitet er auf dem Wasser wie auf dem festen Boden der Erde? Kehrt er als Körper uns, nicht als Schatten nur, aus der Gruft zurück? Immer will Petrus Beweis. Taugt deshalb nicht für übersinnliches Amt, dessen Verweser in der Vision die Wahrheit erkennen und nicht vom Augenschein noch vom betastenden Finger den Beweis der Richtigkeit fordern muß. Doch um so besser für irdische Arbeit, die stetige Ruhe, Abwägung aller Möglichkeiten, klare Einsicht in das für jegliches Alltagsgeschäft Nothwendige, Eifer und Schmiegsamkeit verlangt. Der für solche Arbeit nützliche Glaube kommt nur aus Zweifeln. Was einmal bewiesen ist, kann leicht auch Anderen bewiesen werden, wenn an solchem Beweis die Bekehrung hängt. Was die Ekstase offenbart hat, ist nur für Einen; läßt sich nicht weitergeben; nur vom Genie der Welt als Vorstellung aufzwingen (und ein kluger Organisator stellt die geniale Ausnahme nie in seine

Rechnung). Dieser wird sein Netz einziehen, wenn Gefahr droht; und es, ist sie vorübergehuscht, mit ruhiger Hand wieder auswerfen. Irdisches wird er bedenken, ehe er bindet und löst. Und ist der Kühnste: folgt dem Herrn bis in die Flur des Priesterpalastes.

In Hanans Haus weint Petrus bitterlich. Nicht, weil er den Herrn verleugnet (frommte es denn dem Lehrer, wenn der Schüler mit ihm aus der Zeitlichkeit schritte?), sondern, weil er entschwundener Weisheit gedenkt, die ihn so richtig auch diesmal erkannt, so gütig in seines Menschenwesens Schranken gewiesen hat. „Mit Dir in den Tod“: hatte er eifernd gerufen. Und merkt nun, wie thöricht es wäre, Einem zu fo'gen, der auf seinem himmelan steigenden Wege kein Gefolge braucht, brauchen kann; wie unnützlich der Kampf gegen das Rudel des Pfaffengesindes; wie vermessen der Wunsch, dem Unvergleichlichen im Schicksal zu gleichen. Weil der Große seine Lehre bis ans Ende leben, mit seinem Blut auf dürrem Boden die junge Saat düngen muß, darf ein Kleiner sich in die Martyrpose recken? Menschen zu fischen und auf der Trift die Lämmlein zu weiden, ist ihm befohlen. Diesem Gebot hat er sich, ohne Schwärmerüberschwang und ehrgeizigen Gestus, zu erhalten. Und thuts. Murrt nicht, da er den Zehn als der nach Judas aus Kariot unzuverlässigste Jünger erscheint. Nicht, als Paulus zuerst, dann auch Jakobus ihn vom ersten Platz wegzuschieben trachtet. Als dem hellenischen Heidenapostel das Glück feil lächelt. Zu oft sah er, wie des Herrn Verheißung Wirklichkeit wurde, um je nun noch zweifeln zu können. Das Hirtenamt, die Schlüsselgewalt, das Recht zu Bindung und Lösung für Zeit und Ewigkeit nimmt ihm auch die Gewaltthat des Stärksten nicht. Still sitzt er, betreut in der Enge die Heerde; oder sorgt, daß in seinem Netz keine Masche sich lockere. Duckt sich vor dem Unwetter und hebt, wenns verrollt ist, zu neuem Wächterblick auf den Kreis der Pflichten das Haupt. Schickt sich, ein von Erfahrung Gezauster, in jede Zeit und mißt die Kraft, bevor er sie einsetzt. Nicht ein Held, den Goldglanz umsprüht und Drommeten umjubeln, daß der Feind vor ihm zage. Ein schlichter Mann, der das Gute will, wenn es frommem Eifer erreichbar ist, Händel scheut, doch in unvermeidlichen sich wacker hält und für eine Sache lebt, nicht für den Spiegelruhm seiner eitlen Person. Ein Mann aus der Tiefe; in selbstloses Dienen ist er gewöhnt und darf unbeneidet den schmalen Spalt öffnen, durch den der Apostelerbe in die Papstglorie schreitet.

In Varzin.*)

Arndt stand an seinem Platz und hielt Ausschau. Dort lagen die Mauern, die den ersten deutschen Reichskanzler herbergten und durch ihn der Weltgeschichte gehörten. So lange es den Namen Bismarck gab, gab es Varzin, auch wenn das Dorf längst vom Erdboden verschwunden war.

Uniformen schwenkten heran. Die Regimentsmusik aus Schneidemühl. Sie war mitgefahren. Die Mannschaften standen still, ein Stab mit Troddeln zuckte vor ihrer Front über den Häuptern empor und sie setzten sich in Marsch, unter den Tönen des Liedes „Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben?"

Die erste Sektion, Arndt am Flügel, trat im Marschschritt an. Endlich ging es dem Ziel zu. Erwartung, Hoffen begann, sein Herz zu schwellen. Er marschirte, wie jeder Soldat, gern nach Musik. Heute besonders. „Deutschland, Deutschland über Alles" ertönte aus der Marschweise. Oft hatte ers gehört und ihm war doch, als höre ers zum ersten Mal. Wer hatte gemacht, daß jeder Deutsche dieses Lied mit Recht singen konnte?

Das Schloß war erreicht. Er bog mit der Musik in den Schloßhof ein. Lang vorgestreckte, zweigeschossige Flügel umragten die weite Fläche; die Führung ging, entlang der rechten Seite des Hofes, nach einem verandaartigen Vorbau, der aus der Mitte des Schlosses vorsprang. Dort hielt die Spitze. Die Musik nahm Stellung auf der anderen Seite des Hofes nach der Menge zu.

Arndt stand keine zehn Schritt von der Veranda. Links von ihm wurde ein Rednerpult hingestellt. Er konnte das Ganze übersehen. In dichten, geordneten Massen strömten die Pilger herein, während die Musik neue Marschweisen spielte. Eine freudige, fieberhafte Aufregung beschlich Arndt, den ruhigen, nüchternen. Sollten all Diese sich hier so feierlich versammeln, um einem müden, verfallenen Greis mit großer Vergangenheit zu huldigen? Der Hof füllte sich mehr und mehr, dicht vollgedrängt war er von einer einzigen schwarzen Menschenansammlung, Kopf an Kopf, wie Steinpflaster,

---

*) Herr Alfred Knobloch, von dessen ungemeinem Erzählertalent ich hier schon sprach (und der inzwischen den Novellenband „Der Meister von Danzig" herausgab), läßt (im Verlag von Morawe & Scheffelt) einen Roman erscheinen, den er „Heimath" nennt und der das Ringen der Deutschen und der Polen um den Grundbesitz in der Ostmark darstellt. Der Autor versucht auch, den Eindruck, den die Persönlichkeit Bismarcks in sein Gemüth machte, zu schildern; und ein Theil des Kapitels, das diesen großen Gegenstand behandelt, wird, mindestens als eine Kostprobe, den Lesern der „Zukunft" gewiß willkommen sein. Denn einem Deutschen hat ein stark fühlendes Herz es diktirt.

fast nur Männer; gegen fünftausend mochten es sein. Die Umgegend hatte Zuzug geliefert.

Die Musik setzte aus. Arndt blickte noch in dieses Meer von schweigend gewordenen Menschen, als plötzlich eine Bewegung wie Wogentreiben bei einem Windstoß über sie hinging; die Häupter entblößten sich. Rasch wandte er seinen Kopf; noch war die Veranda leer. Da traten einige Personen heraus, an der Spitze eine alte, gebeugte Frau, in weißem Haar, mit müdem, ernstem, doch wohlwollendem Antlitz, auf einen Stock gestützt, geleitet von einer stattlichen Frauengestalt mit rosigen Zügen: Mutter und Tochter. Die Fürstin, die treue Gefährtin der zahllosen Stürme und Sonnentage dieses gigantischen Lebens, hinfällig; aber sie war gekommen. Sie sah fast trüb, doch mit Aufmerksamkeit in die Menge, von der sie mit schweigender Ehrfurcht begrüßt worden war. Matt, aber erkenntlich dankte sie. Freude und Erstaunen schienen gleichermaßen seltener Gast in ihren Zügen. Ein unnennbarer Zauber lag auf diesem Antlitz. Nicht sogleich konnte sich ihn Arndt erklären. Aber bald fand er: Wahr, treu, geprüft war diese Frau; und ganz prunklos. Rein in tiefstem Sinn mußte die Luft des Hauses sein, wo sie athmete. Und sicherlich wußte sies nicht einmal.

Eben wandte sie sich lauschend zurück. Der Leibarzt des Fürsten, Schweninger, kam heraus, trat auf die Seite: und in der Menge hinter Arndt schien Etwas zu erwachen, etwas Unfaßbares, das die Lüfte erzittern machte; wie ein Donnerrollen schwoll ein einziger tausendstimmiger Schrei der Begeisterung an. Und nun trat, elastisch und schnell, eine hohe, schlanke, schwarze Figur, ungebeugt, gerade wie ein Baum, aus der inneren Thür, ging mit ein paar langen Schritten bis an das Geländer vor und nahm einen großen, dunklen Schlapphut ab.

Bismarck.

Da stand er. Alle Erinnerungen und Bilder fielen in Arndt zusammen, verschwanden. Und an ihrer Stelle erhob sich die wahre Erscheinung dieses Mannes in ihrer Statur von vorweltlicher Größe. Seinen ungeheuren Blick auf die Menge gerichtet, in den Zügen mühsam das Zucken der Bewegung bemeisternd, dankte er mit einigen leichten Bewegungen für die markdurchdröhnenden Laute der Freude, die ihn wie eine Brandung umstürmten. Arndt konnte kaum sehen. Wie der jähe Morgenwind Nebel zerpeitscht, so waren seine Zweifel in alle Lüfte zerstoben. Das war Er! Welch eine Thorheit, diesen Mann messen zu wollen! Lieben, bewundern, an ihm hängen, für ihn und mit ihm kämpfen bis in den Tod! Aber verstehen? Dieses Urbild des Genies, diesen von Gott der deutschen Nation gesandten Helden, der wie eine schneebehangene Alp, durch Schründe und Schroffen von der Thalniederung getrennt, einsam emporstarrte? Den verstehen? Ein Unnahbarer stand vor ihm; zu dem geistig keine Brücke führte; von ihm nicht und von Keinem. Sie alle, wie sie hier standen,

waren des selben Schlages; Alle draußen im Lande, vielleicht die ganze Erde. Dieser Eine, Einzelne aber war anders geartet, ein Wesen und eine Welt für sich. Der eben darum diese Welt beherrschte.

Noch stand der Fürst stumm, noch wälzten sich die Wogen der Freude wie ein Orkan gegen die Wände des Schlosses, da gab er ein Zeichen: und mühsam versuchte die Musik, mit den Tönen der „Wacht am Rhein“ sich Bahn zu brechen. Allmählich gelang es. Erst die Nächsten, dann die Ferneren fielen ein; und der Fürst konnte sich setzen.

Ein alter Herr bestieg das Pult. Er schlug eine Adresse auf und verlas sie, laut und weithin hörbar mit seiner angenehmen, klaren Stimme, das entblößte Haupt leicht gerötet von Anstrengung und freudiger Erregung; ohne Befangenheit und wohlbefähigt, dem Gefühle Aller in diesem Augenblick Ausdruck zu geben.

Arndt hörte so gut wie nichts von Dem, was gesprochen wurde. Er versenkte sich in die Felsenschrift dieser Züge, die da vor ihm unter dem Schlapphut sichtbar waren. Nie hatte er etwas Aehnliches von Erzguß in einem menschlichen Gesicht gesehen. Ein paar große, einfache, wie mit dem Meißel aus diesem Antlitz herausgeschlagene Linien. Nichts von Empfänglichkeit, Wechsel, Wanken, Weichheit. Nur: Wille in dämonischer Urmacht, von Keinem beherrscht und beherschbar außer von ihm selbst; durch die Riesenintelligenz, durch eine Denkenergie, die in den Gesichtsspuren des Achtzigjährigen noch die sprühende, trotzende Gewalt nie greisender Götterjugend zeigte; die selbst nur und allein der vulkanischen Wucht seiner Naturimpulse überlegen war und im Stande, sie zu hemmen.

Und Beides vereint in dem selben Haupt. Diese mächtigen, leidenschaftlichen Nüstern; darüber, mit souverainer Gewalt, das Augenpaar von einem Glanz, einer Tiefe und durchbohrenden Schärfe, wie Arndt es nie auf der Erde zu sehen geglaubt hatte. Alle Sinnesorgane nah bei einander, überwölbt von der hoch und breit ausladenden Hirnmasse, weit vor dem Ohr liegend. Ein elementarer Kopf; voll ureigenster Größe; nichts Kleines, Mißlungenes; Alles ein Modell von Vollendung der einzelnen Anlage.

So sah, so mußte der Mensch aussehen, der deutsche Geschichte von 1861 bis 1871 gemacht hatte, der in einem Jahrzehnt errichtet, woran die Nation zwei Jahrtausende vergeblich gebaut hatte. Jetzt wurden alle jemals überlieferten Geschehnisse klar und begreiflich. Das Räthsel dieser wundergleichen Vollbringung war nimmermehr Glück. Sondern dahinter waltete, gebärend, treibend, vollendend, durch Widerstände wie Lawinen durch Gestrüpp brechend, der ruhelos gährende, unzähmbare Geist und Wille dieses Mannes. Wie der Thurmkoloß vor dem an ihn gelehnten Münster, so stand er vor dem neuen Reich.

Der Redner schwieg. Die Versammlung stimmte ein Lied, von der Musik intonirt, an, einen Vers. Man wollte mehr singen. Aber Musik und Tönewogen flutheten mit Eins hinweg und verschwebten;

und es ward so still über den Tausenden, daß Arndt das Sausen des Windes in den Linden am andern Ende des Hofes hören konnte. Bismarck war aufgestanden und wollte sprechen.

Und ein einzigartiges Schauspiel, nie zu vergessen bis an das Ende des Lebens für Arndt, hob an.

Mit einem Schlage verändert waren Züge und Ausdruck des Fürsten; die Geschlossenheit und eiserne Ruhe seines Wesens in Leben verwandelt. Arndt sah, daß das Charakteristische, allein Wirkende an dem Manne erst die Bewegung und gar das Wort war. Riesenhaft erschienen sichtlich die Anstrengungen, die er machte, sein Inneres preiszugeben. Denn Natürlichkeit, Wahrheit, innerste, war jede Silbe, von dem Bewußtsein durchtränkt, daß nicht nur diese Tausende hier, sondern Millionen und aber Millionen draußen lauschten. Sorgsam abgemessen fielen anfangs seine Worte von der Zunge, wie vollwichtige Goldstücke von der Waage. Die helle, weittragende Stimme, mit einer leichten pommerschen Färbung (er sagte „ümmer") schien zwar mühelos in der Aeußerung; aber die Herstellung der Worte schien mühevoll; wie eine Hochdruckmaschine die langen Wagenreihen in Bewegung bringt, sicher, aber zuerst langsam; freilich, wenn im Rollen, dann um so unhemmbarer, glatt, davoneilend und auch bei Steigungen im Laufe bleibend.

So gerieth Arndt allmählich, wie ein Kahn in Stromschnellen, in den unentrinnbaren Bannkreis der Gedankenketten dieses Mannes. Immer freier, leichter gestalteten sich Rede, Ausdruck und Tonfall. Hier und da eine sparsame Geste. Als er von der Vertheidigung deutschen Bodens gegen die Polen, nöthigen Falls mit dem Schwert, sprach, formte er seine schlanke, jugendliche Hand wie unwillkürlich zu einer energischen Faust, auf die er herabblickte, als auf eine erprobte Hilfe.

Kristallklar war die Sprache. Jedermann dachte nur, was der Redner dachte und bei seinem Worte gedacht haben wollte. Nichts fesselnder als die momentane Entstehung der Einzelheiten in dem gewaltigen Maschinenraum eines solchen Geistes. Der Fürst sprach davon, daß wir uns nach dem Kaiserwort für Elsaß-Lothringen schlagen würden „bis auf den letzten Mann". Als er diese Nothwendigkeit auch für die Provinz Posen betonte, wollte er die selbe Wendung brauchen, zögerte aber eine Sekunde und sagte dann „bis auf den letzten Mann und die letzte Münze", in wundervoll alliterirender Formel einen Ausdruck für immer prägend, der die Nothwendigkeit und Tiefe der Opferbereitschaft einer Nation zeichnet.

In einem andern Fall wollte der Fürst feststellen, daß der Fortschritt in den Erfolgen der deutschen Politik zwar langsam, doch fühlbar sei. Er nannte es: zwei Schritte vorwärts und einen zurück, „als ob man einen sandigen Berg hinaufsteigt" (eine Pause entstand) oder in der Lava des Vesuvs einherschreitet." Das erste Bild hatte ihm nicht genügt; im zweiten hatte er die Steigerung durch den heißen, vulkanischen Untergrund des Bodens aller Politik gefunden.

Fast den größten Eindruck machte auf Arndt der Appell des Fürsten an die Einheit und Einigkeit aller Deutschen in der Provinz. Er rieth, in der Provinz Posen Jedem zu folgen, der vorangehe, ob freisinnig, ob reaktionär. Parteistreitigkeiten: „Davon nach Neune, sagt der Schauspieler.“ Nichts konnte besser beweisen, wie hoch der Fürst die Gefahr für das Deutschthum, die unbedingte Nothwendigkeit gemeinsamen, phalanxähnlichen Widerstandes einschätzte.

Und doch, als er jetzt schwieg und die „lang gehemmte Lust aller Hörer Brust befreite,“ da wirkte erst das Ganze wie ein Erlebniß mit voller Kraft nach. Arndt mischte seine Stimme in die Sturmrufe der Begeisterung; er brauchte instinktiv den Schrei als Entbürdung seines übervollen Herzens.

Der Fürst war sichtlich ergriffen. Auch als er sich gesetzt hatte, mußte er wieder und immer wieder danken. Dabei wurde Arndt Zeuge einer sich tief einprägenden Szene. Die Enkel des Fürsten, die jungen Grafen Rantzau, im Seitenflügel des Schlosses gerade hinter Arndt untergebracht, jubelten, ihre Tücher schwenkend, um die Wette mit den Massen, dem Großvater zu. Ihre Mutter, Gräfin Marie, machte den Vater darauf aufmerksam. Der Fürst wandte sich und suchte mit den Augen seine Enkel. Arndt konnte gerade in diese mächtigen, strahlenden Sonnen hineinblicken, die über ihn weg nach den Kindern spähten, und das Aufflammen der Freude festhalten, als er sie fand, einen in diesem Antlitz seltenen Ausdruck vollkommenen Glückes.

Aber noch etwas Größeres stand ihm bevor. Der Fürst erhob sich und schritt der inneren Thür zu. Arndt sah, daß der Kammerherr an ihn herantrat und in ehrfürchtiger Haltung Etwas zu erbitten schien. Der Fürst hörte zu, nickte freundlich und wandte sich noch einmal halb zurück. Der Kammerherr winkte Arndt unauffällig; und der Gerufene wagte, zu verstehen. Er faßte Muth und schritt an die Stufen der Veranda, stieg sie hinauf.

Er stand vor Bismarck; hörte, wie der Kammerherr sagte: „Ein junger Vetter von mir, Herr Herold; er hat sich mit einem Restgut der Ansiedlung-Kommission vor einem Jahr in unserem Kreis angekauft.“

Arndt machte nur eine tiefe Verbeugung. Die Nähe des Fürsten brachte ihn um seine Beherztheit. Zu gewaltig wirkte das Bewußtsein auf ihn, vor wem er stehe. Der Fürst fühlte es; indem er ihm seine wundervolle Hand reichte, die Arndt unter Herzklopfen und Verbeugungen stumm ergriff und preßte, sagte er verbindlich zum Kammerherrn (mit einem Citat aus dem Fiesko): „Mir ist nicht bang, wenn solche Flammen ins Vaterland schlagen!“

Ein leichtes Kopfnicken: Arndt fühlte sich entlassen. Wie ein Träumender schritt er die Stufen hinab, hörte und beantwortete nicht die Fragen der Umstehenden, sondern suchte, ins Freie zu kommen, allein zu sein. Er war nicht fromm. Noch hatte er, wie so oft die

Jugend, keine ausgeprägte Stellung zu dem Unsichtbaren. Aber heute und jetzt war seine Brust voll bis zum Zerspringen von Ahnung, einem Sehnen und Verlangen des Herzens nach Höherem. Hinaus- und hinweggehoben fühlte er sich aus seinem engen Sein und täglichen Denken in die großen Zusammenhänge eines Jeden mit der Nation, ihrer Vergangenheit, ihrer Geschichte, mit deren Lenkung, mit den Männern, die Schicksale ihres Volkes werden, mit der Herkunft solcher Ingenien, die Pyramiden gleich aus dem Sande der Zeit für Jahrtausende ragen und sichtbar an ihrer Stirn das Siegel der überirdischen Herkunft des Geistes tragen. Beim Dutzendmenschen, bei der schauerlichen Normalität des allgemeinen Mittelmaßes gerieth er nie in Versuchung, war er nie auf solche Gedanken und solchen Glauben gekommen. Aber hier, vor dieser Persönlichkeit, blitzte es durch seine Seele: es gibt Fortsetzungen über Dich und jene Alle hinaus, neue Stufen, höhere, gewaltigere Einsichten, Gefühle, Impulse; und sie bedeuten nicht das Ende, das Höchste, sondern sind nur der Abglanz, die sichtbaren, in diese Welt hinabreichenden Zeichen und Bürgen für die ewige Urkraft, die Heimath und den Quell des allgegenwärtigen Schöpfergeistes im Universum.

Das Größte an großen Männern ist die Begeisterung für die Größe, die sie erwecken. Groß sein kann nicht Jeder, können nur Wenige. Aber für Großes kämpfen, ringen, mit Hand, Herz und Hauch eintreten — —!

„Nehmen sie uns den Leib,
„Gut, Ehr, Kind und Weib,
„Laß fahren dahin!“

So hatte jener andere Riese unter den Germanen gesprochen und den Dienst für das Unvergängliche verstanden. So mußte jeder deutsche Mann, der diesen Namen verdiente, denken, reden und handeln; oder er war unwerth, deutsche Luft zu athmen.

Zum Bewußtsein kams ihm: Bismarck hatte den deutschen Nerv in seinem Herzen, die Liebe und den Glauben an das Vaterland, an die Heimath im Tiefsten getroffen. Was Niemand bis dahin mit solcher zwingenden Gewalt vermochte: Dieser hatte es vollbracht. Arndt schwor sich, allein vor sich selbst, dieser Stunde zu gedenken; ihr treu zu bleiben; von dem Banner deutscher Nation nicht zu weichen und so zu leben, daß er vor dem Feuerblick und dem unerbitterlichen Erz dieser Züge aufrecht stehen und bestehen konnte im Geist. Dazu wollte er die Erinnerung an diesen Ort und Tag mitnehmen wie einen Talismann, der ihn feite gegen die Doppelzüngigkeit der Gasse, gegen schachernde Egoistenschlauheit und gegen Alles, was bequeme Feigheit oder schlechtes Gewissen nachher erlügen, um rein dazustehen.

Alfred Knobloch.

Deutsche Lieder.

Einst und Jetzt.

Meiner Heimath Berge dunkeln,
Fluthend in der Wälder Grün,
Und gleich Heldenaugen funkeln
Sterne, die darüber glühn.
Dämmernd Licht umfließt die Wipfel,
Wo das hehre Schweigen thront;
Hohenstaufens schlanken Gipfel
Krönt, ein Geisterfürst, der Mond.

Hohenstaufen, selige Sterne!
Beide, Friedrich, Konradin,
Schaut Ihr aus verhüllter Ferne
Jetzt nach Eurer Wiege hin?
Schweb' herab aus ihrer Wolke,
Liederfrühling! Waffenklang!
Ueber dem verwaisten Volke
Tönt erweckender Gesang.

Kühner Rothbart! Nicht gestorben
Bist ja Du; Du schlummerst nur,
Wo um Heil das Schwert geworben,
Suchend des Erlösers Spur;
Aber in der Zauberhöhle
Hält Dich harter Schlaf gebannt;
Wann erwachst Du, Heldenseele,
Fliegst, ein Sturm, verjüngt durchs Land?

Kaiser Karl! Von dem sie sagen,
Daß noch oft Dein Banner rauscht,
Wenn Du fliegst im Wolkenwagen
Und Dein Volk dem Siegruf lauscht,
Wo bist Du? Den Ruf zum Siege
Freilich hört kein Deutscher mehr
Und der Glaube ward zur Lüge,
Harrt umsonst der Wiederkehr.

Und Du, heiligster der Schatten,
Hermann! Der als Opfer fiel:
Deutschlands sterbendes Ermatten,
Treibt Dichs nicht vom blutigen Pfühl?
Sagt man doch, Erschlagne kehren
Wieder, bis ihr Geist versöhnt;
Kannst Du ruhen, statt zu wehren,
Wo man Deinen Schatten höhnt?

Doch die Helden sind geschieden,
Die Vergangenheit ist tot.
Seele, von des Grabes Frieden
Wende Dich zum Morgenroth,
Gleich dem Aar, der einst entflogen
Staufens Nachbar und im Flug
Zollerns Ruhm bis an die Wogen
Des entlegnen Ostmeers trug.

Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke Du
Die Verlassenen, Heimathlosen.
Mit der goldnen Schwinge zu!
Und mit mächtigem Flügelschlage
Triff die Eulen, Rab und Weih.
Stets empor zum neuen Tage,
Sonnenauge, kühn und frei!

Paul Pfizer.

„Unsere Kinder sollen es einmal gut haben!"

So sprach ein Landwehrmann, deſſ' starke Hand
Soeben noch das reife Korn geschnitten.
Den Acker ließ er um das Vaterland:
„Mein Weib und Kind, lebt wohl! Jetzt wird gestritten!

Jetzt wird von uns ein andrer Plan bestellt:
Jetzt gilt es, eine andre Frucht zu säen.
Mein Weib und Kind, jetzt gehts aufs Schlachtenfeld,
Statt Aehren giebts jetzt Menschen dort zu mähen!

Das Feld gedüngt mit rothem Feindesblut,
Um mit dem Schwert es um und um zu pflügen.
Den Acker dann gestellt in Gottes Hut.
Bereit, zu sterben, doch zuerst, zu siegen!

Drum, wenn Ihr hört, daß ich gefallen bin,
Sollt Hände und die Herzen Ihr erheben.
Es nahm das Vaterland mein Leben hin,
Das mir geschenkt ward, um es ihm zu geben.

Und wenn das halbe deutsche Volk auch stirbt:
Man solls in Gottes Namen fromm begraben,
Sobald sein Tod dem Volke Sieg erwirbt . . .
Mein Weib und Kind, Ihr sollt es besser haben!

Gut haben sollt Ihrs! Nie mehr soll ein Feind,
Ein wölfischer, Euch meuchlings überfallen;

Und durch ganz Deutschland soll fortan vereint:
‚Lieb' Vaterland, darfst ruhig sein!‘ erschallen.

In Ruhe sollen Sohn und Sohnessohn
Die Ernte halten dann von unsern Saaten:
Der Söhne Ernte ist der Väter Lohn,
Ihr Glück und ihr Gedeihn sind unsre Thaten.

Mein Weib und Kind, lebt wohl! Die Stunde schlug.
Laßt mich von Euch in hellem Jubel scheiden.
Wir siegen über Tücke, List und Trug:
Gott läßt sein deutsches Volk nicht Unrecht leiden."

Er schied. Und an die dunkle Wagenwand
(Es rast der lange Zug dem Feind entgegen)
Schrieb unser Landwehrmann mit starker Hand
Für sie, die er zurückließ, seinen Segen,

Das Testament, das er den Seinen gab . . .
Und wie den Einen, hört Ihrs Alle sagen.
Ein Wort ists, überdauernd Tod und Grab,
Ein Zeuge bis zu Deutschlands fernsten Tagen.

Der Deutschen Ruf braust auf wie ein Choral;
Gleich einem Hymnus klingts durch alle Weiten:
„Die nach uns kommen, sollen es einmal
Gut haben, gut in Deutschlands Friedenszeiten!"

Richard Voß.

Reimlied von Zorndorf.

Ist der Alte Fritz geritten weit von Olmütz her in Mähren,
Neben ihm der alte Zieten; fragte, wo die Russen wären.

Brauchte gar nicht lang zu fragen, roch den Brand auf hundert Meilen,
Hilferufen, Jammer, Klagen; Alter Fritz, Du mußt Dich eilen!

Saht ja selber die Kosaken jüngster Tage noch im Lande,
Auf den Kleppern hohe Packen, eine wahre Räuberbande.

Weil sie da als Freunde kamen, ließ es eher sich verpassen,
Wenn sie Manches mit sich nahmen, denn sie könnens halt nicht lassen.

Doch wie Fermor bei Küstrin es mit Mord und Brand thät treiben,
Dieses ist mir nicht verliehen, es gehörig zu beschreiben.

Als der Alte Fritz gekommen, tief betrübt in seinem Muthe,
Hat das ganze Land geschwommen nur in Thränen, nur im Blute.

Fritz hat selber fast geweinet, der doch sonst nicht weichlich eben,
Und die Reiter ha'n gemeinet: „Hier wird kein Pardon gegeben."

Aschenhaufen, Schutt und Leichen, tote Mütter, nackte Kinder,
Auf, die Russen zu erreichen, nur geschwinder, nur geschwinder!

Wie der Herr in seinem Zorne ist bei Zorndorf angekommen,
Hat er gleich den Feind von vorne und im Rücken vorgenommen.

Vorn mit Seydlitz' Kürassieren; da ward kein Pardon gegeben;
Hinten mit den Kanonieren; und die ließen auch nicht leben.

Hei! Das gab ein Hufestampfen! Hei! Das gab ein Kugelschwirren!
Hei! Das gab ein Pulverdampfen, Schwerterblitzen, Panzerklirren!

Wie Ihr auf dem Wilhelmsplatze könnt den Seydlitz heut noch schauen,
Hat er mit der Eisentatze dort bei Zorndorf eingehauen.

Endlich muß das Würgen enden; was nicht tot ist, ist entlaufen;
Dort nur mit gebundnen Händen noch ein paar Kosakenhaufen.

Heulend, zitternd, weinend, wühlen sie im Staube vor dem Helden.
Was der König mochte fühlen, mögen andere Sänger melden.

Er, so reich an Ehrensiegen, sieht, der Weise, Große, Milde,
Ueberwunden vor sich liegen, mehr noch Thier als Gottes Bilde.

Lange blickt er auf die Strolche; und danach hört man ihn sagen:
„Seh Er, Wedel, nur: mit solchen Lumpenkerlen muß ich mich schlagen!"

Und dann wandte er die blauen Augen zu den märker Bauern:
„Ich will Alles wieder bauen; Kinder, höret auf, zu trauern!"

Julius Min[illegible]

Wie schwer!

Mein Junge, mein zarter, nun bist Du groß!
Wie schwer entrangst Du Dich meinem Schoß,
Wie schwer ward es mir, Dich aufzuziehn,
Wie schwer, bis Du endlich recht gediehn.
Wie schwer!

Wie schwer sah ich Dich in die Ferne gehn!
Ein Jahr sollt' ich Dich nicht wiedersehn.
Wie schwer war die lange Trennungzeit;
Mein einziger Junge, so weit, so weit . . .
Wie schwer!

Wie schwer drückt uns Alle der grause Krieg,
Wie schwer erkauft selbst der größte Sieg,
Wie schwer das Warten auf Nachricht vom Feld,
Wie schwer die Botschaft: „Gefallen als Held!"
Wie schwer!

Doch Dir wird so leicht das Soldatenthum.
Du thust Deine Pflicht, Du schielst nicht nach Ruhm.
Bald ziehst Du begeistert ins siegreiche Heer,
Leicht wird Dir der Abschied; und mir so schwer . . .
Wie schwer!

Minna Katzenstein.

Strickende Frauen.

Nun halten tausend Frauen plötzlich unverwandt
die ganzen Tage einen Strickstrumpf in der Hand.

Und Finger, die sich nie in Arbeit abgequält,
nehmen die Maschen auf, die stumm ein Mund nachzählt.

Ganz unwillkürlich der Gedanke dahin irrt,
wer einmal diese grauen Strümpfe tragen wird.

Vielleicht, daß sie mit einem Toten aus der Schlacht
schon bald von Blut durchtränkt ins Massengrab gebracht.

Vielleicht, daß Einer abends auch in Dankbarkeit
der Hand gedenkt, die diese Maschen einst gereiht.

Und Keiner kennt den Andern. Doch das Vaterland
spinnt zwischen ihnen All ein unsichtbares Band.

Alfred Richard Meyer.
(Aus: „Helden; ein lyrisches Flugblatt“.)

An die deutschen Krieger.

Gottlob, es ist erschollen,
das Wort, darauf wir bang geharrt;
nun in Gewittergrollen
sich Gott den Völkern offenbart.

Es ist noch nicht zerbrochen
der Eichenstab der deutschen Treu;
aus aller Herzen Pochen
empfinden wirs: er grünt aufs Neu.

Wir haben lang erduldet
den dreisten Hohn aus schlechtem Mund;
nun ward, was sie verschuldet,
hoch über allen Sternen kund.

Heervölker, Ihr Erlosten
zu Kampfes höchstem Ehrensold,
die Ihr im kalten Osten
den grimmen Teufeln wehren sollt,

und Ihr, die Ihr im Westen
als Wächter unserm Rebengold
den ungebetnen Gästen
die Suppe derb versalzen sollt,

und Ihr, die Ihr im Norden,
wo Euch nicht Damm noch Planke wahrt,
auf Feuer speienden Borden
dem Tode kühn entgegenfahrt . . .

Mag hoch der Feind sich brüsten:
wir schreiten stolz und still zum Streit.
Uns gehts um kein Gelüsten;
es geht um die Gerechtigkeit

Nicht hinterm Wasgenwalde
die Franken sind es gar so sehr,
auf Ostens grauer Halde
naht Attilas Barbarenheer.

Sie legten gern in Flammen
dies Haus, drin Gott sich wohlgefällt.
Steht, Brüder, steht zusammen!
Denn wenn wir fallen, fällt die Welt.

Und solls in Kampfeswettern
rings um uns her zu Grunde gehn,
mags Dich und mich zerschmettern,
das Reich, das Reich, es muß bestehn!

Rudolf Alexander Schröder.

Kriegsglück.

Verwünschter weiß ich nichts im Krieg
Als nicht blessirt zu sein.
Man geht getrost von Sieg zu Sieg
Gefahrgewohnt hinein;
Hat abgepackt und aufgepackt
Und weiter nichts ereilt,
Als daß man auf dem Marsch sich plackt,
Im Lager langeweilt.

Dann geht das Kantoniren an,
Dem Bauern eine Last,
Verdrießlich j dem Edelmann
Und Bürgern gar verhaßt.
Sei höflich: man bedient Dich schlecht,
Den Grobian zur Noth;

Und nimmt man selbst am Wirthe Recht,
Ißt man Profoßen-Brot.

Wenn endlich die Kanone brummt
Und knatterts klein Gewehr,
Trompet' und Trab und Trommel summt,
Da gehts wohl lustig her;
Und wie nun das Gefecht befiehlt,
Man weichet, man erneuts,
Man retirirt, man avancirt, —
Und immer ohne Kreuz.

Nun endlich pfeift Musketenblei
Und trifft, wills Gott, das Bein,
Und nun ist alle Noth vorbei.
Man schleppt uns gleich hinein
Zum Städtchen, das der Sieger deckt,
Wohin man grimmig kam;
Die Frauen, die man erst erschreckt,
Sind liebenswürdig zahm.

Da thut sich Herz und Keller los,
Die Küche darf nicht ruhn;
Auf weicher Betten Flaumenschoß
Kann man sich gütlich thun.
Der kleine Flügelbube hupft,
Die Wirthin rastet nie,
Sogar das Hemdchen wird zerzupft.
Das nenn' ich doch Charpie!

Hat Eine sich den Helden nun
Beinah herangepflegt,
So kann die Nachbarin nicht ruhn,
Die ihn gesellig hegt.
Ein Drittes kommt wohl emsiglich,
Am Ende fehlet Keins
Und in der Mitte sieht er sich
Des sämmtlichen Vereins.

Der König hört von guter Hand,
Man sei voll Kampfeslust;
Da kommt behende Kreuz und Band
Und zieret Rock und Brust.
Sagt, obs für einen Martismann
Wohl etwas Beßres giebt!
Und unter Thränen scheidet man,
Geehrt so wie geliebt.

Goethe.

1914.

Nun ward die Zeit.

Wir stehn gedrängt,
Dicht Mann an Mann
Und Weib an Weib,
Ein Volk,
Siebzig Millionen als ein einziges Heer,
Die mit der Wehr,
Die ohne Wehr,
Zu Land, zu Luft, zu See,
Das eiserne Kreuz,
Das rothe Kreuz,
Gen Ost und Nord und West,
Wir stehn gedrängt,
Karree.

Ernst Lissauer
(Aus „Worte in die Zeit").

Valuten und Devisen.

Die Störung der internationalen Geschäfte hat natürlich auf die Preise des Geldes eingewirkt. Die Kurse für fremde Wechsel und Geldsorten sind auch in der Zeit ohne amtliche Notiz steter Beachtung werth. Müssen wir für die deutsche Valuta fürchten, weil belgisches, französisches, schweizerisches, holländisches Geld in Deutschland mit höheren Preisen bezahlt werden muß als vor dem Krieg? Nein. Der Furchtsame müßte annehmen, daß es den Franzosen viel besser gehe als uns. Nun wissen wir aber, daß die beiden größten Depositenbanken Frankreichs, die Société Générale und der Crédit Lyonnais, in unbehaglicher Lage sind und daß die Bank von Frankreich keine Ausweise mehr veröffentlicht, obwohl ihr von London die Veröffentlichung empfohlen wurde. In Frankreich werden die Kriegskosten nicht durch eine fundirte Anleihe, sondern durch kurzfristige Schatzscheine aufgebracht. Und trotz diesen drei Thatsachen werden für den Franc, der in Friedenstagen mit 81 Pfennigen eingelöst wird, jetzt 85 bezahlt. Wie kommt Das? Die Antwort ist einfach. Der Handelsverkehr zwischen Deutschland und Frankreich hat aufgehört; eine Verschiebung des Verhältnisses von Einfuhr und Ausfuhr, das in neutralen Ländern auf den Geldpreis wirkt, kommt also nicht in Frage. Schuld an der für Deutschland ungünstigen Preisgestaltung des französischen Geldes ist die Nachfrage. Wir führen Krieg auf französischem Boden und leben nach dem anständigen Grundsatz, daß Alles, was der Feind liefert, bezahlt werden muß. Die Nahrung unserer Truppen wird mit gutem Geld aufgewogen. Deutsche Banknoten wird

man natürlich in Frankreich nicht los. Die bekommen dort erst einen Kurs, wenn Theile des Landes okkupirt und, wie Belgien, in deutscher Verwaltung sind. Dann wird angeordnet, daß deutsches Papiergeld zu einem bestimmten Preis umgewechselt werden muß. Einstweilen gilt nur Gold oder die Landesmünze. Deutsches Gold nehmen die Feinde natürlich mit Vergnügen; und wahrscheinlich bringen die Truppen mehr Gold, als uns lieb ist, auf feindliches Gebiet. Das zweite Zahlungmittel, die Währung des Landes, muß zuvor gekauft werden. Dadurch hat sich der Begehr für Francs sehr gesteigert und den Kurs des französischen Geldes in Deutschland in die Höhe getrieben. Das Selbe gilt für russische Rubel, die zwar die Parität von 216 Mark für 100 Rubel noch nicht erreicht haben, aber viel höher stehen als am Vorabend des Krieges (150), wo sie freilich besonders schlecht standen.

Im Ausland leben mehr Deutsche, als Ausländer in Deutschland. Privatleute und Geschäftshäuser, die in Frankreich oder England Verwandte oder Filialen haben, waren gezwungen, Geld dorthin zu schicken, da die feindlichen Banken Zahlungen und Kredite für Fremde sofort einstellten. Wer auf die Entwickelung des internationalen Geldmarktes in den drei Jahren seit Agadir zurückblickt, erkennt die Zusammenhänge im Geldbereich. Frankreich kündigte uns damals seine Guthaben; und die deutsche Bankwelt durfte sich rühmen, daß sie nicht nur ohne erheblichen Zuschuß fremder Gelder gearbeitet, sondern sogar die eigenen Außenstände in Frankreich erhöht habe. Diese Ueberlegenheit ist vielleicht vor Beginn des Krieges noch so geändert worden, daß Frankreich nicht über große deutsche Guthaben triumphiren konnte. Aber ein Theil der deutschen Forderungen ist jenseits der Grenze geblieben und für die Dauer des Krieges immobil geworden. Wenn ein Deutscher in Paris einen Check auf eine dortige Bank vorlegte, würde er nicht eingelöst. Nicht wegen des Moratoriums, das die französischen Kreditinstitute ermächtigt, auch den eigenen Depositengläubigern nur einen kleinen Bruchtheil ihrer Wünsche zu erfüllen, sondern, weil man dem Feind nichts giebt.

Man muß zwischen Valuten und Devisen unterscheiden. Die Bedingungen des Werthes sind gleich, nur die wirthschaftlichen Beziehungen verschieden. Geldsorten kann der Privatmann wie der Kaufmann brauchen; fremde Wechsel sind meist nur Vermittler im Handelsverkehr. Spricht man vom französischen oder russischen Wechselkurs, so kann sichs um Geld oder um Wechsel (Tratten, Accepte) handeln. Der Käufer von Devisen (fremden Wechseln) stützt sich auf einen Waarenhandel, für den er einen Zahlungausgleich sucht; der Käufer fremder Geldsorten will sich die im Ausland geltenden Zahlungmittel sichern. Die besonderen Merkmale beider Geldformen sind im Krieg leicht kenntlich geworden. Ausländisches Geld wird auch aus feindlichen Staaten verlangt; bei Devisen ist nur an das neutrale Ausland zu denken, da mit den Feinden kein Geschäftsverkehr mehr besteht. Daß französische und belgische Francs im Kurs gestiegen sind, hat der Bedarf in Frankreich und Belgien erwirkt; holländische Gul=

den, schweizerische Franken, italienische Lire sind theurer geworden, weil Einfuhr und Ausfuhr der Waaren sich geändert haben. Der deutsche Außenhandel ist vom Meer getrennt und wird durch die Grenzen der neutralen Märkte in seiner Ausdehnung bestimmt. Auch nach der Milderung des Exportverbotes dürfen manche Produkte nicht aus dem Lande gebracht werden. Der Ausgleich im Waarenhandel fehlt also. Deutschland hat keine Möglichkeit, die Lieferungen des Auslandes gegen exportirte Güter zu verrechnen, und muß bar zahlen. Was aus Holland, der Schweiz, Italien, aus den skandinavischen Ländern bezogen wird, ist so zu bezahlen, als trüge es der Käufer vom Ladentisch weg. Gold soll nicht herausgegeben werden. Die Reichsbank hält ihren Goldschatz hinter Schloß und Riegel. Als Zahlungmittel werden also Wechsel auf das Ausland verwendet. Der Bedarf richtet sich nach dem Umfang der Waarenlieferungen. Er ist bei Holland besonders groß, weil nicht nur die unmittelbar eingeführten Güter, sondern auch die über Holland bezogenen fremden Produkte (amerikanische Rohstoffe) mit holländischen Devisen bezahlt werden. Dieser Verrechnungdienst, in dessen Mittelpunkt Rotterdam und Amsterdam gekommen sind, hat dem kleinen Holland den Glanz früherer Jahrhunderte zurückgebracht. Der reiche Mijnherr darf sich als Herrn der Erde fühlen. Bis der Krieg zu Ende und das englische Pfund Sterling um seinen historischen Ruf gebracht ist.

Ein politischer Sieg des Deutschen Reiches muß eine neue Aera für den Markwechsel bringen. Warum ist London das Weltclearinghaus geworden? Weil der Engländer verstanden hat, sich die überseeische Welt durch seine Pfunde und sein überzeugendes Auftreten zu erobern. Man hatte geglaubt, das englische Clearing werde auch im Krieg wirksam bleiben. Das wäre der größte Erfolg Britaniens gewesen. Der Haß gegen den deutschen Konkurrenten hat die englischen Staatsmänner mit Blindheit geschlagen. Sie schadeten dem Sterlingwechsel durch ein strenges Zahlungverbot gegen Deutschland. Dadurch ist Unordnung in den ganzen londoner Abrechnungverkehr gekommen; denn überseeische Häuser, die mit deutschen Firmen arbeiten, können auch nicht mehr über London abrechnen. Und die neutralen Länder sind durch die Taktik der englischen Regirung auf die Devise Holland angewiesen. Der deutsche Geschäftsmann konnte bis zum letzten Septembertag Zahlungen nach England leisten. Deutschland hat mit dem Rückschlag gegen das englische Verbot zwei ganze Monate gewartet. Erst am dreißigsten September ist, durch eine Verordnung des Bundesraths, dem deutschen Gelde der Weg nach England gesperrt worden. Die praktische Bedeutung dieses Erlasses war ja gering, weil schon vorher der Verkehr mit England sehr schwierig war; aber der moralische Eindruck des langmüthigen Verhaltens der deutschen Regirung gegenüber der stürmischen Hast der Engländer bleibt fühlbar. Und die Devise London wird ihen alten Ruf kaum wiederfinden.

Die großen Notenbanken haben sich Vorräthe von ausländischen Wechseln angeschafft, um zu verhindern, daß ihnen für Zah-

lungen ans Ausland Gold entzogen wird. Diese Taktik hat auch die Reichsbank getrieben und sich damit eine Schutzwand für ihre Goldbehälter aufgestellt. War das Verlangen nach fremden Zahlungmitteln sehr rege und kletterten die Devisenkurse in die Höhe, so entstand die Gefahr des Goldverlustes, da es eine Grenze giebt, hinter der die Ausfuhr von Gold lohnender ist als der Ankauf von Devisen. Je mehr eine Bank zur Verfügung hat, desto leichter wird es ihr, den Drang des Goldes nach außen zu hemmen. Im Kriege verliert die Devise an überzeugender Kraft, weil der Ausgleich der Zahlungen durch die feindlichen Mächte gehindert wird. Guthaben und Forderungen, die im Bereich des Gegners sind, kann man nicht realisiren. Dadurch wird das wichtigste Instrument des Welthandels, der Wechsel, um einen Theil seiner Funktion gebracht. Diese Erfahrung wird die Meinungen über den Werth der Devisenpolitik wohl nicht ändern. Die Sicherung des Goldvorrathes ist ja die Hauptsache. Diese Erwägung entscheidet und empfiehlt die Bewahrung der alten Taktik.

Gewünscht wird natürlich, daß die Kurse des fremden Geldes wieder auf den „inneren Werth“ der ausländischen Valuten gebracht werden. Deutschland ist, weil ihm der Krieg die Zahlungbilanz verrückt hat, nicht schlechter als Frankreich oder Holland. Die Bilanz kommt in Ordnung, sobald der deutsche Export sich wieder regen kann. Daß die Regirung dazu helfen möchte, zeigte sie durch die Milderung des Zuckerausfuhrverbotes. Dem neutralen Ausland darf nicht mehr verkauft werden, als es 1913 bezogen hat. Viele meinten, es sei gefährlich, Zucker aus dem Land gehen zu lassen, wenn Fettmangel drohe. Man müsse sich den Ersatzstoff sichern. So stoßen sich hart im Raum die Ansichten. Im Reich der Kohle begrenzen die Verluste des Knappenheeres die Förderungen. Sind erst wieder im Güterverkehr Zahlungen auszugleichen, dann werden die fremden Geldkurse besser aussehen. Das Fehlen des Börsengeschäftes reizt zur Ausbeutung günstiger Gelegenheiten. Die Preise, die für Sorten und Wechsel genannt werden, sind nicht amtlich beglaubigt. Sie werden vom Verkäufer nach Willkür festgesetzt und, wenns nöthig ist, bewilligt. Wer kaufen muß, hat keine Gewalt über den Händler. In den Bankbureaux geht es durchs Telephon. Mancher, der in guten Tagen über die Börse die Nase rümpfte, empfindet die Formlosigkeit des Handels mit ausländischem Geld wie eine Entwürdigung. Dagegen ist nichts zu machen, so lange die Börse schweigt. Schon vor Wochen schlugen Einzelne vor, die Spalten des Kurszettels wenigstens den fremden Valuten zu öffnen. Andere widersprachen, weil eine begrenzte Wiederherstellung des Börsengeschäftes ansteckend wirken könne. Wer vom Preis fremdländischer Geldsorten geängstet wird, braucht sich nur die Verfassung der Deutschen Reichsbank anzusehen. Selbst am dreißigsten September, einem gefürchteten Quartalstermin, war der Notenbestand zu mehr als einem Drittel mit Gold bedeckt. Die deutsche Valuta braucht sich nicht am Werth des ausländischen Geldes zu messen.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

ie Ankunft

Herausgeber:
Maximilian Harden.
Neunundachtzigster Band.
Berlw.
Verlag der Zukunft.
1914

Inhalt.

Berlin, den 3. Oktober 1V14.
An die Franzosen.
Verdun.
tausendjähriges Iubiläum: so nannte, ineinem
Brief an den General Thile, Friedrich Wilhelm der Vierte
im März 1843 den Augusttag, der das tausendste Lebensjahr
des Viriduner Vertrages beginnen werde. Des Vertrages, der
das Weltreich Karls des Großen in drei Theile spaltete. Karls
schwacher Sohn Ludwig, der sich gern zwar mit imperatorischer
Geberde spreizt, nur auf der Iagd aber, beim Fischfang und im
Buhlbett männlichem Glücksgefühl nah ist und die Hauptbezirke
des Staatsgeschäftes der Priesterschaft überläßt, hat817mit dem
Reichstag ein Hausgesetz beschlossen, das Lothar, seinemAeltesten,
den Kaiserreif und dieWürde desMitregenten gewährt, die jünge-
ren Söhne, Ludwig und Pippin, zu Königen von Bayern und
Aquitanien ernennt, doch verpflichtet, auf dem weiten Gebiet des
Heerwesens und der internationalen Politik auch dem künftigen
Kaiser, ihrem Bruder, unterthan zu bleiben. Dieser Beschluß sollte
die Einheit des karlingischen Weltreiches wahren und ihm die
Stoßgewalt und die innere Kraft sichern, die es im Kampf gegen
Byzanz und gegen den Islam, als Schirmer und Künder christ»
licher Sittlichkeit, braucht. Das Hausgesetz ist kaum ein Iahr alt:
da stirbt die Kaiserin Irmgard; und bald danach führtLudwig die
schöne Iudith, des Alamannengrafen Welf Tochter, als Kaiserin
in diePfalz. Soll der Knabe, den sie 823ihremHerrn gebar, dar»
ben, weil den Söhnen Irmgards alle Reichstheile zugesagt sind?
Die kluge und machtsüchtige Welfin, die des Kaisers Sinne be»

herrscht, erstrcbt und erlangt denBruch des Hausgesetzes. Ihrem
KarlwIrdAlamannien sammt dem Elsaß, Rätien und den welschen
Stücken der Schweiz vorbehalten. Im Sommer 840 stirbt Lud»
wig; Pippin überlebt ihn nicht lange. Als die drei Thronerben des
Haders müde sind,eint sich ihrWille zur Theilung des Universal»
reiches. LotharmmmtBurgund,dieProvence,Italien; KarlWest-,
Ludwig Ostfranken. Doch das im Vertrag von Verdun abgegrenzte
Ostfrankenreich umschloß nicht etwa alle deutschen Stämme; die
Hälfte der echten Franken, alle Friesen und die elsässischen Ala»
mannen blieben draußen. Nach dem Tod Lothars des Zuzeiten
entbrennt zwischen denOhmen, dem Westfrankenkönig Karl (dem
Kahlen) und dem Ostfrankenkönig Ludwig (dem Deutschen) der
Streit um das Erbe, das von Franken und Friesen bewohnte Lo»
iharingien. Karl läßt sich in Metz als denLothringerkönig krönen;
wird aber von Ludwig gezwungen, das erraffte Land mit ihm (im
Vertrag von Wersen, der, 870, das Verdunois den Ostfranken
giebt) zu theilen.Nach Ludwigs Tod versucht Judiths Sohn Karl
noch einmal, der Brut Irmgards den Erbtheil abzujagen. Sein
Neffe Ludwig (derIüngere) schlägt ihn am ersten Oktober 876 bei
Andernach und fügt in den folgenden Iahren die in den Verträ>
gen von Verdun und Wersen ausgeschlossenen Theile Lothrin»
gensins Ostfrankenreich ein.DcssenWestgrenzeist nun nichtmchr
derRhein,sondern die Maas; Nordburgund,Brabant und Stücke
von Flandern gehören ihm an. Die Geburturkunde des Deutschen
Reiches durfte man alsodenViridunerVertrag niemals nennen.
Dennoch leitete den festfrohen Friedrich Wilhelm ein löbliches
(unsicher nach Erkenntniß tastendes) Gefühl, da er den Iubi»
läumstag durch die Stiftung eines Preises für Werke aus der
vaterländischen Geschichte feierte. Um die Möglichkeit der Aus»
Zeichnung von Künstlern, Forschern, Denkern zu schaffen, deren
Brust bisher höchstens, wie des greisen Iakob Grimm, mit dem
KreuzderfranzösischenEhrenlegiongeschmücktwurde,hat er 1842
dem Kriegerorden ?our l^e Werlte (so heißt er, leider, noch heute) d ie
Friedensklasse angereiht, die dreißig deutsche, dreißigfremdeFüh»
rer des Geistesheeres insRitterrecht zuläßt. Nun folgt der Ver»
dun-Preis(derHeinrich vonTreitschke,dem großen Dichter preu-
ßisch»deutscher Geschichte, vor zwanzig Iahren geweigert wurde).
Der König träumt sich ins Morgenroth eines froh beseelten, zu

I
Zedem Ringen muthigen Deutschlands. Er erlaubt dem langege«
vehmten Teutonen Maßmann, die Hörer der berlinerHochschule
insDunkelseinerGermanistenlehrezulockenundaufscinemTurn»
platz, in der Hasenhaide, eine Verdunfeier zu rüsten. Maßmanns
Freund Bandel darf für seinen Plan zu einem teutoburger Her»
mann»Denkmal öffentlich werben: und bewirkt, daß ein italischer
Dichter die Landsmannschaft aufruft, den Gipfel des Mont Cenis
miteinemSteinbilddesMariuszukrönen,dcrdräuendscinSchwert
schwingt und der Germanenhorde zuheischt: »Zurück,Barbarenl"
DerLärmdesIahrtausendfesteswecktimVolksgemüthkeinenWi»
derhall.HabendietausendIahredenDeutschendennGlückbeschert,
gar das herrlichste nationalen Einheitempfindens? Worte ver»
klingen. Deutschland hat allzu viele gehört. Nun harrt es derThat.
Der Westfälische Friede hat dem alten Reich mit Metz und
Toul auch Verdun geraubt. Im Sommer des Iahres 1792 sieht
Goethe die von Sebastien LePretre de Vauban, dem Ingenieur
und Marschall Ludwigs des Vierzehnten, befestigte Stadt. Er ist,
ohne Amt, als Natur» und Kulturforscher, im Gefolge seines Her»
zogs Karl August, derpreußischer Generalist unddiehalberstädter
Kürassiere führt, in den Krieg wider die Iakobinerheere mitge»
gangen und schreibt über die »Campagne in Frankreich "(die bald
der Herzog vonBraunschweig, der damals noch »berühmteFeld»
Herr", bald der Preußenkönig Friedrich Wilhelm der Zweite zu
leiten scheint) allerlei heute noch Merkwürdiges in seinTagebuch.
Ueber Trier kommt er nach Luxemburg und plaudert mit einem
Postmeister. »Er ließ mich die Unbilden bedenken, welche die
Preußen von Wetter und Weg über Koblenz und Trier erlitten,
und machte eine schauderhafte Beschreibung, wie ich das Lager
in der Gegend von Longwy finden würde. Zuletzt suchte er mich
aufmerksam zu machen, wie die Preußen beim Einmarsch ruhige
und schuldlose Dörfer geplündert, es sei nun durch die Truppen
geschehen oder durch Packknechte und Nachzügler; zum Schein
habe mans bestraft, aber die Menschen im Innersten gegen sich
aufgebracht. Da mußte mir denn jener General des Dreißigjäh»
rigenKrieges einfallen, welcher, als man sich über das feindsälige
Betragen seiner Truppen in Freundes Land höchlich beschwerte,
die Antwort gab: ,Ich kann meine Armee nicht im Sack trans»
Portiren/ Ueberhaupt aber konnte ich bemerken, daß unser Rücken

nicht sehr gesichert sei." (Schon damals, in Grevenmachern: die'
bösen Preußen; obwohl auch Hessen, Königische aus Frankreich,
sogar manche Oesterreicher im bunten Heer des Braunschweigers
sind.) Seinen Geburtstag verlebt Goethe in Longwy. »Daß de?
Patriotismus der Bürgerschaft nicht allzu kräftig sein mochte, sah
man daraus,daß sie denKommandantensehrbaldgenöthigt hatte,
die Festung zu übergeben." Von dort gehts nach Verdun. »Wir
fanden die Lage der Stadt, als einer solchen, sehr angenehm von
Wiesen und Gärten umgeben, in einer heiteren Fläche, von der
Maas in mehreren Aesten durchströmt, zwischen näheren und
ferneren Hügeln; als Festung freilich einem Bombardement von
allen Seiten ausgesetzt. Um Mitternacht fing es an, sowohl von
derBatterieaufunseremrechtenUferalsvoneineranderen,welche,
näher gelegen undmitBrandraketenspielend,diestärksteVirlunK
hervorbrachte. Ich war in eine Batterie getreten, die eben gewalt-
sam arbeitete; allein der fürchterlich dröhnende Klang abgefeuerter
Haubitzen fiel meinem friedlichen Ohr unerträglich: ichmußte mich
bald entfernen." HinterWeinbergsmauern, die vor denKugeln der
Belagerten schützen, spricht er zum Fürsten Reuß von der Far»
benlehre. Am zweiten Septembermorgen ergiebt sich die Festung
(deren Kommandantsich im Rathhaussaal erschießt). »Nach dieser
schnellen Eroberung von Verdun zweifelte Niemand mehr, daß
wir bald darüber hinaus gelangen und WChalonsundEpernay
uns von den bisherigen Leiden an gutem Wein bestens erholen
sollen. Als die Preußen in Verdun einzogen, fiel aus der franzö-
sischen Volksmasse einFlintenschuß, derNiemand verletzte, dessen
Wagestück aber ein französischer Grenadier weder leugnen konnte
noch wollte. Auf derHauptwache, wohin er gebracht wurde, habe
ich ihn selbst gesehen; es war ein sehr schöner,wohlgebildeterjun»
gerMann,festenBlicks undruhigenBetragens. Bis sein Schicksal'
entschieden wäre, hielt man ihn läßlich. Zunächst an der Wache
war eine Brücke, unter der ein Arm derMaas durchzog; er fetzte
sich aufsMäuerchen, blieb eine Zeit lang ruhig, dann überschlug
er sich rückwärts in die Tiefe und ward nur tot aus dem Wasser
herausgebracht. Diese zweite heroische, ahnungvolleThat erregte
leidenschaftlichen Haß bei den frisch Eingewanderten und ich hörte
sonst verständige Personen behaupten, man möchte wederDiesem
noch dem Kommandanten ein ehrlich Begräbniß gestatten. Grö-

S
Here Heiterkeit verbreitete die Erzählung, wie der König in Ver»
dun aufgenommen worden: vierzehn der schönsten, wohlerzogen»
sten Frauenzimmer hatten Ihro Majestät mit angenehmen Re»
den, Blumen und Früchten bewillkommt. Seine Vertrautesten
riethen ihm ab, vom Genuß Vergiftung befürchtend; aber der
HroßmüthigeMonarch verfehlte nicht, diese wünschenswerthenGa-
ben mit galanter Wendung anzunehmen und sie zutraulich zu
Fosten.Auch unseren jungen Offizieren scheinen die reizenden Kin»
der einiges Vertrauen eingeflößt zu haben." Schnell nach Paris:
ist die Losung. Die Festungen Montmedy und Sedan mögen fürs
Erste unerobert bleiben. DieDrohung des^oniteur, diePreußen
könnten wohlnach Paris, doch nicht lebend herauskommen, schreckt
weniger als der Gebirgsriegel des Argonnerwaldes, der dieBe»
wegung desHeeres hemmt. Und derRegen regnet jeglichenTag.
Dennoch, stöhnt ein französischerMarquis, ist Friedrich Wilhelm
ohneMantel aus dem Hauptquartier abgeritten und hat dadurch
die Lilienprinzen, die letzte Hoffnung Frankreichs, gezwungen,
»leicht gekleidet, durch und durch genäßt, träufelnd von abfließen»
der Feuchte ",ihres Weges zu ziehen. Welche Grausamkeit! Unser
Dichter notirt: »Der Krieg macht, als einVortod, alle Menschen
gleich, hebt allen Besitz auf und bedroht selbst die höchste Persön»
lichkeit mit Pein und Gefahr." Er hört die Schelmenlieder preu-
ßischer Iäger, die in den Tod marschiren; hört dieMusik derKa»
nonen (»Der Ton ist wundersam genug, als wäre er zusammen»
gesetzt ausdemBrummen des Kreisels, demButteln desWassers
und dem Pfeifen eines Vogels"); gräbt sich, auf dem Weg nach
Ehalons,für die Dauer einer windigen Regennacht, neben seinem
Herzog in den zähen Lehmboden ein, wickelt sich in die Wolldecke,
die einIäger ihm, für achtGroschenLeihgeld, überlassen hat,und
ruht so behaglich wie »Ulysses unter seinem auf ähnliche Weise
erworbenen Mantel." Nach dem häßlichen Tag von Valmy, der
dem Franzosenheer, unter Dumouriez und Kellermann, den Sieg
gebracht und dadurch den Waffenstillstand und den Rückzug der
Verbündeten vorbereitet hatte. Als die Leute aus dem Feuer zu»
rückgezogen wurden, verbreitete sich die größte Bestürzung über
die Armee. »Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht,
als die sämmtlichen Franzosen anzuspießen und aufzuspeifen.
Nun aber gingIeder vorsich hin;mansah sich nicht an, oder wenn

es geschah, so war es, um zu fluchen oder zu verwünschen. Wir
hatten, eben als es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis ge»
schlossen, in dessen Mitte nicht einmal, wie gewöhnlich, ein Feuer
angezündetwerdenkonnte.DieMeistenschwiegen,Einige sprachen
und es fehlte doch eigentlich einem Ieden Besinnung undUrtheil.
Endlich rief man mich auf;was ich dazu denke. Denttich hatte die
Schaar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und erquickt.
Diesmal sagte ich: Von hier und heutegeht eine neue Epoche der
Weltgeschichte aus; undIhrkönnt sagen, Ihr seid dabeigewesen!"
Darf auch unsere Krieger solches Bewußtsein stählen? Das
Dorf Valmy liegt an der Ostbahnlinie Reims»Verdun. Da hat
abermals Mißmuth das Wort geführt; hatMancher,der nur den
Theilerfolg seinerTruvve zu sehen vermochte, geknirscht, weil das
Heer von der Marne an die Aisne wich undRückzug schien,was
nur die Suche nach derMöglichkeit wirksamerenVorsprunges war.
Zehntausend Schüsse fielen am Tag von Valmy auf jeder Seite;
und Goethe sagt, von der ungeheuren Erschütterung habe derHim»
mel sich aufgeklärt und die Erde im eigentlichsten Sinn gebebt.
Ietzt leistet ein französisches Feldgeschütz in der Minute vierzig
Schüsse, das stete Gedröhn lähmt dem Tapfersten für eine Weile
den Athem und vor demBilde des Millionenringens imFeuer»
regen, im Eisengewitter müßte die Erinnerung andie amphithea»
tralische Stellung der Franzosen von 1792 einKriegsspiel aus Ur»
väterzeit insGedächtniß zu rufenscheinen. Nie warsolcherKrieg;
daß er sein könne, ist nie geahnt worden. Das Gekrach und Ge»
knatter seiner Mörser, Haubitzen, Maschinengewehre sprengt die
Erzpforte, hinter der eine neue Epoche der Erdgeschichte beginnt.
Ihr von der Aisne seid dabei. Ihr sollt für Deutschland zeugen.
Am linken Maasufer begrüßt derHerzog von Braunschweig
den Dichter als »einen glaubwürdigen und einsichtigen Mann,
der bezeugen kann, daß wir nichtvom Feind, sondern von denEle»
menten besiegt worden sind." In der zweiten Oktoberwoche kehrt
Goethe nach Verdun zurück. Die Stadt ist verwildert; weder Milch
noch Butter zu haben; die Schönen, die dem Preußenkönig hul»
digten, müssen nun für ihr Leben zittern; das Fleisch gefallener
Pferde wird aufgetischt; und der Kommandant duldet den Troß
der abziehendenFeinde nur eine Nacht lang in der Festung. Kel»
lermann treibt die Preußen durch die Champagne, Custine bricht

in die Pfalz ein und nimmt Speyer, Dumouriez besetzt Belgien.
Verdun dämmert in alte Ordnung zurück und bleibt lange ungestört. Im Ianuar 1814 schreibt Blücher an Vorck: »Ein Marsch zwischen den Festungen Luxemburg, Longwy, Thionpille, Metz und Verdun durch ist in den jetzigenUmständen nicht allein ohne Gefahrzu unternehmen, sondern auchzurVerhinderungderPro» viantirung wichtig." Fürs Erste beobachtet nur Reservekavallerie, unter dem Generalmajor Von Iürgaß, die Maasfestung; Porck selbst soll ohneUmweg auf Saint Mihiel losmarschiren.Nur vor Paris kann der entscheidende Schlag fallen. Dorthin muß die Hauptmacht des Heeres; so schnell wie irgend möglich, ohne sich von derSorge um die Verbindunglinie hemmen noch garin einen Waffenstillstand locken zu lassender nurdemFeind nützenwerde. Gneisenau ruft dem Freiherrn vom Stein zu: »InParis istAlles centralisirt.Im Besitz der Hauptstadt lähmen wir alle Nerven der Regirung und gebieten den Frieden. Das ist besser als Unter? handlung. Die Diplomaten sind ein eitles Volk; willigtman ineine Verhandlung mitWaffenstillstand, dannverlängern siediese über Gebühr und Napoleon gewinnt für sich kostbare Zeit. Strategie ist die Wissenschaft von Zeit und Raum. Ich bin weniger geizig mit diesem als mit jener. Raum mögenwir wiedergewinnen; verlo» loreneZeitniemals.DaherzurSchlacht,ehederFeindsich besinnt!^
Von Verdun wird in Deutschland erst im Spätherbst 187S wieder gesprochen. Seit dem fünften September ist das Große Hauptquartier in Reims; wohntKönigWilhelm in den Räumen des Erzbischofspalastes, aus denenKarl derZehnte zur Krönung in die Kathedrale schritt. (Graf Fred Frankenberg schreibt ins Kriegstagebuch: »Der ehrwürdigeDom ist sowunderschön, reich, edel und großartig, daß man sich gar nicht daran satt sehen kann. Die gotische Fensterrose über dem Mittelportal gilt als die schönste der Welt. Das Innere befriedigte mich nicht so sehr. Nur wenige bunte Glasfenster giebt es da; alleFenster des Schiffes sind aus gewöhnlichem Glas.") Aus einem Kaffeehaus ist auf westfälische Husaren geschossenworden. Soll man das Haus zerstören? Vielleicht ist derBesitzer wirklich, wie er betheuert, unschuldig; er mag der Schwadron zweihundert Flaschen Champagner spenden und sich des milden Spruches freuen. Ueber Meaux gehts nach Fer» rieres. Dorthin kommt die Meldung, daß Toul gefallen und Ver»

dun eingeschlossen ist. Die Belagerung zieht sich über den ganzen
Oktober hin. Am neunten November sitzt, im versaillerHaus der
Frau Iesse, Bismarck mit Delbrück und anderen Herren beim
Mahl. Alsihmerzähltwird,inEpernaysei derTelegraphendraht
von Bauern abgerissen worden, räth er, drei Bataillone hinzu»
schicken und sechstausend Bauern bis ans Ende des Krieges in
Deutschland einsperren zu lassen. Dann erwähnt er den Schimpf,
den die pariser Presse täglich gegen ihn schleudere. »Ich soll Geld
«nterschlagen, Dienstgeheimnisse zuBörsengeschäftenmißbraucht,
meine Frau mit der Reitpeitsche geprügelt, ganze Schaaren ber»
liner Bürgermädchen in meinen Harem geschleppt haben. Das geht
doch über die von derHeimath hergewohntenLeistungenhinaus."
In dieses Tischgespräch platzt die Botschaft von der Kapitulation
Verduns. »DerNovember macht sich nicht schlecht." Er bringtnoch
Neubreisach, Thionville, La Fere, Amiens. Nur nicht: die Be-
schießung von Paris. Krupp schickt winzige Kanönchen, deren ex»
plosivesGeschoßdieausderHauptstadtaufsteigendenGasballons
vernichten soll. Kann dieses essener Geschenk die grimmen Hüter
Lutetiens so erschrecken, daß sie die Thore aufthun? Unwahrschein»
lich. Und die Schwere Artillerie schweigt noch immer. Um irgend-
einen Ertrag daraus zu ziehen, könnte man sie gegen hohen Ent-
gelt den Parisern vermiethen, denen die Sorte fehlt. Noch am
fünfzehnten Dezember mahnt den Generalstabschef ein anonymer
Brief aus Deutschland: »Lieber Moltke, gehst so stumm immer
um den Brei herum! Bester Moltke, nimms nicht krumm: Mach
doch endlich Bumm, Bumm, Bumm!"Roon reibt die Hände.
Aus langer Wartezeit schweift dasGedächtniß ins Fernste.
Niewar Verdun so wichtigwie jetzt. Ist derEisenriegel, der unseres
Heeres Vordrang hindern soll, an einer Stelle geborsten, dann
springt das Thor auf: und Frankreichs Schicksalsstunde schlägt.
Was ist Wahrheit?
«In Brüssel ist es zwischen Preußen und Bayern zu einem
Bayonnettegefechtgekommen,dessenUrsprungFeldmarschallVon
der Goltz jetzt durch eine Untersuchung feststellen läßt. Der Mar-
schall empfängt selbst am Nordbahnhof diedeutschenFlüchtlinge,
Herren undDamenaus der guten Gesellschaft, die von derFurcht
vor demEinmarsch derRussen ausBerlin vertrieben worden sind."

<LeidschDagblad.)»Vorschläge,die denFriedensschluß beschleu»
i,igen könnten, sind nicht etwa von den Verbündeten zu erwarten.
Deren Ziel ist die Vernichtung des preußischen Militarismus,
der dasDeutscheReich beherrscht und eine steteDrohung fürdas
<>anze Europa ist. Bis sie diesen Militarismus niedergerungen
haben, werden die Verbündeten kämpfen." (^levVorK tteralci.)
»Nach Andeutungen des Deutschen Botschafters in Washington
^foll der Kaiser bereit sein, Frieden zu schließen, wenn das Reichs»
gebiet in Europa unangetastet bleibt. Deutschland würde dann
den Krieg für unentschieden erklären. Das könnte es aber nur,
wenn auchdieVerbündetenWohlwollen und versöhnlichen Sinn
zeigten, ihm für die Zukunft Ruhe gönnten und feinen Landum»
fang in Europa nicht schmälerten; über die deutschen Kolonien
ckönne man verhandeln.Wenndie Verbündeten aber Deutschland
zerstücken wollen,müsse derKrieg weiter geführt werden.Und die
Leute, die eine allgemeine Abrüstung erstreben, müssen bedenken,
daß sie nur durch raschen Friedensschluß, nicht durch einen Ver»
nichtungskrieg erreicht werden könnte. Denn ein geschlagenes
'Deutschland werde handeln wie Preußen nach den napoleoni»
schen Kriegen: es werde jeden Mann und sogar jeden Knaben für
den Tag der Vergeltung waffnen. Wird jetzt aber der Krieg für
unentschieden erklärt, dann ist die Abrüstung möglich."
HWII (Zweite.) »Das Trentino starrt von Waffen. Selbst die
für Alpenwanderer errichteten Schutzhütten sind mit Geschützen
besetzt. Alle siebenzehn» bis sechzigjährigen Männer sind zu
den Waffen gerufen worden. Trotzdem Deutschland Gewehre nach
Oesterreich geschickt hat, sind noch nicht genug, um die Einberufenen
zu bewaffnen. Die müssen sich auch selbst ihre Uniformen anschaf-
fen; später sollen sie dann von den Kaufskosten entschädigt wer»
den." (Daily lelesrspk.) »Während täglich ganze Schaaren ver»
wundeter Oesterreicher ins Trentino kommen und erzählen, wie
entsetzlich schlecht es ihnen gegangen ist, sucht die wiener Regirung
die füdtiroler Bauern dadurch in Kriegslust zu locken, daß sie ihnen
Einreden läßt, Oesterreich habe die Russen geschlagen, ihnen viele
Waffen abgenommen und werde die Feldarbeit den gefangenen
^Russen aufbürden." (^essä^ero.) »Der Wahn, daß die brutale
Gewalt Alles vermöge und jeder Vertrag nur ein Stück Papier
fei, lehrt uns, daß die Deutschen bei einer sehr kurzsichtigen Philo«

sophie angelangt sind. Im Urtheil über Britanien, Indien und'
die Haltung der Kolonien hat das Reich und der Kaiser arg ge-
irrt. Dieser Irrthum wird tragische Folgen haben. Die Stunde,
die das deutsche Volk aus seinen Träumen weckt, wird ihm bit-
teren Schmerz bringen." (Mr. Asquith in Edinburg.) »In allen
Schriften über den deutschen Imperialismus fand ich nichteinen
freundlichen Gedanken, nicht einen Ausdruck edelmüthigen Ge»
fühls. Hochfahrender Haß gegen das britische Reich überschreit
alle anderen Regungen. Wohin ist Carlyles stilles, geduldiges
Deutschland entschwunden? Leset all den bombastischen Unsinn,
den die Professoren im Lokalanzeiger von sich geben: und saget
dann selbst, ob je einLand dieserErde auf schliMmerenIrrwegen
war als Deutschland. Alles Englische scheint ihm erbärmlich. Was
wir thun, wird getadelt. Treitschke,Tirpitz,Bieberstein (Marschall),
Harden: Das sind die Männer, dieDeutschlandsUntergangvor»
bereitet haben;sieund dieOpferihresHandelns sollen noch erleben,
daß unsere indischen Fürsten durch die Straße Untcr denLinden
reiten und daß die marmornenUeberbleibsel der Siegesallee zur
Erinnerung anLoewen zertrümmertwerden.Sind die vernünftig
denkendenDeutschen denn ausgestorben?OderwirdihreStimme
nur von den Trommeln der Alldeutschen übertönt? Billigt wirk»
lich die ganzeNation denunsinnigenPlan derBagdadbahn, diesen
grandios» groteskenTraum alldeutschen Irrsinns ? Das echte, alte
Germanenreich, das von Carlyle bewunderte, hassen wir nicht,
wollen wir auch nicht vernichten. Dem Reich der Kaiser»Krupp»
Iunker»Sippe gilt unser Kampf und wir werden dieses Reiches
halbhundertjährige unheilvolleArbeitunschädlich machen."(Mr.
ConanDoyle, Erfinder des SherlockHolmes, im Daily dkwnicle.>
»In Rußland öffnet sich britischem und amerikanischem Kauf-
mannsgeist jetzt ein ungeheures Feld. In unserem Reich leben fast
hundertsiebenzig Millionen Menschen. Deutschland hat, fürLie»
ferungen aller Art, Iahr vor Iahr ungefähr eine Milliarde Mark
von uns erhalten. Das ist erst der Anfang. Wir brauchen noch
vieleEisenbahnen,brauchenRohprodukteundWaaren,Verkehrs-
und Kulturmittel der verschiedensten Sorten. Rußlands Wohl»
stand wächst unaufhaltsam;unsereHeimath wird bald einAbsatz»
gebiet sein, wie die Erdgeschichte noch keins sah. Da bietet sich ins-
besondere den Vereinigten Staaten eine kaum hoch genug zu be»

werthende Gelegenheit zur Ausnützung ihres industriellen Ver»
mögens und ihrer Unternehmerkraft. Ihrer wartet zunächst das
Geschäft, das bisher bei uns denDeutschen überlassen war.(Mi»
nister Sasonow in einerInterview mit dempetrograder Vertreter
der l'imes.) »Die beiden Regimenter, die Kanada nach England
schicken will, marschirten an dem Herzog von Connaught vor-
über, neben dem General Crozier saß. Der General, der zu den
Häuptern des Heerwesens der Vereinigten Staaten gehört,
war in voller Uniform erschienen. Die Leistung der Truppen ge-
fiel ihm ungemein und er sagte nach dem Vorbeimarsch zu den
Iournalisten: ,Wenn General French diese Leute anrücken sieht,
wird er eine Freude empfinden, der ich hier nichtAusdruck geben
darf.' ,Auf zum Kampf gegen Deutschlands Handel und Gewerbe!
Alle britischen Fabrikanten, Kaufleute, Rheder, Handwerker
mussen sich zu diesem Kampf vereinen. Wir müssen alle Einbrüche
der Deutschenund Oesterreicher verhindern.WirwerdeneineAus-
stellung deutscher und österreichischer Waaren eröffnen, damit un-
sere Fabrikanten sehen können, was aus diesenLändern geliefert
worden ist. Ihre Produktion und Handelsmethode wird ein kauf»
männisches Intelligenz»Departement kennen lehren. Wer zum
Angriff auf den Handel der Feinde mitwirken will, Der kaufe und
fördere Kellys IVWntKIy Export IZeviev/ »Herr BonarLaw hat am
Anfang des Krieges mitRecht gesagt, der Deutsche Kaiser sei kein
Napoleon. Diese Meinung ist durch die Ereignisse bestätigt wor-
den. Der Bericht des belgischen Untersuchungausschusses, der die
deutschen Gräuelthaten erwiesen und unverrückbar festgestellt hat,
lehrt uns, daß SeinerMajestät die Rolle Atillas besser behagt.«
(IKelimes.) »Die viertägige Schlacht, in der die Deutschen zehn-
tausend Mann verloren, war der größte Erfolg der Belgier seit
den Tagen von Lüttich. Dort und bei Maastricht find in aller Hast
Pontons herangeschafft worden, um die Flucht der Deutschen zu
ermöglichen. Ihre Stellung an derMaas ist unhaltbar, trotz den
Befestigungen, die sie in der Eile geschaffen haben. Brüssel ist
schon von denDeutschengeräumtworden. Feldmarschall Von der
Goltz hat beim Abschied den Einwohnern der belgischen Haupt»
stadt seinen Dank ausgesprochen." i.>Ievx Vorlc^orlä.) »Wir ver»
urtheilen, Alle, den Anarchisten, der einen König getötet hat.
Mit dem selbenRecht müssen wir aber auch die königlichenAnar»

chisten verurtheilen, die, kalten Blutes und in wohligem Behagen,
«ine MillionMänner morden, statt sie, der Pflicht gemäß, zu be-
schützen. IederHerrscher,derdenFrieden stört, müßte eingesperrt,
jeder König von Gottes Gnade, wenn er Mörder dingt, zum
Mord anstiftet oder aufruft, gehenkt werden. Der Himmel beschere
uns bald den Tag solchen Glückes!" (Mr. William R. Hearst in
I^Iev Vorlc American.) »Die berliner Zeitung,DerTag'hat am
zehnten September eineAbbildung der Dum»Dum-Gesch osse und
der Packunghüllen veröffentlicht, in denen sie von den Deutschen
in Longwy gefunden worden sein sollen. Der erste Blick lehrt den
Betrachter, daß er Patronen vor sich hat, die für Schießübungen
hergestellt, für den Krieg aber, weil ihnen jede Einschlagskraft fehlt,
ganz unbrauchbar sind. Das Blatt ist denn auch sofort von der
deutschen BehördeinBeschlag genommen und vernichtet worden.
Wir haben aber ein Exemplar und werden Ihnen in naher Zeit
die Photographie einsenden." (Rundschreiben des Ministers Del-
casse an die Gesandten der Französischen Republik.) »Italien
braucht ein Kabinet,das die Häupter aller Parteien vereint. Ietzt,
wo auf den Schlachtfeldern der Champagne, Belgiens, Galiziens,
Ungarns um das Schicksal Europas gerungen wird, muß auch
Italien in diesem Kampf den Platz einnehmen, den sein Interesse
fordert. Eine Regirung, die handelt, als kümmere sie der große
Streitnicht und alsseiihrStrebennurderErlangung desNobel»
preises zugewandt, nimmt eine schwere Verantwortung auf sich."
Me8saMro.) »Da die wilde, tolle, dreckige Bestie für diesmal
in die Flucht geschlagen ist, wollen wir endlich laut jubeln und,
als die Enkel der Sieger von Iena, die Flucht in völligen Zu»
sammenbruch wandeln." (Herr Iean Richepin im Petit)ournal.)
»Rußlands Rüstung ist fertig, Oesterreichs Heer aufgerieben; jetzt
dürfen wir sagen: Alle Wege führen nach Berlin." (l-e Journal.)
»In den Ländern, deren Oeffentliche Meinung sie für sich gewin-
nen wollen, haben die Deutschen erzählt, Herr Iohn Burns, der
Sozialist, der vor der englischen Kriegserklärung aus dem Mi»
nisterumAsquith schied, habe in öffentlicherRede Englands Po»
litik verurtheilt. Die Behauptung, die Angabe des Tages, des
Ortes, des Textes derRede: Alles ist gefälscht." »Seituns Elsaß»
Lothringen geraubt wurde, war Europa nur ein geographischer
Begriff. Wir werden Europa ins Leben zurückhelfen. Am Ende
des zweiten Kriegsabschnittes wird der Sieg gewiß, der Friede

sichtbar werden. Unserer höchsten Kraftlcistung muß die Masse
des Russenheeres und die britischeFlotte einungeheures Gewicht
geben, unter dem der Kaiser ersticken wird."»Brandstiftung, Plön»
derung,Verbrcchen allerArtcn bezeichnendenWegder deutschen
Truppen. Noch widriger als die Roheit ist aber die Heuchelei der
Deutschen. DieLügen,die sie von all den erwiesenenGräueln ent»
schuldigen sollen, sind eben so dumm wie niederträchtig." »Wil»
helm der Zweite bekehrt sich zu Demuth. Er bettelt um Belgiens
Gunst. Er hat den Marschall Von der Goltz nach Antwerpen ge»
schickt; die belgische Regirung sollte in ein Abkommen überredet
werden. Sie hat sich, natürlich, geweigert, diese Vorschläge auch
nur anzuhören." »Von der berliner Garnison sind in den ersten
sechs Kriegswochen zweiundvierzigtausend Mann getötet oder
verwundet worden. In Brüssel sind die Prinzen Adalbert und
Friedrich Wilhelm von Preußen und der junge Herzog Karl von
WürttembergihrenWunden erlegen." »Unsere Schwachheit hatte
einen ganzen Schwarm deutscher Fabrikanten, Händler, Ange-
stellten gastfreundlich aufgenommen. Ieder war dienerhaft höf'
lich, krümmte vor uns den Buckel: und Ieder war ein Spion.
Viele sehen wir jetzt als Verwundete und Gefangene wieder: und
erkennen, da der Firniß der Geschäftshöflichkeit nun abgekratzt
ist, in ihnen unsaubere Thicre. Einer wirft der Pflegerin die
Tasse, die sie ihm hinhält, ins Gesicht. Ein Anderer, ein Offizier,
speit die Kreuzdame an, die ihn verbunden hat. In manchen Sä»
len, wo Deutsche liegen, geht es so zu, daß Wachtposten mit ge-
ladenem Gewehr für Ordnung sorgen müssen. Wäre das Herz
unserer Pflegerinnen nicht von mitleidigem Opferwillenübervoll,
sie würden ihreDienste so entmenschten Wesen weigern." »Wäh»
rendinBerlinundanderendeutschenHauptstädtennachdemdürf»
tigsten Erfolg die Häufer illuminirt wurden, blieb Paris, was auch
gemeldet wurde, still. Leise genoß es die entzückendeTrunkenheit
des Sieges. Graut endlich aber derseitvierundvierzigIahrener»
harrteTag, dann schüttelt Paris, Frankreichs feste Burg, die Fessel
ab, in die es sich selbst gezwungen hat, und jauchzt sein Glück m
die Lüfte." »In Deutschland verbreitet das Elend sich von Tag zu
Tag weiter. In Stettin ist es schon zutzungeraufruhr gekommen.
Die Mahnung, die Milliardenanleihe zu zeichnen, findet taube
Ohren. Nur die Firma Krupp hat einen großen Betrag gezeichnet."
(I^e ^iZaro.) »Die Mordbrenner, Frauenschlitzer, Kindermörder

können nur Solche noch täuschen, die getäuscht sein wollen. Auf der einen Seite Wilhelms blutgieriger Militarismus, auf der an» deren die Gesammtheit der civilisirten Völker; unter ihnen ist die russische Nation, deren Oberhaupt durch die Einsetzung des haager Schiedsgerichtes seinen friedlichen Sinn erwiesen hat und jetzt nicht nur Polen auferstehen läßt, sondern sich auch feierlich zur Menschenrechtsverkündung bekennt. Zwischen solchen Parteien kann die ewige Gerechtigkeit nicht zaudern. Sehet: schon senkt sich ihrRichtschwert!"(l.e?etiy«urnäI.) »DerTraum von derBezwin» gung unserer Hauptstadt ist zerflattert. DieDeutschenwerdennicht das Elysische Feld stampfen. Wilhelm wird nicht durch den Tri- umphbogen reiten. Die deutscheSoldateska,Europas Geißel, wird vernichtet. Das ist heute gewiß." (l/ttumanite.) »Deutschland,der Koloß mit den thönernenFüßen, ist zerschmettert. Frankreichs herr- licher Sieg hatuns vomIoch befreit." (HenBlumenthal, einst Bür- germeister von Colmar, im I^Iouvelliste cle lZoräeaux.) »InLoewen und inSenlis haben dieDeutschenfürihrenKaiseroderKönigmit denWaffen der Feiglinge, mit der Grausamkeit der Raubthiere, mitderschmutzigenNiedertrachtausgebrochenerZuchthäuslerge- kämpft. Wenn wir in künftigen Schlachten diese gemeinen Ver- brecher voruns haben, darf keinMitleid unserenArm lähmen; mag Wilhelm sie inseineGarde gereiht habemsie verdienen,wieSchwei- ne abgewürgt zu werden. Mit unwiderstehlichem Abscheu wehrt sich Frankreich gegen Gefangene dieses Schlages. Wie entfesselte Raubthiere muß man sie niederschlagen. Die Kriegsgesetze gelten nicht gegen ihre Verächter. Nicht gegen Elende, die sich, dem feind- lichen Feuer zu entschlüpfen, hinter Greise, Weiber, Kinder ver- kriechen; die morden, schänden und, wie sie in Lüttich thaten, den von ihnen Gemetzelten die Kleider stehlen und sie, nackt, in Stücke zerhackt, auf Karren werfen. Wer dieses Gesindel überwältigt hat, muß es töten. Das Gefängniß müßte sich ihrer schämen. Noch im Zuch haus waren sie ein Schandfleck." »Unsere Ersatzmannschaft hatdie wankendenReihenderDeutschennochmehr erschüttertund damit den Sieg entschieden. Vor unserem Auge steht eine neue Große Armee. Sie wird Frankreich die alte Grenze zurückgeben und Europa befreien." »Ienseits vomRhein fehlt schon jetzt das Brot. Man versucht es mit einem Gemisch von Gersten» und Kar» toffelmehl. Auch Geld ist nicht mehr aufzutreiben. Sie brauchen sofort eine Milliarde; doch keinMcnsch will dazu beitragen. Ein

-einzsgerZeichner ist amSchalter erschienen: Krupp. Und dienew»
yorkcrBankiers haben einstimmigbeschlossen, den Geldmarkt den
Deutschen zu sperren." »Dem Kronprinzen, der mit seiner fliehen»
den Armee an einem Tag fünfundvierzig Kilometer durchlaufen
hat, soll nun das Kommando im Ostenzufallen. Seit dem dreizehn»
ten September wird Königsberg von den Russen belagert. Von
NancybisandieVogesenistkeinDeutschermehrauf französischem
Boden.DieBelgiersollenLoewenzurückerobert haben." (I^e^atin,)
Als ich die von leidiger Pflicht geforderte List«, für diesmal,
geschlossen hatte, rief eines Wagens Geroll mich ans noch nächtig
verhüllte Fenster. Ein Verwundeter tastet sich drüben ans Thor.
Schon nahen Helfer. Auch eine Hälfte der Stirn scheint verbun-
den. Der Morgen bringt grause Kunde: Ein deutscher Offizier,
dem, als er verwundet auf Belgiens Erde lag, ein Auge ausge»
stachen ward. Wer Menschen menschlich zu sehen gewöhnt ist, kann
ileidenschaftliche Empörung gegen den Eindringling begreifen.
Nicht die feige Tücke, die Wehrlosen, Leidenden den Lichtquell
verschüttet.Nie dars Mitleid vor solcherHorde den Arm lähmen.
Ultimo.
NurkurzeFristnochbleibtzugelassenerAussprache. Die letzte
Stunde, die dazu taugt, darf nicht vertrödelt werden. Höret uns,
Bürger und Bürgerinnen der Französischen Republik, rüstige
Männer und Greise; höret auch Ihr, Mütter von gestern, von
Morgen! Ohne zuvor derfremdenWesensartdesSprechersnach»
zufragen noch mißtrauisch an jedemWort zu mäkeln. Für all solchen
Quark ist jetzt nicht mehrMuße. Wir müssen mit Euch in Klarheit
kommen. Um Eures Landes, Eurer Volkeit Leben handelt sich?,
nicht um Geringeres; und für uns um die Frage, ob wir vernichten
müssen,waswirerhalten möchten: weil wirs lieben wie den Leicht»
sinn kluger Preisfechter. Morgen wäre die Stunde versäumt.
Ihr werdet belogen; oder belügt Euch, wieder, selbst. Euer
Heer hat tapfer gefochten. Ficht heute noch tapfer. Das hatten wir
erwartet. Nicht die zähe Ausdauer, die es dem Gegner zeigt. Wir
glaubten, nach den ersten Niederlagen werde es erlahmen, zer»
bröckeln, zerstieben; seine Führer blöder Unklugheit, trägen Be»
hagens, vielleicht schnöden Verrathes anklagen. Noch ists nicht
geschehen. Ieder rühmt denMuth, das heißeHerz, die flinkeGe»
wandlheit Eurer Krieger. Sie sind nicht gut gekleidet, aber sie

kämpfen, daß Turenne und Bonaparte ihreFreude dran hätten?
und ihr Feldgeschütz leistet, nach manchem Urtheil, mehr als un-
seres. Deutschland ist stolz auf solchen Feind. Doch unbeirrbar
gewiß, ihn abermals zu besiegen. Ihr lächelt? Weil allzu kecke
Angriffslust einen Theil unserer Mannschaft zu rasch vorwärts^
trieb und Vernunft dann befahl, auf eine dem Kriegsplan gün»
stigere Basis zurückzuweichen, weil über ein paar Städten, die
unsere Truppen besetzt hatten, wieder Eure Fahne weht, meinet
Ihr, den härtesten Anprall überstanden und mit blutigem Lorber»
reis auch das Schlachtenglück an Eure Feldzeichen geheftet zie
haben? Löset Euch von diesem Wahn: sonst taumelt Ihr ins Ver-
derben. Ihr habt unser Heer kennen gelernt. OhnePrahIhanserci
dürfen wir sagen, daß seine Organisation noch so »sublime» ist,
wie Louis Napoleon sie, am Tag nach Sedan, vor dem Ohr des
Siegers nannte. Die Ausstattung weckt Euren Neid. Ists nicht
schmählich,daß die reiche Republik,die abertausend Millionen ver-
lieh, abertausend verjobberte, lustlos verlüderte, ihre Söhne, ihre
Schützer in rothen Hosen, als wandelnde Signalflaggen, auf die
Walstatt schickte? Daß sie von den Haubitzen und Mörsern des
Nachbars sich überraschen, übertreffen ließ? In der Heimath die
Geschützmunition nicht so schnell, so sicher bereit hat wie der Feinds
der sie auf langer, langer Gleisstrecke herbeischleppen muß? Daß
auf diesem schwierigen Weg für ganze Armeen nach naßkalten
Tagen Spiritus, zu Einreibungen, die Eure Müden entbehren
müssen, an die Schützengräben spedirt wird? Daß Euren, nicht
unseren Kriegern vielerlei Geräth, oft sogar ausreichende Nal>
rungfehlt? Um Euer Selbstbewußtsein zu stärken, hatte man Euch
vorgeschwatzt, der Deutsche sei vom Drill verstumpft und könne
nicht selbständig handeln; um Euren entschlummernden Willen
in Wuth aufzupeitschen, plärrt man Euch nun das Lied von den
neuen Skythen, Vandalen, Hunnen vor. Albernes Zeug. Unser
Durchschnittsschlag ist kräftiger,wuchtigeralsEurer,Mwercrvon
Gewicht und inUngemach des Leibes dauerbarer. Weder plum»
per noch dümmer. Nie war ein Heer, das so viele »Gebildete"
umfaßte; in Schaaren könnte ich Euch Gemeine, in langenReihen.
Unteroffiziere zeigen, die von Hochschulen Titel, vom Staat Aemter
empfangen haben; in Ersatzregimentern Künstler,Beamte,Tech»
niker, Hochschullehrer zu Dutzenden. Das Erlebniß belgischer
Ruchlosigkeit mag hier und da Einen verroht haben. Schreitet

durch die Schlossenwetter schurkischer Heimtücke: ob Ihr danach
wie sanfte Täuschen girrtet? Grobe Derbheit, nicht Schinderlust
ist unserem Mann eigen. Daß er seine Sache versteht und überall
hat, was er braucht, ward Euch längst offenbar; in Stürmen,vor
der Höllengeschwindheit Eurer Feldgeschütze, auch, daß in jedem
Erdgrauen derWille zum Sieg glüht. Und hinter jedem steht ein
geübter Ersatzmann. Den habt Ihr nicht. Morgen wird eine halbe
Million frischer Truppen vorEurenBlick marschiren; ist noch eine
halbe nöthig: wir haben sie. Senden Euch niemalsAusschuß. Sind
Eure Städte Museen: machet nicht Festungen draus. Frankreichs
herrliche Bauten, Denkmale, Bilder, Skulpturen, Gobelins hat,
ohne Redensart, kein Heer je so hoch geschätzt, keins so andächtig
bewundert noch so gründlich gekannt wie das, in dem Stadträthe
Gefreite, Dozenten Unteroffiziere sind. Noch höher gilt ihm aber
das Leben seiner Glieder. Dürft Ihr solchen Geist treuer Kamerad-
schaft verdammen? Krieg ist nicht Mädchenschulspiel, von dem
Iüngferleinzu Mandelmilch und Schlagsahne eilt. Wer im Dienst
des Vaterlandes eine Stadt erobern muß, darf nicht fragen, ob
seine Kugel eine Kirchenzier oder unheiliges Kunstkleinod treffen
könne. Wer, einen Rubens zu retten, einen Zug ostpreußischer
Viehtreiber dem Tod weiht, istuns nicht eine Kulturblüthe,sondern
ein gewissenloser Kerl, dessen Geckerei nicht in die düstere Großheit
des Heldenwerkes taugt. Wenn Ihr zum Krieg herausfordert oder
Euch der Herausforderung stellet, müsset Ihr darauf gefaßt sein,
daß derFeind zerstöre,was ihn hindern könnte; daß er nicht ein-
mal denLouvre und das Haus derLiebenFrauvonParis schont.
Unsere Leute (in jedem Bataillon ist mindestens ein Kunstkundi»
ger) sind froh, wenn die Versuchung, Schönes oder Ehrwürdiges
anzugreifen, mit all der dann unvermeidlichen Verhörsschererei
und Rüffelgefahr ihnen fern bleibt. In unseren Leuten istAnstand,
den Eure Schreiberzunft nicht wegjauchen kann; militärisch und
bürgerlich anständige Gesinnung. Dieses Heer braucht sich nicht
fürZeitunglob abzurackern noch zu schwitzen, damitseineEintags»
gloria eine morsche Regirung stütze. Das durfte von der Marne
an die Oise,Aisne, Maas zurückgehen; ohne, nach der ersten Auf-
brunst enttäuschter Schlachtlust, den Befehl als Stachelzu empfin»
den. Daß es Eure drei Armeen einriegeln und fangen oder zer»
splittern müsse, wußte der jüngste Grenadier. Vor oder nach der
Bezwingung von Paris: dieser Frage hatte derStratege dienütz-
s

lichste Antwort zu suchen. Der sitzt seit Iahren auf seinem Stuhl; braucht nicht nach Klüngellaune zu schielen; und wählt bedachtsam den Pfad, auf dem Wissenschaft dem Heere den Sieg verbürgt. Wer vermöchte ihn uns zu entringen? Auch Earl Kitchener kann nicht ein Heer aus der Erde stampfen. Die Mannschaft des Generals FrenchschießtwieBuffaloBill;schontaber, wieFritzens Söldnerhaufe, gernihrLeben. Tüchtige, von Englands vornehmsten Sportsmen geführte Soldaten (nicht: Krieger), die, wenn sie ihrenSold eifernd erarbeitet haben, vor ernster Gefahr die Waffe strecken. Wir lachen, wenn wir in londoner Blättern lesen, daß dieseMiethlinge mindestens ebensovielleistenwieEureArmeen; Euch müßte Zorn dieWange röthen, wenn Ihr so frechen Dünkel spürt. Fraget den Schatten Iohannens, ob die Landmacht des Inselkönigs Frankreich retten könne. Den Belgiern ist blutiger Aufruhr,nichtdieBeherrschungderTaktikerkunstzuzutrauen, ohne die dem Gegner die Feldschlacht zu Metzgerwerk würde. Rußland? Hat nicht einen Mann im Gebiet der Republik; ein paar vielleicht, meinetwegen auch Bataillone, in unserem. Und wenn es die Oesterreicher bis nach Budapest drängte, das deutscheHelferheer aus Galizienwürfe: Eures Schicksals Gestaltung könntekein Nikolai aufhalten. Deutsche Mörser dröhnen vorBelfort, Toul, Verdun,Antwerpen; haben zuvor schon Lüttich,Namur,Brüssel, Loewen, Mecheln, Longwy, Maubeuge, Reims geöffnet. Die Wacht an derMaas schmilzt nicht vom Feuer der Schneiderbolzen. Wir sind vonUebermuth frei; bis auf den Seelengrund aber gewiß, daß unsere Armeen Eure, früh oder spät, besiegen können, müssen, werden. Dann? Ist der Europäerkrieg noch nicht aus, denktIhr. Richtig. Nur einNarrmöchteleugnen,daßeinRussenerfolg, nach dem raschen Vorsprung in Habsburgs Ostprovinzen, möglich bleibt und der heute Neutrale morgen dem Zaren zum Kampf verbündet fein kann. Daß England die Seesperre nicht lockert, die Hauptmacht seinerFlotte wahrt und nach unserenKo» lonienunsereüberseeische Kundschaft erobert. Dann stehts übel um uns? Mag sein; nur: noch übler um Euch. Denn Ihr müßtet, als haftbares, greifbares Glied der Genossenschaft, die ganzen Kriegskosten zahlen. Dawider würde, nach solcher Kriegsversumpfung, kein Gott und kein petrograder Papst» Caesar Euch schirmen. Rußland kann, nach einerNiederlage sogar, dem Friedensschluß ausbiegen; mit verstümmeltem Rumpf ostwärts schleichen. Euch ließe

der deutsche Zorn nicht aus der Eisenzange. Trotz allen läppisch
wüsten Schmähungen, die pariser Schmierer gegen uns speien, ist
heute noch wahr, daß derDeutsche denFranzosen nicht haßt; daß
«r ihn gern als Gefährten sähe. Doch er würde ihn hassen lernen;
ohne Erbarmen auf seinem Siegerrecht stehen. Das Gelübde, nur
inGemeinschaft mit den SozienFrieden zu schließen? Gut; unser
Heerbleibt imLande, das unterdeulscheVerwaltung kommt, keine
Wehrmannschaft einberufendarf,seineFestungenundFortsschlei-
fenund dem Deutschen Reich hohen Tribut zahlen muß. Der Gold»
schatz ist fortgeschafft und den Schlüssel zu dem Thor,das den Weg
nach Nordafrika öffnet, giebt Britanien nicht heraus? Gut; wir
können warten;nehmen,Iahr vorIahr, wasIhr bisher fürSol»
daten undSchiffeausgabet;und erfahrengemächlich,obnicht ein-
zelne Bezirkedesalten Frankenreiches die deutsche Herrschaft un-
erhoffteWohlthat dünke. Inzwischen schlägtRußland,schlägt Eng-
land wieder los? Sie bedenkens wohl. Woher nähme der Zar (der
1a fürs Erste nicht einmal die vonEuch geliehenen zwanzigMilliar»
den verzinsen kann) das Geld? Wofür sollte England, dems dann
ja nach Herzenswunsch ginge, sich in Lebensgefahr wagen? Und
kämen Beide: das in Calais und Antwerpen, Toulon und Mar-
seille verschanzte Deutsche Reich wäre nicht leicht zu überrennen.
Ists (unter uns) heute schon nicht. Ihr zweifelt? SiebenFeinde:
und unsere Erde ungefährdet, unsere Wirthschaft entfettet, aber
gesund, unsere Nahrung und Rüstung für Iahre gesichert.
Eure Rechnung war falsch, von den ersten Ziffern an; und
wäre sie richtig: sie brächte Euch keinen Gewinn; denn das heute
Erstrittene müßtet Ihr ein Iahrhundert lang gegen den ums Dop-
pelte stärkeren Nachbar vertheidigen. Euer Land war auf dem
alten Kontinent das reichste: und schämt sich nun seiner leeren
Kassen und Schwindelgeschäfte. Um jeden Preis, noch den höch-
sten, wolltet Ihr ein Schwert miethen, das unsere Macht köpfen
könne: und erzwanget selbst so den Krieg, der Euch noch einmalin
deutsche Gewalt giebt. Wofür blutet Eure Iugend, ächzen Eure
fleißigen Frauen? Merket Ihr nicht, daß Italien sich für das Erbe
romanischer Vormacht bereitet? Als Schwelgerkonntet Ihr leben,
all Euren Besitz, in drei Erdtheilen, durch die einzige Bürgschaft,
die Euch frommt, sichern. Ietzt ist Eure Ehre verpfändet? Denen
nur, dünkt uns, die Euch Rettung aus Waffendrang gelobten.
Blicket um Euch: Ihr kämpfet, Musketiere, noch immer, allein.

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.89 1914.

View full catalog record

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067089782

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067089782?urlappend=%3Bseq=27

Embed this book

About versions

Version: 2012-03-24 02:28 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

der deutsche Zorn nicht aus der Eisenzange. Trotz allen läppisch
wüsten Schmähungen, die pariser Schmierer gegen uns speien, ist
heute noch wahr, daß derDeutsche denFranzosen nicht haßt; daß
«r ihn gern als Gefährten sähe. Doch er würde ihn hassen lernen;
ohne Erbarmen auf seinem Siegerrecht stehen. Das Gelübde, nur
inGemeinschaft mit den SozienFrieden zu schließen? Gut; unser
Heerbleibt imLande, das unterdeulscheVerwaltung kommt, keine
Wehrmannschaft einberufendarf,seineFestungenundFortsschlei-
fenund dem Deutschen Reich hohen Tribut zahlen muß. Der Gold»
schatz ist fortgeschafft und den Schlüssel zu dem Thor,das den Weg
nach Nordafrika öffnet, giebt Britanien nicht heraus? Gut; wir
können warten;nehmen,Iahr vorIahr, wasIhr bisher fürSol»
daten undSchiffeausgabet;und erfahrengemächlich,obnicht ein-
zelne Bezirkedesalten Frankenreiches die deutsche Herrschaft un-
erhoffteWohlthat dünke. Inzwischen schlägtRußland,schlägt Eng-
land wieder los? Sie bedenkens wohl. Woher nähme der Zar (der
1a fürs Erste nicht einmal die vonEuch geliehenen zwanzigMilliar»
den verzinsen kann) das Geld? Wofür sollte England, dems dann
ja nach Herzenswunsch ginge, sich in Lebensgefahr wagen? Und
kämen Beide: das in Calais und Antwerpen, Toulon und Mar-
seille verschanzte Deutsche Reich wäre nicht leicht zu überrennen.
Ists (unter uns) heute schon nicht. Ihr zweifelt? SiebenFeinde:
und unsere Erde ungefährdet, unsere Wirthschaft entfettet, aber
gesund, unsere Nahrung und Rüstung für Iahre gesichert.
Eure Rechnung war falsch, von den ersten Ziffern an; und
wäre sie richtig: sie brächte Euch keinen Gewinn; denn das heute
Erstrittene müßtet Ihr ein Iahrhundert lang gegen den ums Dop-
pelte stärkeren Nachbar vertheidigen. Euer Land war auf dem
alten Kontinent das reichste: und schämt sich nun seiner leeren
Kassen und Schwindelgeschäfte. Um jeden Preis, noch den höch-
sten, wolltet Ihr ein Schwert miethen, das unsere Macht köpfen
könne: und erzwanget selbst so den Krieg, der Euch noch einmalin
deutsche Gewalt giebt. Wofür blutet Eure Iugend, ächzen Eure
fleißigen Frauen? Merket Ihr nicht, daß Italien sich für das Erbe
romanischer Vormacht bereitet? Als Schwelgerkonntet Ihr leben,
all Euren Besitz, in drei Erdtheilen, durch die einzige Bürgschaft,
die Euch frommt, sichern. Ietzt ist Eure Ehre verpfändet? Denen
nur, dünkt uns, die Euch Rettung aus Waffendrang gelobten.
Blicket um Euch: Ihr kämpfet, Musketiere, noch immer, allein.

Die Zukunft.
Deutsche Klänge.
Oden.

ich Deine Furchen, Bauer, wie sonst durchs Land
Und streu den Samen über die Schollen aus.
Vielleicht wogt doch im Erntenmond Vir
Friedlich zu Häupten die blonde Halmfrucht.
Tritt unters Dach zu nüchternem Mahl und lieg
Bei deiner Hausfrau über die Nacht, vielleicht,
Daß sie den neugebornen Anaben
Kunftig im Arme Dir weisen dürfe.
Doch sei gewappnet! Trage das stählerne
Gewand des Kriegs auch hinter der Pflugschar, leg
Vor Dich beim Schmaus das Schwert; und leicht nur
wohne Dir hinter den Braun der Schlummer.
waldeinwärts treib die Herde wie sonst, o Hirt;
Doch statt des Steckens fasse den Speer. Uns dünkt,
Daß es gen Winter geht; da mehrt sich
Wölfen und Räubern im Wald die Gierde.
Herbst über Herbste truget Ihr Äronen heim,
Unangefochten, heiligen Wachstums froh.
Nun kriecht der Neid Luch um die Zäune,
weil es ihn ärgert, Euch stolz zu schauen,
Sprich Recht, o Richter, drinnen am Markt! Noch heut
Gilt Spruch und Satzung, komme, was kommen will.
Ein Mann hält sich bereit. Er mag nicht
Fragen und deuten, bevor die Zeit kam.
Ihr wähnt vielleicht, weil heute der Sinnende
Scheinbar geduldig Eure Verhöhnung litt,
Daß er auch morgen schläfrig laure,
Daß das erworbene Glück ihm jetzt schon
Zur Fäulniß ward. Wohl träumet der Deutsche gern.
Staunt lang ungläubig, weil er gewahren muß,
Daß nun der Bruder einen Bruder
Meuchlings, der Reiche, zu würgen trachtet,
Ihm seines Erbteils blühenden Stand nicht gönnt.
Betrügt Euch nicht! was unter der Asche schläft,
Ist lautre Gluth; und wenn die aufstund,
wandelt durch Dörfer und Stadt die Flamme.

Leicht ist ein Schelm zu jeglicher Tat bereit,
<Z)b gut, ob ruchlos, kümmert ihn nicht, was folgt,
Geht ihn nicht an. Doch still und ernsthaft
Prüft der Gerechte, der Mann, die Schalen,
Wenns an ihn kommt, wenn nackend das Schicksal ihm
Entgegen steht und fordert ihn auf: Tritt her,
Bring Dein Gewicht; und wo Dus hinlegst.
Neigt sich der zandernden wage Zünglein I
Zu solchem Ausschlag setzt er sich selber ein,
Sich, Kind und Weib, Haus, Acker und Ingesind.
Schreckt Luch der Kauf? Ihr solltets wissen,
Händler: wer Handel begehrt, muß zahlen.
Europa, Dul Den heiligcn Wohnbezirk
Hast königlich der schmutzigen Seuche Du
Unlängst versperrt, Erinnys sollte
Draußen die schlangenumschnürte Fackel
Ohnmächtig schütteln. Unter ein Herren-Amt
Schienst Du gestellt, wie nimmer ein leuchtenders
Kein Gott auf keine Schultern auflud,
Hilfe den Völkern zu sein, von Aufgang
Vis in des Abends ferneste Niederfahrt.
Gereut Dichs schon? Sag, leidet der Auftrag Dir,
Kaum übernommen? Traun, ich höre
Unter den Schwestern Alckto murren:
„Faßt Muth, Ihr Plagen! Schaut Ihr den Bruder nicht.
Den Mörder Krieg? Schon stund er im Zwielicht auf,
Umschleicht die Säulen, schichtet heimlich
Zunder um Stufen und wand. Ein Fünklein,
Da wankt, da stürzt uns Mauer und Thor, Erwacht,
Pest, Hunger^ Theurungl Ueber ein Weilchen nur:
Und die vertriebenen Dämonen
Schalten im fetten Besitz wie vormals,"
Zu Zeiten scheints, als wandle, den GStt:rn gleich,
Der Mensch, glücksälig. Aber zuletzt bekennt , ,
Sein.Herz. das Brandmal, das ihn zeichnet;.
Btinger und Beute des Mords zu bleiben.

weinlaubnmkränzte, hausend in F,ucht und Korn,
Du, der gen Nacht hesverische Brandung fern
Den spätbefonnten Strand hinanrollt,
Aber gen Mittag die märchenvollste,
Urvolkumseßne woge den brüderlich
verwandten Gruß ans tönende Ufer wirft,
Botschaft der alten Lrde»Festen,
Ist es Dir nimmer genug, o Frankreich,
Des reichen Glücks und Deiner gepriesenen
Stadt, drin der Reigen nimmer verrauscht, die Du
Heraushobst, gülden, eine Fackel,
Ueber den Häuptern der Welt zu leuchten?
Und Du, keäna, über den neblichten
Eilanden lagernd, reckst Du nicht meerhinaus
Die königlich bewehrte Pranke
Stolzer und weiter als je, Britanien?
was gilt Dir Roms verklnngene Macht, was Ruhm^
Den Alexander über den I„dus trug,
'wenn Dir ein Herbst des ganzen Erdballs
In die geöffneten Scheuern einfährt?
Du auch, mein Land, aus kranker Verworrenheit
Glorreich erwacht I Ihr seid es, Ihr dreil An Luch
Band Gott die Welt, weh, wenn um Zwietracht
Ihr der gemeinsamen Noth vergäßet I
Vernehmt: ein Sohn wuchs unter den Brüdern auf.
Ungleich den andern blieb er von Streit und Spiel
Abseit, als wär er ungeschickt: Die
Lachten und sprachen: „Da geht der Träumer,"
Als er dann clufftund, als ihm das Keimliche
Zuletzt unbändig über die kippen sprang,
war solche Macht der unberührten
Jugend ein Schrecken für sie. Sie zürnten:
„was will der Knabe? Dünkt er sich mehr als wir?"
Denn es entbrennt in zorniger Scham das Herz
Den Klugen, die ein Mann, einfältig,
Ihrer verborgenen Schuld gedenk macht.
weil ihn das Bündnis ihrer gemeinsamen
Arglist nicht einschließt, dünkt er sie grauenvoll.
V Land, wie habe» Dich die Andern ,
Lange gegängelt und thürmten Unrecht

Berghoch Dir auf! Und da Du zuletzt die kast
Doch abgeschüttelt, sitzen die Nachbarn bleich,
Vor Furcht, als käme der Gerichtstag;
Du aber halte Dich kühn. Nicht immer
Geht kist vor Recht. Nicht minder noch mehr, als was
Dein «Lrbtheil ist, Haft unter den Königen
Du eingefordert. Wenn sies weigern,
wird Dich ein Gott in das Deine bringen.
So spricht dies Land: wenn Vpfer und Frömmigkeit,
wenn Treue gilt und heiliger Muth, bereit
Sich an ein Hohes zu verschwenden,
Ruf ich den schlummernden Schwarm der Söhne
Zum Zeugnis auf, die unter dem Boden, mir
Gefallene, ruhn, und rufe die Gottheit auf,
Vbs nicht genug sei, ob noch immer
Träumen und Dulden mein kos und niemals
Die Stunde schlägt, da unter den Ländern ich
Nach würden froh bin, heiteren Angesichts
Am Tage Aron und Szepter führe,
wohnend auf eigenem Grund, friedsälig?
war ichs, Ihr Söhne, welche die Völker einst
Hindurch schritt, kühnlich, Markt und Gerichtshaus neu
Aus Trümmern hob, mar ichs, die ostwärts
Lenkte durch braches Gereut den Pflugftier?
war ichs hernach, die bürgen- und kaiserlos
Bhn ein Gewand saß, meinen geschändeten
Schoß zu bedecken, ich, der heimkam
Solche Belohnung für mehr als Gutthat?
wer, Söhne, brach und brannte die Pfalzen, trieb
Mein Volk zu paaren, knechtete Strom und Flur? >
wer, da ich ihn zurechtwies, will mir '/ , .
wieder im Acker sein UnkrüUt säen?
Und doch, mich dünkt, Ihr feiertet jüiigst ein Fest, ''
Jahrhundertwende hohen Gedächtnißtags;
Und auf dem Platz um Friedrichs Denkmal
Fand das bewundernde volk sein Schauspiel

Die Zukunft«
— Die Zeitung meldets —, Wimpel und Feuerwerk,
Im Taglohn sang ein emsiger Schreibertroß
Des Helden Lob, Doch kein Berufner
Unter den INännern im Reich erhob sich,
Den Spruch zu künden, würdig des Einzigen.
Ah! Jedes Eiland droben im Meer und fern
Des Südens Bergwacht mußte Boten
Senden, um niederzuknien, barhäuptig,
Für ein Gelübd an heiliger Gruft! Du warsts,
Dem Jeder dankt, wen» anders das Unsrige
Des Dankes wcrth ist. Hundertmäulig
Spie Dir Verderben aufs Haupt die Hyder;
Dn trugsts. Du trutztest Schlacht über Schlacht und Io
Auf Jahr Enropens zornigem Haß, bis spät
Die erzne Klammer sank und langsam
wuchs über Trümmern und Blut Borussia,
Pfand deutscher Zukunft. Deutsche, verwaltet I!?rs?
Gefahr umdrängt Euch. Eiserne Zeit bricht an.
Er diente, kernts, Ihr Eigensüchtgen!
Nur wer zu dienen gelernt, soll Herr sein,
)olk, volk, bedenk, ob wirklich die Helden-Saat,
Die wir in Frankreichs blutigen Grund gestreut,'
In Halmen schoß, ob schon die schweren,
Goldenen Garben der Herbst Euch einband;
Bb schon Verheißung, welche die Väter einst
Rnhmwcrthen Tod mit kücheln erdulden hieß,
vollauf erfüllt ward, ob der Geist sich
wirklich auf Erden die Wohnung baute.
So hofftet Ihrs, so gingen Verkündungen,
Da noch im Felsen, rabcnumflattcrt, Euch
Der Kaiser mit dem Zwerg gesessen.
Rieft Ihr ihn wirklich herauf zum Jeugen
Des, das geschieht? von Westen und Norden scholl
Kriegsanfgebot; Ihr solltet im Ivaffenschmuck
Nochmals nm Deutschland frein, noch einmal
würde bewähren und Rang. Und Einer
vernahm? und sprach: „Ich habe Geschäfte, geht."
Und Der: „Auf morgen, heute verlohnt sichs nicht."
Der höhnte'gar: „was solls? Die Braut ist
Waffen und Wunden nicht Werth," Gelassen

Schaut Ihr des Reiches heilige Noth. So nehmt
Schwert, Szepter, Krone, Zeichen der Macht, und schließt
Den Sierath, der Euch nichts bedeutet,
Wieder zurück in den alten Felsen!
Zwiesichtige Zeit, wer sänne Dich aus! Du trittst
Goldangethan mit schallendem Fuß herein,
Klugheit auf Stirn und Aug und Wollust
Ueber den kippen, ein unerschöpflich
Horn der Verschwendung schüttelnd, und rufst: „Genug
Des Völkerzwists und ängstlicher Pflicht! Jetzt kam,
Frist des Genusses, Frist, da jeder
Kunde gewonnen; verzehnfacht winkt Luch
Des Lebens Lust, die flüchtige. Taghinaus
Mehrt sich des Menschen stolzer Besitz." Da fällt
Das Volk Dir trunken zu. Und plötzlich
Stehst Du inmitten des Schwarms, ein Dämon,
Die Aegis schüttelnd, wirrest den Frömmsten selbst
Das Herz, entfremdest Jedem das Seinige,
Daß ers nicht kennt und lahmer Schrecken
Ueber das Nächste Bescheids crmangelt.
Volk gegen Volk und Bruder gen Bruder hetzt
Ein Haß, der doch den offenen Kampf nicht wa^t;
Denn Jeder fühlt sich krank; und Keiner
weiß, wer die Bronnen gefälscht. Der Sänger
Gedenkt wohl noch einfältiger Weisheit, früh
von Mann und Weib, von Meister und Knecht gekannt.
Doch wer kann helfen, wo des Heiltranks
Bittere Gabe dem Kranken Gift deucht?
Der Muth verläßt uns. Unter den Himmeln hängt
Ein schwarz Gewölk und grollend verkündet schon
Das nahe Feuer sich. Da schweigen
Vögel und Tüfte des Walds. Und also
Schweigt auch die Muse. Dräuend am Scheideweg
Steht das Geschick. Gleich schreitet es aus und reißt
Uns seiner Sohle nach, vielleicht auch
Schlugs den demante»cn Keil zu Häupi^ ,

Die Zukunft.

Schon ins Gebälk, schloß über dem Hause schon
Die Wölbung ab, des künftigen Herrn und Brauch
Nicht Einer deutend nennt, da längst doch
Alles der Griffel ins Buch gegraben.
Oerzeiht dem Sänger, Deutsche; veraltetes
Hat er vielleicht Euch Neuen gerühmt und hieß
Lebendig ein Gewächs, dem doch schon
Fressend im Marke die Fäulnis; reif ward.
Wohl fühlt ihn Zeder; wer aber kennt den Gott,
Bis er sich selbst in wettern enthüllt und spricht:
Dies war mein Wille? Eins ums Andre
Stögt er vom Sockel herab. Doch viel auch
Bleibt wie der Erde heiliger Grund, ein Trost,
Das Schicksal wandelt; dennoch, unwandelbar
Kurt sich der Geist sein Gut. Ansdauert
Allen Dämonen zum Trotz die Treue.

Rudolf Alexander Schröder
(ans „Elysium").

Geharnischtes Sonett.

was schmiedst Du, Schmied? „wir schmieden Ketten. Ketten!"
Ach, in die Ketten seid Ihr selbst geschlagen,
was pflügst Du, Bauer? „Das Feld soll Früchte tragen."
Ja, für den Feind die Saat, für Dich die Kletten!
was zielst Du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten."
Gleich Hirsch und, Reh wird man Euch selber jagen,
was strickst Du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen."
Aus Eurem Todesnetz: wer kann Euch retten?
was wiegst Du, schlaflose Mutter? „Knaben!"
Ja, daß sie wachsen und dem vaterlande
Im Dienst des Feindes Wunden schlagen sollen.
was schreibst Du, Dichter, Du? „Zn Gluthbuchstaben
Einschrieb i h meine und. meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht, darf denken wollen?"

^ Friedrich Rückert.

Deutsche Klänge.
Gebet des Alten Deffauers.
Du, lieber Herrgott, weißt fürwahr,
Wie selten ich Dich molcstire:
Di um hilf mir heut in der Gefahr,
Daß nicht der Feind dort triumphirel
Doch willst Du nicht, so steh auch nicht
Zu jenem Schuft dort in der Schanze,
Dann werd' allein mit diesem Wicht
Ich fertig schon . . . vorwärts zum Tanze!
August
Soldatenlied.
Rriegslnst, Dir sind wir ergeben I
Kampf und Streit
Allezeit
Ist uns Luft und Leben.
von der wacht
In die Schlacht
Stürmen wir durch Schanz und Gräben.
Hört Ihr die Trompete schallen?
Brüder, seht:
Kochher weht
Nnsre Fahne; seht sie wallen!
Nur mit ihr
wollen wir
Siegreich stehen oder fallen.
Ucber Feigen, über Schlechte»
Soll sie nie
wehen hie!
wackrer Fähnrich, Deiner Rechten
Angetraut
Als die Braut,
wirst Du sie mit Illuth verfechten.
wird die Rechte Dir zerschossen,
Nimm sie, Du,
Immerzu
Mit der Linken unvc drossc»!
Bhne Hand
Halt' das Band
llut den Zähnen noch umschlossen!

Di« Zukunft.
Fällst Du, solls dem Feind nicht nützen;
Hüll' Sich fein
In sie ein
Bis zum letzten Blutoerspritzen,
Um sie dann
Als ein Mann
Treulich noch im Tod zu schützen.
Hermann kingg.
Den Siegern.
Heil Luch im Siegerkranz,
Schirmer des Vaterlands,
Glorreiche Schaar!
Hoch von des Bergsees Rand
Bis an des Rheines Strand
Nahmt Ihr die Wehr zur Hand,
Kühn, treu und wahr.
Preußische Heldenschaft,
Bayerische Bergeskraft
Fanden sich gleich:
Ihr habt in Gluth der Schlacht
Ehern den Ring gemacht,
Ihr habt uns heimgebracht
Kaiser und Reich.
Feliz Dahn.
Feldjägerlied.
Mit Hörnerschall und Lustgesang,
Als ging' es froh zur Jagd,
So ziehn wir Jäger wohlgemuth,
Wenns noth dem vaterlcmde thut,
Hinaus ins Feld der Schlacht.
Gewöhnt sind wir von Iugcnd auf
An Feld- und waldbeschwer,
wir klimmen Berg uud Fels empor
Und waten tief durch Sumpf und Nloor,
Durch Schilf und Dorn einher.
Nicht Sturnz und Regen achten wir,
Nicht Hagel, Reif und Schnee.
In Hitz' und Frost, bei Tag und Nacht

Sind wir bereit zu Marsch und wacht,
Als gält' es Hirsch und Reh,
wir brauchen nicht zu unserm Mahl
Erst Pfanne, .Topf und Rost.
Im Hungersfall ein Bissen Brot,
Ein Tabeschluck in Durstesnoth
Genügen uns zur Kost.
wo wackre Jäger Helfer sind,
Da ist es wohlbestellt.
Denn Kunst erhöht uns Kraft und Much
Wir zielen scharf und trcffen gut,
Und was wir treffen, fällt.
Und färbet gleich auch unser Blut
Das Feld des Krieges roth,
So wandelt Furcht uns doch nicht an;
Denn nimmer scheut ein braver Mann
Fürs Vaterland den Tod.
Erliegt doch rechts, erliegt doch links
So mancher tapfre Held.
Die Guten Sandeln Hand in Hand
Frohlockend in ein Lebensland,
wo Niemand weiter fällt.
Doch trifft denn stets des Feindes Blei?
verletzt denn stets sein Schwert?
NeinI Bester führt das Waffenglück
Uns aus dem Mordgefecht zurück
Gesund und unversehrt.
Dann feiern wir ein Heldenfest
Bei Bischof, Punsch und wein.
Zu Freudentänzen laden wir
Ums aufgepflanzte Siegspanier
Die schönsten Schönen ein.
Und jeder Jäger preist den Tag,
Als er ins Schlachtfeld zog.
Bei Hörnerschall und Becherklang
Ertönet laut der Chorgesang:
„wer brav ist, lebe hochl"
Gottfried August Bürger.

Rohstoffe.
in französischer Nationalökonom hat berechnet, daß, Deutschlands Nahrungmittel und Rohmaterialien nur fünf Monate, also bis Neujahr, ausreichen werden. Der Professor schätzte nicht einmal den deut» scheu Kohlenreichthum nach Gebühr. Die Kohle wird uns nicht fehlen. Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat hat zwar den Preis für Haus» brandkohlc erhöht, weil die Selbstkosten größer geworden sind; aber die Förderung wird gewiß der Nachfrage genügen. Die deutschen Berg» werke haben 1913 rund 191 Millionen Tonnen Kohle gefördert; der» braucht wurden 167 Millionen; A wurden ausgeführt, weil für sie im Inland keine Verwendung war. Nnd die Einfuhr von 10 Millionen Tonnen war nicht durch Nothwendigkeit geboten. Oberschlesien klagt ja schon lange über die Konkurrenz der englischen Kohle. Berlin hat im Jahr 1913 mehr als 1> i, Millionen Tonnen aus England bezogen (228M0 Tonnen mehr als 1912, während der Verbrauch oberschlesi« scher Kohle im selben Jahr um SROUl) Tonnen abnahm); ganz Ost« deutschland. nahm 4 Millionen Tonnen britischer Kohle auf. Dieser englische Sieg wurde durch günstige Transportbedingungen (Wasser- frachten) ermöglicht; die Oberschlesier konnten nicht zu so billigem Preis liefern. Der Großschiffahrtweg Stettin»Berlin hat den Vorstoß der englischen Kohle in das Absatzgebiet Oberschlesiens erleichtert; und das an die preußische Regirung gerichtete Verlangen nach Kom- pensationen wurde durch den neuen Vortheil, den die Briten ge- wonnen hatten, gestützt. Jetzt brauchen die Mitglieder des Oberschle» fischen Berg» und Hüttenmännischen Vereins sich nicht mehr über den englischen Rivalen zu ärgern. Und die Berliner müssen sich mit der schlesischen Kohle abfinden. Die Gefahren eines Rnsseneinbruches in Oberschlesien und vermehrter Arbeiternoth darf man nicht ganz ver- achten. Dennoch ist die Brennstofffrage keine „brennende".
Kohle und Eisen sind wichtig für die Kriegsarbeit. Kanonen, Flin- ten, Munition müssen ersetzt, Hände und Maschinen bis zur letzten Kraftgrenze angespannt werden. Aber das Wichtigste ist, daß der Stoff nicht fehle. Deutschlands Roheisenproduktion ist in den letzten Jahren rasch in die Höhe geschossen. Beinahe 20 Millionen Tonnen, fast das Doppelte der englischen Leistung, wurden im Jahr 1913 pro» duzirt; und da die deutsche Eisen» und Stahlausfnhr seit zwei Jahren gewaltig wuchs, ist nicht auf einen Mangel im Inland zu schließen. Fraglich ist nur, ob die Verhältnisse des Friedens im Krieg unverrückt bleiben. Lothringen und Luxemburg, wichtige Stätten des Eisenge- werbes, liegen im Bereich des Völkerkampfes. Da hört natürlich das Schwingen der Räder nnd das Dröhnen der Hämmer auf. Aber unser Hauptlieferant ist und bleibt Rheinland»Westfalen. Die rheinischen fabriziren dreimal mehr Stahl als die Hütten im Südwesten, die fürs Erste vielleicht nichts liefern werden. Im Roheisen sind sie den rhei- nisch»westfälischen Hochöfen ziemlich nah. Der Ausfall kann bei Stahl

Z, bei Roheisen 6 Millionen Tonnen betragen. Doch die rheinischen
Werke können einen guten Theil der lothringischen Arbeit mit über-
nehmen. Die Metallfabriken haben also kaum mit fühlbarem Ver-
sagen der Rohstoffproduzenten zu rechnen. Wie steht es mit dem
Eisenerz? Deutschland hat 1913 14 Millionen Tonnen Eisenerz vom
Ausland bezogen: ÄVs aus Schweden, >p/t aus Frankreich, 3Vs aus
Spanien. Das sind die wichtigsten Quellen. Deutsche Eisenerze wur-
den in einer Menge von 2^ Millionen Tonnen exportirt: nach Bel»
gien und Frankreich. Von den fremden Lieferanten bleibt uns Schwe-
den. Spanien ist, obwohl neutral, durch Frankreich behindert; wir
dürfen nicht annehmen, daß spanisches Erz während des Krieges nach
Deutschland verschifft wird. Die deutsche Ausfuhr hört auf. Die
2U,2 Millionen Tonnen können also den 4>/s schwedischer Herkunft zu-
geschlagen werden. Die Hälfte der Erzeinfuhr von 1913 bleibt un-
gewiß. Das wäre schlimm, wenn wir nicht Ersatz gefunden hätten.
Aber Deutschland ist im Besitz des wichtigsten französischen Erzdistrik»
tes, des Beckens von Briey. Während das deutsche Zollgebiet im
Iahre 1913 M/z Millionen Tonnen Erz förderte (Deutsch»Lothringen
allein 21), brachten die 43000 Hektar großen Erzfelder des Bassins von
Briey mehr als 13 Millionen Tonnen zu Tage. Der fünfte Theil der
Erzreichthümer von Briey gehört schon deutschen Montangesellschaf-
ten. Thyssen, Deutsch»Lux, Gelsenkirchen, Hoesch, Phoenix, Roechling,
De Wendel und Andere haben sich dort eingenistet. Die lothringisch-
luxemburgischen Werke sind auf das französische Erz angewiesen: und
die deutschen Erfolge in Französisch»Lothringen schneiden den Verar-
beiten des französischen Rohmaterials die Lebensbedingungen gewiß
nicht ab. Ob der Krieg selbst es thut, der die Hände von friedlicher Ar-
beit losreißt? Noch war von ernster Sorge ums Erz nichts zu hören.
Schwieriger ist ein anderes Problem: Kupfer. Daß die ameri-
kanische Produktion eingeschränkt wurde, sagte ich hier schon, Deutsch-
land hatte im Iahre 1913 einen Kupferverbrauch von 260666 Tonnen;
davon produzirte es selbst 31000 Tonnen. Die Vereinigten Staaten
schickten uns 198000 Tonnen; die Gesammteinfuhr umfaßte 22S 000.
Wird die Versorgung Deutschlands mit amerikanischem Kupfer über
Rotterdam möglich sein? Auch das zweite für Deutschland wichtige
amerikanische Rohmaterial, die Baumwolle, ist durch den Krieg auf
seinem Wege gehemmt. Amerika möchte natürlich den Ernteertrag
verwerthen. Die einst so verschriene Baumwollvalorisation ist jetzt
Regirungprogramm. Der Schatzsekretär Mc Adoo ist auf ein Mittel
verfallen, das in der Idee der deutschen Darlehenskassen wurzelt. Die
Baumwolle soll indirekt, auf Wechsel der Pflanzer, von den National-
banken beliehen werden. Droht der deutschen Textilindustrie Mangel
an Rohmaterial? Aus Amerika wird kaum Etwas kommen. Die Ein-
fuhr von Rohbaumwolle war in diesem Iahr besonders groß. Die
ersten sieben Monate ergaben einen Importüberschuß von 2,89 Millio-
nen Doppelcentnern; und Ende Iuli wurden die VorrZthc auf 2,6

Millionen Doppelcentner geschätzt. Diese Menge würbe, nach der Ansicht von Fachleuten, für mehrere Monate ausreichen. Noch steht die deutsche Textilindustrie nicht vor dem Schatten einer Lebensgefahr. Die Aufhebung und Milderung mancher Ausfuhrverbote läßt ver» muthen, daß man die Versorgung des Inlandes mit industriellen Produkten sür sicher hält. Nur die Verarbeite? von Gold müssen sich bescheiden. Der wachsende Luxus hat den fabrikatorischen Goldwerth von Jahr zu Jahr gesteigert. Jetzt ist alles erreichbare Gold nöthig, um das Meer von Papiergeld einzudämmen; und der Fabrikant wird sich vergebens nach neuem Rohmaterial umsehen, da den südafrikanischen Randminen eine Störung der Produktion droht. Englands Industrie ist in vielen Theilen abhängig von den chemischen Produkten Deutschlands. Sie hat nicht ein einziges Farbwerk, das neben den großen Chemischen Fabriken Deutschlands genannt werden könnte. Die englischen Textilfabriken sind die besten Abnehmer der deutschen Anilintrusts, ,Daß sie auf diese Lieferanten angewiesen sind, hat ein kaum beachteter Vorgang gezeigt. Eine deutsche Farbenfabrik bekam, nach Ausbruch des Krieges, von einem Abnehmer in Schweden Aufträge, die weit über das gewöhnliche Maß hinausreichten. Man forschte nach und erfuhr, daß die ganze Bestellung von England ausging, das sich des Schweben als Vermittlers bedient hatte. Der englische Fabrikant erhielt natürlich nichts.) Die Goldminen brauchen zur Verarbeitung Cyanid. Das ist ein Mittel zur Absonderung des Goldes. Deutschland lieferte grofzeMengen vonCyankali und Cyannatrium nach Südafrika. Diese Zufuhr hat ganz aufgehört. Die Gruben haben nur, was sie zurückbehielten; und damit werden sie bald fertig sein. Dann müssen sie den Betrieb einstellen; denn die kümmerliche Chemikalienindustrie Englands, die von dem Riesenaufschwung der deutschen Chemie in den dunkelsten Schatten geschleudert wurde, kann den Bedarf der Tolb» bergwerke nicht decken. Die Goldproduktion wird also einschrumpfen. Unsere Chemiker müssen durch die Kunst der Synthese Naturprodukte ersetzen, deren Einfuhr aufgehört hat. Zum Beispiel Kampher und Salpeter. Der chilenische Salpeter ist das Brot der Erde. Die Landwirthschaft hat deshalb mit einiger Sorge an die Störung der Salpetereinfuhr gedacht. Nun kommt der künstliche Salpeter zu besonderen Ehren und wir könnten viele Fabriken brauchen, die natürliche Wasserkräfte zur Herstellung von Stickstoffdünger ausnützen. Der wichtigste „Rohstoff", den die Nation braucht, ist das Brotgetreide! und so bildet die Ernte des Jahres ISIS das schwerste aller Probleme. Das muß gelöst werden. Zunächst muß man die künstliche Steigerung der Getreidepreise hindern. Die Preise für Weizen und Roggen sind, seit Ausbruch des Krieges, um 50 und W Mark für die Tonne höher geworden; offenbar werden Vörräthe, die später besser zu verwerthen sein könnten, unter VeDlUuH gehalten. Solcher spekulativen Ausbeutung des Volkes müssen staatlich festgesetzte Höchstpreise vorbeugen.

Lado n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb S. m. b, ß. in Berlin,

Der Fall Iastrow.

achdem derAufruhr, den dieEntlassungProfessorIastrows
von der Handelshochschule als Tagesereigmß bewirkt
hatte, sich gelegt hat, ist es nun wohl Zeit, die über den Tag und
die Person hinausreichende Bedeutung des Falles vom Stand»
Punkt des akademischen Lehrers anzudeuten. Die entscheidenden
Thatsachen sind diese. Professor Iastrow hat im Auftrage der
Aeltesten der Kaufmannschaft die Organisation der Handelshoch»
schule geschaffen. Daß es im Zusammenwirken mit seinen Auf-
traggebern geschah, versteht sich von selbst, modifizirt aber nicht
die Thatsache, daß kein Anderer als der geistige Schöpfer der
Handelshochschule gelten kann. Er selbst übernahm die Pro»
fessur für Nationalökonomie, mit einem nicht lebenslänglichen,
sondern in einer gewissen Periodik kündbaren Vertrag. Daß diese
Kündbarkeit nur eine formale Bedeutung hatte, falls nicht, zum
Beispiel, ein völliges Fiasko der Handelshochschule eintrat, mußte
von den Voraussetzungen des akademischen Berufes aus als
selbstverständlich gelten; wie auch an schweizer Hochschulen die
Professoren nur auf eine bestimmte Zahl von Iahren angestellt
werden, ohne daß von dem Kündigungrecht anders als bei
schwersten Komplikationen Gebrauch gemacht würde. Im Uebri»
gen weiß ich über die Motive dieses Abkommens nichts; sie sind
auch für die jetzige Sachlage gleichgiltig. Dagegen ist mir authen-
tisch bekannt, daß die Gründung der Hochschule und die Füh»

rung ihres ersten Rektorates durch drei Jahre ein Arbeitquan»
tum von Iastrow verlangt hat, für das es nicht vieleAnalogicw
geben dürfte und für das er damals seine Kraft bis aufs Letzte
hingab. Nachdem er sein Lehramt durch all diese Jahre mit
einem von keiner Seite bestrittenen Erfolg durchgeführt hat, ist
ihm im März seine Stellung ohne jede Vorbereitung oder Be»
gründung von den Aeltesten gekündigt worden, mit dem Hinzu»
füge«: zu Verhandlungen über Erneuerung des Vertrages auf
anderer Grundlage seien sie bereit. Die Aenderung der Grund»
lage kann ersichtlich nur eine Herabsetzung der materiellen Be»
dingungen bedeuten.
Ob für dieses Verfahren eine Ahnunglosigkeit über die Vor»
aussetzungen des akademischen Lebens oder eine positive Ten»
denz von größerem Gewicht waren,ist für den nur sachlich Inter»
essirten belanglos; das Entscheidende ist, daß hier eine private
Hochschulenverwaltung sich jenen Voraussetzungen gegenüber
als völlig unzulänglich gezeigt hat. Die Hinzufügung über die
» Bereitheit" zu Verhandlungen bedeutet nicht weniger, als da^
Iastrow in die Rolle des Bittstellers gedrängt werde, der sagen?
sollte: Bitte, stellt mich wieder an; ich will es auch billiger als
bisher thun! Ich wüßte aus der Geschichte der deutschen Hoch»
schulen, die mir nicht ganz unbekannt ist, keinen Fall, in dem,
einem Lehrer dieses Ranges eine solche Demüthigung zuge»
muthet worden ist. Nicht nur um seiner Person, sondern einfach,
um der Achtung feines Standes willen verbietet sich für jeden
Hochschullehrer jede Antwort auf diese Unwürdigkeit. Die deut«
schen Hochschulen haben manche erstaunliche Removirung ihrer
Lehrer erlebt: von Christian Wolfs, dem Führer der deutschem
Aufklärung des achtzehnten Iahrhunderts, an, den Friedrich
Wilhelm der Erste verjagte, weil Intriganten ihn hatten glau»
ben machen, daß Wolfs die Willensfreiheit und damit das Recht
bestritt, desertirende Soldaten zu strafen, über die Absetzung
Fichtes wegen »Atheismus" und die Göttinger Sieben bis zu
Leo Arons. In all diesen Fällen aber glaubte man, mit Recht
oder Unrecht, die Staatsinteressen bedroht; aufrichtig oder vor»
geblich, es war doch immer ein allgemeiner, irgendwie ideeller,,
vor Allem: ein übermaterieller Gesichtspunkt entscheidend. Daß,
aber ein nach Lehre n",d Leben unangreifbarer, gerade um seine

tzochschulein einer fast beispiellosenWeiseverdienterLehrerdurch
die Zunmthung einer ciiminutio capitig abgesetzt wird, weil man
ihm nicht mehr so viel Gehalt wie bisher geben will: dazu kenne
ich keine Analoqie.
Für die Werthung dieses Verfahrens ist es natürlich ganz
glcichgiltig, wie hoch das in Frage stehende Gehalt war. Die
angegebene Summe entspricht dem mittleren Einkommen der be»
rühmten Lehrer unserer großen Universitäten; es gibt deren, die
das Dreifache und Fünffache beziehen. Aber darauf kommt es,
wie gesagt, nicht an, fondern auf das in dem Verfahren der
Aeltesten dokumentirte Prinzip, daß der akademische Unterricht
eine Waare ist, deren Preis man beliebig drücken kann, sobald
die Konjunktur den Verkäufer widerstandsunfähig macht. Viel»
leicht aus dem Gefühl für das Ungeheuerliche dieses Verfahrens
heraus ist es von den Aeltesten damit begründet worden, daß
Iastrows gleichzeitige Lehrtätigkeit an der Universität die Herab-
setzung seines Gehaltes an der Handelshochschule rechtfertige.
Aber gerade hierin liegt von Neuem jene Ahnunglosigkeit vom
Wesen des akademischenLehramtes. Der Kaufmann muß natür-
lich darauf halten, daß fein Angestellter nicht etwa seine Kräfte
noch für ein anderes Geschäft verbrauche. Aber für die akade»
mische Thätigkeit ist der Begriff der »vollen Arbeitkraft" über-
haupt nicht anwendbar. So führt Harnack das Direktorat der
Königlichen Bibliothek, das unvergleichlich größere Ansprüche
an Zeit und Kraft stellt als die paar wöchentlichen Kollegstundcn
Iastrows an der Universität; Niemand aber ist wohl auf den
Gedanken gekommen, Harnacks Lehrtätigkeit könnte darunter
leiden. Einem akademischen Lehrer sein durch viele Iahre be-
zogenes Gehalt verkürzen zu wollen, nur, weil er noch eine
andere Lehrthätigkeit ausübt (die er übrigens all diese Iahre
hindurch und vor ihnen ausgeübt hat) und ohne daß im Ge-
ringsten die Behauptung hätte gewagt werden können, daß die
eine dieser Tätigkeiten die andere thatsächlich verkümmere:
Dies erscheint mir wiederum als ein Unikum in der Geschichte
der deutschen Hochschulen.
Mit wie scharfem Protest aber auch jeder akademischeLehrcr
diese Behandlung eines Kollegen empfinden muß, so liegt doch
für den Kulturphilosophen als solchen eine eigenthümliche Ec»

nugthuung in diesem Ereigniß: diejenige, die sich für den blos
betrachtenden Menschen immer an die »Reinheit" eines Falles
knüpft. Daß mit einem einzigen Akt, seiner Form und seiner
Rechtfertigung, ein so restlos Falsches, ein so radikal allen For-
derungen von Sache und Idee Entgegengesetztes geschehen kann,
ist immerhin eine denkwürdige Erfahrung; sie ist auch vielleicht
nur da möglich, wo das Geldinteresse in einem Verhältniß ent-
scheidet, das eben nur von der Sache und der Idee her entschie»
den werden durfte. Nur so konnte es geschehen, daß die Spann»
ung zwischen der Würde des Hochschullehrers (nach seiner Per»
son und ihren moralischenRechten wie vorAllem nach Sinn und
Bedeutung seines Amtes) und dem Verfahren der Hochschul»
verwaltung nicht einfach eine große war, sondern eine absolute.
Straßburg im Elsaß. Professor Dr. Georg Simmel.
IS

Georg Simmel.

M^ls, vor Monaten, das Vorlesungverzeichniß für das Som»
mersemester der berliner Aniversität herausgekommen war,
nahmen wir es etwas unruhig in die Hand, suchten gleich das ent-
scheidende Zeichen und konstatirten schon: daß Georg Simmel nicht
mehr drinsteht. Wir werden ihn in Berlin nicht mehr hören kön-
nen, wir werden ihn nicht mehr sehen: und Das ist traurig, weil
(es ist das Merkwürdigste an ihm) man ihn erst ganz auffassen
kann, nicht, wenn man ihn liest: wenn man ihn hört, wenn man
ihn sieht.

„Er denkt laut", hat Iemand von ihm gesagt. Man könnte
noch hinzufügen: Er denkt sichtbar; man glaubt, zu sehen, wie er
einen Gedanken... wie ihn ein Wort in seinem Vortrag, ein un-
bedacht dazwischenfahrendes und weiter für nichts vorbestimmtes,
das plötzlich, zufällig beinahe, ausgesprochen ist, wie ihn ein solches
Wort stutzig macht und anhalten läßt; und wie, mit einem Mal,
sich in ihm eine ungeahnte Reihe neuer Folgerungen öffnet.
Es war vor vielen Iahren (erzählte mir ein Herr im mittleren
Alter); da war Simmel noch ein sehr junger Dozent, kaum habili»

About this Book

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.89 1914.

View full catalog record

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

  Partner login required

  Partner institution members: **Login** to download this book.

  If you are not a member of a partner institution,
  whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067089782

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067089782?urlappend=%3Bseq=44

Embed this book

About versions

Version: 2012-03-24 02:28 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

Search in this volume

Search in this text [ ] Find

nugthuung in diesem Ereigniß: diejenige, die sich für den blos betrachtenden Menschen immer an die »Reinheit" eines Falles knüpft. Daß mit einem einzigen Akt, seiner Form und seiner Rechtfertigung, ein so restlos Falsches, ein so radikal allen Forderungen von Sache und Idee Entgegengesetztes geschehen kann, ist immerhin eine denkwürdige Erfahrung; sie ist auch vielleicht nur da möglich, wo das Geldinteresse in einem Verhältniß entscheidet, das eben nur von der Sache und der Idee her entschie» den werden durfte. Nur so konnte es geschehen, daß die Spann» ung zwischen der Würde des Hochschullehrers (nach seiner Per» son und ihren moralischenRechten wie vorAllem nach Sinn und Bedeutung seines Amtes) und dem Verfahren der Hochschul» verwaltung nicht einfach eine große war, sondern eine absolute.
Straßburg im Elsaß. Professor Dr. Georg Simmel.
IS
Georg Simmel.
M^ls, vor Monaten, das Vorlesungverzeichniß für das Som» mersemester der berliner Aniversität herausgekommen war, nahmen wir es etwas unruhig in die Hand, suchten gleich das entscheidende Zeichen und konstatirten schon: daß Georg Simmel nicht mehr drinsteht. Wir werden ihn in Berlin nicht mehr hören können, wir werden ihn nicht mehr sehen: und Das ist traurig, weil (es ist das Merkwürdigste an ihm) man ihn erst ganz auffassen kann, nicht, wenn man ihn liest: wenn man ihn hört, wenn man ihn sieht.
„Er denkt laut", hat Iemand von ihm gesagt. Man könnte noch hinzufügen: Er denkt sichtbar; man glaubt, zu sehen, wie er einen Gedanken... wie ihn ein Wort in seinem Vortrag, ein unbedacht dazwischenfahrendes und weiter für nichts vorbestimmtes, das plötzlich, zufällig beinahe, ausgesprochen ist, wie ihn ein solches Wort stutzig macht und anhalten läßt; und wie, mit einem Mal, sich in ihm eine ungeahnte Reihe neuer Folgerungen öffnet.
Es war vor vielen Iahren (erzählte mir ein Herr im mittleren Alter); da war Simmel noch ein sehr junger Dozent, kaum habili»

tirt, und ich war einer von den Hörern. Er sprach über ein sozio»
logisches Problem (es könnte über die Wechselwirkung von Pro-
stitution und Gesellschaft gewesen sein, ich weih Das nicht mehr
so genau), als wir plötzlich draußen die Militärmusik vorüber»
marschiren hörten. Wir waren ein Wenig unwillig und aufge-
stört; denn man ist so tief von den Netzen feiner Syllogismen ein»
gewunden, daß man immer erst herausgerissen werden muß, wenn
etwas Anerwartetes dazwischenkommt. Er brach aber nicht ab;
nur bemerkten wir plötzlich, daß er von der Burgmusik zu sprechen
begann. Er wird es wohl selbst nicht gewußt haben. Das ist sehr
gut möglich. Er schloß jedenfalls nicht die Stunde mit einem
Problem aus seinem Thema, sondern mit der Gegenüberstellung
zweier Kräfte, die einander unbedingt fremd sind, und wie es
möglich ist, daß sich beide in ihrer EntWickelung beeinflussen. Auf
dem Katheder sprach die Wissenschaft und nahm die Sinne der
Hörer für sich sehr in Anspruch. Durch die Fenster aber drang die
Aeußerung von etwas ganz Konträrem herein, vom Militarismus,
zum Beispiel, und sie griff plötzlich selbst nach dem Hörer, heftig,
als schnitte sie die Fäden, die vom Gehirn des Dozenten nach den
Gehirnen der Aufnehmenden führten, mitten scharf entzwei.
Die Erinnerung des befreundeten Herrn erzähle ich nicht nur,
um den Erweis der Praktik für die Aufstellungen des Theoretikers
Simmel zu geben (die wir gleich besprechen werden); vorerst aber
noch, weil ich glaube, daß sie uns klar macht, wie Simmel dozirt.
Er hat ein Konzept vor sich wie jeder Bortragende, gewißl
Aber man braucht nur ihn selbst ein Wenig zu beobachten, dann
scheint Einem, daß er es gar nicht benützt. Das fällt schon am An»
fang auf und im Verlauf der Stunde kann man es sich nicht anders
denken überhaupt, als daß, er frei spricht. Er entkleidet sein Gehirn,
so zu sagen, indem er spricht. Man sieht in sein Gehirn hinein,
man sieht, wie es die Gedanken zimmert. Man sieht es die That»
sachenkomplexe zusammentragen und aufeinanderthürmen, groß,
schwer, mannichfaltich und von allen Seiten her, als trügen un»
gezählte Hände Steinquader herbei und thürmten sie auf. Das
wirkt außerordentlich schon alsSchauspiel, ich kann mir nicht helfen.
Und dann wirkt es ungewöhnlich einprägsam und hinreißend;
man hört: Das heißt dann so diel, wie: Man baut mit. Man
hört also eigentlich nicht: man denkt vielmehr, man denkt mit.
Denn er denkt laut; ich könnte es nicht besser sage«.
Es war also schon sehr viel für die berliner Universität, daß
er ihr angehörte. Man kann sich zu seiner Philosophie anders
stellen als dieunbedingtenBewunderer,ßa,wir werden gleichsehen.

ob wir Das nicht auch an einigen Stellen müssen, man muß aber
doch sagen, daß er ein Linzelner, ein Seltener auf jeden Fall ist
und dasz ihn die Universität hätte halten müssen.
Sie hat große Wissenschaftler und wir ehren sie. Aber sie
hat auch Mehr-als-Wissenschaftler nöthig. Menschen, die etwas
Anderes sind als ihre Bücher und Forschungen, seltene Köpfe, die
nicht nur Berkünder ihrer Wissenschaft und Weisheit sind, sondern
seltene Köpfe außerdem.
Das istSimmel. SeineWissenschaft ist noch lange nicht nieder»
geschlagen in seinen Büchern. Sie reicht weit über die Bücher hin-
aus, ja, weit noch über Das hinaus, was er selbst heute zu wissen
glaubt. Sie reicht in das Morgen und Aebermorgen, denn sie ist
produktiv und empfängt von allen Seiten täglich neue Erreger.
Seine Wissenschaft entsteht in seinem Bortrag selbst. Wenn
er dort am Podium sitzt und spricht, so ist es, als spräche er mit
einem Zweiten, als vertheidigte er sich gegen einen Dritten; er
spricht also eigentlich gar nicht, er disputirt eher schon, er über»
redet sich selbst, er kämpft. Er steht mitten drin, nicht daneben,
nicht darüber steht er. Alles ist um ihn herum mitbetheiligt, von
den horchenden Augen der Hörer angefangen bis zu den Gerau»
Zchen der Straße; Alles, was ihn umgibt, greift in ihn ein.
Dies war ein Wort, das ich über den Dozenten sagen wollte.
Ein Wort über den Philosophen jetzt.
Man muß seinen „Kant" oder seinen „Schopenhauer und
Nietzsche" (wenn ich den Verlag nicht einzeln nenne, sind die
Bücher bei Duncker S tzumblot in Leipzig erschienen) in die Hand
nehmen oder die kleine „Einführung in die Hauptprobleme der
Philosophie" (Sammlung Goeschen): und man wird dann gleich
sehen, was bei ihm Denken heißt.
Es ist nicht immer ein Lossteuern auf ein Ziel, wie Manche
glauben. Natürlich, auch Das kann Denken sein: sich an irgend»
etwas festsaugen und dann denken: hineindringen. Aber Das
ist mehr ein analytisches, Das setzt sich schon im Ziel fest und fängt
gleich an, es zu zerlösen (als wären seine Wege drin als seine
Bestandtheile und ließen sich einfach auseinanderlegen). Das ist
wie ein Tropfen Säure, der auf einen Körper fällt und ihn zer»
löst. Das ist gewiß Denken, aber es gibt eben ein anderes auch,
das sich nicht festsetzt: das synthetische. Das analytische ist ein
stehenbleibendes und sich in das Objekt einätzendes, das andere,
das synthetische Denken ist ein Denken unterwegs, könnte man
sagen, ein fortschreitendes, das will den Ausgangspunkt (also die
Anregung) und den Endpunkt (also das Resultat so zu sagen) und

den Weg (also die Funktion des Denkens), es will das Alles der»
binden und in ein Einheitliches einfassen. Es will Ströme leiten,
die die Thatfachen und Dinge, welche hier und dort in der Welt
geschehen und herumliegen, aneinanderbinden. Fremdes geräth
durch irgendwelchen Zufall in eine verwunderliche Verwandtschaft,
in eine gleichgestimmte oder gegensätzliche.
Lieht man genauer hin, so ist ganz so eben das Leben; und
ein guter Philosoph muß sein, wer diese Zusammenhänge auf«
klären kann. (Ich möchte hier rasch wieder an die Erzählung am
, Ansang erinnern, denn sie paßt gut her.)
Simmel hat diese Zusammenhänge aufgeklärt; um noch ein
Beispiel zu nennen: Man lese nur seine Monographie über die
Religion in Bubers Sammlung „Die Gesellschaft" (Rütten S Lö-
ning), man lese da, wie er das Spezielle immer wieder ausweitet
zum ganzen Begriff des Daseins und wie er Großes, Allgemeines,
Grundlegendes herbeiholt, um Kleines, Besonderes, Abseitsstehen»
des zu fundamentiren.
Auch kann kein Zweifel sein, daß nur ein großer Philosoph
Das fertigbringt; aber man wird doch ein nicht gleich verstandenes
Gefühl haben, daß da Alles (was es sein wollte) doch nicht wie
das Leben ist. Matt wird es sich dann nach und nach so erklären
müssen: daß das Alles zu kalt hingestellt ist, ganz einfach. Nicht
nüchtern. Nur kalt, belebt, aber ohne Wärme. Wenn zwei Dinge
nur kalt 'aneinandergebunden werden, so stehe/n sie noch nicht in
den wirklichen Zusammenhängen des Lebens. Wenn die Fäden
der Dialektik und Logik sie verbinden, bleiben sie noch immer allein
und für sich.
Wenn ein Strom durch diese Fäden fährt, dann schmelzen die
Pole erst zusammen, und wenn dieser Strom nicht mehr eine intel«
lektuelleKraft ist, wie beiSlmmel: ein intellektuelles Talent, son'
dern eine ungeistige, ein Herzschlag, eine unbeabsichtigte und ver-
blüffend herausbrechende, dann ist das Alles schon ganz (was es
^ein mußte) wie das Leben. Erst dann.
Es gibt einen anderen Simmel. Das ist nicht der Erkenntniß»
theoretiker, der uns manchmal unbefriedigt entläßt. Und wir
thSten deshalb gut, noch viel öfter zu jenem anderen Simmel zu
gehen, dem die Philosophie nicht mehr Hauptzweck ist, wie dem
Theoretiker, aber Grundlage zu einem ganz einzig dastehenden
Gebäude von Feststellungen und Nntersuchungex. Ich meine also,

daß wir zum Soziologen Simmel hingehen sollen. Da wird Keiner
sein, den er unbefriedigt entlassen hätte/; aber da wird Ieder immer
wiederkommen wollen.
Er wird, zum Beispiel, immer wieder von der „Philosophie
des Geldes" hören wollen und selbst die „Einführung in die Mo»
ralwissenschaft" (Cotta) hierherzählen. Er wird Kier und in den
Vorträgen zur „Soziologie" den großen Vertiefungen des Einzel»
falls zum typischen Ereigniß folgen, Schritt vor Schritt, wie es
Simmel macht: mit kleinen Schritten eigentlich, damit so wejnig
wie möglich unberührter Boden dazwischenbleibt.
Die soziologischen Untersuchungen Timmels sind eine Ton»
leiter der Gesellschaftprobleme, ich wollte sagen: der Gemeinschaft»
Möglichkeiten. Sie fängt tief genug an: bei den schrillen Sphären
von Verbrechen, Prostitution, und sie steigt hoch genug hinauf,
so hoch es, soziologisch überhaupt in diesem Leben möglich ist:
zum Kapitalisten, zur Macht. Zwischen jener Hölle und diesem
Paradies stehen die ungleichen Schichten des Purgatoriums: hier
athmet der Arbeiter, der Bürger, der Künstler, der kleine selbstän»
dige Unternehmer, und athmet eine gemischte Lust.
Aus diesen drei, ganz scharf von einander getrennten Wel»
ten besteht die Welt überhaupt. Das kann man sagen; und jede
von ihnen hat ihre Wissenschaft der Gemeinsamkeit. Was Simmel
von diesei aufgedeckt hat, muß man hören und immer hören gehen.
Er enthülle alle Voraussetzungen, auf denen diese tausendfach ver»
schiedenen Menschen leben, mit einer unbeschreiblichen Feinheit,
mit grausamer Feinheit geradezu.
Was ist Liebe? Was sind die Mitmenschen? Was ist die
Einsamkeit?
Ja, wie merkwürdig eigentlich: Das sind Fragen, die man
an den Dichter richtet. Immer wieder sagen die Dichter, was die
Liebe sei, was die Mitmenschen seien und was die Einsamkeit
sei, ganz besonders.
Jetzt meldet sich der Wissenschaftler; und seine analytischen
Tabellen über die Liebe und die Mtmenschen,seineMathematik der
Einsamkeit ist (man muß es schon heraussagen) dem Leben gleicher,
tiefer und schöner als die Sprache des Dichters. Man könnte ein
Buch schreiben über Simmel, den Philosophen der Soziologie;
ich habe hier leider nur Raum für dieses eine Wort.
Ein Wort endlich auch für uns noch, die wir ihn nicht mehr
hören werden, nicht mehr sehen werden. Ein Trostwort. Das muß
natürlich auf seine Bücher hinweisen.
Wer ihn einmal gehört hat, Der wird sich doch in sie so hin»

einlesen können, daß ihm gleichsam ist, als hörte er ihn wieder.
In seiner Schrift wird man gerade so wie in seiner Rede die hart-
näckige Lust, zu folgern, gleich Heraussinden, sich in Folgerungen
hineinzuwühlen, ich möchte schon sagen: wie in einem Rausch an
Schlüssen.
Der Andere muß die Abstraktion dieses methodischen Kopfes
in die Hand nehmen, seine Bücher also, und mufz sehen, wie er
weiterkommt. Leicht ist sicher nicht, ihn zu lesen, ohne ihn je ge-
hört zu haben. Das weiß ich. Und daß Dies an sich ein Wenige
erstaunlich ist, muß man allerdings immer wieder sagen.
Bei, den flachen Köpfen ist es ganz natürlich, daß ihre Ge-
danken nach mehr aussehen, wenn sie vorgetragen werden, alK
wenn man sie, zu schwarzen Körpern geworden, in der Hand hält.
Bei Simmel aber handelt es sich gar nicht darum, daß er etwa,
sich durch die Aussprache mehr Wirkung verschaffen will; ich
brauchte Das nicht erst zu betonen. Bielmehr: daß man so erst
erfährt, wie er selbst zu seinen Gedanken kommt, und ihm dann
also leichter folgen kann. Daß man also ihn einfach arbeiten sieht.
(Bei den Flachköpfen ist Das genau umgekehrt: gerade, indem
sie einen Bortrag halten, wissen,sie alles Bezweifelbare und
Dunkle gut zu vertuschen und rasch zu übergehen.) .
Aber es kann doch kein Zweifel sein, daß auch Der auf seine
Rechnung kommt, der ihn liest, ohne ihn gehört zu haben. Das
ist mein Trostwort, das ich mir für den Schluß aufgespart habe:
geduldig weiterlesen. Obgleich die Sprache auch nicht leicht ist.
Sich in diesen restlos Geistigen hineingraben mit dem eigenem
Geist. Alles Nichtgedankliche tut man bald von selbst ab, wenn
Man ihn liest, denn da ist es, wie bei Keinem sonst, ein Hinderniß.
Und noch einmal das Trostwort, warum man die gewundeneu
Wege gehen soll, die dieser Geist zeichnete: Gott sei Dank, nicht,
um die Welträthsel zu lösen, sondern zu einem ernsteren Zweck:
um nämlich eben diese Räthsel anzuerkennen, wie sie es verdienen,
um uns aber unsere Stellung zu ihnen festzusetzen. Um weniger
eine Erklärung, denn dafür gibt es doch keine, aber um eine Ver-
ständigung mit dem soziologischen Problem des Daseins, ein Be-
freunden, ein Ordnen seiner Kräfte und ihrer unbestimmtenWir»
kungen, als Ethik und Moral eine Bergeistigung des Empfindens,
des Handelns, des Lebens überhaupt in diesem Leben festzusetzen.
TheodorTagger.

Kleinstadt und Großstadt.

ewohnheit log Dir dort: die stille Sorge
sei tot und eingegraben hinterm Fachwerk
und grünem Epheu und bemoosten Schindeln;
und nimmer sähe Dir aus toten Gassen
durch Iaungerank hämisch ein fremdes Auge
auf Scham und Reue Deiner zagen Seele.
And Sehnsucht zeigte Dir die goldnen Bilder
von Pracht und Macht, vertausendfachtem Willen
zu hehrer Höhe, Gluth der Schöpferwonnen;
And lief; Dich ruhig in gemessenen Zeiten
nach Deines Herzen Rhythmus vorwärtsschreiten,
bis Dich am Ziel das Aug' der Welt entdeckte.
Da, plötzlich, lehnt an marmornen Palästen
auf hellem Markt und schamlos, was Dich ängstet,
und nennt sich Dein! Nnd zeigt, wie Du auch schauderst,
Dein Schicksal Dir und zeigt es allem Volke;
hetzt Dich durch Blut, das Mächtiger Wurzeln trinken,
und Deine schönsten Kronen trägt die Gasse.
Verdamm den Wirbel, der Dich schwach und klein macht,
verdamm Dich selbst und greife wie im Traume
mit heigcn Händen nach dem fremden Willen,
der hart und rastlos über Dich hinweggeht.
Hier würgt Dich Einsamkeit. Nun hör' im Rauschen
und fühl: Beim Sinnen ward Dein Wollen matt!
Was Du gewohnt, sehnsüchtig zu erlauschen,
Gellt aus der Wirrsal dieser Riesenstadt.

Schwerin. HermannStrauß»Olsen.

Selbstanzeigen.,
Das psvsl wuh, die mythische Geschichte des Kiee»Volkes inGua»
temala, nach dem Original»Texte übersetzt und bearbeitet von
Noah Elieser Pohorilles. Einleitung in das Popol Wuh von
Wolfgang Schultz. Band VI, 1 und VI, 2 der bei I. C. tzinrichs
in Leipzig erscheinenden Mythologischen Bibliothek.
Eine originelle Kosmogonie mit eingeflochtenen Märchen und
stammesgeschichtlichen Daten, kulturgeschichtlich von einigem Wert, weil
darin Kultbräuche, besonders Menschenopfer, beschrieben, landwirth»
fchafftliche, «gewerbliche Beschäftigungen und Kunstübungen erwähnt
werden; man wundert sich, einen Ballspielsaal genannt zu finden. Herr
Pohorilles hat im Auftrag der Gesellschaft für vergleichende Mytholo»
gie die schwierige Ausgabe übernommen, aus den beiden fast unzugäng»
lich gewordenen Uebersetzungen, einer französischen und einer spanischen,
imit Hilfe des in der Indianersprache verfaßten Originals eine brauch»
bare deutsche Ausgabe herzustellen, und ein Fachmann, Herr Wolf»
gang Schultz, hat die Einleitung oder den Kommentar dazu geliefert.
Weil sich doch auch Nichtfachleute für Mythologie interessiren, möchte
ich den Wunsch des Herrn Pohorilles (ich hatte ihn vor zwei Jahren
als Verfasser einer guten Einführung in die Erkenntnisztheorie Eduards
Don tHartmann kennen gelernt) erfüllen und sein Werk in der »Zu»
Vunft" anzeigen, obwohl ich auf diesem Gebiet ganz und gar nicht zu»
ständig bin. Aufgefallen sind mir starke Anklänge an die Bibel; und
ich dachte natürlich, der Indianer, der die mündlich und bilderschrift»
lich überlieferten Sagen mit lateinischen Buchstaben niedergeschrieben
hat, wird Manches von Dem eingemischt haben, was er von spanischen
Priestern und Mönchen vernommen hatte. Wolsgang Schultz versichert,
in den kosmologischen und mythischen Theilen des Buches sei „kein
Hauch christlichen Einflusses zu bemerken". Was Unsereinem biblisch
vorkommt, ist ihm „elamisch" und wahrscheinlich über Japan nach
Amerika gelangt. rs>
ikeivniz. Von Franz X. Kiefl. (Ein Band der bei Kirchheim K Co.
in Mainz erscheinenden Weltgeschichte in Charakterbildern^)
Für Philosophie-Studenten ist ausreichend gesorgt durch das
1902 bei R. G. Elwert in Marburg erschienene vortreffliche Werk
Don Dr. Ernst Cassirer „Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen
Grundlagen" und durch die von Dr. A. Buchmann übersetzten und
von Cassirer mit guten Einleitungen versehenen Hauptschriften Leib»
nizens zur Grundlegung der Philosophie, die seit 19<tt als Bände der
^Philosophischen Bibliothek in der Dürrschen Buchhandlung zu Leipzig
herauskommen. Aber Leibnizens Universalgenie hat so tief und stark
das Geistesleben der Kulturwelt befruchtet und befruchtet es noch heute,
seine Physik und sein Antheil an der Ausbildung der Infinitesimal»
rechnung und seine Gründung von Akademien haben einen solchen
Einfluß auf den Fortschritt der Naturwissenschaften geübt und seine

vielseitige politisch« Thätigkeit hat ihn in so enge Berührung mit
allen bedeutenden Menschen seiner Zeit gebracht (man findet in
Kiefls Buche ihre Bildnisse), daß, jeder Deutsche Anspruch auf ein
vollständiges Lebens» und Schaffensbild des großen Mannes hat.
Der philosophisch wohlgeschulte katholische Dogmatiker Kiefl befriedigt
diesen Anspruch; und die bekannte schöne Ausstattung der Manzi»
schen Bände ist eine angenehme Zugabe. Die Universalität und In»
ternationalität haben Leibniz nicht gehindert, ein guter deutscher Pa-
triot zu sein; im Oegentheil: er stellte seine internationalen Beziehun-
gen in den Dienst seines Volkes und Vaterlandes. In der Zeit der
schmachvollsten Erniedrigung Deutschlands, nach dem Ryswicker Frie-
den, der ihn tief schmerzte, schrieb er eine „Ermahnung an die
Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser,zu üben", und aufs Neue
erregte ihn Entrüstung gegen die Franzosen, als deren Politik Oester-
reich hinderte, nach den Erfolgen des Prinzen Eugen die Türken aus'
Europa vollends zu vertreiben; schon hatte man ein Projekt zurThei»
lung der Türkei ausgearbeitet. Das Geld und die Weiber bezeichnete
er als die Instrumente, deren sich die französische Politik bediene, die
Einigung und Kraftentfaltung der deutschen Nation zu hintertreiben.
Die Leibnizbiographie nimmt darum eine hervorragende Stelle ein in
der Abtheilung der Manzischen Charakterbilder, die „den europä-
ischen Freiheitkampf gegen die Hegemonie Frankreichs auf dem gei»
stigen und dem politischen Gebiete" darstellt.
Neisse. Dr. Ka r l I e n t s ch.
»s»
fIttcharö Wagners Meisterwerke. Berlin, A. Weichert.
Diese Einführung in Wagners Wesen und Werk ist kritisch,
Sie stellt sich bewußt in die Mitte zwischen die Panegyrik eines
Chamberlain st äsorum minorum und dieNegationenNietzsches und Emil
Ludwigs, dessen Wagnerbuch stark angefeindet, aber mit guten Grün»
den vom Herausgeber der „Zukunft" vertheidigt wurde. Es sieht in
Wagner nicht „den Meister schlechthin", sondern ein seltsames und ein-
maliges Ereigniß. Das Ideal seiner Oper erscheint nicht als das Ideal
der Oper überhaupt. Seine Prosaschriften in ihrer Problematik werden
nicht als Offenbarungen jeinesPropheten, sondern als begreifliche subjek-
tive Propagandaschriften und Nothprodukte eines Kämpfers gewerthet.
Wenn, bei allerAbneigung gegen superlativistische Panegyrik und aller
Anerkennung vieler Einwände Nietzsches, Wagner Diesem gegenüber
doch objektiver gewürdigt wird, so geschieht es, von dem Großen und
Bleibenden in Wagners Leistungen im Einzelnen abgesehen, deshalb^
weil der Kontrast zwischen Wagner und Nietzsche der zwischen Syntheti»
ker und Analytiker ist und dem Biographen der Synthetiker näher und
als Totalität höher zu stehen scheint. Die Hyperanalytik ist die Glieder»
kvankheit der neuen Kunst und der Zeiger der Zeit scheint wieder nach
Synthese und Konzentration zu weisen. Paul Friedrich.

Gläserne N)änöe. Roman. Morawe K Scheffelt in Berlin.
Das Werk ist ein Stück Zeitgeschichte, im Gewand eines Lebensbildes. Elm armer, jüdischer Fuhrmannssohn aus einer Kleinstadt des preußischen Ostens kommt durch sein Talent empor und stirbt als Großindustrieller in Berlin. Die politischen und sozialen Zustände auf seinem Wege, gesehen von ihm als überzeugtem Juden, an dessen Verdienst und Charakter kein Ständchen haftet, bilden den Inhalt. Daß seine Erfahrungen ihn in der Treue zum Iudenthum bestärken und bis zum Kampfe dafür treiben, ergiebt sich als Resultat. Sein Schicksal ist verflochten mit der ostmärkischen Städteentwickelung, als deren Begründer und historischer Bahnbrecher der Oberbürgermeister der Provinzial» hauptstadt erscheint. Grundmotive bilden ferner die Wirkungen völliger persönlicher Hingabe an große geschäftliche Unternehmungen, wie sie bei der Schärfe des Konkurrenzkampfes nothwendig wird und hier zu innerer Verarmung und zur Entfremdung von der Familie, selbst «nter äußeren Erfolgen, führt! ferner die Gegensätze der Generation «und insbesondere des Berlin vor dreißig Jahren und von heute; endlich die Konsequenzen irrthümlicher Wahl der Gattin für Rasse und Familienschicksal. Als Zeitbild stellt das Werk Zeitgenossen dar, nicht photographisch, sondern typisch»individuell; es hat keine Tendenz, wohl «ber ein Ziel Knd einen Sinn. AlfredKnobloch

«»

Antiquitäten. Zweiter Roman der Reihe Hamburg. Karl Meißner in Dresden. Vier Mark.
Treue und Glauben im Verkehrsleben scheinen mir ins Wanken gekommen zu sein. Eine häßliche, amerikanische „Smartneß", die der Hamburger Kaufmann „berlinisch" nennt, beginnt, alte, gefestigte Anschauungen zu verdrängen. Der Leitsatz macht sich breit: Gut ist der Erfolg. Gegen diese Anschauungen, die Treue und Glauben zu den „Antiquitäten" rechnen, mache ich in meinem neuen Roman Front. Ich beleuchte darin die Manipulationen mehrerer Kunsthändler und eines Hamburger Kaufmanns, die darin gipfeln, einen gefälschten Goya pn den Mann zu bringen. Von dem Verkauf dieses gefälschten Bildes hängt es ab, ob die Firma des Kaufmannes, die durch das Erdbeben in Messina schwere Verluste gehabt hat, sich durchhalten kann oder «nicht. Der Verkauf gelingt; die Firma ist gerettet. Der üble Einfluß solcher Anschauungen auf das moralische Empfinden, auf das Seelenleben des Thäters zeigt sich dann in der Wahl seiner Ehefrau; alle ethischen Werth? schiebt er auch hier weg. Das sittliche Gesetz in ihm geht verloren. Man wird mir entgegenhalten, daß ich zu schwarz gesehen habe. Man wird meinen Standpunkt agrarisch nennen. Wenn man damit die Hochachtung von Treue und Glauben bezeichnet, bin ich zufrieden. Ob ich richtig gesehen habe, wird die Weiterentwickelung Deutschlands zeigen. Werner von der Schulenburg.

B.E.W.
ie Stadt Berlin hat ihren Vertrag mit den Berliner Elektrizität-
Werken zum ersten Oktober 1915 gekündigt und der Gesellschaft
mitgetheilt, daß die Anlagen der BEW an diesem Tag in das Eigen-
Ithum der Stadt übergehen sollen. Natürlich nicht gratis und franko,
sondern zum „Buch- oder Schätzungwerth". Es handelt sich um ein
Objekt von 125 Millionen. Keine Bagatelle also. Deshalb wird seit
Wochen das Thema „BEW und Berlin" mit hitzigem Eifer beredet.
Alle Register sind gezogen, die Kämpfe der Meinungen mit gewal-
tigem Orgelton begleitet worden. „Nieder mit dem Privatmonopol";
„An die Laterne das Großkapital"; „Es lebe das freieZRechtder Städte."
Wer berliner Bär hat sich stolz in die Höhe gereckt. Nnd der gute Bür-
ger weiß, daß es um Grundsätze geht. Die Elektroindustrie ist an-
maßend geworden und pocht auf ihr Monopol. Dem „Großkapital"
»muß man das Handwerk gründlich legen; sonst bilden sich die Geld«
protzen ein, sie brauchten sich nur hinzustellen und zu fragen: „Was
kostet Berlin?" Das ist so ungefähr die Tonart, die gegen BEW und
AEG angeschlagen wird. Auch die sachlich abwägenden Beurtheiler
des Gegenstandes scheuen sich, die Leistung der Privatgesellschaft un-
bedingt anzuerkennen, und möchten der AEG, damit sie nicht wachse,,
mindestens die Möglichkeit eines Lieferungmonopols nehmen.
BEW und AEG gehören zusammen. Die AEG hat bei der
BEW Gründerrechte. Das heißt: ihr steht das Recht zu, bei jeder
Meuemission von Aktien die Hälfte des Betrages^zum Parikurs zu
beziehen. Die AEG hat die Geschäfte der BEW zu führen, die ver-
pflichtet sind, alle baulichen und maschinellen Einrichtungen von der'
AEG zu beziehen. Die BEW müssen der AEG den elektrischen
Strom zum Selbstkostenpreis liefern. Sie haben außerdem das Pri«
vileg der Lieferung von Elektrizität innerhalb eines Kreises, dessen
Mittelpunkt das berliner Rathhaus ist und dessen Radius 30 Kilo-
Meter umfaßt. Zwei Verträge gelten also heute: einer zwischen BEW
und AEG und einer zwischen BEW und der Stadt Berlin. Der
erste Pakt war zwischen der Stadt und der AEG geschlossen worden.
An deren Stellge sind später die BEW getreten, die heute mit 64,1I>
Millionen Aktienkapital, 4,87 Millionen Reserven und 56,4 Millio-
nen Obligationen arbeiten. Die BEW hatten am dreißigsten Juni
1913 «816 Abnehmer. Angeschlossen waren: 1,76 Millionen Glüh-
lampen, 45755 Bogenlampen, 40 033 Motoren, 7338 Apparate. Die
Länge der verlegten Kabel betrug 830S Kilometer. Die Ziffern geben
einen Begriff von dem Nmfang des Unternehmens, um das der Kampf
geführt wird. Die Stadt Berlin hat die Stromversorgung einer Pri-
vatgesellschaft übertragen und sich dafür natürlich einen großen mate-
riellen Vortheil gesichert. Der bildet den Kern des Vertrages. Im
Jahr 1913 bekam der Stadtfiskus von den BEW 7,18 Millionen;
die Aktionäre schluckten nur 6,19. Das Verhältniß zwischen beiden

Zahlen deutet nicht aus eine Schädigung der Stadt. Aber die Freunde
der „Verstadtlichung" der BEW meinen, daß der Kämmerer aus die-
ser Quelle mehr Geld schöpfen könne, als ihm bisher überwiesen wurde;
deshalb verlangen sie, daß kein Vertrag mehr abgeschlossen werde.
Nachzuweisen wäre nun, daß, (nicht ein beliebiges städtisches Elektri-
zitätwerk, sondern) gerade die BEW besser verwaltet werden, wenn
sie unter dem Einfluß städtischer Beamten stehen: sonst, wenn die Lei-
stung nur bleiben könnte, wie sie bis jetzt war, dürfte man mit der
bewährten Einrichtung nicht experimentiren. Die Gegner des Privat-
unternehmens haben behauptet, daß die städtischen Werke in Köln,
Frankfurt, Aachen, Potsdam größeren Nettoüberfchuß abwerfen als
die BEW. Aber diese Behauptung ist nicht als wahr erweislich, weil
ein genauer Vergleich der verschiedenen Anlagen mit einander nicht
möglich ist. Stets wird ja auch zugegeben, daß, die Kommunalisirung
großer Privatwirthschaftbetriebe von langer Erfahrung nicht nach fest-
gelegten Grundsätzen von allgemeiner Geltung zu betreiben sei.
Die AEG hat mitgetheilt, daß Aufträge und Umsatz am dreißig-
sten April 191Ä die Summe von 784 Millionen erreichten (10Z mehr
als im Vorjahr). Läßt sich ein Wirthschaftbetrieb von so ungeheurer
Größe überhaupt noch von einem bestimmten Absatzgebiet ausschalten?
In dem Format der Leistung kann sich ein Monopol ausdrücken; gegen
diese Art' der Ueberlegenheit ist aber mit Gewalt nichts auszurichten.
Die AEG (letzten Endes richtet sich natürlich der Kampf gegen sie,
da sie ja die BEW beherrscht) wird, durch ihre innere Kraft, immer
einen gewissen Prozentsatz des Absatzes an sich ketten. Den kann ihr
auch die Stadt Berlin nicht nehmen. Käme es zu freier Konkurrenz,
so würde die AEG unter den Wettbewerbern die selbe Stellung haben,
die ihr jetzt der Vertrag giebt. Man wendet auf die großen Elektro-
concems gern das Schlagwort „Monopol" an, obwohl es durch den
Konkurrenzkampf unter den Riesen doch bündig widerlegt wird. Wenn
sTiner das Monopol hätte, also den Markt beherrschte, gäbe es keinen
Wettkampf. Wer tadelt, daß die großen Firmen einander in den Prei-
sen rücksichtlos unterbieten, darf nicht mit dem selben Athem gegen
das Elektrizitätmonopol zetern. Die Feinde des Privatbetriebes über-
sehen auch das Verhältnis in dem die Produktion der AEG zur Ge-
fammtleistung der deutschen Elektroindustrie steht. Die wird auf 1S00
Millionen Mark im Iahr geschätzt. Davon liefert die AEG vielleicht
die Hälfte. Wer 50 Prozent, im Höchstfall, kontrolirt, hat noch kein
Monopol. Dem amerikanischen Stahltrust wurde von einer staatlichen
Antersuchungskommission bescheinigt, daß die Herrschaft über 60 Pro-
zent der Produktion zwar ein Uebergewicht, doch kein unge^etzlichesMo-
nopol ergebe. Und die AEG hat kürzere Arme als die Amerikaner,
Die AEG hat nicht versucht, mit der AnsühruNg dieser Tat-
sachen ihre Position im Kampf um den Vertrag zu stärken. Sie ist,
im Gegensatz zu den Freunden der Stadt, still; und wartet. Dem Ma-
gistrat wurde eine Denkschrift überreicht, die das Angebot der Elek-

trizitätgesellschaft enthält. Deren Bedingungen werden als ungenügend bezeichnet (nicht von der Stadt, sondern von ihren Herolden), weil die Stadtpartei nichts mehr von Verträgen wissen will und überzeugt ist, daß die Kommune bessere Geschäfte mit den Merken machen wird als der Privatunternehmer. Zu beweisen ist diese Behauptung nicht; denn das Zahlenmaterial ist bisher nur von der Aktiengesellschaft geliefert worden. Die Stadt hat noch keinen Versuch gemacht, auf den sie sich berufen könnte. Kann der Nettoüberschuß des Betriebes beträchtlich gesteigert werden, dann bleibt nur die Annahme, daß, der Gewinn der AEG aus Lieferungen an die BEW einen großen Theil des Ertrages geschluckt hat. Die Beseitigung dieser „Abgabe an l«s Privatkapital" böte die einzige Möglichkeit, den Ueberschuß zu erhöhen. In der Wirklichkeit hat sich die AEG mit einem durchaus nicht hohen Zuschlag zum Selbstkostenpreis begnügt. So schlau waren die Herren doch auch, daß M mit der Kündigung des Vertrages und der ausführlichen Erörterung ihres Verhältnisses zu den BEW rechneten. Bei der großen Konkurrenz ,und dem Mißmuth, der in anderen Werken wegen der bevorzugten Stellung der BEW entstand, mußte die Geschäftsverbindung immer gegen jede Kritik gerüstet sein.
Wenn die AEG nun verlangt, daß ihr künftig 30 Prozent der Lieferungen zugesichert werden, so fordert sie nicht zu viel. Werden die Werke städtisch und schreiben sie freie Konkurrenz für ihre Lieferanten aus, so wird die AEG mindestens den dritten Theil der Aufträge nach Haus tragen. Denn die städtischen Verwalter dürfen eine Offerte, die bei niedrigem Preis beste Arbeit sichert, nicht ablehnen. Die AEG ist also gar nicht aus der Rechnung zu streichen, mag man ihr einen neuen Vertrag geben oder nicht. Die Stadt aber kann die Preise der A EG stets kontroliren: braucht sie ja nur den Angeboten der Konkurrenz zu vergleichen und kann, wenn sie ihr nicht passen, andere Bedingungen fordern. Die AEG ist bereit, der Stadt die Majorität im Aktienkapital zu überlassen. Berlin soll 20 Millionen Mark Gratisaktien bekommen, die ein verstärktes Stimmrecht haben, so daß die Ueberlegenheit der städtischen Stimmen gewahrt bleibt. Damit sind die Gegner nicht zufrieden. Die 20 Millionen ergeben, nach dem Tageskurs der BEW-Aktie, ein Kapital von A Millionen. Da die fUltie 12 Prozent Dividende bringt, müßte sie eigentlich über 170 Prozent werth sei». Ihr Kurs ist unter dem Druck der unsicheren Zukunft entstanden; die 34 Millionen sind also ein Mindestwerth. Aber die Gegner der AEG rechnen mit einem Dividendenrückgangi den die Erhöhung des Kapitals bewirken werde. Das ist nur Vermuthung. Da die AEG ein neues, großes Fernwerk zur Gewinnung billigen Stromes bauen wird (die BEW haben, zu diesem Zweck, Braunkohlenselder in der Nähe von Bitterfeld für 7 Millionen Mark angekauft) und die geplante Verbilligung des Tarifs (einmal sind die Preise für den Verbrauch schon erniedrigt worden) den Konsum steigern wird, 2iegt kein Grund vor, schlechtere Dividenden zu fürchten.

Die B EW eignen sich besondersZut zu einer gemischt-wirthschaft»
lichen Unternehmung. Von dieser Wirthschaftform hat man in letzter
Zeit oft gehört. Die Elektrizitätindustrie hat sich mit ihr ernstlich be-
schäftigt, weil sich in ihrem Bereich die Grenzlinien der Privatwirth-
schuft und des Allgemeininteresses oft genug schneiden. Freilich wird
darüber geklagt, daß, auch in einem Betrieb, der von Beamten nnd In-
dustrieleuten zugleich beaufsichtigt wird, die Geschäftsmenschen stärker
seien. Die GWU sei also nur eine Konzession an die Oeffentliche
Meinung und lasse in der Präzis Alles beim Alten. Vielleicht. Dann
wäre damit nur bewiesen, daß, die Leistungen des Privatkapitals von
einer gekünstelten Reform nicht zu entwerthen sind. Aber selbist die
Leute, die sonst für die GWE eine Lanze gebrochen haben, wollen die-
sen „Mittelweg" jetzt nicht wählen. Nun könnte man ja ruhig sagen:
„Mag die Stadt die BEW übernehmen, wenn sie durchaus will."
Die Gesellschaft hat sich mit dieser Möglichkeit abgefunden. Sie hat
schon vor Jahr und Tag den größten Theil des Aktienkapitals der
Elektrizität-Lieferung»Gesellschaft (ELG), der finanziellen Trustgesell-
schaft der AEG, erworben, um die Zukunft der eigenen Unternehmun-
gen in jedem Fall zu sichern. Die Aktionäre der BEW würden also
die Chance, die ihnen der Antheil an ihrer Gesellschaft bietet, behalten.
Die Hauptgefahr sehe ich darin, daß die VerstadtlichungderBEW,
mit ungenügender Bürgschaft für Zukunft und Erfolg, ein schlimmes
Beispiel giebt. Warum soll das Handeln der mächtigsten deutschen
Kommune nicht Nachahmer finden? Die Monopolisirung der deut-
lichen Elektrizitätindustrie durch die Städte wäre aber kein Segen.
Der Vorgang Englands beweist es; die Produktion der elektrotech-
nischen Industrie ist dort viel geringer als in Deutschland: 350 Mil-
lionen Mark im Jahreswerth gegen 1500 Millionen bei uns. Schuld
daran ist die falsche Elektrizitätpolitik, die nur von Städten nnd Graf-
schaften gemacht wird. Wo die Behörden den Lauf des elektrischen
Stromes bestimmen, fließt er viel langsamer als unter dem beleben-
den Antrieb des privaten Erwerbwillens. Soll sich die deutsche In-
dustrie auf einen Zustand ähnlicher Vereisung einrichten? Das könnte
nöthig werden, wenn Magistratsbeamte die Kaufleute in der Leitung
ablösen. Die elektrotechnische Industrie ist Kraft- und Arbeitquelle
für andere Industrien und Gewerbe. Die würden von jeder Schädigung
dieser Industrie mit betroffen. Aus der Verstadtlichung der BEW
und aus ihren Folgen könnte also eine allgemeine Industriefchwach-
heit entstehen. Und gerade die Spezialfabriten der Elektrizitätindustri.e,
die so laut gegen die AEG toben, werden vielleicht enttäuscht werden.
Die Städte können ihre Aufträge ja doch nur den billigsten und lei-
stungfähigsten Firmen geben; und den Spezialisten bliebe die Kon-
kurrenz, der sie entgehen möchten, nicht erspart. Die Stadt Berlin
aber nimmt mit der Verwaltung der BEW eine schwere Verant-
wortung auf sich. Nicht nur vor den Steuerzahlern, sondern auch vor
der Privatwirthschaft. Daran wird man sie einst mahnen. Ladon.

Wie der Krieg einst aussah.
Feldzug, den Besterreicher, Preußen und königische Franzosen im
Sommer Z7g2 gegen die französischen Iakobinerhcere begannen, bat
niemals die Gunst der Gestirne gelächelt. Das Wetter war abscheulich, die
Rnhrkrankheit wurde zur Armeeseuche und hinter dem Söldneraufwand stanS
weder ein entschlossener Volkswille noch die ruhige Kraft einer Brganisation,
die das Genie des Einzelnen und der Masse für eine weile ersetzen mag.
Heute zu lese», wie damals, in dem Gelände, wo jetzt wieder gekämpft wird,
der Krieg geführt, mit welcher beinahe behaglichen Gelassenheit von den An-
greifen: der Weg, der ans Ziel führen sollte, gesucht und beschritten wurde:
daraus entsteht ein wehmüthiges Ergötzen, Und weil Goethes „Campagne
in Frankreich" Manchem zu langwierig ist, habe ich aus dem bunten werkchen
ein paar Bruchstücke gewählt, in denen unsere Stimmung sich spiegeln könnte.
Gleich nach dem Eintritt in Frankreich stießen beim Rekognofziren fünf
Eskadronen Husaren auf tausend Chasseurs, die von Sedan her unser vor»
rüclen beobachten sollten, Die Unsrigen, wohl geführt, griffen an; und da
die Gegenseitigen sich tapfer wehrten, auch keinen Pardon annehmen woll-
ten, gab es ein gräulich Gemetzel, worin wir siegten, Gefangene machten,
Pferde, Karabiner und Säbcl erbeuteten, durch welches Vorspiel der kriege-
rische Gcist erhöht, Hoffnung und Zutrauen fester gegründet wurden. Der
Aufbruch aus diesen halb erstarrten Eid» und Wafscrwogen geschah langsam
und nicht ohne Beschwerde: denn wie sollte man Zelte und Gepäck, Mon»
tnrcn und Sonstiges nur einigermaßen reinlich halten, da sich keine trockene
Stelle fand, wo man irgendetwas hälte zurechtlegen und ausbreiten können!
Die Aufmerksamkeit jedoch, welche die höchsten Heerführer diesem Abma sch
zuwendeten, gab uns frisches ve> trauen. Auf das Strengste war alles Fuhr-
werk hinter die Kolonne beordert, nur jeder Rcgimcntschef berechtigt, eine
Chaise vor seinem Zug hergeben zu lassen; da ich denn das Glück hatte, im
leichten, offenen Wägelchen die Lauptarniee sür diesmal anzuführen , .. Uebcr
Hügel und Thal sahen wir des Königs (von Preußen) Majestät sich eifrig zu
Pferde bewegend, wie den Kern eines Kometen von einem langen, schweif-
arligen Gefolge begleitet. Kaum war jedoch dieses Phänomen mit Blitzes-
schnelle vor uns vorbei geschwunden, als ein zweites von einer anderen Seite
den Hügel klönte oder das Thal erfüllte. Es war der Herzog von Braun»
schweig, der Elemente gleicher Art an und nach sich zog. wir nun, obgleich
mehr ziun Beobachten als zum Beurtheilen geneigt, konnten doch der Be-
trachtung nicht ausweichen, welche von beiden Gewalten denn eigentlich die
obere sei; welche wohl im zweifelhaften Fall zu entscheiden habe. Unbeant-
wortete Fragen, die uns nur Zweifel und Bedenklichkeit zurückließen. Man
hörte die Kanonade von Thionville (Dudenhofen) und wünschte jener Seite
guten Erfolg, Abends erquickten wir uns im Lager bei Pills», Eine lieb-
liche walöwiese nahm uns ans: der Schatten erfrischte schon, zum Kiichcnfeuer
war Gcstlüvv genng bereit; ein Bach floß vorbei und bildete zwei klare Bassins,
die beide sogleich von Mensä'en und Thiercn sollten getrübt werde». Das

«ine gab ich frei, vertheidigte das andere mit Heftigkeit und ließ es, sogleich mit Pfählen und Stricken umziehen, Vhne Lärm gegen die Zudringlichen ging es nicht ab, Da fragte einer von unseren Reitern den anderen, die eben ganz gelassen an ibrem Zeug putzten: ,,!ver ist denn Der, der sich so mausig macht?" „Ich weiß nicht", versetzte der andere, „«''er er hat Recht."
Also kamen nun Preußen und Vesterreicher und cin Theil von Frankreich, auf französischem Boden ihr Kricashandwerk zu treiben. In wessen Macht und Gewalt thaten sie Das? Sie konnten es in eignem Namen thun: Zier Krieg war ihnen zum Theil erklärt, ihr Bund mar kein Geheimniß; aber nun ward noch ein vorwand erfunden, Sie traten auf im Namen Ludwigs des Sechzehnten; sie requirirtcn nicht, abcr sie borgten gewaltsam. TNan hatte Bons drucken lassen, die der Aommandirende unterzeichnete, Derjenige aber, der sie in Händen hatte, nach Befund beliebig ausfüllte; Ludwig XVI. sollte bezahlen, vielleicht hat nach dem Manifest nichts so sehr das Volk gegen das Königthum aufgehetzt wie diese Vehcmdlungart. Ich war selbst bei einer solchen Szene gegenwärtig, deren ich mich als höchst tragisch erinnere. Mehrere Schäfer mochten ihre Heerde« vereinigt haben, um sie in N'äldern oder sonst abgelegenen Brten sicher zu verbergen; von ^häligen Patrouillen aber aufgegriffen und zur Armee geführt, sahen sie sich zuerst wohl und freundlich empfangen. Man fragte nach den verschiedenen Besitzern, man sonderte und zählte die einzelnen Heerden. Sorge und Furcht, doch mit einiger Hoffnung schwebte auf den Gesichtern der tüchtigen Männer. Als sich aber dieses Verfahren dahin auflöste, daß man die Heerden unter Regimenter und Eompagnien vertheilte, den Besitzern hingegen ganz höflich auf Ludwig den Sechzehnten gestellte Papiere überreichte, indessen ihre wolligen Zöglinge von den ungeduldigen, fleischlustigen Soldaten vor ihren Füßen ermordet wurden: so gesteh' ich wohl, es ist mir nicht leicht eine grausamere Szene und ein tieferer männlicher Schmerz in allen seinen Abstufungen jemals vor Augen und zur Seele gekommen. Die griechischen Tragoedien allein chabcn so einfach tief Ergreifendes.
vom heutigen Tag, der uns gegen Verdun bringen sollte, versprachen wir uns Abenteuer; und sie blieben nicht aus. Der auf- und abwärts gehende weg war schon besser getrocknet, das Fuhrwerk zog ungehinderter dahin, die Reiter bewegten sich leichter und vergnüglich, Es hatte sich eine muntere Gesellschaft zusammengefunden, die, wohl beritten, so weit vorging, bis sie einen Zug Husaren antraf, der den eigentlichen vortrab der Hauptarmee machte. Der Rittmeister, ein gesetzter Mann, schon über die mittleren Jahre, schien unsere Ankunft nicht gern zu sehen. Die strengste Aufmerksamkeit war ihm empfohlen: Alles sollte mit Vorsicht geschehen, jede unangenehme Zufälligkeit klüglich beseitigt werden. Er hatte feine Leute kunstmäßig vertheilt; sie rückten einzeln vor in gewissen Entfernungen und Alles begab sich in der größten Brdnung und Ruhe. Menschenleer war die Gegend, die äußerste Einsamkeit ahnungvoll. So ivar.'n wir, Hügel auf, Hügel ab, über Mangienne, Damvillers, Wauville und Brmont gckommc«,, als auf girier Höhe, die eine schöne Aussicht gewährte, rechts in den Weinbergen ein Schuß fiel, worauf die Husaren sogleich zufuhren, die nächste Umgebung zu

untersuchen, Sie brachten auch wirklich einen schwarzhaarigen, bärtigen
Mann herbei, der ziemlich wild aussah und bei dem man ein schlechtes Ter-
zerol gefunden hatte. Er sagte trotzig, daß er die Vögel aus seinem Wein-
berg verscheuche und Niemand etwas zu Leide thue. Der Rittmeister schien,-
bei stiller Ueberlegung, diesen Fall mit seinen gemessenen Drdres zusammen»
zuhalten und entließ den bedrohten Gefangenen mit einigen Hieben, die der
Kerl so eilig mit auf den Weg nahm, daß man ihm seinen Hut mit großem
Lustgeschrei nachwarf, den er aber aufzunehmen keinen Beruf empfand.
Der Morgen war frisch, aber trocken; wir gingen, theils gebraten, theils
erstarrt, wieder auf und ab und sahen an den weinbergsmcmcrn sich auf ein-
mal Etwas regen. Es war ein Piket Jäger, das die Nacht da zugebracht
hatte, nun aber Büchse und Tornister wieder aufnahm, hinab in die nieder-
gebrannten Vorstädte zog, um von da aus die Wälle zu beunruhigen. Einem
wahrscheinlichen Tod entgegengehend, sangen sie sehr libertine Lieder, in dieser
Tage vielleicht verzeihbar. Kaum verließen sie die Stätte, als ich auf der
Mauer, an der sie geruht, ein sehr auffallendes geologisches Phänomen zu
bemerken glaubte: ich sah auf dem von Kalkstein errichteten weißen MSuer-
chen ein Gesims von hellgrünen Steinen völlig von der Farbe des Jaspis und
war höchlich betroffen, wie mitten in diesen Kalkflözen eine so merkwürdige
Steinart m solcher Menge sich sollte gefunden haben. Auf die eigenste weise
ward ich jedoch entzaubert, als ich, auf das Gespenst losgehend, sogleich be-
bemerkte, daß es das Innere von verschimmeltem Brot sei, das, den Jägern
nngenießbar, mit gutem Humor ausgeschnitten und zu Verzierung der Mauer
ausgebreitet worden. Hier gab es nun sogleich Gelegenheit, von der, seit
wir in Leindesland eingetreten, immer wieder zur Sprache kommenden Ver-
giftung zu reden; welche freilich ein kriegendes Heer mit panischem Schrecken
erfüllt, indem nicht allein jede vom wirth angebotene Speise, sondern auch
das selbstgebackene Brot verdächtig wird, dessen innerer, schnell sich entwickeln-
der Schimmel ganz natürlichen Ursachen zuzuschreiben ist.
Es war den ersten September früh um acht Uhr, als das Bombardement
der Festung verdun aufhörte, ob man gleich noch immerfort Kugeln hinüber
und herüber wechselte. Besonders hatten die Belagerten einen Vierund-
zwanzigpfünder gegen uns gekehrt, dessen sparsame Schüsse sie mehr zum
Scherz als Ernst verwendeten. Ans der freien Höhe zur Seite der Weinberge,
gerade im Angesichte dieses gröbsten Geschützes, waren zwei Husaren zu Pferd
aufgestellt, um Stadt und Zwischenraum aufmerksam zu beobachten. Diese
blieben die Zeit ihrer postirung über unangefochten. Weil aber bei der Ab-
lösung sich nicht allein die Zahl der Mannschaft vermehrte, sondern auch
manche Zuschauer in diesem Augenblick herbeiliefen und ein tüchtiger Klump
Menschen zusammenkam, so hielten Jene ihre Ladung bereit. Ich stand in
diesem Augenblick mit dem Rücken dem ungefähr hundert Schritt entfernten
Husaren- und volkstruxp zugekehrt, mich mit einem Freund besprechend, als
auf einmal der grimmige, pfeifend-schmetternde Ton hinter mir hersauste, so
daß ich mich auf dem Absatz herumdrehte, ohne sagen zu können, ob der Ton,
die bewegte Luft, eine innere psychische, sittliche Anregung dieses Umkehren
hervorgebracht. Ich sah die Kugel weit hinter der auseinander gestobenen

Menge noch durch einige Zäune rieochetiren. Mit großem Geschrei lief man
ihr nach, als sie aufgehört hatte, furchtbar zu sein; Niemand war getroffen;
und die Glücklichen, die sich dieser runden Eisenmasse bemächtigt, trugen sie
im Triumph umher.
Gegen Mittag wurde die Stadt zum zweiten Mal aufgefordert und
<rbat sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, Diese nutzten auch wir, uns
etwas bequemer einzurichten, um zu proviantiren, die Gegend umher zu be-
reiten, Einige Unglücksfälle versetzten uns wieder bald in Kriegszustand.
Ein Offizier von der Artillerie suchte sein Pferd zu tränken; der Wassermangel
in der Gegend war allgemein; eine lguelle, an der er vorbeiritt, lag nicht
'flach c enug, er begab sich nach der nah fließenden Maas, wo er an einem
abhängigen Ufer versank; das Pferd hatte sich gerettet, ihn trug man tot
vorbei, Kurz darauf sah und hörle man eine starke Explosion im österreichi-
schen Lager, an dem Hügel, zu dem wir hinaufsehen konnten; Kncill und
Dampf wiederholte sich einigemal. Bei einer Bombenfüllung war durch Un-
vorsichtigkeit Feuer entstanden, das höchste Gefahr drohte; es theilte sich schon
gefüllten Bomben mit und man hatte zu fürchten, der ganze Vorrath möchte
in die Luft gehen. Bald aber war die Sorge gestillt durch rühmliche That
kaiserlicher Soldaten, welche, die bedrohende Gefahr verachtend, Pulver und
gefüllte Bomben aus dem Zeitraum eilig hinaustrugen So ging auch dieser
Tag hin. Am andern Morgen ergab sich die Stadt nnd ward in Besitz genommen.
Früh, am dritten September, hatte sich eine Gesellschaft zusammen-
gefunden, an die ich mich anschloß, nach der Stadt zu reiten. wir fanden
gleich beim Eintritt große frühere Anstalten, die auf einen längeren Wider-
stand hindeuteten: das Straßcnpflaster war in der Mitte durchaus aufgehoben
und gegen die Häuser angehäuft; das feuchte Wetter machte deshalb das
Umherwandeln nicht erfreulich, wir besuchte» aber sogleich die nament it'
gerühmten Läden, wo der beste Liqueur aller Art zu haben war, wir probirten
ihn durch und versorgten »us mit mancherlei Sorten, Unter anderen war
einer Namens Lgnme numsiri, welcher, weniger süs;, aber stärker, ganz be-
sonders erquickte. Auch die Drageen, überzuckerte kleine Gewürzkörner in
sauberen eylindrischen Dculeu, wurden nicht abgewiesen. Bei so vielem Guten
gedachte man nun der lieben Zurückgelassenen, denen Dergleichen am fried-
lichen Ufer der Ilm gar wohl behagen möchte, Kistchcn wurden gepickt;
gefällige, wohlwollende Conricrc, das bisherige Ariegsglück in Deutschland zu
melden beauftragt, waren geneigt, sich mit einigem Gepäck dieser Art zu
belasten, wodurch sich denn die Freundinnen zu Hause in höchster Beruhigung
überzeugen mochten, daß wir in emein Lande wallfnhrtetcn, wo Geist und
Süßigkeit niemals ausgehen dürfen.
Als wir nun darauf die theilweise verletzte und verwüstete Stadt be-
schauten, waren wir veranlaßt, die Bemerkung zu wiederholen, daß bei solchem
Unalück, welches der Mensch dem Menschen bereitet, wie bei dem, was die
Natur uns zuschickt, einzelne Fälle vorkommen, die ans eine Schickung, eine
günstige vorsehung hinzudeuten scheinen. Der untere Stock eines Eckhauses
auf dem Markt ließ einen von vielen Fenstern wohl erleuchteten Fayeneeladen
sehen; man machte uns aufmerksam, daß eine Bombe, von dem Platz auf-

schlagend, an den schwachen steinernen Thürpfostcn des Ladens gefahren, von»
ihm aber wieder abgewiesen, andere Richtung genommen habe. Der Thür-
pfosten war wirklich beschädigt, aber er hatte die Pflicht eines guten vor-
sechters gethan; die Glanzfülle des oberflächlichen Porzellans stand in wieder'»
spiegelnder Herrlichkeit hinter den wasserhcllen, wohlgexutzten Fenstern.
Mittags am wirthstischc winden wir mit guten Schöxscnkeulen und
Mein von Bar traklirt, den man, weil er nicht verfahren werden kann, inr
Lande selbst aufsuchen und genießen muß. Nun ist aber an solchen Tischen
Sitte, daß man wohl Löffel, jedoch weder Messer noch Gabel erhält, die man
daher mitbringen muß von dieser Landesart unterrichtet, hatten wir schon
solche Bestecke angeschafft die man dort, flach und zierlich gearbeitet, zu kaufen
findet. Muntere resolute Mädchen warteten ans, nach der selben Art und
weise, wie sie vor einigen Tagen ihrer Garnison noch aufgewartet hatten^
Aber auch für solidere Genüsse war gesorgt: denn wie man geh.'fft
und vermuthet hatte, fanden sich die besten und reichlichsten vorräthe in der
Festung und man eilte, vielleicht nur zu sehr, sich daran zu erholen. Ich
konnte gar wohl bemerken, daß man mit geräuchertem Speck und Fleisch^
mit Reis und Linsen und anderen guten und nothwendigen Dingen nicht
haushältifch genug verfahre, welches in unserer Lage bedenklich schien. Lustig
dagegen war die Art, wie ein Zeughaus oder Waffensammlung aller Art
ganz gelassen geplündert ward. In ein Kloster hatte man allerlei Gewehre,
mehr alte als neue, und mancherlei seltsame Dinge gebracht, womit der Mensche
der sich zu wehren Lust hat, den Gegner abhält oder wohl gar erlegt. Mit
jener sanften Plünderung aber verhielt es sich folgendermaßen. Als nach
eingenommener Stadt die hohen Mil,tärxersoncn sich von den vorräthcn aller
Art zu überzeugen gedachten, begaben sie sich ebenfalls in diese Waffen-
sammlung, und indem sie solche für das allgemeine Kricgsbednrfniß m Anspruch
nahmen, fanden sie manches Besondere, welches dem Einzelnen zu besitz n
nicht unangenehm wäre, und Niemand war leicht mit Musterung dieser Waffen
beschäftigt, der nicht auch für sich Etwas heransgcmustcrt hätte. Dies gi»K
nun durch alle Grade durch, bis dieser Schatz zulegt beinahe ganz ins Freie
fiel. Nun gab Jedermann der anacstellten wache ein kleines Trinkgeld, um
sich diese Sammlung zu besehen, und nahm dabei mit heraus, was ihm anstehen
mochte. Mein Diener erbeutete auf diese weise einen flachen, hohen Stock,
der, mit Bindfaden stark und geschickt umwunden, dem ersten Anblick nach
nichts weiter erwarten ließ; seine Schwere aber deutete auf einen gefährlichen
Inhalt: auch enthielt er eine sehr breite, wohl vier Fuß lange Degenklinge,
womit eine kräftige Faust Wunder gethan hätte. So zwischen Brdnung und
Unordnung, zwischen Erhalten und verderben, zwischen Rauben und Bezahlen
lebte man immerhin; und Dies mag es wohl sein, was den Krieg für das
Gcmüth eigentlich verderblich macht. Man spielt den Kühnen, Zerstörende,,,
dann wieder de» Sanften, Belebenden; man gewöhnt sich an Phrase», mitten
in dem verzweifeltste» Zustand Hoffnung zu erregen und zu beleben; hier-
durch entsteht nun eine Art von Heuchelei, die einen besonderen Tharakter
hat und sich von der pfäsfischen, höfischen, oder wie sie sonst heißen mögen,
aanz eigen unterscheidet.

Am dreizehnten September gab es eine Art von erschütternder Bewegung
und zugleich von Hoffnung: man hörte auf nnsrem rechten Flügel stark ka>
»oniren und sagte sich: General LIcrfayt sei aus den Niederlanden ange-
kommen und habe die Franzosen auf ihrer linken Flanke angegriffen. Alles
war äußerst gespannt, den Erfolg zu vernehmen.
Ich litt nach dem Hauptquartier, um näher zu erfahren, was die Ka-
nonade bedeute und was eigentlich zu erroarlcn sei. INan wußte daselbst noch
nichts genau, als 'daß General Clerfayt mit den Franzosen handgemein sein
müsse. Ich traf auf den Major von Weyrach, der sich aus Ungeduld und
Langeweile soeben zu Pferde setzte und an die Vorposten reiten wollte; ich
begleitete ihn und wir gelangten bald auf eine Höhe, wo man sich weit ge-
nug umsehen konnte, Wir trafen auf einen Husarcnpostcn und sprachen mit
dem Bffizier, einem jungen hübschen Mann. Die Kanonade war weit über
Grandpree hinaus und er hatte Brdre, nicht vorwärts zu gehen, um nicht
ohne Noth eine Bewegung zu verursachen, Mr hatten uns nicht lange be-
sprochen, als Prinz Louis Ferdinand mit einigem Gefolge ankam, nach kurzer
Begrüßung und Hin» und Wiederrcdcn von dem Bffizier verlangte, daß er
vorwärts gehen solle. Dieser that dringende vorstellungen, worauf der Prinz
aber nicht achtete, sondern vorwärts ritt, dem wir denn Alle folge» mußten,
Mr waren nicht weit gekommen, als ein französischer Jäger sich von fern
sehen ließ, an uns bis auf Büchsenschußweite heransprengte und sodann, um-
kehrend, eben so schnell wieder verschwand. Ihm folgte der zweite, dann der
dritte, welche ebenfalls wieder verschwanden, Der vierte aber, wahrscheinlich
der erste, schoß die Büchse ganz ernstlich auf uns ab; man konnte die Kugel
deutlich pfeifen hören. Der Prinz ließ sich nicht irren und Jene trieben auch'
ihr Handwerk, so daß mehrere Schüsse fielen, indem wir unseren weg ver-
folgten. Ich hatte den Bffizier manchmal angesehen, der zwischen seiner
Pflicht und zwischen dem Respekt vor einem königlichen Prinzen in der größten
Verlegenheit schwankte. Er glaubte wohl, in meinen Blicken etwas Theil-
nehmcndes zu lesen, riit auf mich zu und sagte: „Wenn Sie irgendetwas auf
den Prinzen vermögen, so ersuchen Sie ihn, zurückzugehen; er setzt mich der
größten Verantwortung aus: ich habe den strengsten Befehl, meinen ange-
wiesenen Posten nicht zu verlassen, und es ist nichts vernünftiger, als daß
wir den Feind nicht reizen, der hinter Grandpree in einer festen Stellung ge-
lagert ist. Kehrt der Prinz nicht um, so ist in Kurzem die ganze vorxostcn-
kette alarmirt, man weiß im Hauptquartier nicht, was es heißen soll, und der
erste Verdruß ergeht über mich ganz ohne meine Schuld." Ich ritt an den
Prinzen heran und sagte: „INan erzeigt mir soeben die Ehre, mir einigen
Einfluß auf Ihro Hoheit zuzutrauen; deshalb ich um geneigtes Gehör bitte."
Ich brachte ihm darauf die Sache mit Klarheit vor, welches kaum nöthig ge-
wesen wäre: denn er sah selbst Alles vor sich und war freundlich genug, mit
einigen guten Worten sogleich umzukehren, worauf denn auch die Jäger ver»
schwanden und zu schießen aufhörten. Der Offizier dankte mir aufs verbind-
lichste: und man sieht hieraus, daß ein Vermittler überall willkommen ist.
Nach und nach klärte sichs auf. Die Stellung Dumouriez' bei Grandpree
war höchst fest und vortheill^ift; daß er auf seinem rechten Flügel nicht an-

zugreifen sei, wußte man wohl; auf seiner Linken waren zwei bedeutende
Pässe, La Croiz au Bois und Le Chesne le populeuz, beide wohl verhauen
und für unzugänglich gehalten; allein der letzte war einem Offizier anvertraut,
einem dergleichen Auftrag nicht gewachsenen oder nachlässigen. Die Bester-
reicher griffen an; bei der ersten Attaque blieb der Prinz von Ligne der
Sohn; sodann aber gelang es, man überwältigte den Posten und der große
Plan Dumouriez' war zerstört; er mußte seine Stellung verlassen und sich die
Aisne hinaufwärts ziehen: und preußische Husaren konnren durch den paß
dringen und jenseits des Argonner Waldes nachsetzen, Sie verbreitete» einen
solchen panischen Schrecken über das französische Heer, daß zehntausend Mann
vor fünfhundert flohen und nur mit Mühe konnten zum Stehen gebracht und
wieder gesammelt werden; wobei sich das Regiment Chamborand besonders
hervorthat und den Unserigcn ein weiteres Vordringen verwehrte, welche, ohne»
hin nur gewissermaßen auf Rekognoszircn ausgeschickt, siegreich mit Freuden
zurückkehrten und nicht leugneten, einige Wagen gute Beute gemacht zu haben.
In das unmittelbar Brauchbare, Geld und Kleidung, hatten sie sich gctheilt,
mir aber als einem Kanzleimann kamen die Papiere zu Gut, worunter ich
einige ältere Befehle Lafayettes (des früheren Bbcrbefchlshabcrs) und mehrere
höchst sauber geschriebene Listen fand, was mich aber am Meisten überraschte,
war ein ziemlich neuer Monitenr. Dieser Druck, dieses Format, mit dem man
seit einigen Jahren ununterbrochen bekannt gewesen und die man nun seit
mehreren Wochen nicht gesehen, begrüßten mich auf eine etwas unfreundliche
Weise, indem ein lakonischer Artikel vom dritten September mir drohend zu-
rief: Les ?russiens pourront venir ä I^aris, msis ils n'en sorliront pss. Also
hielt man denn doch in Paris für möglich, wir könnten hingelangen; daß wir
wieder zurückkehrten, dafür mochten die oberen Gewalten sorgen.

Die schreckliche Lage, in der man sich zwischen Erde und Himmel befand,
war einigermaßen erleichtert, als man die Armee zurücken und eine Abtheilung
der Avantgarde nach der anderen vorwärts ziehen sah, Endlich kam die Reibe
auch an uns: wir gelangten über Hügel, durch Thüle,, Weinberge vorbei, an
denen man sich auch wohl erquickte. Man kam sodann zu aufgehellter Stunde
in eine freiere Gegend nnd sah in einem freundlichen Thal der Aire das Schloß
von Grandxrec auf einer Höhe sehr wohl gelegen, eben an dem Punkt, wo
genannter Fluß sich westwärts zwischen die Hügel drängt, um auf der Gegen-
seite des Gebirges sich mit der Aisne zu verbinden, deren Gewässer,, immer
dem Sonnenuntergang zu, durch vcrmittelung der Bise endlich in die Leine
gelangen; woraus denn ersichtlich, daß der Gebirgsrücken, der uns von der Maas
trennte, zwar nicht von bedeutender Höhe, doch von entschiedenem Einfluß auf
den Wasserlauf, uns in eine andere Flußregion zu nöthigcn geeignet war'

Auf diesem Zuge gelangte ich zufällig in das Gefolge des Königs,
dann des Herzogs von Braunschweig; ich unterhielt mich mit dein Fürsten
Reuß und anderen diplomatisch-militärischen Bekannten. Diese Reitermassen
machten zu der angenehmen Landschaft eine reiche Staffage; man hätte einen
van der Meulcn gewünscht, um solchen Zug zu verewigen: Alles war heiter,
munter, voll Zuversicht und heldenhaft. Einige Dörfer brannten zwar vor
uns auf, allein der Rauch thut in einem Ariegsbilde auch nicht übel. Man

hatte, so hieß es, aus den Häusern auf den vortrab geschossen und dieser,
nach Kriegsrccht, sogleich die Selbstrache geübt. <Ls ward getadelt, war aber
nicht zu ändern; dagegen nahm man die Weinberge in Schutz, von denen
sich die Besitzer doch keine große Lese versprechen durften; und so ging es
zwischen freund- und feindfäligem Betragen immer vorwärts.
wir gelangten, Grandpree hinter uns lassend, an und über die Aisnc
und lagerten bei Vaur les Mourons; hier waren wir nun in der verrufenen
Champagne, es sah aber so übel noch nicht aus. Uebcr dem Wasser an der
Sonnenseite erstreckten sich mohlgehaltene Weinberge, und wo man Dörfer
und Scheunen visitirte, fanden sich Nahrungmittcl genug für Menschen und
Thiere, nur leider der Weizen nicht ausgcdroschen, noch weniger genügsame
Mühlen, ihn zu mahlen; Gefen zum Backen waren auch selten und so fing
es wirklich an, sich einem tantalischen Sustande zu nähern.
Dergleichen Betrachtungen anzustellen, versammelte sich eine große Ge-
fellschaft, die überhaupt, wo es Halt gab, sich immer mit einigem Zutrauen,
besonders beim Nachmittagskaffee, zusammenfügte; sie bestand aus wunder-
lichen Elementen, Deutschen und Franzosen, Kriegern und Diplomaten, Alles
bedeutende Personen, erfahren, klug, geistreich, aufgeregt durch die Wichtig-
keit des Augenblicks, Männer, sämmtlich von Werth und Würde, aber doch
eigentlich nicht in den inneren Rath gezogen und also, desto mehr bemüht,
auszusinnen, was beschlossen sein, was geschehen könnte,
Dnmouriez, als er den Paß von Grandpree nicht länger halten konnte,
hatte sich die Aisnc hinaufgezogen, und da ihm der Rücken durch die Islettcn
gesichert war, sich auf die Höhen von Sainte-Menehonld, die Front gegen
Frankreich, gestellt. Wir waren dnrch den engen Paß hereingedrungen, hatten
uneroberte Festen, Sedan, Montmedy, Stenay im Rücken und an der Seite, die
uns jede Zufuhr »ach Belieben erschweren lonntcn. Wir betraten beim
schlimmsten Metter ein seltsames Land, dessen undankbarer Kalkboden nur
kümmerlich ausgestreute Vrtschaften ernähren konnte. Freilich lag Rheims,
Chalons und ihre gesegnete» Umgebungen nicht fern, man konnte hoffen, sich
vorwärts zu erholen. Die Gesellschaft überzeugte sich daher beinahe ein-
stimmig, daß man auf Rheims marschiren und sich Lhalons bemächtigen
müsse; Dnmouriez könne sich in feiner vortheilhafe» Stellung alsdann nicht
ruhig verhalten, eine Schlacht wäre unvermeidlich, wo es auch sei; man
glaubte, sie schon gewonnen zu haben.
Am Nennzehnten, nachmittags, gelangten wir endlich Nach Massiges,
nur noch wenige Stunden vom Feind; das Lager war abgesteckt und wir
bezogen den für uns bestimmten Raum, Schon waren pfähle geschlagen,
die Pferde dran gebunden, Feuer angezündet und der Küchenwagcn that sich
auf, Ganz unerwartet kam daher das Gerücht, das Lager solle nicht Statt
haben: denn es sei die Nachricht angekommen, das französische Heer ziehe
sich von Sainte-Menehould auf Chalons; der König wolle die Franzosen nicht
entwischen lassen und habe daher Befehl zum Aufbruch gegeben. Ich suchte
an der rechten Schmiede hierüber Gewißheit und vernahm Das, was ich
schon gehört hatte, nur mit deni Zusatz, auf diese unsichere und unwahr-
scheinliche Nachricht sei der Herzog von Weimar und der General Hermann

Search in this volume

Search in this text [ ] Find

hatte, so hieß es, aus den Häusern auf den vortrab geschossen und dieser,
nach Kriegsrccht, sogleich die Selbstrache geübt. <Ls ward getadelt, war aber
nicht zu ändern; dagegen nahm man die Weinberge in Schutz, von denen
sich die Besitzer doch keine große Lese versprechen durften; und so ging es
zwischen freund- und feindfäligem Betragen immer vorwärts.
wir gelangten, Grandpree hinter uns lassend, an und über die Aisnc
und lagerten bei Vaur les Mourons; hier waren wir nun in der verrufenen
Champagne, es sah aber so übel noch nicht aus. Uebcr dem Wasser an der
Sonnenseite erstreckten sich mohlgehaltene Weinberge, und wo man Dörfer
und Scheunen visitirte, fanden sich Nahrungmittcl genug für Menschen und
Thiere, nur leider der Weizen nicht ausgcdroschen, noch weniger genügsame
Mühlen, ihn zu mahlen; Gefen zum Backen waren auch selten und so fing
es wirklich an, sich einem tantalischen Sustande zu nähern.
Dergleichen Betrachtungen anzustellen, versammelte sich eine große Ge-
fellschaft, die überhaupt, wo es Halt gab, sich immer mit einigem Zutrauen,
besonders beim Nachmittagskaffee, zusammenfügte; sie bestand aus wunder-
lichen Elementen, Deutschen und Franzosen, Kriegern und Diplomaten, Alles
bedeutende Personen, erfahren, klug, geistreich, aufgeregt durch die Wichtig-
keit des Augenblicks, Männer, sämmtlich von Werth und Würde, aber doch
eigentlich nicht in den inneren Rath gezogen und also, desto mehr bemüht,
auszusinnen, was beschlossen sein, was geschehen könnte,
Dnmouriez, als er den Paß von Grandpree nicht länger halten konnte,
hatte sich die Aisnc hinaufgezogen, und da ihm der Rücken durch die Islettcn
gesichert war, sich auf die Höhen von Sainte-Menehonld, die Front gegen
Frankreich, gestellt. Wir waren dnrch den engen Paß hereingedrungen, hatten
uneroberte Festen, Sedan, Montmedy, Stenay im Rücken und an der Seite, die
uns jede Zufuhr »ach Belieben erschweren lonntcn. Wir betraten beim
schlimmsten Metter ein seltsames Land, dessen undankbarer Kalkboden nur
kümmerlich ausgestreute Vrtschaften ernähren konnte. Freilich lag Rheims,
Chalons und ihre gesegnete» Umgebungen nicht fern, man konnte hoffen, sich
vorwärts zu erholen. Die Gesellschaft überzeugte sich daher beinahe ein-
stimmig, daß man auf Rheims marschiren und sich Lhalons bemächtigen
müsse; Dnmouriez könne sich in feiner vortheilhafe» Stellung alsdann nicht
ruhig verhalten, eine Schlacht wäre unvermeidlich, wo es auch sei; man
glaubte, sie schon gewonnen zu haben.
Am Nennzehnten, nachmittags, gelangten wir endlich Nach Massiges,
nur noch wenige Stunden vom Feind; das Lager war abgesteckt und wir
bezogen den für uns bestimmten Raum, Schon waren pfähle geschlagen,
die Pferde dran gebunden, Feuer angezündet und der Küchenwagcn that sich
auf, Ganz unerwartet kam daher das Gerücht, das Lager solle nicht Statt
haben: denn es sei die Nachricht angekommen, das französische Heer ziehe
sich von Sainte-Menehould auf Chalons; der König wolle die Franzosen nicht
entwischen lassen und habe daher Befehl zum Aufbruch gegeben. Ich suchte
an der rechten Schmiede hierüber Gewißheit und vernahm Das, was ich
schon gehört hatte, nur mit deni Zusatz, auf diese unsichere und unwahr-
scheinliche Nachricht sei der Herzog von Weimar und der General Hermann

mit eben den Husaren, welche die Unruhe erregt, vorgegangen. Nach einiger
Hcit kamen diese Generale zurück und versicherten, es sei nicht die geringste
Bewegung zu bemerken; auch mußten jene Patrouillen gestehen, daß sie das
Gemeldete mehr geschlossen als gesehen hätten. Die Anregung aber war
einmal gegeben; und der Befehl lautete, die Armee solle vorrücken, jedoch
ohne das mindeste Gepäck: alles Fuhrwerk sollte bis Maison Champagne
zurückkehren, dort eine Wagenburg bilden und den, wie man voraussetzte^
glücklichen Ausgang einer Schlacht abwarten.
Nicht einen Augenblick zweifelhaft, was zu thun sei, überließ ich wagen,
Gepäck und Pferde meinem entschlossenen sorgfältigen Bedienten und setzte
mich ntit den Kriegsgcnossen alsobald zu Pferde. Es war schon früher mehr-
mals zur Sprache gekommen, daß, wer sich in einen Kriegszug einlasse,
durck aus bei den regulirten Truppen, welche Abthcilung es auch sei, an die
er sich angeschlossen, fest bleiben und keine Gefahr scheuen solle: denn was
uns auch da betreffe, sei immer ehrenvoll; dahingegen bei der Bagage, beim
Troß oder sonst zu verweilen, zugleich gefährlich und schmählich. Und so
hatte ich auch mit den Offizieren des Regiments abgeredet, daß ich mich
immer an sie und wo möglich an die Leibschwadron anschließen welle, weil
ja dadurch ein so schönes und gutes Verhältnis; nur immer besser befestigt
werden könne, Der weg war das kleine Wasser die Tourbc hinauf vorgezcichnct,
durch das traurigsie Thal von der Welt, zwischen niedrigen Hügeln, ohne Baum
und Busch; es war befohlen und eingeschärft, in aller Stille zu marschiren,
als wenn wir den Feind überfallen wollten, der doch in seiner Stellung das
Heranrücken einer Masse von fünfzigtansend Mann wohl mochte erfahren
haben. Die Nacht brach ein; weder Mond noch Sterne leuchteten am Himmel,
es pfiff ein wüster wind; die stille Bewegung einer so großen Mensch cn-
reihe in tiefer Finsterniß war ein höchst Eigenes. Indem man neben der
Kolonne herritt, begegnete man mehreren bekannten Bffizieren, die hin und
wieder sprengten, um die Bewegung des Marsches bald zu beschleunigen,
bcrd zu retardiren. Ulan besprach sich, man hielt still, man versammelte
sich. So hatte sich ein Kreis von vielleicht zwölf Bekannten und Unbekannten
zusammengefunden; man fragte, klagte, wunderte sich, schalt und raisonnirte:
das gestörte Mittagessen konnte man dem Heerführer nicht verzeihen. Ein
munterer Gast wünschte sich Bratwurst und Brot, ein anderer sprang gleich
mit seinen wünschen zum Rehbraten und Sardellensalat; da das Alles aber
unentgeltlich geschah, fehlte es auch nicht an Pasteten und sonstigen Lecker-
bissen, nicht an den köstlichsten weinen: und ein so vollkommenes Gastmahl
war beisammen, daß endlich Einer, dessen Appetit übermäßig rege geworden,
die ganze Gesellschaft verwünschte und die Pein einer aufgeregten Einbildungs-
kraft im Gegensatz des größten Mangels ganz unerträglich schalt. Man ver-
lor sich auseinander und der Einzelne war nicht besser daran als Alle zusammen.
So gelangten wir bis Somme»Tourbe, wo man Halt machte: der König
war in einem Gasthof abgetreten, vor dessen Thür der Herzog von Braun-
fchwcig in einer Art Laube Hauptquartier und Kanzlei errichtete. Der Platz
war groß; es brannten mehrere Feuer, durch große Bündel wcinpfählc ggr
lebhaft unterhalten. Der Fürst Feldmarschall tadelte einigemal persönlich.

daß man die Flamme allzu stark auflodern lasse; wir besprachen uns darüber
und Niemand wollte glauben, daß unsere Nähe den Franzosen ein Gcheimniß
geblieben sei.
Ich war zu spät angekommen und mochte mich in der Nähe umsehen,
wie ich wollte, Alles war schon, wo nicht verzehrt, doch in Besitz genommen.
Indem ich so umherforfchte, gaben mir die Emigrirten ein kluges Küchen-
schau spiel: sie saßen um einen großen, runden, flachen, abglimmenden Aschen»
haufen, in den sich mancher Weinftab knisternd mochte aufgelöst haben; klüg-
lich und schnell hatten sie sich aller Eier des Vorfes bemächtigt: und es sah
wirklich appetitlich aus, wie die Eier in dem Aschenhanfen neben einander
aufrecht standen und eins nach dem anderen zu rechter Zeit schlurfbar heraus-
gehoben wurde. Ich kannte Niemand von den edeln Küchengesellen; unbe-
kannt, mochte ich sie nicht ansprechen; als mir aber soeben ein lieber Be-
kannter begegnete, der so gut wie ich an Hunger und Durst litt, fiel mir eine
Kriegslist ei», nach einer Bemerkung, die ich auf meiner kurzen militärischen
Laufbahn anzustellen Gelegenheit gehabt. Ich hatie nämlich bemerkt, daß
man beim Fourcigiren um die Dörfer und in ihnen tölxisch geradezu ver-
fahre; die ersten Andringenden fielen ein, nahmen weg, verdarben, zerstörten;
die folgenden fanden immer weniger, und was verloren ging, kam Niemand
zu Gut, Ich halte schon gedacht, daß man bei dieser Gelegenheit strategisch
verfahren und, wenn die Menge von vorn hereindringe, sich von 5er Gegen-
seite nach einigem Bedürfnis; umsehen müsse. Dies, konnte nun ^icr kaum
der Fall sein; denn Alles war überschwemmt: aber das Dorf zog fim sehr
in die Länge, und zwar seitwärts der Straße, wo wir hereingekommen. Ich
forderte meinen Freund auf, die lange Gaffe mit hinunterzugehen. Aus dem
vorletzten Haus kam ein Soldat fluchend heraus, daß schon Alles aufgezehrt
und nirgends nichts mehr zu haben sei. Wir sahen durch die Fenster: da
saßen ein paar Jäger ganz ruhig; wir gingen hinein, um wenigstens auf
einer Bank unter Dach zu sitzen; wir begrüßten sie als Kameraden und klagten
freilich über den allgemeinen Mangel. Nach einigem Hin- und Widerreden
verlangten sie, wir sollten ihnen Verschwiegenheit geloben, worauf wir die
Hand gaben. Nun eröffneten sie uns, daß sie in dem Hause einen schönen,
wohlbcstellten Keller gefunden, dessen Eingang sie zwar selbst sckrclirt, uns
jedoch von dem Vorrath einen Antheil nicht versagen wollten. Einer zog
einen Schlüssel hervor: und nach verschiedenen weggeräumten Hindernissen fand
sich eine Rellerthür zu eröffnen. Hinabgestiegen, fanden wir nun mehrere
etwa zweieimerigc Fässer auf dem Lager; was uns aber mehr intercssirte,
verschiedene Abteilungen in Sand gelegter gefüllter Flaschen, wo der gut-
müthigc Kamerad, der sie schon durchprobirt hatte, an die beste Sorte wies.
Ich nahm zwischen die ausgespreizten Finger jeder Hand zwei Flaschen, zog
sie unter den Mantel, mein Freund desgleichen, und so schritten wir, in Hoff-
nung baldiger Erquickung, die Straße wieder hincmfwärts.
Unmittelbar am großen Ivachfcucr gewahrte ich eine schwere starke Egge,
setzte mich darauf und schob unter dem Mantel meine Flaschen zwischen die
Zacken herein. Nach einiger Zeit bracht' ich eine Flasche hervor, wegen der
mich meine Nachbarn beriefen, denen ich sogleich den Mitgcnuß anbot. Sie

thaten gute Züge, der Setzte bescheiden, da er wohl merkte, er lasse mir nur
wenig zurück; ich verbarg die Flasche neben mir und brachte bald darauf die
zweite hervor, trank den Freunden zu, die sichs abermals wohl schmecken
ließen, anfangs das Wunder nicht bemerkten, bei der dritten Flasche jedoch
laut über den Hexenmeister aufschrien; und es war, iu dieser traurigen Lage,
ein auf alle weise willkommener Scherz.
Unter den vielen Personen, deren Gestalt und Gesicht im Kreise vom
Feuer erleuchtet war, erblickt' ich einen ältlichen INann, den ich zu kennen
glaubte. Nach Erkundigung und Annäherung war er nicht wenig veiwundert,
mich hier zu sehen. Es war Ma'quis von Bombelles, dem ich vor zwei
Iahren in Venedig, der Herzogin Amalia folgend, aufgewartet hatte, wo er,
als Französischer Gesandter residircnd, sich höchst angelegen sein ließ, dieser
trefflichen Fürstin den dortigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen,
wechselseitiger verwnnderungansruf, Freude des wicdersch ns und Erinne-
rung erheiterten diesen ernsten Augenblick. Sur Sprache kam seine prächtige
Wohnung am Großen Kanal: es ward gerühmt, wie wir daselbst, in Gondeln
anfahrend, ehrenvoll empfangen und freundlich bewirthet worden; wie er durch
kleine Feste, gerade im Geschmack und Sinn dieser Natur und Kunst, Heiter-
keit und Anstand in Verbindung liebenden Dame, sie und die Ihrigen auf
vielfache weise erfreute, auch sie durch seinen Einfluß manches andere, für
Fremde sonst verschlossene Gute genießen lassen.
wie sehr war ich aber verwundert, da ich ihn, de» ich durch eine wahr-
hafte Lobrede zu ergötzen gedachte, mit wchmuth ausrus,n hörte: „Schweigen
wir von diesen Dingen! Jene Zeit liegt nun gar zu weit hinter mir! Und
schon damals, als ich meine cdeln Gäste mit scheinbarer Heiterkeit unterhielt,
nagte mir der Wurm am Herzen: ich sah die Folgen voraus Vessen, was in
meinem vaterlande vorging. Ich bewunderte Ihre Sorglosigkeit, in der Sic
die auch Ihnen bevorstehende Gefahr nicht ahnten; ich bereitete mich im Stillen
zu Veränderung meines Zustandes. Bald nachher mußt' ich meinen ehren-
vollen Posten und das wcrthc Venedig verlassen und eine Irrfahrt antcten,
die mich endlich auch hierher geführt hat"
Das Geheimnißvollc, das man diesem offenbaren Heranzuge von Zeit
zu Zeit hatte geben wollen, ließ uns vermuthcn, man werde noch in dieser
Nacht aufbrechen und vorwärts gehen; allein schon dämmerte der Tag und
mit ihm strich ein Sprühregen daher; es war schon völlig hell, als wir uns
in Bewegung setzten. Da des Herzogs von Weimar Regiment d?n vortrab
hatte, gab man der Leibschivadron, als der vordersten der ganzen Kolonne,
Husaren mit, kie den weg unserer Bestimmung kennen sollten. Nun ging
es, mitunter im scharfen Trab, über Felder und Hügel ohne Busch und Baum;
nur in der Entfernung links sah man die Argonncr Waldgegend; der Sprüh-
regen schlug uns heftiger ins Gesicht: bald aber erblickten wir eine Pappclallee,
die, sehr schön gewachsen und wohl unterhalten, unsere Richtung quer durch-
schnitt. Es war die Chaussee von Chalons aus Sainte-Menehould, der !I,'cg
von Paris nach Deutschland; man führte uns drüber weg und ins Graue hinein.
Schon früher hatten wir den Feind vor der waldigen Gegend gelagert
und aufinarschirt gesehen; nicht weniger ließ sich bemerken, daß neue Truppen

ankamen: es war Kellcrinann, der sich soeben mit Dumouriez vereinigte, um
dessen linken Flügel zu bilden. Die Unseligen brannten vor Begierde, auf
die Franzosen loszugehen: Bffiziere wie Gemeine hegten den glühenden Wunsch,
der Feldherr möge in diesem Augenblick angreifen; auch unser heftiges vor-
dringen schien darauf hinzudeuten. Aber Kellermann hatte sich zu vortheilhaft
gestellt. Und nun begann die Kanonade, von der man vi.l erzählt, deren
augenblickliche Gewaltsamkeit jedoch man nicht beschreiben, nicht einmal in
der Einbildungskraft zurückrufen kann.
Schon lag die Chaussee weit hinter uns, wir stürmten immerfort gegen
Ivesten zu, als auf einmal ein Adjutant gesprengt kam, der uns zurückbeorderte;
man halle uns zu weit geführt und nun erhielten wir den Befehl, wieder
über die Chaussee zurückzukehren und unmittelbar an ihre linke Seite den
rechten Flügel zu lehnen. Es geschah; und so machten wir Front gegen das
vorwerk La Lüne, welches auf der Höhe, etwa eine Viertelstunde vor uns,
an der Chaussee zu sehen war. Unser Befehlshaber kam uns entgegen; er
hatte soeben eine halbe Reitende Batterie hinaufgebracht; wir erhielten Brdre,
in deren Schutz vorwärts zu gehen, und fanden unterwegs einen alten Schiir-
meister, ausgestreckt, als das erste Bpfer des Tag?, auf dem Acker liegen.
Wir ritten ganz getrost weiter, wir sahen das vorwerk näher; die dabei
aufgestellte Batterie feuerte tüchtig.
Bald aber fanden wir uns in einer seltsamen Lage: Kanonenkugeln
flogen wild auf uns ein, ohne daß wir begriffen, wo sie herkommen konnten;
wir avancirten ja hinter einer befreundeten Batterie und das feindliche Geschütz
ans den entgegengesetzten Hügeln war viel zu weit entfernt, als daß es uns
hätte erreichen sollen. Ich hielt seitwärts vor der Front und hatte den wunder-
barsten Anblick; die Kugeln schlugen dutzendweise vor der Eskadron nieder,
zum Glück nicht ricochetirend, in den weichen Boden hineingewühlt; Koth
aber und Schmutz bespritzte INann und Roß; die schwarzen Pferde, von tüchtigen
Reitern möglichst zusammengehalten, schnauften und tosten; die ganze Ulasse
war, ohne sich zu trennen oder zu verwirren, in siuthcnder Bewegung.
Endlich kam der Besehl, zurück» und hinabzugehen: es geschah von
den sämmtlichen Kavallerieregimentern mit großer Brdnung und Gelassenheit;
nur ein einziges Pferd von kottum ward getötet, da wir Ucbrigcn, besonders
auf dem äußersten rechten Flügel, eigentlich Alle hätten umkommen müssen.
Nachdem wir uns denn aus dem unbegreiflichen Feuer zurückgezogen,
von Ueberraschung und Erstaunen uns erholt hatten, löste sich das Räthscl;
wir fanden die halbe Batterie, unter deren Schutz wir vorwärts zu gehen
geglaubt, ganz unten in einer Vertiefung, dergleichen das Terrain zufällig
in dieser Gegend gar manche bildete. Sie war von oben vertrieben worden
und an der anderen Seite der Chaussee in einer Schlucht heruntergegangen,
so daß wir ihren Rückzug nicht bemerken konnten; feindliches Geschütz trat
an die Stelle, und was uns hätte bewahren solle», wäre beinahe verderblich
geworden. Auf unseren Tadel lachten die Bursche nur und versicherten scherzend,
hier unten im Schauer sei es doch besser. Wcnn man aber nachher mit Augen
sah, wie eine solche Reitende Batterie sich durch die schreckbaren schlammigen
Hügel qualvoll durchzerrcn mußte, so hatte man abermals den bedenklichen

Zustand zu überlegen, in den wir uns eingelassen hatten. Indessen dauerte
die Kanonade immer fort. Kellermann hatte einen gefährlichen Posten bei
der Mühle von valmv, dem eigentlich das Feuern galt; dort ging ein Pulver-
wagen in die kuft und man freute sich des Unheils, das er unter den Feinden
angerichtet haben mochte. Und so blieb Alles eigentlich nur Zuschauer und
Zuhörer, was im Feuer stand und nicht. Wir hielten auf der Chaussee von
Ehalons an einem Wegweiser, der nach Paris deutete. Diese Hauptstadt
also hatten wir im Rücken, das franzosische Heer aber zwischen uns und dem
Vaterland. Stärkere Riegel waren vielleicht nie vorgeschoben, Demjenigen
höchst apprehensiv, der eine genaue Karte des Kriegsthcaters nun seit vier
Wochen unablässig studirte. Doch das augenblickliche Bedürfnis; behauptet
sein Recht selbst gegen das nächstkünftige. Unsere Husaren hatten mehrere
Brotkarren, die von Ehalons nach der Armee gehen sollten, glücklich auf-
gefangen und brachten sie den Hochweg daher. Wie es uns nun fremd
vorkommen mutzte, zwischen Paris uud Sainte-Menehould postirt zu sein,
so konnten Die zu Ehalons des Feindes Armee keineswegs auf dem Wege
zu der ihrigen vermuthen. Gegen einiges Trinkgeld ließen die Husaren von
dem Brot etwas ab; es war das schönste weiße; der Franzos erschrickt vor
jeder schwarzen Krume. Ich theilte mehr als einen Laib unter die zunächst
Angehörigen, mit der Bedingung, mir für die folgenden Tage einen Antheil
daran zu verwahren. Alles Dieses ging unter anhaltender Begleitung des
Kanonendonners vor. von jeder Seite wurden an diesem Tage zehntausend
Schüsse verschwendet, wobei auf unserer Seite nur zwölfhundert Mann und
auch diese ganz unnütz fielen, von der ungeheuren Erschütterung klcnre sich
der Himmel auf' denn man schoß mit Kanonen, völlig als war'es Peloton-
feuer, zwar ungleich, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags ein
Uhr, nach einiger pause, war es am Gewaltsamsten, die Erde bebte im ganz
eigentlichsten Sinn und doch sah man in den Stellungen nicht die mindeste
Veränderung. Niemand wußte, was daraus werden sollte.

So ging der Tag hin: unbeweglich standen die Franzosen, Kellermann
hatte auch einen bequemeren Platz genommen; unsere Leute zog man aus
dem Feuer zurück und es war eben, als wenn nichts gewesen wäre. Die
größte Bestürzung verbreitete sich über die Armee. Noch am Morgen hatte
man nicht anders gedacht, als die sämmtlichcn Franzosen anzuspießen und
aufzuspeisen, ja, mich selbst hatte das unbedingte vertrauen auf ein solches
Heer, auf den Herzog von Bmunschweig zur Theilnahme an dieser gefähr-
lichen Expedition gelockt; nun aber ging Zeder vor sich hin, man sah sich nicht
an, oder, wenn es geschah, so war es, um zu ftnchen oder zu verwünschen ...
Die Kanonade hatte kaum aufgehört, als Regen und Sturm schon wieder ein-
drangen und einen Zustand unter freiem Himmel, auf zähem Lehmboden
höchst unerfreulich machten. Und doch kam, nach so langem Wachen, Gcmnths-
und Zieibcsbcwegung, der Schlaf sich anmeldend, als die Nacht hereindüsterte.
Wir hakten uns hinter einer Erhöhung, die den schneidenden Wind abhielt,
nothdürftig gelagert, als es Jemanden einfiel, man solle sich für diese Nacht
in die Erde graben und mit dem Mantel zudecken. Hierzu machte man gleich
Anstalt und es wurden mehrere Gräben ausgehauen, wozu die Reitende

Artillerie Geräthschaften hergab. Der Herzog von Weimar selbst verschmähte nicht eine solche voreilige Bestattung ...
Am Einundzwanzigsten waren die wechselseitigen Grüße der Erwachenden keineswegs heiter und froh; denn nran ward sich in einer beschämenden, hoffnunglosen Lage , gewahr. Am Rand eines ungeh?uren Amphitheaters fanden wir uns aufgestellt, wo jenseits auf Höhen, deren Fuß durch Flüsse, Teiche, Bäche, Moräste gesichert war, der Feind einen kaum übersehbaren Halbzirkel bildete. Diesseits standen wir, völlig wie gestern, um zehntausend Kanonenkugeln leichter, aber eben so wenig situirt zum Angriff: man blickte in eine weit ausgebreitete Arena hinunter, wo sich zwischen Dorfhütten und Gärten die beiderseitigen Husaren herumtrieben und mit Spiegelgefecht bald vor- bald rückwärts, eine Stunde nach der anderen, die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu fesseln wußten. Aber aus all dem Hin- und Hersprengen, dem Hin- und wiederpuffen ergab sich zuletzt kein Resultat, als daß einer der Unserigen, der sich zu kühn zwischen die Hecken gewagt hatte, umzingelt und, da er sich keineswegs ergeben wollte, eischossen wurde. Dies war das einzige Bpfer der Waffen an diesem Tage; aber die eingerissene Krankheit machte den unbequemen, drückenden, hilflosen Zustand trauriger und fürchterlicher. So schlaglustig und fertig man gestern auch gewesen, gestand man doch, daß ein Waffenstillstand wünschenswerth sei, da selbst der Uluthigste, Leidenschaftlichste nach weniger Ueberlegung sagen mußte, ein Angriff würde das verwegenste Unternehmen von der Welt sein. Noch schwankten die Meinungen den Tag über, wo man Ehren halber die selbe Stellung behauptete wie, beim Augenblick der Kanonade; gegen Abend jedoch veränderte man sie einigermaßen; zuletzt war das Hauptquartier nach Hans gelegt und die Bagage herbeigekommen. Nun hatten mir zu vernehmen die Angst, die Gefahr, den nahen Untergang unserer Dienerschaft und Habseligkeiten. Das Waldgebirge Argonne von Sainte-INenehould bis Grandprec war von Franzosen besetzt; von dort aus führten ihre Husaren den kühnsten, muthroilligsten kleinen Krieg. Wir hatten gestern vernommen, daß ein Sekretär des Herzogs von Braunschweig und einige andere Personen der fürstlichen Umgebung zwischen der Armee und der Wagenburg waren gefangen worden. Diese verdiente aber keineswegs den Namen einer Burg; denn sie war schlecht aufgestellt, nicht geschlossen, nicht genugsam eskortirt. Nun beängstigte sie ein blinder Lärm nach dem anderen und zugleich die Kanonade in geringer Entfernung, Späterhin trug man sich mit der Fabel oder wahrheit, die französischen Truppen seien schon den Gebirgswald herab auf dem Wege gewesen, sich der sämmtlichen Equipage zu bemächtigen; da gab sich denn der von ihnen gefangene und wieder losgelassene Läufer des General Kaltreuth ein großes Ansehen, indem er versicherte, er habe durch glückliche Lügen von starker Bedeckung, von Reitenden Batterien und Dergleichen einen feindlichen Anfall abgewendet. Wohl möglich. Wer hat nicht in solchen bedeutenden Augenblicken zu thnn «der gethan?
Nun waren die Zelte da, Wagen und Pferde; aber Nahrung für kein Lebendiges. Mitten im Regen ermangelten wir sogar des waffers; und einige Teiche waren schon durch eingesunkene Pferde verunreinigt. Das Alles

zusammen bildete den schrecklichsten Zustand. Ich wußte nicht, was es heißen sollte, als ich meinen treuen Zögling, Diener und Gefährten Paul Götze van dem Leder des Reisewagens das zusammengeflossene Regenwasscr sehr emsig schöpfen sah; er bekannte, daß es zur Ehokolade bestimmt sei, davon er glücklicher weise einen Vorrath mitgebracht hatte; ja, was mehr ist, ich habe aüs den Fußtapfen der Pferde schöpfen sehen, um einen unerträglichen Durst zu stillen. Man kaufte das Brot von alten Soldaten, die, an Entbehrung gewöhnt, Etwas zusammensparten, um sich am Branntwein zu e, quicken, wenn er wieder zu haben wäre.

An den Stellen, wo die Kanonade hingewirkt, erblickte man großen Jammer: die Menschen lagen unbegraben und die schwcrverwuudeten Thiere konnten nicht ersterben. Ich sah ein Pferd, das sich in seinen eigenen, aus dem verwundeten Leibe herausgefallenen Eingeweiden mit den Vorderfüßen verfangen hatte und so unselig dahinhinkte. Im Nachhausereiten traf ich den Prinzen Louis Ferdinand im freien Felde auf einem hölzernen Stuhl sitzen, den man aus einem unteren Dorf heraufgeschafft; zugleich schleppten einige seiner Leute einen schweren, verschlossenen Küchenschrank herbei; sie versicherten, es klappere darin, sie hofften, einen guten Fang gethan zu haben. Man erbrach ihn begierig, fand aber nur ein stark beleibtes Kochbuch; und nun, indessen der gespaltene Schrank im Feuer aufloderte, las man die köstlichsten Küchenrezepte vor: und so ward abermals Hunger und Begierde durch eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Verzweiflung gesteigert,

. Erheitert einigermaßen wurde das schlimmste Wetter von der Welt durch die Nachricht, daß ein Stillstand geschlossen sei und daß man also wenigstens die Aussicht habe, mit einiger Gemüthsruhe leiden und darben zu können; aber auch Dieses gedieh nur zum halben Trost, da man bald vernahm, es sei eigentlich nur eine Nebereinkunft, daß die Vorposten Friede halten sollten, wobei nicht unbenommen bleibe, die Kriegsoxerationen außer dieser Berührung nach Gutdünken fortzusetzen. Dieses war eigentlich zu Gunsten der Franzosen bedingt, welche rings umher ihre Stellung verändern und uns besser einschließen konnten; wir aber in der Mitte mußten still halten und in uuscrm stockenden Sustand verweilen. Die Vorposten aber ergriffen diese Erlaubniß mit Vergnügen; zuerst kamen sie überein, daß, welchem von beiden Theilen Wind und Wetter ins Gesicht schlage, der solle das Recht haben, sich umzukehren und, in seinen Mantel gewickelt, von dem Gcgentheil nichts befürchten. Es kam weiter: die Franzosen hatten immer noch etwas Weniges zur Nahrung, indessen den Deutschen Alles abging; Jene theilten daber Einiges mit und man ward immer kameradlicher. Endlich wurden sogar mit Freundlichkeit von französischer Seite Druckblätter ausgetheilt, wodurch den guten Deutschen das Heil der Freiheit und Gleichheit in zwei Sprachen verkündet war; die Franzosen ahmten das Manifest des Herzogs von Braunschweig in umgekehrtem Sinne nach, entboten guten Willen und Gastfreundschaft, und ob sich schon bei ihnen mehr Volk, als sie von oben herein regiren konnten, auf die Beine gemacht hatte, so geschah dieser Aufruf, wenigstens in diesem Augenblick, mehr, um den Gcgentheil zu schwächen, als sich selbst zu stärken.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur- Maximilian Karden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck »on Paß « Garleb G, m,b. ß. in Berlin.

Berlin, den 17. Oktober 1«14.
Warschau »Antwerpen.
Deutscher Krieg.
HMieVerächter des Krieges, all die blonden, schwarzen, grauen
Kinder, die ihn, mit der Sirupzunge hehrerMenschlichkeit,
seit Iahrzehnten in Schimpfrede sudelten, sind stumm geworden.
Oder schnaubenSoldatenIieder; vernichten in wirrenAufsätzchen .
diewiderunsverbündetenGroßmächte;fleheneinenurumPutten-
köpfe noch gaukelnde » Kulturwelt" an, uns die Erlaubniß zu grau-
sam kräftigem Handeln, zu ungestüm heftigem Kampf gnädig zu
gewähren. Schon scheinen sie bereit, LuthersFrage, ob »Kriegs»
leute auch in seligem Stande seinkönnen", ohneBedingniß zu be-
jahen. »Man schreibt und sagt viel,welche großePlage der Krieg
sei.Dasist,Alles,wahr.Abermansollteauch danebenansehen,wie
vielmal größer diePlageist, derman mit Kriegen wehrt. Summa:
man muß im Kriegsamt nicht ansehen, wie es würgt, brennt, schlägt.
DennDas thun die engen, einfältigen Kinderaugen, die demArzt
nicht weiter zusehen,denn wie er dieHand abhaut oder das Bein
nbsägt, sehen aber oder merken nicht, daß es,um den ganzenLeib
zu retten, zu thun ist. Also muß man auch dem Kriegs» oder
Schwertsamt zusehen mit männlichenAugen, warum es so würgt
und gräulich thut: so wird sichs selbst beweisen, daß einAmt ist an
ihm selbst göttlich und der Welt so nöthig und nützlich wie Essen
undTrinken oder sonst ein anderWerk. Daß aber Etliche solches
Amt mißbrauchen, würgen und schlagen ohne Noth, aus lauter
Muthwillen: DasistnichtdesAmtes,sondernderPersonSchuld.
Wo ist je einAmt,Werk oder irgendeinDingsogut,daß diemuth»

willigen, bösenLeute es nicht mißbrauchen? "Der Orgelton solcher
Worte braustendlichwiederinsOhrihrerHeimath.Die vonLouis
Napoleon, dem holländischenBonaparte, in seinem Buch überIu»
lius Caesar ausgesprochene Hoffnung, des Fremdlings Angriff
werde den Parteienzwist schnell, wie des GärtnersMesserdieUn»
kräuter, ausjäten und der Nation das Glück innerer Einung be»
scheren, hat den Krieg niemals lange überlebt. Daß sie nur Volks»
genossen noch,nichtFraktionen mehr und Parteien, fortan kennen,
haben auch 1866 und 70 die Regirenden, haben vor elf Wochen
im Bourbonenschloß Sozialdemokraten und Königische, inWest»
minsterBriten,Iren,Ulstermänner,inderGossudarstwennajaDu-
maGroßrussen und Litauer,Juristen undDemokraten,Iudenund
Popen gesagt. Nach jedemFriedensschluß verschwebte der holde
Wahn insHimmelsblau,wurde, imReichsgebäude, mit anderen
Waffen der Krieg um die Macht weitergeführt. Wer den draußen
tobenden, weil er den inneren übertönt, entschuldigen zu dürfen
glaubt, hat dieWohlthat,dieVolkbildnerkraft guten Krieges nicht
empfunden; ihm ist er noch ein Barbarenerbe, das der Gesittete
schamhaft auf sich nimmt, nichl,wie vor hundertIahren der deut»
schenSeeleNiebuhrs,dashöchsteErlebniß:»dieSeligkeit,mitallen
Mitbürgern, dem Gelehrten und dem Einfältigen, ein Gefühl zu
theilen; Ieder, deresmitKlarheitgenoß,wirdseinLebenlangnicht
vergessen, wie liebend, friedlich und starkihm zuMuth war!"Nach
diesem Erlebniß mahnte derFrankeIeanPauIFriedrich Richter,
der den Deutschen eine »Friedenspredigt" gespendet hatte, die
Eltern,Gattinnen,Bräute,Geschwister,denenaufdemSchlachtfeld
ein lieber Iüngling gestorben war, im Schmerz nichtzu vergessen,
daß von allen Sterblichen dem Geliebten der schönsteTod gewor»
den sei. »WeinetEureThränenwieder; aberwennsie abgetrocknet
sind,schauetfesterundhellerdenKämpfendennach.Vater,Mutter,
schaueDeinenIünglingvor demNiedersinken an; noch nicht vom
dumvfenKerkerfieber desLebens zumZittern entkräftet, von den
Seinigen fortgezogen miteinemfrohenAbschiednehmenvollKraft
undHoffnung, ohne die matte, satte Betrübniß eines Sterbenden,
stürzt er in den feurigen Schlachttod mit einem kecken Herzen, von
hohenHoffnungen umflattert, vom gemeinschaftlichen Feuersturm
der Ehre umbraust und getragenem Auge den Feind,im Herzen
dasVaterland."DieseBereitschaft zu stolzem,zu fast neidvoll fro»

hemErinnern müßte durch dieWirkung allgemeiner Wehrpflicht
(deren Notwendigkeit lange vorScharnhorst undBoyendernie»
derländische Iude Baruch Spinoza erkannt hat) tief in jedes Her-
zens Willen gerammt worden sein. Was wäre diese Pflicht, wenn
sieden ErfüllerinBarbareizurückzwänge?WennderRuhmfried-
lichen Sinnes das würdigste Ziel allen Strebens bliebe? Daß sie
nicht ins speckige Gewimmel friedlicher Völker taugen, ist der Deut-
schen edelste Wesenszier. Friedlich ist ein Volk, dem das Beha»
gen mehr gilt als die Macht, das lieber erbt als erobert und das,
wenn es satt wird und Kurzweil hat, gern auch fremdem Willen
sein Leben anpaßt. Weil sie, noch im werdenden Reichthum, bei
so schnöder Wonne sich nicht beschieden, werden die Deutschen
von gestern und heute hinter die heiligen Schatten des »Volkes der
Dichter und Denker" gewiesen, die das Gedächtniß unserer Feinde
zärtlich hätschelt. Ist denn nicht unserRecht, nicht, eigentlich, un»
sere Pflicht, das von diesen Denkern und Dichtern Geschaffene als
Saatgut in immer breitere Erdschollen einzustreuen? Mit eiser»
nemPflugschar den starrenBodenzu lockern,daß es nicht aufsei»
ner Oberfläche keimlos versande?Nach dem Tag von Sedan hat
Treitschke gefragt, woher derHaß desAuslandeswider den deut»
schen Staat stamme; wie zu erklären sei. daß nach einem Kampf,
»woRecht,Mäßigung,Menschlichkeit ausschließlich aufder Seite
des Angegriffenen erscheint, die Oeffentliche Meinung fast desge»
sammtenAuslandes laut oder heimlich für den AngreiferPartei
nimmt und ihm durch ihren Beistand dieFortsetzung des Krieges
ermöglicht." Der letzte Grund der Mißgunst, meint er, liegt im
Wesen des preußisch»deutschen Staates. »Der will nach außen
eine Macht entfalten wie Frankreichs centralisirter Militärstaat
und zugleich seinen Provinzen und Gemeinden eine Selbständig»
keitgestatten,diesonstnurinneutralenKleinstaatenmöglich scheint.
Er will die technische Tüchtigkeit des monarchischenBeamtenlhu»
mes mit der freien Bewegung englischer Selbstverwaltung ver»
binden.Er hat das Räthsel gelöst,wie eine hochgebildete Nation
zugleich ein Volk inWaffen sein könne;cr soll, wenn einst unsere
VolkswirthschafldenweitenVorsprungandererLander eingeholt
haben wird, auch die schwerere Aufgabe lösen, wie einem reichen
Volk die Grundpfeiler kriegerischer Tugend, Gemeinsinn, Ein-
fachheit der Sitten, Kraft des Willens und des Leibes, erhalten
s»

bleiben. Er will seiner Nation die schöne Menschenfreundlichkeit demokratischer Sitten bewahren, ohne der Gleichheitraserei der Romanen zu verfallen. "Deshalb wird dieser Staat ringsum gehaßt? Nach solchen Zielen haben auch andere Völker hingestrebt; und einzelne sind ihnen nicht allzu fern geblieben. Nur das deutsche Volk ist der Krieger seiner Idee; unter allen großen Völkern das einzige, das Herdglück und Wohlstand, Gegenwart und Zukunft an den Kampf für seines Glaubens Inhalt setzt.Und in diesem Krieg ficht es mit wuchtigerer, tiefer ins Fleisch des Feindes einschneidender Waffe als Hellas einst für seinen Olympos, Israel für den Logos-Go!t, die Galiläergemeinde für den Heiland. Drum wird es gehaßt. Wird Tröpfen und eitlen Halbwissern vorgeschwatzt, sein Schwert gehorche dem Wink niedriger Raubgier und Herrschsucht. Ist aber nicht nach jedem Krieg, den Deutsche für die Sache der Deutschen führten, die Erde im Innersten reicher, die Menschheiternte köstlicher geworden? Hat nicht, seit der Italer hinsank, der einmal noch Frankreichs Glorie erneute, nicht schon seit dem ersten Sturz dieses Bonaparte der Weltwesten den lautersten Theil seiner Kraft, den dauerbarsten, aus deutschem Born geschöpft? Kant, Goethe, Stein, Bismarck, Scharnhorst, Moltke, Beethoven, Mozart: wo wuchsen ihnen Gleiche? Und ist nicht jeder für die Leistung, für das Vermächtniß dieser Großen geführte Krieg ein guter, der seine Schwerter heiligt? Weil aus ihm (nicht dem Sieger nur) Hoffnung sprießt, ist er ein frommes Werk; weil er den einzigen Weg in Freiheit wies, also noth» wendig war, ist er, nach dem Wort Macchiavellis, gerecht.

Endet drum die bärmiglichen Versuche, Deutschlands That zu entschuldigen.FlennetnichtlängerFremdlingen,dieEuchnicht hören möchten, vor, wie lieb uns das auf die Lippe geschminkte Friedenslächeln war und wie innig wir bedauern, daß Verschwörertücke uns in denZwangzum Kriege riß. Endet, Staatsschreiber, denWortstreit gegen feindliche Zunftgenossen, deren Ueberlegen» heitIhr nicht wegzanken könnt und die nur lächeln, wenn sie aus Eurem mühsälig gequirlten, über entliehenem Spiritus langsam erwärmten Brei dasBröckchen löffeln, an dem ihre »Selbstsucht" ersticken soll.Daß nationale Selbstsucht Euch nicht Pflicht, sondern Sünde dünkt, müßtet Ihr fernemBlick wenigstens bergen.Endet auch, Volksschreiber, das niedrige Geschimpf auf die Feinde, das

nicht aus Leidenschaft, nur auslüsternemDrang nach Massenbe!»
fall kommt und uns immer wieder aus derAndacht dieser Stunde
ekelt. DerKrieg ist Euch nicht mehrGräuel und, wie der »Kultur»
welt"RahelsVarnhagen,wüsteSchlägerei.Doch er sei Euch auch
nicht Geschäft, wie Denen, die »vaterländische Gaben", schwarz»
weißroth verschnürt oder bebändert, ins Schaufenster legen oder
auf der Straße ausschreien. Ihr warfet Euch in die Woge, strei»
chelt sie, die Euch trägt, und brüllet das Lied von Unschuld und
Niedertracht, um das Ohr des Menschenklumpens gegen die Er-
innerung zu täuben, daß Ihr, kaum ein Bischen sanfter, gestern
unser Staatswesen der selben Frevelziehet,dieihmnundieFeinde
ins Schuldbuch schreiben. (Unnöthige Mühe: Blätter aus dem
vorigenHerbst den jetzt gilbenden zu vergleichen, hat selten Einer
Muße; unnützliche: wer sich insolchen Vergleichschickte, wärevom
Aberglauben an Oeffentliche Meinung bis ans Lebensende ge»
heilt.) Daß die Durchleuchtung und Vereitelung arglistiger Trug»
pläne unserer Staatsmannschaft mißlang, istkein Grund, auf dem
wir die Flagge frömmster Sittsamkeit hissen dürfen. Nicht als
willenlosUebertölpelte haben wir das ungeheureWagniß dieses
Krieges auf uns genommen. Wir haben es gewollt. Weil wirs
wollen mußten und durften. DerTeutonenteufel würge die Wins»
ler, deren Bitte um Entschuldigung uns, in den Wundern hohen
Erlebnisses, lächerlich macht. Wir stehen nicht, stellen uns nicht
vor Europens Gericht. Unsere Macht soll in Europa neues Recht
schaffen. Deutschland schlägt. Wenn es seinem Genius neueBe»
zii ke erobert, preist die Priesterschaft aller Götter den guten Krieg.
Wofür?
Nur derfür oieAufgabe einer Truppengattung Vorgebildete
darf mit ins Feld. Nur der des Staatsgeschäftes Kundige dürfte
über den Kriegsertrag laut mitreden. Nicht der, daheim oder
draußeNzals untauglich erwieseneDiplomatnochdermit Gefühls»
düften besprengte Bummeldilettant. Allgemeine Wehrpflicht be-
dingt allgemeines Stimmrecht? DieFrage mag ruhen; auch das
Verlangen nach Gleichheit diesesRechtes soll heute nicht geprüft
werden. Vernunft aber müßte vor der Anmaßung eines Amtes
warnen, zu dem jede Vorschulung fehlt. Politik ist eine Kunst, die
nicht in den Mußestunden des Hirnes, die nur in der leidenschaft»

lichenHingebung eines ganzenLebens zumeistern ist.Ictzt bieten
Hinz und Kunz, Dichter Fant und ProfessorKmmel, als Politiker,
in der Zeitung Rath und Hilfe an. WackereLeute, deren Wissen»
schaft von dem neuen Bezirk ihres Strebens auch nur aus dieser
Zeitung stammt. Sie würden wüthcn,wenn ein nicht von der Eil»
denbehördeAbgestempelter in ihren Gelehrtenkram dreinspräche;
würdendieMenschheitgeschändetglauben,wenn über ihre unbe»
greiflich hohen Werke Einer urtheilte, der sie nur im Zerrspiegel
der Rezensionen sah: und thun, mit größerem Gegenstand, doch,
wie soVerruchte thäten.WeilsieseitdreiMonatenemsigihrMor-
gen», Mittag», Abendblatt lesen, dünkeln sie sich zum Spruch be-
rufen. OhneKenntniß derVorgängeund Personen, ohneAhnung
des Nothwendigen und Möglichen richten sie die Völker und ver-
theilen die Erde. Dummer Schwatz, mit dem ehrfurchtlose Ge-
schäftigkeit demKunden dieZeit bangen Wartens zu kürzen sucht.
Wirsind amAnfang einesKrieges, dcssenEntwickelung undDauer
unerrechenbar und in dem bis heute noch kein Gegner niederge-
rungen ist. Dem Schwert das Ziel zu weisen, den Friedensschluß
still, klug, kräftig vorzubereiten, ist des Staatsmannes Pflicht; zu
erfüllenvermag sienur einer, den KurzsichtundFehlgriffnoch nicht
umsVertrauenderVolksgenossenbrachteunddemderFeindnicht
ein zerknittertes Versprechen oder anderes Aktenpapier ans Zeug
flicken kann. Wer öffentlich spricht, muß sich einstweilen in Grund»
sätze eingrenzen. Wir führen den Krieg nicht, um Sünder zu strafen,
auch nicht, um geknechtete Völker zu befreien und uns dann am Be»
wußtsein uneigennützigen Edelsinnes zu rösten. Wir führen ihn
vom Fels derlleberzeugung aus,daßDeutschlandnachseinerLei»
stung breiteren Erdraum und weitere Wirkensmöglichkeit fordern
darf und erlangen muß. Die Mächte, denen es seinenAufstieg ab-
trotzte, leben noch und einzelne haben sich von der Schwächung er-
holt. Spanien und das Niederland, Rom und Habsburg, Frank-
reich undEngland besaßen,beherrschten,besiedelten große Strecken
des fruchtbarstenBodens.Nun schlug die Stunde deuischerVor»
macht.DerFriedensschluß, der sie nicht sichert,ließedenAufwand
unbelohnt (selbst wenn er Dutzende blanker Milliarden in die
Reichsschatzkammer brächte: Europas Schicksal hinge am Willen
derVereinigten Staaten vonAmerika).Wir kämpfen nur für uns:
und sind dennoch gewiß, daß alle zum Guten Willigensich bald des

Ertrages freuen dürften.Denn mit dem Krieg, dessenGefahren eine
täppischeOhnmacht mehrte,muß auch diePolitik enden, die alleAuf-
rechten von der Gemeinschaft mit dem stärksten Festlandsreich ab»
geschreckt hat. Wir brauchen Land, freie Wege ins Weltmeer und
für denGeistund die Sprache, dieWaareund denWechselDeutsch-
lands die selbe Geltung, die je irgendwo solchen Gütern ward.
Weißer und Schwarzer Adler.
Das Gerede derErdvertheiler hüpft um eines Wahnes Ge»
ripve; sorgenlos munter, als grünte aus dem bleichen Bein saf-
tiges Leben. Während dem Russenheer, das im September bis
anUngarns Grenze vordrang, Verwaltungbeamte nach Galizien
«nd in die Bukowina folgten, hörten wir die Frage erörtern, wie
weit in Nord und Süd das Königreich Polen sich dehnen und wer
drin herrschen solle. Ein Erzherzog von Oesterreich? Der König
oder ein Prinz von Preußen? Der wettinische NachfahrAngusts
desStarken? Nur einCzartoryiski oderRadziwill? DieAntwort
schwankt. Von Tag zu Tag aber wurzelt der Glaube sich fester
ein, daß dieses Königreich auferstehen werde. »Rußland mußbis
an den Ladogasee zurückgedrängt werden und einem polnischen
PufferstaatPlatz machender von der Südgrenze der (einem deut-
schen Fürstengeschlecht überlassenen) Ostseeprovinzen bis an die
Karpathen und an die Küste des Schwatzen Meeres reicht." Das
Gerücht, eine von Amtes wegen berufene Kommission brüte über
solchemPlan, kannErwachsene nicht schrecken. Unter demAufruf
eines deutschen Truppenführers stand: »Gegeben im Königreich
Polen." Damit war wohl der historische Begriff gemeint. Als die
Preußen, 1866, in Oesterreich eingerückt waren, ließ ihr Ober»
kommando einen Aufruf verbreiten, der in den Satz austönte:
»Sollte unsere gerechte Sache obsiegen, dann dürfte sich vielleicht
auch den Böhmen und Mähren der Augenblick darbieten, in dem
sie, gleich den Ungarn, ihre nationalen Wünsche verwirklichen
können." ImAuftrag der Polenfraktion forderte danach Herr von
Lubienski im Landtag, daß seinem Volk gewährt werde, was den
Böhmen verheißen worden war. Bismarck antwortete kühl, das
in Feindesland von einem General Verkündete falle nicht in den
Bereich staatsrechtlicher Untersuchung. Noch ist also Unwider»
rufliches nicht geschehen. Doch schon in dem Glauben, daß es ge»

schehen könne, nistet eine Gefahr. Spuken durch Deutschlands
Weihezeit denn Gespenster? Neben dem Königreich Preußen,
das sich nicht selbst schmälern will, darf nie ein Polenstaat leben.
Friedrich Wilhelm der Zweite wollte ihn retten. GrafHertz»
berg, sein erster Minister, hoffte, aus freundschaftlichem Verkehr
mit der Adelsrepublik dem KönigDanzig undThorn, Posen und
Kalisch zu erschmeicheln. Er irrt. In Warschau erwacht wieder der
Wunsch, das Hoheitzeichen des Weißen Adlers bis nach Königs»
berg zu tragen. Der Vertrag, der Polen und Preußen verbündet,
wirdzerrissen, dem Sachsenhaus Wettin die Iagellonenkrone noch
einmal, als vererbbarer Besitz, angeboten und erst von dem ster»
benden Polenstaat, den Katharina schon ihrer Allmacht verfallen
wähnt, erlangt Friedrich Wilhelm, nach einem unsauberen Han-
del, die Landfetzen, die er begehrt hat. Ein Iahr danach: Aufruhr in
Warschau.DerPreußenkönig schlägt die Polen beiRawka, erobert
Krakau und fordert die Weichsellinie. Nun vereinen Oesterreich
undRußland sichgegen den»natürlichenFeind".DenBeidensoll
die Hauptmasse Polens zufallen;Rußland in denDonauprovin»
zen eine Sekundogenitur gründen, den Habsburgern dafür den
Erwerb von Bayern, Bosnien, Serdien,Venedig gönnen und Su-
worows Heer gegen Berlin vorschicken. Doch dieDritteTheilung
Polens giebt demverwitterndenReichFrItzens nochmehrPolen,
als es verdauen kann. (»Die neue Grenze am Bug und an der
Pilica war sehr günstig; sie eröffnete die Häfen der Provinz Preu-
ßen dem freien Verkehr mit dem Holz»und Getreidereichthum des
inneren Polens und gab dem Staat die vielbewunderte unein-
nehmbare Position zwischenWeichsel,Bug und Narew. Preußen
besaß jetzt unter zehneinhalb Millionen Einwohnern an vier Mil-
lionen Slawen und lief Gefahr, seiner großen deutschen Zukunft
entfremdet zu werden": Treitschke.) Während in Ostpreußen be-
schlossen wird, alles den Preußen entrissene Polenland, sammt
Warschau, das Bonaparte im Christmonat 1806 als den Erlöser
empfangen hat, wieder dem Sachsenkönig, dem blind dienernden
Anbeter des unermeßlichen Imperators, zu geben, arbeitet in
Nassau Freiherr vom Stein an der Denkschrift, die auch der Ost»
mark die Möglichkeit gesunden Lebens schaffen soll. »Wir finden
in Polen einen Adel, bei dem Veränderlichkeit, Leichtsinn, Sinn-
lichkeit, Völlerei, Hang zu Ränken herrscht, einen wenig zählrei»

chenBürgerstand, die mcistenStädle unter dem Druck der Guts»
Herren; der größte Theil der Nation, der Bauernstand, ist ohne
Eigenthum,ohne Freiheit,derWillkür seiner Erbherren preisge»
geben, in die tiefste Unwissenheit, Roheit, Unreinlichkeit versun-
ken. Doch bei all ihren Fehlern besitzt die Nation einen edlen Stolz,
Tätigkeit, Energie, Tapferkeit, Edelmuth und Bereitwilligkeit,
sich für Vaterland und Freiheit aufzuopfern, womit sie viele Fä»
higkeit und Fassungskraft vereint. Sie wurde verunedelt durch
die zwei Iahrhunderte dauernde Einmischung der Fremden in
die Geschäfte des Staates, durch Gewaltlhätigkeit und Bestech-
ung. Selbst unter den schwachenRegirungen der drei letzten Po-
lenkönige, die denUntergang des Staates vorbereiteten, herbei-
führten und vollendeten, findet man Männer, die durch hohen
Sinn, unerschütterlichen Muth, brennende Vaterlandliebe die
edelsten Charaktere der Geschichte erreichten. Die Theilung von
Polen zeigt das traurige Bild einer durch fremde Gewalt unter-
jochten Nation, die in der selbständigen Ausbildung ihrer Indi-
vidualität zerstört wurde, der man die Wohlthat einer sich selbst
gegebenen freien Verfassung entriß und an ihrer Stelle eine aus»
ländischeBureaukralie aufdrang." Stein will den Bauer befreien
und aus dem stumpfenden Elend der Besitzlosigkeit heben; will
die Erbunterthänigkeit und die Plage willkürlichen Zwanges ab-
schaffen, dem Gewerbe inFreiheit helfenund allen Volksschichten
die Wohlthat ständischer Verwaltungaufsicht gewähren. Aber er
Willnochmehr. »DiepolnischeNationiststolzaufihreNationalität;
sie trauert, ihren Namen, ihre Sprache erlöschen zu sehen, und
feindet den Staat an, der ihr dieses Leid zufügt. Sie würde diesem
Staat anhangen, wenn man ihr eine Verfassung gäbe, bei der ihr
Nationalstolz beruhigtundderBesitzihrerIndividuaiitätgesichert
wird. Diese nicht zu zerstören, sondern auszubilden, wird Jeder
für einen Gewinn halten, der nicht mechanischeOrdnung, sondern
freie Entwickelung und Veredelung der eigenthümlichen Natur
jedesBölkerstammes für den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft
hält/ Er hofft, die Stirn der Polen werde sich entrnnzcln, wenn
Friedrich Wilhelm der Dritte sich zu ihrem König krönen und ihren
tüchtigsten Edelmann als Statthalter in Warschau regiren lasse.
Das klang anders als Hoyms Rath, den Polen stets zu mißtrauen,
es ihnen aber nie zu zeigen.Die an so würdigesUrtheilFremder

kaum noch gewöhnte Nation hat dem ins Ministeramt zurückkeh»
renden Freiherrn gedankt (Prinzessin Luise Radziwill hat früh sei»
nen Werth richtig geschätzt); doch die Wirksamkeit seines Planes
wurde gar nicht erst erprobt. Noch einmal erwähnt er ihn, da er,
im Sommer 1808, in Gemeinschaft mitScharnhorst und Grolman
dem König räth, sich dem Kaiser von Oesterreich zum Kriege gegen
Napoleon zu verbünden. Friedrich Wilhelm soll den Polen für
die Abkehr von Frankreich die Wiederherstellung ihres Staates
versprechen. SolcheFeuerflocken zünden nicht in derBürgerseele
diesesKönigs. Der will, nach dem leidigen Erlebniß derIahre 1806
und 1807,nicht mehrkämpfen,wennnichtSchicksal dazu zwingt; ist
zufrieden, wenn ZarAlexander ihn vor neuem Ungemach schirmt,
und erlaubt nur die schüchterne Frage, ob England für den Fall
eines Krieges wider den Erzfeind dem armen Preußen mit Trup-
pen, Waffen, Geld (zehn MillionenThaler, alsAlmosen undAn»
leihe)beistehenwerde.DurchdieAufwühlungPolensdenbarschen
ImperatorinZornreizen, aufdeutscher Erde, nach dem Musterder
Iakobiner,die levee en maLse vorbereiten? »Immer exaltirt!"Und
eine Krone, Preußens, drückt schwer genug. Noch Polens? Nein.
Das Polenreich ist nicht auferstanden. Louis Napoleon wollte
es wecken. Oesterreich und Preußen, meinte er, fänden für ihre pol»
nischenProvinzeninDeutschlandjaleicht Ersatz; und das »Natio»
nalitätprinzip" (auf dieses Wort, diesen lockenden Köder war der
Träumer höchst stolz) fordere die Wiederkehr polnischer Selbst»
herrschaft. Nach dem Krimkrieg läßt er in London und Wien an»
pochen: doch nirgends ward aufgethan. Fürst Czartoryiski, dem
derKaiser kräftige Hilfe zugesagt hatte,mußte sich weiter mitHoff»
nungen füttern. Auch aus den ins Spreeland gesäten Körnern
war nichts gekeimt. Christian von Bunsen, Preußens Gesandter,
hatte im April 1854 aus London an den Ministerpräsidenten eine
Denkschrift geschickt, die seinem König empfahl, die Ausdehnung
Oesterreichs bis in dieKrim unddieWiederherstellungPolenszu
fördern. DiePartei desPreußischenWochenblattes(Bethmann»
Hollweg, Robert Goltz, Albert Pourtales und Genossen) schien
ähnliche Wünsche zu hegen. Höret Bismarck: »Ich erinnere mich
der umfangreichen Denkschriften, welche die Herren umersich aus»
tauschten und durch deren Mittheilung sie mitunter auch mich für
ihre Sache zu gewinnen suchten. Darin war als ein Ziel aufge»

stellt, nach dem Preußen als ein Vorkämpfer Europas zu streben
hätte, die ZerstückelungRußlands,derVerlustderOstseeprovinzcn
mit Einschluß von Petersburg an Preußen und Schweden, des
Gesammtgebietes der Republik Polen in ihrer größten Ausdeh»
nung und dieZersetzungdesUeberrestesdurchTheilung zwischen
<Sroß- und Klein»Russen, abgesehen davon, daß fast die Mehr»
heit der Klein»Russen schon dem Maximalgebiet der Republik
Polen gehörthatte.ZurRechtfertigungdiesesProgrammes wurde
mit Vorliebe die Theorie desFreiherrn vonHaxthausen»Abben»
bürg (,Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und
insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands') benutzt,
daßdiedreiZonenmitihren einander ergänzendenProduktenden
hundertMillionenRussen,wenn sie vereinigt blieben, dasUeber»
gewicht über Europa sichern müßten. Aus dieser Theorie wurde
die Nothwendigkeit der Pflege des natürlichen Bündnisses mit
England entwickelt,mitdunklenAndeulungen,daßEngland, wenn
PreußenihmmitseinerArmeegegenRußlanddiene,diepreußische
Politik in dem Sinn, den man damals den ,gothaer' nannte, för-
dern würde.DieFrage,obPalmerstonodereinanderer englischer
Minister geneigt sein würde, Arm in Arm mit dem gothaisirenden
Liberalismus und mit derFronde ampreußischenHosEuropa zu
einem unheilvollen Kampf herauszufordern und englische Inter-
essen auf demAltar der deutschen Einheitbestrebungen zuopfern,
die weitereFrage, ob England dazu ohne anderen kontinentalen
Beistand als den einerinkoburgischeWegegeleitetenpreußischen
Politik imStande sein würde: dieseFragen bis ans Ende durch-
zudenken, fühlte Niemand den Beruf, am Allerwenigsten dieFür»
sprecher derartiger Experimente. Die Phrase und die Bereitwil-
ligkeit, im Parteiintereresse jede Dummheit hinzunehmen, deckten
alle Lücken in dem windigen Bau der damaligen westmächtlichen
tzofnebenpolitik. Mit diesen kindlichen Utopien spielten sich die
zweifellos klugen Köpfe derBethmann»Hollwegschen Partei als
Staatsmänner aus; (hört!) hielten es fürmöglich, denKörpervon
sechzig Millionen Groß»Russen in der europäischen Zukunft als
ein caput mortuum zu behandeln, das man nach Belieben mißhan-
deln könne, ohne daraus einen sicheren Bundesgenossen jedes zu»
künftigenFeindes vonPreußen zu machen und ohne Preußen in
jedem französischen Krieg zur Rückendeckung gegenPolen zu nö»

thigen, da eine Polen befriedigende Auseinandersetzung in den
Provinzen Preußen und Posen und selbst noch in Schlesien un-
möglich ist, ohne den Bestand Preußens aufzulösen. Diese Poli»
tiker hielten sich damals nicht nur fürweise, sondern wurden in der
liberalen Presse als Weise verehrt." Der nach Iuchten und Blut
riechende Iunker warnt den Prinzen von Preußen vor den »Pia»
nen zur Ausschlachtung Rußlands." Zu dem von der Prinzessin
Augusta und von den Bethmännern behutsamZugerichteten spricht
er frei von derLeber: »Ieder siegreiche Krieg gegenRußland un-
ter unserer nachbarlichen Betheiligung belastet uns nicht nurmit
dem dauerndenRevanchegefühlRußlands, sondern zugleich mit
einer sehr bedenklichenAufgabe, nämlich: die Polnische Frage in
einer für Preußen erträglichen Form zu lösen." Die Schätzung
russischer Freundschaft sinkt in der Hochmuthszeit Gortschakows
und steigt dann wieder bis in die klare Erkenntniß des Werthes,
den Rußlands Wohlwollen in den Schicksalsjahren 1813,1866,
1876 fürPreußen hatte.(»In diesen dreiKriegen hättenwirohne
Rußlands Beistand und wohlwollende Neutralität unseren Sieg
wohl kaum auszunützen vermocht.") Das Urtheil über Polen
wandelt sich nicht. Louis Napoleon hat nicht verwunden, daß er
auf dem Pariser Kongreß für seine polnischen Schützlinge nichts
durchsetzen konnte. Als Rußland von naher Revolution bedroht
scheint und Alexander der Zweite sich dem wiener Hof freundlich
zeigt, läßt derFranzosenkaiser seinenVetterIerome ostwärts ru-
fen, das franko»russische Verhältniß müsse fortan von der war-
schauer Stimmung die Farbe erhalten. Also ist Polen noch nicht
verloren? In alter Iagellonenherrlichkeit steht es auf und streckt
sich noch einmal von der Oder bis an dieKarpathen und den Dnjepr.
Wieder ein Traum; nicht nur des Träumers in den Tuilerien.
EinMann will dasNachtnebelgewebe zerreißen nndseinerNation
ein Kleid wirken, das sie amTagtragen kann; einHerr: Marquis
Wielopolski.DiesernüchterneLandwirthundklugePolitiker,dessen
stämmigen Willen gründliche Staatswissenschaft beräth, glaubt
nicht, daß Polen sich vonRußland lösen könne, und wünscht nicht,
daß sichs mit den Deutschen, den Erzfeinden, verständige. Sein
Ziel ist: ein festerBund derbeidenSlawenvölker unter demDach
des russischen Kaiserhauses, dasdenPolen die liberale Verfassung
von 1813zurückgiebt, dieBildungmöglichkeiten breiter ausbuchtet,

die Bauern auf die Stufe des zu freiem Handeln und redlichem
Erwerb fähigen Menschen hebt, den Iuden das Christenrecht ge-
währt und dadurch dem dünnen Bürgerstand einen zum Kampf
umsDasein tüchtigeren Körper schafft. Die zwölfHäupterdes Ge-
heimen Volksausschusses, die Männer der Rebellenphrase und
der Verschwörung befehden den herrischen Feind jeder gesetzlosen
Meuterei. Auf ihr Geheiß wird, im Februar 1861, laut die drei»
ßigsteWiederkehr des Tages gefeiert, an dem Polens Heer tapfer,
(doch sieglos) bei Grochow gegen die Russen kämpfte; wird der
«lte Statthalter Fürst Michael Gortschakow, der beiGrochow mit»
gekämpftundWarschaugestürmt hat, durchStraßentumulte zu ge»
waffneter Abwehr gezwungen; eine allgemeine Landestrauer (in
neuer Nationaltracht) beschlossen; und vomZarenAlexander die
rückhaltloseAnerkennung desuraltenPolenrechtesauffreieSelb»
ständigkeit gefordert. »Während die Wirksamkeit der kaiserlichen
Behörden erlahmte, vermochte die geheime Regirung bald, auch
die Lauen oder Abgeneigten unter ihren Landsleuten zum Ge»
horsam zu zwingen. Iede polnische Dame, die sich in buntemAn»
zug blicken ließ, wurde öffentlich auf der Straße beschimpft, die Lä-
den widerspenstiger Kaufleute wurden geplündert und russisch ge»
sinntePolen amhellenMittag auf dasSchwerstemißhandelt. Die
Polizei erschienimmererstdann auf demPlatz, wenn dieThat voll-
bracht und dieThäter entflohen waren. So ging binnen wenigen
Wochen die ganze Autorität der Staatsgewalt in die Hände von
zwölf unbekanntenjungenMännern über, deren Streben von der
Begeisterung der Iugend, der Frauen und des Klerus getragen
wurde und deren Befehle zu mißachten, gefährlicher war, als den
russischen Anordnungen zu trotzen": Sybel.) Ueber Wielopolski
siegtMieroslawski, der »General", der mitGaribaldi und Klapka
die europäische Revolution und die Niederwerfung Rußlands
durch dieWestmächte vorbereitet, die russische Truppenaushebung
inPolen zu hindern trachtet und überall denGlauben verbreiten
läßt, des Zarenreiches Zerfall habe begonnen. Doch in Petersburg
findet der Marquis eine seinem Plan günstige Stimmung. Alex-
ander Nikolajewitsch, dessen mildes Herz sich nur schaudernd zu
Härte entschließt, hofft noch, diePolen zu versöhnen; und seinVice»
kanzler Gortschakow (Alexander, der Vetter des Statthalters)
möchte seinem Land den imWettbewerb mit Oesterreich und Preu-

ßen unbequemenRuf des barbarischen Polenknechters abkratzen,
den Lieblingwunsch Napoleons erfüllen und denseinerAvplaus«
sucht behaglichen Zustand franko»russischerFreundschaft erneuen.
Im März wird Wielopolski zum Vorsitzenden eines Staatsrathes
ernannt, der jede Rußlands Oberhoheit wahrende Freiheit be»
willigen und allen Schichten des Polenvolkes haltbare Lebens«
grundlagen sichern soll. Preußens Gesandter,Otto vonBismarck,
runzelt die Stirn; auch Nothwendiges, meint er, dürfe man nicht
in einer Stunde gewähren, in der es durch Aufruhr erpreßt schei»
nenkönnte.AusPetersburgschreibt eran denMinisterFreiherrn
von Schleinitz: »In der warschauer Angelegenheit ist eine Misch«
ungvonMangelanVoraussichtundSchwäche hervorgetreten, die
für ernstere Schwierigkeiten nichts Guteszuprognostiziren scheint.
Ich habekeinMittel versäumt, dieStimmung des Kaisers zu fesli»
gen, nachdem sie anfangs, unter dem richtigen Gefühl, daß mit
brutalem Ungeschick 'verfahren worden sei, ziemlich weich war.
Gorlschakow hat mir, wie ich glaube, Allerhöchsten Ortes beige»
standen;den liberalenKoterien gegenüber hat er aber für nützlich
erachtet, sich seiner sonstigen Diskretion zu entschlagen, und den
vonmirgemachten,energischenVorstellungen'eineweiterePubli»
zitöt gegcben, als der Geschäftsbetrieb mit sich brachte, so daß
German influenae einigermaßen herhalten muß, um zu motiviren,
daß der Kaiser denSchmerzensschrei(derPolen)so kühl abgefer-
tigt hat.° NachWielopolskisErnennung: »DreißigIahrehindurch
duldete man die wohIbekanntenMißbräuche, die inallenrussischen
Gouvernements fortbestehen, und eine dreiste, abermateriell ohn»
mächtige Demonstration bringt über Nacht die Erkenntniß, daß
man nicht strafen, sondern organische Reformen einführen müsse,
und zwar mit umgehender Post. Man wußte die Grochowfeier
vorher und konnte sie leicht verhindern. Ein Pole sagte mir auf
meine Frage nach dem Eindruck des Statutes, daß er es auffasse
wie das Verfahren einesBankiers,der seinenSohn mitselbstän-
digem Kapital etablire, mit dem Vorbehalt, ihn wieder ins Ge»
schüft zu nehmen,wenn ernichtreussire.EinRusse äußerte:Polen
ist für uns eine magere Kuh, die wir auf die Weide jagen und die
unswiederindenStallkommt,wennsiesichinGalizieneinenBauch
gefressen hat. An dem Besitz des ganzen Polens hängen die heuti»
genNationalrussen nicht sehr: nur Augustowo, den nordöstlichen

Zipfel, möchten sie dem Königreich, aus Liebe zu geraderen Linien
auf der Karte, etwa noch abschneiden. Das Uebrige, sagen sie, mag
seinepolnischeNationalitätnunentwickeln,einselbständigesLeben
führen, sich bei dem Zerfallen Oesterreichs Westgalizien annekti»
ren: wir sind zu stark, um es innerhalb derGrenzen, die demReich
verbleiben,zufürchten;unddiebisherigeGemeinschaftundUeber»
wachung ist uns lästig, stört unsere Einheit und schwächt uns für
anderweite Aktion. Sind die Schwächen und Mißgriffe in War-
schau wirklich durch Verabredungen mit Frankreich bedingt, so ist
Gortschakow, nach der ewigen Regel der Pakte mit dem Teufel,
der Betrogene, er mag es leugnen oder verdecken, wie er will."
AlsBismarckStaatsminister geworden ist, stehtPolen wie-
der in Aufruhrsbrunst. Die warschauer Vehme hat ausGalizien,
Posen, Westpreußen, Pommern die Verwandten, hat sogar die
Ruthenen zur Einung aufgerufen, sich zur Nationalregirung er»
nannt, jedem Bauer den von ihm bestellten Acker als Eigenthum
zugesprochen und verkündet, sie habe geschworen, nicht zu ruhen,
bis das Großpolenvon 1771 frei wieder unter demWeißenAdler
alhme. Auf die drei Häupter des neuen, sanften »Systems", den
Statthalter Großfürsten Konstantin, den Militärgouverneur Ge-
neral Lüders und denVerwaltungchefWielopolski, ist geschossen,
der ganze Anhang Mieroslawskis und seiner Gehilfen mitMus»
keten und Säbeln, Dolchen und Gift aus England, Frankreich,
Belgien (ein großer Theil der Waffen kam aus Lüttich) ausge»
rüstet, russische Soldaten sind im Schlaf überfallen, getötet und
verbrannt worden.Endlich, sagtAlexanderGortschakow lächelnd,
ist das Geschwür reif; wenn wir den Einschnitt gemacht und den
Eiterherausgedrückthaben,wirdeine vernünftig mildeHerrschaft
möglich werden. »Sein Popularitätbedürfniß macht ihn wider»
standsunfähig gegen liberaleStrömungen in der russischen,Gesell»
schaft'. Für Preußens deutsche Zukunft war Rußlands Haltung
eineFrage von hoherBedeutung.Ein polenfreundliches russisch-
französisches Bündniß hätte das damalige Preußen ineineschwie»
rigeLage gebracht. "So spr!chtBismarck(demAleranderderZweite
1861 denUcbertrilt in russische Dienste angetragen hai). Er schickt
den General Gustav von Alvensleben nach Petersburg; in der
Instruktion, die er mitgiebt, istderwichtigsteSatz: »DerKönig von
Preußen ist von derUeberzeugung durchdrungen, daß dieInter»

essen beider Regirungen durch jede polnische Schilderhebung in gleicherWeise gefährdet sind und daß jede Emanzipation des pol» nischen Elementes von der Autorität desKaisers ihreWirkungen nicht auf die Grenzen des Königreiches Polen beschränken, son- dern eben so sehrdieSicherheitderbenachbartenköniglichenPro» vinzen wie die der westlichen Gouvernements des Kaiserreiches gefährden wird." Das Ergebniß dieser Sendung ist die russo»preu» ßische Militärkonvention vom achtenFebruar 1863, über dieBis» marck an den GrafenBernstorffnachLondonschreibt: »Durch den Abschluß, der unter großem Widerstreben Gortschakows erfolgte, auf bestimmten Befehl des Kaisers, verschafften wir, so viel an uns lag, der antipolnischen und antifranzösischen Partei im Kabinet des Kaisers die Oberhand und die bis dahin schwankenden Ent- schließungen erfolgten im Sinn der entschlossenen Unterdrückung des Polenaufstandes. Den britischen Eifer gegen unsere Konven» tion kann ich mir nur aus der Unbekanntschaft der Engländer mit den intimeren Verhältnissen der kontinentalen Politik erklären. Polens Unabhängigkeit ist gleichbedeutend mit einer starken fran» zösischenArmeeinderWeichselposition;undjedc Verlegenheit, die manRußland inPolen bereitet, ist einZwangRußlandszurVer» ständigung mit Frankreich. Wir können den Rhein nicht halten, wenn wir Polen im Rücken haben." In einem Gespräch mit dem Englischen Gesandten Sir Andrew Buchanan sagt er, Preußen könne an seiner Grenze ein unabhängiges Polen niemals dulden und würde, um das Aufkommen einer ihm feindlichen Macht zu hindern, nach einem polnischen Sieg über Rußlands (damals schwaches) Heer selbst das Königreich besetzen. Der Brite: »Das wird Europa niemals erlauben! Niemals!" Der Preuße: »Wer ist Europa?" Buchanan: »Die großenNationen. "Bismarck:»Sind sie schon darüber einig?" Sie scheinen einig; nicht nur die West- mächte: Oesterreich ist mit ihnen. Sein Rechberg lehnt den Vor- schlag, sich mitRußland undPreußenüber diePolensache zu ver- ständigen, ab, weil »das zwischen den drei Kabineten von Wien, London und Paris hergestellte Einvernehmen ein Band zwischen ihnen bildet,von dem Oesterreich sich jetztnicht lösen kann,um,ab» gesondert,mitRnßland zu unterhandeln." Franzosen und Schwe- den könnten in Kurland einbrechen. Dann, sagt Bernstorff in Bismarcks Auftrag demMinister Iohn Russell, fliegt Preußens

Schwert aus der Scheide. Sechzehntausend Franzosen sollen in
Trieft landen und mit denOesterreichern nachWarschau marschi»
ren? Solche Pläne umwölken selbst Alexanders friedlich heiteren
Sinn. Er schreibt an König Wilhelm nach Gastein, daß er viel»
leicht bald denDegen ziehenmüsse. »Niemals wärenbei richtiger
Haltung Oesterreichs die Westmächte so weit vorgeschritten. Zwi»
schen uns giebt es kein Mißtrauen. Ich wäre glücklich, wenn die
ruhmreiche Waffenbrüderschaft erneut würde, die unsere Völker
einst verbunden hat, und wenn Dein Einfluß auch Oesterreich die»
sem uns Allen nöthigenVertheidigungbündniß gewönne." Ohne
wiener Beistand, meint der Zar, wird Napoleon nicht fechten; ist
Oesterreich nicht in Vernunft zurückzubringen, dann müßten wir er-
wägen, ob wirs nicht gemeinsam, vor der Möglichkeit französischer
Hilfe, überwältigen und am Rhein dann mit den Franzosen ab»
rechnen sollen. Nie ist dem großen Preußen der Versucher mit stär»
kererLockung genaht. Der Staat Fritzens will im Deutschen Bund,
muß in Deutschland das Bestimmungrecht Oesterreichs brechen:
und der Herr allerReussen bietet die Gelegenheit zu rascherNieder»
weisung des Nebenbuhlers. Bismarck hat wohl eine Woche lang
die Frage »geknetet"; jede Antwort bis ans Ende durchgedacht.
Eintagserfolg oder feinere Arbeit, die langsamen Ertrag liefert?
Napoleon könnte nicht still sitzen; und schlüge er schnell, dann hätte
Preußen die Hauptlast des Krieges und Rußland die Wahl der
Stunde, in der es Frieden schließen will. Gortschakows Rußland,
dasin Sehnsucht nach Frankreichs Freundschaft langt. Nein. Und
Rechberg ist dem Schlepptau der Großmächte nichtzu entknüpfen.
Da, zum ersten Mal, erweist Bismarck sich Europen als den Mei»
ster voraussichtiger Staatskunst. Rußland hat in Polen, Litauen,
Wolhynien zweihunderttausend Mann, in guterRüstung,aufden
Beinen, dicht dahinter ein eben so starkes Heer; und die begonnene
Rekrutirung liefert noch hundertfünfzigtausend. Fürs Iahr 1863
eine stattliche Ziffer. Damit wills über das schlecht gerüstete Oester-
reich herfallen; im Bund mit Preußen, dem der Sieg die Vormacht
in Deutschland brächte. Aber auch die Feindschaft Frankreichs;
mit dem Gortschakow sich vielleicht nach ein paar Lufthieben ver»
ständigt hätte. Der preußische Staatsmann muß trachten, den
Meinungspalt zwischen Petersburg und Wien zu verengen (nicht:
zu schließen) und Rußlands Groll von Ost nachWest, gegen Frank»

reich, zu wenden. Das wird in dem (von Bismarck verfaßten) Kö»
niglichen Handschreiben versucht, das den holländischen in der
Rolle des korsischen Bonaparte, als den Bedroher des Erdtheiles,
zeigt, den Zaren freundschaftlich vor jeder Handlung warnt, die
das (allmählich wohl in Raison zu überredende) Oesterreich den
Westmächten zuscheuchen müßte, und, in einem Anhängsel, räth,
durch einen dem Nachbar bequemeren Zolltarif den preußischen
Landwirth und Händler aus dem ins Hochpolitische fortwirkenden
Aerger über Rußlands unübersteigliche Zollmauerzu schmeicheln.
NichtAlles gelingt. Doch die vordringlich sentimentale Franzosen-
politik zerstört den Ponton, auf dem Gortschakow seinen Kaiser in
den Gefühlsbereich Napoleons schmuggeln wollte. Alexander
kehrt sich zürnend von Frankreich ab und erkennt in demMinister
des berliner Oheims den auch auf der Machtzinne zuverlässigen
Wahrer ehrwürdigen Hoheitrechtes. Der austro»russtsche Krieg
wird vermieden und die Etapenstraße frei, die, über Schleswig»
Holstein(1864), Oesterreich (66), Frankreich (70), in Deutschlands
Einung unter Preußens Präsidium führen kann. DieLandtags«
Mehrheit verruft dengehaßtenIunker,der ihm die Heeresstärkung
abgetrotzt hat, als einen Barbaren,Freiheitmörder,Zarenknecht.
Ruhig aber spricht Bismarck: »Der Polenanspruch (auf dieWie«
derherstellung ihres Reiches) hat vor Europa keinen Bestand.
Das Ganze verschwindet inUtopie,zu deren Verwirklichung man
darauf ausgehen muß, zunächst drei große Reiche zu zerstören,
Oesterreich, Preußen, Rußland, drei unter den fünf oder sechs
europäischen Großmächten in die Luft zu sprengen, um auf den
Trümmern dann eineneuephantastischeHerrschaftvonsechsMil»
lionen Polen über achtzehn Millionen Nichtpolen zu begründen.
Den Gedanken der Wiederherstellung Polens in den Grenzen
von 1771 braucht man nur auszudenken, um sich von seiner Un»
ausführbarkeit zu überzeugen. Die Neigung, sich für fremde Natio«
nalitäten und Nationalbestrebungen zu begeistern, auch wenn sie
nur auf Kosten des eigenen Vaterlandes verwirklicht werden kön-
nen, ist eineForm politischer Krankheit, deren geographische Ver»
breitung sich, leider, aufDeutschland beschränkt. " Der wankt nicht.
Ist die Lebensarbeit des Erziehers verthan und wird auch
in dem Deutschland, das er schuf, der Hügel, auf dem nur für des
Reiches eigenen Nutzen von nüchterner »Selbstsucht" zu sorgen

wäre,vonderFluth laulich trübenGcfühlsdrangesüberschwemmt?
Mancher möchte wohl antworten, nicht sentimentale Politik,son-
dern Nothwehr empfehle, zwischen Rußland und dem Deutschen
Reich einen Pufferstaat zu schaffen. Aus so hohlen Worten läßt
sich nicht einmal dasGerüstzu einem Hausbauzimmern.InErd»
theilen ohne moderne Wehrmächte mag ein Pufferstaat für be»
grenzte Frist die Reibung lindern; Beispiel: Afghanistan. Vor
der Gefahr russischen Vorstoßes (der, wenn er gesplittert ist, zwan-
zigmal wiederhol t werden kann)schützt nicht einPolsterkissen; schützt
nur ein starker Panzer. Kann Oesterreich»Ungarn ein Stück des
russischen Polens erobern (dessen Adel die beiden Nikolais mit
einer Huldigungadresse, nicht mit der oft angekündeten Rebellion,
als Feldherren begrüßt hat) und glaubt es, noch mehr Polen in
Habsburgs Reich einlassen zu dürfen: sein Wille ist frei. Einen
selbständigen Polenstaat aber, Republik oder Monarchie, mit
einem Albertiner, Zollern, Erzherzog, Uradeligen als Herrscher,
könnte Preußen nur dulden, wenn es sich entschlossen hätte, Po»
sen,Westpreußen, Oberschlesien aufzugeben. (DerPlan einer Um-
siedlung, die Preußens Polen in den Iagellonenstaat abschöbe
und auf ihre Plätze die Deutschen aus Rußland riefe, rechnet nicht
nur allzu hastig mit der Möglichkeit neuer Völkerwanderung, son»
dern vergißt auch, daß ein auferstandenes Polen außer den Men-
schen den Boden, der sie gebar, für sich fordern würde.) Nach dem
Krieg muß Preußen ernstlich und gütig des Versprechens geden-
ken, in dem Stein und Hardenberg 1814 übereinstimmten: »den
polnischen Bürgern jeden mit dem Staatsbestand vereinbaren
Wunsch zu erfüllen." Weder Sprachenzwang noch gar Enteig»
nungrecht; dem fähigen Polen sei nirgends eine Thür verriegelt,
die sich dem deutschen Staatsgenossen aufthut. Daß er auf die
Krönung nationaler Gemeinschaft verzichten muß, ist hart genug.
Dennoch:ermuß.MitTrugspeiseabersollmanihn nichtinfreund»
licheLaune mästen. Das Polenreich (das just vor hundert Iahren
Talleyrand und Lord Castlereagh wiederherstellen wollten) müßte
den Staatsverband Preußens lockern; würde ihm schnell gefähr-
licher, als Serbien dem Beherrscher Kroatiens und Bosniens je
war. Das preußische Polen, schrieb Gneisenau, »ist einLcbensor»
gan,ohne das der Staatskörper nicht lange bestehen könnte." Im
Kampf um den Osten ist, von der ersten bis zur zweiten Schlacht

bei Tannenberg, viel preußisches Blut geflossen. Um jeden Zoll
der Erde, in die es sickerte, müßten wir wie um ein Heiligthum des
Stammes fechten. Unnöthig ist, unnützlich war immer, dem Polens
kind den Weißen Adler aus dem Ohr zu haken. Doch erst über
PreußensAsche dürfte er die Schwingen wieder himmelan heben.
Victorie in Vlaanderland.
Zum dritten Mal soll in derZeitspanne eines Iahrhunderts
zugleich mit Polens auch Belgiens Schicksal von fremder Macht
gestaltet werden. Die Erinnerung an den keltischen Kriegerstamm
der öelgae, die den Römern die Eroberung Galliens Schritt vor
Schritt wehrten, dem großen Iulius Caesar sieben Iahre lang
widerstanden, unter Claudius Civilis den Bataveraufruhr zu
ernsterGefahr fürRom machten unddeneninSüdbritanienVer»^
wandte lebten, war dem Gedächtniß der mit dem Sellum (Zallicum^
denKämpfen gegenNervier,Remer,Viromanduer Geplagten früh
entronnen.InMythosferne schien ihm auch die »Au amUfer der
Scheide bei Antwerpen"zu liegen, wo Wagners Deutscher Könige
Heinrich die Fürsten, Edlen, Freien vonBrabant zurHeeresfolge
nach Mainz heischt, an die Bedrohung durch der Ungarn Wutl>
mahnt und die Mannheit aufruft: »Nun ist es Zeit, desReiches
Ehre zu wahren; ob Ost, ob West: Das gelte Allen gleich! Was
deutsches Land heißt, stelle Kampfesschaaren, dann schmäht wohl
Niemand mehr das Deutsche Reich!" DieQällialZelLica war frän-
kisch,dann lothringisch geworden; kam unterspanische, dannunter
österreichische Herrschaft. Die abzuschütteln, drängte zuerst die
hitzigeIugend derHochschuleinLoewen.DieOesterreicher mußte«
Brüssel räumen; kämpften aber noch ein Iahrzehnt lang um das
katholische Niederland und verloren es ganz erst imFrieden von
Luneville (1801). Die »VereinigtenBelgischen Staaten" blieben
derTraum derSprudeljugend. Bonaparte legte die Hand aufdas
anMenschen und Erdschätzen reickeLand;peilschte undstreichclte
es in das Empfinden inniger Gemeinschaft mitFrankreich. Blieb
auf ein selbständiges Leben Belgiens noch Hoffnung? EinFran»
zose,Mirabeau, hatte es als ErsterunterFremdenverheißen. Nun
begräbtder ersteFranzosenkaiser die Zuversicht.Nachseinem Sturz,
will derWienerKongreß, der dasKunstgebild der neutralenRe»
publikKrakau slümpertund den Polen die Erhaltung ihres Volks»

thumes zusagt, im Niederland den Glaubensspalt schließen, der
seit dem Tag derUtrechter Union (1579) zwischen Katholiken und
Reformisten klafft. Auf Englands Wunsch klebt er Belgien wie»
der an Holland und kürt den OranierWtlhelm zum König der»Ver-
einigten Niederlande" (deren SüdgrenzeimzweitenPariserFrie»
den ins Herzogthum Bouillon gestreckt wird). Der Nothbau hält
sich durch dretLustren. Wienach derIakobinerrevolution dieBra»
banter sich wider Ioseph den Zweiten uud das »wiener Ioch" er»
hoben,so steht nach der pariserIulirevolution, nach der Entthro»
nung des katholischenBourbonenkönigs vonFrankreich, das ge»
drückte Belgiervolk gegen den kalten Knechter, den protestantischen
Oranier auf. Beide Stämme: Vlamen und Wallonen; bald auch,
auf den Ruf des klugen Patrioten Louis de Potter, beide Par»
teien: Klerikale und Liberale. Das Sturmlied Masantellos (in
Aubers Oper »Die Stumme vonPortici") entbindet den Willen
zu offener Rebellion. Ueber dem brüsseler Rathhaus flattert das
Dreifarbentuch mit dem Bild des brabanter Löwen. Durch die
Straßen gellt das neue Freiheitlied: »Srabän^onne«. Nach drei»
tägigem Straßenkampf muß dasOranierheer aus derHauptstadt
weichen. In Schaaren fliehen die Belgier von Hollands Fahne.
Wilhelm läßt von der Citadelle aus die ScheldestadtAntwerpen
in Brand schießen. Die Kleisterarbeit des Wiener Kongresses bin»
det die Theile nicht mehr. Der alteGueusentrotz ist erwacht. Bel»
gien will frei sein; weder zu Holland noch fortan, wie das unent»
kräftete Konventsgesetz vom Iahr IV bestimmt, zu Frankreich ge»
hören. »Schwarz-Gelb-Roth sei unserBanner; unter ihm fechten
wir, wenns sein muß,mit den vervehmtenWaffen derInfamen."
Aexte, Piken, Metzgerbeile, mit Nägeln gespickte Brettspar»
ren: Das taugte in die Tage der rebellirenden Iunker, die, vor dem
Ährder Statthalterin Margarete von Parma, einHöfling(1S66)
einen Bettlerschwarm schalt, die sich seitdem Zueux nannten, gol»
denes und silbernes Bettelmannsgeräth an Hut und Gürtel trugen
und imDickicht,am verglimmendenLagerfeuer schworen,mit dem
blutig aus der Bauchhöhle gerissenen Darm dasAntlitz desHer»
zogs Alba und seiner frommen Folterknechte zu striemen. Ietzt
waren andereWaffen nöthig; feinere (und drum wirksamere)er»
stritten den Sieg. Frankreich, dessen König nun Louis Philippe
heißt, will den Einsturz des Niederländerstaates nützen, um dem

seit Leipzig und Waterloo verblaßten Gallierruhm die »Nord»
mark", das Keltenland, zu erobern. Tausende Freiwilliger eilen
aus Frankreich nach Belgien und geloben sich dem Kampf gegen
denOranier. Sehen die vier Großmächte, die das Königreich der
Vereinigten Niederlande als einenWall wider Frankreichs Vor»
drang schufen, müßigihr Kunstgebild zerfallen? Metternich stöhnt
überdie(vonMirabeauvorausgesagte)WeltreisederRevolution,
dieüberall neue Krater aufbreche; gesteht aber, daßOesterreich »den
Prozeß in denNiederlandenverloren habe."ZarNikolai will die
Gewalten höllischen Aufruhrs niederwerfen und schickt seinen
Feldmarschall Diebitsch nach Berlin, damit erden Schwiegervater
FriedrichWilhelm in den Entschluß zum Krieg überrede. Auch der
OranierkönigWilhelm bittet den berliner Schwagerund Vetterum
Hilfe. Noch schwankt in Preußen die Wägschale. Der siebenzig»
jährige Gneifenau schreibt: »Selbst die Empörung in Polen wird
nicht hindern, daß Deutschland gegen Frankreich unter die Waffen
tritt; denn die Macht Rußlands wird den polnischen Aufstand,
bei der nie erlöschendenUneinigkeit dieses halb barbarischen Vol»
kes,bald genug dämpfen. "Auch sein Generalstabschef Clausewitz
will den Krieg. Stein fürchtet, die Eitelkeit der Franzosen lechze
nach schneller Rache an den Bezwingern Bonapartes. Der König
befiehltzwardenAbmarschdesViertenCorps ausSachsen an den
Rhein;zaudert aber vor dem Gedanken an den drittenFeldzug gen
Westen. Das Niederland war ihm ein schlechter, unverträglicher,
übermüthigerNachbar; und er weiß, daß französische Truppen in
Belgien einrücken, sobald ein Preußenbataillon die Grenze über»
schritten hat. Das Volk der Befreiungskriege für dieBataverenkek
bluten zu lassen, dünkt ihn fast Frevel. Da der belgische Aufruhr
nicht mehr zu ersticken ist, wäre noch das Vernünftigste, die Um»
ordnung in friedlicher Gemeinschaft mit Frankreich vorzubereiten.
Preußens Gesandter in London, Heinrich von Bülow (Schmie»
gersohnWilhelms vonHumboldt und GroßoheimBernhards, der
Deutschlands vierter Kanzler wurde), soll für diesen Plan wirken:
und findet den Weg an das von Friedrich Wilhelm und seinem
MinisterBcrnstorff erblickteZiel schon leidlich geebnet.Dem Eng-
land Wellingtons undAberdeens war die belgische Sache höchst
unbequem geworden. Damit ihm dieHälfte der holländischen Ko»
lonien bleibe, hatte es auf dem Wiener Kongreß den europäischen

Besitz der Oraniermitvlamischem und wallonischem Land breit ge»
rundet. Damitdieses Gebiet, das einen wichtigen Theil der Kanal»
'Mte umfatzt,vorFrankreichgeschirmtsei,hatWellingtondenBau
der Südfestungen beschlossen und geleitet. Ein französisches Bel»
gien, gar ein mit Priesterhilfe aus dem Ketzerbund gelöstes, das
die katholischen Iren in Nach ahmung lockt: niemals darf England
solche Entwickelung dulden. Truppen hinüberwerfeu?Dafür wäre
die City,die von dem manischen Niederland nicht den erhofftenGe»
schäftszins erhalten hat, kaum zu haben; und der liberale Brite, der
Wahlrechtserweiterung und Handelsfreiheit ersehnt, freut sich an
dem Frankreich derIulirevolution und desBürgerkönigthumes.
Das schickt seinen schlausten Mächler,Talleyrand, ins Inselreich.
Der neue Botschafter giebt sich als den redlichen Mann und arg»
losen Friedensbürgen. Belgien an uns ketten?Wir denken nicht
dran; müssen nur gegen den Einbruch einer fremden Macht ge»
sichert sein. Auf diese Straße kann Bülow treten. Die Konferenz,
der fünf Mächte wird nach London einberufen. Noch einmal ver«
sucht derZar, dem »Barrikadenkönig" (Louis Philippe) die Pforte,
die in den Hohen Rath von Europa einläßt, zu verrammeln; er
will Frankreichs Bevollmächtigten erst zulassen, wenn die pariser
Regirung sich verpflichtet hat,inBelgien denRechtszustand wie»
derherzustellen und zu erhalten, der vor der brüsseler Revolution
galt. Das, antwortet Friedrich Wilhelm, »kann niemals erreicht
werden. "Preußen rettet Belgien vor Rußlands Grimm. Nikolai
Pawlowitsch muß in denHaag schreiben,sein Willesei einsam ge»
dlieben und die russische Waffenhilfe werde, wenn die anderen
Mächte des Vierbundes nicht mitschlügen, Holland nur schaden.
Am vierten November 1830 beginnt in London die Konferenz.
Im London Wilhelms des Vierten, des Matrosenkönigs,
i>er noch im November das konservative Ministerium Wellington
durch das Whig« Kabinet Grey»Palmerston»Russell ersetzenmuß.
Die Vertreter des Vierbundes (England, Oesterreich, Preußen,
Rußland) sind einig in der Erkenntniß: Belgien darf nicht in die
Machtsphäre Frankreichs gleiten. DenOraniern, die derBrüsseler
Kongreß, nach der Beschießung Antwerpens, entthront hat, ist die
jüngere Krone nicht zu erhalten. England opfert den Schützling,
wie es manchen Sultan und Dey, wie es gestern die Bourbons
geopfert hat. Ihm soll der neue Staat ein williger Kontorfreund

und dankbarer Küstenwächterwerden: deshalb erfüllt es ihm jeden
«ich: ganz vernunftwidrigen Wunsch. Soll, wie Rußland und
Preußen empfehlen, die Schleifung der füdbelgischen Festungen .
beschlossen werden? Palmerston möchte den demüthigenden Be-
schluß hinausschieben; französischenEinbruch würde jaBritaniens
Heer abwehren(das ihm stärkerscheint alsjedes aus allgemeine:
Wehrpflicht entstandene; besoldete Freiwillige, faselt er,» sind dem
Feldherrn ein besseres Werkzeug als eine Bande von Sklaven,
j>ie ihren Heimstätten mitGewalt entrissen wurden"). Einstweilen
genügt Bülows Vorschlag, Belgien für einen neutralen Staat zu
«erklären und die Unantastbarkeit seines Gebietes von allen Groß»
mächten verbürgen zu lassen.Der preußischeAntrag wird zugleich
mit der Theilung der Niederlande angenommen. Wer aber soll
4n Brüssel herrschen ? Während der Polenaufstand Rußlands und
Preußens Heere beschäftigt und zum ersten Mal der Plan auf-
taucht, einem österreichischen Erzherzog die Iagellonenkrone zu
geben, heischt Belgien ein Haupt. Der Kongreß denkt an den Herzog
von Nemours, den zweiten Sohn Louis Philippes. An Dessen
Thron ließe Frankreich nicht rütteln;und gewiß ist derjungeHerr
so bescheiden bürgerlich wie sein Vater, derzuFuß durch die pariser
Straßen spazirt und bei Regen irgendeinen Bourgeois unter sei-
nem Schirm an dieHausthür geleitet.Diese Kandidatur istnatür»
lich nicht durchzusetzen;zweiKronenfürOrleans,einFranzose als
Belgierkönig, die Neutralität eine Posse: keine Großmacht könnte
zustimmen. Die Konferenz beschließt, daß ein den fünf großen Herr-
scherhäusern Angehöriger niemals den belgischen Thron besteigen
dürfe. Preußen versäumt eine bedeutsame Stunde. Da vier Groß-
mächte in dem Wunsch übereinstimmen, Belgien vor dem Einfluß
des französischen Nachbars abzudeichen, winkt dem anderen, dem
preußischen Nachbar eine ergiebigeMöglichkeit: er müßte sich die
Belgier befreunden und für die Wahl eines vertrauenswürdigen
Hauptes wirken. Das geschieht nicht. Hollands Gesandter, Graf
Perponcher,wirdinBerlinvielhöflicherbehandeltals der belgische
Baron Vehr. Und bald darf Palmerston sich als den Vater des
neuen Staates vorEuropabrüsten.SeineGnadegiebtihmdenKö»
nig: dcnPrinzenLeopold vonKoburg.Einen deutschenFürstenund
russischen General, der aber als Ehemann der britischen Thron»
crbin zum Engländer geworden war und mählich die Mutter»

Sprache verlernte. Als vierzigjährigerWitwer wird er zum König
der Belgier gewählt; heirathet später des Bürgerkönigs Tochter
Luise; bleibt aber, wo sein Geldmachertrieb es erlaubt, auf dem
Festland der gehorsame Statthalter Englands, dessen junge Kö»
ingin, seine Nichte Victoria, er dem Koburger Albert vermählt.
Sein Königthum wird von dem Oranier bestritten und seine Miliz»
Gruppe von den tapferen Holländern überrannt. Doch Louis Phi»
lippe hilft. Er schickt, die Neutralität Belgiens zu schützen, den
Marschall Gerard mit einer Armee über die Grenze und schreibt
an Leopold: »Meine beiden ältesten Söhne werden den Feldzug
mitmachen; auch der Herzog von Nemours, der jetzt Ihre Krone
trüge, wenn ich sie nicht abgelehnt hätte." Holland muß weichen,
aber auch Gerard rasch abmarschiren.Talleyrand entschleiertnun
endlich seinen lange verborgenen Plan: Preußen, Frankreich,Hol»
land theilen das Land; wenn Antwerpen und Ostende Freihäfen
werden, wird England nicht widersprechen. Bülow weiß, daß ihn,
^venn er für solchen Vorschlag einträte,sein gewissenhasterKönig
fallen ließe. Zum zweiten Mal rettet Preußen die Selbständig-
keit Belgiens. Das wird nun,nach den Vierundzwanzig Artikeln
.der Londoner Konferenz vom fünfzehnten November 1831, von
allen Großmächten anerkannt und lebt fortan auf dem Grundrecht
einerVerfassung,deren wichtigsterSatz ausspricht,daß alleStaats-
gewalt vomVolk verliehen werde. Leopold beschwört sie; darf nach
'«in paar Iahren aber zuverlässigen Handlangern zuraunen: »So
^ange Belgien sich nicht von Grund aus ändert, bin ich der Staat."
Noch aber sitzen dieHolländer inder antwerpenerCitadelle.
Ms Paskiewitsch in Polen den Aufstand niedergerungen, Toll
die Hauptstadt gestürmt und in der pariser Kammer der Korse Se»
bastiani gesagt hat, in Warschau herrsche jetzt Ordnung, können
England und Frankreich den müden Ostmächten das Schauspiel
neuen Waffenganges zumuthen. England soll Hollands Schiffe
inBeschlag nehmen, Frankreich die Oraniertruppe aus Antwerpen
jagen; Preußen mag für dieDauer dieses Unternehmens Ostbel»
gien besetzen. Mürrisch lehnt Friedrich Wilhelm den Antrag ab;
nach derpolnischenBelästigung wollen die drei Ostmächte sich nicht
in neuen Hader versträhnen und beschränken sich deshalb in die
Geberden »moralischen Widerstandes". Der hindert den Mar»
schall Gerard nicht, als Europens Feldherr vor Antwerpen zu

rücken. Nach vier Wochen ergiebt die Festung sich zwölffacher
Uebermacht;und dieFranzosen ziehen heimwärts. Erst nach sechs
Iahren aber räumt König Wilhelm die kleinen Scheldefestungen
Liefkenshoek und Lillo; ist Leopold Herr seines ganzenGebietes.
Auf ihrer Weltreise ist die Revolution in Italien und Polen zer»
malmt, in Frankreich undBe lgien vomSieg gekrönt worden.Preu»
ßen hat nichts, Frankreich einen gefälligen Nach bar und Eidam,
England einen pfiffigen Lehnsmann, der Papst eine neue Provinz
gewonnen, dicht neben dem niederländischen Calvinerreich den
katholischenStaat, den KardinalRichelieu aus Spaniens Nieder-
land machen wollte. Hätte der fünfte KaiserKarl nicht, als er seine
Vaterstadt Gent, weil sie ihm eine Steuer weigerte, mit Waffen-
gewalt bezwungen hatte, die große Rolandsglocke entfernt, die so
lange unter dem goldenen Drachen der Wetterfahne im Belfried
hing, dem sechzehnten Papst Gregor und dem Genüßling Pal»
merston dürfte sie jetzt läuten: Victorie in Maanderland!

Deutscher Sieg.

Die vierundvierzig Glocken des Belfrieds tönen wieder über
dentzäuptern deutscherReichskrieger. Die sahOstflanderns Haupt-
stadtnicht, seitdie habsburgischeBesatzung abzog. Dichtneben dem
Glockenthurm weht nun von Gents gotischemRathhaus die deut»
scheFahne.Und auf einem Schlendergang können unsere Krieger
(die nicht um Sold fechten und die Ihr deshalb nicht Soldaten
schelten dürfet) am Freitagsmarkt die Tolle Grete begucken, die
einst gefürchtete Eisenkanone, die dreiunddreißigtausend Pfund
wiegt und hundertvierzigPfundPulver schlucken kann; dieSchwe»
ster der brandenburgischen Faulen Grete aus dem fünfzehnten
Iahrhundert und Urahnin des Riesenmörsers, mit dem General
von Beseler die Festung Antwerpen viel schneller bezwungen hat
als von den TagenAlexan ders von Parma bis zu denen des Mar»
schallsGerard je einBelagerer.(Vielleicht unterstanden demPreu-
ßen auch die Geschütze, die der belgische Kriegsminister für die
Scheldeburg bei Krupp bestellt, deren Abholung er aber verzau»
dert hat.) Nur vier nicht in Essen Heimische kannten diesen Mörser,
den die Firma Friedrich Krupp auf eigene Kosten schuf und den,
weil sein Geschoß die stärkste Betonfestung rasch in Schutt zer»
schmettert, dann unsere Heeresverwaltung erwarb. Müssen wir

Warschau»AnKverpen.
uns des Zerstörungwerkzeuges schämen und von der»Kutturwelt"
die herbe Rüge hinnehmen, von Faust und der Neunten Sym»
phonie habe unser Volksstolz sich zu den Zweiundvierzig'Centi»
meter»Geschützen erniedert? Nein. Nur festerer Wille zur Wirk-
lichkeit (also: zu deutscher Macht) unterscheidet dieKriegerschaar,
diejetzt auf fünfWalstätten kämpft, von dem Volk der Dichter und
Denker. Auch ihr Hirn sehnt sich in den Bezirk der Musen. Vor
den Bleibseln niederländischer Gotik, vor den Wundern vlami»
scher Bildnerkunst leuchtet ihr Auge in Andacht. Von der Lippe
der Mannschaft,die aus drei Straßen auf den brüsselerParade»
platz marschirt ist, klingt, als der letzte Mann in der Reihe steht,
unbefohlen ein deutsches Lied. Aus allen Schützengräben dankt
jauchzender Zuruf dem furchtlosen Musikmeister, der auserdgrau
umwickelten Hörnern und Tuben im Wüthen des Feuergefechtes
seinen Franzern Märsche, Schlachtgesänge, Reigen ins froh auf»
horchende Ohr blasen läßt. Nicht nur für den Nahrungraum der
Kinder und Enkel ficht diese Schaar: auch für die Herrschaft des
deutschen Genius, für die Gemüthsmächte, die aus Goethe und
Beethoven, Bismarck und Schiller, Kant und Kleist in Ewigkeit
wirken. Und nie war gerechterer Kampf; nie einer, dessen Ertrag so
wiediesesnochdenUeberwundenenbeglücken muß.Damit er sieg-
haft sei, mußten wir ihm die gewaltigste Waffe schmieden. Ueber
dieAuen derScheldeschwingtsich das Königswort: »Wie fühl'ich
stolz mein Herz entbrannt, find' ich in jedem deutschen Land so
kräftig reichen Heerverband! Für deutsches Land das deutsche
Schwert: so sei des Reiches Kraft bewährt!" Diese Kraft formte
der Geist. Der Erwerb solcher Waffen war nur möglich, weil Mil»
lionen fleißigerMenschenmit rastloserArbeitausdemarmen das
reiche Deutschland gemacht hatten, das den Krieg nun als Groß»
industrie bereiten und führen konnte. Und was der Geist schuf,
dient wieder dem Geist. Soll nicht verwüsten noch Freie uns in
Hörigkeit bändigen, sondern aus Trümmern witternder Kultur
junges, reicher beseeltes Leben ans Himmelslicht fördern. Soll,
muß, wird der nie römisch erstarrenden Majestät edelsterDeutsch»
heit neue Provinzen erobern. Sonst wäre, und schwemmte ein
Paktolos Abermilliarden in den Rhein, der Aufwand zu diesem
Krieg schmählich verthan. Wecket, Ihr vierundvierzig Klöppel,
aus banger Nacht zu Morgenjubel die Stätte, auf die einst Bal»

duins Eisenarm die feste Burggebaut hat.LäutetdurchsFlander»
land, bis in Brabant hinein die frohe Kunde, daß Eurer Heimath
Frühling, nicht finsternderWinter, naht. Daß dieStunde schlug,
die zwischen Germanen und Galliern den uralten Erbstreit über
das Lotharingerreich schlichtet.Und daß, trotzAllem, was gestern
war, derDeutsche willig ist, denVlamen,auch den Wallonen, der
Halbfranz sein mochte, mit brüderlichem Gefühl zu umfangen.
Unser Heer ist nicht ausgezogen, belgisches Land zu erobern.
Wer klaren Sinnes weiß, wohin er geht, kommt nicht immer ans
Ziel; ermüdet manchmal unterwegs und scheut dann die Mühsal
der Strecke, die sein inneres Auge ermißt. Theodorich wollte aus
Thrakien nachByzantion ziehen, denKaiser Zeno vom Goldstuhl
stoßen: und fand seines Lebens Werkstatt in Italien; herrschte mit
dreißigtausend Ostgoten dreiunddreißig Iahre lang über das Land
feiner Weströmerkultur und hinterließ es in reicherem und wür-
digerem Stand, als es unter Odoaker gekannt hatte. Der war den
Goten mit listigerTücke begegnet; doch kein Italer büßte den Sip»
penverrath. Seitdem ist oft Einer weit gekommen, der nicht wußte,
wohin sein Fuß schritt.In dem gegen vier Großmächte zu führen»
den Krieg, dessen Westfront allein von derNordsee bis an die Al-
pen, von Gent fast bis Genf sich dehnt, schien auf Europas Erde,
die unter seiner Brunst dorrt, ein die Wurzel des Siegervolkes
stärkender Gewinn nichterreichbar. Gold entschädigt nichtvon dem
VerlustdesIugendgewimmels,umdaswirschonnachzehnKriegs-
wochen trauern mußten;war unterje zehntausend Tüchtigen auch
nur ein Schöpferhirn, dann wärs mit tausendMillionenzu karg be-
zahlt. Und welches deutschemVolksthum nöthige,in hehrsterWort»
bedeutung nützliche Landstück könnte uns in Europa Frankreich,
könnte gar Rußland räumen? »Unangreifbar" (soheißt in offiziö»
sem Schwatz das Losungwort) zu werden, das Wesen des Wikin»
gers gegen des Newyorkers, des flinken Hechtes gegen des trä«
gen Karpfen auszutauschen, dem im ungefährdeten Teich der feiste
Rücken vermoost, darf nie eines Deutschen Wunsch sein. Und an
dieErlangungbequemerenGrenzschutzeswagt nur einTollerdas
in Macht und Reichthum strotzendeLeben. Ietzt wissen wir, wofür
gekämpft wird. Nicht für französische, polnische, ruthenische, esth»
nische, lettische Bezirke noch für Milliarden; nicht, um nach dem
Sieg in Gefühlstümpel tauchen und den erkälteten Rumpf dann

Die Zukunft.
duins Eisenarm die feste Burggebaut hat.LäutetdurchsFlander»
land, bis in Brabant hinein die frohe Kunde, daß Eurer Heimath
Frühling, nicht finsternderWinter, naht. Daß dieStunde schlug,
die zwischen Germanen und Galliern den uralten Erbstreit über
das Lotharingerreich schlichtet.Und daß, trotzAllem, was gestern
war, derDeutsche willig ist, denVlamen,auch den Wallonen, der
Halbfranz sein mochte, mit brüderlichem Gefühl zu umfangen.
Unser Heer ist nicht ausgezogen, belgisches Land zu erobern.
Wer klaren Sinnes weiß, wohin er geht, kommt nicht immer ans
Ziel; ermüdet manchmal unterwegs und scheut dann die Mühsal
der Strecke, die sein inneres Auge ermißt. Theodorich wollte aus
Thrakien nachByzantion ziehen, denKaiser Zeno vom Goldstuhl
stoßen: und fand seines Lebens Werkstatt in Italien; herrschte mit
dreißigtausend Ostgoten dreiunddreißig Iahre lang über das Land
feiner Weströmerkultur und hinterließ es in reicherem und wür-
digerem Stand, als es unter Odoaker gekannt hatte. Der war den
Goten mit listigerTücke begegnet; doch kein Italer büßte den Sip»
penverrath. Seitdem ist oft Einer weit gekommen, der nicht wußte,
wohin sein Fuß schritt.In dem gegen vier Großmächte zu führen»
den Krieg, dessen Westfront allein von derNordsee bis an die Al-
pen, von Gent fast bis Genf sich dehnt, schien auf Europas Erde,
die unter seiner Brunst dorrt, ein die Wurzel des Siegervolkes
stärkender Gewinn nichterreichbar. Gold entschädigt nichtvon dem
VerlustdesIugendgewimmels,umdaswirschonnachzehnKriegs-
wochen trauern mußten;war unterje zehntausend Tüchtigen auch
nur ein Schöpferhirn, dann wärs mit tausendMillionenzu karg be-
zahlt. Und welches deutschemVolksthum nöthige,in hehrsterWort»
bedeutung nützliche Landstück könnte uns in Europa Frankreich,
könnte gar Rußland räumen? »Unangreifbar" (soheißt in offiziö»
sem Schwatz das Losungwort) zu werden, das Wesen des Wikin»
gers gegen des Newyorkers, des flinken Hechtes gegen des trä«
gen Karpfen auszutauschen, dem im ungefährdeten Teich der feiste
Rücken vermoost, darf nie eines Deutschen Wunsch sein. Und an
dieErlangungbequemerenGrenzschutzeswagt nur einTollerdas
in Macht und Reichthum strotzendeLeben. Ietzt wissen wir, wofür
gekämpft wird. Nicht für französische, polnische, ruthenische, esth»
nische, lettische Bezirke noch für Milliarden; nicht, um nach dem
Sieg in Gefühlstümpel tauchen und den erkälteten Rumpf dann

- Home
- About
- Collections
- Help
- Feedback
- Mobile
- Take-Down Policy
- Privacy
- Contact

am Dünkel des Völkerbefreiers rösten zu können. Nein: um auf
das schmale Aermelthor, das den Weg ins Weltmeer öffnet und
schließt,dieSturmfahnedes Reiches zu hissen. Ich könnte mir vor-
stellen, daß Deutschlands Kriegsherr, wenn nach Ostende noch
Calais erobert ist,ausOst undWest die Heere und die Geschwader
heimwiese und geruhig zu den Feinden spräche: »Was Deutsch»
lands Kraft und Wille vermag, spüret Ihr nun; und werdet für-
derwohl langeüberlegen, ehe Ihr es anzugreifen waget. VonEuch
begehrt Deutschland nichts mehr. Nicht einmal den Ersatz seiner
Kriegskosten; von denen entschädigt der heilsame Schrecken, den
esringsumindenHerbstschlachtenschuf.WolltIhrvonunsEtwas:
der Fehdeheischung werden wir uns nie weigern. Wir bleiben im
belgischenNiederland, dem wir den dünnen Küstenstrich bis hin»
terCalais anfügen (Ihr, Franzosen, habt ja genug bessere Häfen);
enden aus freiem Willen den Krieg, der uns nach derEhrenwah»
rung nichts mehr erstreiten könnte; kehren in die Freude Werth
zeugenderArbeit zurück;und greifen erstwieder nach denWaffen,
wennIhr versuchet,uns ausdemblutigErworbenenwegzudrän»
gen. Feierlichen Friedensschluß, mit Schachermachei,Pergament
und Siegel, brauchen wir nicht. Die Gefangenen werden frei. Eure
Festungen mögt Ihr behalten, wenn sie Euch nicht entwerthet, die
Aufbauten noch lohnend scheinen. Morgen ist wieder Alltag."
In den Kriegswehenwar derzweitschlimmste Kunstfehler das
schrille Bekenntniß, Deutschland habe die (aufPreußens Antrag
beschlossene, von Europa verbürgte) Neutralität Belgiens verletzt.
Auch wenn der vom Volksgewissen ersehnte Personenwechsel nicht
länger, nicht allzu lange aufgeschoben, für das Geschäft der Frie»
densbereitung ein Staatsmann gefunden würde: die Selbstan»
klage des reuigen Ethos bliebe stehen. Von diesemBekenntnißlöst
uns kein Gott und kein Teufel; entbürdet uns auch nicht derWahr»
scheinlichkeiterweis anderer Absicht auf Neutralitätbruch. Ists
würdig, auf Katzenpfoten um die Breipfanne zu schleichen? Der
Nation würdig, aus der solches Heer werden konnte? Ich glaube
nicht, daßFrankreich, stattin Elsaß-Lothringen, in dermatteHerzen
selbst inFeuer wirbelndenLuftder»geraubtenProvinzen",hinte,
dem ehernen, mit einerMilliarde bezahlten Sperrgurt, zu fechten,
durch Belgien in unserRheinland einbrechen wollte; glaubtenicht,
daß die belgische Bourgeoisie, der jede Gewerbestörung ein Gräueü

Ist, ihm diesen Durchzug gestattet, noch, daß England dem Bundes»
genossen erlaubt hätte, den KönigAlbertzumLehnsmannderRe»
publik zu ducken ; und bin überzeugt, daß die Vereinbarung, deren
Spurjetzterschnüffeltist,diedreiMächtenurfürden(längstin allen
Lehr» und Nachschlagebüchern erwähnten) Fall deutschen Ein»
dranges band.WozudasIndiziengestöber?Um so übler für uns,
wenn der Kanzler das Reich, dessen Recht er zu wahren verpflichtet
ist, laut einer Sünde zieh, der es nie schuldig wurde und die doch
untilgbar nun an seinem Rus haftet. Da Krupps Zweiundvierziger
und Skodas Motorhaubitzen den O stgürtel Frankreichs zu spren»
gen vermögen, hätte ich als verantwortlicher Minister des Kai»
sers das Haupt des Großen Generalstabes ersucht, seinen Feld»
zugsplannirgends aufbelgischen Bodenzustützen;undüberschätze
seine Strategenkunst gewißnichtmit derZuversicht, daß unserHeer
auch dann heute schon im Argonner Wald und an derAisne stünde.
Noch denunverwischlichenFehler muß derStaatsmann aber mit
so zähem Muth verfechten, als gings um das Reichspanier, um
die Krone, um ein mit dem Ehrensaft der Volkheit getränktes Wie»
senhälmchen.Aus schlechtGeschehenem die beste Möglichkeitzuer-
wirken, mahnt ihnunterjederSonnedieAmtspflicht; werihrnicht
genügt,muß insDunkelfrommenBürgerbehagens. Völkerrechts»
bruch: nach dem Geständniß würde dem Verurtheilten die Wieder-
eröffnung desVerfahrens nicht gewährt. Doch die deutscheMensch-
heit steht nicht, stellt sich nicht vor Europens Gericht. Auch nicht vor
Amerikas. Die Depesche, die der Kaiser, seinen reifstenVolksge»
Zossen zu Leid, an denPräsidenten derVereinigten Staaten schickte,
hatProfessorWilson als eineBitte um milden Schiedsspruch ge-
deutet; und in dem Antwortbrief (wohl dem seltsamsten, schul»
meisterlichsten Schriftstück, das ein mächtiger Monarch jemals em»
psing) dräuend auf den »Tag der Abrechnung" gewiesen, der von
den Schuldigen Sühne erzwingen werde. »Alle Völker der Erde
haben, in erfreulicherEintracht, beschlossen, solcheAbrechnung de m
Krieg folgen zu lassen. Und bliebe sie unzulänglich, so würde sie von
derMeinungderMenschheit,derhöchstenInstanzindiesemStreit,
wirksam ergänzt." Die nicht in Krieg gerissenen Staaten haben
also, wohl nach anglo»belgischem Anruf, beschlossen, unser Han-
deln, als eines arger Sünde Verdächtigen, zu prüfen, zu richten
<zu strafen?): Das wird uns aus Washington angekündet. Sie

Haben; perkectum e8t. So weit sind wir. Wenn Drohung uns äng»
stete, hätte aufMichels Schlotterhaupt jedes Haar sich gesträubt.
Nie hat ein Starker sich in das thöricht dreiste Ansinnen gejocht,
dem Spruch geschaarter Schwachheit unterthan zu werden. Wer
sich aber nicht derUngebühr dunstiger Gefühlspolitik beugen will,
darf sie auch selbst nicht treiben. Macht schuf uns Recht; nur ge»
waltigere risse es aus seinem Schaft. Wollt Ihr, Eltern und Kin-
der, Frauen und Geschwister der deutschen Krieger, daß, mit dem
Geld aus unserem Reichssäckel, in Belgien jede Stadt, jedes Dors,
jeder Wald, Park, Acker'so wiederhergestellt werde, wie sie vor
dem Kriegsanfang, vor der Massenekstase waren, daß die Quar»
tiersteuer den Gemeinden zurückströme undLoewen,als winzigen
Ersatz der vonFeuerrohrenzerzundertenWeisthümersammlung,
aus Deutschlands Bibliotheken die kostbarsten Handschriften er»
halte? Wollt Ihrs: darüber ließe sich reden. Die Sühnung würde
theuer (und grübe die Frage aus, ob der Ertrag ins Maß solchen
Aufwandes wuchs); wäre ummagererenPreis aber nicht einzu»
-Hökern. Wollt Ihrs nicht: dann bleibt keine andere Wahl.
Lasset Euch nicht in Träume von Vereinigten Europäerstaa»
5en, von mildsinniger Theilung des Koburgererbes (ein Fetzchen
an Holland, eins anLuxemburg, vielleicht eins gar an Frankreich:
Mindestens ein zärtlich Bedachter würde mit großartiger Ekel»
geberde die giftige Speise ablehnen), von Zoll« und Wehreinung
lullen, die dem Lande das Rechtzu freier Selbstbestimmung wahrt.
Lasset nicht von der Warnung vor den fiebenMillionen Bürgern,
die eine fremde Sprache ins Reich brächten, vor den glaubens»
brünstigenKatholiken,denengverklüngeltenMaurerlogenbrüdern
Euren Willen einschüchtern.DieVlamen sprechen nicht, verstehen
kaum Französisch; und ihrer (derMehrheit)Mundart öffnet das
Ohr des Niederdeutschen sich schnell. Ist der römische Katholik ein
schlechterer Kerl als der Lutherische, Calviner, Gottlose? Wird er
den Leuten aus Cleve, Trier, Aachen und Köln sich nicht leichter
gesellen als der aus Pommern oder der Sachsenprovinz Zuge»
wanderte? Scheut Ihr vor Freimaurern oder Vernünftlern wie
Her Stier vor der Rothrübenjacke urteutscher Thiergartenmode?
DeutschemWesen ferne, auch feindlicheReichsbewohner,Welsche,
Skandinaven, Slawen, klug, nobel, mit der edlen Gelassenheit des
'Starken behandeln,einbürgern zu lernen, wird nach demKrieg eine

tzauptpflicht werden. Den Belgiern aber sind wir der Erzschelm
und Höllenpfuhlpächter? Blieben es noch, wenn in Loewen uni>
Wecheln jeder Stein mitGold aufgewogen wäre.DieWuth kann
nur weichen, wenn das von Schillers Feuerathem gepriesene Volk
denNachbarnah sieht und aus der Gemeinschaft Vortheil schöpft.
Antwerpennichtwider, sondernmitHamburgundBremen, Lüttich
neben den essener, berliner, schwäbischen Waffenfabriken,Cocke»
rill im Bund mit Krupp, Eisen, Kohle,Gespinnst aus Altdeutsch-
land und Belgien vom selben Kaufmannsgeist auf die Weltmärkte
geleitet, unser Kamerun und ihr Kongo: solche Profitfluth hat man-
chen Haß weggebrandet. Den Totfeind, dem er nicht das Schädel»
dach schlitzen kann, wirbt sich der Weise zum Freund; und wird den
noch spröden lieber beherrschen und Leckeres mitschmausen lassen
als an Gönner von unerrechenbarer Wollenszukunft verlieren.
Nur: nie wieder ein dürres Reichsland! Von Calais bis nach Ant»
werpen,Flandern,Limburg,Brabant,bis hinter die Maasfestung-
Iinie:preußisch(deutscheFürstenfeilschen,deutscheStämmeneiden
nichtmehr);dasSüddreieckmitElsaß-Lothringen(und Luxemburg:'
wenn es will) zu einem selbständigen, einem katholischen Fürsten»
geschlecht anvertrauten Bundesstaat, einem neuen Lotharingien,
gefügt.Dann wüßteDeutschland,wofü? es geblutet hat. Wirbrau-
chen Industrieland,Wege ins Weltmeer, eine unzerstückte Kolo-
nie,dieGewißheitdesRohstoffbezugesunddenergiebigstenWohl-
standsborn: zu Arbeit tüchtige Menschen. Hier sind sie. Ist Erz.
und Kupfer, Glas und Zucker, Flachs und Wolle. Hier war aber
einst auch Ian und Hubert vonEyck,warRubens; derSchwärmer
Ruysbrock und der Augenschlemmer Iordaens. Hier lebte stets,
oft freilich im Düster, Germaniens Seelchen: flatternde Einbild»
nerkraft.Und ist nicht hier endlich auch, was, allzu stürmisch meist
und in zu rauhem Schimpfrüpelton, jedes deutsche Herz begehrt:
der Sieg überEngland?Auf denMeeren ist er nicht schnellest er
nie ohne harte Opfer zu erjagen. MitdemDeutschenReich, dessen
Mörser von einer Kanalküste drohen, dessen Flagge über den zwei
größtenSeehäfenEuropasundüberdemKongobeckenweht,müßte
Britanien sich, als mit dem Inhaber gleichen Machtrechtes, in
Freundschaft verständiges. Wills nicht: spring an, Leu! Auf un»
serer jungen Scholle erwarten wir Dich. Die Zeit der Abenteuer
verdämmert. Doch dem Deutschen, der furchtlos zu wollen wagt,
hat die Erntearbeit heldischer Krieger rasch die Scheuer gefüllt.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. —
'uz der Zukunft in Berlin — Druck von Paß « Garleb <S, m, b. H. in Berlin.

Berlin, den 2t. Ottober 1»14.
Hört Ihr die Toten?
Warschau»Antwerpen.
^Has vor acht Tagen hier Gesagte (und Angedeutete) hat mir viele Briefe eingebracht. Einer vermißt die Erwähnung Portugals, das, wie in derZeitung erzählt wird, dem Deutschen Reich nun auch Krieg ankünden werde. Möglich. Können wirs nicht still abwarten? Portugal ist dem Britenreich, mit dem es, unter Dionysius, 1308 den ersten Handelsvertrag schloß, seit Iahrhunder» ten verbündet und befreundet. Beide Mächte haben sich in den Entschluß geeint,dieses uralteVerhältniß über allenWandelder Bündnißvolitik hinaus zu erhalten. Entrasft Portugal, das hier stets eineFilialedeslondonerWeltgeschäftshausesgenanntwurde, sich bequemer Neutralität und nimmt die Fährniß des Krieges auf sich, dann folgts englischem Befehl; und nützt die Gele» legenheit,um sich seine wichtigsten Kolonien, Angola und Mozambique,von dem mächtigen Freund verbürgen (oder hoch bezahlen) zu lassen. Die sollten wir lange schon erben (mindestens seit dem Abschluß des anglo»deutschen Vertrages vom Iahr 1898). Die will England uns jetzt sverren.DasPortugiesenheer, achtzig-bis hunderttausend Mann, könnte irgendwo eine Lücke füllen; Kit» chener ist aber zu klug, um seinen Kriegsplan an die Schlagkraft solcher unerprobten Truppe zu hängen. Beträchtlicheres könnte die Republik für den MachtbezirkChurchillsleisten. Lissabon und Lagos wären brauchbare Stützpunkte für die Marine der West» mächte. Und in portugiesischen Häfen liegt seit dem Kriegsanfang wohl manches deutsche Schiff, dem übermorgen, auf unseres Vet-

ters Wink, der an der Küste neutraler Staaten völkerrechtlich gil»
tige Schutz entzogen werden könnte. Daß im antwerpener Hafeir
unsere Handelsdampfer fast ungeschädigt blieben, beweist noch
nichts für das Schicksal der vor Portugal ankernden. König Al»
bert von Belgien hat denPatron wohl gebeten, nicht durch völlige
Zerstörung der Kauffahrer den starken Feind in noch grimmeren
Zorn zu reizen. (Schwatz ist die Behauptung, England »entehre
sich durch dieForderungsolcherHilfe". Die nimmts,wosiezu ha-
ben ist; wo ein Vertrag sie zur Pflicht macht. Dürften wir anders
handeln? Vergesset, liebe Leute, doch nicht, wie minniglich Ihr die
Iapaner umwarbet.) Die ehrenwerthe Sippe, die das Lusitanier»
reich regirt,würdeunterWonneschauern denKrieg gegendieMacht
rüsten, der Manuel, der von ihr entthronte König, seit der sigmarin»
gerHochzeit verschwägertist. ImnächstenIahrkönntePortugaldie
fünfhundertste Wiederkehr der Tage feiern, da ihr erster Iohann
Ceuta eroberte unddessenSohntzeinrich(derSeefahrer)die Hei»
math in den Rang der Kolonialmächte hob. Wir müssen hoffen, daß
wir, inAngola und Mozambique, dieses Halbjahrtausendfest auf
deutscheArtmitfeiernwerden.EinandererBrieffragtnachdervon
mir erwähnten Huldigungadresse des polnischenAdels.Die ist in
Polenblätternschon in denletztenAugusttagen veröffentlicht wor-
den. Adressat: Großfürst NikolaiNikolajewitsch, Generalissimus
des russischen Feldheeres. Wortlaut: »Mit tiefer Freude erfüllt
uns Eurer Kaiserlichen Hoheit Anzeige, daß Rußlands tapferes'
Heer dieWaffen ergriffen hat, um die Slawensache zu vertheidi»
gen, den unserer Nation heiligen Gedanken der Erneuung pol»
nischerReichsmachtWirklichkeit werden zu lassen und unter dem
Szepter Seiner Kaiserlichen Majestät alle Glieder des zerstückten
Polenstaates wieder zu vereinen. Wir, die Vertreter aller politi-
schen Parteien und sozialen Gruppen, sind innig überzeugt, daß,
aus dem Blut, das Polens und Rußlands Söhne in gemein»
samem Kampf gegen den gemeinsamen Feind vergießen werden,
beiden slawischenVölkern einneuesLeben,eins friedlicherFreund-
schaft, erblühen wird. An diesem bedeutsamen Tag, den die Polen-
geschichte nie vergessen kann, spricht aus unserer Seele der heiße
Wunsch, daß Rußlands Heer siege; stärkt uns die Zuversicht auf
den Triumph dieses unter dem Befehl Eurer Kaiserlichen Hoheit
fechtendenHeeres. Wir bitten,unserenGlückwunschunddenAus-

druck unserer Unterthanentreue Seiner Majestät zu Füßen zu le»
gen." Fünfundsechzig Namen stehen darunter; Namen derhöch»
sten Edelmannschaft und wilder Demagogen, Kirchenpfründner
und Christlich-Sozialen. Graf Branicki, vier Gorski, Kozlowski,
Komierowski, Krasinski, Morawski, Potocki, zwei Radziwill, die
Fürsten Lubomirski und Woroniecki, Graf Wielopolski, sogar der
Romanschreiber Reymont, der sich bisher als einen Russenfeind
gab. Die oft angekündete Revolution ist einstweilen nicht Ereigniß
geworden. Rußland hat sich zur Wiederherstellung des Polen»
reiches verpflichtet. Herr Roman Dmowski, Führer der National»
Demokraten, soll auch aus London das Versprechen heimgebracht
haben, daß die englischeRegirung nur einem Friedensschluß zu-
stimmen werde, der dieses Polenstaates Selbständigkeit und freies
Lebensrecht sichert. (Wer, fragtHerrAsquith, »wagt nun noch, zu
sagen, daß wir unbarmherzigem Absolutismus verbündet seien?
Unser Wille bringt allen Slawen neuen Lenzes Wunder und
wirkt die Auferstehung des grausam gemordeten Polenreiches.")
Gewiß ist, daß die russischen Heerhaufen überall den Polenbesitz
zärtlich schonen. In Ostpreußen haben sie nur deutsches Eigen-
thum vernichtet, Herrenhäuser und Läden der Polen aber vor
Zerstörung und Plünderung bewahrt. Auch in Lemberg, wo die
Russen nun seit acht Wochen hausen, soll das Plündern streng ver-
boten und jeder ansehnliche Laden durch Posten geschützt worden
sein. Also, meint Mancher, müssen auch wir neuen Aufflug des
Weißen Adlers verheißen. Nein. Das Polenreich müßte den
Staatsverband Preußens lockern;würde ihm schnell gefährlicher,
als Serbien dem Beherrscher Kroatiens und Bosniens je war.
Wenn diese Meinung des Wahrheitbeweises noch bedürfte, wäre
er jetzt erbracht: weil sie Preußens Macht zersetzen, im Ost Deutsch-
lands Grundmauern lockern möchten, wollen Briten, Franzosen,
Russen den Polenstaat. Den, noch einmal, könnte Preußen nur
dulden, wenn es sich entschlossen hätte, Posen, Westpreußen, Ober»
schlesienaufzugeben. Scheidet, Erdvertheiler, dieses Wahnes Ge-
rippe aus Kalkül undRednerei.Was GrafRechberg nichterlangt
hat, kann ein Freiherr von Rechenberg, als aufrechter Wahrer
deutscherNothwendigkeit, gar nicht erst erstreben.Aus einer dritten
Briefsorte spricht der Zweifel: ob ich das Dreieck des anglo»franko»
belgischen Verhältnisses richtig gezeichnet habe. Hier stand: »Ich

glaube nicht, daß die belgische Bourgeoisie, der jede Gewerbe» störungein Gräuelist, den Franzosenden Durchzug (in unser Rheinland) gestattet, noch, daß England dem Bundesgenossen erlaubt hätte, den König Albert zum Lehnsmann der Republik zu ducken."
Im April 1839 schrieb der Belgierkönig Leopold, der, seit der Räu» mung der Scheldefestungen, Herr seines ganzen Gebietes, von Englands Haltung in Hader mit Holland und Frankreich aber durchaus nicht entzückt ist, an die Nichte Victoria: »Die Volksstimmung ist schroff gegen England, in dem die Belgier eine Stütze zu finden hofften, das sich aber in jeder Entscheidungstunde wider sie gewandt hat." Aus dem Buckingham-Palast antwortet die Königin:» Wenn Ihre Belgier uns zürnen, sind sie sehr ungerecht. Den Druck, den wir auf Belgien übten, war von seinem, nicht von unserem Nutzen geboten. Heute scheints Härte; doch die Zeit wird lehren, daß England der wahre Freund Belgiens war und ist." Drei Iahre zuvor hat der Britenkönig in Windsor zu Leopold gesprochen: »Wenn jemals eine Macht, Frankreich oder eine andere, in Ihr Land einzubrechen versucht, müssen wir sie sofort mit Wehr und Waffen bekämpfen. England könnte solchen Einbruch niemals zugeben." Als Victoria an dieses Wort ihres Vorgängers erinnert wird, be» stätigt sie, daß es auch ihrem Willen den richtigen Ausdruck gebe. Am ersten Februar 18h2 schreibt sie an den Onkel: »Der König von Preußen (Friedrich Wilhelm der Vierte, der zur Taufe des Für» sten von Wales, unseres lieben Eduard, nach Windsor Castle gekommen ist) scheint mir ein sehr liebenswürdiger Mann, von freundlicher Gemüthsart und bestem Wollen. Er hätschelt den Gedanken, Belgien in ein intimes Verhältniß zu Deutschland zu bringen: und ich glaube, daß die Erfüllung dieses Wunsches den Belgiern sehr nützlich würde." Aus Lacken antwortet der Onkel: »Gewiß könnte uns nichts nützlicher sein als die engste Verbündung mit Deutschland. Die wünscht auch das belgische Volk. Doch leider stand man in Deutschland Iahre lang auf einem kindischen Legitimitätbegrisf und stieß uns zurück. Dadurch wird die Annäherung nun erschwert. Die Reise des Königs von Preußen (der den ,Blusenkönig' Leopold besucht hat) kann wohltätig wirken; sie lehrt ihn die westeuropäische Stimmung kennen und muß ihn den Klauen Rußlands entreißen." Vierzehn Iahre später, wäh» rend des Krimkrieges, spielt Leopold mit dem Wunsch, Belgiens

Neutralitätpflicht abzuschütteln. Victoria schreibt: »In dieser
Pflicht wurzelt Belgiens Leben. Die Großmächte haben fürIhre
Neutralität die Bürgschaft übernommen und keine Möglichkeit
kann Sie von solcher Pflicht entlasten." Leopold fügt sich; murrt
aber: »Wenn unsere Neutralität geachtet werden soll, muß siege»
schützt sein. Frankreich könnte sie, wenn es in einen großen Krieg
verwickelt wäre, leicht brechen, von uns fordern, daß wir in Ge»
meinschaft mit ihm kämpfen, und, wenn wir uns auf die Neutra»
lität berufen, Belgien besetzen. Dann sind wir verpflichtet, uns zu
vertheidigen, aber auch berechtigt, von denBürgen Schutz zu ver-
langen." Der wird zugesagt. Ist seitdem hundertmal vonLondon
aus zugesagt und wäre auch gegen französischen Einbruch gewährt
worden. Daß er, trotz der zähen Tapferkeit und Schiebkunst der
Briten, den Heldenschritt unseres Heeres nicht lange zu hemmen
vermochte, ist kein Grund zu deutschem Gewissensgram.

Karol.

König Karl, der in Rumänien Karol hieß, ist gestorben. Nach
zwei Monaten bittersten Leides. Im Lenz war ein Halbjahrhun»
dert geschwunden, seit er, als Ordonnanzoffizier des preußischen
Kronprinzen, in Schleswig»Holstein einritt. Premierlieutenant
der Zweiten Gardedragoner; mit einem Schwärmergefühl für ein
schönes Fräulein aus der Sippe Louis Napoleons im Herzen,
das diesem Glück doch entsagen sollte. (Mir, sprach König Wilhelm
später zu dem Fürsten, „ist die Ueberwindung meiner Iugend»
liebe nicht so leicht gemacht worden; mich hat kein Kriegs» und
Feldleben zerstreut." Düppel und Fridericia. Der jütische Wind
verwehte das Leid. Der Prinz hat erlebt, daß Preußen und Oester»
reich sich verbündeten, schieden, wieder fanden. Wilhelms Mi»
Nisterpräsident besinnt schon die gewaltsame Scheidung, als, am
letzten Märztag 1866, Bratianu Karls Vater, den Fürsten Karl
Anton, Militärgouverneur der Rheinprovinz und Westfalens, in
Düsseldorf bittet,demSohn dieAnnahme der rumänischenFürsten-
würde zu gestatten.Vierzehn Tage danach sitzt Karl mit Kameraden
am Kastnotisch und liest in der Zeitung, die I^ieutenance ^rinciere
und das Ministerium habe ihn, als den Nachfolger Cusas, zum
Fürsten vorgeschlagen,ihm denNamen „Karol I."zugedacht und
das Volk freue sich des Planes. Gesegnete Mahlzeit! Karl von

Preußen nennt ihn,als künftigen Vasallen des Sultans,im Opern»
haus schon einen Türken. Fünf Millionen Rumänen, depeschirt
Bratianu, huldigen ihrem Herrn und erflehen ihm, in alle Kirchen
des Landes geschaart, den Segen des Himmels. Wilhelm sieht,
wie immer, zuerst das dichte Gewölk vor dem Azurzelt; als Haupt
des Hauses schreibt er: „Du hast Dich ganz passiv zu verhalten,
weil große Bedenken obwalten, da Rußland und die Pforte bisher
gegen prince etranZer sind."Meint, erstens, alsVasall derPforte
habe ein Hohenzollern keine würdige Stellung; zweitens, Preußen
könne, wenn Karl Antons Sohn dem Rufe folge, in den Orient-»
sachen nicht mehr neutral bleiben. „Uns bliebe eine Art von mo»
ralischerVerpflichtung, bei Gefahren für ihn einzutreten." (Hört!
Hört!) „Wohin aber ein solches moralisches Band Preußen führen
könnte, ist gar nicht abzusehen; wenn diplomatischeMittelfrucht»
los geblieben sein sollten, müßten wir, beiunserergeographischen
Lage zu jenenLändern,diematerielleUnterstützungversagen,also
auchvonvorn hereindiemoralischeVerpflichtungalsnichtexistiren
könnend perhorresziren, was doch wiederum ein schmerzliches Ge-
fühl erregen muß. Aus dynastischen und politischen Rücksichten
kann ich diese wichtige Frage nicht couleur cie r«8e ansehen." Macht
nichts. Karl will hin; vor der großen Lebensaufgabe sich nicht in
thatlosePrinzenbehaglichkeit verkriechen. Am neunzehntenApril
holt Keudell ihn zu Bismarck (den Venenschmerz am Gehen hin-
dert). Andere Tonart. »Fahren Sie sofort nach Bukarest!" Ohne
Erlaubniß des Familienhauptes und Kriegsherrn? »Ersparen
Sie ihm die Entscheidung. Das wird ihm willkommen sein. Neh»
men Sie Urlaub ins Ausland; er ist fein genug, die Abficht zu
durchschauen (ich kenne ihn genau). Dann nach Paris; Geheim»
audienz bei Napoleon, derIhre Sache, ohne den Umweg über die
Pariser Konferenz, bei den anderen Mächten führen soll. Ruß-
land und die Türkei werden protestiren; Oesterreich wird Alles auf»
bieten,um Ihre KandidaturzumScheiternzu bringen.Das braucht
Sie nicht zu beunruhigen; fürdienächsteZeitwerdeichOesterreich
beschäftigen. Ich sei bst werde gegen Sie stimmen,weilich im Augen-
blickRußland nicht ärgern will unddenStaatnichtdemFamilien»
interesse dienstbar machen darf. Sind Sie aber erst einmal in Ru-
mänien, steht Europa vor einem Kit accompli, dann findet sich alles
Uebrige schnell; Proteste bleiben auf dem Papier und die Thal»

fache setzt sich von selbst durch. Schreiben Sie aber, bevor Sie ab»
reisen, an den Zaren, daß Sie in ihm Ihren wichtigsten Schützer
sehen und die zuversichtliche Hoffnung haben,in Gemeinschaftmit
Rußland einst zur Lösung des Orientproblems mitwirken zu kön-
nen. Läßt sichs gar machen, daß Kaiser Alexander Ihnen eine
Großfürstin zur Frau giebt, dann haben Sie an Rußland einen
festen Halt. Gehts in Rumänien nicht^ dann kommen Sie eben zu-
rück; und werden sich stets mit Vergnügen eines coup erinnern,
wegen dessen Sie Keiner tadeln kann. Doch glaube ich, daß es
gehen wird. Dem Französischen Botschafter Benedetti habe ich,
Mus cZiscretion, meine Idee ausgesprochen; er meint, der Kaiser
werde Ihnen einSchiff zurVerfügung stellen, das Sie vonMar»
seille nach Rumänien bringt. Ich wäre für einen gewöhnlichen
Dampfer; denn die Hauptsache ist, daß die Reise ganz geheim
bleibt." DerRath hatHand undFuß. Kommt von Einem, der so-
fort sieht: Die Westmächte werden für Karl, Russen und Türken
nicht unversöhnlich sein und dieWienerihnalseinnothwendig.es
Nebel ertragen. Der König warnt noch einmal und findet Bis-
marcks Plan wieder zu tollkühn; gewährt aberUrlaub nach Düssel-
dorf und entläßt den Prinzen mit den Worten: »Gott behüte
Dich?" Die Pariser Konferenz beschließt, ein Rumäne solle inRu-
mänien regiren. Aus der Konferenzstadt aber schreibt die kluge,
von derGunstdesKaisersbesonnteFrauHortenseCornu: »Neh-
men Sie an! Auch wenn die Konferenz Sie nicht anerkennt, sind
Sie der Erwählte derNation und bleiben,IhrLeben lang, Fürst
von Rumänien. Das ist hier Oeffentliche Meinung. Sogar die
Gegner Ihrer Wahl (außer den Ministern sinds wenige) fragen
mich, ob Sie die muthige Kraft zur Annahme haben werden. Fallen
Sienichtinden unleidlichenFehler der Deutschen,die,Rücksichten'.
Wer stets ,Rücksichten'nehmen will, leistet nichts und ist nichts."
Himmelfahrt. Zwei wichtige Meldungen: die Konferenz hat
die Wahl annullirt und Preußen hat sein Heer gegen Oesterreich
mobilistrt. Oberst vonRedern fordert des Prinzen Rückkehr indie
Garnison.Ietzt muß gehandelt werden. Abschiedsgesuch anWil-
helm (ders erst bekommen soll, wenn Karl in Salzburg ist). Ritt
nach Benrath; zum letzten Mal als preußischer Gardedragoner.
UmzugimSchloß. DerCivilisttrifftHusarenundKürassiere,denen
er vorflunkern muß,morgenwerde er wiederinBerlinsein. Fährt

aber, über Freiburg, nach Zürich. Briefe an Louis Napoleon,
Abd ul Aziz, Alexander Nikolajewitsch. Der Zar darf den füßesten
Bonbon lutschen. »Des hohen Schutzes, den Eure Majestät mir
zu bewilligen geruhen, will ich mich würdig erweisen. Die Inter»
essenIhresgroßenReiches weichenvondenenRumäniensnichtso
weit ab, daßich gehindert wäre, meine Pflicht mit ehrfürchtiger An»
hänglichkeit an EureMajestätzuvereinen.DasVerhältniß der bei»
den Länder soll noch inniger werden. Und bis zu der von der Vor»
sehung zu bestimmenden Stunde, die den Orient und die Christen»
heit befreit..." Ganz schlau. In Sankt Gallen sorgt Landamman
Aepli für Pässe (Karl Anton ist Ehrenbürger der Stadt). Karl
klemmt eine Brille hinter die Ohrmuscheln und ist nun Herr Karl
Hettingen,der »inGeschäften"nachOdessareist. München; Salz»
burg. Im Wartesaal österreichischeOffiziere, die ihn aus Schles»
wig kennen. Balaceanu, Rumäniens pariser Agent, hat gewarnt:
»Die Oesterreicher lassen Sie erschießen." Eine Zeitung großen
Formatesdecktihnvorgefährlichen Blicken. Auf allenBahnhöfen
wimmelts von Militär; und Karl Hetlingen sitzt zwischen Mittel»
bürgern imüberfüllten Abtheil Zweiter Klasse. In Basiasch ist das
Eilschiff schon fort; er muß zwei Tage in dem austro»serbischen
Grenznest warten*läßt es, via Aepli, der unruhvollen Familie
melden; und hört, abends,amWirthstisch: »Der neue Rumänen»
fürst? Den jagen die Walachen dochbald wieder weg. Uebrigens
sind die Türken schon eingerückt." Die Geschichte fängt gut an. In
derPfingstsonntagsfrühesitzter,zwischenKleinbauernundFracht»
stücken, in der Zweiten Klasse des Donaudampfers. Nach Vier
ist Turnu»Severin erreicht; die erste Rumänenstadt. Er will von
Bord. DerKapitänhältihnauf. »IhrBilletgiltjabisnachOdessa."
Bratianu, der bisher fremd thun mußte, drängt vorwärts. Der
Prinz springt auf die Landungbrücke: und ist in der neuen Hei»
math. Der mit acht Pferdchen bespannte Wagen, den Dorobanzen
(Milizreiter im Schnürrock schwarzer Husaren) eskortiren, rast,
über Landstraßen und Blachfelder, Dörfer und Städtchen, nach
Bukarest. Jubel. Täubchen bringen Grußverse und dreifarbige
Schleifen. Eine Blumenlawine wälzt sich auf ihn. I^op cie kleurs?
VomHimmel strömts in das unter drei Monden verdorrte Land:
und Regen ist Segen. Vor einem häßlichen, einstöckigen Hause
steht ein Doppelposten neben der Fahne. »Was ist denn da?"
General Golesku: »Das ist das Schloß." Karl ist im Orient.

Inden letzten Märztagen des Iahres 1866 hatte derFranzö»
fische Generalkonsul Tillos seinem MinisterDrouyn deLhuys ge-
meldet, Rußland wolle die (unterAlexander Cusa erreichte) Ein-
heit der Donaufürstenthümer Moldau und Walachei wieder lö»
sen; wenn die Westmächte das Gewebe Gortschakows nicht rasch
zerrissen, werde ihr Einfluß versickern. Der bukarester Posten wird
wichtig; und Tillos von dem Baron d'Avril abgelöst, der in der
Donaukommission gesessen hat und nach Konstantinopel delegirt
war. Cusa ist entthront, der Graf von Flandern, derBruder des
Belgierkönigs, hat die Krone abgelehnt, Frau Cornu die Blicke
Bratianus und Napoleons auf den Prinzen Karl von Hohenzol»
lern»Sigmaringen gelenkt. Der soll flink heirathen: Rumänien,
schreibt ihm die Patronin aus Paris, »braucht das Vorbild eines
tugendhaften Fürsten und einer glücklichen Fürstenehe; die Un»
sittlichkeit ist die schwärende Wunde, die das Land unter dem
Türkenjoch erhalten hat." Ein Putsch, der am fünfzehntenApril»
tag durch die Straßen von Iassy lärmt, wird vonGortschakow in
einen Volksaufstand umgefälscht, der beweist, daß die Moldau
sich selbst regiren, nicht von Bukarest abhängen wolle. Prinz Karl
ist gewählt worden. Doch das Heer hat lange keinen Sol5 erhalten
und unter den Offizieren gährt es noch; manche, die denFürsten
Cusa vomThron stießen, fühlen sich von der Verschwörerthat nun
befleckt und möchten imBlutDerer, die daraus Nutzen zogen, die
Schmach abwaschen. Frankreichs Geschäftsträger warnt: »Ein
Prätoritaneraufstand ist keine Sühnung; und müßte den Prinzen,
denIhr ruft, abschrecken." Sind die grimmigen Krieger von Ruß»
land bestochen? Baron d'Avril deutet an, daß ers glaube, und
meldet seinem Chef, Gortschakow habe nach Bukarest telegraphirt:
»Frankreich schlägt vor, einen Hospodar auf vier Iahre zu wäh»
len. England und Oesterreich sind für Bibesko (den Sohn). Wir
antworten: Da von einem fremden Prinzen nicht mehr die Rede
ist, muß den Fürstenthümern die freie Wahl eines eingeborenen
Hospodars (oder zweier), den Mächten die Bestätigung und Kon»
trole vorbehalten werden. Von der Kandidatur des Hohenzollern»
prinzen hatderKönig vonPreußen abgerathen." Zu spät. Wenn
der Prinz nicht zusagt, meutert in der Moldau das Heer und
die Walachei reißt sich vom Einungband los. Am dreiundzwan-
zigsten April sagt Bismarck zu dem Oberst von Rauch, den Fürst
AntonvonHohenzollernnachBerlingeschickthat,PrinzKarlmüsse

dieKrone annehmen, inParis sich denBeistand desKaisers sichern, rasch nach Bukarest reisen und von dort dem Zaren den Wunsch andeuten, sich einerKaiserlichenHoheit von Leuchtenberg zu ver» mählen.DadasrussischeZettelplänchenmißlungenist,meintOffen- berg, Gortscha kowsWerkzeug in Bukarest, die Heirath werde mög» lich sein, wenn Karl anerkannt und dem Sultan nicht mehr unter» thansei;denneinerussischePrinzessindürfeniemalsunterTürken- aufsicht (»poäene l'urkom") stehen. Vier Tage nach Bismarcks MahnungmeldetD'Avrildas endgiltige Wahlergebnis 685969 Stimmen für, 224 gegen Karl. Bald danach, er werde von den Russen derAgitation gegen den fremdenPrinzen verdächtigt. Gor- tschakow lügt weiter.AmdreizehntenMaibestätigtdie neueKam» mer die Wahl. Am zweiundzwanzigsten ist Karl in Bukarest.
So hats angefangen. Rußland liebte den Kömmling nicht, EugenieMaximilianownaLeuchtenberg nahm einen Oldenburger und Fürst Karl wurde, nach seinem Sieg bei Plewna, von Gor» tschakow noch schlechter als 1866 behandelt. Er mußte Süd»Bess» arabien, das derZarimPariserVertrag verloren hatte,gegen die Dobrudscha austauschen und den russischen Truppen denDurch» marsch nach Bulgarien erlauben. Als Karl zögerte, diesenArtikel des Vertrages von San Stefano zu schlucken, pfauchte Gortscha» kow (wie D'Avril berichtet) den Vertreter Rumäniens an:»Was? Ihre Regirung will gegen den achten Artikel protestiren? Dann wird mein erhabener Herr, den schon Eure Haltung in dem bess» arabischenHandelverstimmthat,denRestseinerGeduld verlieren, Euer Ländchen besetzen undEureArmee entwaffnen. 'Seitdem gilt trägen Köpfen als gewiß, daßRumänien den Russen verfeindet, Oesterreichern,Ungarn,Deutschen in zärtlicherTreue verbündetist. DochRumänienwaraufRußland,aufNord»undSüdslawen,nach derStärkung und Verbündung Serbiens und Griechenlands,mit südostwärts erweitertem Gebiet, viel mehr angewiesen als in den Tagen,daBismarckdemFürstenKarlrieth,jedemanderenWunsch den nach einem guten Verhältniß zum Zaren voranzustellen. Der GeheimvertragmitDeutschland,dieMilitärkonventionmitOester- reich: Das waren strategische Stellungen, die für eine bestimmte Fristnützlich schienen. IstdieseFristnunverstrichen?DerRumäne spricht am Liebsten Französisch, schwärmt für Frankreichs Geist und Kunst, Sitte und Mode; und der kluge Gesandte Blondel,

Ehrenbürger von Bukarest, hatte, mit Delcasses, Hartwigs und SchebekosHilfe,denrusso-rumänischenPaktimWesentlichen fertig gemacht, ehe dem König Karl gestattet wurde, einLendenstück aus dem LeibBulgariens zu schneiden.Wer stets nur auf dieDumm heit der Anderen rechnet, stolpert in gefährliche Brüche. Und über alle Vorstellungmöglichkeit dumm wäre Rumänien gewesen, wenns nicht sein ernstestes Trachten auf eine würdige Verständigung mit Rußland gerichtet hätte. Von Oesterreich»Ungarn wird es freilich nicht bedroht;aber Habsburg»Lothringen herrscht über vierMil» lionen dako»rumänischerMenschen: und die Sehnsucht, einst über die Karpathen zu klettern und die Brüder zu befreien, lebte zwischen Mangalia und Verciorowa längst still in den Hirnen, als^die Leiter der Kulturliga sie durch die Gassen schrien. Ob Graf Berchtold das Königreich gehätschelt oder gehudelt hat, ist nicht so wichtig, wieManchen dünkt. Lange vor den Balkankriegen wurde aus den Schulbüchern gelehrt, daß es außer dem freien Rumänien eine houmaine ssservie gebe, die siebenundzwanzig ungarischeKomitate, achtzehn davon in Siebenbürgen und demBanat, und dieBuko» wina umfasse; wurde den Schülern eingeprägt, daß Dako»Rumä» nien von Rechtes wegen fünfzehn Millionen Einwohner habe, und abgefragt, wider welchen Staat ihr Haß sich rüsten müsse; hing an den Wänden der Schulstube eine Landkarte, auf der Karls Reich achtzig Kilometer vor Budapest endete. Solche Saat kann auch der Reiterstiefel Stephans Tisza nicht zerstampfen. Und denkt Keiner mehr daran, daß dieRumänen inAlbaniensKutzowalachen <Zinzaren) ihre Vettern sehen, daß die bukarester mit derrömischen Regirung das Gebild eines albano-walachischen Staates (zwi» schenAdria undWardar) erörtert hatte und daß nicht Familien» simpelei den alten König Karl trieb, die Kandidatur Wied zu be» günstigen?Rumänien will einenTheil des füdbessarabischenGras- steppenlandes, den weder eigene Kraft noch der auf sämmtlichen Beinen lahme Dreibund ihm sichernkönnte,von derSchwagergunst des Zarenzurückerbitten, in den Bergbezirken Albaniens undMa- kedoniens gewichtig mitreden, seine »geknechteten Söhne" aus Ungarn und Oesterreich erlösen und zwischen Slawen und Ro- manen des Mittleramtes walten, zu dem es sich durch seine Lage und durch seine Geschichte berufen glaubt. Der Weg, der an dieses Ziel führen kann,ist um ein beträchtliches Stück verkürzt worden:

durch Oesterreichs verhängnißvollen Entschluß, auf dem östlichen Adriaufer den Italern lieber als den Serben eine Heimstätte zu bereiten. Geschieht es morgen nicht, so doch in Zukunft.
Wenn Rußland nicht in Ohnmacht sinkt. Als dem Prinzen Karl vonHohenzollerndieKronederDonaufürstenthümerangebotenist, räth Bismarck ihm, sie anzunehmen und schleunig dann um eine russische Großfürstin zu werben. »Ist Rußland gewonnen, dann ist Alles gewonnen. " Karl glaubt ihm lange nicht. Schreibt noch im Ianuar 1868an seinen Vater: »Die größte Gefahr fürRumänien wäre einBündniß zwischen Frankreich undRußland; Frankreich wendet in diesem AugenblickAlles auf, es zu Stande zu bringen. Frankreich ist heute gezwungen, seine Feinde sich zu Freunden zu machen, denn Niemand ist mit ihm. Im ganzen Orient ist man gegen Frankreich." Ein Iahr danach liest er in einem BriefBis» marcks: »Das Erreichbare scheint mir für Rumänien der Titel eines ,Belgien der Donaumündung', für Eure Hoheit der Ruhm und der Dank Europas, wie König Leopold sie hinterläßt. Iede expansive Politik bringt Eure Hoheit auf der einen Seite in Kon» flikt mit fast allen europäischen Mächten, ohne daß eine preußische Regirung berechtigt wäre, die Kräfte dieses Landes für die dy» nastischen Sympathien, die Seine Majestät für Eure Hoheit be» seelen, einzusetzen. Auf Her anderen Seite schwächt jedes Streben nach außen die Autorität Eurer Hoheit im Innern. Wenn diese Auffassung die Billigung Eurer Hoheit finden sollte, so würde sich aus ihr das freundliche Verhältniß zu Ungarn von selbst ent» wickeln. Ich will in keiner Weise zureden, die Beziehungen zu Ruß- land abzukühlen; sie werden auch unter guten Beziehungen Ru- mäniens zuUngarn nichtzu leiden brauchen, wenn es EurerHoheit nur gelingt, Beziehungen zu Petersburg, zum Kaiser wie zum Kanzler, zu pflegen, die nicht durch den Kanal aufgeregter und auf- regender Konsularagenten gehen; die Kaiserliche Regirung selbst ist viel billiger und gemäßigter als ihre orientalischen Agenten. Gegen jeden Verdacht einer Solidarität mit angeblichen rumäni» schen Absichten aufSiebenbürgenwürdejederpreußischeMinister gezwungen sein, sich mit allen Mitteln zu verwahren. Sobald Eure Hoheit auf einen wesentlichen Theil der vorhandenen Truppen für jede rechtmäßigeBenutzung im Innern zählen können, würde ich ehrerbietigst zu einem sehr festen, aufBiegen oder Brechen be»

rechneten Auftreten gegen alle diejenigen Elemente rathen, welche
Eure Hoheit in Händel mit der Pforte oder mit Ungarn zu ver»
wickeln bemüht sind. Glauben Eure Hoheit aber nicht, die Macht
in Händen zu haben, um die Leute unschädlich zu machen, welche
für fremdes Geld den Frieden und die Sicherheit der Herrschaft
Eurer Hoheit gefährden, dann wüßte ich eigentlich kaum, was einen
Herrn aus so hohem Haus wie Eure Hoheit bewegen könnte, eine
so undankbare Aufgabe weiterzuführen." Preußen ist noch nicht
an das Ziel seines deutschen Wunsches gelangt; will verhüten, daß
dieRuhe der Wochenstube, aus derenWehen Einheitwerdensoll,
gestört werde; muß fürchten, daß Rußland, nach dem Drohwort
des ersten Nikolai, die Einung der deutschen Stämme zu hindern
trachten werde; und möchte drumAlles stärken, was, als magyari»
sches oder osmanisches Corps, in der Stunde der Noth wider den
Zar»Bedränger mobil gemacht werden könnte. Im August 1869
fährt Fürst Karl nach Livadia und wird vom Kaiser Alexander
(dessenBegleiter, lang ists her, noch Osten»Sacken,Kotzebue,Gla»
senapp, Adlerberg heißen) herzlich empfangen. Alexander Nikola»
jewitsch stöhnt: »Die erste Höflichkeit, die Sie mir erweisen, bringt
den ganzen Erdtheil gegen Sie auf!" Zeigt drum aber doppeltes
Interesse für den Zustand und (besonders) die Kirche Rumäniens,
den Pflichtenkreis des Fürsten und die Versuche, ihm das Re»
gentenleben zu verleiden. Karl ist zufrieden; ist entzückt. Doch der
Plan der russischen Heirath scheitert, derFürstfreitPrinzessin Eli-
sabeth von Wied (,,l.es princesLes allemanäes sont 8i bien elevees«,
sagtLouisNapoleon,noch Europens Barometermacher); und der
Dampfer, auf dem das junge Paar vonBasiaschnachTurnu-Se»
venn fährt, heißt »Franz Ioseph". Als der deutsch-französische
Krieg unvermeidlich geworden ist (vier Monate zuvor hat Bis»
marck an Karl geschrieben, »der politische Horizont habe eine so
beruhigte Färbung, daß sich nichtsFarüber sagen läßt"), wird in
der bukarester Kammer die Regirung laut gewarnt, sich von per»
sönlichenInteressenleitenzulassen,stattdieeinzig mögliche Politik,
die von Rassensympathie gebotene, zu treiben; nur eine franzö-
sische Politik werde die Nation dulden.Um sich zu halten, muß das
Ministerium antworten:»Wo die lateinische Rasse kämpft, da sind
unsere Sympathien; und unser herzlichstes Empfinden geleitet
deshalb Frankreichs Fahnen". Wenn Karl noch gezweifelt hat:

jetzt muß er wissen, daß sein Thron auf dem schwanken Grunde des
Landes steht, dessen Ehrgeiz gierig nach dem Titel der Trance
I'orient langt. Im Mai soll Rußlands Kanzler zu Chotek gesagt
haben, er kenne Rumänien und wisse, daß es weder in sich haltbar
sei noch auf dieLänge einefremdeDynastie ertragen werde. Soll;
Andrassy, der immer vor russischen Umtrieben warnt, behauptet,
daßGortschakow so gesprochen habe; und knüpft daran den Satz:
»Wir haben genug Schwierigkeiten und denken nicht an die An»
nexion Rumäniens; wir fürchten uns aber auch nicht vor ihm: denn
wirsind unsererRumänen, in Siebenbürgen, eben sosicherwie der
echtenUngarn unddiepaarUnruhestifter,die sich ihreInstruktion
von den bukarester Rothen holen, machen uns keine Sorge. "(Oü
sont les neiges 6 anwn?) Als in der Heimath die Weihnachtfeier
bereitet wird, ist der von der Kammermehrheit und ihrer»phana-
riotischen Perfidie" geärgerte Fürst dem Entschluß nah, von dem
Thron zu steigen,auf den ihn vor fast fünfIahren dieVolkswahl
hob. Er notirt insein Tagebuch: »HerrvonProkesch»Ostcn, Oester-
reichs Botschafter in Konstantinopel, verbirgt kaum noch seine
Freude darüber, daß nun das Ende derHohenzollerndynastiein
Rumänien sicher bevorstehe und damit vielleicht eine noch grö»
ßere Revanche der Habsburger an den Hohenzollern sich vorbe-
reite." Der selbe Diplomat (dessen Klugheit schon seine frühen
Urtheile über Bismarck und Manteuffel erweisen) hatte, zwölf
Monate zuvor,den Rumänen gerathen,noch fünfzigIahre lang,
»was auch draußen geschehen möge", nur die innere Entwicke»
lung, der geistigen und materiellen Kräfte, zu fördern; und pro-
phezeit, das unabhängige, in Vollkraft erstarkte Rumänien wer»
de alle Rumänen zu umfassen und, aus dem Landbesitz Oester-
reichs und Ungarns, sich zu vergrößern trachten. (Von den fünf»
zig Iahren sind achtundvierzig verstrichen; und Karl hatsie weise
genützt.) Aus Versailles schreibt Bismarck: »Die Thatsache,
daß Eure Hoheit von Rußland keine Unterstützung, auch nicht
eine diplomatische, zu erwarten haben, ist mit der traditionellen
Politik dieses Reiches, die der Vereinigung der beiden Donau»
fürstenthümer (Moldau und Walachei) entgegen ist, im Ein»
klang, während mir für die feindliche Haltung der wiener Politik
gegen Eure Hoheit jede vom Standpunkt der östereichisch» un-
garischen Politik mögliche logische Erklärung fehlt." Da Rado»

Witz, Generalkonsul in Bukarest, ihm eine Resolution der Kam-
mer gegen den Fürsten Karl gemeldet hat, erwähnt er noch ein-
mal »die wiener Arbeit gegen die Konsolidation der inneren Zu»
siändeRumäniens" und deutet dieMeinung an, daß Oesterreich-
Ungarn diese falscheWeichenstellung einst bereuen werde. Unter
allen Antworten der Staatschefs, die Karl, als Häupter derGa»
mntiemächte, angerufen hat, ist die freundlichste Victor Emanu»
els, der von der Tradition herzlicher Freundschaft Italiens für
Rumänien spricht. Genug ... So einfach, einfarbig, eintönig,wie
mans jetzt darzustellen pflegt, warRumäniensVerhältnißzuden
Großmächten nicht. Oesterreich»Ungarn hat ihm manches Hemm-
niß bereitet.DerHohenzollern konnte nicht hindern, daß während
des deutsch»französischen Krieges sogar aktive Offiziere fürFrank»
reich redeten, Artikel schrieben, Geld sammelten. Und der Stimm-
ungumschwung, der die Mehrheit der Intelligenz in Zorn gegen
Rußlandtrieb, warnur durch denthörichtenDünkelGortschakows
bewirkt. Der hat den Oberherrn Rumäniens gespielt; dem auf ost-
wärts vorgeschobenen Posten stehenden Hohenzollern die Faust
gezeigt, die er wider das Haupt der gehaßten Emporkömmling-
familie und dessen gewaltigen Diener nicht ballen durfte; und
seinen kurzsichtigen Kaiser in den Entschluß dummenUebermuthes
geschwatzt, der Karl, dem Retter aus der Klemme von Plewna,
das saftigeStückBessarabiens nahm und dafür, alsmagerenEr-
satz, dieDobrudschagab(nicht die ganze, nicht einmal die ersehnte
Grenzlinie Rustschuk»Varna). Nach fo grausamer Enttäuschung
warRumänien,dreiIahrenach der endgiltigenGrenzregulirung,
für den Antrag gestimmt, dem deutsch»österreichischen Bündniß
(in dem Andrassy »den natürlichen Gegenzug gegen ein franko-
russisches " sah) sich anzugurten. Doch der Walachenbluthe war die
Nothwendigkeit, sich von Rußland zu trennen und eines Tages
am Ende gar für dieVormachtgermanischer oderdoch deutsch fir»
mirenderReiche zu fechten,stets nur ein pis-aller und einAerger»
niß, dessenMehlthaunichtwährenunddieBlättchenmorden dürfe.
»Schon im vorigen Iahrhundert war es gefährlich, auf die
zwingende Gewalt eines Bündnißtextes zu rechnen, wenn die
Verhältnisse, unter denen er geschrieben war, sich geändert hatten;
heutzutage aber ist es für eine Regirung kaum möglich, die Kraft
ihres Landes für ein anderes, befreundetes voll einzusetzen, wenn

die Ueberzeugung des Volkes es mißbilligt. Deshalb gewährt der Wortlaut eines Vertrages dann, wenn er zur Kriegführung zwingt, nicht mehr die gleichen Bürgschaften wie zur Zeit der Kabinetskriege. Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten ist eine be» dingte, sobald sie in dem ,Kampf ums Dasein' auf die Probe ge» stellt wird. Auch läßt sich durch einen Vertrag nicht das Maß von Ernst und Kraftaufwand sichern, mit dem die Erfüllung geleistet werden wird, sobald das eigene Interesse des Erfüllenden dem unterschriebenen Text und seiner früheren Auslegung nicht mehr zur Seite steht. " Diese Sätze Bismarcks (der auch daran erinnert hat, daß nach den im Deutschen Bund giltigen Staatsverträgen »theoretisch" die Schlacht bei Königgraetz unmöglich war) blieben in ungeminderter Kraft, wenn Rumänien nützlich fand, die Ver» träge, die es an Mitteleuropa binden, noch fortlaufen zu lassen. Vielleicht, um (wie Italien im Verhältniß zu Frankreich und England) ein Drohmittel, sür jeden Nothfall, in der Hand zu behalten; um zu zeigen, daß ihm auch andere Möglichkeit winke; um im Ost die zähen Russen zur Herausgabe eines Fetzens von Bessarabien zu bestimmen. Daß Rußland zu solchen Verzicht (auf ihm un» nöthiges Land) klug genug sein werde, habe ich während des ersten Balkankrieges hier als eine »Möglichkeit" erwähnt. Inzwischen hat es den Rumänen in den Besitz der lange erhofften Grenzlinie und in den Rang der Haemusvormacht geholfen: in Gewinn, der ohne Rußlands Zustimmung, Förderung nicht zu erlangen war. Wohin wies seitdem Rumäniens Lebensinteresse? Im Bund mit Oesterreich»Ungarn bliebe es immer Ambos, würde nie Ham» mer; könnte weder auf die Rückeroberung Bessarabiens noch auf den Verschluß des Bosporus rechnen. Müßte zwischen feindlichen Slawen und national blind eigenfüchtigen Magyaren das trockene Brot des Elends essen. Auf die volle Nützung des rasch entwickele ten Hafenverkehrs von Konstanza und (die Hauptsache) auf den Weg in das Großrumänien verzichten, das ihm, aus der Buko» wina, aus Siebenbürgen, dem Banat und anderen ungarischen Komitaten, einen Gebietszuwachs von fast hundertfünfzigtausend Quadratkilometern, einen Volkszuwachs von sieben Millionen Menschen bringen soll. (Diese Ziffern, auch höhere noch, geben die Schullesebücher, die Erläuterungen zu den Landkarten, die zwischen^oumanie^ibreundkZoumänie^ssel'vieunterschciden.jMit

Rußland kann es sich über den Verschluß des Schwarzen Meeres
und die Oeffnung der Dardanellen (zunächst mindestens für die
Handelsflotte) leicht verständigen; die Interessenströme beider
Staaten münden da in das selbe Bett. Im Frühling war Karls
GroßneffezurBrautschauimLandhausNikolais.SpendetderZar
seiner Tochter als Mitgift ein Stück aus der Südwestrippe Bess»
arabiens: dannist er auch denWalachen fortan nichtnur das Haupt
derOrthodoxenKirche, sondern einallgütigerHalbgott. Versagt ers
^Bessarabien hat schon von 1812, wo es, imBukaresterVertrag, von
derMoldau gelöst wurde, bis 1856 denRussen gehörloser schei-
tert der Heirathplan: dann vermag sein Wille in Albanien, mehr
noch in denungarischenGefilden,in die HerrSasonow neulich an
Bratianus Seite den Blick schickte, überreichen Ersatz zu bieten.
Karl Eitel Friedrich Zephyrin von Hohenzollern hätte sein
Heer niemals gegen deutsche Krieger ins Feld geschickt. Stolz
nannte er sich stets einen Sprößling des Zollernstammes; sprach
und schrieb freilich mit nicht geringerem Stolz oft auch den Satz:
»Die Hohenzollerndynastie an derUnterenDonau ist ein Faktor,
mit dem man in Deutschlaud rechnet." Im November 1877, als
das Rurnänencorps die Türken aus der bulgarischen Festung Ra»
howa getrieben hat, denkt Karl, dem nun auch die russischen Trup-
pen der vor Plewna lagernden Armee unterstellt sind, des Tages,
der die Feldzeichen der Zollern zum ersten Mal vor Rahowa sah.
1396. Sigismund, der letzte Luxemburger, hat sich zum Ungarn»
tönig gekrönt und,umfürdenTürkenkrieg feinen Säckel zu füllen,
die brandenburgischeAlt» und Kurmark dem reichen Vetter Iobst
von Mähren als Pfand verschrieben. Der sechste Friedrich von
Zollern, Burggraf von Nürnberg, zieht mit ihm gen Südost; ist
«in Führer des Heeres, das Rahowa und Widin erobert, bei Ni»
kopolis aber vom erstenSultanBajesidgeschlagen, zerrieben wird.
Friedrich soll Sigismunds Leben gerettet haben. Der hat, nach
Zobstens Tod, als Deutscher König dann den nürnberger Burg-
grafen als Verweser in die Mark Brandenburg gesandt und sie
ihm 141S'unterthan. Nürnberg» Rahowa-Nikopolis»Berlin: so
wunderlichzackt sich dieStraße,aufder dieHohenzollerndenMacht-
-gipfel erklommen. Bei Nikopolis wagt, fast ein Halbjahrtausend
nach Friedrichs Retterthat, der Zollern Karl auf einer winzigen
russischen Schaluppe dieFahrt über die Donau.Dezember 1877;

zweiundzwanzig Grad Kälte; ringsum von heftiger Strömung
getriebene Eisschollen. Da dräut Lebensgefahr. Der Fürst hält
sich bereit, über Bord zu springen, wenn die gräulich blanken Un»
holde sein Kähnchen zerstoßen. Nach der Eroberung von Plewna
ist seine größte Freude: ein gütiger Brief des Kaisers Wilhelm,
der ihm den Orden ?c>ur l.e Werlte schickt und, da Rumänien
nun vom Türkenjoch frei ist, nicht mehr zu seufzen braucht, ein
Hohenzollern sei viel zu gut für den Stand unter der Osmanen»
Mondsichel. Doch Karl hat, wie sein kluger Vater (der in der Neuen
AeraWilhelmsMinisterprästdentgewesenwar), gehofft, niemals
zwischen derHeimath undRußlandwählenzumüssen. KarlAnton
mahnt ihn: »WillRußland den Krieg, so wird Dir wohl kein an-
derer Ausweg bleiben als der, mit dieser Macht zu gehen. Krieg
gegen Rußland, zum Schutz derNeutralität, scheint mir für Ru»
mänien eine Monstrosität zu sein, die selbst von Europa nicht ver»
standen würde."(ZweiIahre danach spricht der gescheiteSigma»
ringer auch über Belgien Worte, aus denen die ins Himmelsblau
Schwatzenden heute noch lernen könnten. Karl ist verstimmt, weil
KönigLeopold zögert, sich am bukarester Hof durch einen Gesandten
vertreten zu lassen. Der Vater schwichtigt: »Belgien muß, als neu»
traler Staat, warten, bis England vorangegangen ist. Belgiens
Stellung ist vonFrankreich und Deutschland in gleichem Maß ge»
fährdet; seinen einzigen Halt hat es in England. König Leopold
wünscht sehr, Dir angenehm zu sein; aber sein Ministerium läßt
nichts zu, was bei den Großmächten anstoßen könnte. Schweden
undDänemark brauchen keineRücksichtzunehmen;sie stndstaats-»
rechtlich ganz anders situirt als Belgien.")DerSohnwarvor dem
Türkenkrieg entschlossen, unter allen Umständen mit Rußland zu
gehen. »Ich habe mir meinenWeg vorgezeichnet. Militärkonven»
tion und, wenns nöthig wird,Kampfgenossenschaft mitRußland.
Hier wird noch immer mit Volldampf versucht, uns von Rußland
zu lösen; einzelne Machte muthen uns zu, gegen den EinmarsH
derRussen zu protestiren und mit dem Heer in die Kleine Walachei
zurückzugehen. Du kannstDir vorstellen, wie ich diese Zumuthung
aufgenommen habe. Andrassy, mit dem ich auf freundschaftlichem
Fuß stehe, kennt meine Auffassung und ist nicht sehr erbaut von
ihr." Andrassys Meinung bleibt: »Rumänien hat, in seinem natio-
nalen sowohl als im europäischen Interesse, den selbenBeruf wie

Oesterreich »Ungarn: gegen die Slawisirung eines Theiles von
Europa und speziell des Orients eine Barriere zu bilden. Ihre
gemeinsame Aufgabe ist, das Zusammenfließen dernord-und der
südslawischen Elemente zu hindern. Ein Abweichen von diesem
Weg müßte für Oesterreich viele Gefahren, für Rumänien den
Untergang bringen, "Hats Karl jemals geglaubt? Daß Gortscha»
low ihm, dem Sieger vonPlewna,Bessarabien nahm, hat ihn ge»
kränkt; tiefer, daß Bismarck nicht für Rumäniens Recht eintrat.
»Ueber die feindliche HaltungRußlands wundere ich mich nicht;
als Gegner ist mirs lieber als in der Rolle des Vormundes. Auf
jede Weise drangsalirt es uns und findet dabei in Deutschland
eine Stütze. Das unfreundliche Auftreten Deutschlands kränkt
mich tief." In Berlin müht Paul Schuwalow sich, den Groll des
Fürsten zu entgiften. Daß wir Russen, sagt er zu Karls Gesandten,
»Sie thöricht behandelt haben, ist gewiß; aberIhrhabtauchman»
ches Unschickliche gethan. Wozu streiten wir? Nirgends ist ein
Grund zu finden; wir müßten immer in Eintracht leben." Das
wünschte auch Karl. Doch selbst in der Vollkraft rüstiger Iugend
war er nicht stark genug, um dem störrigenHerrenvolk an derUn»
teren Donau die Wahl des Schicksalsweges aufzuzwingen. An
dem selbenIulitag desIahres187l),daeran denVetterWilhelm
schrieb, sein Gefühl werde»stets sein, wo das schwarzweiße Banner
weht", sprach sein Minister Carp in der Kammer: »Wo Frank»
reichs Fahne weht, ist auch Rumäniens Gefühl und Interesse."
Seitdem ist zwischen den Dako»Walachen und diesemDeut»
schen die Kluft noch breiter geworden. Sie achteten den muthigen
Offizier und tüchtigen Organisator; nickten, wenn erwähnt wurde,
daß ihm das Land viel verdanke, riefen dann aber: »Fast so viel
wie er demLand. Was war er denn, ehe wir ihn krönten? Prinz
einer Nebenlinie und preußischer Lieutenant." Wer ihn uns als
die Hauptmacht und den herrschenden Kopf des jungen König-
reiches zeigt, irrt oder möchte trügen. In Schicksalsstunden hat der
Nationalwille den königlichen überrannt. Daß Rumänien die
Grenze SilistrioBaltschik erhielt und zum bewunderten Bürgen
des Balkangleichgewichtes wurde, warnicht Karls Verdienst. Der
wollte nicht fechten. War rauh verstimmt, weilBerliner und Wie»
nerihrenBotschaftern, den Grafen PourtalesundThurn,nichtbe»
fohlen hatten, an derpetersburger Sängerbrücke zu dem Schwäch»

ling Sasonow zu sprechen: »Wenn den Rumänen nicht rasch die
lange ersehnte Südgrenze gesichert wird, rücken sie in Bulgarien
ein; werden sie dann von Rußland angegriffen, so leisten wir,
Deutschland und Oesterreich-Ungarn, ihnen Waffenhilfe." Das
hätte gewirkt; den ganzen Orient endlich wiedererinnert, daß auch
hinter der Donau noch stämmige Menschen wohnen. Drum eben
geschah es nicht. Und ohne Großmachthilfe dünkte den alten Karl
das Wagniß des Kampfes allzu gefährlich. Trotz denfünfArmee»
corps, den Mannlichergewehren, Schneiders Haubitzen und
Krupps modernsten Kanonen? Wie einen Peitschen hieb fnh!t der
Walachenstolz solche Zagheit. Noch ist Rumäniens Zukunft vor
übermächtiger Drohung zu schirmen; jetzt oder nie. Ministcrprä»
sident Majoresku muß in allen Hauptstädten anzeigen, daß Ru-
mänien sich für den Fall eines neuen Balkankrieges das Recht
zum Eingriff vorbehalte. Und nach den ersten bulgaro»serbischen,
bulgaro»hellenischen Scharmützeln ertrotzt die Gluth des Volks»
willens von dem greisen Kriegsherrn die Weisung zu schleuniger
Mobilisation des Heeres. Der gute König wünschte sich und der
Wahlheimath Ruhe. Bebrütete sacht schon die Feier der fünfzig
ertragreichen Regirungjahre und scheute die späte Versträhnung
inneueWirrniß-Rußland hatte ihn einstunfreundlich,Deutschland
kühl, Oesterreich»Ungarn unter aller Würde behandelt. Berlin
undWien sah er in seiner Hauptstadt zum Erbarmen schlecht vcr»
treten. Aus Petersburg kam der Marschallsstab, kam der Gossu»
dar aller Reussen nach Konstanza; und der schlanke Frauenver»
stand der Kronprinzessin ersann die Möglichkeit, ihrem Sohn
aus dem Haus Holstein-Goitorp die Braut zu holen. Nie ward
dem Haupt eines Balkanstaates solche Ehre. Karl hofft, Rumä-
niens Befreundung mitRußland werde die Gefahr eines austro»
russischen Krieges wegschieben (der, er weiß es, im Fall öster-
reichischen Sieges nur der erste in einer Serie sein könnte). Da
blitzt er aus heiterem Iulihimmel. Einmal noch ergrimmt der greise
König in jähen Zorn. Warum zog man ihn nicht insGeheimniß?
Warum ward weder aus Wien noch aus Berlin ihm der Wille
zum Krieg angedeutet? Er hätte getrachtet, die Volksstimmung
zu dämmen und seine Ministerin bedachtsame Wägung des Noth-
wendigen und des Möglichen zu überreden. War er je treulos?
Erwies irgendein Handeln ihn als deutschen Vertrauens Un»

würdigen? Nun ists für ihn zu spät. Wieder gellt aus einem be»
trächtlichen Volkstheil die Losung: »Ietzt oder nie; lassen wir
Oesterreich»Ungarn hinter Deutschlands Schild erstarken, dann
ist die Befreiung unserer Brüder mindestens für ein Menschen»
alter vertagt; sie werden morgen frei, wenn wir mit Rußlands
Feldzeichen marschiren." Wieder sitzt ein Bratianu dem Mini»
steriumvor:heißtRußlandsFeldherrNikolaiNikolajewitsch.Der
König mahnt, beschwört,läßt sich zurBitte herab:vergebens. Mit
Hellas und Serbien wird ein Nothpakt geschlossenen das Alba-
nien Essads (und San Giulianos) ein Papierbrückchen gebaut.
Karl könnte nicht König bleiben, wenn sein Heer gegen deutsche
Truppen insFeld zöge. »Als Wahrer unserer Verfassung würde
ich mich vor dem Volkswillen verbeugen; dann aber vom Thron
steigen." In der bukarester Presse wird erörtert, ob ein der Ver»
fassung durch Eid verpflichteter König, weil er Anderes will als
die Nation, unter finsterem Himmel abdanken dürfe. Antwort:
Nein; Vollstrecker der Mehrheitbeschlüsse zu sein, ward ergekrönt:
und darf sie nicht durch Rücktrittsdrohung hemmen. »Ich habe
dem Kaiser mein Wort verpfändet." »Ihrs; nicht Rumäniens.
Dem wäre das gekräftigte Oesterreich»Ungarn ein unerträglicher
Nachbar." Noch ists nicht so weit. Rumänien will warten; mit
frischer Mannschaft und dem neusten Europäergeschütz erst auf den
Kriegsschauplatz rücken, wenn der fettste Gewinn winkt. Karl
brauchtnichtindieWeinburgheimzukehren.DeralltäglicheKampf,
das allnächtliche Leid dieser zwei heißen Monate haben aus dem
siechenLeib den Kraftrest gezehrt. Doch er stirbt als König.
Wird als ein guter, gewissenhaft arbeitsamer König im Ge»
dächtniß fortleben. Groß war ernicht; amusisch, ohne des Schöp«
fers Geist und Humor. Doch sauberen Gemüthes, im Kern edel,
nie unklug und als Alternder oft klarer Weisheit nah. Er hatte
wohl noch den (allzu früh vonDeutschland vergessenen) Iean Paul
gelesen und den Rath des bedachtsamsten Phantasten erlauscht:
»Größe in Ruhe darzustellen, sei das Ideal auf dem Thron.*
Wenn er sich ruhig hielt, durfte er hoffen, groß zu scheinen. Zeigte
sich drum immer, auch dem Gast, mit dem er die Vermögensanlage
beplauderte, im Würdengewand; kargte mit derGeberde; sprach
und bewegte sich, als trüge über dem Generalsrock sein weißes
Haupt die Krone. Der Neffe, der dem Kinderlosen (die Tochter,

die Elisabeth dem Gatten gebar, starb im vierten Lebensjahr) auf
den Thron folgte, ist von ganz anderer Wesensfarbe; kann die
fahrige Unstetheit aber schnell, auf derHöhe, verlernen.» Ein alter
König drängt die Hoffnungen der Menschen in ihre Herzen tief
zurück und fesselt dort sie ein. Der Anblick aber eines neuen Für»
sten befreit die lang gebundenen Wünsche. Im Taumel dringen
sie hervor, genießen übermäßig, thöricht oder klug, des schwer ent-
behrten Athems." So (wie Goethes Polymetis sie dem Prinzen
Elpenor ankündet) kann in Rumänien die Wirkung des Herr»
schaftwandels nicht werden. Die Dako-Walachen fühlen sich mün»
dig und würden die Willensbindung, die dem behutsamen Karl
nicht gelang, dem neuen König Ferdinand ungestüm weigern. Daß
Deutschland dort nicht mehr ganz so schlecht wie zuvor vertreten
ist und einen Polymetis aus der röthesten Schwadron durch den
Karpathenwald und die Walachei Kirschen läßt, ist erfreulich; bürgt
aber nicht für eine unserer Sache günstigeEntscheidung. DerKönig,
den sein Wollen als dem Staatsbedürfniß Fremden verriethe,
könnte kaum noch den Söhnen den Thron retten. Die Uhr der Zeit,
die denMonarchenimport forderte und förderte, ist auch in Südost
abgelaufen. Ein Zollern, der Walache, einKoburg, derWallone
oder Südslawe, ein Wettin, der Pole wird: in den Kindertagen
der Volkheiten wars möglich; dürfte nie wieder sein. Wache Di»
plomatie mußte von den Wienern, vor der Beistandszusage, die
reinliche Ordnung des Verhältnisses zu Italien und Rumänien
verlangen. Unsere? Hat Totfeinde von gestern einander verbündet
und die zwei Reiche, auf die unkundige Hoffnung rechnete, in mür»
rische Neutralität geärgert. Ein Meisterstück. Dessen Glanz aber
nicht heller strahlt, wenn wir thun, als sei dieses Verharreninun»
freundlicher Ruhe als ein Erfolg zu buchen, und mit würdeloser
Schmeichelei Völker umwinseln, die nur noch erwägen, ob ein
Feldzug wider uns sie auch sicher auf die Schanze des Siegers
führen würde. Rumänien will nicht unser Freund sein. Das ist
sein Recht. Unsere Pflicht, nach diesem Willen zu handeln.

^orituri te salutsnt.

Der vom Kindesgemüth empfohlene Versuch, die Anerken»
nung unseres Rechtes und sittsamen Wandels von der »Kultur»
Welt" zu erflehen, zu «schwätzen, zu erflenncn, ist, wie jeder po-
litisch Reife voraussehen mußte, völlig fruchtlos geblieben; hat

uns nur Hohn eingehandelt. Sogar aus den im Empfinden leid»
lich neutralen Ländern hageltSpottaufdie Häupter derGelehrtcn
und Künstler, die aus der Zeitung erleseneLehre insWeltall säen
möchten. Ein beschämendesAergernißist,daßdiedurchdenSpät»
herbst hinkende Behauptung, das Deutsche Reich sei nicht des Neu-
tralitätbruches schuldig, überall mit derWiederholung der Worte
geköpft wird, die Herr vonBethmann, leider, am viertenAugust»
mitlagsprach: »Unser Handeln widerspricht demVölkerrecht. Wir
waren gezwungen, unsüber die berechtigten Proteste Luxemburgs
und Belgiens hinwegzusetzen. DiesesUnrecht machen wir gut, so»
bald wir unser militärisches Ziel erreicht haben." Die Bürde scl»
chenBekenntnisses (das demBekennerdieMilwirkungzumFrie»
densschluß, auch nach dem glücklichsten Kriegsverlauf, ungemein
erschweren müßte) kann nur ein unbescholtener Geschäftsführer
vom Nacken des Reiches nehmen. Den Wimmernden antwortet
die » Kulturwelt" mit Hohngelächter. Damit dieNachbarschaft nicht
dasAergste einschlürfe, was über die biederen Excellenzen,Ma»
gister, Kunstbonzen in zwei Erdtheilen geschrieben ward, lasse ich
hier nur drei ruhige Stimmen hören. »Die Schweiz wird mit Zei»
tungen, Bändchen, Flugblättern, Aufrufen, Briefen (Einzelner
und ganzerGruppen)überschüttet. DieVerfasserscheinenzuglau»
ben,nurDeutschland kenne dieWahrheitunddieMenschheitaller
anderenLänderirreimdichtenNebelderUnwissenheit. Auf jedem
Blatt, in jedem Heft steht, was aus dem selben Land der Wind
uns schon gestern herübertrug. All diese deutschen Werbeschristen
ähneln einander, noch im Ausdruck, so, daß der Leser vermuthen
könnte, sie seien von fleißigen Schülern dem Diktat des Lehrers
nachgeschrieben worden. Der ,Aufruf an die Kulturwelt' ist nur
ein Bischenbessergeschriebenalsdiefrüheren Schularbeiten. Wir
hören die große deutsche Glocke, deren Strang jetzt so hastig be-
wegt wird; aber wir hören auch die französische, die britische, die
belgische Glocke und manche andere noch. Die Intellektuellen
Deutschlands könnten die Werbermühe sparen: sie überzeugen
uns nicht im Allergeringsten. Wir sehenThatsachen, die Deutsch»
land nicht sieht, weil sie ihm verborgen werden. Deutschland schläft
und erfährt nicht, was draußen ist. Nach dem Erwachen wird es
Gräßliches schauen." Journal 6e (Zeneve.) »In Schweizers klas-
sischer ,Geschichte der schweizerischen Neutralität' lesen wir: ,In
demVertrag vom vierzehntenDezember183l bestimmten die vier

Garantiemächte (die sich von Frankreich getrennt hatten) dieZer»
störung der belgischen Festungen All), Mons,Menin,Philippe»
ville, Marienburg und perpflichteten Belgien, die anderen in gu-
tem Stand zu halten; in einem geheimen Artikel aber ließen sie
für den Kriegsfall dieAufnahme preußischer und englischer Gar-
nisonen in diese Festungen garantiren. So bemühte sich die Mehr-
zahl der Garantiemächte selbst, die eben beschlossene Neutralist»
rung wieder zu untergraben undBelgienineinemkünfligen Krieg
auf die antifranzösische Seite zu ziehen.' So haben England und
Preußen die Belgier im ersten Stadium ihrer Neutralität erzogen.
Und heute wird Belgien eines Verbrechens geziehen, weil es für
den Fall des Angriffes von der Seite einer Garantiemacht mit
anderen Mächten unterhandelt hat." (Basler Nachrichten.) »Die
Vertreter deutscher Kultur handeln wie auffrischerThat ertappte
Wilde: sie leugnen das jedem Auge Sichtbare. Wie der vom
Richter verhörte Dutzendangeklagte rufen sie: ‚Es ist nicht wahr!'
Und unter diesem unwahrscheinlichen Schriftstück finden wir die
Namen von Professoren, die in den Hochschulen Geschichte lehren I
Ihre Darstellung nachprüfbarer Ereignisse läßt uns ahnen, was
diese Teutonen aus der Geschichte entschwundenerIahrhunderte
machen. Friedrich der Zweite hat seine Leute, die Gelehrten mit
der flinkenFeder und dem biegsamen Rückgrat, gekannt; deshalb
sprach er nach dem Einbruch in Schlesien: Zunächst greife ich zu;
danach finde ich schon Doktoren, die beweisen, daß ich im Recht
war.' Heute ists anders. Die Doktoren, die der Welt das erbarm»
liche Zerrbild einer Wissenschaft anbieten, werden nicht das letzte
Wort sprechen." (l.e1emps.) Ists nun nicht,endlich, genug? Oder
soll die unerbetene Fürsprache uns noch vor dem Schöffenstuhl
der Roosevelt,Leoncavallo und anderer Schimpfer, die in Berlin,
vonHof, Universität, Presse, verhätschelt wurden, entschuldigen?
Weiter. Sei getrost,Deutscher: PräsidentPoincarewillDich
nicht, wie Ungeziefer, vernichten. Er sagts. »Die groben Worte,
in denen unserePresse täglich überdas deutsche Volk spricht,miß»
fallen mir mehr als jedem Anderen. Wir kämpfen für das Recht,
kämpfengegeneinedemEuropäerunerträglicheFeudalherrschaft;
aber wir denken, als echte Söhne der Revolution, nicht an die
Vertilgungirgendeines Volkes. Die Schweizist, im Kleinen,schon,
was Europa, nach dem Wunsch aller Weisen, werden soll: unter
ihrem Dach leben sonst einander stets verfeindete Rassen nicht nur

in ungestörtem Frieden, sondern in brüderlicher Eintracht."
Querre ^onäiale.) Herr Clemenceau kann uns nicht so glimpflich
behandeln wie sein Erzfeind Raymond; denn er hat ergründet,
was wir der besiegten Republik abfordern würden. »Alle Kolo-
nien. Das Land zwischen Saint»Va!ery und Lyon: mehr als ein
Viertel vom Boden, mehr als fünfzehn Millionen von derMensch»
heit Frankreichs. EinenHandelsvertrag,derallendeutschenWaa»
ren für ein Vierteljahrhundertfreien Einlaß in Frankreich sichert,
allen französischen den deutschen Markt sperrt; erst 1940 tritt der
Frankfurter Vertrag wieder in Kraft. Erst dann darf Frankreich
auch wieder Rekruten ins Heer stellen.Bis ins Iahr 1940 gelten
alle deutschen Patentrechte in Frankreich, sind alle französischen
in Deutschland ungiltig. Eben so lange istdieRepublikdemDeut»
schen Reich fest verbündet und von Rußland und Britanien ge»
schieden. Sie zahlt dem Sieger zehn Milliarden; liefert ihm drei
Millionen Gewehre, dreitausend Geschütze,vierzigtausend Pferde
aus; und schleift alle Festungen. Das sind, nach dem Ausspruch
des Botschafters Bernstorff, Deutschlands zehn Gebote. Er hat
ferner gesagt, das DeutscheReich werdeRußland erkaufen, Brita»
nien den Gnadenstoß geben und Frankreich für immer in den R ang
Portugals niederducken; auch wenn es zuvor fünf Millionen
Franzosen töten müsse." (l.'ttomme LncKame.)StauntIhr?tzunnen
istdasGrassestezuzutrauen.»EinvertrauenswürdigerFreundhat
uns einenArmeebefehl des Deutschen Kaisers vorgelegt, der also
lautet: ,Als König und Kaiser befehle ich, daß Ihr fürs Erste alle
Kraftandie Erfüllung der einen Pflicht setzet, dieVerräthereiEng»
lands zu rächen unddas verächtlicheHcerhäufchendes Generals
French zu überrennen. Großes Hauptquartier in Aken, am neun-
zehnten August.'Ieden Briten muß dieser ungeheuerliche Befehl
empören." (l'Ke 'rimes.) Diese Empörung bleibt nicht stumm. »Der
Deutsche muß den Sinn des Wortes,Kaiserismus'erkennen ler»
nen.Wir werden nicht, wie Wilhelm derWilde,unserenFliegern
befehlen,kleineKindera!sZielihrerBombenauszusuchen.DieHel-
denthat, einenSäugling zerschmettertzuhaben,belohnenwirnicht
mit dem Eisernen Kreuz. Aber wir müssen uns zu unbarmherziger
Vergebung entschließen. Dann wird der Kaiser bald zu winseln
anfangen. Iohn Bull unterscheidet denBoxervomWürger. Ieder
Bürger des DeulschcnReiches muß diePeitsche derKulturvöiker
auf seinemRückcn fühlen.Wir wärenDummköpfe,wennwirnach

unserem Einmarsch Deutschland schonten. Ihr, Deutsche, habt
Loewen und Tcrmonde verbrannt; ohne Grund: nur, weil Eure
Zerstörungsucht danach lechzte. Um Eure teuflische Lust zu sättigen,
habtIhr bclgischeFrauen undMädchen geschändet.Wir werden
Köln verbrennen,um zu spüren, wie Euch der bittereTrank mun»
det, dcnIhr einem unschuldigen, unschädlichen Volk einzwanget.
Mäßigungwäre Schwachheit. Gegen tolleHundeund blutdürstige
Tiger istGrausamkeitPflicht."(1'lieffinanciaI^ev8,) DerVergleich
klingt unhold; doch ist er nicht gerecht? »Die viehischen Deutschen
scheuen keine Schandtha'. Während der Beschießung von Sam»
pigny sind Wilhelms dreckige Säufer nach Nudecourt vorge»
drungen und haben ihre von unseren Kugeln getöteten Leuie ins
Erbbegräbniß der Familie Poincare bestattet. Wenn die Deut»
schen zum Angriff vorrücken,decken sie sich durch einenWall aus den
Leibern belgischer oder französischer Frauen, Kinder und Greise.
Vor dem kalten Stahl der Bayonnctte erfriert ihnen das Knochen»
mark. ImNahkampf entscheidet Kühnheit: drum gewährt er uns
immer den Sieg. Frankreichs Boden wird bald von den Ein»
brechern frei sein. Dann haben wir nur noch das tavfereBelgien
aus seinem Leid zu erlösen, bevor wir in Gemeinschaft mit den
Russen dasRäubervolk strafen, dessen Vernichtung von dem Ehr-
gefühl und dem Ruhebedürfniß der Menschheit gefordert wird.
Wer die Wucht der russischen Siege kennt, muß merken, daß die
großeDampfwalzeihrWerkbcgonnenhat.KaiselWilhelmistschlaf-
los geworden,sieht sehrmüde ausundkanndieNervenzerrüttung
nicht mehr verbergen.DerMilliardärCarnegiesagt überihn: ,Er
ist der traurigste und des Mitleides würdigste Mensch in Europa.
Die Militärpartei hat den Krieg erzwungen, während derKaiser
auf seinerBachtwar.Als er heimkam, war dasUnglückgeschchen/
DieNachwelt wird diesen letzten Hohenzollern Wilhelm den Klei»
nen nennen. Wo ist der Sieg, den er suchte? Die Fahnen und
Geschütze, die wir seinem Heer abnahmen, geben deutliche Ant»
wort.HunderttausendDeutschc sind schon in den ersten zwc i Kriegs»
monaten in Frankreich gefallen; mitten in w'lder Verwünschung
des Kriegsherrn ist ihreZunge erstarrt. In dichten Schaaren sieht
jede unserer Provinzen deutsche Gefangene einrücken. Und das
überlebende Heer ist von den Gefilden der Ile»de'France schon
bis hinter die Somme gewichen. Diesen Erfolg danken wir dem
Kronprinzen, nicht, wie bisher geglaubt wurde, dem General von

Kluck. Dessen Reiter waren schon bei Chantilly. Die Armee des
Kronprinzen hatte sich verspätet, kam dann in Eilmärschen vor,
wurde aber geschlagen, mußte in Hast vierzig Kilometer rückwärts
laufen und zwang die Generale vonBülow und von Kluck, ihr zu
folgen. Sonst wäre das ganze Heer zerrieben worden. Der Kron-
prinz, dem in Berlin allerlei Heldenleistungen angelogen wurden,
Hat unserParis gerettet. IetztspeiendieblödenAutomatenAtillas
des Zweiten schon wieder aus ihrer Riesenschnauze Geschosse auf
die Kathedrale von Reims. Die herrliche Kirche, das Säkular»
kleinod, war nur verwundet. DieVandalen wollen sie töten.» (I-e
Platin) Straft sie, noch vor French S Co., der Herr Gott? »Prinz
Adalbert von Preußen ist seiner Wunde erlegen. Den verwun»
beten Prinzen Ioachim läßt der Vater nicht wieder an die Front.
Prinz Eitel ist vom Pferd gestürzt und hat beide Knie gebrochen.
Prinz Oskar sah zehn Offiziere, die ihn decken wollten, fallen und
leidet seitdem an Herzkrämpfen. Der Kronprinz hat durch seine
Flucht die ganze Offensive vereitelt. Undder Kaiserselbstistschlaf»
los,vonNervenschmerz,Bewußtseinsstörung,Herzschlagsstockung
gepeinigt. Seine Eingriffe ins Oberkommando zerstören die ganze
Organisation und seine erfahrunglofe Eitelkeit wird allen Wun-
den Germaniens schließlich den Brand zuziehen." (Herr Iean
Mchepin in l.e Petit 1«urnal.) »Die deutschen Truppen zwangen
vierzig belgische Bürger, vor ihrer Front ins Gefecht zu gehen.
Mancher Belgier ist so von belgischen Soldaten getöten worden.
Unter den in Gent angelangten deutschen Gefangenen erkannte
«inPriester einen, derfünfBürgergemordethatte.InAalsthaben
die Deutschen sechsundzwanzig Bürger verhaftet und ihnen die
Unterzeichnung des Bekenntnisses abgepreßt, daß von den Ein-
wohnern auf Deutsche geschossen worden sei." (l.eictsck Osgblacl.)
»Der Kaiser hat sich aus einem nassen Schützengraben eineLungen»
Entzündung geholt." (l.s SuiLse.) »Ihr Sohn kehrt aus den ver-
wüsteten Bezirken von Dinant, Loewen, Dendermonde mit dem
Eisernen Kreuzzurück, das ein heiliges Wahrzeichen schändetund,
als ein Hohn auf das den Christen theure Sinnbild, zum Himmel
schreit. Diesen Sohn neide ich Ihnen nicht. Ich danke Gott dafür,
daß unsere Frauen ihre ins Heer eingereihten Söhne in derfesten
Zuversicht umarmen dürfen, daß sie Krieger, nicht Mörder ans
Herz drücken." (Ein Brief an die Kaiserin; in ttui8M?in.)
Enthebe Dich,Deutscher, demWahn, Marokko sei dem Fran-

zosenreich einverleibt.»Aufrichtig undherzlich danke ich EurerMa»
jestät für den werthvollen Beistand, den Sie der Republik gegen
einen Ueberfall fo willig gewährt haben. Diese That Eurer Ma>
jestätbeweistabermals,daß unsere Länder durch die Gemeinschaft
der Interessen und des Empfindens unlöslich verbunden sind.
Poincare." »Wir sind auch ferner bereit, Ihnen jedeHilfe zu lei»
sten, die von den Umständen gefordert wird. Frankreichs Heer
kämpft für die Ehre und den Ruhm seines Landes und Wir blicken
mit felsfester Zuversicht auf seine Fahne. Wie könnte in Uns Zwei»
fel aufkommen? Schon sind die ersten Siege erfochten und über
dem Haupt Ihres Feindes werden die Vorzeichen sichtbar, die
ihm Zusammenbruch und Untergang ankünden. Muley Iussef."
Noch alfogiebts edelsinnige Herrscher. Aber auch böse. »DerGott»
den Wilhelm täglich anruft, hat eine erschreckendeAehnlichkeitmit
dem Satan. Dieser grause, mit Blut besudelte,von denTrümmern
zerstörter Städte umgebeneTartufe schaut auf verwüstete Triften,
auf hohe Leichenhaufen, auf zerfetzte Frauenleiber: und beleidigt
dann mitHeuchlergebeten den Gott der Güte. Doch Tartufe ward
besiegt: seine Truppen konntenLeichen auf unsere Felder häufen,
nicht einmal von Weitem aber die Wälle von Paris sehen uni>
schon naht mit fürchterlich dumpfem Geräusch ihrem Lande das
ungeheureRussenheer. Der Satan, den Wilhelm der Zweite Gott
nennt, ist nicht der Stärkere. "(Senator CamillePelletan im ^atin.>
»In Wales hat ein Marineoffizier erzählt, sein Vater habe den
sechsjährigenPrinzenWilhelm von Preußen, der sich denFuß ver»
staucht hatte,auf demArm einst an Bord eines englischen Kriegs»
schiffes getragen und später oft bedauert, daß er den Knaben?
den Kaiser von heute, nicht ins Wasser fallen ließ und dadurch
der Welt eine Fülle bitteren Leides ersparte. Die Deutschen
verpesten alle Quellen und Bächemit demGiftihrerPferdekadaver.
Sie mißbrauchen die Binde des Rothen Kreuzes und sch leppen auf
Krankenbahren Gesunde in Schützengräben. BeiNachtangriffen
treiben sie französische Gefangene vor sich hin, um uns zur Ein»
stellung desFeuers zu zwingen." (l^e^atin.) »DasGenieunseres
Volkes nennt die Deutschen: les Soclies. Der Name zeichnet deut-
lich, was er zeichnen will: Dummheit undRoheit, Klotzköpfe und
Plattfüße; die Horde! Die Strategen und Taktiker, die Loewen,,
Malines, Reims, Senlis, Soissons einäschern ließen, die Hei den,
die Maschinengewehre auf Wagen des Rothen Kreuzes stellen,

die Soldaten, die, als wollten sie sich ergeben, die Hände himmelan
sirecken und dann auf unsere arglos herbeieilende Mannschaft
schießen, die zierlichen, in Damenhemdchen gekleideten Lieute-
nants, deren Sadismus denLeutenGräuel befiehlt: l^lZocnes."
(Akademiker Maurice Donnay im k^aro.) »In Berlin sind die
Lebensmittelpreise sounerschwinglichgeworden, daß die Behörde
die Herabsetzung befehlen mußte. Das kann nicht nützen. Ueber
Deutschland schwebt die Geißel der Hungersnot!); bricht gar erst
dieWinterstalte herein, dann kämpft an jedem deutschen Herd die
Noth für unsere Sache." (I^e Journal.) »Wo der Kaiser sich zeigt,
wendet der Schlachtengott sich von den Deutschen. Hat Wilhelm
den Bösen Blick oder erleichtert seine eitle Unwissenheit jedem
feindlichen Heer den Sieg?" (?Ke l'im«.) »Der Kaiser weiß jetzt,
daß sein Militarismus vom Kreuzzug aller Europäer bedroht wird
und daß ein endgiltiger Sieg Deutschlands unmöglich geworden
ist. Noch sagt er, er werde bis zur letzten Patrone kämpfen. Wo aber
wird er sein, wenn Deutschland seine letzte Patrone verschießt?
DieVerlogenheitderoffiziösenPresse,diedenDeutschennurSiege
meldet, die Niederlagen und ungeheuren Verluste nie erwähnt,
kann den Schritt der Wahrheit nicht lange mehr fesseln. Welche
grausame Enttäuschung steht den Deutschen bevor. Eines Tages
müssen sie der Wahrheit ins Antlitz blicken: und dieser nahe Tag
wird ihnen Schreckliches entschleiern. Schon bereitet ihrHeer den
Rückzug ausFrankreich und sucht sich vorVerfolgungzuschützen.
Bei Lüitich sind alle Brücken gesprengt worden, die unsereArmee
betreten könnte; und die rheinischen Festungwerke werden, mit
beträchtlichem Arbeitaufwand, für die Vertheidigung zugerichtet.
General von Moltke ist in Ungnade gefallen. Der deutsche Ge»
neralstab wird von den Günstlingen des Kaisers geleitet. Oft schei»
den sichdieMeinungen unddieplanloseWirrnißwirddurchWil»
helmsalltäglicheEingriffenochverschlimmert."(l^effiMro.)»Wenn
die Offiziere sie nicht mit der Reitpeitsche oder mit Fußtritten ins
Feuer jagen, fliehen die jämmerlichen Deutschen oder betteln um
Gnade. Ein an der Grenze verwundeter Offizier sagtIedem,ders
hören will: Meine Wunde ist nicht der Rede werth. Die Deut»
schen sind, alle, feig und die einzige Schwierigkeit, die uns diefer
Feldzug bietet, ist, die Kerle zu fassen. In dem Gefecht, wo ich
meinen Ritzer erhielt, mußten wir sie durch Schimpfreden in den
Entschluß zum Kampf treiben.' Und unsere Lehrer zankten, weil

wiraus der deutschen SpracheunsamLiebsten die Schimpfwörter
einprägten. Das war, wie man nun merkt, nicht unnützlich. Vor
ein paarTagenhaben,nacheinemScharmützel,unsereReiter dem
einzigen Gefangenen, der nicht von Angst geschlottert, sondern
tapfer gekämpft hatte, einen guten Trunk bezahlt. Meist ächzen die
Feiglinge: ,Das ist nicht ein Volkskrieg, sondern ein Offizierkrieg.'
Na, unfere Väter können mit uns zufrieden fein. Wir geloben,
daß wir die Rache, die ihnen versagt blieb,bis aufden Grund des
Kelches auskosten werden. "(I^öcK« crel^r>s.)Sie könnensbesser.
Hungersnoth, Seuche, Aufruhr in Rußland, Serbien, Egypten,,
Indien, Perser, Iren, Afghanen, Australbriten, Chinesen, Ara^
berwider denBund derSechsgewaffnet: auch beiuns wird aller»
lei Nettes geleistet. Doch wir lesen nicht, daß General Ioffre sick>
von Menschenfraß nährt; und stehen staunend vor dem Völker»
gewissen, das froh aufhorcht,wenn ihm gemeldet wird,derFeind,
der ihm bis vor Lille und Verdun, Suwalki und Warschau den
Reichsleib knebelt, sei so hundsfötisch feig, daß er dem Schützen
überall nur den Hintern zeige. Wie, parbleu, kam er so weit?

Nenia.

Im fahlbraunen Herbstkleid vergrämt sich die Sonne. Auf den
von Bäumen gesäumten Straßen vielwelkesLaub,dessengreisen»
rölhliche Lebensfarbe auf nassen Steinen rasch modert. Schwarz,
verschleierte Frauen. Krieger mit verbundenem Kopf, lahmem
Arm, an der Krücke. Und noch nicht würdige Andacht; inderzwölf»
ten Kriegswoche noch nicht. Heitert die strotzende, vom leichtesten
SinnsonichtgeahnteUrgesundheit desReichesundseinerHaupt»
stadt dieStirnen? WohinIhr den Blick schicket: Iungmannschaft
und Landwehr in Fülle. Wers nicht wüßte, könnte nicht merken,
daßMillionen im Feld sind. Sähe einunbefangenerFeinddiefes
deutsche Leben: der Eine ließe sich nie wieder belügen. Der Kauf»
mann feufzt seltener als im August. Die Läden sind nicht mehr
öde; wo Wolle, billiger Pelz, Unterzeug, Kinderkleider zu haben
sind, drängt und schiebt die Menge sich vomWahltisch an die Kasse.
Hypothekenzins, Miethe, Lohn sind fast überall pünktlich gezahlt
worden. DenBankcn wird viel mehr zugebracht als entnommen.
Für die derKriegsindustriewichtigstenRohstoffe,Salpeter,Blei,
Kupfer, ist auf lange Frist vorgesorgl; der Eintausch von Baum»
wolle fürFarbstoffe angeboten; jedeBezugsmöglichkeit aufeinen

Organismus gestützt. Waffen und Munition, Stiefel und Unifor»
men, Automobile und Aeroplane: solche Arbeit schwitzt Gold. Wo
Zimmertand elektrifizirt wurde, bereiten sie jetzt Granaten. Wo
fünftausend Menschen gestern hastig den Magen stopften, werden
heute fünfzigtausend Fleischkonserven reisefertig gemacht. Nir»
gends spüret Ihr Mangel. In Schanzthurmes Höhe häuft sich das
Fleisch, zu Wällen die Räucherware, zum Gebirg das Obst. Die
Preise werden nicht so laut bestöhnt wieinmancherFriedenszeit;
Gewissensangst, nicht nur das Militärkommando, verbietet die
Uebertheuerung. Nochwird mitLicht und Wärmkraftnirgends ge»
knausert. Ueberall flammt es, strahlt und glüht. Kaffeehäuser und
Bierschänken voll. Draußen die lange Linie vieräugiger Autos und
hundert Knäuel geputzter, mit Duft besprengter Menschen.Feile
Brüste unter Zobel oder Weißfuchs;zweifarbigeLackschuhe über
Seidenflorstrümpfen. Und drüben, imErdgeschoß,istTheebänkc»
lei. Hinter derScheibe wippt vom Podium ein schwarzer Reiher.
Da singt wohl ein Mädel Zötchen; danach was vom Vaterland.
Dürfen wir Den beneiden, ders erträgt, gar ersehnt? Muß
Kraft sich in Wüstheit ausprotzen? Zehntausende, Aberzehntau»
sende sind vormFeind gefallenem Sümpfen erstickt, Hunderttau»
send verwundet,Viele, gewiß Viele gefangen worden. Starke Iu»
gend; die hoffte und Hoffnung war. »Unser Einziger"; »meines
Lebens Inhalt und Glück"; »er war noch nicht Zwanzig": all! äg»
lich leset Ihr Solches. Kein schönerer Tod ist in der Welt. Hört
Ihr, Mann und Weib, die alte Weise, aber nicht allzu lustig?
»Mein junges Leben (so tönt es auf finsterem Weg ins Herz)
hat mich gewidert. Was galt es denn? Geschwind auf ein Hügel»
chen zu klettern. InWerkstatt, Kontor, Laden, Hörsaal heller als
die Nachbarn zu leuchten. Brauchbares zu lernen; Münzbares.
Geld zu machen und ein ,korrektes'Leben zu zimmern. Liebschaft
war erlaubt; hinter dem Zaun. Den Anständigen sollte man den
schwanweißen Iungferich vorgaukeln; bis Zehn: später lutscht auch
die Bürgerfamilie gernZoten. Immer die selbe Schinderei; ,sonst
kommtmanheutzutagenichtvorwärts.'ArbeitohneinnereFreude.
EinZiel,das nur Seichtlinge lockt.Und nachderFronrohesVcr»
gnügen. Romanlust war nicht in meinemSchädel. Aber die Vor»
stellung, bald mit Einer zu hausen, derenMitgift meine Einkunft
rundet(und eineLleblichcre nährt),war mirekel.Muß jasein;wie
käme Unsereins je in halbwegs behagliche Ordnung und Vate»

Schaft? Also: im Tcich mitschwimmen; vielTanz und einBischen
Tennis:B.Z. und Illustrirte; Höcker undMetropol:den richtigen
Hut aufhaben und ,tadellos' sein. Einer wie Alle. Ist nicht Rede,
Ge verde, Gang aller der selben BerufsschichtAngehörigen gleich?
Um Staat und Reich hatte ich mich nie gekümmert.Wozu denn?
Wir kommen nichtheran; kaum in die Meinung,daßsichs umun»
sere Sache handle. Ein Genie selbst könnte sich ohneGeld undGunst
nicht durch den Thorspalt klemmen. Ich wünschte mich ins Aus-
land; nach London oder NewVork,wo stramme Arbeit reichlicher
zinst und nie Einer fragen soll, ob man Doktor oder Knopfhan-
delsgehilfe sei. Niemals lernte ich fühlen, was Deutschland ist,
bis ich im grauen Waffenrock aus der Heimath zog. An Wieder»
sehen dachte ich nicht. Wußte aber, wofür ich sterben ging; wofür
zu leben nun lohnen wird. Unser Deutschland wird weit und hell.
Im neuen Haus wirds nicht mehr muffig riechen. Nach See, wie
in Ostende.Da war meinAbschied.Das bleibt uns.Muß.In un-
serer Compagnie herrschte Hans Furchtsam. Der meinte, wir dür-
fen Belgien nicht behalten; seien durchs Wort gebunden; fremde
Rasse; König und Königin deutscher Abkunft; ich folle mal die
Bayern fragen, ob sie bluten, damit ihre Prinzessin den Thron
verliere. Höchstens sei Zoll», Eisenbahn», Postgemeinfchaft und
Mitregentschaft im Kohlenreich möglich. Dummes Zeug. Lieber
gar nichts als solches Gezwitter. Das, hofften wir Iungen, werde
das Volk auch nicht dulden. Denn morgen redets drein; be-
scheiden, doch deutlich. Weiß jetzt ja, was draus werden kann,
wenn es schweigt, das Leben verdöst, verschackert,verjuchheit und
umswichtigsteGeschäftnicht sorgt. WirhattennichtsAnderes als
Kram und gepökelte Lust. GingeninTod,ohneLebenundLebens»
werth gekannt zu haben; deshalb ohne tiefes Abschiedsweh. Die
Kreuzbinde ließ lange warten. Ich hatte Muße, zum ersten, zum
letzten Mal nach innen zu gucken. Nicht in Iahren sieht ein Ge-
sunder so viel. KeineNoth bräche deutsches Eisen. Wirstoßenden
Riegel von dem geräumigen Haus. Aber auch unsere Seele muß
aus derEnge. Fest, frei, stolz und demüthig sich derHeimath ver-
loben; der neuen, die ein Strom jungen Blutes erstritt. Die werde
unseres Willens Gefäß; fonst schmeckt der Würztrank noch schal.
Wir waren mürrisch oder lustig. Das große, ohne Steifheit vor»
nehmeDeutschlandwird mannhaft froh; lernt also heiligen Ernst."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hurden in Berlin. —
m«r>«q der Zukunft in Berlin — Druck von Paß 6 Garleb G. m. b, ß. in Berlin.

Berlin, den 31. Oktober 1»14.
An die Engländer.
Aller Seelen.
Hach der pariser, vor der berliner Revolution schickt, im Fe-
bruar 1848, das kranke, geängstete Hirn Friedrich Wilhelms
des Vierten einen demüthigen Hilferuf an die Königin von Groß»
britanien und Irland, die neunundzwanzigjährige, den drei deut-
schen Fürstenhäusern Braunschweig, Sachsen-Koburg, Leiningen
verwandte Victoria. »Die Grundsätze der Revolution sollen, ,mit
allen Mitteln', im ganzen Gebiet Europas verbreitet werden.
Wenn die revolutionäre Partei ihr Programm, Me Souveraine»
tat des Volkes', durchführt, zerbricht nicht nur meine Krone, die
ja klein ist, fondern auch die gewaltige Eurer Majestät und uns
naht ein Iahrhundert ohne Gott und ohne Gesetz. Mein Vater
wagte nicht, sich König von Gottes Gnaden zu nennen; wir aber
nennen uns so, weil wir die Wahrheit des Wortes fühlen. Ietzt,
gnädigste Königin, lassen Sie uns den von namenlosem Elend be-
drohten Völkern zeigen, daß wir unsere heiligste Pflicht kennen.
Eurer MajestätMacht ist so groß, daß Ihr Wort allein genügen
würde.Noch mehr aberhoffe ich vonderMacht des gemeinsamen
Wortes. Frankreich muß von uns die Botschaft hören:,Wir wün-
schen ihm von ganzenHerzenalles Gute. Aber der erste Friedens»
bruch, gegen Italien, Belgien oder Deutschland, wäre bestimmt
und sofort einBruch mit unsAllen;und wirwürden mitallervon
Gott unsverliehenenMachtFrankreich,zuLandundzuSee,eben
so wie in den Iahren 13,14,13 fühlen lassen, was unsere Einig-
keit bedeutet.' Daß ich Euer Majestät getreuster, 016 LnZWnä er»

gebenster Bruder undGefährte bin, wissen Sie und stets werde icl>
es beweisen. Aus meinen Knien beschwöre ich Sie, ,Engellands
England^ zum Heil Europas einzusetzen. Mit diesen Worten werfe
ich mich der huldvollsten Königin zu Füßen und verbleibe Eurer
Majestät getreulichst ergebener Dienerund BruderFriedrich Wil-
helm. " Merket, die Britenhochmuth oft geärgert hat, Alle, diesen
Ton, eines Bittstellers, aus dem Land, von dem Thron Fritzens
desGroßen. Der verjagte Franzosenkönig, Louis Philippe, der sich
auf Englands Boden, in Newhaven, verstecken darf, spricht stolzer
als der Preuße. Dem ist Britanien noch, wie, nach den pictaviensi»
schenBerichten,derNordmannschaftWilhelmsdesEroberers,das
Eden derEuropäer:»fruchtbarer als dieKornkammerderCeres, an
Metallen reicher als Gallien, mit Schätzen üppiger behäuft als
Arabien; jegliche Art selbst derzierlichstenArbeit leisten die Män-
ner und nirgends sind die Frauen so tüchtig zu Goldstickerei und
anderer Nadelarbeit. "So denkt der Brite selbst über sein Land und
denWerth seiner Volkheit. Der Deutsche? Meist eine ehrlicheHaut;
alsGehilfe,schoninUrväterZeitauchalsKunsthandwerkerbrauch-
bar; freilich nicht auf der Höhe der »angelsächsischen Rasse" (die
einGemisch aus demBlut vonBriten und römischen Legionären,
Normannen und Sachsen, Angeln und Dänen, Schotten, Iren
und bunten Einwandererschwärmen ist). Daß dieses friedliche
Volk das Gemäuer seiner Staaten zertrümmern könne, hatte auf
den drei Inseln Keiner geglaubt. Victoria findet die Entwickelung
Deutschlands »zum Schämen und zum Erschrecken"; auch dort,
schreibt sie an den Onkel Leopold nach Brüssel, »giebt es ja noch
gute Leute; aber sie lassen sich in schändlicher Weise fortreißen."
Sie ist noch jung, hatvon der Mutter und vom Ehemann eine Ge»
fühlsvorstellung von deutschem Wesen empfangen, die ihr in das
Bild der Wirklichkeit nun nicht zu passen scheint; möchte gerecht
sein und mahnt ihreMinister andieLehredesaltdeutschenReim»
spruches: »Was Du nicht willst, daßDir geschicht, Das thu' auch
keinem Andern nicht I" Palmerston und Iohn Russell lächeln so
holden Traumes, der ihnen, nach hartem Geschäft, niemals ge-
naht ist. Deutschland ist ihnen nicht sehrwichtig. SirHarrySmith
hat den Burenhäuptling Praetorius, dem der Vertreter der Kö»
nigin aus Bloemfontein weichen mußte, geschlagen; in Asien ist
der Aufruhr der Sikhs und Afghanen niedergerungen; in Eng»

land die Wuth der Cholera, die in London allein vierzehntausend
Menschen getötet hatte, endlich gelindert worden; der aus Rom
nach Gaeta entflohene Papst, Pius der Neunte, erbittet britischen
Schutz; und im Unterhaus führt ein Herr Benjamin D'Israeli mit
heftiger Geberde dieOpposition in denKampf. Dableibtnichtviel
Mußefür»Allzukontinentales". IohnRussellmeint,Deutschland
(dessenKaiserkrone FriedrichWilhelm abgelehnt hat) sei in einen
Zustand gerathen,der zwar nicht.in Krieg führen, doch eine Krisis
genannt werden müsse. »Oesterreich wird jeder Vergrößerung
Preußens, Frankreich jeder Stärkung Deutschlands widerstreben
und Rußland will nicht, daß irgendwo die Freiheit regire. Darin
wäre keine Gefahr zu erblicken, wenn Deutschland einig wäre."
Noch ist kein Groll gegen Preußen spürbar. Das ist ja nicht ge-
fährlich; schwächer als je seit Fritzens Tagen. Der König bewun-
dert, auf den Knien, die Herrin und die Erbweisheit des Angel»
landes. Wilhelm, der dem Thron nächste Prinz, ist Victorien ver-
pflichtet, weil sie ihn vor dem Märzsturm geschirmt hat, und be-
heuert »der allergnädigsten Base", daß er ihr und dem Prinz»
Gemahl Albert die Erlösung von der Mißwende seines Lebens,
den Wandel des öffentlichen Urtheiles in der Heimath danke.
Dieser Prinz wird im Ianuar 1858 der Schwiegervater der
Princeß Royal; und Preußen, wenn die Hoffnungblüthe zweier
Victorien inFrucht reift, Englands Schutzmann und Krieger au
dem Festland. (Unser Prinz, Friedrich Wilhelm, »ist die beste
Partie in Europa und eine englische Prinzessin, als Galtungbe-
griff betrachtet,einederschlechtesten": hatBismarckgesagt,a!sder
tzeirathplan auftauchte; später schrieb er anGerlach: »Englischer
Einfluß und Anglomanie werden sich bei uns einbürgern, ohne
für uns irgendetwasAnaloges zu gewinnen. InderstupidenBe»
wunderung des Deutschen Michels für Lords und Guineerin der
Anglomanie von Kammern, Zeitungen, Sportsmen,Landwirthen
und Gerichtspräsidenten wird britischer Einfluß den fruchtbarsten
Boden finden. IederBerliner fühlt sich jetzt schon gehoben,wenn
ein wirklicher englischer Iockey ihn anredet und ihm Gelegenheit
giebt, 1Ke(Zueen'8l2ngIi8k zu radebrechen. Wie wird Das erst wer-
den, wenn die erste Frau im Land eine Engländerin ist!") Der Kö-
nigin bricht, im Buckingham»Palast, wo sie mit Derbys Wahl»
reformundD'IsraelisKirchensteuerantraggeplagtwird, »fast das

Herz", weil sie derTaufe ihres ersten Enkels (Wilhelms, der jetzt Deutscher Kaiser ist)fern bleiben muß. »Noch nie, glaube ich, ward ich von einer Hoffnung so bitter enttäuscht. Hier war für die beiden Völker eine so gute Gelegenheit, einander näher zu kommen! Das preußische Gesetz, das so frühe Taufe der Kinder fordert, ist recht dumm." In dem Iahr, das ihr ernsteres Weh bereiten, den in Worten vergottetenAlbert rauben soll, wird Wilhelm König von Preußen.AusKönigsbergschreibtihrdieTochter:»Mitder Krone sah der König sehr schön undedelaus. Ergabmir ein entzückendes Medaillon für sein Haar und (Ihrem Ohr wirds unglaublich und albern klingen)ernannte mich zum zweitenChes desZweitenHu» sarenregimentes! Ich hielt den Einfall für einen Scherzund lachte herzlich: füreineDame ists ja so sonderbar. Aber die Königin und die Königin»Witwe haben Regimenter. Eine Prinzessin ist vor mir wohl noch nicht so geehrt worden." Earl of Clarendon, der die Britenkönigin beim Krönungfest vertritt, schwärmt von der Staatsweisheit der Kronprinzessin, die alleAufgabenpreußischer Politik, innerer und äußerer, klar vor sich sieht. »Wenn der neue König den Geist, die Urtheilskraft, den Fernblick unserer Prin» ceß Royal hätte, wäre für diesen Staat nichts zu fürchten und Preußen könnte sich schnell herrlich entwickeln." Wird es aber den ^ richtigenWeg wählen? Auch die Kronprinzessin bangt. Denn Wil» helm wird zwar, als frommer Christ, von der beschworenen Ver» fassung nicht weichen, sie aber auch nicht lieben lernen. »Er sucht nirgends Rath, hat in seiner Nähe auch keinen Menschen, der fähig und muthig genug ist, um nützlichen Rath zu geben. Die Ministersind nur Bureaugehilfen. DasVolk schmollt undmurrt; vor einer Revolution schützt aber das starke Heer und die frische Erinnerung an 1848." Darauf vertraut auch Mama Victoria. Sie will nicht, daß Deutschland, daß garPreußen sich demBritenreich entfremde: und mahnt drum den alten Palmerston, der wieder das Haupt ihrer Regirung ist, die »Times" in würdigeren Ton zu überreden. Alles Deutsche, schreibt sie,» besonders alles Preu» ßische wird von dieserZeitung angegriffen,beleidigt, in denSchmutz gezogen. Ihre giftigen Reden müssen alle Deutschen empören. Dadurch wird wesentlichen Interessen unseres Landes geschadet. Lord Palmerston liest wohl keine deutschen Zeitungen, weiß also kaum,wie weit dasUnheil schon gediehen ist. Erwird aber gewiß

der Königin zustimmen, wenn sie ausspricht, daß einzwischenEng»
land und Deutschland entstehenderNationalhaß für beide Völker
ein Unglück wäre." AufPalmerstons höflich bittendenBriefant»
wortet Herr Delane, der Herausgeber der »Times", sein Spott
fei nur gerecht gewesen: denn König Wilhelm habe am Krönungtag
vom göttlichen Recht der Monarchen gesprochen. Doch wolle er
in seiner Zeitung den Preußen für eine Weile » die grausamste aller
Strafen, guten Rath", ausschieben. Der Premierminister glaubt
nicht an nachhaltige Besserung. Die »Times",sagt er, »ist ein Han-
delsunternehmen, dessen großes Kapital gut verzinst werden soll
und das deshalb, weil der Preis des Blattes kaum die Papier»
und Druckkosten deckt, aus Inserate angewiesen ist. Die aber er-
hält, in stattlicherZahl,nur eine Zeitung, vondervielgeredetwird.
Fremde Regirungen anzugreifen,ist bequem und ärgert denBriten
nicht so leicht wie ein heftiger Angriff auf Personen seiner Hei»
.rnath. Wenn den Fremden dieser Zustand bekannt wäre, würden
sie Tadelsworte unserer Presse mit Gleichmut!) ertragen." Noch
ist die Roheit häßliche Ausnahme. Der Erbadel ist nicht mehr
allmächtig; herrscht abernoch über die Sitte. Der Geschäftsmann,
der mittags hastig sein Steak kaut und abends dieReichspolitik
beplaudert (der erste Iakob hatte solche Gespräche verboten), ahmt
in Ton und Geberde gern der nobilit^ nach und dünkt sich vor»
nehm, wenn seine Zeitung zuihmsprichtwie imOberhaus einLord
zum oder vom anderen. Er hat vielleicht den Beschlüssen der Char»
tistenkonserenz zugestimmt und ist Demokrat. In dem Baronet,
Marquis, Earl, Viscount bewundert er dennoch den Herrn und
das Vorbild. Weiß er, daß die Königin und die Minister Ihrer
Huldvollen Majestät die sanfte Behandlung eines Landes wün-
schen (dessen Krone die Princeß Royal einst tragen soll), dann
wehrt auch er sich wider unglimpflich scheltende Rede.

Umpflügung.

Hat das britische Weltreich, wie das römische einst, dreiStän»
de und ist ein Peer von England so mächtig, der Volksmasse so
lästig wie ein Senator imRom der Caesaren?Unter den Kaisern
war der Erste Stand auf den wichtigstenGebieten privilegirt.Ihm
Angehörigedurftennichtgekreuzigt,wederzuGladiatorenkämpfen
noch zu Thierhetzen in denCircus geschickt, nicht gepeitscht, gefol-

tert, zu Zwangsarbeit verurtheilt werden. Sie mußten den Kaiser,
der prmceps senstu8 war, anerkennen und konnten ihn absetzen;
waren seine Pairs (i^n^i) und durften sich nur dieser Wesens»
gleichheit nicht allzu laut rühmen. Augustus wollte auf dem schwer
zu schleifenden Wall solcher Vorrechte nur die Häupter der alten
Familien dulden, deren Ahnen schon in kurulischen Aemtern ge»
sessen hatten; doch wurden, weil die von der nobility zu stellende
Ersatzreserve sich als zu klein erwies, immer wieder neueMänner
von den Kaisern zugewählt, sogar aus dem Dritten Stand (wie
CurtiusRufus,von demTiberius sagte,er scheine nur von sich selbst
abzustammen). Von Haß oder Neid hatte derAdel noch kaum zu
leiden; wer dasAtrium mit Ahnenbildern schmücken konnte, war
höher geachtet als der vonsolchemRechtAusgeschlossene undTa»
citus nennt unter den Vorzügen der ersten tiberischen Regirung»
zeit, daß der Kaiser bei derVerleihung von Ehrenstellen den Adel
begünstigt habe. Die Senatoren waren meist reiche Leute, deren
Einkommen in die Millionen stieg und die ungemein großeGrund»
besitzstückezusammenballten.InRom hatten dieBefitzersolcher La-
tifundien nochPalästeundGärten, aufderenBodenfläche ein klei»
nesVolk hausen konnte, an den schönstenBuchten undSeenVillen,
überall großeSchaaren, die,SklavenundFreigelassene, der Haus»
macht dieWächter undDiener und, wenns nöthig wurde, dasHeer
stellten. Diese Pairie konnte mit den Kai fern als mit Gleichen ver»
kehren. DerGlanz solcher königlichen Existenz erblich erst, seit, nach
Neros Tagen, neue, aus den Provinzen heraufgekommene Män»
ner die Plätze der verarmten oder ausgestorbenenFamilien erklet»
terthattenund aus der Zinne derGesellschaft die inderEnge ange-
wöhnte Lebenssitte einbürgerten. Doch darf man nicht wähnen,
ihre Daseinsart habe der unserer Millionäre geglichen, die zwei
Automobile, ein Landhaus, drei Diener haben und dreimal im
Iahr, nach einer Fahrt im reservirten Coupe Erster Klasse, ein
paar Wochen lang in irgendeinem Luxushotel wohnen. Daneben
scheint noch die Nachblüthe senatorischer Kapitalmacht so üppig wie
neben einem Kornblümchen ein Tropengewächs. Und den Sena-
toren war die Möglichkeit des Gelderwerbes doch nicht nur durch
dieAeberhäufungmitAmtspflichten,die einen beträchtlichenTheil
ihrer Zeit forderten, sondern auch durch besondere Vorschriften
beschränkt. Sie durften nicht Zollpächter sein, kein Schiff halten,

About this Book

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.89 1914.

View full catalog record

Get this Book

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Search in this volume

Search in this text Find

tert, zu Zwangsarbeit verurtheilt werden. Sie mußten den Kaiser,
der prmceps senstu8 war, anerkennen und konnten ihn absetzen;
waren seine Pairs (i^n^i) und durften sich nur dieser Wesens»
gleichheit nicht allzu laut rühmen. Augustus wollte auf dem schwer
zu schleifenden Wall solcher Vorrechte nur die Häupter der alten
Familien dulden, deren Ahnen schon in kurulischen Aemtern ge»
sessen hatten; doch wurden, weil die von der nobility zu stellende
Ersatzreserve sich als zu klein erwies, immer wieder neueMänner
von den Kaisern zugewählt, sogar aus dem Dritten Stand (wie
CurtiusRufus,von demTiberius sagte,er scheine nur von sich selbst
abzustammen). Von Haß oder Neid hatte derAdel noch kaum zu
leiden; wer dasAtrium mit Ahnenbildern schmücken konnte, war
höher geachtet als der vonsolchemRechtAusgeschlossene undTa»
citus nennt unter den Vorzügen der ersten tiberischen Regirung»
zeit, daß der Kaiser bei derVerleihung von Ehrenstellen den Adel
begünstigt habe. Die Senatoren waren meist reiche Leute, deren
Einkommen in die Millionen stieg und die ungemein großeGrund»
besitzstückezusammenballten.InRom hatten dieBefitzersolcher La-
tifundien nochPalästeundGärten, aufderenBodenfläche ein klei»
nesVolk hausen konnte, an den schönstenBuchten undSeenVillen,
überall großeSchaaren, die,SklavenundFreigelassene, der Haus»
macht dieWächter undDiener und, wenns nöthig wurde, dasHeer
stellten. Diese Pairie konnte mit den Kai fern als mit Gleichen ver»
kehren. DerGlanz solcher königlichen Existenz erblich erst, seit, nach
Neros Tagen, neue, aus den Provinzen heraufgekommene Män»
ner die Plätze der verarmten oder ausgestorbenenFamilien erklet»
terthattenund aus der Zinne derGesellschaft die inderEnge ange-
wöhnte Lebenssitte einbürgerten. Doch darf man nicht wähnen,
ihre Daseinsart habe der unserer Millionäre geglichen, die zwei
Automobile, ein Landhaus, drei Diener haben und dreimal im
Iahr, nach einer Fahrt im reservirten Coupe Erster Klasse, ein
paar Wochen lang in irgendeinem Luxushotel wohnen. Daneben
scheint noch die Nachblüthe senatorischer Kapitalmacht so üppig wie
neben einem Kornblümchen ein Tropengewächs. Und den Sena-
toren war die Möglichkeit des Gelderwerbes doch nicht nur durch
dieAeberhäufungmitAmtspflichten,die einen beträchtlichenTheil
ihrer Zeit forderten, sondern auch durch besondere Vorschriften
beschränkt. Sie durften nicht Zollpächter sein, kein Schiff halten,

das mehr als zwölfTonnen faßte, noch sich in Geschäfte einlassen, die nach Spekulation rochen und die Kastenwürde morgen besu» dein konnten. Was blieb? Die Vergoldung des Atriumschmuckes mit der Habe einer heimgeführten Frau (für einen »breiten Pur» Vurstreifen« gabs immer eine Fülle reicher Mädchen zur Aus» Wahl) und die behutsame Umgehung der Gesetze. Das Imperium streckte sich weithin und irgendwo war stets eine gute Gelegenheit Lu einträglichem Geldgeschäft oderzurBetheiligung an einer sicher rentirenden Handelsgesellschaft; der schützende Deckname wurde von Freigelassenen oder Sklaven genommen: und derNachweis unstatthafter Geschäftsführung war dann nicht leicht. Der Haupt» jheil des Senatorenvermögens blieb aber in Grund» und Skla-venbesitz angelegt. Die Sklaven trieben für des Herrn Rechnung Gewerbe und Handwerke aller Art oder wurden anderen Unter» nehmern vermiethet. »Auch die Kapitalanlage in Grundbesitz führte zu industriellen undkaufmännischenUnternehmungen,wenn Sandsteingruben, Bergwerke, Ziegeleien, Töpfereien und andere Fabriken auf den Gütern eingerichtet werden konnten. Namentlich die Fabrikation grober Thonwaaren war ein Geschäft der großen Grundbesitzer; die Kaiser selbst und Mitglieder der kaiserlichen Familie, auch die höchsten Damen zogen große Einnahmen aus dem Betrieb von Ziegeleien. Aber auch andere Fabrikationen der verschiedenstenArt wurden auf den Gütern betrieben. Kaiser ^pertinax erweiterte als Konsular eine Filzfabrik in Ligurien, die er von seinem Vater geerbt hatte, durch den Ankauf großer Grund» stücke und durch den Bau vieler neuen Fabrikstätten. Besitzer, deren Güter an große Landstraßen stießen, errichteten dort Gastwirth» schaften und erwirkten manchmal vom Senat die Erlaubniß, auf ihren Ländereien Messen und Märkte abhalten zu lassen." Zu diesen (sichtbaren und unsichtbaren) Erwerbsquellen kamen an» öere, über die der Staat verfügte: im Heer und in der Verwal» tung, inRom und in den Provinzen standen dem Adeligen Thören offen, die auch den ärmlich begabten in gut bezahlte Aemter ein» ließen; und über die skrupellose Art, in der, besonders in Afrika, mancher Mann senatorischen Ranges sich auf solchem Posten zu bereichern verstand, hat die Geschichte aufvielenBlättern erzählt. Allmählich wurde der Kreis der Vorrechte zu weit. Großgrund-besitz und Großkapitalismus, Sklavenheere und Pfründenhäuf»

ung: solches Privilegium mußte mählich Haß säen. Und die Saat mußte um soschnelleraufgehen,jemehrNeulinge, die durch Gunst, Geschäfts» oder Ehespekulation aus die Höhe gelangt waren, die Vertreter der ehrwürdigen, vom Glanz rühmlicher Familienerinnerung umstrahlten Geschlechter ablösten und ringsum die Er» kenntniß keimte, daß dieUeberfülle des Grundbesitzes in wenigen Händen dem Römerreich eines Tages zur Gefahr werden könne. Wer diese Entwickelung dem Werden englischer Zustände ver» gleichen will, muß das Auge zuvor auf weite Reisen schicken; muß, rückwärts über die Kaiserzeit hinwegblickend, die gracchischen Kämpfe und Gesetze, den langen Hader der Popularen gegen die Optimalen betrachten und vonderdÄnstitutio^ntoninianä biszum Ausbau des konstantinischen Beamtenstaates Roms Geschichte bis in die Winkel durchforschen. Heute genügt einrascherBlick auf die Lebenshaltung des Römers, den der bis ans Schienbein mit schwarzen Riemen gebundene Schuh und der breite Purpurstreif an der Tunika als fenatorischem Rang Angehörigen erwies. Man» cher Peer von England hat sich in ähnlichem Glanz gesonnt; nicht einer hat, seit das ersteDritteldesneunzehntenIahrhundertsver» strichen ist, die Machtmöglichkeit eines Lentulus,Calpurnius Piso oder des Iulius Agricola erreicht, derBritanien und Südschott» land dem Caesar unterwarf. Der Allmacht kann nur ein von der Staatskirche oder einem, wie sie, auf übersinnlichen Vorstellungen ruhenden Gebild gestützterAdel sich nähern; nur er den Plebejern ein unbrechbares Ioch aufzwingen. Und dieser klerikal»feudale Bund ist in England schon durch den Entschluß zur Katholiken» Emanzipation gelockert worden, dem Wellington und Peel, zwei Tones, nicht ausbiegen konnten,weildieRedenO'Connellsfonst Irland in den Wirbel der Revolution gerissen und vielleicht die katholischen Kelten zumAbfall vom Reich getrieben hätten. Seit» dem war die Anglikanerkirche geschwächt; schien ihr auch kaum noch klug, gegen fegende Gewitterstürme für alle Adelsprivile» gien,wie für die Sakramente desStaatslebens,zu kämpfen. Das Gewitter kam, bald nach der Emanzipation, über den Kanal; und fand schon dumpfe Stickluft über den Inseln. Wie imPreußenWil» helms zwischen Ost und West, so hatte im England Georgs des Vierten zwischen Südost und Nordwest die Kluft sich geweitet; und wie mählich jetzt unser Osten, so war Englands Nordwesten

vom Industrialismus aus dem Schlummer gescheucht worden.
Die neue Kulturform fordert eine neue Ordnung der politischen
Machtverhältnisse. Bergwerke und Fabriken entstehen, in Schaa»
ren strömt das Landvolk den Städten zu, derAcker verödet: auch
. im Parlament, das durch seinenMinisterium genanntenAusschuß
England regirt, muß die veränderte Struktur des Landes zum
Ausdruck kommen. Daß Unterhaussitze erkauft, von dem König
oder mächtigenAdelshäuptern nach willkürlicher Laune vergeben
und alle Gesetze dem Grundbesitzerinteresse angepaßt werden, ist
nicht länger zu dulden. Der frei geborene Britensinn bäumt sich
gegen den heimlichen Zwang zu politischer Hörigkeit; will aus ver»
brämter Ohnmacht in die Rüstung des Bewußtseins zurück, daß
er an der Gestaltung seines Schicksals mitwirkt: des Bewußtseins,
ohne das kräftiges Behagen an der Heimath und echter Patrio»
tismus nicht zu dauern vermag. Chatham, Wilkes, Pitt sahenihre
Reformpläne an der Klippe der Klassenselbstsucht scheitern. Die
riomination borouZns, deren Mandat der Begünstigte als Beute
heimtrug, bliebenin^IngeschmälerterMacht; und Industriestädte,
deren Marktgewalt einerWelt gebot, Kapitalscentren wie Man»
chester, Birmingham, Leeds hatten in Westminster keinen Ver-
treter. Auf Georg folgt Wilhelm der Vierte. Dieser wohlwollend
derbe »Matrosenkönig" merkt schneller als sein weltfremderBru»
der,woherderWindweht. IulirevolutioninFrankreich. Ueberall
sproßt, in den Thälern und auf den Höhen, der wieder jung schei»
nende Gedanke der Demokratie. Für ihn fechten die Benthamisten
und dieGelehrten derWhigpartei, die das Schaudern vor einem
Bündniß mit den Radikalsten rasch verlernen. William Cobbett
hetzt und wettert wider die korrumpirende Adelsherrschaft (wie
achtzig Iahre fpäter Lloyd George). Die Französische Republik
wird als Fahnenträgerin der Menschheit umjubelt. »Seht, frei
ist Frankreich schon! Italiens Helden drohn! Deutschland wird
mit uns gehn! Polen soll auferstehn!" In den Arbeiterklubs
und in Londons Gassen weckt solcher kindlich gestümperte Text
helle Begeisterung. Tiefer wirkt das Bild der neuen Technik, der
durch dieDampfkraft aus ehrwürdiger Enge in neue Weiten vor»
wärtsgestoßenenWirthschaft.DieWahlschlachtbringtdenWhigs
den Sieg, Lord Grey wird Wellingtons Erbe und Iohn Russell
legt seine Reformbill dem Unterhaus vor. Sie wird abgelehnt.

Grey entschließt sich zur Auflösung des Parlamentes und King
William springt ineinenMiethwagen,umdieinWestminsterver-
sammelten Commons nicht auf die Verlesung des Dekretes warten
zu lassen. Das neue Unterhaus zeigt sich willig und der Wider»
stand der Lords wird durch eine unzweideutige Drohung desKö»
nigs gebrochen, der das Oberhaus wissen läßt, er müsse durch einen
Peersschub denAnsehensrest der ErstenKammer vernichten, wenn
die Gegner der Wahlreform nicht feierlich versprechen, der ent-
scheidenden Abstimmung fern zu bleiben. Am siebenten Iuni 1832
wird Greys dritter Entwurf angenommen. Die rotten borouZks, fast
sechzig veraltete Wahlflecken, werden befeitigt, den Städten ihrer
Größe und Bedeutung entsprechende Vertreterzahlen gesichert;
die Zahl der ins Wahlrecht Zugelassenen verdoppelt sich, die Mit»
telklassen, die Männer der nouvelles couckeg dürfen und können
beimReichsgeschäft mitarbeiten und dasUnterhaus, in dem drei
Viertel aller Sitze von dem König, dem Kabinet und dem Grund»
adelnach unumschränktemBelieben verschenkt worden waren,wird
einer Volksvertretung ähnlich. Seitdem sind die Whigs nichtmehr
die oranische,fürSelbstregirung eintretendeAdelspartei; siewa»
ren, bald nach der Annahme der Reformbill, genöthigt, in den
Kolonien die Sklaverei zu verbieten, der Ostindischen Compagnie
das Handelsmonopol zu nehmen und einen ersten Versuch zur
OrdnungdesjungenFabrikbetriebeszu machen.Was Hegelinder
Preußischen Staatszeitung vorausgesagt hat, ist Wirklichkeit ge-
worden : im Sommer1832 hat die Demokratie auf britischemBoden
in einer Hauptschlacht gesiegtund dieMachtdes Erbadels inihren
Grundfesten erschüttert. Der schlau genug war, sich in die Zeit zn
schicken, das Rettbare zu retten und auf helleres Wetter zu warten.
Bis in die Krimkriegstage, die ihm neuenHaß eintrugen, hat
dieser Adel sich oft des heiteren Himmels gefreut und in dem Iuden
BenjaminD'Israeli ist ihm,wie denpreußischenIunkerninSems
Sohn Friedrich Iulius Stahl, ein Retter erstanden. Zwar schrieb
Bismarck 1856:» D'Israeli-Stahl wird die Drehkrankheit der eng»
tischen Politik mit seinen Reden nicht heilen. Die Erbweisheit ist
den Leuten seit der Reformbill verloren gegangen; der rohe und
leidenschaftliche Egoismus, die Unwissenheit über kontinentale
Verhältnisse sind ihnen geblieben. Stark ist der Bulle immer noch;
aber wo er hinstößt,weiß er nichtmehr,seit derNasenringderOli»

«archie ihm abgenommen ist. Seit der Reformbill und dem Zerfall
der Parteien ist das Uhrwerk offenbar gelähmt; die Kräfte neu»
tralisiren einander im Inneren und mit der auswärtigen Politik
diefermächtigenNationschaltetPalmerston wie ein zorniger alter
Trunkenbold, der Töpfe und Tassen zerschlägt, weil er fein Geld
verspielt hat." DochdieGeschichte hat diesesVorurlheil revidirtund
aufgehoben; hat auch erwiesen, daß Greys und Russells, D'Israe»
Iis und Gladstones Wahlresormen den Nasenring derOligarchie
gelockert, aber nicht abgeschafft haben. Denn nur in das Unter»
haus sickerte, durch vorsichtig erweiterte Mauerfugen, die Volks-
stimmung; das Oberhaus, der Erbsitz desAdels, blieb,wie es ge-
Wesen war, seit die ersten königlichen Vrits die Grundherren zur
Vertretung ihrer Lehnsleute hineinriefen. Ein Senat; mit allen
guten und vielen schlechten Wesenszügen solcher in unantastbarem
Vorrecht wohnenden Körperschaft. In anderem Klima und an»
derer Zeit freilich mit geringerer Macht und unter strengerer Auf-
sicht als im imperatorischen Rom. Englands Adel hat in Iahr-
hunderten, die das Inselreich vergrößert, dem europäischen Kon-
tinent ein neues Kleid gewirkt und ganze Welten entdeckt haben,
seine Lebensweise kaum geändert. Als Poggio»Bracciolini, der
Päpstliche Sekretär und Facetienschreiber, in England gewesen
war,erzählte er:»In denStädtenzu wohnen,gilt hier als desAdels
unwürdig.DieEdelleute leben aufihrenGütern,zwischenWäldern
und Weideflächen,und meiden das Gedräng der Stadt.Dabei sind
sie der Suchtnach Gelderwerb nicht etwa fern; sie handeln mit Vieh
und Leinwand, verschmähen den aus landwirthschaftlicher Arbeit
zu ziehenden Gewinn durchaus nicht und sind geneigt, den Reich-
sten als in den höchsten Rang Gehörigen anzuerkennen." So wars
im erstenDrittel des fünfzehntenIahrhunderts; unterHeinrich dem
Fünften, der dem Haus Lancaster das Erbrecht auf den franzö»
sischenThron sicherte.Ungefähr so wars noch gestern; der Schwarm
der» Peers aus dem Hinterwald "hat unter Eduard dem Sieben-
ten kaum anders gelebt als unter Eduard dem Ersten die kleinere
Schaar der barones regni. Sie kommen nicht ganz so selten in die
Stadt, die jetzt ja mit reicherer Genußmöglichkeit lockt, sind wäh-
rend der Hochsaison in der Oper und beim Derby, in der Alham»
bra,beiHaendelkonzerten und imHydePark, manchmal sogar im
Parlament zu sehen (wo Niemand sich wundert, wenn nur ein

HalbdutzendLords,zwischen dunklen Holztäfelungen und vergol»
detem Goten hausrath, auf rothen Klubsesseln in leisem Plauder»
ton das Allwgsgeschäft erledigt): haben aber noch immer die
stärkste Wurzel ihrer Kraft in dem wunti^ seat, wo die Ahnen leb»
Zen und jeder Scholle eine Familienerinnerung anhaftet. Da nur
sind die Peers in ihrem Element; wenn sie die zurIagd, zu Golf,
Tennis und Schneesport geladenen Gäste bewirthen oderdenBe»
amtenstab zum Vortrag empfangen, wirklich die psresihrerKönige.
An Reichthum kann diese Pairie sich der römischen vergleichen.
Schon vor fünfzig Iahren wurde den Herzogen von Richmond,
Bedford, Sutherland eine Rente von vier bis sechs Millionen
nachgerechnet und erzählt, der Marquis von Bredalbane könne
auf einem schnellen Pferd in grader Linie dreiunddreißig Stunden
lang reiten, ohne die Grenze seines Besitzes zu überschreiten. Dem
Lord Northampton gehören hundertvier, dem Herzog von West»
minster hundertsechzig Hektar londonerBodens und derStrand»
bezirk soll dem Herzog vonNorfolk alljährlich mehr als eineMillion
Pfund Sterling einbringen. Das sind die Firstspitzen; doch auch
im tieferen Dachgebälk funkelts von Gold. Senatorischer Reich»
thum; nicht senatorische Ileberhebung und Abschließung von der
Volksgemeinschaft. Englands Adel hat sich, als Gesamm theit, sei-
nen sozialen Pflichten nie knausernd entzogen, sich niemals, wie die
in die Konsularlaufbahn drängende Aristokratie Roms, einAus»
beuterrecht zuerkannt und dem gewandeltenBedürfniß einerneuen
Zeit sich so schlau angepaßt, daß Guido Henckel, als Thoren seine
geschäftliche Betriebsamkeit tadelten, sich auf das englische Bei»
spiel berufen konnte. Auch Peers haben in Bürgerbetten ge-
zeugte Millionenerbinnen heimgeführt und sich ohne Gewissens»
schwinde! der fettsten Staatspfründen gefreut; doch die Mehrzahl
dankte ihre Geldmacht geschäftlicher Tüchtigkeit. Statt, wie der
sichtbarste Theil unseres Grundadels that, der Evolution, die dem
Staatsschoß neue Kräfte entbindet, zu fluchen und sie rauh als
Vorbereitungzu blutiger Revolution zu verschreien, statt überdas
rasche Wachsthum der Industrie, die Zunahme der Landflucht,
das schrille Geräusch derArbeiterbewegung zu flennen, den Segen
derZunftzeit und des Ständewesenszupreisen undaneinen aus»
sichtlosen Krieg gegen den unheimlich mobilen Kapitalismus die
Kraft zu verzetteln, haben die Peers ihre Söhne zu Großkauf»

leuten in die Lehre geschickt: und dadurch erreicht, daß die gefähr-
lich scheinende Entwickelung ihnen zinspflichtig wurde und sie fast
überall, woGeld zu verdienen war, mitsäckeln durften. Siewissen,
wie man Geschäfte konstruirt und abwickelt, und ließen sich nicht,
wie zwischen Elbe und Pregel so mancher Iunker, der seinLeben
lang nur Korn verkauft und Pferde gekauft hat, von dem Aber-
glauben umstricken, aller Handel sei pfiffig organisirter Betrug.
Wer dieVerwerthungneuerMöglichkeitenhochmüthigabwehrte,
wurde auch in England überrannt. Wo die Grundmauern der no-
dMxmorsch wurden, die Goldleisten ihrerEinlaßportale sich locker»
ten, klemmten allerlei Emporkömmlinge sich durch die Spalten.
Bald saßen auf den Plätzen der barones majores Brauer, Spinner
Kohlenhändler und Geschäftsagenten; wurde über peeraZe und
beerte, Peersrang und Biermacht, gespöttelt. Und die südafrika»
nischen Goldfunde vollendeten die Umpflügung der Oberschicht.
Nun geschah, was immer geschieht, wenn ein Recht den
Ruhm, der es schuf, überlebt und einem neuen Geschlecht drum
nicht mehr heilig ist. Die Privilegien der Kaste, deren große Leist-
ung fürs Reich allgemach aus der Erinnerung geschwunden war,
wurden lästig; im SritisK Empire wie im engeren Imperium Koma-
num. Weil derAdel diese Gefahr kennt oder ahnt, ist er fast über-
all für aktive, muthige Politik, die ihm, als Soldaten oderDiplo»
maten, die Gelegenheit zu persönlicher Auszeichnung, zum Er-
werb neuen Familienruhmes bietet. So oft die Peers dieGentry»
vertreter aus den Staatsämtern gedrängt hatten, wurde draußen
die Tatze des Britenleun fühlbar. Dem Reich hat dieser expan-
sive Drang noch höheren Gewinn eingetragen als der Kaste, die
frischen Lorber heimbringen und im Glanz neuen Verdienstes
prangen konnte. Nach solchen Aktionen schweigt der Groll. Der
Brite nennt den Neid das häßlichste aller Laster; Selbstbewußtsein
und Frohnatur erlauben ihm, ohne Scheelsucht auf den Reicheren
zu blicken. Der hats Kesser; aber ganz schlecht hats, mit auskömm-
lichem Lohn, würdiger Behandlung und manchem Holyday, auch
der einfacheMann nicht. UndRangordnungmuß schließlich sein;
wie imHaus, so im Staat. Derbraucht eine Herrenklasse. Unabhän-
gige, nichtvon des LebensNoth gebundene und gefurchte Männer,
dieeinefleckloseFamilientraditiondasBefehlenundVerwaltenin
großem Stil gelehrt hatund deren Stammbaum tiefin dieHeimath»

erde verwurzelt ist. Gelehrte undTechniker werden aufHochschu-
len, Staatsmänner und Heerführer in der von rühmlicher Erin-
nerung geweihten Stille alter Herrenhäuser erzogen. So denkt der
Bürger, der einen Adeligen im Staatsgeschäft thätigsah; ist auf
ihn so stolz wie der Leibgardist auf den Edelmann, aus dessen
Munde dasKommandoschallt.Warumnicht? Eintüchtiger Kerl;
hat schon vom Vater gehört, daß der Befehlshaber auf jedem
Posten das Beispiel strengster Selbstzucht geben muß; sich dann
in der Welt umgesehen und in seine Sache eingearbeitet; denkt
nicht an alberne Ueberhebung, die den Butler und Kutscher aus
seinem Dienst scheuchen würde; behandelt den Pferdeputzer, dessen
Arbeit befriedigt, wie einen Gentleman; und prahlt nicht mit der
Leistung seinerAhnen, die, als Krieger und Verwalter, als Wohl»
thäter, Stifter, Armenpfleger, sich um das Reich, die Lehnsleute^
BauernundHintersassenverdientgemachthaben,NochimEngland
der alternden Queen Victoria hätte ein Proudhon mit der Empfeh-
lung gleichenEigenthums keinGehör erlangt. Häuschen,Feldchen,
Gärtchen, alle von gleichem Umfang, sauber und klein, Ieder seines
Kohles Bauer: dieses Evangelium hätten Britenköpfe nicht auf-
genommen. Ihr Land wäre verhäßlicht, ihr Staatsgeschäft schlecht
besorgt worden. Dazu, lieber Herr Nachbar, sind starke Männer
nöthig, die in Freiheit erwuchsen, von kleinlichen Alltagsnöthen
nicht angekränkelt wurden und früh sich in große Verhältnisse ein»
fühlen lernten. Seitdem ist, in langer Friedenszeit (der Buren-
krieg brachte dem Adel geringen Ruhmeszuwachs), der Glaube
an den Nutzen einer Aristokratie geschrumpft. Wo find denn die
Leute, deren Namen auf den Ehrenblättern britischer Geschichte
stehen? Vornan sind, demAuge zunächst erreichbar, Müßiggän-
ger, die reiche Iudenmädchen oder Amerikanerinnen geheirathet
haben und sich ums Gemeinwesen nicht kümmern.Wasunter der
Adelsobhut aus dem Heer geworden ist, haben wir am Vaal er-
lebt. Draußen und drinnen geistlose Vetternwirthschaft; wer einem
Herzog verwandt ist,kannohnejedes Talent in hohe Staatsstellen
hinaufsteigen. Adel, Titel, Peersrang: Alles käuflich. Füllen die
Lloyd George und Burns ihre Aemter nicht besser aus als irgend-
einDuke oderMarquis, der nach denFußballstrapazen beiWhisky
und Soda überPolitik schwatzt? Langsam wandelt sich, unter der
Einwirkung sozialistischer Kritik und gesteigerten Staatsanspru»

ches,dieStimmung.VonfremdemBodenistfürsErstenichtsRech-
tes mehr zu holen. Flotte undHeer kosteten schon im Iahr 1910 fast
zwei Milliarden Mark; dazu kam eine Viertelmilliarde für die Ar»
beiterversicherung. Woher? Die Reichen sträuben sich gegen neue
Steuerlast und habenimHouse of Lords ihre Schützersippe.Fortan
wird man nicht, wie unter dem Ministerium Palmerston-Russell»
Gladstone, trotz demAufwand für die Wehrmacht die Steuern ver-
ringern. Damals lasen die Londoner auf der Brust und demRücken
gemietheter Plakatträger den Aufruf zu einer Massenpetition
gegen die freche Anmaßung der Lords, »die ohne Zustimmung
der Nation neue Steuern im Betrag einer halben Million Pfund'
ins Budget eingestellt und damit dem Volksrecht Gewalt ange»
than haben". Keine Regirung aber traute sich die Kraft zu, diese
Schanze zu stürmen. Was der große Rhetor Gladstone (der sich,
nachD'Ifraelis bösemWitz, am Wohlklang der eigenenRede be-
rauschte) nicht wagen durfte, darf der nüchterne BarristerAsquith
wagen. »Wir wollen nicht länger in einem Zustand leben, der die
Bewohner eines Landes in drei Klassen verschiedener Geltung
thei.lt und zweien, Bürgerthum und Proletariat, ein schmähliches
Joch aufzwingt; wollen aus der Oligarchie in die Demokratie."
Die Zahl der wahlfähigen Männer, die so denken, ist gewachsen;
zweimal zog 1910 eine denLords feindliche Mehrheit ins gotische
Parlamentshaus ein, dessen Antlitz sich in der Themse spiegelt.
Zum zweiten Mal imZeitraum eines Iahres fast genau die
selbe Mehrheit. Um zu ermessen,wie fremd denBriten,nochheute,
die grimmige Abneigung vom Erbadel ist, muß man sich vorstellen,
was in Preußen geschähe, wenn Wilhelms Minister, wie Georgs
drüben thaten, mit das Land durchgellender Stimme zum Kampf
wider dieKonservativenund dasHerrenhaus riefen und alleAmts-
instanzen gegen sie wirken hießen. Die Iunker, deren historische
Leistung fürdenStaat dochgewißnicht unbeträchtlicher ist alsdie
der nobilit^, könnten mit Mühe und Noth zwei Dutzend Landtags-
sitze retten. Wie hatten Asquith, Churchill und Lloyd George die
Peers gehöhnt und als Ausbeuter, Kohlköpfe, Volksfeinde de»
nunzirt l Gegen sie, denen das neue Grundsteuergesetz denBoden
unterdenFüßen wegziehensollte, blieb keinDemagogenmittelun»
versucht. Dennoch kehrten die Vertreter der Oberhausrechte, die
llnionisten, eben so stark nach Westminster zurück/.wie sie vor der

Auflösung waren, und konnten auf dieThatsache pochen, daß sie, seit um das Peersrecht gefochten ward, in einem Iahr hundertundfünf neue Mandate gewonnen hatten. Von einer zornigen Erhebung derNation gegen eine Klüngeltyrannei darf der Ernsthafte danach nicht reden. Ein Adel, den solcher Sturm nicht aus den Wurzeln derVolksgunst zu reißen vermochte,muß eine politische Klugheit bewährt haben, die fast ohne Beispiel in der Geschichte ist. Das Oberhaus hat sich seit den Tagen Simons von Montfort und des vom ersten Eduard berufenen ^oclel Parlament im Wesentlichen kaum verändert; istnoch imMerdenAdelshäuptern und den Trägern hoher Kirchenwürde weit geöffnet. Und wird von dem Volk der Händler und Industriellen, der Kontore und Fabriken dennoch,selbstwenndicRegirung dazu aufruft, nicht zurascherZer» trümmerung verurtheilt. Die Lords brauchten sich gestern nur für Homerule zu erklären: und konnten dann sogar einenTheil ihres Vetorechtes nochretten. Denn ohnedieIrenstimmenvermochteHerr Asquith nichts gegen sie; und die Iren haben an dem Tag,wo ihnen für den Bereich Erins die Selbstregirung, mit einem in Dublin tagenden Parlament, zugestanden ist, als konservative Landleute kein Interesse mehr an der Minderung der Peersmacht. Diese Gewißheit konnte einem genialen Staatsmann der Torypartei den Weg in ein sonniges Thal weisen, wo noch vorWintersende neues Heil in Duft sproßt. Solcher Staatsmann fehlt ihr längst. Untei den Iüngeren ist manches reisige Talent, doch kein Genie sichtbar. Talente freilich, die unseremAdel zu wünschen wären. Dessenbester Mann, Herr Ernst von Heydebrand, sagte vor vier Iahren (öffentlich,nicht imKämmerchen derGetreuen), die Konservative Partei müssesichaufdieLandwirthschaftbezirke,diekleinerenundmittleren Städte beschränken, weil sie bis zu der Höhe freiheitlicher Entwickelung, die in den Industriestädten gefordert werde, sich einstweilen noch nicht aufschwingen könne. Nie hätte ein Toryführer so gesprochen; nie nur daran gedacht, demGegner die Berufung auf die großen Zeichen der Zeit zu überlassen und vor der Nation zu gestehen,daß seinePartei in die neue Kulturform nicht passe und sich deshalb mit der Wahrung veraltender Machtnormen begnügen müsse. Arthur IamesBalfour, ein Cecil, hat sich in der londoner Cily, ohne zu heucheln, einen Demokraten genannt. Und wenn die Politik derTories rückständig gebliebenwäre, hätten sie sich nicht

dem Kommando eines Eisenwaarenfabrikanten ausBirmingham
gefügt und ihren Kassen nicht die Beiträge der reichsten Bankiers
gesichert. Die Zeit ist vorbei, von der Treitschke schrieb: »Unter
denTories überwog stets das Landinteresse, währenddieWhigs
das Geldinteresse der großen Städte berücksichtigen mußten."
Nnd auch seine Prophezeiung braucht drum nicht Wirklichkeit zu
werden: »Eine unhemmbare radikale Bewegung scheint zu aber»
maligerErweiterung desStimmrechts,zurVernichtung des Ober-
hauses und der Staatskirche zu führen und bei der tiefen Ohn-
macht derKrone wird sich das verloreneGleichgewicht desStaates
kaum ohne schwere sozialeKämpfe wiederherstellen.DieTage der
Aristokratie scheinen gezählt und mit ihr versinken diebeiden gro»
HenParteien, die nur auf aristokratischem Boden gedeihen konn»
ten." Vierzig Iahre waren seitdem vergangen: noch im Dezember
1910 hat die Stadt London, die Citadelle des britischen Welt«
Handels, einunddreißig Konservative ins Unterhaus geschickt.
DasWahlplakatderTorieshatteHerrnAsquith,denFührer
der Liberalen, als ein Hündchen gezeigt, das vordem Schalltrichter
des Grammophons mit gespitztem Ohr der Stimme seines Herrn,
des Irenhäuptlings Redmond, lauscht. Der war mit dem Klingel»
beute! durch die Vereinigten Staaten, durch das englische Kanada
gewandert und fand, als er zwei Millionen Mark für denWahl«
kriegsschatz seiner Partei heimbrachte, an derThemsemündung ein
amerikanisches Geschwader, dessen Riesenkähne den blindesten
Briten an den Tag mahnen mußten, der, nach der Oeffnung der
Panamastraße, den United States die Möglichkeit geben werde,
ihre Flottenmacht vor die Küsten zweier Weltmeere zu schaaren.
Nur die Sättigung Irlands, dessen Söhne in der Neuen Welt
einen wichtigen Theil der Oeffentlichen Meinung stimmen, konnte
eine haltbare Freundschaft zwischen dem Vereinigten König«
reich und den Vereinigten Staaten vorbereiten. Dem neuen Unter»
haus war also die Aufgabe gestellt: das für Rüstung und Sozial«
Politik nothwendige Geld zu gewähren und Irlands Selbstregi»
rung zu sichern. Die Absicht aufHomerule schien denTories noch
immer, wie in der Nebelzeit, da Chamberlain sich deshalb von
Gladstone trennte, Reichsverrath. Daß ihr Georg, der zweite See«
mann» König, durch einen Peersschub Schornsteinfeger ins Ober-
haus heben, neben demLord derKaminkehrer sich auf denrothen

Sessel lümmeln werde, brauchten sie nicht zu fürchten. Schlimme»
res: dieLockerung desReichsgebälkes.Der heftigsteStreitD'Ifrae-
lis gegen Gladstone hatte die Kluft zwischen den zweiHauptpar»
teien nicht so getieft wie der Endkampf umHomerule. Weil sie in
der Gewährung nur den Wunsch witterten, die Regirung der Libe-
ralen durch die irischen Stimmen über die Frist eigener Lebens»
fähigkeit hinauszu erhalten, brachen viele Konservative sogar den
Privatverkehr mit den Gegnern ab und stellten manchen Haus»
freund vor die Wahl, am Tisch der Frau Asquith oder derLady
Beresford zu sitzen. Der heimische Hader, den der Suffragettes»
graus mehrte, wurde so laut, daß die mühsam Regnenden jeden
internationalen Zwist gern vertagt hätten. Roheit von der Sorte,
an der, »in Presse, Parlament und Diplomatie", Bismarck sich
einst geärgert hatte, wurde auch in der Erörterung des Verhält»
nisses zu Deutschland selten. Auf den Panthersprung nach Agadir
folgte freilich eine in Mansion House als Nachtischswürze ser»
virte Unverschämtheit: die Rede des Schatzkanzlers und Dema»
gogen Lloyd George, die das Deutsche Reich groberUndankbar»
keit und unerträglichen Dünkels zieh. Bald danach aber drangen
aus Westminster die holdesten Klänge derHirtenschalmei in unser
Ohr. Sir Edward Grey sprach: »Deutschlands Kraft ist die beste
Bürgschaft gegen den Versuch andererLänder,ohneRechtsgrund
mit diesem starkenReichStreit zu suchen. DieOeffentlicheMein»
ung Deutsch lands kann aber nicht verkennen, daß eine Nation, die
über das größte yeer der Erde verfügt, die eine große Flotte hat
und eine nochgrößcre bauenwill,mitderFurchtfriedlicherMächte
rechnen muß, dieses Heer und diese Flotte könnten zum Angriff
benutzt werden. Deutschland, das auf seine Stärke stolz sein darf,
muß deshalb, wie mir scheint, alles ihm Mögliche tun, um den
Verdacht zu entkräften, daß es einen Angriff vorbereite. Wir ha»
ben den ernsten Wunsch, mit dem Deutschen Reich als mit einer
gleichberechtigten Macht zu verkehren; wir denken nicht daran,
ihm in denWegzu treten, aufdem es zu friedlicher Vereinbarung
über afrikanische Gebietstheile zu kommen hofft; und ich werde,
was ich irgend vermag, thun, um unserVerhältniß zudiesemReich
zu bessern." Herr Bonar Law, Balfours Nachfolger an der Un-
terhausspitze der Konservativen Partei: »Wir gönnen dem Deut»
schen Reich den Platz, den es sich auf der Erde erobert hat, und

trachten nicht,es an neuerVergrößerungzuhindern.^LordLans-
downe, Greys Vorgänger im Auswärtigen Amt, der mit Del^
<asse die Entente doräiale beschlossen hat: »Greys Rede ist eine der
bedeutsamsten, die je von der Lippe britischerMinister kamen.Ic'i
glaube, daß in Deutschland, wie in Britanien, der Wunsch nac,
freundlichem Verkehr und nach ruhiger Beantwortung der noch
schwebenden Fragen fortlebt." Viscount Morley, der Biograph
Cromwells undBurkes,Walpoles und Cobdens, als Greis noch
der kühnsteDenker des Oberhauses, rühmt den Kollegen Grey als
einen der weisesten Leiter des internationalen Britengeschäftes
und sprichtdann: »Deutschlands rascher Flottenbau erzwingt,weil
er auch uns große Ausgaben aufbürdet, unsere Wachsamkeit; dars
uns aber nicht das Gefühl herzlicher Freundschaft für ein Land
rauben, dessen Ehrgeiz nicht nur verständlich ist, sondern sogar er-
haben genannt werden kann. Ein Volk, das auf allen Gebieten
so ungemeine Fortschritte gemacht hat, muß sich Raum wünschen,
auf demderim altenHausüberschüssigeTheilgedeihenkann,ohne
sich von seinem Volksthum, von den hohen deutschen Idealen zu
lösen. Und an solchem Raum fehlt es ja unter der Sonne nicht."
Draußen war: Revolution in China, wo britisches Mißtrauen
gegenNordamerika und Iapan aufderWacht sein muß; draußen
ist: italo»türkischer Krieg, in dessen sachten Donner schon der Wol»
kenvortrupp desBalkangewitters hineindröhnt; undRußland,das
sich zu europäischerAktionnoch nichtstark genugdünkt, doch wieder
an dem Schloß seines Südmeerkäfigs zu zerren beginnt, bringt in
Ostasien und Persien durch ungestümes Handeln den auf Musul»
manenfreundschaft angewiesenen londoner Partner in arge Ver-
legenheit. Die Pflicht, in der Nordsee die stärksten Geschwader in
steter Bereitschaft zu halten, wird von England, das seine Schiffe
morgen in südlicheren Gewässernbrauchenkann,alsdrückendeLast
empfunden. Gründe genug, zu Deutschland, über Deutschland
würdigundhöflichzusprechen. Die Tonartwährt fort. Nacheinem
Weihnachtbesuch inBerlin sagt Lord Lonsdale über denDeutschen
Kaiser (der in England jetzt rüder geschimpft, noch viel schnöderer
Ränke bezichtigt wird als einst sein großer Ahn Fritz): »Aus un-
seren Gesprächen könnte ich tausend Sätze anführen, über deren
unserem England freundlichen Inhalt die Briten staunen müß»
ten.DerKaiser hat das gütigste Herz und nie habe ich aus seinem

Mund ein Wort gehört, das nicht Sympathie mit England aus«
sprach. Die Vorstellung eines Krieges, der Tausenden ihr Liebstes
rauben würde, erfüllt ihn mit tiefstem Abscheu." (Heute: ein ver»
zwergter Atilla ohne Gewissen und persönlichen Muth.) Das
deutsche Volk scheint Seiner Lordschaft zwar in »Brotneid" auf
Englands Reichthum zu neigen, die Briten aber als Vettern und
Freunde zu lieben.Der edle Schwätzer irrt. Deutschlands Bürger
darben nicht und haben keinen Grund, mitNeidlingsblicken über
den Aermel zu stieren. Aber. Freundschaftempfindung? Nein.
Niemals war Großbritanien der Freund eines fremden Volkes.
Viel zu schlau, um sich in die Uneigennützigkeit gleiten zu lassen,
ohne die ernste Freundschaft nicht denkbar ist. Und stets der ge»
schworene Feind der stärksten oder zum Machtgipfel emporstreben»
denFestlanosmacht.Von derAera der Rosenkriege bis in die Zeit
des Russenzuges auf die Pamirs: immer. Palmerston, im neun-
zehnten Iahrhundert der hitzigsteVertreter englischer Staatskunst,
hat im Unterhaus gesagt: »Daß Völker und Regirungen sich auf
die Länge von Freundschaftund ihr ähnlichen Gefühlen bestimmen
lassen, ist eine Romantikervorstellung; nur ein Träumer kann
wähnen, was im Verkehr der Einzelnen gelte, sei auch auf den Ver»
kehr der Nationen anwendbar." DerFreundschaft darf niemals,
der Nation, die ihren Kindern das Land weiten und hellen will,
muß überall, in Dunkel und Dünung, der eigene Vortheil des
WollensKompaß sein.Wir heischtenvon den Briten nichtFreund»
fchaft,boten sie ihnen auch nicht;Achtungihres,Anerkennungun<>
seres Lebensrechtes: damit ließ sich anständig auskommen. Diesen
Zustand glaubt, in beiden Ländern, Mancher gesichert, als das
DeutscheReich die (vonEngland gewollten) Folgen derBalkan»
kriege auf sich genommen hat. Die mäßigende Vernunft und wohl«
wollende Red lichkeit des Ministers Grey wird uns lautgepriesen;
seine Kirness Franzosen und Russen als vorleuchtendes Muster
gezeigt. Fürst Bülow schreibt (in einen Aufsatz über »Deutsche
Politik"): »Es wäre thöricht,die englische Politik mit dem zuTod
gehetztenWortvom,perfidenAlbion'abthunzüwollen.InWahr«
heit ist diese angebliche Perfidie nur ein gesunder und berechtigter
nationaler Egoismus, an dem sich andere Völker, eben so wie an
anderen großen Eigenschaften des englischenVolkes,ein Beispiel
nehmen können." Fürst Lichnowsky kündet, unter jedem Mond>

mindestens einmal, aus dem lange kahlen Stamm des anglo»
deutschen Verhältnisses sei, unter des weisesten Gärtners treuer
Hut, nun lenzlicheFreundschaft erblüht. BeiHammel undLachs,
grünem Spargel und Pudding wird sie hundertmal, in Schlössern,
Rathhäusern, Gildensälen, gefeiert. Lebt endlich also; trotz Pal»
merstons Prophetie. Wer zweifelt: ein Tropf oder Gewohnheit»
Nörgler. Der Hochadelsklüngel, heißts, war uns feind; mit dem
liberalen England, dem bürgerlichen, kamen wir rasch in Ordnung.
Soll und Haben.
Die Zuversicht auf solche Ordnung, solche Freundschaft er-
klimmt den höchsten Gipfel, als wieder ein Britengeschwader in
der Kieler Bucht ankert. (Dem Marineminister Churchill, der sich
inFlaggengala zeigen wollte,ist höflich abgewinkt worden.)Noch
sind nicht fünf Monate seitdem verstrichen: und wer damals Ge-
drucktes jetzt liest, glaubt sein Hirn vom Brodem der Hexenküche
umdampft.DieWurzel des Irrthums streckt sichbis in dieWahn-
Aorstellung politisch erfahrungloserKöpfe, durch Reden, durch den
Austausch artiger Worte sei das innere Verhältniß zweier Reiche,
.auch nur der hörbare Ausdruck ihrer Machtrelation zu ändern.
Die Mehrheit der Deutschen hofft, England von ihrem guten Wil-
len zu einträchtigem Handeln überzeugt zu haben. DennBritania
Zächelt ihnen wieder. Warum? Weil der vom siebenten Eduard
listig erstrebteZustand Wirklichkeitgeworden,Deutschland so dicht
Don Feindschaft umlauert ist, daß es vergebens nach dem Bünd»
niß mit einer Seemacht auslugen und im Fall eines Krieges ge-
gen England auch auf dem Festland mit harter Kriegsarbeit, wi»
der zweiFronten, bebürdet sein würde. Deshalb das Lächeln und
dieGrimasse derFreundschaft.Die sah,nach derVernichtung der
Armada, auchSpanien; sah einstHolland, als die englischeFlotten»
Niederlage bei Foreland und der schwarze Iunitag verschmerzt
war, andern dasAdmiralsschiffMichelsdeRuyter in die Themse
einlief und bis an das Marinearsenal von Chatham vordrang.
DieKronedieserGrafschaftbelohnteden Erneuererbritischer See-
macht, den älteren Pitt, der, um das gegen Frankreich gezückte
Schwert nicht rosten zu lassen, dem Preußenkönig Friedrich im
Siebenjährigen Krieg mit Geld aus der Klemme half und früh
dasSchlüsselwortderInselpolitikaussprach:»Lcbensgefahrdroht

uns erst, wenn Frankreich sich in den Rang einer Seegroßmacht
gehoben hat und mit weiten Siedlergebieten den Löwentheil
des Welthandels an sich zu reißen vermag." Das Wort begräbt
den unter Elisabeth von Cecil, dem Lord Burleigh, verkündeten
Grundsatz, nur Englands Parlament könne die Lebenskraft Eng-
lands zermorschen, und überdauert, ungewandelt, die Iahrhun-
derte. Als Cavour die Wünsche Victor Emanuels dem dritten Na-
poleon vorgetragen und das franko»italifcheBündniß ermöglicht
hat, schreibt, von der selben Sorge wie hundert Iahre zuvorPitt
aufgerüttelt,Königin Victoria anden EarlofDerby: »Frankreichs
ungewöhnliche Marinerüstung zwingt uns zu äußerster Anstren-
gung aller Kräfte. Wenn wir auf den Weltmeeren nicht übermäch-
tig sind, ist die Ehre, die Zukunft unseres Reiches verloren; ists
schon, sobald Frankreich einen Bundesgenossen findet, der einer
Kriegsflotte gebietet." Einmal noch, während des Burenkrieges,
pocht diefeAngst ans Schleußenthor vonDover.Dann wendet sie
sich von dem nach Marokko und in den Freundschaftvertrag vom
April 1904 gelotsten Frankreich ostwärts. Von dem Preußen, so»
gar von dem jungen Deutschland Wilhelms des Ersten hatte
Britanien niemals Schlimmes zu fürchten. Denen konnte es auch
mit Waffengewalt kaum mehr schaden als in den Tagen des
Kampfes um Schleswig»Holstein, da Victoriens Gesandter auf
eine halb nur verhüllte Drohung aus Bismarcks Mund die Ant-
wort hörte: »Ich wüßte nicht, was Sie, außer einem Bombarde-
ment vonPillau oderStolpmünde,unsanthunkönnten."Anders
wurden, auf beiden Seiten, die Möglichkeiten, seit das deutsche
Marinegesetz von Bundesrath und Reichstag angenommen, die
Kriegsflotte gebaut worden war. Sechzehn Iahre hatte England
gebraucht, um sich damit abzufinden, dagegen zu versichern. Ietzt
war es ruhiger: und durfte lächeln. Mit ihm Rußland, Frank-
reich, Iapan; mit uns nur Oesterreich»Ungarn, das, zum Schutz
gegen West und Südost, seine Wehrkraft zersplittern muß, und
vielleicht noch die schwache Türkei, doch weder Italien noch Ru-
mänien. Das Wagniß solchen Krieges traut selbst unser Feind
Nicolson netten Berlinern nicht zu. Und genügt zur Wahrung,
des britischen Machtbereiches freundliche Rede: »^11 rki^t!»

Der Nationalhaß, den Vickys und Eduards Mutter, als das
Anheil derzwei stärkstenGermanenstämme, gefürchtet hat, ist, sechs
Wochen nach der letzten Freundschaftbetheuerung, am fünften
Augustmorgen sichtbar, hörbar, ruchbar geworden. EinHaß,dessen
unbesonnene Wildheit an denUrstand,dieHöhlentage desMen»
schengeschlechtes erinnert. Wer vor Briten Deutschlands Volk,
Kaiser, Heer, Rechtsbrauch, Handelssitte schmäht, wird bejubelt;
um so lauter, je dümmer, je roher sein Schimpf war. Auch auf un»
serer Erde ist Millionen das härteste Wort wider England noch
nicht hart genug. Franzosen, Russen, Belgiern sogar möchten sie
sich versöhnen,wenn damitEnglandsOhnmachtzu erkaufenwäre.
Durch alle Schichten, bis in die oberste, die gestern noch englische
Lebensführung, Redeweise, Kleidung nachäffte, hat dieser Haß
sich gewühlt.Undgeschäftig beutet ihnBeifallsgieraus. Euch,Bri»
ten, ist derDeutsche ein Barbar, Hunne, ein in hündischen Gehor»
sam gedrillter Knecht ohne irgendein Merkmal der Abstammung
von demVolk, dessenWesen Coleridge und CarlyleEuch inLeucht»
farbe malten.Deutschejauchzen,wennEnglandihnen als dieHei»
math eines feigen, inWohlleben und Heuchelei verkommenen,vom
Koth widrigsterSchachermachei und ruchloserLüge bespritztenVol»
kesgeschildertundeingeschärftwird,schondiesesVolkesNamennie
anders als mitEkel undAbscheuzu nennen. Ihr wißts; kennt, wie
die »Times" vom siebenzehnten Oktober lehrten, die deutsche, be«
sonders die berliner Stimmung, sogar die Hohnsänge aus neuen
Possen genau (und glaubt drum auch nicht, daß die Reichshaupt-
stadt verarmt, inNahrungnoth, ohne Kaufkraft, vonMassenelend
durchheult sei). Weil Ihrs wißt, müht Ihr Euch, durch unbefan»
genes Urtheil manchmal denSchein höherer Kultur, festerenWil»
lens zu gerechter Werthung zu wahren. Dann wird die Stärke,
Kühnheit, Organisatorenleistung Deutschlands gerühmt; wird es
dem Epameinondas verglichen, dessen gerader Muth und schiefe
SchlachtordnungzwardieSpartanerbesiegte,dessenUnterfangen,
auch auf der See, auch über Athen die Herrschaft zu erlangen,
schnell aber, ohne Gewinn für sein Theben, scheitern mußte. Doch
nicht lange erlaubt Ihr kühler Vernunft, zu sprechen. In wüster
Raserei überrennt sie der Haß. Geiler als ein Verliebter nach der
Umarmung lechzt er nach Mord. Möchte, bis ers mit der Waffe

kann, mit derZunge,demGalläpfelsaft und Druckpapier töten, Haß
kannFeuersbrunst undEisgurtsein,in reinemHerzen ein anHei»
ligkeit grenzendes Gefühl. Stets aber nur zerstören; niemals Le-
bendiges zeugen. Fremde Völker zu lieben, zu hassen: vorsolchem
Uebermuth hat oft Bismarck, hat nach ihm der minder nüchterne
Nietzsche die Landsleute gewarnt. Den Feind zu schwächen, ihn,
wenns sein muß und sein kann, zu vernichten, ist Pflicht. Ihn in
Haß zu baden, ist Eintagsvergnügen, unter dessen Kostenjoch der
Enkel noch ächzt.Mit dem unausrodbaren Volk müsset Ihr, Deut»
sche undBriten, weiterleben. Und des längsten, grausamsten Krie»
ges Ziel ist würdiger Friede; sonst wäre er Fleischerknechtswerk.
Die ersteVerfassungurkunde, die ^IaZna LKsrta derAngelsach»
sen wird im nächstenSommerstebenhundertIahre alt. Lange vor
Luther hatWiclif,derPfarrer vonLutterworth,dieVerderbnißund
den Bettel, den Coelibat und die Beichtigergewalt derPriester, die
Allmacht desPapstes undRoms widerchristlicheSitten bekämpft,
der Bibel ein neues Sprachkleid gedichtet und die Wiederherstell-
ung der reinen Lehre des Christus erstrebt. Vor Goethe warShake»
speare. Vor Kant waren Locke undHume. Im siebenzehnten Iahr»
hundertwirdEnglandWeltmacht;recktseinSzepterüberOstindien,
den Norden Amerikas, den Süden Afrikas. Wer ihm im Weg
stand, wird niedergeworfen: Spanien,Holland, dasFrankreich der
Bourbons.Mit jedemPfund wird gewuchert; jedeGelegenheit, im
Siebenjährigen, im Spanischen Erbfolgekrieg, überall, immer,
fchlau ausgemünzt. Noch einmal schrumpft, wie nach Elisabeths
Zeit, das Kolonialreich. Nordamerika ist nicht zu halten. Rasch
aber fügtsich neuer an altenBesitz.Ost» und Westindien, Kanada,
Ceylon, Afrikas Südkapland, Gibraltar: damit läßt sich hausen.
Bonaparte, die Lebensgefahr, der Erzfeind, wird überwunden.
Nun ist auf dem Erdrund kein Gegner mehr zu fürchten. Hundert
Iahre lang. Australien und das Südafrika der holländischen Bau»
ern wird dem Imperium der Briten unterthan; das lüstern auch
längst nach Egypten blickt. D'Ifraeli,Chamberlain,Rhodes, Kit»
chener vollenden das Werk derAhnen.Den Suezkanal, Egypten,
den Sudan, Cypern, Malta errafft die Tatze des Löwen.An den
Küsten des Atlantischen und des Indischen Ozeans flattert der
Union Jack; beherrscht das Mittelmeer, den Nil, Ganges, In»
dus. Aufstandsversuche, der Hindu, der Buren, werden bezwun»

gen; erstarkende Völker, Iapaner, Slawen, aus Groll inFreund»
schaft geködert. Und diese alte Rechtsburg, Lichtbringerin, Welt-
macht soll dem Emporkömmling weichen? Deren Wille ehrwürdige
Reiche versiechen hieß, soll vor einem Gebild zittern lernen,das ent-
stand, als Victoria schon dreiunddreißig Iahre aus dem Inselthron
saß? Lieber,pfauchetIhr, denBund mit demTeusel. Lieber, so lange
sie wirkt,die unbequme und theurePolitik der Einkesselung,dieKing
Edward wollte und mit demOpfer wichtiger Reichsgrundsätze er-
kaufte.Wennmans so hört,mags leidlich scheinen.Wäre aber Wic-
lifsReformerversuch,überAeußerliches hinaus,zu unverjährba»
rer Wirkung in die Tiefe gelangt, wenn ihn nicht Luthers Seele auf-
genommen, im heißenSchoßpersönlichenGlaubensgetragen und
als ein Neues wiedergeboren hätte? Ueberragt Kant nicht, als
ein Weltereigniß, Eure Locke und Hume?Und was habt Ihr für
Shakespeare gethan?Gewiß bleibt,in alle Ewigkeit, Deutschland
ihm zu Dank verpflichtet. Er hat es die feine Mächlerei lateinischer
Dramatik richtig wägen gelehrt; hat im Hirn deutscher Dichter,
Goethes und Schillers, Kleists und Hebbels, die kräftigste Brut
gezeugt. Doch in Deutschland,fürDeutschland, hat er auch Höheres
gewirkt als jemals bei Euch. Ihr erfandet den Bacon»Schwatz:
denVernünftlerwahn,nur einGelehrter,prächtigBetitelterkönne
dieser Wunderwelt Schöpfer gewesen sein. In die Wesenheit des
Einzigen vermochtetIhr nie wiederEuch einzufühlen: eifertet aber,
sein Werk in glitzerndes Prunkgewand einzuschnüren. Deutsch»
landsstärksteGeisterhabenumihn,wieMythenritterum dieedelste
Jungfrau, geworben. DeutschlandsBühnenkunst hat seinenKin»
dern das Kleid zu weben getrachtet, das dem optischen Gesetz un»
serer Schauspielhäuser genügt. Von Deutschlands Bühnen wirkt
tönendseine trunkene Phantasieund seinmajestätischer Menschen»
verstand. Und hättet Ihr ohne Fritzens Hilfe das Frankreich des
Sonnenkönigs, ohne Blüchers, Scharnhorsts, Gneisenaus das
Bonapartes zerüttert? Die Große Charte gehört Euch ganz; und
wenn auch mancher Fetzen davon abgerissen ward, seit Eure Ahnen
sievomKönigIohannertrotzten:dieFreiheit,diesieverbürgt,ließet
Ihr niemals drosseln, Ietzt noch, mitten im Krieg, darf Ieder in
demRiesenrund der Alberthalle dieMinister Georgs verdammen;
dürfteIeder schreiben und drucken, daß ihm Deutschlands Sache
auf festerem Rechtsgrund als Englands zu ruhen scheine. Der

schroffsteTadel noch ist erlaubt. Aus solcher Duldung sprichtmehr
männliches Kraftbewußtsein als aus dem Zwang, der in einer
ZeitgewichtigsterEntschlüssenur dieWahlläßt,zuschweigen oder
das von der Regirung angestimmte Lied nachzuplärren. Innere
Freiheit ist Euer schönster Besitz. Dessen rühme sich Euer Stolz.
Thut er, als sei Deutschland vorgestern, etwa von Britaniens
Gnade, geworden, dann sinkt er in die Spiegelpfütze der Eitelkeit.
Deutschland war vor der Gründung des neuen Reiches; und
würde noch sein, wenn dieses Reich zerbröckelt wäre. VieleStaats»
formen hat es, von den Karlingen bis zu den Stausern, überlebt.
Ihr brauchet die feinen und groben Bindemittel, die ein lücken»
loses Gefüge sichern; brauchet Norm, Schema, Typus, Ceremo»
male, Perücke. Die deutsche Sprache hat kaum Eigenworte für sol»
chen Trödel. Ihr hoffet, Deutschland zu knebeln, zu entkräften, wie
ein wildes Thier zu bändigen? Dann narrt Euch eines boshaften
KindesTraum. SechsundsechzigMillionenMenschen.EinLand,
das derRhein, die Elbe, die Oder durchfließt; das an Kohle reichste
auf der Halbinsel, die wir Europa nennen; mit kräftiger, klug be-
triebener Landwirthschaft, ungeheurer Industriefähigkeit und
wachsamem Handel. Daß dieses Land Euch ärgert, muß der Ge»
rechte begreifen. Eine vornehme, in uraltem Wohlstand verfettete
Firma, die nur ihr behaglicheGeschäfte macht und von der Kund-
schaft Anpassung an den Hausbrauch verlangt. Kurze Arbeitzeit.
Iedes Wochenende ganz frei. Obendrein mancherFeiertag. An»
geln, rudern, segeln, vor und auf dem Flußhäuschen sich lüften,
Golf, Cricket, Fußball, Tennis spielen, jagen, reiten, Rennen und
anderenWettkampf sehen: bleibt fürsolches Genießen nicht Muße,
dann ist das Leben nur Schinderei. Da bietet eine neue Firma sich
an. Deren Inhaber sind noch arm, müssen Ruf und Geld erst er»
werben und (das Seltsamste) lieben die Arbeit nicht nur als das
Mittel zur Einkunfthäufung. Ihr Kontor und Waarenhaus ist
von der Frühe bis in die Nacht offen. Sie miethen junge, emsige
Leute. Liefern eben so Gutes billiger als die ins Besitzrecht Ge»
borenen. Feiertage? Nur, wenn nicht Verlust daran hängt. Ieder
Kundenwunsch wird erlauscht,jeder nichtschrullige erfüllt.Reisende
Kirschen durch alle Kontinente. Wird neues Bedürfniß, neue Ab»
satzmöglichkeit erwittert, dann ruft der Händler den Hersteller zu
Rath. Ists nicht hübscher, paßlicher, haltbarer, wohlfeiler zufabri»

ziren? Die Höhe der Versandkosten nicht irgendwo durch Erspar»
niß zu mindern? Hinten besinnt ein Heer wissenschaftlich geschul-
ter Techniker und Chemiker die Vorarbeit.Vorn klappert Reklame;
funkelt Ausstatterkunst. Die Alten schüttelt ohnmächtige Wuth.
Zuerst versuchen sie, das lästige Unternehmen als Schwindler-
geschäft, seineWaare alsRamschkram zu verschreien. Nützt nicht.
Das Haus erweist sich als »reell und solid". Das Rinnsal der
Kauflustigen schwillt zum Strom. Haben behende Iuden sich einge-
nistet? Nein: Arier sinds; blondstämmige Deutsche. Hol' sie.. .Der
Eingesessene muß weichen oderstch in neue Geschäftssitte schicken.
Vor dieserWahl braust seinUnmuth auf.Wie des gemächlich durch
den altmodisch engen LadenSchlendernden, dem einWaarenhaus
sich vor den Geldsack hinprotzt. Doch der Wahl ist nicht auszubie»
gen. Wie würde der Händler beurtheilt, der in dem neuen Haus
Brand stiftet,durchWassersfluth,Kothberge,PostenkettendenZu»
gang hemmt? EinWicht.EinVerbrecher.StaunetIhr,Briten,noch
vor dem Haß, der über denKanal nach Eurer Gurgel langt?Ihr
saßet im Vorrecht. Ihrkonntet Euch aus nobler Trägheit aufraffen
und Besseres leisten, Gefälligeres liefern als der Eindringling.
OderChamberlains füßen,bitteren Trank schlürfen; aufdenFrei»
handelund diebilligeMassennahrung verzichten,denKolonienBe-
zugsvortheile gewähren, die drei Inseln mit den weiten Siedler»
gebietenin einWirthschaftreich zwingen. Das hätte denAustausch
der Rohstoffe und lohnenden Warenabsatz gesichert; wäre von
der Produktion und dem Handel fremder Mächte unabhängig ge-
wesen. DerMann auf der Straße, in derFabrik, im Schacht wollte
davon nichts hören. Und einen Kampf gegen den Aberglauben
der Menge wagt der Bequeme nicht. Anderer dünkt ihn weniger
gefährlich. Wenn der Konkurrent Gaskohle, Petroleum, Kupfer,
Salpeter, Baumwolle, Gold, Schmieröl höchstens auf Umwegen
noch, zu kaum erschwinglichem Preis, einkaufen kann, stockt ein
Haupttheil seinesGewerbes. Und derWaare, die er auch in solchem
Drang anbieten könnte, werden durch Dreadnoughts, Seeminen,
Torpedo» und Unterseeboote die Märkte gesperrt. Das ist nicht
.Krämerthum": ist Wegelagerunfug. Der foll Deutschland ver»
Nichten? In grausem Verein mitHungersnothund Seuche? Iäh-
zorn selbst entschuldigt nicht von dem Frevel so thörichten Planens.
Vermag es gekränkte Eitelkeit ? Ihr schworet, wie aufs Evan»

gelium, auf die Gewißheit, daß Großindustrie und Großhandel
mit Äckerbau, der eine rasch wachsende Nation nährt, unverein»
bar sei. Als der Kornzoll gefallen war, wurde Euer Land Wiese,
Park, Sportplatz, Blumen» und Gemüsegarten, Parzelle. Das
mußte sein; wenn England die Hütte und Zeche, das Maaren!a»
ger und Clearinghouse der Welt werden wollte. Läppisch, zu wäh»
nen, was ein Brite nicht könne, werde ein Fremder leisten. Nun
stand er leibhaftig vor Euch. Einer, der Korn und Rüben baut,
Vieh und Pferde züchtet, von Iahr zu Iahr die Landwirthschaft
steigert und im Innersten bessert: und auf dessen Erdedoch Schlote
rauchen, Spindeln surren, Kohle, Eisen, Stahl, Farbstoff, Aus»
fuhrgut aller Arten sich thürmt. Diese Erde kennet Ihr nicht; we»
der ihre Geschichte noch die Menschheit, die sich auf ihr tummelt.
Was denn, Kultivirte, von Deutschland? Das »Sehenswür»
dige", von BaedekerAusgestirnte. Hunderttausend sprechen hier
Eure Sprache wie ihre. Haben sich in London, Manchester, Liver»
pool, Birmingham, in viel kleineren Städten umgethan. Tau»
senden sind Eure Philosophen, Dichter, Naturforscher, Ma»
ler, Erzähler, Publizisten Freunde, Eure Museen und Biblis»
theken Heimstätten geworden. Ihr? Schrittet aus einer Schloß»
ruine in eine Kirche; vom Lunchroom ins Gruftgewölb. Unsere
Dichtung ist Euch so fremd wie unsere Maschinen; GoethesLyrik
so fern wie der Generalstab der Elberfelder Farbwerke. Hinter
deutschem Werk vermuthet Ihr stets einen Teufelskniff, der ver»
hcimlicht wird, doch ans Licht kommen und erweisen muß, daß der
ganze Kram aus Lug und Trug entstand. Wie wäre fonst solche
Vielheit lebendiger Kräfte sichtbar? Körnerbau, Großindustrie,
Händlerflinkheit, gar Wehrdienst und Kriegskunst? Das dritte
Aergerniß. »Iedes Stehende Heer gefährdet die Freiheit des
Volkes": nichtnur dieChartisten sprachen so;ihrer vermählte sich
die Ueberzeugung der steifsten Lords. Wer völlig verbürgerlicht
(civilisirt)ist,kannnichtRekrut,nichtdasRädchenineinerSchlachl-
maschine werden; der Fabrikherr, Agent, Ingenieur, Kaufmann
nicht Krieger fein. Knechtet ein Volk sich in allgemeine Wehrpflicht,
reihen seine Männer sich zum tapferen, tollkühn vorwärts stürmen»
den, vor dem grausamsten Handwerk nicht zagen Heer, dann ist
dieses Volk eben nicht civilisirt. Und wer es in den Staub schleu»
dern will, ficht den Kulturkampf widerBarbarei. (Läßt ihn lieber
von Söldnern fechten.) Die Losung, der Feldruf von heute.

Er darf unsEckenntniß und Gewissen nicht verwirren. Eine
Schaar freier Geister empfindet den plumpen Schimpf, der Eng-
lands unverlierbare Gabe an die Menschheit vergißt, wie eigene
Schmach. Feig seid Ihr nicht. Weder vor thronenderMachtnoch
auf dem Schlachtgefild. Deutsche Offiziere bekunden, daß Eure
Soldaten muthig und zäh kämpfen; mit zwei, drei Wunden noch
nicht aus der Schützenlinie taumeln. Söhne des Hochadels füh-
ren die Söldnertruppe und fallen mit ihr. Und den Franzosen,
deren Gluth oft allzu schnell verprasselt, ist diese Kameradschaft,
diesesVorbildkaltsinnigerAusdauer gewiß nützlich; wenn sie sich
nicht vorFrenchsLeutenschämten, hätten sievielleichtnichtso lange
dem furchtbaren Feuer der deutschen Schlünde getrotzt. Sanfter
als unsere ist Eure Mannschaft nicht. Das Geflenn über »deut»
scheGräuel" einRückfall indieGewohnheit, den Augenblicksfeind
schmählicher strocities anzuklagen. Wisset Ihr, was unseren Krie»
gern inBelgien geschah? Verwundeten, wehrlosen wurden dieAu»
gen ausgestochen, die Ohren abgeschnitten. NichtDreien: Dutzen-
den. Eine Bauersfrau bietet im Eimer Milch an, wird vonMiß»
trauischen aufgefordert, den ersten Becher zu leeren, und muß be»
kennen,daß ihrMann denTrank vergiftet habe. EinOffizier wird
ins Ehegemach einquartirt, von höflichem Eifer in Sicherheit ge»
lullt und nachts dann von der bewaffneten Wirthsfamilie über-
fallen; er ist wach, schießt dieAngreifer nieder und findet im Keller
sechsLeichen, sechsKameraden, die derSchlafsucht nicht widerstan-
den, imBett demMordstahl denLeibgeblößt hatten. EinemGene»
ral, derBrunnenwasser erbat, wird vergifteterKaffee aufscharwen-
zelt. Genug. EureGentlemenwärenBerserkergeworden.Und dür-
fen sich brüsten,wenn sie sofromm imKriegsrechtblieben wiedeut»
scheMänner. Die hatten nicht gehofft, in Wiechlingen so tüchtige,
strammeFeinde zu finden; und bergen ihre Freude nicht. Barba-
ren? ImIuli saßen sie noch im Hörsaal oder Laboratorium, arbeite»
tenimHauseinerStaatsbehörde,Gemeinde,Bank,Industrie-oder
Handelsgesellschaft. Wären sie rüde Burschen, dann müßte das
VeutscheVolk aus schlechteremStoff als das englische sein. Glaubt
Ihrs? Wann hat, im neunzehnten Iahrhundert, wo denn Eure
Nationalleistung unsere übertroffen? Sicher nicht in den Hainen
der Kunst. UnsererDichtung, Musik, Malerei,Skulptur darfEure
sich nicht vergleichen.Der graue Stamm strenger Wissenschaft sog
aus Deutschlands Boden reichere Keimkraft als aus den Bezir»

ken des Inselkönigs. Unsere Universitäten und Technischen Hoch»
schulen geben gründlichere Lehre ins Leben mit? sie sind vielfach
der Technikerpraxis und Industrie verbündet und tauschen für
Theorie Erfahrung ein. Eisenbahnen und Dampfschiffe sind zu-
verlässiger und behaglicher eingerichtet;Kähne,wie EureRheder
sie im Kanalverkehr aufbrauchen, findet Ihr nicht in deutschen
Nordseehäfen. Insulaner, Meerbeherrscher: und lassetEuch von
den Hamburgern überflügeln! Ein Brückenbauer, Wassertech»
niker, Chemiker kann in England längst nicht mehr so viel lernen
wie in Deutschland. Daß dessen Fabrikation und Handel vornan
sind, bestyhnet Ihr selbst. Ohne das fein verästelte Kreditsystem
unsererBanken wardieserVorsprung,wardieBlüthederReichs»
wirthschaft nicht möglich. Ihr wehrtet es, als »einBischen zu kon«
tinental", ab; und habt nicht eine einzige Industriebank. Kein Luft»
schiff eigener Konstruktion. Keinen Mörser, der gegenKrupps den
Kampf wagen dürfte. Schwächere Panzerung und Bordgeschütze.
Unsere geschwinden Kreuzer und Unterseeboote ritzen die Haut
des Seemannsdünkels wund. Wir haben die Hingebung jedes
Einzelnen an das Ganze, die straffe Organisation ermöglicht und
dicPersönlichkeit doch nicht köpft. Wo ist Eure Saekularleistung,
die aller Nachbarn überstrahlt? Wir möchten gerecht sein; wir
müssen. Zweierlei könnt Ihr heute noch wie, seit das Römer»
imperium zerschellt ist, kein anderes Volk: regiren und genießen.
EinIahrhundcrt lang habtIhr alle Herrnwonnen genossen.
In denHimalayaschluchten und imEngadin,inEgypten undIa»
pcin, inAndalusien und aufNorwegensGletschern.WoErdeund
Meer in Schönheit prangt und kein Mißrüchlein an Menschen»
qualmahnt.NirgendsernsteGefährdungdesnationalenLebens.
Ucberall die Gelegenheit, zu säckeln, zu schwelgen, zu gebieten,
Gottes inAlbions demüthiges Ebenbild umzuwandeln. Water»
loo und Antwerpen: zwei vlamische Ortsnamen umgrenzen Euer
Eden. Zu Haus regirte oft einKlüngel, manchmal ein aus Split»
tcrn beider Parteien zusammengekitteter, dessen Macht kaum die
Einpeitscher und Hofpfründner ahnten. Während dieser Zeit hat
Deutschland gekämpftund gearbeitet. Seine Einheiterstrittenund
sich fürallePflichtenkreisederGroßmachtvorgebildet.Still, fleißig,
inArmuth. Regirenund genießen ? Goethes Teufel rieb die Hände,
als er in eines Kaisers Kopf sozwieträchtigen Entschluß fand.Wer
regiren will, darf nicht von Rente zehren; wer im Rentnerleben

Seligkeit empfindet,taugt nicht zum Schicksalsgestalter.Blicket in
Eure Geschichte zurück. Warum unterlag der Sachse nicht völlig
dem Drang derNormannen? Weil erArbeiter und Krieger war;
den Schweiß der Pflichterfüllung nicht scheuteund dennoch, wenn
Noth rief, den Bogen zu spannen, mit der Streitaxt dreinzu»
schlagen wußte.VerzärteltemochtenüberihndieNäschen rümpfen.
Alltagsplage und Waffenübung eroberten ihm, was ihm gewei-
gert werden sollte. Ein Iahrhundert genüßlichen Regirens: der
Klöppel der Weltuhr schwingt zum Mitternachtruf aus.
Ererbte Erdenmacht ist, wie ererbter Kunsthort, nicht durch
Geldaufwand zu wahren; von jedem auf der Heimathscholle er»
Wachsenen Geschlecht heischt sie die Hingabe der Seelenkraft
und, unter düsterem Himmel, des Herzblutes. Eure Presse prahlt:
»Noch spüren wir wenig vom Krieg. Unser Ueberseehandel war
im schlimmsten Monat nur um dreißig Prozent geschmälert und
den Deutschen verriegelt unsere Flotte den Ozean." Mag sein;
wir wollen nicht mäkeln. Der Zeitungtext ist so fett wie in Frie»
denstagen mit bezahlten Anzeigen gespickt. Erzählt ausführlich
von neuer Damenmode, Theater, Konzert, Sport; reiht große
Summen, die Privatreichthum den über den Kanal entschlüpften
Belgiern gespendethat;undscheint in manchem Letternwinkel mit
dem Krieg nur zu tändeln. Seid Ihr darauf stolz? Scham wäre
nützlicher. Wer solchen Erlebnisses Sinn nicht in frommem Schau»
derfühlt,wird nie wiederHerrseinesSchicksals.IhrhabtdenWil»
len, dieFähigkeitzumLeiden verlernt. Seid nicht feig, aber bequem,
Erben,nicht Ahnen.Nur dreißigProzentVerlust! Um, mindestens,
den selben Hundertstheil wird,ehe einLustrum verstrichen ist, der
Erlrag des deutschenAntwerpen den aller anderenWelthandels»
Häfen übersteigen.DasiedeltHanseatengeist,dernie anderScholle
klebte, sich an. Da schafft er die Börse, die uns London ersetzt. Da
wird abgerechnet, ausgeglichen, versichert, für Rohstoffe vorge»
sorgt,O b wir weiter kommen und wo wir bleiben?DerWinter kanns
lehren. Wer weiß, ob Frankreichs Regirung und letzte Armee nach
der Niederlage nicht aufEure Inseln flöhe, um sich in Freiheit zu
halten und zur Abwehr deutschen Einfalles mitzuwirken? An der
Küste vonDover Laufgräben mitFlatterminen und Stacheldraht,
dahinter starke Geschütze und alle noch aufrechten Truppen: die
Generale Ioffre und Kitchener dürften neue Hoffnung ans Grab
der alten pflanzen. Wenn unsere Land» und Seestrategen, zum

ersten Mas, thäten,was derFeind wünscht.Wird dasReichnicht
entwaffnet, dann löst es den Riegel vomOzean und zerstäubtdie
wunderliche Vorstellung/dem Briten sei, nur ihm, gestattet, das
Reich der freienAmphitrite wie sein eigenes Haus abzuschließen.
WelcheGottheit begnadeteEuchmitsolchemRecht?Was thatctIh r,
umseinerwürdigzubleiben?Nichtjetzt könnenwirprüfen,obfned-
licheVerständigungüber denMarineaufwand klügergervesenwäre
alsKampf.Derist.Undwie einSchandmal brenntunsdasBewußt-
sein, daß wir die deutschen Kolonien, die mühsälig, mit Schweiß,
und Blut, Hirn»und Schwertarbeit, erworbenen, nicht zu schützen,
den deutschen Menschen, deren Zuversicht harrend aufs Reichs-
banner schaute, nicht Helfer zu schicken vermochten. Weil England
uns nirgends einen Küstenort gegönnt hat, in dem dieKohlenein»
nahme gesichert ist. So leicht, Gentlemen, wird das Genüßlings»
leben nie wieder. War es nur, so lange kein Starker an dem Gitter
rüttelte, hinter demIhr Euch höchst herrschaftlich vergnügtet. Wohl
uns, daß Bonaparte die Stäbe nicht brach. Weh uns, wenn auch
wir sie nicht brechen. Grinset: Wir,Vettern,spüren denKrieg.In
jeder Hirnzelle, im Gepoch jedes Pulses einen Krieg, wie keiner je
war. Der nicht an Einzelnamen geknüpft werden darf. Dessen
Werk von wägenden, wagenden Feldherren gefördert wird, den
aber Alldeutschland führt. Nach einem Iahrhundert der Arbeit,
desKampfes, derArmuth.Ihr,Briten, schuldet esuns.HättetIhr
auf dem Wiener KongreßBlüchersRetterthat belohnt, die Rück»
gabe der von Ludwig dem Vierzehnten, Eurem Feind, geraubten
Westgrenzprovinzen an Deutschland nicht gehindert, dann wurde
früher, was werden mußte. Euch zu Leid? Weil Ihrs so wollt;
weilVerhätschelteschon denVerzicht auf einStück aus der vollen
Schüssel alsHerzleid empfinden. Schwachen waret IhrFreund;
nie Einem, dem Ihr rasche Erstarkung zutrautet, aus freiem Ent-
schluß. Einerzwang Euch, ohne Panzerschiffe, Torpedos undMi-
nen, in Europa, in Eurem Afrika sogar: der Muthige,den Kron-
prinzeß Vicky in den Rath Wilhelms des Ersten ersehnte. D'Is»
raeli, Salisbury,Granville ehrten inihm den Meister. Noch nicht
den Deutschen. Den müssen, auch ohne denWeihereif des Genius,
ihre Erben nun endlich achten lernen. Das Herrenrecht fraß der
Wurm. Mitternacht war. Deutschlands Stunde schlägt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Horden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pafz « Garleb G. m. b. K. in Berlin.

Berlin, den 7. November 1V14.

Wir helfen uns selbst.

Opera ^nZIia.

ngland(so schreibt ausDänemarkmireinBritenfreund)»war
stets der geschworene Feind der stärksten oder zum Macht»
gipfel emporstrebenden Festlandsmacht? In Ihrer Epistel ,An
die Engländer' haben Sies, im letzten Oktoberheft, gesagt. Gegen
diesen Glauben zeugt aber mit starker Beweiskraft schon der Name
Waterloo. Da hat England doch die stärksten Festlandsmächte
gerettet und ihrem Totfeind denUntergang bereitet. Auch dürfte
man, scheint mir, nicht behaupten, Friedrich der Große, dem Eng»
land,wieSie selbst erwähnen, während des SiebenjährigenKrie»
ges Geld schenkte und lieh, sei vom Urtheil der Briten fast eben
so schlecht behandelt worden wie jetzt der König von Preußen und
Deutsche Kaiser." Dürfte man nicht? Von Waterloo habe ich im
August hier gesprochen. Die stärkste Festlandsmacht war in dieser
Zeit nicht Alexanders Rußland noch gar Franzens Oesterreich;
und den Aufstieg Preußens, das sich nur langsam von seinen Wun-
den erholte, hat, auf dem Wiener Kongreß, England gehemmt.
Das, Herr Däne, war gegen die stärkste Festlandsmacht: Bona»
partes. Gegen den Mann, der es vernichten (in seiner Sprache:
» befreien"), nach London marschiren und sich den Inseln als Herrn
aufzwingen wollte. Deshalb ließ ervorCherbourgdenDeich voll»
enden, mit zwanzig Geschützen schwersten Kalibers besetzen, aus
Granitblöcken einen Thurm bauen, der eineKaserne, ein Pulver»
magazinundvierBatteriereihen ausnehmen konnte, und aus dem
Fels ein Becken höhlen, das fünfzehn Kriegsschiffen Raum bot.

Deshalb ließ er die Häfen von Vlissingen (das »uneinnehmbar* werdenfollte),Gravelingen,Dünkirchen,Calais,DieppeundBoulogne (»das mindestens zweitausend Schiffe fassen muß") ver» bessern und wandte,sieben Iahre lang,große Summen an denAusbau des Hafens von Antwerpens derinsHerzEnglands zielenden Pistole"). Die Pariser fanden die Vorstellung eines Einbruches in England drollig und zwinkerten einander lustig zu, wenn auf der Bühne ein beliebter Komiker Nußschalen durch ein Waschbecken zerrte und feierlich insSchauhaus rief: »Ihr werdet mein Spielchen mit der Flotte noch anstaunen lernen!" Bonaparte aber war auf diesen Plan stolzer als auf irgendeinen anderen. Noch auf Sankt Helena sprach er zu dem Grafen de Las Cases: »Pitt hat davor gezittert. Erfühlte,daß dieenglischeOligarchieniemals von solcher Lebensgefahr bedroht gewesen war, und hetzte, um sie abzuwehren, mir die Festlandsmächte auf den Hals. Ich hatte Alles vorbedacht. Meine Schiffe fo vertheilt, daß die Engländer ihnen in alle Ecken und Winkel der Welt nachrennen mußten; sie insgeheim aber plötzlich zurückgerufen. Siebenzig Schiffe im Aermelkanal, dreitausend Kähne zum Ein» und Ausschiffen, das hunderttausend MannWochen lang übten: dieAusführung des Planes mußte gelingen. In England, wo ein großer Teil desVol» kes die Befreiung vom Ioch der Klassenherrschaft ersehnte, brauchte ich nur eine Schlacht; der Sieg, der sicher war, brachte mich nach London und der Zauberklang der Worte ,Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit'hätte mir mit Magiergewalt Freunde geworben. Mit dem Heer von Austerlitz, dem besten, das die Erde je kannte, wäre ich, vier Tage nach der Landung, in London eingezogen; als Befreier, nicht als Eroberer. Ich hätte gehandelt wie Wilhelm derDritte"(derOranier,der, nach der Landung in Tor» bay, seinen Schwiegervater,Iakob denZweiten,vomThronstieß, 1689 König von Großbritanien wurde und bis in die Tage des Spanischen Erbfolgekrieges das stärkste Bollwerk gegen den Er» obererdrang derBourbons blieb); »nur edlerund ohne seineEigensucht. Das Heer hätte sich in London eben so streng in Zucht ge» halten wie in Paris und ich hätte nicht einmal eine Entschädigung von den Kriegskosten gefordert. Wir wären ja als Befreier, als Brüder gekommen. Ich wußte, daß Franzose und Engländer sich nach zwei Monaten als Brüder fühlen würden. Nie ward ein

Plan gehegt, der, ohne dem Urheber Nutzen bringen zu sollen,
derKultur solchen Segen verhieß. Doch immerwarendie Elemente
wider mich. Das Meer, der Winter, die Flammen von Moskau:
Wasser, Luft, Feuer wollten die Wiedergeburt der Menschheit
hindern und wandten sich drum vereint gegen mich." DieserMann
hat England gehaßt wie Keiner vor ihm, kaum Einer nach ihm.
»Castlereagh der Minister eines freien Volkes? Der Wesir der
unter dem Decknamen ,Heilige Alliance' gegen ihre Völker ver-
bündeten Könige ist er. Ein Lügner. Selbst das Parlament hat
er angelogen. Mir hat er Worte in den Mund gelegt, die ich nie
gesprochen hatte. Unwahrhastigkeit ist sein Geschäft. Er schämt
sich nicht, Rußland, den natürlichen Gegner Britaniens, zu ver-
größern und, als wäre nur England der Freiheit würdig, dem gan-
zen Festland Ketten zu schmieden. In der selben Zeit aber stiehlt
er auch den eigenen Landsleuten mählich alle Rechte, die Frei-
heit verbürgen." Um den gefährlichsten Gegner zu überwinden,
mußte England eine Wegsstrecke mit den Festlandsmächten ge-
hen. »Gerettet" hat es sie nicht. Waterloo (uns, lieber Leser in
Kopenhagen, heißt die Schlacht nach dem Pachthof La Belle Al»
liance) war nicht Wellingtons Sieg, sondern Blüchers. Wenn
Sie Treitschke mißtrauen (dessen Schlachtschilderung nach denen
Tolstois, Stendhals, Zolas noch lesenswerth bleibt): wir haben
Zeugen, die selbst Herr Lloyd George nicht verdächtigen könnte.
Am vierten Iuli 1816 sagt, vor dem Ohr des GrafenMontholon,
der Britenadmiral Malcolm zu Napoleon (der, nach demBefehl
des Sir Hudson Lowe, nicht mehr Kaiser genannt werden darf):
»Während der Schlacht beiWaterloo befahl mir der Herzog von
Wellington, alles für die Wiedereinschiffung seiner Truppen Nö»
thige vorzubereiten. Er hielt die Schlacht für verloren und wollte
sich nur noch den Rückzug mit Kriegerehren sichern. Da erschien
Blücher auf dem linken Flügel und wandelte die Niederlage in
einen Sieg." Wellington selbst schreibt an den König der Nieder-
lande: »Ich müßte meine Ueberzeugung verleugnen, wenn ich nicht
zugäbe, daß der glückliche Ausgang des gefährlichen Streites der
pünktlichen und treuen Hilfe zu danken ist, dieMarschallBlücher
mit dem preußischenHeermirleistete." Blücher: »InVerbindung
mit meinem Freund Wellingtqn habe ich Napoleon das Garaus
gemacht. Wo er hingekommen, weiß kein Mensch. Seine Armee
Ii.»

ist völlig en cte Koutt (en äeroute), seine Attelleri in unseren Händen. Ich denke, die bonaparitische Geschichte ist nun so ziemlich wiederzu Ende." Aus seinem Tagesbefehl vom neunzehnten Iuni 1815: »Das Schicksal desTages schwankte furchtbar, als Ihr aus dem Euch verbergenden Wald hervorbrachet, gerade im Rücken des Feindes; mit dem Ernst, der Entschlossenheit, dem Selbst» vertrauen geprüfter Soldaten donnertet Ihr in des Feindes erschrockene Reihen hinein und schrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltsamvor.EmpfangetmeinenDank,Ihrunübertrefflichen Soldaten, meine hochachtbaren Waffengefährten! Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen!" Bo» naparte: »Wellingtons Soldaten waren trefflich, des Feldherrn Dispositionen aber (wenn er überhaupt solche hatte) erbärmlich. Er hat Riesenfehler gemacht und ich möchte wissen, was, ohne den alten Blücher, dem er zu höchstem Dank verpflichtet ist.ausseinem Ruhm geworden wäre. Ich wäre gewiß nicht auf dieser Insel." Arndt: »Den achtzehnten Iuni haben die Preußen entschieden, wie unverrücklich herrlich auch die Engländer als Felsen im Ka» nonengewitter gestanden haben. " Treitschke: »Drei grundverschiedeneEpochender europäischenKriegsgeschichte traten indenEbe» nen von Brabant auf den Kampfplatz. Hier das achtzehnte Iahrhundert, das Söldnerheer Altenglands; dort das Zeitalter der Revolution, das Berufssoldatenthum der demokratischen Ty» rannis;da endlich die neuste Zeit, das preußische Volk in Waffen. Iede der dreiArmeen entfaltet in einem ungeheuren Ringen ihre eigensteKraft und jede wird geführt vondemFeldherrn, derihrem Charakter entspricht. Da Blücher und Gneisenau, die Helden des stürmischenVölkerzornes;dort der gekröntePlebejer;hierendlich jener Wellington, der damals von Münster und den Hochtories als der größte Feldherr des Iahrhunderts gefeiert wurde, uns Nachlebenden aber als der letzte großartige Vertreter einer völlig überwundenenKriegsweise erscheint. "So war Waterloo; war die englische »Rettung"Europas.AlsErdtheilsretterwarjaschon ein IahrzuvorBlücher in London bejauchzt worden.Ich begreife nicht, schrieb er an seinMalchen, »daß ich noch lebe. Das Volk hatmich beinahe zcrrissen. Man hat mich die Pferde ausgespannt und mich getragen. Wider meinen Willen bin ich vor den Regenten sein Schloß gebracht und vonihm empfangen worden,wie ich es nicht

beschreiben kann. Er hing mich am dunkelblauenBandeseinPor»
trait, was sehr reich mit Brillanten besetzt war, um den Hals und
sagte: ,Glauben Sie, daß Sie keinen treueren Freund aufErden
haben als mich'. Ich logire bei ihm. Das Volk trägt mich aufHän»
den; ich dars mich nicht sehen lassen, so machen sie ein Geschrei und
sind gl eich zehntausend.In Montirung darfich gar nicht erscheinen.
Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich bin völlig betäubt." Als
die Universität Oxford ihn zum Ehrendoktor der Rechte ernannt
hatte, rief derAlte: »Na,wenn ichDoktor sein soll, müssen sie den
Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen; denn er hat die
Pillen gedreht, mit denen ich die Franzosen behandelt habe.
"
Zweite Frage: Wie ist Friedrich der Große von den Briten
beurtheilt worden? Er wollte sich einer englischen Prinzessin ver»
wählen, schätzte als Erwachsender das Britenwesen sehr hoch und
zog ja überhaupt die Kultur der westlichen Länder der Deutsch»
landsvor. (Lichtenberg: »Keine Nation fühlt so sehrwie die Deut»
schen den Werth von anderenNationen und wird, leider, von den
meistenebenwegendieserBiegsamkeitweniggeachtet. Michdünkt,
die anderen Nationen haben Recht: eine Nation, die allen ge»
fallen will, verdient, von allen verachtet zu werden. Die Deutschen
sind es auch so ziemlich. Die Ausnahmen sind bekannt und kom»
men nicht in Betracht, wie alle Ausnahmen.") Nach den Siegen
bei Roßbach, Leuthen, Zorndorf ist Friedrich Englands Held und
die Londoner beleuchten an seinem Geburtstag die Fenster und
tzausfronten. Den noch Lebenden aber zeigt schon Hogarth auf
einem Kupferstich als neuenNero. Pitt hatgesagt, das Verfahren
derGroßmächtegegen Friedrich sei »hinterlistig, trugvoll, gemein,
verrätherisch" gewesen. Philipp Stanhvpe,ViscountvonMahon,
nenntaberinseiner»GeschichteEnglandsvomFriedenvonUtrecht
bis zumFrieden von Versailles" nicht nurFritzens Gedichte »die
erbärmlichstenReimereien"undseineProsaschristenWerke,»deren
unerträgliche Langweiligkeit nur durch die eingestreuten Gottes»
lästerungen ein Bischen Leben erhält", sondern auch den König
selbst »eitel, undankbar, selbstfüchtig, unwahrhaftig, ohne Ehr»
gefühl und der gemeinsten Niedertracht fähig." Ein Großneffe
Pitts und Sohn des Stanhope, der Kaspar Hauser in seine Fa»
milie aufnehmen wollte und späterderLüge zieh. Macaulay schilt
den Preußen »habgierig, gewissenlos, verlogen" und ruft: »Die

durch Friedrichs Ruchlosigkeit bewirkten Uebel wurden bis in
Länder empfunden, die Preußens Namen nicht kannten. Damit
Friedrich einenNachbar, dem er Hilfe zugesagt hatte, ausplündern
könne, fochten schwarze Menschen auf der Küste von Koromandel,
skalpirten einander rothe Menschen an den großen Seen Nord»
amerikas." Daß Friedrich Schlesien erobert hatte, galt den Aus-
beutern und Knechtern Indiens, den Zeitgenossen der Loro Clive,
Warren Hastings und der Ostindischen Compagnie als unfühn»
bares Verbrechen. Elf Iahre nach der Veröffentlichung seiner
Schmähschrift ,,«n ssrecierick tke (Zreat" wurde Macaulay, unter
Friedrich Wilhelm dem Vierten, Ritter des preußischen Ordens
s>«ur l^e Werlte, der Fritzens Namenszug trägt. Bald danach schrieb
Häusser: »Macaulays Darstellung verunglimpft auf unverant»
liche Weise das Andenken eines großen Deutschen." Auch Lecky
heißt in seiner »Geschichte Englands" den König einen Verräther,
Eigenfüchtling, Plünderer und behauptet, wider alle geschichtliche
Wahrheit,Friedrich habe Dresden beschossen,um sich andenwehr-
losen Einwohnern dafür zu rächen, daß er die Wälle der Stadtnicht
zu bezwingen vermochte. »Großmuth und Ehrgefühl waren ihm
fremd. Sein einziges Ziel war die Weitung des seinerHerrschaft
unterthanen Landes. Von Vaterlandliebe im höheren, eigen»
nutzlosen Sinn war wenigodernichts inihm. Für die edlen Seiten
des deutschenWesens, für den Sonnenaufgang des deutschenGei»
stes fehlte ihm jedes Gefühl." Buckle urtheilt, Friedrichs große
Fähigkeiten seien »durch das stete Verlangen, seinen Nachbarn
Vortheile abzulisten, und durch den Trieb in niedrige Raubgier
befleckt worden." So hochmüthig, verständnißlos und roh, zürnt
Treitschke, »hatten selbst dieFranzosen, die den Philosophen von
Sanssouci doch immer gelten ließen, noch nie über Preußen ab»
gesprochen; und der glänzende Essayist Macaulay sagte hier, wie
überall, nur, was der Durchschnitt seiner gebildeten Landsleute
dachte." Pitt selbst ließ das Geld, das er dem König spendete,
reichen Zins tragen; er benutze Friedrich als den starken Degen
wider die festländischen Großmächte, erfüllte aber den Pakt nicht,
der ihn verpflichtete, in die Ostsee Kriegsschiffe zu senden, die
Schweden abwehren und Rußlands Angriff erschweren sollten.
Und woher dieWuth? Aus Deutschland hatte die hannoverische
Herrscherfamilie den Mißmuth gegen das arme, aber kräftige

Preußen auf den Britenthron mitgebracht. Fritz wollte die eng» lische Kaperei nicht stumm dulden; brauchte, verbrauchte viele Truppen und verbot deshalb die Söldnerwerbung fürs Ausland; scheute sich nicht, demjungenamerikanischen Freistaat, der sich von Mutter Britania lösen wollte, seine Gunst zu zeigen, und war der Zuchtmeister Steubens, der das amerikanische Heer organifirte; obendrein: als Freigeist, Kirchenfeind und Gönner Voltaires den seit 1760 in England mächtigenMethodistenein Gräuel, bald der Antichrist in leibhaftiger Gestalt. Was er im Frieden, für Acker» bau und Gewerbe, Landrecht und Staatshaushalt, Bodenpflege und Schule leistete, wurde von Engländern nicht anerkannt. Die sahen nur die harte Straffheit fritzischerVerwaltung und höhnten das Volk, das, im Kleinsten und Größten, solche Vormundschaft dulde. Als Emil Du Bois-Reymond in der Berliner Akademie der Wissenschaften von dieser» anglocentrischen Weltperspektive" gesprochen, doch als höflichWeisersogargesagt hatte, »Englands Größe beruhe zu einem guten Theil auf diesem kräftigen, meist un» bewußten Egoismus, wie ihn auch das Römervolk besaß",danoch wurde er, 1883, in der «HäinburgK Keviev» schroff getadelt, weil er »den treulosen, heuchlerischen,verlogenenLänderdieb"Fried- rich zu vertheidigen wage; wurde die imHausHohenzollern erb» lichePolitik,derenWerkauchdieGründungdesDeutschenReiches sei, die Schmach Europas genannt. Viel Schlimmeres steht jetzt auch über Wilhelm den Zweiten nicht auf englischem Papier.

Fritz, Turenne, Bonaparte.

In dem Heftchen,in das der junge Lieutenant Napoleon Bo» naparle seine Wissenschaft von der Erdkunde eintrug, lautet die letzte Notiz: »Sankt Helena, kleine Insel im Atlantischen Ozean; gehört den Engländern." Dorthin hat ihn, achtundzwanzig Iahre danach, das englische Linienschiff »Northumberland" gebracht; nach einem Vierteljahrhundert ungeheuren Erlebens denKaiser, den zwiefach Ueberwundenen, in Ohnmacht Geknebelten. Dort hat er jede Rettungmöglichkeit besonnen, promethisch gerast, aber auch den feinsten Auszug seines Wollens und seiner Vorstellung vermocht.Während des großen Krieges, über dessen Strategie und Taktik auch der Verständige jetzt nichts sagen dürfte, das von den Inselgefährten,den Gourgaud,Las Cases,Montholon,O'Meara,

Notirte wieder zu lesen, ist schmerzlicher Genuß. »Wenn mein?
Schelde»Flotte, nebst denen von Brest und Toulon, in Irland'
dreißigtausend Mann gelandet hätte, wäre England von bleichem
Schreck überfallen worden. Um seine Küste zu schützen, mußte es,
während auf irischem Boden gekämpft wurde, ein Landheer auf»
stellen und einen Theil seiner Geschwader vor den Dünen und
derThemsemündung inBereitschaft halten. MeineFlotten konn»
ten sich dann vereinen, vorBoulogne fünfhundert Kähne, Prahme,
Schaluppen, Floße finden, auf die schon hunderttausend Mann
mitArtillerie, Pferdenund anderem Kriegsgeräth verstautwaren:
unter dem Schutz der Linienschiffe, die das auf den Kähnen nicht
Unterzubringende an Bord nahmen, konnte nach einpaarTagen
Alles in England ausgeschifft fein. Kein billigeres, kein der eng»
tischen Macht schädlicheres Mittel war zu erdenken." Immerhin
wars der tollkühne Plan eines Hasardspielers; und solcher Men»
schenart dürfte, auch wenn sie genialisch scheint, das Heer und das
Schicksal eines Reiches niemals anvertraut werden: weil ihr im
Hirn eine Hemmung, eine Bremse fehlt und sie gewöhnt ist, eigene
und fremde Barschaft hastig auf einen Kartenzufall zu setzen. Kö»
nig Fritz war, schon als junger Feldherr, von anderem Schlag;
wog fast immer geduldig, ehe er wagte. Wie hoch er ihn schätzte, hat
Bonaparte in Longwood oft ausgesprochen. »Truppen sind nicht
weniger launisch als Frauen. Die besten waren, nach den Lehren
der Geschichte, wohl die Karthager unter Hannibal, die Römer
unter den Scipionen, Alexanders Makedonen und Friedrichs
Preußen. Das Glück hat Friedrich oft auch da begünstigt, wo er
Fehler gemacht hatte. Schon im altenAthen wurde die Wahrheit
des Satzes erkannt: Mehr als ein vom Hirsch geführtes Löwen»
heer leistet das Hirschenheer, das ein Löwe führt. Hauptregeln der
Kriegskunst hat nie ein Feldherrungestraft verletzt. Vor derfesten
Stellung eines feindlichen Heeres darf man keinen Flankenmarsch
machen. Die Flügel eines Heeres dürfen nie fo weit von einander
entfernt werden, daß der Feind sich in den Zwischenräumen fest»
fetzen kann. Zur Schlacht soll man alle erlangbaren Streitkräfte
zusammenziehen; ein Bataillon kanndenSieg entscheiden. Prinz
Heinrich von Preußen vergaß 1762 die Pflicht, alle Theile einer
Armee so zu lagern, daß sie einander stets Hilfe bringen können;
er hatte sein Heer auf einer langen Linie verdünnt, war an keiner

Stelle stark genug und wäre geschlagen worden, wenn Reichs» truppen diePreußen zubesiegenvermochthätten.Ungemeinwich» tig ist, die Linie der Operationen unter allen Umständen zu halten und sie unter keinen muthwillig zu verlassen. Daß er sie verließ, war Friedrichs Fehler bei Kollin. Hätte der König einen anderen Gegner gehabt als den Marschall Daun, der nach der Schlacht zwölfTage lang inseinemLagerblieb,umTedeumzusingen, dann hätte Friedrich sich nicht wieder erholt. Bei Zorndorf machte er vor dem linken Flügel der Russen einen Flankenmarsch, um den rechten anzugreifen. Die Russen brachen die Flanke der An» greiser auf und Alles schien verloren, bis der kühne und scharf» sichtige Seydlitz mit seiner unübertroffenen Reiterei die Schlacht rettete. Die vielfach erörterte,schräge Schlachtordnung'hat Fried» rich gar nicht angewandt. Auf dem potsdamer Paradefeld lachte der alte König ins Fäustchen, wenn er fremde Offiziere über dieses Manöver schwatzen hörte, mit dem höchstens einzelne General» adjutanten sich brüsteten, um ihr Ansehen zu verbreitern."
Turenne hattesichnach seiner Niederlage beiRethel mitdem französischen Hofe versöhnt, ihn nach Paris zurückgeführt und kämpfte 1653 an der Somme und Oise (wo jetzt wieder gefochten wird), zwischen Sedan, seiner Vaterstadt, und Stenay, dem Cen» trum unserer Kronprinzen»Armee, gegen die Spanier. Dieser Feldzug, sagt Bonaparte, war besonders lehrreich. »Der große Feldherr Turenne hat sich oft verschanzt, doch nie die Ingenieur» kunst ganz ausgenützt,weil er nirgends genugFußvolk hatte und mit den Reitern nichts Rechtes anfangen konnte. Viele Soldaten fragen noch,welchenWerthFeldbefestigungen und Pioniercorps eigentlich haben. DieGegenfrage muß lauten: Wie sollmanohne verschanzte Stellung und Geniecorps stärkere oder gleicheKräfte überwinden? Achillwar derSohn einerGöttin und einesSterb» lichen. Darin seheich das Bild des Kriegergenius.Wille,Geist,Ta» lent, die ganze Wesenssumme ist göttlichen Ursprunges; irdischen die Geschicklichkeit zur Wahl derWaffen, Stellungen, Verschan» zungen, zur ganzen Anordnung des für den Kampf nöthigen Ge- räthes." Turenne nahm Stenay, das jetzt nicht mehr Festung ist> und entsetzte das von den Spaniern belagerte Arras. Vor Dün- kirchen deckte er sich durch Umwallunglinien, aus denen er vor» brach, um das Entsatzheer Iuans von Oesterreich zu schlagen.

Bonaparte: »Hätte der Herzog von Pork,als er 1794 Dünkirchen belagerte,sich auch so gedeckt, dann wäre er nicht gezwungen worden, durch die Beobachtungarmee die Verbindung mit Vpern zu sichern: dazu hätte die Belagererarmee genügt, deren Linien die Franzosen vor demFall derFestung nicht brechen konnten.Turenne blieb stets zwei starken Grundsätzen treu, deren erster warnt, Stellungen, die man durch Umfassung nehmen kann, von der Front aus anzugreifen, und deren zweiter räth, niemals zu thun, was der Feind wünscht; niemals: weil er es wünscht. Das Schlachtfeld, das er durchforscht hat und genau kennt, muß man meiden; noch falscher ists, auf dem vom Feind befestigten Feld sich zur Schlachtzu stellen. DieDünenschlacht bei Dünkirchen (nachder er Dixmuyden,Nieuport, Oudenarde, alles Land zwischen Lys und Scheide eroberte) warTurennes größteThat. Danach aber mußte er, als Herr der See, einen großen Schlag wagen und Brüssel nehmen. Das hätte Frankreichs Waffen neuen Glanz verschafft und den Friedensschluß beschleunigt. Turenne vergaß, daß man die Gunst des Glückes ausnützen muß, so lange sie währt. Fortuna ist ein Weib und wird jedes Günstlinges einmal überdrüssig."

Feldnotizen.

»Deutsche Soldaten! Eure Offiziere lügen, wenn sie Euch sagen, daß die Franzosen Gefangene erschießen oder mißhandeln. Dasistnichtwahr. In den umliegenden Wäldern haben wir Nachzügler aus drei Corps zu Hunderten gefangen: und alle werden gut behandelt und erhalten täglich eine gesunde und reichliche Nahrung. Diejenigen unter Euch, die von den Strapazen des Krieges müde, dieses erbärmlichen Lebens überdrüssig sind und nicht mehr von Offizieren als dummes Vieh behandelt werden wollen, können sich ohne Angst den französischen Vorposten unbewaffnet melden. Es soll ihnen kein Schade geschehen. "In einem erstürmten SchützengrabenfandenunsereKriegeraufeinemsauberenBogen, in deutscher (blauer) Maschinenschrift, diese Sätze. Die werden nicht schaden. Der deutsche Krieger denkt an die fürs Vaterland zu erfüllende Pflicht inniger als an seines Leibes .Behagen; wird, wo es irgend geht, gut genährt und nirgends schlecht behandelt. Höret nur, wie in den Krankenhäusern die verwundet Heimgeschickten von ihren Lieutenants und Hauptleuten schwär»

men; höret sie erzählen, wie Gardegrafen mit Wasserkrügen in den
Graben kommen und jedenSchützen laben;wie eng, trotz straffer
Zucht, Kameradschaft im Feld dieser Menschheit Glieder, gebie-
tende und ausführende, verbindet.Die Franzosenrechnungwird
am Ende nicht stimmen; die Zahl Derer,die sich aus freiemWil»
len ergeben, auch im längsten Krieg winzig bleiben. Nicht an»
genehm scheint empfunden zu werden, daß m einzelnen Corps»
und Armeebefehlen gegen einen derzu bekämpfendenFeinde den
Truppen besonders heftiger Angriff empfohlen wird. »Die Wei-
sung mag aus noch so gerechtem Zorn kommen: sie wirkt verwir-
rend auf die Leute. Ieder, der solchen Befehl gehört hat, möchte
im Kampf mit der Nation zu thun haben, die sein hoher Vorge-
setzter als der härtesten Strafe bedürftig nannte. Findet er diese
Sippe nicht, dann macht ihm der ganze Kram keine Freude und
er ist nur noch mit halbem Feuer dabei. Im Kriege gegen drei Ver-
bündete darf es keinen Unterschied geben. Wer gegen uns im Feld
steht, ist ‚derFeind' und muß,Franzos,Belgier, Brite, mit allem
AufgebotteutonischerWuthgepacktundgeschlagen werden. Lassen
wir uns auf Werthunterscheidung und Abstufung des Angriffs-
ungestümes ein, dann zersplittert die Kraft der Mannschaft."
Beträchtlicher scheint mir eine Lehre, die dem Leser franzö-
sischer, englischer, belgischer (jetzt in London erscheinender) Blätter
sich aufdrängt. D2r^eMche.!MeM^g^
Der schöne Drang, zu weltlichen und überweltlichen Dingen sich
ins rechte Verhältniß zu setzen, Eindrücke zu erhalten, Stimmun-
gen auszustöhnen oder auszujauchzen, überBefehl und Ausfüh-
rungmöglichkeit, Vorgesetzte Md Kameraden zu raifonniren (das
Wort soll im Ursinn, nicht nur mit der Nebenbedeutung von
„Schimpfen", verstanden werden), treibt ihn allzu oft in dienst»
freien Stunden zur Beschreibung, von Briefbogen und Tagebuch-
blättern. Fällt er danach, gesund, verwundet, gar leblos in die
Hand des Feindes, so steckt in seinen Taschen, seinem Tornister
oder Helmleder, was nur deutsche Augen jetzt lesen dürsten. Be-
fehle, die sagen, an welchem Tag ein bestimmter Punkt genommen
werden sollte (er ist vielleicht noch nicht genommen worden), von
einem Manöver, das derFeind nicht verstand, ein Schleierzipfel-
chen lüpfen und taktische Absicht andeuten. Notizen, die denZu»
stand eines Lagers,Ouartiers, Grabens, einerBatterie oderBri»

gade dem Gedächtniß einprägen sollten. Noch nicht abgeschickte
Briefe, deren Schreiber Verwandten und Freunden einBild sei-
nes Erlebnisses skizziren wollte. Menschenwerk; das Schreibwerk
furchtbar angestrengter, auf Schritt und Tritt von Geschossen um»
dräuterMenschen: manchmal alsoderAusdruck desAergers und
verdrossener Müdheit, die hinter schwarzen Wolken nicht den
Himmel sieht. Auch aus derHeimath empfangene Briefe können,
wenn sievonGeschäftsrückgang, Preissteigerung, Arbeit zurLan»
desvertheidigung berichten, dem Finder nützlich werden. Armee-
oberkommando und Generalstab sind so schwer belastet, daß sie
vielleicht nicht merken, wie gut der Feind mit Nachrichten bedient
wird und wie oft ihm aus Fundstücken Kenntniß kommt. Aus der
Pressewirdswahrnehmbar.ManchemveröffentlichtenBriefriechr
jede ein Bischen feine Nase die Fälschung an. Viele erweist die
Prüfung als echt: und sie sagen, was nicht in Feindesohr taugt.
Das konnte, kann, wird derSchreiber nicht ermessen. EinBeispiel.
Langwieriges Gerede der feindlichen Presse über das einem toten,
Gefreiten abgenommene Tagebuch, aus dem hervorgehen soll,
daß die Skoda»Mörser (30,5), mit deren Darleihung Oesterreich»
Ungarn seine Mitwirkung im Kriege gegen die Westmächte mar-
kirte und deren bewegliche Schlankheit vor ein paar Festungen
recht nützlich wurde, sammt der Bedienungmannschaft schon im
Feld waren, als die Vertreter Franz Iosephs noch friedlich in
London, Paris, Brüssel saßen. „Schnödester Völkerrechtsbruch!
Schauet die Listen der Bestie!" Der Fall ist nicht vereinzelt. Unk
fo hart uns die Pflicht dünkt, den Mittheilungdrang deutscher
Krieger zu hemmen: Nothwendigkeit befiehlt. Dergehorchtunsere
Mannschaft williger als jede andere. Schillers Feldherr rühmt
sich, daß er nichts Schriftliches von sich gab. Nichts Schriftliches
bei sich zu tragen: sei morgen die Losung. Das Uebel (ich kanns
nur leis berühren)schadet demHeer; das Heer wird ihm wehren.
Diesem Heer wird, noch immer, Gräuelthatnachgesagt. Fran-
zosen und Belgier von Weltruf setzen ihre Namen unter die Be»
hauptung, es habe Schlösser ausgeraubt, Iuwelierläden, Spitzen»
lager geplündert, Mädchen geschändet, Kinder geschlachtet, Wei»
ber, Greise, Krüppel als Deckungmannschaft ins Feuer voraus»
geschickt. UnterMillionen sind, überall, auch Wildlinge und rohe,
in Verbrechen neigende Gesellen. Wer den deutschen Menschen

lennt,wird dem berühmtesten Angeber nicht glauben, daß aufun»
serem Felde dichteres Unkraut sei als auf dem der Feinde. Mit
Namen und Daten fand ich (nach dem Bericht der Belgierkom-
mission über die Beschießung von Loewen) nicht einen Fall belegt.
Dennoch: draußen wirkt, was Senatoren und Akademiker schrei"
ben. Wärs nicht möglich, in jedem von Deutschen besetzten Ort
durch Erlaß des Befehlshabers öffentlich zur Anzeige jeder
Truppenungebühr aufzufordern, strenge Untersuchung und Ver-
nehmung aller Thatzeugen zuzusagen und den Erlaß in die Haupt»
zeitungen zu setzen? Dann wäre der Ruf unferes Heeres sicherer
geschirmt. Im Iahr 1871 bestimmten Anschuldigungen von der
jetzt ringsum hörbaren Art den (ins Hauptquartier des Kron-
prinzen zugelassenen) bedächtigenGustavFreytag zu einem hüb-
schen Aufsatz, dessen erste und letzte Sätze ich heute wiederholen
möchte. »Vier Iahrtausende geschichtlichen Lebens sind nöthig
gewesen, bevor in der sittlichen Empfindung kultivirter Völker der
große Grundsatz herausgebildet wurde: Privateigenthum der
Feinde, so weit es nicht den Zwecken des Krieges dient, ist un-
verletzlich. Kein großerFortschritt derMenschheit wurde so theuer
erkauft wie die edle Lehre, daß Leben, Ehre, Freiheit, Habe des
^Nichtkämpfers in Feindesland geachtet werden müsse; Ströme
von Blut sind vergossen, unsägliche Trübsal von hundert Ge-
schlechtern vergangener Menschen ist darum geduldet worden.
Wir Deutsche haben für die menschliche Schonung des Feindes
im modernen Krieg wohl am Meisten gethan. Iede Verwilderung
und jede Verwirrung der Silte und Ehrlichkeit, welche der Krieg
in unser Heer bringen könnte, würde dem Werk unseres Lebens
schaden. Der Deutsche mag dem Franzosen gerade ins Auge se-
hen, wenn er ihm miltheilt, wie die Verwüstung eines Schlosses
durch die wechselnde Besatzung nicht zu verhindern war; aber
wir beneiden den tapferen Mann nicht um seine Empfindun-
gen, wenn er den Franzosen händeringend vor dem leeren Rah-
men stehen sieht, der einst das Bild seiner Tochter umschloß.
Tlnseren Lieben, Offizieren und Mannschaften unseres Heeres,
rufen wir innig zu: Wir sind stolzund glücklich über Eure Kriegs»
thaten. Erhaltet Euch auch als Menschen der Nation werth und
ehrwürdig! Kehrt aus diesem furchtbarenKriegmit lauterem Ge-
wissen und mit reinenHänden zu uns zurück!" WaszurVerbür»

gung würdigen Betragens geschehen konnte, ist im preußischen
Heer stets geschehen.Napoleons Soldaten hatten aus Köln einen
Rubens, aus Aachen einen Theil der Reichskleinodien und ein
Holzbild Karls des Großen, aus Heidelberg alte Handschriften,
ausKassel vieleGemälde, ausBerlin die Siegesgöttin (vom Bran-
denburger Thor), Bilder und Münzen, aus Fritzens potsdamer
Handbibliothek wichtige Bände geraubt. Preußens Heer hat den
französischen Museen kein Stück genommen (der Rath von gestern,
Kunstwerke, »als Entschädigung",wegzunehmen, klang,verklang
wie das Gelall eines bösen Narren.) Auf das Porzellangeräth
für vierzig Personen und auf die Bonapartebilder, »von dem be»
rühmten Mahler David gemahlen, alle in Lebensgröße und ihm
zuPferde"; glaubteBlücher,als er sie aus Paris an sein Malchen
schickte, gewiß Besitzerrechte zu haben. Nach dem zweiten Einzug,
in Paris befahl er: »Alle Franzosen sind mit Ernst und Kälte zu
behandeln; aber jede muthwillige Beleidigung von unserer Seite
soll streng bestraft werden. Ich erwarte, daß sich die Armee nicht
durchUebermuth entehren, fondern auch als Sieger menschlich und
bescheiden betragen werde." 1815. Nach Sedanund dem Straßen-
kampf vonBazeilles sagt inReims,anBismarcks Tisch, der ame»
rikanische General Sheridan: »Die richtige Kriegführung muß da-
für sorgen, daß mit dem Heer auch die Bewohner des feindlichen
Landes leiden und ihnen nichts bleibe als dieAugen, das Kriegs-
elend zu beweinen. Dann sehnen sie sich nach dem Frieden und
bestürmen ihreRegirung so lange, bis sie ihn schließt." Preußens
und Deutschlands Volk in Waffen blieb weitab von fo »rich»
tiger" Kriegführung; wird ihr auch fortan immer fern bleiben.
(Auch im Leben der Völker wiederholt sich Alles. Sogar die
jetzt so laut durchs Land schnaubende Klage über die Feldpost ist
schon hundertIahre alt. Aus Schweidnitz schrieb der Vater eines
Gardejägers an Blücher: »Ich bitte Sie um Alles in der Welt,
liebster Herr Blücher, Excellenz, General Vorwärts, was ist für
eine infame Konfusion mit dem Feldpostamt! Korrigiren Sie die
Kerls doch einmal; aber nach alter preußischer Manier. Sie ver-
stehen schon,wie ichsmeine.Esist,umdieSchwerenothzukriegen,
wenn man den Kindern, die fürs Vaterland streiten, was schickt
und sie nichts bekommen. Eure Excellenz werden den Kerls ein
Donnerwetter auf denHals schicken. Deshalb habe ichIhnen ge»

chrieben; denn ich weiß, daß mit dem Alten nicht viel zu spaßen
ist." Der Wütherich war ein Schornsteinfeger. Wer aber hörte
gestern nicht feine Damen im selben Ton schelten?)
Die Künstler.
Am erstLnLIovembersbend träumte und focht, liebte und starb
auf der berliner Hofbühne des Mnigs_HM.Pxe.ußen die Jung»
frau von Orleans. Die Lothringerin, die Frankreich zum Sieg führt
und m der Kathedrale von Reims ihren König krönt. Freilich: sie
kämpft gegenBriten. »Frankreich'wird nimmerEnglandsFesseln
tragen. Eher wird es ein weites Grab für Eure Heere sein."Ge»
neralLionel, der (wunderliche)French von 1429, schmäht die Fran»
zosen: »Ich spotte dieser WeichlingelWir haben sie vor uns her»
gescheucht in zwanzig Schlachten, eh' dieses Heldenmädchen für sie
stritt. Das ganze Volk veracht' ich bis auf Eine: und Diese haben
sie verbannt." Die heute Belgier heißen, stehen, neben Englän»
dernundBurgundern,mit»unermeßlichemGeschütz"widerFrank-
reich: » Die Lütticher, Luxemburger,die Hennegauer, die vomLande
Namur und die das glückliche Brabant bewohnen, die üppigen
Genter, die in Sammet und Seide stolziren." Immerhin ist die
Zumuthung seltsam, just in diesen Tagen sich fürFrankreich s Größe
und Kriegerruhm zu begeistern. Obs den an der Marne (wo Schil»
lers Iohanna den Burgunderherzog ihrem König versöhnt) und
an der Aisne, bei Reims und ArrasVerwundeten gelungen wäre?
Ob King George oder der Zar (in Paris sind seit drei Monaten
alle Theater geschlossen, nur Kinos noch offen) im Hofschauspiel»
Haus ein Drama dulden würde, das Deutschlands Erlösung, und
wärs von Römern oder Schweden, durch Gottes Gnade feiert?
Wir sind gutmüthige Leute. Manchmal; wenn des Mützleins Zip-
fel nach der Sonnenseite wippt. Warum nur, plötzlich, so hart ge»
gen die fremden Künstler, die unhold über uns reden?
Hier wirdUnterscheidung Pflicht. Herrn Lconcavgllo(Iuden»
fresser schwören gewiß drauf, daß dieses ^öwcnpferd einst dem
Rufnamen Isidor folgte) geselle ich dem allerchristlichsten Tief»
seeforscher von Monaco. Diese durch (unverdiente) Kaisershuld
Verpflichteten mMMdenN
thaten, als Rüpel abzuschütteln. Den Bajazzo ließe ich, dennoch,
weiter lachen und schluchzen, so oft Meister Caruso sich bequemt, bei

uns zu wohnen. Herr d'Annunzio ist ein Rhetor, dessen Wortge» glitzernurdie hoffentlich aussterbendeGattungderSnobs ergötzte; und förderte sein Schreibergeschäft immer durch die Geberde des Patrioten,Oesterreicherfeindes,Adriaschirmers.Ob ein Wicht, der aus öffentlicherEntblößung einerFrau,einer ihm leiblich vermählten, Gewinn zog und dem die alte Sarah Bernhard deshalb ins Gesicht spie, uns schimpft oder streichelt, wäre selbst in stillererZeit nicht eines Wörtchens werth. Die Herren Saint-Saens, France, Rolland, Maeterlinck, Shaw: Franzosen,Belgier, in London heimischer Ire. Sie konnten höflicher sein. Sühnt aber die Flamme, die insVaterland schlägt, nicht von jederSünde? HerrHodler ist allemanischer Schweizer: seine Heimath ist weder verwüstet noch gefährdet. Warum schwieg er nicht? Warum unterschrieb er, der germanische Menschen, der die norddeutsche Iugend des Befrei» ungskrieges so herrlich gemalt hat,einenFehderuf widerDeutsch» land? »Verbiete Du dem Seidenwurm, zu spinnen, wenn er sich schon dem Tode näher spinnt!" Laset Ihr Tassos Gespräche mit dem Herzog und dem Staatssekretär von Ferrara und kennet des Künstlers Wesen noch nicht? Dem ist die Kunst die Krone, das Kunstwerk derZweck allen Lebens. Derprüft nicht kühl, obGräuelkunde, die in sein Ohr drang, fest beglaubigt ist; jach fährt er auf und brüllt seinen Zorn in die Lüfte.Während des vorigenFran» zosenkriegesthatVerdi wie jetzt Hodler. Auch Italien war neutral; den Preußen obendrein, 1866 und 70, dafür zu Dank verpflichtet, daß sie Oesterreich schlugen unddenSavoyerndenWeg nachRom öffneten, den Frankreich sperren wollte. Acht Tage vor der Ein» verleibung desKirchenstaatesins Königreich Italien schriebVerdi (dessen »Aida" der Kronprinz von Preußen, in den Tagen der Suezkanalfestc,imKairoIsmaels bewundert hatte)an eineFreun» din: »Frankreichs Unglück zerreißt meinHerz. Dieses Land spendete der modernenWelt Civilisation und Freiheit;mit ihm würden sie sterben. Mögen unsereSchreiber und Politikmacher den Verstand und die Wissenschaft, sogar (Gott verzeihe ihnen!) dieKunst der Sieger von heute noch so laut loben: wenn sie näher zusähen, fände ihr Auge in den Adern der Preußen noch das alteBarba» renblut. Die Deutschen sind maßlos stolz, hart, unduldsam, ver» achten alles nicht Germanische und haben einen unwiderstehlichen Hang inRäuberei jeglicher Art. Sie sind stark, aber nicht civilisirt;

vielleicht Gehirnmenschen, doch ohne Herz. Was follman über die»
sen König denken, dessen Lippe alltäglich von Gott und der Vor»
sehung spricht und der, unter dem Schutz der Vorsehung, wie er
sich einbildet, den schönftenTheil Europas zerstampft? Er wähnt,
zur Veredlung der Sitten, zur Bestrafung derLaster unserer Zeit
berufen zu sein. Wahrhaftig: ein sonderbarer Sendling des Herrn!
Sein Vorgänger war derHunnenkönig." (Ein Gelehrter sagt mir,
das GotenwortAta,Vater,werde mit zwei t, nicht, wie ich glaubte,
mit einem geschrieben; Väterchen heißt also Attila.) »Der Hunne
empfand wenigstens vor derMajestät desAlterthumes Ehrfurcht.
Der Preuße willParis beschießen. Und was thun wir? Hundert»
tausend italische Soldaten konntenFrankreich retten. Mit ihm be»
siegt und zum Friedensschluß gezwungen zu werden, wäre mir
lieber als dieses thatloseHindämmern, das unsVerachtung ein»
tragen muß. Nicht morgen, doch übermorgen wird der ganzeErd»
theil in Kriegszustand sein. An Vorwänden fehlts nicht. Noch
schwebt ja der Streit über die Adria, die derDeutsche ein germa-
nischesMeer nennt." DerBrief wurde 1870 grdruckt: und könnte
von gestern sein. Dem alten König Wilhelm hat er Manrico und
Violetta, Rigoletto und Aida niemals verleidet.
HerrHodler ist nicht so groß und war nicht so grob wie Verdi.
Er hM^Durch der Deutschen Schuld ist ein Rubens, vielleicht
gar ein Vermeer, sind die unersetzlichen Bauwerke und Hand»
schriften von Loewen in Brandzündergluth zerstört worden; die
Deutschen beschießen dieKathedrale vonReims,die schönste Stein-
zier Europas, und haben auf die Kirche Unserer Lieben Frau von
Paris Bomben geworfen. Er fragt nicht, wie ein Nüchterner:
Mußten sie? Blieb ihnen nur die Wahl, dem Gethürm alter Bau»
meister oder jungem Menschengewächs ihrer Erde das Leben zu
kürzen? Kunst ist ihm hienieden das Höchste. Kunst muß unter
allen Umständen andächtig geschont werden. Gotische, vlamische
Kunst, denen er das beste Erbe dankt, vernichtet? Er heult auf:
»Barbarei!" Unterschreibt jeden Protestzettel, den Geschäftige
ihm vorlegen; wahrscheinlich, ohne den Wortlaut geprüft zu ha»
ben. Schwächere Künstler haben in denFällen Gorkij und Ferrer
nicht bedachtsamer gehandelt; auch später noch mit ihrem Namen
manche »Wahrheit" gedeckt, die aus demPreßteich erangelt war
uü d vor der Kundige dieAchseln hoben. Den Schweizer, der öffent»

lich die frommste Achtung des deutschen Wesens bekannte und
dessenKunstDeutschland ehrt, mußte Kameradschaft freundlich in
klarere Erkenntniß überreden, statt ihn rauh aus der Reihe zu
stoßen. Sein Ruhm und seineEinkunft stammt aus dem Deutschen
Reich? Sollte er schweigen, um sich denM^arktMMMtzn?Wers
fordert, lebt im Sittlichkeitttima Wessen, der stets bereit ist, das
dem Brotgeber wohlgefällige Lied anzustimmen, und nur dem in
Paris ausgepfiffenen Wagner erlaubt, Frankreich zu schelten.
Die Begründung entwürdigt das Urtheit; daß Herr Hodler nicht
seinen Vortheil wog, hebt ihnüberdieProfitschnüffler.denenauch
ein Weltkrieg nur als Anschlußgelegenheit wichtig wird. Das
Flachland der Politik von Gefühlsergüssen überschwemmt, gegen
Völker, mit denen wir morgen wieder verkehren, Wissen und
Waare austauschen müssen, das schnödeste Wort nicht schnöd
genug: und Politikerstank auf denFirnen der Kunst? Die Weihe»
zeit würde besudelt. Und das Ausland spräche: »D^ Deutschen
verbieten demKünstler,dem sie was abgekauft haben, seine Ueber»
zeugung laut werden zu lassen." Nein. Die kümmert uns nicht. Die
meVerste Gesinnung ersetzt uns nicht mächtige, nicht einmal feine
Kunst. Nur dem Philister ist der Künstler unverständlich, dessen
Seele unter der Botschaft von einer Kunstvernichtung schaudert.
Der Visionäre, vatum, Traumgestalter rasch erregbares Geschlecht
lebt nach eigenem Gesetz. Ihr Können, das auf die Höhen, in die
Tiefen derMenschheitfortwirkt, entschuldigt von jedemFehl tra»
bender Heerdenvernunft. Wo sie in Uebermacht thront, kann der
Künstlernicht athmen.Freuet Euch,in Hagen, Hannover, Iena, der
männlich starkenBilderHodlers,des Germanen,und vergesset,daß
Künstlerszornihninungerechten Spruch trieb;weil ernichtbeson»
nen ist,malt er den Tell und anderes mythische Mannsvolk. Da
Friedrich Wilhelm dem FritzenschmäherMacaulay denFritzen»
orden gab, fühlte er sich als Deutschen. Sein Großneffe, der
Kiplings indobritisches Blut, trotzdem es oft gegen deutsches Thun
aufschäumte, gern im Dschungel pochen hört, wird nicht wünschen,
daß seine Lands leute sich steif von den Maeterlinck, France, Rol-
land wenden. (Der spitzig kalte Kelte und üb erkluge Witz ling Shaw
war nachgerade überschätzt worden;und daß Kleine, vonDonnay
bis hinab zu Ohnet, unter die Kläffer gekrochen^ind, ist ein Glück.)
Als ich von Maeterlincks seltsam schön umnebelter Welt leiden-

der, lichtscheuer und doch auch vom Dunkel verängsteterHomunkel
den Schleier gehoben hatte, schr^b^mir der Dichter, erst von die«
Deutsche und der Hermannsschlacht hätte ihn begriffen. Und zu
den am anderen Empfindenspol Wohnenden spricht Goethe:
»Mit dem Nationalhaß ist es ein eigenes Ding. Auf den unter»
sten Stufen der Kultur wird man ihn immer am Stärksten und
Heftigsten finden.Esgiebt aber eineStufe,wo er ganzverschwin»
det, wo man gewissermaßen über den Nationen steht und man ein
Glück oder Weh seines Nachbarvolkes fühlt,als wärs dem eige-
nenVolk begegnet." Solches Glückserlebniß war ihm Bonaparte,
» der Halbgott, der Kerl, dem wirs nicht nachmachen können." Korse
oder Franzose? Der Künstler-Mensch, den der Dämon am Gän-
gelband führtundimZustandewiger Erleuchtung, ewigerBegna»
dung durchGottheit hält. Erst mit der Zeugerkraft stirbt dieHitze.
»Die bayerischen Truppen sollen schon oft gemeutert haben.
Achttausend Gefangenen, die auf der Eisenbahn aus Frankreich
kamen, gaben sie bequeme Gelegenheit, Bürgertracht anzulegen
und zu fliehen. Die Neigung in Ungehorsam und Meuterei wird
durch die Thatsache erklärt, daß die Königin von Belgien, eine
bayerische Prinzessin, von den Preußen schlecht behandelt wurde."
(NorZenavisen.) »Nach all den guten Meldungen, die in jüngster
Zeit von den Kriegsschauplätzen kamen, ists begreiflich, daß
Deutschland nach Frieden winselt. Unsere Pflicht ist aber, die
Deutschen in den tiefstenNothstand zutreiben. Ein Volk, das aus
blinder Zerstörungwuth Loewen in einen Aschenhaufen verwan»
delt, Kinder auf Bayonnettes gespießt, Pflegerinnen die Hände,
anderen Frauen dieBrüste abge schnitten,Verwundeten die Augen
ausgestochen, Mädchen geschändet und sich an unbeschreiblicher
Unzucht ergötzt hat, muß behandelt werden, wie solcher Raub-
mörderbande zukommt. Die Schandthaten hatte der Kaiser be-
fohlen, der jetzt, als er gerade hoffte, im Triumphzug durchs Thor
vonParis zu reiten, aus Frankreich herausgeworfen wurde. Aber

das edle Volk stimmt ihm zu und bewundert seine feige Teufelei.
Von dem blutdurstigenProfessorHarnack bis in die unterste Schicht
der Eisenbahnbeamten jauchztAlles,wenn berichtet wird,daß ir»
gendwo eine wehrlose Mutter erschossen worden ist. Deutschland
darf nicht frei athmen,ehe es den Verbündeten die ganze Doktor-
rechnung bar bezahlt hat. DieHohenzollern müssen natürlich vom
Thron steigen. Mit Stumpf und Stiel muß diese Pflanze aus-
gejätet werden. Ueberlebt der Kaiser seine Niederlage, dann mag
er auf einer fernen Insel hausen. Nicht etwa auf Sankt Helena;
dieser Name weckt die Erinnerung an Einen, der, mit all seinen
Fehlern, ein Mensch, nicht ein Werwolf, war. Man könnte die
englische Insel Tristan da Cunha wählen. Dann wäre die Höhe
der Entschädigungsumme zu bestimmen. Deutschland muß zahlen,
bis der Bankerot vor der Thür steht. Zwanzigtausend Millionen
Mark: von diesem Betrag könnte die Erörterung ausgehen. Das
Reich wird in seine Bestandtheile aufgelöst und jedem Stamm der
Raum gewährt, der ihm ziemt. Krupps Fabriken werden nieder-
gerissen und die deutschen Kriegsschiffe dem Sieger ausgeliefert.
Ist der Nordostseekanal internationalerBesitz und Helgoland ent-
festigt, dann können wir in Berlin den Friedensvertrag diktiren.
Dem Heerund seinem Troß darfabernicht erlaubtwerden, dieLüge
in die Zeitung zu fetzen, daß deutsche Truppen als Sieger in
Paris, London, New Pork stehen und daß der König von England
neben den Präsidenten Wilson und Poincare in Potsdam ein-
gesperrt ist. Minister Churchill sprach Wahrheit: in diesem Krieg
endet unser Leben oder Deutschlands. Dessen Wille ist, England
und Frankreich zu vernichten. Dessen Sehnsucht, auch englische
Kinder auf Bayonnettes zu spießen und englischen Mädchen
die Hände abzuhacken. Wenn solcher Vorsatz ein vielköpfiges
und starkes Volk beherrscht, ist er so gefährlich wie eines Ti-
gers Ansprung gegen einen Menschen. Töte ich nicht den Tiger,
dann tötet er mich. Ein Vertrag mit Deutschland ist nicht mehr
werth als ein mit demTiger abgeschlossener. Deshalb müssen wir
warten, im Nothfall bis ins Iahr 1919, und so übermächtig wer-
den, daß wir alle Bedingungen vorschreiben und den deutschen
Militarismus, die deutsche Bestialität vernichten können. Oelencls
est OermÄniä!" (Financial I^evs.) »DerWerth deutscher Kultur be-
ruht fast nur in den Schätzen, die ihr, auf dem Weg über Frank»

?eich und England, aus den Kulturen von Hellas und Rom zu»
geführt worden sind.Was bliebe vonGoethe,wennman ihm das
von Shakespeare, Voltaire, Rousseau Entlehnte nähme? Unter
der Zuchtruthe ihrer Lehrer haben zehn Generationen unseres Vol-
kes vor Clavigo und Iphigenie erbleichend gezähnt. Schillers Tra»
goediensind ehrlicher deutsch, aber durch Romantikerflitter verdor-
ben. Was haben sie noch? Kant. Wars nöthig, daß er das Gewicht
seiner bleiernen Bücher auf eineWelt wälzte, der die Civilisation
derMittelmeerländernach der Bibel das Evangelium, nachPla»
ton Descartes geschenkt hatte ? Die erste Wirkung des Kreuzzuges,
den Frankreich für das Ideal unternommen hat, wird die Erlösung
der Civilisation aus dem Ioch deutschen Geistes sein. UnserVolk
wird neueMeisterwerke schaffen: und die Deutschen werden sie wie-
der nachmachen, nachfälschen, wieste mit aller Schönheit thaten, die
westliche Erfinderkunst ihnen in Verschwenderfülle vors Auge
stellte. Nietzsche wollte die Musik mediterranisiren. Wir müssen
die Civilisation entdeutschen." (Minister a. D. und Akademiker
tzanotaux im l^garo.) „Herr Romain Rolland sagt, er liebe das
alte Deutschland und bleibe seinen deutschenFreunden treu. Weiß
er, ob darunter nichtMancher ist, der wehrlose Franzofen gemor»
det hat? Er meint, die Deutschen vertheidigten die Gedankenwelt
und die Stadt Kants gegen die Kosaken. Kant, Herr Rolland,
sagte tyrannischen Völkern, die schwächere überwältigen würden,
voraus, daß die Rache der verbündelen Kleinmächte sie treffen
werde. Er wollte die Gesellschaft auf die Vernunftgründen, Frei-
heit und GleichheitAllen sichern und grüßte fröhlich das Morgen-
roth derFranzöfischenRevolution. Was er überVölkerrechtund
ewigen Frieden schrieb, ist die bitterste Verhöhnung des Ideals
der Deutschen von heute. Die kämpfen nicht für Kants Gedanken,
sondern schänden und morden sie. Wenn er noch lebte, würde er
sich schämen, Preuße zu sein." (Professor Aulard im Natin.) „Die
^caclemiectesinscriptionset bellesIettreLhatvernommen,daßdeutsche
Gelehrte (in dem ,Aufruf an die Kulturwelt') die Oeffentliche Mei-
nung zu täuschen versuchen. Sie sieht mit schmerzhafter Ueber»
raschung,daß berühmte Männer, sogar solche, die sie ihrer Arbeit
gesellt und denen sie damit einenTheil ihrer Ehre anvertraut hat
die Ableugnung erwiesener Thatsachen nicht scheuen, wenn sie
.hoffen, durch dieses Mittel die Offenbarung von Verbrechens»

schuld zu hindern, und daß diese Männer, statt selbst den That»
bestand zu prüfen und unwiderlegliche Zeugenaussagen zuhören,
blind einerRegirung vertrauen und vielleichtgehorchen, die ihre
Verachtung des gegebenen Wortes offen eingestanden hat. Die
Akademie spricht aus, daß Männer, die ihres Namens Ansehen
in den Dienst roher Gewalt gestellt und ihr in Verkleidung ge»
holfen haben, groben Verstoßes gegen die Pflicht der Ehre und
des Anstandes schuldig scheinen. Die Akademie beschließt, diese
Erklärung in öffentlicher Sitzung verlesen und ins Protokol ein»
fügen zu lassen." (Die zwei anderen Akademien des Institut cle
ssrsnce haben dem Bannspruch zugestimmt.)„Am sechzehnten Okto»
ber haben drei von einem Unteroffizier geführte französische Sol»
daten zwölf deutsche und einenSergent in einem Grenzdorfüber-
rumpelt und gefangen. Die Deutschen sagten, sie könnten den
Hunger nicht längeraushalten und seien seitTagen bereit, sich zu
übergeben. Das ist schon öfter geschehen. Neu ist nur, daß diese
Soldaten von den Kriegserklärungen Englands und Iapans noch
immer nichts wußten und, als sie davon hörten, in Tobsucht ge»
riethen. Wenn das ganze Heer, riefen sie, erst die Wahrheit er»
fährt, werden große Massen deutscher Soldaten die Gefangen»
schaft wünschen und suchen." (I.e ^iZaro.)
»Eine Nation muß handeln wie ein anständiger Mensch. So
lange es Völker giebt, die, ohne den Schatten eines Vorwandes,
nur,weils ihnen Vortheil verheißt, über ein kleineres, aber tapfe-
res, ehrliches, fleißiges, von feierlichen Verträgen geschütztes Volk
herfallen und es niederschlagen, darf keins sich dem Wahn hin-
geben, durch seine Redlichkeit, seine guteAbsicht und durchBürg--
schaftverträge vor ähnlichem Unheil sicher zu sein. Belgien hat seine
Ehre gerettet und dasMitgefühl derganzenErde erworben.Ein
Friede, der ihm nicht zurückgiebt, was es verloren hat, und der
nicht für immer die Wiederkehr solcher Unbill ausschließt, wäre
kein Friede." (Präsident a. D. Roosevelt im Outlook.) »Um sich
von der neuen Beschießung der Kathedrale von Rheims zu ent»
schuldigen, behaupten die Deutschen, auf den Thürmen stehen Be»
obachtungposten, die Lichtsignale geben. Das ist eine neue Lüge.
Wozu sollten wir auf halb zerstörte Thürme Beobachter stellen?
Die ganze Ebene vor Reims ist eben so gut und mit geringerer
Gefahr von denNachbarhöhen auszu übersehen.Undhätten wir

auf den Kirchthürmen Posten, dann könnten sie, ohne daß derFeind
es merkt, der Artillerie durchs Telephon alles Nöthige sagen."
(l.e 1«urnal.) »An der Marne wollten die Deutschen einen Haupt»
schlag wagen: eswurdeeinFehlschlag. Sie mußten,athemlosund
schlecht genährt, weichen und an manchen Stellenwurde ihrRück»
zug wilde Flucht und unsere Offensive Verfolgung. Davon zeugt
die Beutemenge, die wir heimbrachten. Der Tagesbefehl hatte den
Truppen gesagt, daß ein großes Spiel gewagt werden solle. Da
es verloren ist, werden sie glauben, daß ihr Thun, selbst wenn es
gelingt, den Zusammenbruch nur aufschieben kann." (General
Humbel in I^a l.ibre ?sräe.) »Bei Roye ist der Feind gegen eine
Erzwand gerannt. Und während er sich da wundstieß, marschirten
wir nordwärts und fügten die verbündeten Armeen in ein Heer.
Das ganze Land zwischen Armentieres und der See wurde be-
setzt und damit, wieder einmal, das klassische Umfassungmanöver
vereitelt, das der neue rechte Flügel der Deutschen geplant
hatte. Noch ists nicht der Sieg. Wer im Dienst der Gerechtig-
keit, der Freiheit, also der Wahrheit, steht, wird das große Wort
Sieg erst nach der Entscheidungschlacht aussprechen. Doch die Luft
schmeckt nach Salz, der Wind weht kräftig aus freier Weite: man
fühlt lange schon, ehe mans sieht, die Nähe des Meeres." (l,e
l^iMro.) »Aus dem Marsch nach Paris und dem Marsch nach
Warschau ist nichts geworden. Nun ist dieReihe an dem Marsch
nach Calais. Kommen die Deutschen endlich an eins ihrer Ziele,
dann werden wir allerlei Wundergeschichten von Zeppelinen,
Riesenkanonen, Landung und Einbruch in England hören. Der
Zweck ist, panischen Schrecken in unser Inselvolk zu tragen. Die
deutsche Politik hat die Art des britischen Wesens immer verkannt
und verkennt sie noch heute. Uns läßt dieFrage von Calais ganz
kalt. Und stünden dort noch so viele deutsche Corps: wir sind nicht
einzuschüchternund indieSehnsuchtnachhastigemAbschluß eines
schlechten Friedens zu scheuchen. Unseren still gefaßten, unverrück-
baren Entschluß, mit den Verbündeten bis ans Ende zu kämpfen,
werden wir, was auch geschehe, in gelassener Ruhe ausführen."
(IKe l'imes.) »England, Frankreich und Rußland haben sich ein-
ander verpflichtet, jeden Abschluß eines Sonderfriedens zu wei-
gern. Dieser Pflicht werden sie treu bleiben: ein» für allemal feis
gesagt und verstanden! Man redet von ,nicht entehrenden Be»

dingungen'; der Kämpfer, der seine Kameraden im Stich ließe, wäre amTiefsten entehrt. Frankreich leidet; es wird, wennNoth dazu zwingt, noch mehr Leid ertragen, endlich aber seinen Feind niederwerfen. Es wird ihn inOhnmacht zwingen,ihm denHochmuth austreiben, das letzte Wort haben. Das Selbe gilt für die anderen Mächte." (Herr Hanotaux.) »Wilhelm der Zweite ist mit seinem Stab und Gefolge von Czenstochow nach Schlesien zurückgewichen. Die Wuth über die Niederlage seiner Truppen entlud sich gegen die polnischen Agrarier, die er zuHundertenindieMilitärgefäng» nisse werfen ließ." (Daily I^evs.) »Marschall von der Goltz ist ein eifriger Schmetterlingsammler. Ein zarter Falter trägt den Na» men dieses plumpen Teutonen. Ehe Goltz einen Schmetterling aufspießt, betäubt er ihn. So vermeidet er das schmerzende Schau» spiel langsamen Todeskampfes. Und diefer für Schmetterlinge gütige Mann hat geschrieben: ,Auf das Volk des feindlichen Landes muß man mit allem Schreckensmitteln einwirken, um schnell und ganz mit ihm fertig zu werden und den Krieg, im Interesse der Menschlichkeit, abzukürzen."' (I.e Lri cle Paris.) »Der Schnörkel unter dem Namenszug des Kaisers hat die Linien eines Peitschenhiebes. Die Buchstaben sind hastig und regellos aneinandergereiht. Welche Anmaßung in diesem W! Es ist die Schrift eines gewissenlosen, auf Angriff und Beute bedachten Rechners. Das Horoskop des Kaifers läßt ein tragisches Ende voraussehen. Wenn er nur das Mindeste von okkulten Dingern wüßte, hätte er sich gehütet, gerade imAugust1914RußlaNd und Frankreich den Krieg zu erklären. Das astrologische Zeichen Leo regirt Frankreich; Aquarius, das Zeichen der Revolution, Rußland. Zwischen dem vierzehnten und dem achtundzwanzigsten November 1914 wird Deutschland furchtbares Unheil erleben." (Occult INessenger.) „Wie schlecht es um die deutschen Finanzen steht, lehrt die Entwerthung desdeutschenGeldesaufdem holländischen Markt, einem derwenigen, die ihmnoch offen sind. Seit dem Kriegsanfang hat die Mark dort zehn Prozent ihres Werthes verloren. Und man schwatztunsvor, die deutscheRegirunghabe im eigenen Land vier Milliarden zu borgen vermocht! Mit welchen Listen und Trugkünsten, weiß die Welt. Zu Haus mag den Deutschen die Taschenspielerei mit Schriftstücken gelingen. Im Verkehr mit dem Ausland gilt Affenmünze nicht; da wird die Finanzkraft der Staaten

ehrlich abgewogen. Und was sehen wir dort? Deutschlands Kredit
ist gesunken, unserer aufder alten Höhe." (lournal cteL clebats.) „Die
Deutschen sind an ihrer Ostgrenze und in Frankreich geschlagen
worden und dürfen kaum noch hoffen, nach Warschau oderParis
zu kommen. Kein Wunder, daß sie sich gegen England wenden.
Deshalb der wilde Marsch nach Calais; von dieser Basis aus
möchten sie in unser Land einfallen. Sie träumen, der Aufmarsch
ihrer Truppen an der Kanalküste werde uns schrecken und zum
Friedensschluß bestimmen. Wenn sie,wider Erwarten,jemals nach
Calais kommen, werden sie merken, wie falsch ihre Rechnung war."
^?Ke (Aobe.) »Der Glaube an die Unbesiegbarkeit der Deutschen
ist schon jetzt erschüttert. Er wankt, seit sie, statt den laut verkün»
deten Triumphzug nach Paris anzutreten, von derMarne zurück»
weichen mußten. Die verbündetenHeere haben, Stein vor Stein,
den Tempel zerstört, der den,alten Gott'und das Dogma von dem
auserwählten Volk göttlichenWesens umschloß. Der ungeheuer-
liche Kult, den endlose Geräusche der civilisirten Welt aufzwingen
sollten, stürzt in sich zusammen." (I^e lemp8.) »Stellet Euch vor:
Er geht ins. Feuer! Er ist an der Front! Oft. Lasset uns dieses
Wörtchen ausschlürfen! Oft! Seit wanndenn? Seit dreiTagen?
Sonst wüßten wirs sicher längst. Zu spät, Majestät! Zu spät,
Donnerwetter! Du hast Deinen Auftritt verfehlt und möchtest
uns jetzt überzeugen, daß nicht Furcht noch GewissensbißDir den
Schlaf raubte, sondern der Lorber des großen Königs Albert."
<Herr Iean Richepin im ?etit Journal.) »In Berlin erkannte ich,
daß die Deutschen sich gern Barbaren nennen hören; sie freuen
sich, gehaßt, verabscheut zu sein,und bilden sich ein, daß die ganze
Welt sie fürchte. So viele Völker in gemeinsamem Zorn wider
Deutschland: darauf sind sie stolz. Die neuste berliner Mode ist
jetzt, Sympathie mit Frankreich auszudrücken. ,Gegen uns kom-
men, natürlich, die Franzosen nicht auf. Deutschland überAlles!
Schließlich sind sie aber nicht ganz unwürdig, gegen Wilhelms
Soldaten zu kämpfen. Sie sind ritterlich, geistreich, fein und tapfer.
Schade um das arme Frankreich, das, wider feinen Willen, von
den niederträchtigen Briten, den Mördern Iohannas von Or-
leans, denKerkermeistern Napoleons,in diesen Krieggezerrtwor»
den ist.' Solche Sätze hört man hier. Bereut das schmutzige Thier
seinen Frevel? Nein. Aus ihm spricht nur der leidenschaftliche

Haß gegen England. Ieder denktnur an die Landung in Britanicn. Ieder schwelgt in der Vorstellung, daß fünfhundert Zeppelinschiffe gebaut und vierhunderttausend Mann an die britische Küste geworfen werden. Die einfachste Sache, nicht wahr? Alle glauben, daß wir die Angreifer waren und daß Deutschland endlich doch siegen wird. Ieder Tag bringt neue offizielle Lügen, die den süßen Wahn nähren. Geduld: auch die Deutschen werden erwachen. Dann aber mögen sie auf der Hut fein!" (Herr Aghion im IViatin.)

Im Nebelmonat.

Wer den Klängen, den Bildern der Fremde das Ohr und das Auge verschließt, kann leicht erschlaffen. Er verlernt (oder lernte nie), daß die Schwarzkünstler und Heinzelmännchen der Heimathsich emsig mühen, ihn und Seinesgleichen anjedem Morgen mit Honig zu letzen, vor jedem Mittagsmahl mit russischer Sakuska in Eßlust zu reizen, für jede Nacht mit Wärmflaschen auszustatten. Hier heißts, Englands Handelsflotte (die bisher ein Schiff von hundert verlor) sei zur letzten Oclung fertig. Dort werden die gefangenen Russen so oft vorgeführt wie in Opernaufzügen mannichfach vermummte Statisten (und der arglos Gläubige fragt weder, ob derZar nun, ohne Mannschaft, Kinder und Mütterchen ins Feld stellen werde,noch, warum dieUeberwinder solcherMenschheit nicht rechtvorwärtskommen). Gestern zerrauften Inder undAraberdesBritenleunMähne;morgen mähtihmund seinen Wüstengefährten die Osmanensichel die Köpfe vom Rumpf; und übermorgen setzt vielleichtFerdinandus Rex (wenn ersich nich t nach der anderen Seitebesinnenmuß)denHeldenfußaufdiebebende,verblutendeFlanke.Ob fo unwürdiges Getös, Geschwätz, Getrügnichtim HausreiferMenschenentbehrlichwäre?Gewißist,daß es nirgends und niemals lange genug währen kann. Daß einmal derTagdämmert,indessenNebelröthedieGehätschelten,Gefütterten, Eingewickelten zuerst ungeduldig, dann mißtrauisch, endlich imWillensstrangschwachwerden. ErsteFrage: „Weshalb gehts, nach glorreichem Anfang, jetzt so langsam?" Zweite: „Erfahren wir wirklich Wahres?" Dritte: „Räth vorsichtige Vernunft nicht, ein irgendwieleidliches Endezumachen?"Grauteuns dieser Tag: Deutschlands Sache wäre zur Hälfte verloren. Drum ists nöthig, dem Feind ins Antlitz zu schauen, seine Stimme zu hören, den Puls seines Willens zu fühlen. Drum müßte dem Herrn Mei»

nungredakteur, der sich einen Patrioten und Schlaukops gardün»
kelt,weil er zwischen je zwei Hauptsätze eines lehrsamen Berichtes
sein unwahrhaftiges Schnoddersprüchlein klemmt, als einem un»
redlichen Händler die Kundschaft entzogen werden. Nicht daraus
kommts an, daß aus dem Holzpapier nur Rosinen zu naschen sind
und nie Bittermandeln den Gaumen ärgern, sondern auf die Er»
haltung der Volkswillenskraft für eines ungeheuren Krieges un-
errechenbare Dauer. Kein Stück von ihr werde vergeudet!
Die Iungtürken haben ihren, vor tausend scharfen Augen,
lange vorbereitetenFeldzug gegen den westöstlichen Dreibund, den
einzig noch lebenden, begonnen. Welchen Zeitraum er füllen, wo»
hin er führen, ob er auch uns nützen wird, kann heute kein Sterb»
licher wissen (und der Politiker, ders ahnt, darf es, auch wenn er
vor Behörden nie schlottern lernte, nicht sagen). Eins nur: Noch
derNutzen müßte, von beiden Zinsgenießern, eines Tages furcht-
bar theuer bezahlt werden. Deutlich aber, schroff sogar müssen wir
unsere Sache von der des Paschas und Prinz»Gemahls Enver
scheiden. Osmans Glück auf den steilen Weg! Doch was da wird,
ist nicht unserKrieg.Ist ein dem japanischen nicht nur durchdieHaut-
farbe ähnlicher. Wer den einen verdammt, sänke aus der Achtung
Ernster, wenn er den anderen priese. Wer den Türken als den
Genossen unseres Kampfes huldigt, nimmt, auf jedem Platz, dem
Deutschen Reich die Bleibsel gewichtiger Zuneigung und fördert
das Spiel unferer Feinde, die schon die neue Mär ausschreien.
»Sie könnens allein nicht schaffen und haben sich, am Thor der
Verzweiflung, die Khalifenhorde gemiethet." Schlimm genug,
daß auf berliner Straßen ein Geschmatz wie von Bruderküssen
hörbar (und bis in den Athem Oeffentlicher Meinung ruchbar)
wurde. Schlägt der Türke den Russen, unterschlägt er demFran»
zosen Schuldsumme und Zins, bleibt der Balkanbund und der
Herr über Libyen still, steht der Islam gegen den angelsächsischen
Bändiger auf: wir werden jeden Streich behutsam münzen. Aber
wirbleiben allein.Uns kann, soll(und,geradeheraus:darf)Keiner
helfen. Die Stunde zur Genossenschaft ist verstrichen. Pflicht jetzt:
scharfe Trennung der Verantwortunglasten. Deutschlands Gren-
zen sind beinahe wieder frei. Seine Völkernoch des Kampfes nicht
müde; und fähig, eineMillion neuer Krieger in den nächstenLenz
zu schicken. Saget ihnen, was ist. Das Wagniß war ungeheuer.
Dennoch: Wir habens mit wachen Sinnen gewagt.

Zucker und Fett.
Fabrikant und Händler, dem die Möglichkeit winkt, Geld zu verdienen, kann sich auch in Kriegszeit nicht leicht zu „höheren Rücksichten" bequemen. Die könnten im Auckerreich von ihm verlangt, werden. Deutschland ist der stärkste Produzent von Rübenzucker. Die Gefahr eines Zuckermangels ist kaum denkbar; der Neberschuß, der exportirt wird, ist so groß, daß selbst nach schlechter Ernte der inländische Verbrauch befriedigt werden kann. Die Zuckerrüben» campagne 1913M war sehr erfolgreich: da kam der Krieg und das Ausfuhrverbot, das dem wichtigsten Abnehmer deutschen Zuckers, Großbritanien, das Leben entzuckern, also verbittern sollte. Gegen diese Taktik war nichts einzuwenden. England will unserem Handel schaden; wir müssen ihm vergelten, wo wir können. Vor einigen Iahren konnte der Rübenzucker das Säkularfest der Erinnerung an die Kontinentalsperre feiern, die ihm zu seiner wirtschaftlichen Bedeutung half. Vorher hatte der Rohrzucker die Welt beherrscht; der Kampf gegen Englands übermächtigen Handel erzwang den Sieg der Rübe über das Rohr. Heute will Britanien den Handel seines stärksten Konkurrenten niederringen; es ist nicht mehr Objekt, sondern Subjekt der Kontinentalsperre. Die englischen Versuche, sich eine leistungfähige Rübenzuckerindustrie zu schaffen, um von Deutschland und Oesterreich°-Nngarn unabhängig zu werden, sind an dem Mangel natürlicher Voraussetzungen, besonders der zum Zuckerrübenbau geeig« neten Menschen, gescheitert. Trotzdem wurden die Bemühungen, seit dem Bestehen der Brüsseler Auckerkonvention, immer wieder erneut. Durch die Zuckerkonvention (eine Schöpfung Chamberlains) vom ersten September 1903 wollten die Briten den Kolonialzucker gegen den mörderischen Wettbewerb des europäischen Prämienzuckers schützen, zu gleicher Zeit aber ihrer Nahrungmittelindustrie, besonders der Fabrikation von Marmelade, den wohlfeilen Bezug des Rübenzuckers sichern. Unordnung auf den Zuckermärkten, Preiswillkür und Ausbeutung der Konsumenten durch die Spekulation: an sittsamen Triebkräften fehlte es auch damals nicht. Ne meisten Länder Europas schlössen sich der Konvention an. Doch im vorigen Jahr beschlossen England und Italien den Rücktritt. Die Konvention war 1913 abgelaufen, wurde aber, trotz den beiden Lücken, für fünf Jahre erneut. Heute lebt sie nicht mehr. Frankreich und Belgien sind durch den Krieg ausgeschieden. Bleiben Deutschland, Oesterreich«-Ungarn, Luxemburg, die Niederlande und die Schweiz. Ob der Torso nach dem Krieg ergänzt werden kann, ist ungewiß. Die britische Regirung wollte hindern, daß das alte, den englischen Markt störende System der Ausfuhrvergütungen und Schleuderpreise wieder wirksam werde. War die Kündigung ein Versuch, sich früh auf die Sperrung der europäischen Zuckerausfuhr vorzubereiten und den Import von kubanischem Zucker

Zucker und Fett,
zu fördern? Sicher ist, daß, die Briten den deutschen Zucker noch lie» den und auf Umwegen diese süße Speise zu erlangen suchen. Dadurch entstand der Zwiespalt in den Meinungen über die Zuckerausfuhr wäh« rend des Krieges. Der ändert schnell alle Lebensbedingungen. Wünsche des Nehmers und Interessen des Gebers gerathen in heftigen Streit; die Bedürfnisse des Händlers stoßen auf die des Staates, manchmal auch des Erzeugers. Im Jahr 1807 hatte England die Zuckerkrankheit fast schmerzlos überstanden; jetzt, hofft man, wird sie das Inselreich nicht nur Plagen, fondern auch schwächen. Sein Versprechen, Rohjv» und Rübenzucker gleich zu behandeln, ist hinfällig geworden. Auch der Wirthschaft naht eine neue Zeit. Wie sollte Deutschland im Zucker» krieg seine Schlachtreihe aufstellen? Das war die umstrittene Frage.
Der Bundesrath hatte den Wortlaut des Ausfuhrverbotes ge-
ändert und bestimmt, daß, die Ausfuhr das übliche Quantum haben darf, natürlich nur für den Werkehr mit neutralen Ländern. Da diese Länder aber von 11 Millionen DoPPelcentnern, der Ausfuhrmenge des Jahres 1913, n!ur den fünften Theil bezogen haben, während auf England und seine Kolonien 8V2 Millionen fielen, gilt die neue Verfügung Manchen als unhaltbar. Britanien kann in Holland Zucker kaufen, uach Holland kommt deutscher Zucker: die Zuckersperre ist also gegen England nicht wirksam. Der Geschäftsmann sieht die mageren Tage des deutscheu Außenhandels und sagt sich: „Wir dürfen keine Gewinnmöglichkeit auslassen und schädigen den Feind auch durch hohe Preise." Diese Auffassung ist nicht leicht zu widerlegen. Die deutsche Zuckerindustrie ist ein wesentlicher Theil des deutschen Geschäftskörpers; und wird gefordert, daß, der Kreislauf der Güter und des Geldes kein Hemmniß finde, so darf nichts geschehen, was den Weg der Produkte zum Abnehmer sperrt. Deshalb waren die Zuckerleute nicht einmal mit den Konzessionen zufrieden, die ihnen die Regirung machte: sie wollten, daß ihnen die Aussuhr ganz freigegeben werde. Dis andere Partei sagte: „Niemand weiß, wie die Ernte des Jahres 1913 ausfallen wird. Auch auf schlechten Ertrag muß, man gefaßt sein. Da Zucker ein unentbehrliches Nahruugmittel ist, müssen wir ihn für den eigenen Verbrauch aufsparen, statt ihn Fremden zu verkaufen."
Die Physiologen treten auf den Plan und weisen auf die drohende Fettnoth. Der Krieg ist eine Entfettungskur, nicht nur wegen der knapperen Zutheilung der Nahrung, sondern auch, weil weniger Fett ins Land kommt. Amerikanisches Schweineschmalz nnd Margarine werden zu Luxusartikeln; und die Viehmast wird zum Kunststück, wenn es nicht mehr genug Futter giebt. Der Talg, den man sich in Tagen des Ueberflusses nur als einen Gegenstand des Schreckens vorstellen, kann, gilt in Nothzeit als Manna. Deutschland bezieht einen Theil seiner Futtermittel vom Ausland. Dieser Theil fehlt nun. Um den Mangel auszugleichen, giebt es zwei Möglichkeiten: mehr Vieh zu schlachten oder Ersatzfutter zu schaffen. Der erste Weg ist durch einen Stacheldrahtzaun von Bedenken gesperrt. Wird die Zahl des Schlacht-

Viehs verringert, weil es nicht zu ernähren ist, s« hird der „Mut» koeffizient^ derVevSlkerungheruntergesetzt. Die ganzeWirthschaft leidet, wenn die Zahl unseres Zuchtviehs verringert wird. Also bleibtdie Lösung des Problems von der Futterseite aus. Korn oder Kartoffeln den Menschen entziehen und dem Vieh geben: Das wäre Kurpfuscherei. Zucker ist für die Viehfütterung brauchbar; Melasse ist ein wichtiges Zuckerprodukt. Wird wenig Rohzucker exportirt, dann haben wir in ihm ein Nahrungmittel: zwei Gramm Zucker haben die selbe Nähr« kraft wie ein Gramm Btutter oder Schmalz. Die fehlende Fettmenge müßte also durch das doppelte Quantum Zucker ausgeglichen werden. Deshalb bekommen die Neutralen nicht mehr Zucker als vor dem Krieg. So kämpft der Physiologe und Volkswirth gegen den Industrie- mann. Ieder will dem Volke dienen. Der Eine es vor der Gefahr der Entfettung und des Verhungerns schützen, der Andere für die Le- benskraft der Wirthschaft sorgen. Iener hält Muskeln und Fasern für wichtig; Dieser Gewinne, Dividenden und einen guten Abschluß, der Handelsbilanz. Der Streit kann erst entschieden werden, wenn man genau weiß, wie lange der Krieg dauern wird. Davon hängts ab, ob sich Deutschland eine reine Industriepolitik gönnen darf. Das Fett kann, unter Umständen, auch Schicksal der Industrie werden. Man muh die Räder schmieren, daß sie laufen. Was in den Fabriken saust und lärmt, was über die Eisenbahnschienen ächzt und kreischt: Alles muß geschmiert werden. Keine von den Millionen nnd Abermil» lionen Achsen, die sich in der wirtschaftlichen Großwerkstätte des Deut» schen Reiches drehen, darf sich heiß laufen. Kein Rad, das gebraucht wird, darf stillstehen. Der Krieg verlangt angespannte Arbeit zahlloser Maschinen; Schmieröl ist deshalb die Parole. Deutschland braucht in dem stürmischen Lebenshunger, der seinen Wirthschaftmechanismus beherrscht, große Mengen des wichtigen Produktes. Die Iahreseinfuhr mineralischer Schmieröle beträgt etwa 260000 Tonnen. Der Haupt» lieferant sind die Vereinigten Staaten: III 000 Tonnen. Danach Ruß» land mit 10300« und Oesterreich mit 3« 000 Tonnen. Die russische Sin» fuhr ist natürlich zu streichen. Bleibt die österreichische als sichere, die amerikanische als zweifelhafte Größe. Wenn es gelingt, den Import von Amerika zu erhalten, so ist jede Sorge gebannt. Sonst muß Ersatz geschafft werden. Die anderen Produzenten können ihre Lieferungen steigern; im Verbrauch läßt sich sparen, da die Industrie nicht mit voller Kraft arbeitet und das Schiffahrtgeschäft fast aufgehört hat. Trotzdem ist nicht sicher, ob man ohne Ersatzstoffe auskommen wird. Reichen die mineralischen Quellen nicht aus, so müssen die Thiers helfen: Fett, statt des Schmieröls. Der gesteigerte Zuckerkonsum kann also auch den Maschinen das Leben erleichtern, wenn der Mensch auf einen Theil der thierischen Fette, die er zu seiner Ernährung braucht, verzichtet. Ein Glück ist, baß wir überall tüchtige Männer haben, die all diesen schwierigen Fragen die nützlichste Antwort suchen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. -
Berlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag « Garleb G, m. b. H. in Berlin.

der 1914.
Nr. «,
— Die Zukunft.

DeuMmdsfiöuvnde
Giaarettmmarke

IsmpFlKoKi' fslll
^vzsdl Wussr Ivit derrscd»kt!lcnev >««dnuklgell von <l—7 ^Iminern
Vsrn>««sserdereituvg, elektrisckes ^I.Icdt, ksdrstudI etc. Liaig»
sprecden In Idrem Kusbsu den besten Lsuten 6es ^Vestens. vis
^ ^ vie^ Verdln6uog ist 6ie 6enKbsr^ beste. Secks Strsssen»
vsck iZeiv Usllescden ^or c«. 7 Hilinuisn,
, <Zer Leipziger LcKe cvsrlottenstrssse c», <S »Inuts»,
» 6er Sitterstrssse—!Uorlt2pIst2 cs, 1t> Hlnutsn,
^ Sem OöodokkpIst? IS «>nuten. ^ ^ S MK t
Oreibur>6s^r^sss, Loks üstidäobülr^sss, Ill «eiliger »ls lö AlNUten ?IlM
pots^nmei' l>Isti. k S P l , it l dU d 8 11
IKIetsduresn sm Llogsng Ses ?ernpeldoker kelrles, Orsibu S.
^Vsscdtolletten Sis >Vsrnl» „nck üi>>t»ssserleltuugeo, bs^iiLlioK cks?
Kus»sdI cker Inpeten virck tu bsrsitvllllgstsr ^v»is» lieLKuilug e«tr!>ssl>.

Nach hundert Tagen.
Niemals zufrieden!
?R^on der Lys her, ausWestflandern, wo deutsche Krieger jetzt
WM den Ruhm ehrwürdigerFeldzeichen erneuen, kam vor hun»
dertzwanzigIahren zum erstenMal dieKundevomHeldengeist des
Mannes,dessen im schwerstenKampfdeutscherGeschichte gedacht
werden müßte, auch wenn nicht der Kalenderzufall an den Sohn
der erstenNovemberhälfte erinnerte.An denSchmiedpreußischer
Waffen, den Zeugerund Erzieher deutscher Wehrmacht. Im Krieg
der verbündeten Monarchien gegen das Heer der jungenFranzö»
fischen Republik hatte, an der Seite und als das Hirn des han»
noverisckenGeneralsvonHammerstein,derachtunddreißigjährige
Hauptmann Gerhart Iohann David Scharnhorst aus der flan»
drischenFestungMenin, demMeenen vlamischer Spinner, einen
Ausfall und Durchbruch gewagt, dessen Kühnheit derFeind selbst
bestaunte(und dessenNachglanz noch dreizehnIahre später Herrn
Neidhart vonGneisenau, als denNachfolgerLucadous imKom»
mando der belagertenFestungKolberg, zu dem Ausfall und Stur m
auf den Wolfsberg ermuthigte). DieFranzosenCarnots,Hoches,
Marceaus waren 1794 stärker als die Kämpfer für ererbtes Kö»
nigsrecht. Die unbequeme Selbständigkeit preußischer Generale
hatte in London verstimmt, die Engländer schickten kein Geld mehr
an die Spree und aus der eigenen Kasse konnte der König neuen
Krieg nicht bezahlen. Das beste Heer der Koalition war also ge-
lähmt, Pichegru drang über die gefrorenenFlüsse in Holland ein,
England mußte weichen und die Gründung derBataverrepublik

dulden. Die Berliner freuten sich noch an dem Novembersieg, den
ihrHccr,unterdemBraunschweiger,beiKaiserslauternüberyoche
erfochten hatte, und sangen zum ersten Mal zu Haendels alter
Weise den neuen Text (von BaltasarSchuhmacher): »Heil Dir im
Siegerkranz!" Vier Lustren gingen,ehe einPreuße eswiederan»
stimmen durste.Auch unter demjungenKönig,FriedrichWilhelm
dem Dritten, verwittert das Heer Fritzens, der doch laut gewarnt
hat, Mannestugend nicht durch trägenHochmuth undWeichlich»
keit zerbröckeln zu lassen. Neue Warnung wird von den Stimmen
übertönt, die der Dünkel alter Truppenführer in den Glauben be»
thört hat, Preußens Armee sei noch unübertrefflich und unüber»
windlich. AmVorabend ihres Niederbruches nennt selbst Blücher,
der nie mit Bewußtsein Unwahres spricht, sie unbesiegbar. Feld»
Marschall Moellendorff setzt hinter jeden Neuerungvorschlag nur
die barsch höhnende Antwort: »Das ist vor mir zu hoch!" Kabinets»
rath Mencken (der Vater Wilhelminens, die Bismarcks Mutter
wurde) mahnt immer wieder, nicht zu viel Geld für Soldaten aus»
zugeben. Und schon wird öffentlich die Frage erörtert, ob man in
Friedenszeit überhaupt ein Heer brauche. Dennoch wird die Prä»
senzziffer, um ein Geringes, erhöht. Iede Besserung der Technik
aber, gar der Rath, den ins Ungeheure angeschwollenen Troß zu
mindern, als vonAbenteurernersonneneNarrheit abgelehnt. Der
Soldat treibt, wenn er aus der Kaserne heimkehrt, sein Gewerbe
und erzählt der Familie, daß heute wieder der Teufel los war,
weil nicht jeder Zopf die vorgeschriebene Länge, nicht jedes Heu»
bündel dierechteForm hatte. MancherBatteriefehlendiePferde.
UmvonBerlin nach Breslau zu kommen, kriecht einArtillerieregi»
ment vier Wochen durch den Sand. Das Offiziercorps wehrt sich
starr gegen den Eindrang wissenschaftlichen Geistes. Die verwil»
dernden Iunker des Gendarmesregimentes ärgern den berliner
Bürger durch Maskenaufzüge,in denen, zumBeispiel, ein langer
Reiter, als Katharina von Bora verkleidet, den Doktor Luther
mit der Hetzpeitsche bedroht. »Das Civil" mochte froh sein, wenn
es nicht selbst Hiebe bekam. Vergebens kündet der König dem
Offizier strengste Strafe an, der »auch nur den geringsten meiner
Bürger brüskirt"; ruft vergebens: »Die Bürger unterhalten die
Armee,nicht ich!«Mit dem schärfstenWortist eingewurzelterMiß-
brauch nicht auszuroden. In dieses Heer tritt, als Oberstlieutenant

der Artillerie, Scharnhorst. Wird bald zum Leiter einer Offizier»
Lehranstalt ernannt undgründet dieMilitärischeGesellschaft. Er
spricht über die Feldzüge Friedrichs und Bonapartes, lehrt, daß
einHeer »nie konzentrirt stehen dürfe,aber stets konzentrirt schla»
gen müsse," und weckt durch solche Ketzerreden das Verständnis
für die Pflicht aufdämmernderKriegstage. Wie war derMann?
»Schlank und eher hager als wohlbeleibt, trat Scharnhorst,
ja,schlenderte er sogar unsoldatisch einher; gewöhnlich etwas vorn»
übergeneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen,
edlen Zügen ausgeprägt; sein blaues Auge groß, offen, geistreich
und schön. Doch hielt er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich
geschlossen, selbst das Auge halb geschlossen, gleich einem Manne,
der nicht Ideen in sich ausjagt, sondern über Ideen ausruht. Doch
tummelten sich die Ideen in diesem hellen Kopf immer herum; er
hatte aber gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb
durchsichtigen Schleier zu umhängen, während es in feinem In-
neren kochte. Doch wie sicher und fest geschlossen er seinAntlitzund
dessen Geberden auch hielt: er machte den Eindruck des schlichten,
besonnenenMannes; man sah keine Vorlegschlösser. So war sein
Wesen; er hatte es durch sein Schicksal sowohl als durch seinenVer-
stand gewonnen. Aus niederem Stand hatte. r sich emporgerungen
und von unten auf viel gehorchen (auch der Noth) lernenmüssen.
Seine Stellungin Preußen war,bei aller Anerkennung seiner Ver-
dienste durch denKönigund durch vieleEdle, doch die einesFremd»
lings,eines beneideten Fremdlings, geworden; denn inderbösen
Zeit, feit den Iahren 1805 und 1806, hatte er, von den Eigenen und
denFremdenbelauertunddenwelschenSpähernlängstverdächtig,
auch wo «Großes und Kühnes schuf und vorbereitete, immer den
Unscheinbaren und Unbedeutenden spielen, sich freiwillig gleich»
sam zu einemBrutus machen müssen. Auch seine Rede war Diesem
gemäß: langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber, in
fast dehnendem Ton, kühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher
Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, geradeste Kühnheit
in befonnener Klarheit: Das war Scharnhorst; er gehörte zu den
Wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit
und Recht auch um keines Strohhalms Breite zurückweichen foll.
Muß ich noch erinnern,daß dieser edle Mensch,durch dessenHände,
als des stillen Schaffers und Bereiters, Millionen hingeglitten

waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben lassen? Er ist ein vir innocens im Sinn der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben. Solche war die Art und Geberde dieses ernsten und tugendhaften Mannes, der tiefer als irgend» einer des Vaterlandes Weh gefühlt und mehr als irgendeinerzu dessen Heilung gestrebt und gewirkt hat. Wenn er so dastand, auf seinen Stockgelehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Hauptes und halb verschlossenen Auges und doch zugleich kühnster Stirn, hätte man meinen mögen, er sei der Todesgenius, der, über den Sarkophag der preußischen Glorie gelehnt, den Gedanken ver» klärte: Wie herrlich waren wir Preußen einst!" (Ernst Moritz Arndt.) »Scharnhorst stand imKrieg von 1806 derHeeresführung nah genug, um die Gebrechen der friderizianischen Armee, die letzten Gründe ihres Unterganges ganz zu durchschauen. Iene stramme soldatische Haltung, wie sie der König von seinen Offi» zieren verlangte,war dem einfachen Niedersachsen fremd. In un» scheinbarer, fast nachlässiger Kleidung ging er daher, den Kopf ge» senkt, die tiefen, sinnenden Denkeraugen ganz in sich hineingekehrt. Das Haar fiel ungeordnet über die Stirn herab; die Sprache klang leife und langsam. In Hannover sah man ihn oft, wie er an dem Bäckerladen beim Thor selber anklopfte und dann mitWeib und Kindern draußen unter denBäumenderEllenriedezufriedensein Vesperbrot verzehrte. So blieb er sein Leben lang; schlicht und schmucklos in Allem. Doch die Ueberlegenheit eines mächtigen, , beständig produktiven und durchaus selbständigen Geistes, der Adel einer sittlichen Gesinnung, die gar nicht wußte, was Selbst» sucht ist, verbreitete um den fchlichtenMann einen Zauber natür» licher Hoheit, der die Gemeinen abstieß, hochherzige Menschen langsam und sicher anzog. Er war ein echter Niederdeutscher; schamhaften Gemüthes, still und verschlossen von Natur. Das Lob klang ihm fast wie eine Beleidigung, ein zärtliches Wort wie eine Entweihung der Freundschaft. Die Offiziere sagten wohl, seine Seele sei so faltenreich wie fein Gesicht; er gemahnte sie an jenen Wilhelm von Oranien, der einst, still und verschlagen, den Kamps gegen das spanischeWeltreich vorbereitet hatte. Und wie der Ora« nier, so barg auch Scharnhorst in verschlossener Brust die hohe Leidenschaft, die Kampflust des Helden. Er kannte die Furcht nicht, er wollte nicht wissen,wie sinnbethörend dieAngstnacheinerNie»

derlage wirken kann; in den Kriegsgerichten war sein Urtheils»
spruch immer der strengste, schonunglos hart gegen Zagheit und
Untreue. Niemand vielleicht hat dieBitterniß jener Zeit in so ver»
zehrenden Qualen empfunden wie dieser Schweigsame; Tag und
Nacht folterte ihn der Gedanke an die Schande seines Landes.
Alle nahten ihm mit Ehrfurcht; denn sie fühlten unwillkürlich, daß
er die Zukunft des Heeres in seinem Haupte trage." (Treitschke.)
Was hat der Mann dem Lande geleistet? Er schuf ihm das
der Nothwendigkeit genügende Heer, Landwehr und Landsturm;
er war der Organisator des Sieges. Fünf Iahre stand der Han»
noveraner in Preußens Dienst, als der von den Treusten lange
gefürchtete Zusammenbruch Ereigniß wurde. Scharnhorst wird
bei Auerstädt verwundet, bei Lübeck gefangen; bei Eylau lächelt
seinem heißen Werben das Schlachtenglück. In den Tagen des
Unglücks will er nicht aus demDienst scheiden; »so lange der KS»
nig noch einen Soldaten hat,ists wider mein Gefühl." MitGnei-
senau, dem um fünfIahre jüngeren Franken, eintihnderWunsch,
»wenn derStaat sich wieder erhebt, mit einem kleinen Gehalt zu»
rückzutreten und nur im Krieg wiederzu dienen; im Sonnenschein
des Glückes mögen Andere sich wärmen." Mit Gneisenau, Grol»
man und Boyen, die seines Mollens Stab sind, beherrscht er den
Ausschuß, der die Reorganisation des Heeres vorbereiten, zu-
länglichen Offizierersatz sichern sollundvorjedemanderenGrund--
satz dem Geltung erringt, daß nicht gemietheten Ausländern, daß
fortan nur seinen Söhnen das Vaterland die Vertheidigung an»
vertrauen dürfe. Seit dem Frieden von Tilsit ist Scharnhorst Ge»
neraladjutant. Im Iahr 1809 wird er heimlichen Ungehorsams
und dunkler Mächlerei mit den Engländern verdächtigt und sein
ReformplandemKriegsherrnalsunbrauchbarerTanddargestellt.
«GeneralScharnhorst verfolgt, ve eumdet, denunzirt,noch krank
von einem Gallenfieber, will von seinem Posten abtreten!" Gnei»
senau schreibts an den Grafen Götzen, den Statthalter in Schle»
sien. Und an Friedrich Wilhelm: »Wenn schon früher die Leiter
der Militärgeschäfte Eurer Majestät mit eben der Einsicht, Ent»
schlossenheit und eben dem Muth gedient hätten wie die Männer,
die man jetzt chaotischer Verworrenheit beschuldigt, dann wären
die Berathungen über das Militärwesen wahrscheinlich nicht am
Pregel (in Königsberg), sondern ruhig ander Spree fortgepflogen

worden." Der König entrafft sich den Schlingen listiger Ver»
leumdung, setzt Scharnhorst dem Kriegsdepartement vor und er-
laubt, endlich, dem lange Verkannten, Verhöhnten, sein Krüm»
persystem auszubilden und das »Volk inWaffen" auf tragfähige
Beine zu stellen. »Das Leben führte ihn einen rauhen Weg, im»
mer zwischen Feinden hindurch; in Hannover hatte der Plebejer
mit der Mißgunst des Adels, in Preußen der Neuerer mit dem
Dünkel der alten Generale zu kämpfen. Als ihn das Vertrauen
des Königs, die allgemeine Stimme derArmee an die Spitze des
Heerwesens stellten,damußte er fünfIahre lang das finstereHand»
werk des Verschwörers treiben, unter den Augen des Feindes für
die Befreiung rüsten. So lernte er jedes Wort und jede Miene
beherrschen und der einfacheMann,der für sich selberjedenWinkel»
zug verschmähte, wurde um seines Landes willen ein Meister in
den Künsten der Verstellung, ein unergründlicher Schweiger, listig
und menschenkundig. Mit einem rasch forschenden Blick las er
dem Eintretenden sofort die Hintergedanken von den Augen ab;
und galt es,ein Geheimniß des Königs zu verstecken, dann wußte
er mit halben Worten Freund und Feind auf die falsche Fährte
zu locken." (Treitschke.) Der Schöpfer deutscher Wehrfähigkeit
weiß auch, wie der junge deutsche Mensch zu behandeln ist. An
seine Tochter Iulie (die eines Dohna Frau wurde) schreibt der
Witwer: »In der äußeren Behandlung der jungen Männer soll
aus eine ihrer bisherigenBildung und künftigenBestimmung gleich
angemesseneWeise verfahren werden. DerDienst darf ihnen nicht
verleidet, zu gleicher Zeit aber auch nichts verabsäumt werden,
um in ihnen den jeglichem Kriegsheer unentbehrlichen Geist der
Disziplin und Kriegszucht tief und unauslöschlich zu begründen.
Keine ungesetzmäßige Handlung soll ihnen durchgesehen, keine
zweckwidrige Ungebundenheit gestattet werden. Dagegen muß ihre
Zurechtweisung bei Unwissenheit oder Unbeholfenheit im Dienst
auf eine liebreiche und väterlicheArtgeschehen; bei ihrer begreif»
lichen Unbekanntschaft mit dem Wesen und den Verhältnissen des
Dienstes muß nicht gleich Alles auf einmal verlangt, zumal im
Anfang mancher Fehlgriff übersehen werden." Er müht sich im
Iahr 1811, dem König den Entschluß zum Krieg abzuringen. Ver»
gebens. Noch einmal tritt Gneisenau am Thron für ihn ein.
„ ScharnhorstisteinMann,demmanoft hierzu Lande nur das Ge»

biet derTheorie einräumen und dem man mich gleichsetzenmöchte,
mich, der ich ein Pygmäe gegen diesen Riesen bin, dessen Geistes»
jiefe ich wohl bewundern, nimmer aber ergründen kann." Dennoch
muß Scharnhorst für sich, für den fränkischen Freund und fürBoyen
abermals den Abschied erbitten, da der König den Oberst von
Knesebeck nach Pctcrs burg schicktund den Zaren anflehen läßt, den
Frieden zuwahren. Erst im Februar 1813, in Breslau, hat Fried»
rich Wilhelm, »wahrscheinlich durch die heilbringende Nähe
Scharnhorsts, begriffen, daß er sich rüsten müsse." (General von
derMarwitz.)Was den tapferen Raisonneurwahrscheinlich dünk-
te, ist seitdem als wahr erwiesen worden. »InBreslau sprach sich
noch nicht die Entschlossenheit aus, gegen Frankreich zu kämpfen,
Vie ich sie in der Mark gefunden hatte und wie die täglichen Be»
richte aus Ostpreußen sie schilderten. Ein großer Theil des an»
wesenden Adels war zwar nicht gegen denKrieg, wohl aber dem
Staatskanzler (Hardenberg) und Scharnhorst abgeneigt, die er
<lls die Hauptförderer liberaler Ideen und namentlich der Ver-
leihung des bäuerlichen Eigenthumes haßte. Trotz allen ermun»
zernden äußeren und inneren Anzeichen blieb die Stimmung des
Königs doch immer noch im höchsten Grade unentschieden. Und
im höchsten Grade unbillig war er gegen den um ihn so hochver»
Hienten Scharnhorst. Daß Scharnhorst, unterstützt durch die Zeit»
Ereignisse, mitseinenAnsichtengesiegt hatte,mochte wohl derHaupt»
'grund zu diesem Benehmen sein. Das wirkte auch so stark auf
Scharnhorst, daß er den Gedanken faßte, aus dem Dienst zu tre-
ten. Durch einen glücklichen Zufall hatte ich diese Stimmung von
Scharnhorst (der sonst insolchenDingenselbstgegenseineFreunde
verschlossen war)früh erfahren: und so wurdeesmirmöglich,dem
Staatskanzler davonNachricht zu geben, der durch seine Vorstel-
lungen den König von da an zu einer anderen Auffassung ver»
'mochte." (HermannvonBoyen: »Denkwürdigkeiten." Dieser erste
Kriegsminister Preußens hat auch geschrieben: »GegenScharn»
Horst war der König ungerecht, indem er die Schuld seiner Unent-
schlossenheit von sich auf andere Gegenstände zu wälzen suchte, auch
oft Verdacht äußerte. Diese Verhältnisse wirkten auf Scharnhorst
so nachtheilig, daß ein Nervenfieber ihnandenRand des Grabes
brachte; der edle Mann trug von da ab den Keim der zerstörten
Gesundheit insich. Alles, was Landesbewaffnung oder außerhalb

derBahn des Herkommens liegende Entwickelung eines freieren
kriegerischen Geistes beabsichtigte, hatte bei dem König entweder
kein Zutrauen oder fand sogar an ihm einen entschiedenen Geg»
ner'.) Ward die Zeit noch nicht erfüllt? Im April ist Scharnhorst
Generalstabschef des preußisch-russischen Heeres, das Sachsen
vom Ioch der Fremdherrschaft lösen soll; und Gneisenau jubelt:
»Iedes Herz ist hochgestimmt. Mein munterer Feldherr (Blücher)
ist neu begeistert. Scharnhorst, unser Erster Generalquartier«
meister, leitet uns. Als unsere Kavallerie von Breslau abzog,
flog in der selben Richtung ein Schwarm Krähen. Ha, sagten die
Soldaten, diesen Krähen hat das Franzosenblut gut geschmeckt;
sie kommen uns nach, um noch mehr davon zu fressen. Ich bin
nie so hoch beglückt gewesen. Die Morgenröthe eines schönen
Tages erblickend, lebe ich der beseligenden Ueberzeugung, daß
wir Preußen nicht wieder unterjocht werden können: denn die
gesammte Nation nimmt Theil an dem Kampf; sie hat einen
großen Charakter entwickelt und damit ist man unüberwindlich.
Wir werden unseren Enkeln die Unabhängigkeit hinterlassen."
Nur die Morgenröthe des schönen Tages hat Scharnhorst
erblickt. Aus zuverfichtlichemHerzen ruft er der Tochter zu: »Mag
derFeind noch fo überlegen sein, mag er noch so große Siege jetzt
über uns erfechten: die ganze Anlage diesesKrieges ist so, daß im
Lauf des Feldzuges uns sowohl die Ueberlegenheit als der Sieg
nicht entgehen kann." In der Schlacht bei Groß-Görschen wird er,
am zweitenMaitag,verwundet. »Scharnhorst habe ich nie so feurig
gesehen wie an diesem Tag. Nichts schien ihm zu entgehen; er ord»
nete an, machte Blücher auf Mancherlei aufmerksam und veran»
laßte mehrere Veränderungen bei den Truppen." (General von
Hüser.) Der Verwundete selbst aber schreibt an Iulie: »Ich habe
einen traurigen Tag gehabt: schlechte Führung der Armee vom
Grafen Wittgenstein, Mangel an allen Ideen von unserer eigen«
thümlichenLage und in derSchlacht selbst keine Leitung des Gan»
zen. Was war da Großes zu erwarten?" Das Kreuzen der Ko»
konnen von Blücher und °yorck hatte die Ankunft der Truppen
verzögert. »Dies war allerdingseinUebelstand,andemaberNie»
mand anders als das russische Hauptquartier schuld war, das den
verschiedenen Kolonnen solcheRichtungpunkte gegebenhatte, daß
ein Kreuzen nicht zu vermeiden war. Aber der König, der, trot/

allen Diensten, die ihm Scharnhorst geleistet hatte, immer noch
einen inneren Groll gegen ihn hegte, weil Scharnhorst mit seinen
Kriegsansichten doch endlich durchgedrungen war, schob die ganze
Schuld des Kreuzens auf den General und äußerte sich darüber
(Scharnhorst war nicht zugegen) laut und öffentlich,wobei Oberst
Knesebeck, der doch sonst den Freund von Scharnhorst spielte, zu
den Aeußerungen des Königs, daß so Etwas doch eigentlich mit
Festungarrest bestraft werden müßte, in die Hände schlug und
rief: ‚Das ist recht! So kommt Dienst in die Armee!' Selten hat
mich ein Vorgang tieferinmeinemInnerenverwundetals dieser."
(Boyen.) Weils an Munition fehlte, mußte das Heer bis an die
Elbe zurückgehen. Als Zar Alexander dem Verbündeten diese
Nothwendigkeit zeigte, schrie FriedrichWilhelm: »Das kenne ich
schon! Wenn wir erst zu retiriren anfangen, werden wir bei der
Elbe nicht aufhören, sondern auch über die Weichsel gehen; auf
dieseArt sehe ich mich schonwieder inMemel. Das ist ja wienach
Auerstädt!" Blücher abersprachzuseinenSoldaten: »DatPulvcr
is alle. Darum gehn wir zurück bet hinder die Elbe. Da kommen
mehr Kamraden un brengen uns wedder Pulver und Blei; un
dann gehn wir wedder drup up de Franzosen, dat se de Schwär»
noth kriegen! Wer nu seggt, dat wi reteriren, Dat is en Hunds-
fott, en schlechter Kerl! Guten Morgen, Kinder!"
Der dankbareKönig möchte denGeneralstabschef in die Fest»
ungstube einriegeln. DenVerwundeten;denMann,dessenHaupt
dasMirakel des deutschenVolksheeres zuzeugen vermochthatte.
Dem längst siechen Feldherrn lähmt dieKugel denLeib. Gern ließe
er sich in einer Sänfte aufs Schlachtfeld tragen. (So noch, hatte
er einst dem großen Husaren Blücher zugerufen, selbst so »wären
Sie unser Anführer und Held. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit
und Glück!") Unmöglich. Um demVaterland auch in dieser Sie»
chenzeit still zu nützen, will er nach Wien; die Oesterreicher, deren
Nahen das Hauptquartier ersehnt, in Eile spornen. Unterwegs
verschlimmert sich die Schenkelwunde. Er schreibt: »Ich gehe vor
Ungeduld zu Grunde. Die Heilung geht langsam und ich werde
dabei von Unruhe und Schmerz ganz elend. Soll es denn nicht
sein, daß endlich einmal Wahrheit und Recht obenauf kommen?
Wenn mir jetzt und hier der Tod beschieden sein sollte, so scheide
ich schwer; denn ich habe nur den Untergang der edelsten Sache

vor Augen und weiß doch, daß sie endlich siegreich hervorgehen
muß. Das möchte ich gern erleben; es wäre mein schönster Lohn.
Könnte ich das Ganze kommandiren, so wäre mir daran viel ge»
legen; ich halte mich in aller Vergleichung ganz dazu fähig. Da
ich Das aber nicht kann, so ist mir Alles gleich. An Distinktionen
ist mir nichts gelcgen;da ich die nicht erhalte,welche ich verdiene,
so ist mir jede andere eine Beleidigung und ich würde mich ver»
achten, wenn ich anders dächte. Alle sieben Orden und mein Le»
ben gäbe ich für das Kommando eines Tages." Und, auch aus
Prag, an Friderike Hensel: »Du bist das einzige Wesen, das in-
nigen Antheil an meinem Leben nimmt. Mir bleibt nichts als
ein fremdes Wesen, das sonst Niemand hat, an welchem es be-
sonders hinge: Das bist Du! Könnte ich Dich dochnur eine Stunde
sehen!" Zweimal wird an der Wunde operirt; vor der dritten
Operation schreibt er, um in derHeimath die Freunde zu beruhi-
gen, an die Schlesische Zeitung: »Die gute Aufnahme so vieler
edlen Menschen und die Geschicklichkeit meiner Aerzte lassen mich
den bestenAusgang hoffen."Als dasBlattdiese tröstliche Kunde
ans Licht bringt, ist Scharnhorst tot.Steins Nachruf: »SeinTod
ist eingroßesUnglück;einrichtigerVerstand,eineRuhe,eine gründ-
liche Wissenschaft, eine aufopfernde, sich selbst verleugnende Hin-
gebung für das Gute waren die herrlichsten Eigenschaften, die
seinen vortrefflichen Charakter bildeten, die ihm eine wohlthätige,
weit umstch greifende Wirksamkeit verschafften. "Blüchers: »Nun
ist leider unser guter Scharnhorst auch tot. Eine verlorene Schlacht
wäre kein größerer Verlust für uns gewesen. Die Kabale hatte
ihm Feindschaft. Nun ist Gneisenau noch da. Geht Der auch ab,
so folge ich, lebendig oder tot." Gneisenaus: »Er war einer der
merkwürdigsten Staatsmänner und Soldaten, aufweiche Deutsch-
land je stolz sein durfte. Was er dem Staat gewesen ist, dem Volk,
der ganzen deutschen Nation, mögen Wenige oder Viele erkennen;
aber es wäre unwürdig, wenn Einer davon bei dem traurigen
Todesfall gleichgiltig bliebe. Es müßte keine Wahrheit und keine
Tiefe mehr in der menschlichen Natur sein, wenn dieser Mann
je von Denen vergessen werden könnte, die ihm nah standen, ihn
verehrt und geliebt haben." Treitschkes: »Tag und Nacht war er
in Breslau thätig gewesen, bald in Berathungen mit dem König,
bald daheim in seinem weißen Mantel am Schreibtisch kniend.

Tragischer hat Keiner geendet von den schöpferischen Geistern un»
sercrGeschichte.OhneScharnhorstkeinLeipzig,keinBelle»Alliance,
kein Sedan; und Der die Saat so vieler Siege streute, sollte selber
Preußens Fahnen niemals glücklich sehen. Wie oft hat Blücher
nach erfochtenem Sieg den Schatten seinesScharnhorst angerufen,
<r solle niederschauen auf die Vollendung seines Werkes!"
Am dritten Oktober1813.als diePreußen das Corps desMar-
schalls Bertrand bei Wartenburg geschlagen und den Elbüber»
gang erzwungen hatten,saß indem von mancherKugel durchlochten
Schloß des Grafen Hohenthal abends Blücher mit denOffizieren
seines Hauptquartiers beim Mahl. Der Wein (erzählt Einer, der
in dem zerschossenen Saal mitgeschmaust hat) »war vortrefflich,
das Gespräch belebt: da verwandelte sich das Mahl gegen den
Schluß durch den greisen Feldherrn in ein Trauermahl zum An«
denken Scharnhorsts. Nie hörte ich eine ergreifendere Rede als
Blüchers, nie eine Darstellung der Verdienste des großen Krie»
gers anschaulicher, herrlicher, lebendiger vorgetragen. Er rief am
Schluß den Sohn des verstorbenen Helden zu sich.Dieser, der es
liebte, seine tiefsten Empfindungen durch ein ruhiges Aeußere zu
verbergen, mußte sich ihm gegenüberstellen und konnte seine Er-
schütterung nicht verbergen." Hans David Ludwig Vorck, dem, erst
nach acht Monaten, dieser Schlachttag den Titel des Grafen von
Wartenburg einbrachte, saß mit am Tisch. Er hatte zuvor selbst sein
Heer ins Lager geführt und, während das Zweite Bataillon des
Leibregimentes vorbeimarschirte, die Mütze vom Haupt genom-
men, bis der letzte Mann ihm aus dem Auge war. Nur unsere
Preußen, brummte er, habens wieder gemacht; und dachte wohl da
schon desErzieherszusolcherMannheit.Den beidenDavidswar
nicht leicht geworden, zu einander zu finden. Der Potsdamer:
»scharf, wie gehacktes Eisen", »ein Schwerenöther, der brummt,
aber auch beißt " (Blücher); ganz eherner Wille, ohne sichtbare Her»
zensfreundlichkeit; wie Schwertesspitze bohrt sein Blick sich ins
Auge desNächsten und sein Mund hat nie lächeln gelernt; zu Herr-
schaft scheint er, nicht zu frommer Ergebung infremdenBefehlge»
boren.Der Niedersachse ist schlichter; ist stets in seine Vision ver-
sonnen. Und der Krieger verkennt den Grübler: hält ihn, nach dem
ersten Eindruck, für einenFlausendüftler. Die Sorte soll ihm nicht
an den Leib. Offiziere, die in Iudenhäusern verkehren und, in der

Schweizerkonditorei, mit Schauspielern beim Kaffee hocken! Ja
der Militärischen Gesellschaft gar wird ihm, in schwüler Luft auf
gepolstertem Stuhl, unheimlich zu Sinn. Da wird »p!atonisilt°;,
ein Langes und Breites über Dinge geschwatzt, »die sich auf dem
Exerzirplatz und Schlachtfeld von felbst verstehen." Ein Zeug»
hauptmann soll über Gewehrverbesserung reden: und hält sich eine
halbe Stunde lang bei Griechen und Römern auf, von denen doch
gewiß ist, daß sie das Pulver nicht erfunden haben. Vork athmcte
auf, als er ins stille Mittenwalde heimkehren durfte. Aber er war
nie ein dumpfer Kommißkopfund Kamaschenfoldat; hatte nicht nur
die beste Militärliteratur, sondern auch Kant und Montesquieu,
gründlich durchgearbeitet und die Schriftendes Fürstenvon Ligne
übersetzt. Im Sommer 1810 hat er, nach langen Gesprächen in Lan-
deck,dennauchScharnhorstsgroßePersönlichkeitdurchaus schätzen
gelernt. In seinen Briefen an den Generalstabschef ist seitdem^
sagt Droysen, »der Ausdruck wahrerHochachtung und einesZu»
trauens zu finden, dessen sich vonVorck kein anderer Gleichstehen»
der oder Vorgesetzter zu rühmen gehabt hat." Vor Scharnhorst,
nur vor dem Einen, fühlt Vorck sich klein; als den Ausführer, nicht
den Ersinner gewaltigen Planens. Da ihm, im Drang napoleoni»
scher Belästigung des noch wundenKönigreiches,auf des General-
stabschefs Vorschlag die »Vollmacht für die Befehlshaber einer
Provinz in außerordentlichen Fällen" übertragen worden ist,
schreibt er an Scharnhorst: »Ob mein Wissen und mein Handeln
meinem Wollen entsprechen wird: Das, Herr General, bitte ich
Sie, ich beschwöre Sie bei den heiligenBanden,die Sie und mich
an das Wohl des Königs und des Vaterlandes knüpfen, genau
und mit der allergrößten Strenge zu prüfen. Unser unglücklicher
Staat ist nicht in der Lage, daß er einen einzigen Fehler eines
Kommandirenden Generales ertragen könnte; ein unbedeutender
kann ihn in den Abgrund stürzen. Als Oberbefehlshaber komme,
wer da wolle, wäre er auch heute noch Major: ich gebe mein Ehren»
wort, ich werde unter ihm meine Pflicht thun. Bedenken Sie, Herr
General, daß ich noch gegen die Eifersucht werde kämpfen müssen;
ich zweifle an keines Menschen Patriotismus, beschuldige auch
keinen, aber ich kenne die Menschen. Meine Fehler würden mir
denFluch und Ihnen denTadel des Vaterlandes zuziehen. Noch
ist es Zeit: sprechen Sie mit dem König; ich selbst will, wenn Sie

es billigen, Seine Majestät bitten, nicht zu gut von mir zu den»
ken. Glauben Sie nicht, daß die hier gemachtenAeußerungen ein
Theatercoup oder eine politische Vorarbeit sein sollen. Bei Gott,
dem Allwissenden: Das ist es nicht. Das wäre eine niedrige Er»
bärmlichkeit." Nur Ihnen, antwortet Scharnhorst, schenkt der Kö»
nig unbedingtes Vertrauen. »Sie haben den Ruhm eines Mili»
tärs von seltener Entschlossenheit auf der Stelle, eines fähigen,
klugen Mannes, der die Menschen und die Welt kennt und mit
dieser Kenntniß dierichtigstenAnsichtenüberdieArt, wieder Krieg
geführt werden muß, verbindet. Wir sind, Alle, freilich in einer
unangenehmen Lage und Derjenige, der Aufträge hat, ist darin
auf mehrfacheArt. Diese Darlegung bitte ich als einZeichen mei»
ner unbedingten Verehrung und meines aufrichtigen Zutrauens
anzusehen." So ists geblieben; auch nach dem Tag von Tauroggen,
als Vorck, wegen der Konvention mit dem Russen Diebitsch, in
tiefste Ungnade gefallen war. Er durfte fühlen, daß, wie mit Steins,
auch mit Scharnhorsts und Gneisenaus Wollen seinHandeln sich
in Einklang hielt. Denn aus jeder starken Preußenseele stieg, end»
lich nun, ehrerbietig, doch fest, im Schritt des gewaffneten Kriegers,
die Mahnung zum König empor: »Gott hat Dich auf den Thron
gesetzt, damit Du handelst, nicht, damit Du thatlos duldest!"
Preußens weisester Krieger sah den Morgen der Freiheit
nicht leuchten, in die er das Heer, das Volk in Waffen, erziehen
wollte. Im Innersten einsam und fern der Heimat t> mußte er sich
zu seiner letztenReiserüsten. DieSöhnesindihm,inderArmee,im
ernsten Spiel um das Glück ihrer Zukunft, entfremdet, die Toch-
ter ist in der Sorge um denMann und die Kinder in den Pflich»
tenbann der Hausmutter gezwängt. Das Sehnen des Sterben»
den umarmt in Bräutigamsinbrunst das erwählte Vaterland und
die Geliebte, Friedrichs Staat und Friderike. An der Schwelle
des Lebens weissagt seineLippe: DieKnechtschaft endet! Aufdem
berliner Invalidenfriedhof ruht er. Sein Steinbild steht, von
Rauchs feiner Hand gemeißelt, zwischen der Lindenwache und
dem Zeughaus Hitzigs. Ein vergessenerMann? Ieder Tag deut»
schen Krieges zeugt von seiner That. Daß Preußens, daß Deutsch»
lands Heer werden konnte, was es ward, dankt es diesem David,
nicht betreßt stolzirenden, durch bequeme Fügsamkeit empfohlenen
^oliaths.DanktesderLosung,die,auchsie,ihndemSchwerenölher

Porck vereinte: »Wir dürfen niemals zufrieden sein!" Denn der
Zufriedene will rasten, will genießen: und Selbstsucht stopft ihm
aus den Daunen der Selbsttäuschung flink dann das Lotterbett.
l.es öockes.
Die Franzosen sind anderen Sinnes. Sie wollen noch unter
fahlem, blutroth umnebelten Himmel zufrieden sein,noch um den
Preis jähsterEnttäuschung sich,auf demWeg an denAbgrund,end-
giltigem Triumph nah wähnen. Bonaparte, der von draußen, aus
korsischer Wildniß kam, hat ihr Wesensbedüfniß erkannt; Zuge»
lassene sehenoft schärser als Zugehörige. Ermerkte, daßsieschmer»
zende Wahrheit nicht ertrugen: und schonte ihre Wehleidigkeit.
Er fühlte den nationalen Wunsch, jedem anderen Volk sich über»
legen zu glauben: und sperrte jeder solchem Glauben gefährlichen
Erinnerung das Thor. Daß England einst Frankreich geschlagen
und Calais belagert hatte, daß ein Engländer je anständig han»
dein könne, durfte, in derPresse und auf der Bühne, eben sowenig
erwähnt werden wie ein Thronraub, die Rache an einemTyrannen
oder das Dasein des Hauses Bourbon. Das Wahlvaterland will
sich in dem Bewußtsein spiegeln, daß es seine Kriege stets nobler
geführt, noch aufblutigem Feld milder des Menschenwerthes ge»
waltet habe als irgendeine, fremde Nation? Er gönnt ihm die
Kinderfreude: die vor Vertrauten sein Grimm freilich höhnt. In
Egypten ließ er neunzig Kranke seiner eigenen Mannschaft ver»
giften und siebentausend gefangene, wehrlose Musulmanen er»
schießen; auf dem Rückzug von Saint»Iean d'Acre ringsum das
zur Ernte reife Land in eine Wüste wandeln. »Warum nicht?
Nur dort war ich frei, nicht zu Rückblicken auf Oeffentliche Mein»
ung genöthigt und durfte drum thun, was sich ziemt. Als Wel»
lington vor Massenas Heer nach Lissabon wich, hat ers auch so
gemacht; alle Mühlen verbrannt, Vieh, Nährmittel, brauchbare
Menschen auf seinen Marsch mitgenommen. Achtzig Meilen
Wüste:Das ist für denFcind schlimmere Gefahr als eineHauvt»
schlacht. NurWellingion und ich sind, inEuropa, solcherEntschlüsse
fähig. Ihn preist England; mich würde Frankreich verdammen,
wenn es da von wüßte. Tadeln nicht elende Geschichtschreiber heute
noch Ludwig den Vierzehnten, w?iler diePfalz ausbrennen ließ?
DerKönig warobendrein unsc, ul ng daran. Louvoisgab denBe»

fchl; vor meinemAuge bleibts die besteThat dieses Ministers."So
denkt der Nationalheilige. Die Deutschen aber sind, weil sie nicht
mit stumpfem Schwert fechten, Goten, Vandalen, Hunnen; waren
vorgestern I.es ?russc«s, gestern l.es ^IlebocKe« und sind heute l^es
öocke8. »Das unfehlbare Genie unseres Volkes hat diesen Na»
men erfunden und durchgesetzt. Er bezeichnet klar, was er bezeich-
nen soll: Dummheit und Roheit, Klotzköpfe und Plattfüße, die
tzordeZ Der Pariser, der die drollige Umformung der Endsilben
liebt,machte aus Memancls munter ^IlebocKes und dann, der Kürze
wegen, SocKes.Und auf dieses Gesindel paßt Alles, was überdie
Mordbrennerbande des dritten und vierten Iahrhunderts ge-
schrieben wurde. Locke: Name und Volk bleibe uns in Ewigkeit
abscheulich! Ihre Kriegführung hat mit unserer nichts gemein. Nie
hätten wir die Neutralität Belgiens verletzt; nie ein Land aus-
geplündert, ausgesogen, verhört und verbrannt. Nie auch gelogen,
wie die SocKes täglich thun. Der Herakles, den wir kennen, hüllt
sich in die Haut eines Löwen; niemals sahen wir ihn im Fuchsfell."
So spricht Herr Donnay, der Kanzler der^caclemie ffrancmse.Und
die Akademie selbst hat am neunundzwanzigsten Oktober die
MenschheitachtüberDeutschland verhängt. HerrMarcelPrevost,
derEntdeckerderHalbjungfern,präsidirte; und neben den Brieux,
Boutroux,Lavisse,Loti,Masson undRibotsaß in Mazarins Kup-
pelhaus auch Herr Raymond Poincare, der aus Bordeaux ge-
kommen war, um mit derWucht seinesNamens den Bannspruch
der Unsterblichen zu stärken. Hier ist er: »Die Akademie wendet
sich gegen die lügnerischen Angaben, in denen Deutschland der
FranzösischenRepublik oderderenVerbündetendieVerantworl-
lichkeitfür den Kriegaufzubürden trachtet, und gegendenVersuch,
das schändliche Handeln abzuleugnen, das dem deutschen Heer
bündig nachgewiesen worden ist. Im Namen aller Civilisation,
französischer und menschlicher, weist sie das Volk an den Pranger,
das Belgien überfallen, Frauen und Kinder gemordet, die edcl-
stenDenkmale der Vergangenheit in wilder Wuth zerstört, die Uni-
versität in Loewen und die Kathedrale von Reims in Brand ge-
bracht hat und Notre-Dame de Paris einäschern wollte.Aus be-
wegtem Herzen grüßt sie die Krieger, in denen der Geist unserer
Ahnen fortlebt und Frankreichs Unsterblichkeit erweist."
ErsterGrundzurZufriedenheit. Zweiter: Der Sieg st sicher;

ist schon zum Greisen nah. »Ist der Sieg des Rechtes und der Freiheit nicht so gewiß wie eine Wahrheit der Mathematik? Die Lügen können wir Wolffs Telegraphenbureau überlassen. Ander Spitze unseres Heeres steht ein Mann, der den Sinn des bona» partischen Rothes begriffen hat, mit dem Blut der Krieger spar» sam zu sein und dennoch Großes zu leisten. Das thut General Ioffre; und spreizt sich nicht in Theaterposen noch mit Rampen-reden. Ietzt, nach aller Enttäuschung in West und Ost, heiß!s,daß die Deutschen gegen England vorgehen wollen. Aus Italien, das ihnen gestern verbündet war, hat eine Stimme gerufen, werihnen, trotz der ungünstigen Stellung beider Heere, solcheAbsichtzutraue, beleidige den deutschen Generalstab, zeihe ihn blinderUnvernunft. Nein: die Deutschen bereiten ihren Rückzug vor. Leset die Tage-bücher der Gefangenen, der Gefallenen: überall Entmuthigung. Aus unserer Mannschaft aber sprüht der Feuergeist der Kreuz» fahrer.Wird derneueTerxes dieMeerengepeitschen lassen,weilste ihnhindert,ansZielseinerWünschezugelangen?WasunserFeind jetzt, unter lautem Orchestergetös, anordnet, hat nur den Zweck, das betrogene Volk von der Erkenntniß des Truges abzuhalten. Seine Truppen sind müde und muthlos. Uns aber bringt jeder Tag festere Siegesbürgschaft. HerrMillerand warin Verdun und hat in Dünkirchen, wo Präsident Poincare den Belgierkönig be» suchte, mit den Kriegsministern Kitchener und Brocqueville die militärische Lage besprochen. Auch für diese Punkte ist also nichts zu fürchten. "(l.e I^iZaro) » Einem kräftigenAngriffwerden die Deut-fchen auf ihrer ganzen Front weichen. Sie haben den Höhepunkt ihrer Leistungfähigkeit überschritten und sind nicht nur durch un-geheureVerluste, sondern auch durch dieFülle fruchtlosenMühens erschöpft." (General de Lacroix.) »DiesittlichenMächte gewinnen die Schlachten. Wir kämpfen für dasLeben und die Unabhängig» keit der Nationen: und jeden für diese heilige Sache geführten Krieg hat dieSiegesgöttin gekrönt", (I-el'emps.) »Rückwärts! Der Kaiser selbst muß zugeben, daß seine beidenHeere geschlagen sind unddaßseineFeinde immerstärker werden.SichereAnzeichenver» rathen die Vorbereitung zum Rückzug. Schon bergen die Plön» derer ihre Beute in Güterzüge, die derHeimath zueilen. "(l.e)our-nal.) »In aller Ruhe und ohne Selbsttäuschung dürfen wir aus» sprechen, daßderTag des Sieges naht. Wer von uns könnte,nach

nüchterner Prüfung des Tatbestandes, daran noch zweifeln?"
(l.e?etit1«urnal.) »Noch einmal müssen, wie nach Iena, unsere Ge»
wehrkolben das Thor des potsdamer Schlosses aufstoßen. Wenn
der Herr des Schlosses aber wieder in seine Ostprovinz flüchten
will,wird er denRussen dort finden. DenDeutschensind alleVer»
suche mißlungen. Nancy, Paris, Warschau, Dünkirchen, Calais:
nichts. Sie haben verspielt und müssen zahlen. Schon wird Straß-
burg für den Belagerungzustand hergerichtet. Kein Sachverstän-
diger wagt noch die Behauptung, das deutsche Heer könne den
MarschnachPariswiederaufnehmen.SeinGeneralstabmußdem
Land vorlügen, er lasse die Armee fern von unserer Hauptstadt
lagern, weil in ihren Mauern die Cholera wüthe. Ganz beruhigt
aber werden die guten Berliner wohl erst sein, wenn sie ihre Trup»
pen in der Heimath wiedersehen. Lange brauchen sie auf dieseFreu»
de nicht mehr zu warten. Heute, am zweiten November, dürfenwir
sagen: Der Angriff ist abgeschlagen, der Feind in die Defensive
gedrängt und ohne Schutz vor der Niederlage." (l.e Platin.)
Wer, ohne zuvor Etwas vom Kriegserlebniß gehört zu ha-
ben, solche Artikel läse, müßte glauben, daß die Russen dicht vor
Breslau stehen und die Franzosen morgen vor Cöln sein werden.
Frankreichs wirtschaftlich wichtigster Theil, das Land zwischen
Saint»Mthiel und Dünkirchen, ist seit drei Monaten der Schau»
platz eines Krieges, wie die Erde keinen je sah. DerAllzermalmer'
hat die Regirung nach Bordeaux gescheucht, den Staatshaushalt
zerrüttet, dieVerkehrsadern durchschnitten, die Hauptstadt aus üp-
pigem Glanz in dunkle Oede gezwungen und mindestens ein Hun»
derttausend der kräftigsten Landessöhne aufs letzte Bett geworfen.
Frankreich aber sättigt sich an Worten; nascht aus Holzpapier den
Seimhonig der Zufriedenheit. Noch immer das Land Philipps
des Sechsten, der sich ins Gedächtniß schmeichelte, weil er, nach
seiner Niederlage bei Crecy, als Flüchtling dem Burgherrn von
Arbroie prahlend zurief: »Oeffne, geschwind; Frankreichs Glück
fordert Einlaß!" Dieses Glückes Auferstehung in alte Herrlichkeit
wird nun verheißen. Sind die SocKes, die Wilden, am Ende doch
bessere Menschen? Um so grausig hohen Preis möchten sie nicht
Zufriedenheit kaufen. Sind dankbar für jedes wahrhaftige, un»
verzuckerte Wort; und würden um des Vaterlandes Schicksal erst
bangen lernen, wenn sie erführen, daß Wichtiges ihnen verschwie-
lt

gen und freimüthiges, dem Gemeinwesen nützliches Urtheil ge» knebelt ward. Daß dieser Krieg nicht ein Spazirgang sein, der Sieg nicht in einemHerbst reifen könne, wußten sie; waren und bleiben auf härtestenRückschlag gefaßt und lassen durch Theilerfolge, die tapfere Klugheit zu Land und zu See erfocht,nichtaus derFestung ihres aufrechtenWillens sich in denAberglauben locken, irgendwo sei schon der entscheidende Würfel gefallen und die nächste Sonne werde die Augen zählen. Des Sieges wären sie unwürdig, wenn sie ihn, vor jedem Ungemach zitternd, im verriegelten Zimmer, hinter verhängten Fenstern, erwarten müßten. Ihr mühsam er» worbenes Gut schmilzt, ihrer MannheitBlut sickert in fremde Erde, ihre Zukunft steht im Feld. Sie sind mündig; wollen und dürfen heute schon wissen, wie sich in kreißender Wirklichkeit Schicksal ge» staltet. Scharnhorsts Heldengeist warnt vor trägem Behagen.

Scaevola.

Weder Rausch noch Furcht: was wir seit dem August er» lebten, hat, Freude und Schmerz, die Losung nicht zu ändernver» mocht. Unsere Pflicht ist, jedes Einzelnen, in Bereitschaft zu sein; Keines, mitnichtigem Gefuchtel, kindischem Gerassel sich alltäglich in erborgten Heldenschein zu brüsten. Der, wackerer Kaufmann, Lehrer, Rentner, Beamter, Buch» oder Bildmacher, nützt weder DirnochDeinemVaterland. Die Mär vom Stammvater derMu» cier spukt Dir durchs Hirn? Hast sie als Gymnasiast, leider, nicht recht verstanden. Der junge GajusMucius wollte denEtrusker» häuptlingPorsenna, derRom belagerte, töten; fehlte ihn, wurde gefangen und ließ seine rechte Hand von Kohlengluth wegsengen. Aus freiem Willen. Um sich als furchtloszu erweisen? Ein Häs» chen hätte das Lager des Feindes gemieden. Der Plebejerjüng» ling wollte durch dieThat künden: »Wie ich, so scheuenDreihun» dert, die Dich ins Herz treffen möchten, nicht die langwierig qua» lende Marter; und ließest Du Schwärme fangen: Einer über» listet die Wächter und erreicht seines Hasses Ziel." Der Etrusker derLegende zog ab und der Knabe Gajus hieß den Stadtgenossen fortan derLinkshänder (Scaevola). Die Namenswahl würde aus freundlich schmunzelndem Spott leichter als aus andächtige?Be- wunderung erklärt. »Wenn Porsenna nicht ein aufgedonnerter Iammerkerl wäre, hätte die Entschleierung des Verschwörerbi/n» des dessen Plan vereitelt und uns ins Elend gerissen. Daß öder

kühne Bengel sich die rechte Hand abschmoren ließ, konnte ihmEhre,
uns aber nicht Gewinn bringen." So mochte die (britisch) kühle
Verschlagenheit des Römers denken; mit einem Maulhelden, der
vor Knaben auskneift, wäre er rasch fertig geworden. Ungefährso
dachte der an die Havel verpflanzte Britensproß Porck. In Ma-
rienwerder hatten feine Iungen, nach derUnterrichtsstunde, dem
Mucier nachgeahmt. Feierlichen Ernstes: brennendes Papier,
bis es Asche war, in ihre Händchen geklammert. Der Vater wills
ausprobiren, verbrennt sich die Finger, muß dem Adjutanten die
Anterschriften weigern undbrummtverdrießlichüberdie Kinderei.
Müßige Leute und schreibfaule Knaben mögen einem kleidsamen
Gestus die Hand opfern; wer mit dem Schwert seines Wesens
wirken will, braucht sie. Du, Bürger, brauchst Bürgertugend.
Taugst weder inRitterrüstung noch in härenen Martyrkittel.Dei»
ner Säfte echtes Gebild mußtDu bleiben. WehDir, wenn Du in
Verlogenheit gleitest! Nicht lange überdauert der Wipfel dieWur»
zclfäulniß. Willst Du den French, Ioffre, Nikolai, Putnik S Co.
beweisen, daß Deutschland furchtlose Männer hat? Der Rückblick
auf Leichenwälle und eine halbe MillionGefangener hat sies längst
gelehrt; und dem schlotternden Elrusker ist noch ihr schlechtester
Partner nicht ähnlich. Gieb Dich, Deutscher, wie Du bist; ohne
Schminke: dann nur verrunzelt Deine Haut nicht zu früh.
Manchermeint,feinAntlitzdürfeniemals Empfindensbang-
niß verrathen. Mancher reckt sich straff auf, schreitet (vor dem Krieg
ging er), firnißt, von innen, die Wange mit Sonnenglanz, spricht
(vor dem Krieg sagte er) unter blankem Treuauge: »Es ist eine
große Zeit"; und hängt, nach einer Applauspause, den Stoßseufzer
an: »Die Konfektion hebt sich, wenigstens in billigen Sachen,auch
wieder und Eier,Mehl, Speisefett werden gewiß bald erschwing»
lich." Zeigt er sich anders, dann muß er fürchten, als einBeberich
(»Flaumacher") zum Drusch auf die Tenne geworfen zu werden.
Am also nicht furchsam zu scheinen, muß er furchtsam sein. Und
Heucheln, damit jeder Gevatter ihn für sorgenlos fröhlich halte.
Wäre ers, Germaniens Lippengehege mühte ihn nach Laodikeia
ausspeien.Als einen Lauen, dessen hürnene Seele die Vorstellung
vaterländischen Schicksals nicht durchläßt. Das wäre deutsch ? Das
Merkmal des Patrioten? Dann müßten wir, mit Lessings Wort,
Vaterlandliebe eine heroische Schwachheit nennen und, wieHer-
dereinst,allesNationalgefühl als » ungereimt,lächerlich und schäd-

lich" vehmen. Wer heißen Herzens liebt, verliert nie die Furcht,
über den geliebten Menschen könneLeid verhängt werden;davor
zu beben, ist noch des Tapfersten Mannesrecht. Heißt der von Ge»
fahr Bleiche uns griesgrämlicher Nörgler und gilt nur der Dick»
häuter als Held? Oder dünkt Euch Heimath, Staatsgemeinschaft,
Volkheit nicht so gewaltiger Erregung werth wie ein verhätschelter
Sohn und ein sauberes Mädchen? Soll Nationalgefühl, wie
Strauß, derDavid ohnePsalter undHarfe, lehrt,zwar die Ranke
sein, dieinsMenschheitgefühl hinaufreicht,doch niemals dieArche,
die das Gekribbel der Einzelnen, Heerden, Gattungen durch Fluth
und Fährniß an festes Land trägt? Mancher meint, sich verstellen
zu müssen, weil er die Frage des Tages falsch gestellt hat. Die darf
nicht lauten: Blinkt mir folche Zuversicht von der Stirn, daß ich
dem Nachbar ,tadellos'scheine? Die muß lauten: Bin ich zu här-
testem Erlebniß in Bereitschaft und stark genug, um ohne Binde
zu sehen, was ist, ohne Morphium hinzunehmen, was wird?
Nur solcher Bereitschaft entquillt dauerbare Kraft. Nur sie
ist derMänner würdig, die, von Huttens Zeit bis aufBismarcks,
Zwielichkinder in deutsche Tugend erzogen. Das Vaterland ist in
Gefahr; und bleibt darin,so lange nicht alleFeinde zuBoden ge»
duckt oder an die Stahlkette neuer Verträge geschmiedet sind. Der
Kampf ist viel schwerer, als die Meisten glaubten, hat nach süßer
auch schon herbe Ueberraschung gebracht und kann, wenn nicht
noch Glücksgunst der zähenTapferkeit zufällt, lange währen. Ein
ganzerLenz deutscher Iugend ist gemäht oder von der Sichel ver-
wundet, Hunderttausenden das Leben schwarzumflort, Millionen
von Sorge umnebelt und Reichthumsfülle, zu Haus und in den
Siedelstätten, die denRaubvögeln leichte Beute wurden, vernich-
tet. Das sehen wir. Dessen wollen und müssen wir eingedenk sein,
wenn eineSonne steigt und wenn sie gen Abend sinkt. Sonstwürde
deutscheWahrhaftigkeit schlissig wie schlechterTrödelstoffund durch
den argen Winter, der in Nächten schon athmet, müßtenwir grin-
send uns schämen.Nicht zu wenigFrohsinn glitzertundkichert am
Rand unseres Erlebens: zu viel. Fordert ihn das wache, für und
vor Schicksal verantwortliche Haupt einer belagerten Festung von'
denBürgern? Aengstliche weist es hinaus und wehrt ihrer Rück-
kehr: weil in Behagen nur wohnen soll, wer bereit war, aufSor-
genbündel sich neben die Brüder zu betten. Aber auch Heuerlinge
sind ihm zuwider: weil ihnLandsmannschaft ekeln muß, die mit»

schmausen, nicht mitdarben mag und nur auf der Schlitterbahn
des Selbsttruges sichdurch den EngpaßderLebensnöthe klemmen
kann. Nicht in Schön» und Schlimmseher scheiden diesem Befehls-
haber sich seine Schützlinge, sondern in Muthige und Feige; und
feig ist ihm Ieder, der Wirklichkeit nicht anzuschauen wagt. Feig
sind, manche wohl ohne Bewußtsein, dieUnausstehlichen, die sich
jetzt in »Optimismus" (nicht den fichtischen: einen mit Leibniz»
XTakes früh vom Hunger nach Theodicee befreiten) drillen und
überall schnarren: »Machen wir! Alles. Kommen bequemer als
dicAnderen drüber weg. Sie zweifeln doch nicht?" Solchem Ein-
schüchterungversuch (dessen Stoßwucht zuvor am edlen Selbst er-
probt wurde) sollst Du, Bürger, antworten: »Meines Vater-
landes Geschick ist meins. Auf der schmalen Zinne dieses aus
deutscher Erde himmelan ragenden Gefühles ist für Zweifel nir»
gendsRaum.Von ihm aus strebe ich in Klarheit. Will weder von
eigenernochvonFremderTäuschung eingewiegt sein. Ein beschei-
dene? Bürger, mit keinem Teufel je auf Du und Du: und doch
saustisch gewiß, daß es auf dem Faulbett um mich gethan wäre. Ich
will wissen, was ist, und fürSonne und Sturm innen und außen
mich in Bereitschaft halten." Das istdesMuthigenAntwort;nicht
«ine, die Konservenbleibsel vom Sedanfest aufwärmt und protzig
Nspelt: »Ausgeschlossen! Ich lege meine Hand ins Feuer ..
Da tragen sie Einen hinaus, der den ganzen Leib ins Feuer
gelegt hat; Monate lang, Haupt und Rumpf, ins Feuer des be-
henden, schießtüchtigenFeindes.Der wollte nichtBedrängernder
Heimath erweisen, daß hinter ihm Millionen zum selben Marty-
rium entschlossen seien. Wollte,nach Germanenart, den Bedrän-
ger aus der Fechtfähigkeit schleudern und wußte, daß diese Ab-
sicht in jeder Sekunde sein Leben gefährde.ZweiGeschosse.Zwei-
mal aus dem Krankenhausbett in den Rollstuhl, vom Rollstuhl
auf die Operirplatte. Die Weißröckigen haben sanfte Finger, fei-
nere als draußen der Stabsarzt, und bücken sich in allerlei Spaß.
Die Schwestern und Helferinnen lächeln fromm, plaudern neckisch,
trippelnwieSchwälbchen, bringen schmackhafteSpeise, Näscherei,
kühlen und wärmendenTrank,Tabak sogar:in lichten Gewanden
g,eichen sie nicht nur den entschlummerndenBlickendcs sachtBe-
täubten den lieben Englein, von denen Mutter abends oft sang.
In Feindesland: die endlosen Märsche, dicMühen des Eingra-
bend, in den'Grüften, die das Küchenauto nicht immer erreicht

Nahrimg, Ruhstatt, Ausgeschiedenes auf dem selben feuchten
Stroh; und stets das Gesurr, Gedröhn; und all die Leichen, die
verreckten Pferde. Hier ists wie im Kinderhimmel. Man ist wer;
um einen Prinzen könnten sie sich nicht mehr tummeln. KeineNum»
mer,der dritte Gesell, der elfte Knecht, der achtundsechzigste Knap-
pe: zum ersten Mal auch Fremden ein Mensch und deutscher
Landsmann. Alle scheinen fröhlich, scheinen der Nächstenliebe,
nichlkalterPflichtunterthan,fragendem müden Auge die Wünsche
ab und helfen in leiser Geschäftigkeit überjedenSchmerz hin.Wie
imHimmel... In derNarkose blieb er.Nun ächzt das Gestell des
Wagens, der den Krieger auf den Friedhof schleppt. Die Nach»
barschaft guckt. Vier Kameraden humpeln, in verregneten Röcken,
hinterdrein. »Beinschüsse. Die gelben Lederrröhren sind höllisch
deutliche Ziele. Aber am Stock gehts schon wieder." Noch Drei;
mit verbundenem Kopf oder Arm. Aus. Dem toten Krieger nicht
ein Bischen Trauermusik? Fern von der Scholle nicht viel Besseres
als einArmenbegräbniß? »Wenn Das Loewenfeld sähe, gäbs
Donnerwetterl" Was an Landsturm und IungmannschaftinBer»
lin ist, schritte gern, auch in dienstfreier Stunde, in Waffenglanz
hinter solchem Sarg her. Bläser undWirbler brauchte man nicht
mit der Schelle aufzurufen. Und jeder Bezirk würde, wenns ihm
angesagt wäre, ein paarBürger abordnen. Weils Einem gilt, der
für uns Alle geblutet hat. An der Schwelle des dürftigen Glückes,
das er wie ein Eden ersehnte. Ein Mädel; dessen Kind nun auch
vor den Leuten seins werden sollte. Rackern Beide sich brav, dann
langt es fürDrei; und die Kleine läuft schon wie ein Wiesel. Aus.
Morgen werden die Schnäbel gewetzt. »Wer füttert sie, bis das
zweite Kindbett überstanden ist?" »Die nimmt keinen Anderen."
»InDein'nKopp ist wohl 'nPropeller los?" Horche hin,Bürger:
auch hier istHeimath; ist Krieg. Auch Diese sind Dirnah verwandt.
Nicht Schön» noch Schlimmseher sei fortan; nur verständig hilf»
reicher DeutscherLegenichtDeineRechteinsFeuer;siemußDeinen
Bruderstützen.WähneDichnichteinenHelden,weilDunicht»Trüb«
sal blasen ",sondern Dich unddieSippe »zerstreuen" wolltest. Auf
Alldeutschland läge,noch unterdemSiegeskranz,dieEhrenpflicht,
hinter dem Heerzug der Särge Trüb sal zu blasen. Zerstreuung ist
Frevel:Sammlung in tapferenErnst heischt dieseZeit. Nur Kranke,
dem GrabNahe lulltEngelsmär durch die Pein. In Dir ist Deutsch-
lands Mark: und Deinem Leid nur Wahrheit drum Arzenei.

Menschen und Thiere in Deutsch-Südwest.
Menschen und Thiere in Deutsch»Südwest.*)
chön 1860 war Groß»Namaland, 1880 Hereroland kahl geschossen. DerWeiße hatte den Thierfrieden gebrochen, im Farbigen einen allzu willigen Helfer, allzu gelehrigen Schüler gefunden. Europa klatschte Beifall, lobte die Qualitäten der Spieler und den flotten Gang der Handlung. Erst als der Vorhang gefallen war, merkten die Zuschauer, Saß Unwiederbringliches verloren war. Nun war es, als kehre den Farbigen die Einsicht ein, als würde ihren geblendeten Augen die Seh-kraft wiedergegeben.
Den ersten Anstoß gaben die Orlam. Eine Hottentotin hatte einem Holländer Kinder geboren, die sich nach ihrem Vater Orlam nannten. Der Familienname ging später auf einen Hottentotenstamm, dann auf eine Gruppe von Stämmen über. Im Kapland war ihre Heimath ge-wesen. Bis 18W wanderten sie nach Norden aus und ließen sich, Stamm nach Stamm, im Wohnbezirk ihrer Verwandten, in Groß-Namaland, nieder. Sie waren von Grund auf verdorben. Sie hatten am Nächsten dem Europäerherd gesessen, dessen sengendes Feuer um sich fraß, das Ursprüngliche zerstörte, das sie aus sich selbst geboren, genau aus ihrem Bedürfniß gestaltet hatten. Sie nahmen aus fremder Zone stammen-den Ersatz, Pferde und Flinten, Pulver und Blei, Schnaps, Tabak und Kleider, und verloren darüber Moral und Kult, Tradition und Geschichte, Eigenart und Zukunft für ewige Zeit. Sie schleppten ihre Laster und Krankheiten über den Oranje, steckten ihre Verwandten an und halfen ihrer korrupten kapholländischen Sprache in unverdiente Ausbreitung. Sie hatten seit den Tagen, als man auf ihre Oberlippen Preise zahlte, viel gelernt. Sie kannten den Weißen durch und durch und sorgten dafür, daß seines Wesens Art kein Geheimniß blieb. Sie wurden die Führer des Hottentotenvolkes, deren Geschick sich erst auf der Jagd, dann im Kampf gegen die Herero erprobte.
Auch in Denen konnte der Weiße bald keine Ehrfurcht mehr wecken. Nicht Fähigkeiten und Wissen, nur festem Willen und klarem Handeln beugt der Neger den Nacken. Er konnte kein Freund der Weißen werden, deren Gesammtheit die Einheitlichkeit fehlte, deren ent-fesselte Leidenschaften, fragwürdige Begabungen, anrüchicic Gebräuche durcheinandertosten. Ihre Sucht nach Vortheil, nach Li und Vieh, lockte den Herero auf den gefahrvollen Boden der Verschuldung. Er wartete der günstigsten Stunde, die Schlußabrechnung vorzulegen.
Die Bergdamara rauchten ihre Dachapfeifen bald wieder allein; die Waschimba fühlten sich im Kaokofeld wohler als in der Ebene, hielten sich näher ihrem Omuhonga-Paradies als dem lauten Treben
*) So heißt ein gutes, ernsthaftes und doch unterhaltendes Buch, das Hauptmann Fischer, ein Offizier unserer Schutztruppe, in der Deutschen Verlagsanstalt veröffentlicht und in dem er seinen Landsleu-ten noch viel mehr Bcachtenswcrthcs sagt, als diescsPröbchcn ahnen läßt.

der Steppe; die Buschleute ließen sich verleugnen. Wer nun durch
ihr Feld ritt, mußte glauben, durch Menschenleere zu reisen. Keine
bewohnte Hütte, keine glimmende Feuerstatt, keine frische Menschen-
spur gab Kunde von ihnen. Sie hielten sich verborgen in unzugäng-
lichen Verstecken. Das Feld selbst schien feindlicher geworden zu sein.
Dort mußte eine Wasserstelle liegen., Aber eifrigstem Suchen noch ver-
barg sie sich. Buschleute hatten sie verschüttet oder eingedeckt. Eine an-
dere war vergiftet. Das Wild, das dort tränkte, verendete. So kam
doch noch Fleisch auf die Werft. Zusammengedrängt auf engen Raum,
fand das Buschvolk auch nicht mehr ausreichende Feldkost. Gewaltsame
Mittel sollten dem Nebel abhelfen. Das Abbrennen des Feldes zur
Trockenzeit wurde Brauch. Eines Abends glühte irgendwo die Steppe
auf, der Wind trieb die Flammen vor sich her, Gras, Kraut, Büsche,
Bäume ergreifend, hinter sich eine einzige verkohlte Pflanzenmasse
lassend. Schreckliche Verwüstung bezeichnete den Weg, den das Feuer
genommen hatte. Niemand löschte, nur der umschlagende Wind brachte
die Brände zum Stehen; nach Tagen, nach Wochen. Den Reisenden
aber begleitete spähendes Mißtrauen, Tag und Nacht. Er fühlte sich
beobachtet, von unnennbarer Gefahr umgeben, mußte sich hüten, ab-
seits von der Wagenspur, der er folgte, das Dickicht zu betreten, sich
von seinem Troß, allein zu entfernen. Keinem Verirrten wäre Hilfe
geworden. Führte der Zufall doch zu Begegnungen, so öffnete sich nicht
Bitten, nicht Geschenken das Feld. Der Buschmann hütete das Wasser-
geheimniß. Die Wasserstellen waren die Stützpunkte des weißen Jä-
gers geworden. Er würde die letzte an sich reißen, wenn Thorheit sie
ihm verriethe. Das durfte kein Buschmann thun. Und zum erstenMal
schwirrte ein Giftpfeil, sauste eine Keule auf einen Weißen. Die Far-
bigen vergaßen die Fehden unter einander. Gewiß gab es Feige, geistig
Arme, Verderbte genug, die dem neuen Gedanken fern blieben. Die
Einsichtigen aber sahen den Feind nur noch im Weißen. Er begann,
festen Fuß zu fassen. Aus dem umherschweifenden Jäger wurde der
seßhafte Siedler. Wo Klippspringer einst von hohen Felsen zu Thal
äugten, Kudus in stillen Nächten zum Wasser zogen, Buschleute das
Leben der Steinzeit lebten, stand jetzt ein häßliches Lehmhaus mit
frechem Wellblechdach. Mancher Träger neuer Kultur trat mit An-
sprüchen und Meinungen auf der Vergangenheit herum, entweihte das
Feld, erschöpfte den Platz, den er bewohnte, und stapelte in Schutt
und Schmutz Blechbüchsen und Glasscherben; unheilige Denkmale,
Von fern her reckte ein starker Arm sich über das Land. Der neue
Schutzherr richtete seine Machtmittel auf. Viel guter Wille, viel ehr-
liche Tüchtigkeit hielten den Einzug, Aber sie kamen zu spät. Was
Ionkherr Afrikander, 1353, vorausgesagt hatte, geschah: „Ihr baut ein
Haus und thut freundlich mit uns. Dann kommen die Schmauser
(Händler), Vogelschießer, Spinnensucher (Naturforscher) und Kupfer-
gräber. Ihr wollt es so machen wie in Klein-Namaland, wollt unser
Land nehmen."

Wer in die Zeit um 1890 hineinblickt, wird erkennen: die Cioili-
sation bedrohte den Lebensunterhalt der Farbigen, ihr Besitzrecht am
Land, die Ergiebigkeit seiner natürlichen Quellen. Die Kultur war da-
bei, sie in fremden Putz zu zwängen, sie im Stil dressirter Affen zu
Mitläufern des Europäerthums zu machen. Es konnte kein Zweifel
sein, daß, von dieser Seite dem Farbigen kein Gewinn zufloß. Er war
der Geber. Er gab, willig oder zagend, störrig oder geduldig, freudig
oder mürrisch, aber er gab. Das Recht des Stärkeren, der Wille des
Europäers, kam in irgendeiner Form zur Geltung. Sollte der Ab-
sturz ins Nichts noch aufgehalten werden, so muhten andere Hände zu-
greifen. Sie waren seit Langem am Werk.
In geduldigem Mühen hatten Missionare den Samen des Chri-
stenthums gesät. Ihm sollte das Fruchtfeld entwachsen, das dem Far-
bigen neue Werthe reichte als Entschädigung für den Perlust bisherigen
Besitzes. Die Geschichte der Mission umfaßt ein Jahrhundert. Sie ist
ein Lehrbuch treuen, wahrhaften Strebens. Einfache Menschen, ohne
Ansprüche, ohne vordringliches Wissen erzählen von ihrem Tagwerk
unter den Heiden, von ihrem Weg, der durch die Worte bestimmt war:
„Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie."
Im Wechsel des Geschehens reihen sich oft die selben Stationen
an einander.
Am Anfang geht Alles gut. Die Freude an so bedeutsamer Ar-
beit stählt den Körper, der Anstrengung ersehnt, um sie zu überwin-
den. Die Liebe zu Mensch und Thier, zur Natur und zu ihrer Eigen-
art klingt in fröhlichen Berichten wieder. „Beim Schluß, der Schule
zeigten sich zwei Giraffen; sie stellten sich ein paar hundert Schritte
von der Schule am jenseitigen Ufer auf. Bevor ich im Unterricht fort-
fahren' konnte, mußte ich die Kleinen ein Wenig gucken lassen." Gut,
rein, mild redet der Sendling von dem Hohen, das die Jünger zu
Füßen des Herrn erlauscht hatten. Die Farbigen kommen; hören Got-
tesdienst, Bibelstunde; nehmen Schul- und Religionunterricht; lernen
die Arbeit in Garten und Haus; bauen Kirche und Schule. Und die
Zuversicht spricht mit Isaak: Nun hat uns der Herr Raum gemacht
und uns wachsen lassen im Land,
Die Erfolge des dritten, vierten Jahres bleiben hinter den ersten
zurück. Der Zulauf stockt. Bekehrte fallen in alte Sünden. Wasser^
Mangel, Dürre, Jagd- und Kriegszüge entführen die Gemeinde, lichten,
zersplittern sie. Die Kirche leert sich.
Dnnn rieselt ein Theil der Herde dem Hirten zurück. Aber die
Stützen fehlen, sind im Kampf gefallen, von Raubzeug zerrissen, Krank-
heit erlegen. Von Neuein drum an die Arbeit, Aber der Kraft des
Lehrers fehlt die frühere Frische. Die Wirkung schwerer Berufsarbeit,
zehrenden Klimas, veränderter Lebensart, schlechter Ernährung wird
fühlbar. Das Mutterhaus crtheilt dem Kranken und Matten Urlaub
in die Kapstadt oder in die Heimath.
Gestärkt kehrt er zurück. Aber Alles ist vernichtet. Die Feinde

des Glaubens haben die Oberhand. Tie Gläubigen sind abtrünnig geworden oder vertrieben, gemordet. Kirche, Schule, Wohnhaus liegcn verödet, zerstört, beschmutzt, entweiht: „Fensterrahmen, Fußböden und Kisten waren zum Feuermachen verwendet worden. Die Uhr war zerschlagen, die Bücher lagen zerstreut. Das Haus war verunreinigt und mit unausstehlichem Geruch gefüllt." Der Garten ist der Wildniß zurückgegeben, der Stamm im Feld verschwunden.

Aber der Sendling harrt aus, sucht eine neue Gemeinde und finsie, lehrt, duldet, hofft; und stirbt. Zwischen Sendlingsdrift und Sendlingsgrab liegt der Leidensweg vieler dieser tapferen Kämpfer. Sie sind hoher Achtung werth. Sie wurden zur Austauschstätte des Besten, was Europäer und Eingeborene zu geben hatten, bemühten sich um das Verständnis dieser durch Welten getrennten Menschen, fanden durch Erforschung der Geschichte, der Sprache, der Sitten und Gebräuche das Vertrauen der Farbigen und zeigten ihnen, am eigenen guten Beispiel, die Möglichkeit einer höheren Lebensführung. Als Berather und Führer begleiteten Sendlinge die Stämme auf ihren Wanderungen und Kriegszügen, theilten Nngemach und Entbehrung, legten den Grund zu den ersten Wohnstätten, denen sie, in Anlehnung an die Geschichte des Volkes Israel, alttestamentliche Namen gaben. So jubelt im Namen der Hottentotenortschaft Bersaba uralte Freude wieder. „Siehe, ich habe Wasser gefunden!" Und das Aris der Bastards wurde Reho» both getauft, „denn da zankten sie sich nicht über." Diese einsamen Lehrer mußten ihre Vergleiche dem Alten Testament entnehmen. Anklänge hallten ihnen entgegen, wie Jedem, der im Feld dieses beste Buch zum Begleiter hat. Wie Moses vom Berge Nebo, sahen die ersten Sendlinge vom Kamiesberg hinüber in das verheißene Land. Aber erst Vater Schmölen zog über den Oranje, wie Iosua über den Jordan. In den Fluthen wälzten sich Flußpferde, dem Behemoth gleich. „Er liegt gern im Schatten, im Rohr und im Schlamm verborgen. Das Gebüsch bedeckt ihn mit seinem Schatten und die Bachweiden umgeben ihn. Siehe, er schluckt in sich einen Strom und achtets nicht groß; läßt sich dünken, er wolle den Jordan mit seinem Munde ausschöpfen." Krokodile lagen, wie Leviathan, auf dem Ufersand. „Schrecklich stehen seine Zähne umher. Seine stolzen Schuppen sind wie feste Schilde. Vor ihm her hüpft die Angst." Hugo Hahn griff nach der Bibel, als er am Kunene sich diesen Räubern gegenüber sah, und gedachte der Worte am Omuramba in Ovambo, als Buschleute ihn zur Vorsicht mahnten beim Baden in Omutu Ondju, wo vor Jahren ein Mann von einem Krokodil gefressen worden sei. Die Oranjeberge waren zerklüftet wie 'der Libanon, von wilden Thieren belebt. War der Klippspringer nicht der Gemse gleich? „Weißt Du, wann die Gemsen auf den Felsen gebären?" Kletterten die Bergzebras nicht wie Wildesel? „Er schauet nach den Bergen, da seine Weide ist." Waren nicht hier wie dort Klippdachse, Löwen, Leoparden? Die Ebenen waren, wie in Palästina, von Gazellen und Straußen belebt. „Der Fittich des Straußen hebt sich froh-

lich. Zur Zeit, da er hoch «ufähret, verlachet er Beide, Roh, und Mann."
Das Brackwasser des Koankip war ekel wie das Bitterwasser von Mara.
Nainafeldhühner fielen ein, sinnlos vor Durst, liegen sich totschlagen
und aufsammeln wie die Wachteln in der Wüste Sin. Buschleute
brachten klebrige Feldkost, dem Manna ähnlich. Unter brechendem Ge-
stein sprang Wasser hervor, wie aus dem Felsen Horeb oder dem Fels
von Kades. Wie die zehn Plagen über Egyptenland, lag auch über das
Land Unheil gebreitet. Stechmücken penigten die Schläfer nachts; Un-
geziefer nistete auf den Ausspannplätzen; Frösche füllten die Tümpel
Zur Regenzeit; Heuschrecken fraßen das Feld kahl; Hagel fiel herab
und Finsternis legte sich aufs Land, als Scheppmannsdorf in den to-
senden Wassern des Kuiseb unterging; Seuchen fegten über das Feld;
Pocken rafften Menschen dahin; die egyptische Augenkrankheit nahm
Bruder Rath die Sehkraft. Waren die Völker nicht geschieden in Jä-
ger und Hirten, wie wenn das Wort des Herrn zu Rebekka auch hier
gesprochen worden wäre? „Zwei Völker sind in Deinem Leib und
zweierlei Leute werden sich scheiden aus Deinem Leib; und ein Volk
wird dem anderen überlegen sein und der Aeltere wird dem Jüngeren
dienen." Der Jäger wurde dem Hirten unterthan, wie die Bergdamara
den Herero. Die Geschichte Esaus und Jakobs könnte ins Feld gelegt
werden. Der Jäger Esau nimmt Köcher und Bogen, „daß er ein Wild-
pret jagte und heimbrächte." Das kostete Mühe und Zeit und Jakob,
der Hirte, konnte den Brüder betrügen. Wurde auf dieser Grundlage
nicht oft genug auch hier Betrug geübt? Erst durch das Gleichniß wur-
den die Geschichten des Alten Testaments in rechte Beleuchtung gerückt.
Die Begegnung des Knechtes Abrahams mit Rebekka am Wasser, Ra-
tzel, die ihre Schafe an die Tränke treibt, lachende Augen, schlanke Glie-
der: es fehlt nichts als das rothe Kopftuch der Hereromädchen.
Zur Ausbreitung des Glaubens drangen Missionare in alle Win-
kel zwischen Oranje und Kunene. Die Reisen Schmölens, des Apostel
des Feldes, von Pella nach Bethanien 1814, Hugo Hahns nach Naosan-
nabis 1843, Kolbes ins Damaraland 1848, Hahns und Raths ins Am-
bolano 1837, Hahns nach Ondonga 1866 sind Großthaten an Glaubens-
muth und Forschungeifer.
Aber war die Botschaft von Nutzen, für den Bringer erfolgreiche
Arbeit, vom Empfänger greifbare Besserung zu erhoffen? Einige sa-
gen, der christliche Glaube habe Eingang bei Hottenwten gefunden.
Aber in der Seele des Hottentoten konnte kein reiner Gedanlc mehr
wachsen und zu tiefer Erkenntniß reifen. Wie ihr Gesicht durch In-
zucht und Verbrechertriebe zerstört, ihr Land eine verdorrte Wildniß
ist, so lastet auf ihrer Seele der Fluch einer verkommenen Rasse. Ocde
Leere grinst den entgötterten Himmel an. aus dem der angebetete Ahn
Heitsi Eibib längst vertrieben ist und der ihnen kein Evangelium mehr
zu künden hat,
Waren die Bantus dem christlichen Glauben gugängig? Schwarze,
glänzende Haut umspannte einen hohen, aufrechten Körper, den ein

stolzer, grausamer Sinn bewohnte. In ihrem Himmel, den Wolken nur
kurze Zeit im Jahr verdüstern, wohnte Omukuru, der Urahn, den man
init einem Gruß, nicht mit Gebeten, ehrte. Er, der nur die Güte, nicht
Lohn noch Strafe kannte, sah wohlgefällig auf seine Kinder hinab, die
im Gefühl der Sündlosigkeit keinen Beruf empfanden, Buße zu thun.
Buschleute und Bergdamara sollen für den christlichen Glauben
empfänglich gewesen sein? In die Tiefen dieses Mysteriums dringen
Menschen nicht, die von Wasserwurzeln leben und auf einer Stufe
stehen, die dreißig Jahrtausende vor Christ Geburt schon stand.
Andere sagen, die christliche Sittenlehre würde von Hottentoten
verstanden und aufgenommen. Aber sie hatten ein eigenes Sittengesetz,
dem alttestamentlichen ähnlich, und befolgten es, seit dem Zusammen-
stoß mit den Weißen, doch nicht. Wie vom Sinai her klang das Gebot:
Du sollst nicht morden, nicht stehlen, nicht lügen, Du sollst die Alten
ehren. Und echt mosaisch wurden die Thiere getheilt, in reine und un-
reine. Thiere, die wiederkäuen, sollst Du essen (also Giraffen, Büffel,
Rinder, Schafe, Ziegen, Antilopen), Thiere aber mit gespaltenen Klauen,
die nicht wiederkäuen, sollst Du nicht essen (Schweine), nur in höchster
Roth sollst Du Zebra- und Dachsfleisch nehmen, aber Hase und Scha-
kal sollst Du nicht essen, auch sollst Du kein Aas anrühren. Aber sie
handelten nicht mehr danach. Und konnten noch weniger der Christen-
lehre leben, die ihrem entrechteten Volk die Zumuthung machte: Liebet
Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen.
Die Moral der Bantus war auch nicht schlecht. Aber sie war
anders als die christliche. Vieles, was wir Sünde nennen, war ihnen
Unschuld. Und sie hatten Manches, was in einem harten Lande Tu-
gend ist. Sie waren unerbittlich gegen das Schwache, furchtbar im Haß,
furchtlos im Tod. Buschleuten und Bergdamara aber war ihr erbärm-
liches Dasein allein der beste Erzieher.
Nein: auch die Mission konnte den Absturz nicht aufhalten. Auch
sie machte die Farbigen nicht glücklicher, nicht besser, nur unsicher; die
Kluft blieb unüberbrückbar, die zwischen der gütigen Lehre der Mis-
sionare und der Wirklichkeit gähnte.
Die Empörung kam. Die Herero warfen jauchzend die Masken
ab, die guter Glaube und böser Wille ihnen vorgebunden hatten. Sie
fegten wie ihr mittäglicher Staubsturm über die Plätze und Siedelun-
gen der Weißen, zu spät erkennend, daß eine furchtbare Macht un-
zählige Reiter ins Feld führen konnte, Sie starben muthig vor den
Feuerschlünden der modernen Zeit oder in der grausigen Dürre des
Sandfeldes. Zweihundcrttausend Menschen soll ihre Volkheit umfaßt
haben, 1906 wurden noch fünfzehntausend gezählt. Ein erschütterndes
Geschick hatte sich vollzogen.
Die Hottentoten wollten die günstige Gelegenheit, Jahrhunderte
alten Haß zu kühlen, nicht ungenutzt lassen und griffen im falschen
Augenblick in den Krieg ein. Sie fochten für nichts Höheres mehr als
Unabhängigkeit ihres Viehdiebdaseins, Dafür ward ihnen gerechte
Hätten sie zweihundert Jahre vorher die große Entscheidung

gesucht, so wären sie mit Ehren untergegangen. So aber entbehrt die»
ser verspätete Tod der Tragik, Was sonst noch hineingerissen wurde,
nahm gleichen Schaden.
Es war der Kampf zwischen alter und neuer Zeit. Was mit dem
Buren Iakob Cotzee 1760 am Oranje begonnen hatte, kam 1908 an der
Ambolandgrenze zum Abschluß. Von Süden nach Norden erfolgte der
Druck auf Farbige und Wild. Sie wurden vernichtet oder in Grenz-
land gedrängt. Den Deutschen trifft keine Schuld. Er war der zufällige
Erbe des Feldes, das längst vor ihm im Todeskampf lag. Die selbe
Kraft, die ihn zur Herrschaft brachte, fegte das Alte, Schwache, Selt-
same in Afrika vom Platz. Hierüber zu klagen, hat keinen Sinn mehr.
Wohl aber war der Frage nachzudenken: Wie ist nun der Neuaufbau
zu ordnen, wie kann aus den Trümmern neues Leben erstehen, wie ist
der Nutzen der Heimath mit der Pflicht zu vereinen, die der Eroberer
der geschlagenen Natur dort draußen schuldet, den Thieren und Men-
schen des Feldes?
Als der Friede kam, in Karas- und Oranjebergen, in Kalahari und
Namib die letzten Schüsse verhallten, Sonne und Raubzeug die Spuren
des Kampfes tilgten, in Holzkreuzen und Grabhügeln das großeTrauer»
lied verstummte, war das Feld und seine Bewohner in die Hand des Sie-
gers gethan. Ein Paar Stämme, die nicht sich selbst treu geblieben waren,
aber treu genannt wurden, weil sie nicht den Muth zum Sterben gehabt
hatten, behielten ihre Gebiete. Die Hottentoten von Bersaba, die Ba-
stards von Rehoboth, die Bergdamara von Okombahe durften dieFurcht
ihrer zweifelhaften Enthaltsamkeit in scharf umgrenztem Eigenland ge-
nießen. Die Ovambo hatten zwar ihren Unwillen mit der deutschen
Herrschaft durch den Neberfall einer Grenzstation bekundet, sich dann
aber mit schlechten Gewissen hinter ihren Sand- und Brackgürtelzurück»
gezogen. Kluge Vorsicht ließ, sie ungestraft. Was sonst am Aufstand
theilgenommen hatte, fühlte die schwere Faust des Siegers. Er sam-
melte die zersprengten Trupps. Aus Stein- und Sandöden kamen sie
an: morsche Hottentoten, kranke, verwundete Männer, verlumpte Kna-
ben, verhärmte Weiber, verlotterte Kinder, zerschundenePferde,trockene
Mutterschafe, ein Haufe jammernden Elends. Die Reste der Bondels,
zu denen einst die warnende Stimme am Oranje gesprochen hatte, wur-
den in enges Reservat gepfercht, die anderen verschickt. Die feuchte
Meerluft der tzaifischinsel, die Tropendünste Togos, die Gefängnisse
des Damaralandes wurden ihre Totenkammern.
Aus dem Sandfeld kamen Herero zurück, noch in besserer Hal-
tung, aber ohne ihr Vieh. Das lag, mit der Masse des Volkes, ver-
durstet im Busch, säumte die Pfade ihres Todeszuges. Rechts und
links lagen die gedunsenen Pestkadaver der stolzen Hererorinder.
Aasgeier und Schakale hatten Tage satter Zufriedenheit. Diesen Vor-
rath konnten sie nicht bewältigen. Wollten wir unsere brennenden Gau-
men erquicken, so zogen wir an denTrensenriemenUnserermüdenPferde
die geblähten Körper des abgestürzten Viehs aus den Pfützen und tran-
ken die unsagbar ekle Brühe. Sattelten wir im Busch ab, so stießen

unsere Füße gegen Leichname. Ein junges Weib mit welker Brust, das
erstarrte Gesicht mit Fliegen besät, eine verschrumpfte Mißgeburt an
die Hüfte gepreßt. Eine Alte, derjdas Laufen besonders schwer geworden
war. Acht oder zehn Beinringe aus groben Eisenperlen, das Zeichen
ihrer Würde und ihres Reichthums, hatten bis auf die Knochen das
Fleisch zernagt. Hier eine Tote, der das Leibchen aus Straußeneier-
schalen, die kostbare Omutombe, einst fest den gesegneten Leib um-
spannte, jetzt über Haut und Knochen raschelte. Hinter einem Strauch
eine Lederhaube, dreiblätterig; ein Mantel, mit Eisenperlen benäht, ein
Kochlöffel aus dem Holz der Albizzia, kunstvoll als langstieliges Blatt
geschnitzt, anderer Hausrath, weißes Gebein: tagtägliche Bilder. Da ein
Bengel. Er lebte noch, stierte mit blödem Lächeln aus leerem Hirn ins
Nichts. Ich nahm ihn auf, gab ihm den Wassersack, etwas Hzrtbrot.
Er machte ein Jahr lang dann noch den Hottentotenkrieg bei mir mit.
Später sah ich ihn, einäugig, im windhuker Gefängniß, wieder. Wer
zu den Gehetzten des Sandfeldes gehört hat, wird den Glauben ver-
loren haben, daß auf Erden Recht noch gilt. Im Schoß der erschöpften
Weiber konnte für Jahre hinaus kein werthvoller Nachwuchs reifen.
Die Herero wurden in Familien aufgetheilt und der Arbeit auf Dorf
und Farm zugeführt. So war ihnen die Möglichkeit zu neuem Auf-
stieg genommen. Die Iutheilnng von Land und Beutevieh, der Zu-
sammenschluß aller zu einem Stamm, die Aufrichtung einer eigenen
Herrschaftform hätten ihre Kultur, ihren Werth, ihre Volkheit zu retten
vermocht. Was im Barotse- und Basutoland englischer Einsicht ge-
lang, hätte gleich gute Frucht hier getragen. Die Farbigen waren ent-
erbt. Der Weiße setzte sich an ihre Statt. Er richtete sich im Feld ein,
holte tief und gemächlich Athem, dehnte die Glieder. So drückte er auf
die Grenzlande, wo die Steinzeit aus furchtsamen Augen auf die Well«
blechzeit herübersah. Mit völlig unzulänglichen Mitteln trotztenBusch«
lente und wildwohnende Bergdzmara dem Vordringen der Weißen, er-
schlugen oder vergifteten da und dort einen dieser verhaßten Fremd»
jinge, wurden dafür gehenkt und erschossen, fielen auch, von allen Sei-
ten gestoßen, über einander her, wie Hunde über einen Artgenossen, der
geschlagen wird, lieferten sich verlustreiche Gefechte, ohne zu ahnen, wie
kostbar sie der Völkerkunde sinö, ließen sich zu Haufen treiben, auf
Sammelwerfte sperren, starben an Malaria oder brachen wieder aus
odev versuchten, im Sinn der Neuzeit, sich auf anständige Weise zu
ernähren. Diese rührenden Versuche! Wenn draußen das Feld bor
Trockenheit stöhnte, der Boden auseinanderbrach unter den Gluth-
streichen der Sonne, das Kakizeug am Leib brandig roch, als müsse
es in Flammen aufgehen, dann erschien wohl im Gänsemarsch eine
Buschmannhorde. „Morro," kam es aus heiseren Kehlen. ,.,-Was wollt
Ihr?" „Arbeiten." Abgemacht. Und sie halfen Vieh und Pferde hüten,
Lehmziegeln kneten, Bausteine tragen. Abends erhielten sie Mehl oder
Reis und konnten ihren Leibern, die schrumpfig wie Morcheln waren,
wieder zu etwas Rundung verhelfen. Wenn dann endlich der Himmel'
Einsehen hatte, fern im Osten die ersten Wolken schatteten und wie»

der eines Morgens die Buschleute zur Arbeit eingetheilt werden soll»
ten, waren sie fort. Verschwunden im Busch. Sie konnten nicht anders.
Da liefen sie nun Tag und Nacht dem Strich entgegen, der ein paar
Regentropfen bekommen haben mußte. Ietzt sproßte dort das erste
frische Gras, Wild zog herbei, Raupen krochen über das Laub, ließen
sich von den hungrigen Allesessern aufsammeln. Auch Das wurde ihnen
verargt, daß sie reuevoll zu ihrer Allmutter heimkehrten, sobald sie
ihnen ein freundliches Gesicht zeigte. Noch heute, 1914, verfolgt man
sie, nimmt ihre Kinder fort, läßt sie fern der Mutter aufziehen. Der
Europäer, dessen Evangelium Arbeit heW, konnte nicht zusehen, daß
Menschen die Erde traten, die von dieser Botschaft nichts wissen woll»
ten. Vom Glauben durchdrungen, daß, er allein wahre Erkenntniß be-
sitze, duldete er keine andere Auffassung. Die ewig langweilige, ewig
heutige Gleichmacherei erstickte in ihrem trüben Brei das alte Leben.
Der Theil der Frage hatte keine glückliche Antwort gefunden:
Keine Auferstehung erwartete den Menschen des Feldes.

Hessenwinkel. Adolf Fischer.

Deutsche Verse.

Schulter an Schulter.

Ag^in Blitzschlag durch die Lüfte,
Ein Donnern meilentwf,
Das öffnete die Grüfte
Und weckte, was da schlief.
Nun stehn wir Aug' in Auge
Ulit Feinden überall —
Die Hand! Es gilt, Herr Bruder,
wir schlagen sie zumal.

Es ist ein Fels geworden
Aus SZuadern und aus Blut;
Vom Süden bis zum Norden
Umbraust ihn Flammengluth,
Die Gluth gercchtcn Haffes,
Strömender Liebe Macht,
Ein Lichtgestirn uns Beiden
In schwarzer Schicksalsnacht.

Es ist ein Reich erstanden
In Schlachten und in Noth,
Das hält mit eisern Banden
Uns Alle bis zum Tod.
An seinem wall zertrümmert
von Feinden eine Welt.

Herr Bruder, hoch die Fahnen!
Zwei Völker sind ein Held.
lvas fremd war und geschieden,
Ist einig bis ins Mark
Und nach dem Kampf der Frieden
Nacht uns auf ewig stark,
In Treuen fest zusammen
Stebn wir in licrrlichkeit
Und aus den Wcltcnflannncn
Steigt eine neue Zeit,
Was sprechen wir von Kultur und Kunst?
Ls ist Alles Schein, verächtliches Flimmern.
Ich sehe grau im Abcnddunst
Riesige Geschütze schimmern.
Tanggeformte Geschosse streichen
Langsam über die nebeligen Lande
Und gebären aus eisernen, Weichen
Feuer, Vernichtung, Tod und Schande.
Menschen sind tot, Menschen zerstückt,
Mens^enwerthe zu Staub gekehrt;
Und ein König schleicht sich gebückt
In die Fremde, von öeim und kzeid.
Kronen sinken in grundlose Tiefen,
In denen gestern, vcrvchmt und krank,
Nur die 'Dünsche des Pöbels schliefen.
Liner von Gottes Gnaden sank.
Was bleibt übrig? Verderben und Eisen,
Trümmer, die auf das Sterben weisen,
Weiber, ihrer Männer beraubt,
Männer, die an ihr Volk geglaubt,
Sieger, täglich vom Sterben bedroht,
Tod und Hoffnung, öoffnung und Tod.
Selten fragt sich nur noch ein Dichter:
Lebt noch ein gütiger Menschenrichter?
Schlingt, eine goldene Blüthenranke,
Bald sich um Trümmer der Zukunftgcdankc?
Reines Gold? Reiner Scg^n?
Können wirs noch in Münze prägen?
Hamburg,
Theodor Suse.
Antwerpen.
Wilmersdorf.
Werner von der Schnlenburg.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß 6 Garleb G, m.0. tz. in Berlin.

Berlin, den öl. November
Geht die Welt unter?
Der Heilige Krieg.
hammedAchmed zu kämpfen hatten, wird in Europa oft von
dem Heiligen Krieg gesprochen.Doch ein klarerBegriff gesellt sich
dem Wort nicht. Der erste Ruf kam von Mekka. Da ist, nah beim
Grab des Propheten, eine Schule, die ihre Zöglinge als Apostel
desIslams hinausschickt.Hinaus in dieWelt,die islamischerAn-
schauung in zwei Theile zerfällt. Das Gebiet der Gläubigen um-
faßtMekka und dessenNachbarbezirk (wo keinUngläubiger hau-
sen, kein Thier athmen, keinPflugschar die Scholle furchen darf),
denHedfchaz, die nahen muslimischen Länder (woderRumi zwar
drei Tage weilen, aber kein Haus haben und kein Grab finden
kann) und die tributpflichtigenLänder (wo derFremde,der einen
Erlaubnißschein erlangt hat, wohnen darf).Mekka, Arabien, das
ganze islamische Erdreich soll denUngläubigen also gesperrt und
nur durch besondere Erlaubniß zu öffnen sein. Der andere Theil
der Erde scheidet sich wieder in zwei Theile. Länder, die durch
Verträge demMusulmanengebiet verbunden sind, bleiben unge-
fährdet, so lange sie den Erben des Propheten Steuer zahlen. Län»
der, die solche Verträge nicht abgeschlossen haben,sind zu bekäm-
pfen, bis ihreBewohner die Steuerpflicht anerkennen und sich zum
Islam bekehren. Das ist Glaubenstheorie; die Wirklichkeit zeigt
einganzanderesBild: und deshalb muß dieDschehad, dasWerk
heiligen Eifers,in der Stille, doch mit emsigster Kraft vorbereitet
werden.- Ihm hat jeder Mohammedaner sich zu widmen, sobald
is

er mannbar geworden ist. In steter Bereitschaft müssen besonders die zum Waffendienst Ansei wählten sein. Ein leiser Ruf: und die Dschehad beginnt. Der Heilige Krieg gegen die Christenheit. Der Ruf muß von einem Iman, einem geweihten Führer, kommen. Frauen, Kinder, Kranke, Schwachsinnige, Sklaven und Schuldner brauchen ihm nicht zu folgen. Eine alte muslimische Le» gendebehauptet,dieChristenheithabeinihrenKreuzzügenFrauen, Kranke und Schwachsinnige vor die Front geschickt, um die Söhne des Propheten, wenn sie dieses Imnmerhäuflein berannten oder vor ihm wichen, derFeigheit zeihenzu können. Damit solchen Frevels Versuchung den Gläubigen nicht nahe, bleiben Frauen, leiblich und geistig Kranke zu Haus. Sklaven und Schuldner, damit sie nicht im Getümmel verschwinden und ihre Herren und Glau» biger schädigen. Der Kampf darf nicht beginnen, ehe die Rumis dreimal aufgefordert sind, sich zum Islam zu bekehren. Zeigt sich die Stimmung des Feindes unsicher und ist auf Meuterei eines Truppentheiles zu hoffen,so darf derIman nach derdrittenAuf» forderung noch eine Bedenkzeit gewähren; auf fein Haupt fällt aber die Schuld, wenn der Feind diese Bedenkzeit für sich nützt. Die Vorschrift, nicht auf Heiligem Gebiet noch in den Heiligen Monaten je einen nicht durch Angriff erzwungenen Krieg anzufangen, ist mehr als einmal übertreten worden. Der Zweck des Krieges ist, dem Islam Bekenner, den muslimischen Reichen Gehorsam und Steuerleistung zu sichern. Er hat zu enden, wenn der Feind sich, freiwillig oder gezwungen, zum Propheten bekehrt oder den Frieden erkauft. Die Summe hat derIman zu bestimmen. Er kann auch (bis auf zehn Iahre hinaus) Waffenstillstand gewähren und hat unumschränkt über das Schicksal der Ungläubigen zu verfügen, die mit der Waffe in der Hand gefangen wurden. Darf sie töten oder frei lassen, in Sklaverei verkaufen oder gegen gefangene Mohammedaner austauschen.Wer sich zum Islam bekehrt, darf nicht getötet werden. Wer ungläubig stirbt, wird ohne Ehrenerweisung verscharrt. Die gefallenen Krieger des Propheten aber ziehen, als Märtyrer seiner großen Sache, ohne erst einer Läute» rung zu bedürfen, ins Paradies ein. Die Beute, die während der Dauer des Kampfes gemacht wird, heißt Ganimat; die Beute, die erst der beendete Feldzug bringt (also auch Steuerleistung und Ertrag der Sklavenarbeit) heißt Fai. Vier Fünftel des Ganimat

werden unter die Soldaten vertheilt; vier Fünftel des Fai rinnen in den Staatsschatz. Das letzte Fünftel der Gesammtbeute wird in fünf Theile getheilt, die dem Staatsschatz, den Nachkommen des Propheten, Waisen, Armen und Mekkapilgern zufallen. Vor der Theilung werden Alle beschenkt, die zwar nicht mitgefochten, irgendwie aber für die große Sache gewirkt haben. Die erbeutete Waffe gehört Dem, der beweisen kann, daß er ihren Träger niedergeworfen hat. Der Boden des eroberten Landes wird Eigenthum des Prophetenstaates. Bleibt das besiegte Land nach dem Friedensvertrag aber im Besitz der Rumis (die nun den Islam bekennen), dann haben sie der Centralmacht Kopfgeld und Vermögenssteuerzuzahlen.ImHeiligenKriege gilt jedes Mittel, das dem Islam Nutzen verheißt. Also wills Allah; wills sein Prophet. DerAufruf zum Heiligen Krieg ist, als er ausFez kam, ohne Widerhall verklungen. Nun hat, am zehnten Novembertag, der Sultan von Konstantinopel gerufen; seit den Tagen des vierten Mohammed und der Großwesirdynastie Kjöprülü zum ersten Mal ein Khalif. Im siebenzehnten Iahrhundert hat die Verkündung der Dschehad dem Osmanenreich nicht genützt; von Venezianern und Oesterreichern, Russen und Polen wurde es geschlagen und verlor Ungarn und Siebenbürgen, Dalmatien und Mores, die Akraine und Podolien, Asow und das linke Ufer des Dnjestr. Seitdem war oftTürkenkrieg: doch nie wieder Dschehad (chekä ist: ungemeiner Kraftaufwand). Wird der fünfte Mohammed, dem der Scheich ul Islam die grüne Adlerstandarte des Propheten anvertraut hat, vom Glück zärtlicher als der vierte gehätschelt werden? Auf leisen Sohlen eilen seine Sendlinge durch Asien und Afrika und heischen alle Mannbaren (nicht Greise noch Knaben) in den Heiligen Krieg; jeden Mann, der in Paradieseswonne zu schwelgen wünscht. Werden in Rußland, Marokko, Algerien, Tunis, Libyen, Egypten, Indien die Mohammedaner dem Rufe folgen? Nicht staunend den Boten fragen, wie der Khalif die »Waffenbrüderschaft" (so nennt ers) mit zwei Christenheeren der uralten Prophetensatzung vereinen könne, die vorschreibt, daß der Ungläubige sich zu Mohammed bekehren oder in Steuerpflicht ketten muß? Rußland scheint den Ruf nicht zu fürchten; HerrSasonow hat den Entschuldigungversuch des Großwesirs barsch abgewiesen und, offener als sonst, angedeutet, daß er sich der neuen Losung

freue. Vielleicht auch der Gelegenheit, den Rumänen ein Stück
Südbessarabiens, den Bulgaren Hadrians, am Ende gar Kon-
stantins Weihestadt anzubieten, die Italer mit dem Aufstand der
libyschen Senussi zu schrecken: und sich so drei nützliche Genossen
zu dingen. Noch ist der Türkensultan zugleich Khalif, des ganzen
Islams Glaubens haupt. Bald muß nun offenbar werden, ob ihm
auch die siebenzig Millionen indischer Mohammedaner ge»
horchen (dann mußte Britania zittern) oder ob die englische An-
gabe richtig ist,die muslimischeWeltAfrikas undIndiens sei den
Iungtürken feindlich und ersehne die Uebertragung des Khalifates
auf den in Mekka residirenden FürstenAbdullah (der dann ja auch
Kairo oder Bagdad als Glaubenshauptstadt erküren könnte). Nie
war eineDschehad, die derjetztbegonnenen auchnurimwinzigsten
Wesenszug ähnelte. Folgen Turkotataren, Nordafrikaner, Ära»
ber, Inder, als Fechter für Mohammeds Glauben (Mudscha»
hids), dem Heiligen Fetwa, dann reißt dieses Millionenheer den
ganzen Erdbereich des Islams in Aufruhr. Und Alles versinkt,
was seit der Heldenzeit der Kreuzzüge im Osten ward.

Die rothe Sonne.

DiedeutscheFestungTsingtauhat sich,nach heldischemKampf,
der Uebermacht ergeben. DerFührer des japanischen Belagerer?
heeres hat in seiner Siegesmeldung selbst die Tapferkeit derdeut»
schenBesatzung anerkannt. Als die Forts Bismarck, Iltis, Moltke
erstürmt, die Batterien zerschossen, die Lebensmittelzufuhren ab»
geschnitten waren, wurde im Morgengrau die Meiße Flagge aufs
Observatorium gehißt. Weil die Kolonie immer unhaltbar schien,
habe ich vor jeder Machtsiedelung in Ostasien gewarnt; sie gab
obendrein denFeinden die Möglichkeit, uns den Chinesen zuver»
dächtigen und auf ihren Märkten das deutsche Geschäft zu hem-
men. Ists nölhig, zu sagen, daß heute auch derWarner den Ver-
lust wie Körpersschmerz fühlt? Deutsche Menschen haben sich am
Gelben Meer gemüht und aus Kiautschau, aus Tsingtau Muster-
stätten moderner Siedlung gemacht. Deutsches Blut hat den Bo-
den der Provinz Schantung gedüngt. Da herrschtnun Iapan. Nur
(sagt Her'' Tsutsuki, der Vertreter des Marineministers) bis an
das Ende des Krieges; dann wird das Auswärtige Amt in Tokio
darüber mitChina verhandeln. Den Ton und das Ziel dieser Ver»

handlung kannIeder ahnen, der dieMethodenjapanischenVor»
dranges kennt und nicht vergessen hat, auf welchen Wegen, durch
welche Künste das Inselreich, für das harmlose Deutsche einst in
Liebe erglühten, mit Koreanern und Russen fertig wurde und in
die Macht kletterte, von deren Zinne es jetzt in die Runde lugt.
Zwei Schnecken, eine rothe und eine blaue, bilden mit ihren
Mänteln das Wappen von Korea. Als der Iapaner von Euro»
päerhochmuth noch monkey und Makake genannt und wie ein
gelber, menschenähnlicher Affe behandelt wurde,wies er mit spitzer
Pfote schon auf die sechzehn Streifen, die von dem rothen Ball
aufseinerKriegsflagge ausgehen,und sprach, wennerdesHörers
sicher war, grinsend: »Der Sonnenstrahl läuft schneller als die
Schnecke." Ist schneller gelaufen. Im Iahr 1852, als in Korea
die französischen Missionare, die auf dem Landweg in die Halb-
insel eingedrungen waren und ein paar Gemeinden gegründet
hatten, sich gegen den wachsenden Christenhaß waffnen mußten,
gab der amerikanischeKommodorePerrydenFremden dieMög»
lichkeit, in Iapan Handel zu treiben. Sieben Iahre danach ent»
stand an der Bucht von Tokio die Europäerkolonie «Yokohama.
1868: Aufstand und Kampf gegen das Shogunat. 1872: erste
Eisenbahn (Tokio-Vokohama). 1875: aufheimischerWerft gleitet
das erste Dampfschiff vom Stapel. 1890: Eröffnung des ersten
japanischenParlaments. 1899: Anerkennung desFremdenrechtes
zu freiemHandel im altenZipangu. Indiesen vierzig Iahren war
die Schnecke nicht vorwärts gekommen. Vergebens hatte 1866 ein
französisches, 1871 ein amerikanisches Geschwader versucht, das
Land der Morgenstille dem Verkehr zu öffnen; es blieb gesperrt,
ungastlich und mußte, wie seit einemVierte ljahrtausend,aus seinen
winzigen Einkünften dem Mandschukaiser noch Tributzahlen. Die
Iapaner hatten diebreite Zunge, die sich zwischen dem Gelbenund
dem IapanischenMeer aus Asiens Schlund vorstreckt, an sich ge-
rissen, das Land aber,derNoth gehorchend, wieder geräumt und
1876 seineUnabhängigkeit in einem Vertrag anerkannt, derihnen
drei Häfen öffnete und das Recht gab, im koreanischen Gebiet
Konsuln zu ernennen. Langsam folgten den gelben die weißen Pi o-
niere.Fremdenhaß lodert auf.ChinaundIapan: von andererSeite
schien der Morgenstille Störung nicht zu drohen. Da fing man,
noch unter Alexander dem Zweiten, in Rußland zu merken an, daß

Wladiwostok die Herrschaft über Ostasien nicht völlig sichere. Die
Seefestung hieß zwar die Königin des Ostens; doch ihr Kronrecht
warallzu eng begrenzt. Kein eisfreierHafen;undmitdem Reichs»
centrum nur durch einen Schienenstrang von gefährlicher Länge
zu verbinden. Wenn man die Liau»Halbinsel oder gar Fusan
haben könnte! Ueber Korea ließen die Iapaner, die den Russen
Sachalin abgetreten hatten, aber nicht mit sich reden. Sie sollten
den Westen nebst der Insel Quelpart bekommen, wenn sie dem
Zarenreich den Osten einräumten. Dieses Kondominium behagte
ihnen nicht. Um die Russen abzuschrecken, bestritten sie plötzlich
laut Chinas Oberhoheitrecht auf Korea, ließen, ohne Kriegserklä»
rung, ein chinesisches Schiff durch einen Torpedo zerstören und
ruhten nicht, bis sie, nach sechsMonaten, PortArthur undWei»
Hai-WeibesetztunddenSohndesHimmelsniedergerungenhatten.
Wer staunt? Ein Dutzendgedächtniß mußte sich erinnern,
wie lange Iapan schon nach dem Lande trachtet, das es in seiner
Sprache Tscho» Sennennt. Auf alten und neuenBlättern lehrts die
Geschichte. Im Iahr 1392 wird, nach vierhundertjähriger Herr-
schaft, die Wang»Dynastie, der die Einung der Halbinselstaaten
nicht gelungen war, von einem glücklichen Soldaten gestürzt, dessen
Enkel bis gestern regirten, und Söul, nah bei dem Hafen Tschi»
mulpo, zurHauptstadt erwählt.ZweihundertIahre danach kommts
schon zum ersten Zusammenstoß mitIapan,vordessenSuzeraine»
tät Korea nur durch chinesische Hilfe bewahrt wird. Im sieben--
zehnten Iahrhundert muß das Königreich den Mandschu und, seit
sie in China herrschen, der pekinger Regirung Tribut zahlen. 1654
scheitert eine holländische Pacht an der Küste der zu Korea gehö»
rigenInsel Quelpart; dieBesatzung wird Iahre langin Südkorea
festgehalten und erzählt dann, zum ersten Mal, Europäern von
dem fernen Land im Gelben Meer. Ausführlicher berichtet dar-
über der Iesuitenpater Regis. Ihm folgen, im achtzehnten Iahr-
hundert, bald andere Sendlinge der Römerkirche; können von
diesem starrenBoden aber nichts ernten. Trotzdem ein katholischer
Chinese, der fürRomSeelenwerben will, gemordet wird,kommen,
auf dem mandschurischen Landweg, aus Frankreich Missionare
auf die Halbinsel; gründen ein Apostolisches Vikariat und hoffen
auf das Wachsthum ihrer Gemeinden. Auch sie werden getötet.
Und die von französischen undamerikanischenAdmiralengeleite»

tenStrafexpeditionen bleiben fast ertraglos. Christenhaß und Xe-
nophobie wüthen weiter und Korea scheint entschlossen, hinterho»
hen Mauern sich gegen alles Fremde abzusperren. Die Männer
von Nippon durchlöchern, mit winzigemWerkzeug, die Mauern;
erzwingen, im Vertrag von Kang»Hwa, eine Entschädigung von
der einem japanischen Kriegsschiff vonKoreanern angethanenUn»
dill, die Anerkennung ihres Rechtes auf konsularische Vertretung
und die Oeffnung der Häfen Fusan, Wönsan und Tschimulpo.
Doch China fühlt sich als Suzerain und stellt die drei Häfen unter
die Leitung seiner Zollbeamten. Seit 1882 ist Korea der Schau»
platz heftiger Interessenkämpfe zwischen China und Iapan. Den
Chinesen ists ein Vasallenstaat, den Iapanern (so sagen sie) ein
unabhängiges Reich. Prinzen und Minister, die verdächtig sind,
heimlich für China zu arbeiten, werden gemordet; und bald da»
nach die Iapaner (auch der Gesandte, dessen Haus in Söul ver»
brannt wird) gezwungen, nach Tschimulpo zu flüchten. Welches
der beidenKaiserreiche soll die rebellischen Koreanerzur Ordnung
bringen? Im Iuni 1894 schicktChina dreitausend Mann,Iapan
die Neunte Brigade auf die Halbinsel; von beiden Küsten folgen
schnell Kriegsschiffe. Am dreiundzwanzigsten Iuli vernichten die
Japaner listig drei chinesische Schiffe; dann erst, sieben Tage da»
nach, erklären sie der Kontinentalmacht den Krieg. Schon im Fe»
bruar ist Iapans Sieg gesichert. Am siebenzehnten April 1893
unterzeichnet Li-Hung»Tschang inShimonoseki den Präliminar»
vertrag, der Korea aus jeder Abhängigkeit von China löst, den
Iapanern zweihundert Millionen Taels, den Süden der Liau»
Halbinsel, Formosa und die Fischerinseln giebt. Noch in den letz-
ten Apriltagen kommen von Nagasaki her russische Kriegsschiffe
in die Straße vonTschili. Panzer, leichte Kreuzer, Kanonenboote;
bald sinds mehr, als selbst England in diesen Gewässern hat. Auf
der Rhede von Tschifu machen sie klar zum Gefecht; Holzwerk,
Teppiche, Möbel, Vorhänge, Alles, was einenBrand rasch ver»
breitet, wird über Bord geschafft. Wer an Deck die geschäftige Hast
sieht, muß glauben, spätestens morgen solle ein Kampf auf Leben
und Tod beginnen. Doch kein Schuß fällt. Im Beach»Hotel wird
Alles hübsch still abgemacht. Da sitzen, im äraving-room, russische,
britische, deutsche Admirale neben Chinas und Iapans Bevoll-
mächtigten um den Tisch. Der Ostasiatenkrieg hat Chinas Wehr»

losigkeit, Iapans wilde Iugendkraft jedem Auge enthüllt; und
um dieAuslieferung der in Shimonoseki den Iapanern zugcfag»
ten Kriegsbeute zu hindern, haben Rußland, Deutschland und
Frankreich sich verbündet. Herrscht Iapan auf Liautung, leuchtet
seine aufgehende Sonne von Port Arthur über die Straße von
Tschili, dann istPeking bedroht undKoreas Unabhängigkeit nur
noch ein Wahngebild. Deshalb fordern die drei Großmächte den
Iapanerrückzug vom Liau. Nippons Vertreter zaudern; auf der
Halbinsel ist das Blut ihrer Brüder geflossen; sie haben Port Ar»
thur erstürmt: und sollen auf diesen Kampfpreis, den werthvoll»
sten,nunverzichten?DochRußlandspaßt nicht; braucht einen eis»
freienHafen, blickt lüstern nach Korea und kann seinen Willen mit
wirksamen Mitteln durchsetzen. Kriegsschiffe überzeugen schneller
alsDiplomatengerede: drum istdasstarkeGeschwadervorTschifu
versammelt. Wirds nöthig, so sprechen die Batterien. Und rings»
um mehrt sich rasch nun die Zahl der russischen Uniformen; als
herrsche amGolf vonTschili schon derReussenzar.AmzehntenMai,
zwei Tage nach der Ratifikation des Vertrages von Shimono»
feki, fällt imBeach»HoteldieEntscheidung.MitrothemStifthaben
die Russen auf der Landkarte den Bezirk eingezäunt, den Iapan
herausgeben müsse.»So will es meinHerr;undhat mir besohlen,
die Weigerung mit Waffengewalt zu strafen." Dieses Wort des
russischen Geschwaderchefs treibt die Gelben von ihren Sitzen.
Ist so freche Willkür möglich? Angstvoll umfliegt der Blick der
Schlitzaugen die Tafelrunde. Spricht keine Stimme hier für die
gerechte Sache des Siegers? Keine. Deutschland und Frankreich
sind mit Rußland einig geworden. Der Britenadmiral hebt die
Schultern: dieser tracle interessirt ihn nicht sehr und im Augen»
blick ist gegen die russische Uebermacht nichts auszurichten. Das
weiß der Moskowiter; er wirft seinen Degen auf die Karte, daß
derTisch dröhnt,und fragt noch einmal: Ia oder nein? Die klei»
nenIapaner behorchen einandermit raschem Blick. Gegen solchen
Ueberfall iftihrLand nicht gerüstet; siemüssennachgeben.Wieein
Aechzen gehts durch das stille Zimmer; dann: WirräumenPort
Arthur, sobald China die fälligen dreißig Millionen Taels, als
ersteRate, gezahlt hat. Das, denkensie, kanns in seiner Geldklemme
nicht; und so gewinnen wirZeit. Doch Rußland hat Eile. Nochim
Mai istHerrRothstein,derDirektorderpetersburger Internatio»

nalenBank,in Paris und schließt, in Wittes Auftrag, einen An-
leihevertrag, der den Chinesen, unter russischer Bürgschaft, vier»
hundert Millionen Francs sichert. Seit dem zehnten Maitag des
Iahres 1895 weiß Iapan, daß Liautung das Ziel moskowitischen
Strebens. ist und daß die Zwirnsfäden des Völkerrechtes die»
senDrang nicht zu binden vermögen. Welches Recht allein wirkt,
haben sie erkannt, als der russtscheAdmiralMakarow seinen De»
gen auf den Tisch warf. Ihm und seinem Admiralschiff, dem »Pe»
trovawlowsk", hat eine von den Iapanern gelegte Seemine den
Untergang bereitet; fast auf den Tag neunIahre nach demFrie»
densfchluß von Shimonoseki, um dessen FruchtMakarow Iung»
nippon geprellt hatte. Sechs Iahre und neun Monate hat das
blaue Russenkreuz im weißen Felde den Schiffen, die der Mün-
dung des Peiflusses nahten, die stolze Botschaft zugerufen: Bis
hierher, vom Weißen bis ans Gelbe Meer, reicht die Macht des
Zaren aller Reussen! Sechs Iahre und neun Monate nur. Vom
April 1898 an winkte es über die Wälle. Am ersten Ianuartag
des Iahres 1903 ließ General Stoessel die weiße Flagge hissen.
Ist wenigstens Korea nun dem Mikado sicher? Im Lenz des
Iahres 1896, als Nikolai Alexandrowitsch die Mütze des Mono»
.machos aufs Köpschensetzenwill,sindLi-Hung-Tschangund Mar»
schallVamagata inRußland. DerChinese wird gut, derIapaner
schlecht behandelt(ganzwiebeiuns).Li»Hung»Tschangschließtmit
Lobanow einenVertrag,der denRussen erlaubt,imKriegsfallPort
Arthpr und die Bucht von Kiautschau als Flottenstützpunkte zu
benutzen. Und giebtWitte, demnach allmächtigenFinanzminister,
väterlich weise Lehre. »Baut Eure Bahn nur bis Wladiwostok
und hütet Euch, in den Süden zu gehen; sonst bekommt Ihr mit
den Iapanern zu thun, die (wir habens erfahren) höchst gefähr-
liche Kerle sind. Wir machen Euch jede mögliche Konzession. Ihr
dürft den Eisenstrang von Nertshinsk direkt über Tsitsikar nach
Wladiwostok legen. Dann ist er um fast sechshundert Kilometer
kürzer als nach Eurer Trace. Da Ihr den Bahnbesitz sichern müsset,
erlauben wir auch, daß Ihr auf den Stationen Fußvolk und Rei-
ter einquartirt. Mehr können wir nicht thun. Nur: waget nicht,
bis Shengking oder gar noch weiter füdwärts vorzudringen! Die-
sen Rath gebe ich Dir, Sergej Iuliewitsch, als meinem jüngsten
Freund,nicht nur in unseremInteresse(wir wollen unsliebermit

Euch als mit Iapan abfinden), sondern aus Sorge um Eure Zu-
kunft." Vamagata wird kaum beachtet. Beim Empfang fragt ihn
der Zar, ob er sich in der Uniform nicht beengt fühle; und verletzt
mit dieser Frage, die an die Behaglichkeit des Kimono erinnern
soll, denAsiatenstolz. Inzwischen wars in Korea unruhig gewor»
den. Die Iapaner hatten sich mit ihrer Reformarbeit so breit ge»
macht, daß die Koreaner (die größer, schwerfälliger, den Nord-
chinesen ähnlichersind) sie als denTodfeind ihres Schneckenhaus-
friedens haßten und derMing»Partei zujauchzten, die, unter der
Leitung der Königin, den Versuch machte, das Iapanerjoch abzu-
schütteln. Einen fruchtlosen Versuch: am achten Oktober wurde
die Königin von japanischen Verschwörern an den Haaren aus
ihrem Zimmer geschleift und grausam gemordet. Seitdem war der
schwacheKönig bis zurWillenlosigkeit eingeschüchtert undunter»
schrieb blind, was Nippons Tenno ihm vorlegen ließ. Im Gehaus
aber wüthete der Haß gegen das Reich des Sonnenaufganges
weiter. Korea wollte seine Morgenruhe bewahren; wollte die
Sonne nicht noch höher steigen sehen. Hatte Rußlands Stunde
geschlagen? Da unten war am Ende ein einträgliches Protektorat
zu fischen. Schon am zehnten Februar 1896 waren zweihundert
russische Seesoldaten in Tschimulpo gelandet; sie marschiren nach
Söul und besetzen nachts Rußlands Gesandtschafthaus. Das be-
wirkt einenPutsch, der die japanischen Palastwächter beschäftigt:
und König Li»Hsi hat Zeit, sich unter den Schutz der Russen zu flüch-
ten. Eine politische Komoedie beginnt. Der gekrönte Schützling des
Zaren unterzeichnet Erlasse, deren einziger Zweck ist, die vom
Tenno ihm abgepreßten Verordnungen wieder aufzuheben. Korea
ist selig: die Iapaner haben es von den Chinesen, dieRussen von
den Iapanern befreit. Protektorat? Der alte Li»Hung»Tschang
hat nicht zu tauben Ohren gesprochen; so schmackhaft der Kuchen
scheint: denIapanern möchte man sich deshalb doch nicht verfein-
den. Fürst Lobanow bittet Vamagata zu sich, stellt ihm vor, wie
stark Rußland inSöul geworden ist,und empfiehlt eineSozietät,
deren Bedingungen am vorletztenIunitag unterzeichnet werden.
Noch einmal wird die Unabhängigkeit der Halbinsel anerkannt.
Für ihre Ruhe werden beide Mächte gemeinsam sorgen. Eisen-
bahnbauten und andere Modernisirungarbeiten werden unter
Beide vertheilt.WederRußland noch Iapan darf in Korea künf»

tig mehr als tausend Soldaten haben. Die genügen zum Schutz
der Kolonie und ihrer Gesandtschaft. Also doch ein Kondominium.
Freilich nicht das 1894 von den Russen erstrebte; immerhin ein
dem gelben Volk recht unbequemes. Wozu, fragten grollend in
den japanischen Straßen die Hemm, wozu hat die Nation die Last
des Krieges gegen China auf sich genommen, da ihr nun nicht
einmal Korea gehört? Das muß ihr endlich zufallen. Und mit den
Chinesen war leichter fertig zu werden als mit den Russen.
Viel leichter: bald sollte auch der Mikado es merken. Das
ostasiatische Schicksalsjahr 1897 brach an. Die petersburger Ka-
marilla, die leise schon'daran arbeitete, den kleinen Nika von dem
lästigen Vormund Sergej Iulitsch zu trennen, ließ den alten Li
einen guten Mann sein und rieth, am Gelben Meer einen (zunächst
noch nicht plumpen) Vorstoß zu wagen. Einer russischen Militär»
Mission, gegen deren Anwesenheit in Söul Iapan protestirt, folgt
der (noch unberühmte) HerrAlexejew, der alsAgentRußlands den
König berathen soll. Die Männer von Nippon wüthen; müssen
einstweilen aber weiter nordwärts blicken. Am fünfzehnten No-
vember 1897 besetzen deutsche Marinetruppen Kiautschau. Im
Dezember wird von Peking aus den Russen gestattet, sich für den
Winter in Port Arthur häuslich niederzulassen. Am sechsten
März 1898 wird Deutschlands, am fünfzehnten März Rußlands,
am vierten April Englands, am elften April Frankreichs Pacht«
vertrag mit China perfekt. Ieder bekommt einen Bissen (die Ver-
einigten Staaten sind klug genug, keinen zu wollen); nur Iapan
geht leer aus. Ietzt kann Rußland, das auf der Liau»Halbinsel
sicher zu sitzen glaubt, dem Mikado eine GenUgthuung geben.Wer
Port Arthur hat, braucht nicht hastig nach Korea zu greifen. Das
entgeht ihm auf die Dauer ja doch nicht. Keculer pourmieux sauter:
die Moskowiter habens stets besser verstanden als Richelieus
Landsleute. Die Barone Nishi undRosen unterhandeln und sind
nach einem Weilchen über eine Konvention einig, die dasKaiser»
reich Korea (Li»Hsi hat im Oktober 1897 den Namen geändert
undsichzumKaiser vonTaikwan ernannt)für unantastbar erklärt.
Rußland zieht seine Militärmission zurück, schickt Iewgenij Iwa»
nowitschAlexejew vonSöul nachPortArthur und verpflichtetsich,
jedeEinmischungindiekoreanischenVerhältnissefortanzumeiden.
Die selbePflichtnimmtIapanauf sich;ist aber entschlossen, sienicht

zu erfüllen. Die unbequeme zweijährige Episode ist ja abgethan, Rußland in Söul durch seinen Rückzug arg blamirt und für die Iapaner die Bahn frei. Sie überschwemmen das Land derMorgen» stille und nisten sich überall ein, wo eine Gewinnmöglichkeit winkt. Sie kaufen denAmerikanern dieEisenbahnstreckeSöul-Tschimul» po ab und legen einenStrang nachFusan. In derHauptstadt halten sie sich selbst Soldaten undPolizei, organisiren einen eigenenPost», Telegraphen» und Telephondienst und zeigen, in ihrerjapanischen City, den trägen Koreanern, was bei rationellerWirthschaft aus dem Land werden könnte, das einst, unter der Wang»Dynastie, Herz und Hirn Ostasiens war. Zeigen ihnen allzu deutlich aber auch, wie gering sie die Faulenzer schätzen. Wer dem Eroberer nicht gehorcht, handelt Ohrfeigen ein; und dem Iapaner, der einen koreanischen Mann prügelt, ausbeutet, schindet, darf kein Haar gekrümmt werden. »Wir haben den Sohn des Himmels besiegtund den weißen Zaren zum Rückzug gezwungen: da muß dieses Gesindel uns doch wohlohneGemurrparirei^'^Iapanfühltesichals Herrn; wars aber noch nicht und durfte schon deshalb die Korea» ner nicht reizen. Die versuchten noch einmalnun, des Ioches ledig zu werden. Der Kaiser bat die Großmächte, die Halbinsel, die eines Tages sonst zum Zankapfel zwischen zwei starken Staaten werden könne, für neutrales Gebiet zu erklären. Iapan lehnte das Ge» such natürlich ab. Auffälliger war, daß auch Rußland die Zustimmung versagte. Die Expansion nach Korea war also nicht aufgegeben: nur aufgeschoben. Der Boxerkrieg bot die Gelegenheit, russische Garnisonen in die Mandschurei zu legen. Darüber durfte Niemand staunen; ohne gesicherte Etapenstraße war der Vormarsch bis an den Aufstandsherd ja nicht möglich. InTokio verstand man die Absicht; wußte man nun, daß Korea erst in einem neuen Krieg, einem gegen Rußland zu führenden, erobert werden müsse. Die Mandschurei galt als verloren. Wurde nicht früh vorgebeugt, dann holten die weißen Teufel auch noch das Morgenland. Die Iapaner froren in ihrer Einsamkeit. Am dreißigsten Ianuar 1902 wurde der anglo»japanische Vertrag geschlossen. Dieses Datum wird nichtvergessen werden. Zum ersten Mal hattenWeiße sichgegenWeißeGelbenverbündet.DieVorbereitung zumKriege gegen Rußland hatte in zwei Erdtheilen begonnen.

Der Hauptgegenstand dieses Krieges war Korea. Mit dem

Verlust der Mandschurei hätte Groß und Klein inIapan sich ab»
gefunden. Hatte es schon; ließ die Zeitungen Tag vorTag zetern
und dachte: Aus China weichen die Moskowiter nicht mehr. Aber
Korea muß im Lichtkreis der sechzehn Strahlen bleiben. Und der
Kurzsichtigste merkt jetzt doch, daß Rußland die Halbinsel für sich
will. Wollte es? Witte (mit demKuropatkin undLamsdorff gin»
gen) kam gegen Plehwe nicht mehr auf. Wenn er an Li»Hung»
Tschangs Warnwort erinnerte, rümpfte Wjatscheslaw Konstan»
tinowitsch dieNase. »Soll ein Chinese uns etwa lehren, woRuß»
landsZukunft ist?" WennWitte sagte, die militärische Besetzung
der Mandschurei sei unnützlich, Port Arthur für das Zarenreich
auf absehbare Zeit ohne Werth, antwortete im Kronrath Plehwe,
wer die erste Stufe einerTreppe betreten habe, müsse weiterschrei»
ten, weil er neidischenBlickensonstfurchtsamscheine.WennWitte
rieth,Len ganzen Komplex der in Ostasien streitigen Fragen den
Diplomaten zuzuweisen, die auch das Heikelste rasch und ohneLärm
erledigen würden, schrie Plehwe mit rothem Kopf: ‚Durch seine
Bayonnettes, nicht durch Diplomatenkünste, ist Rußland gewor»
den, was es ist!" Diese Sprache gefiel dem schüchternen Nikolai,
der längst unter Wittes herrischem Wesen litt. Endlich Einer, der
dem allgewaltigen Tatarensprossen furchtlos entgegentrat! Für
das Uebrige sorgten die Bezobrazow, Alexejcw 6 Co. Darf man
die Hoffnung der Russen, die sich in der Mandschurei angesiedelt
haben, so schmählich enttäuschen? Dumm genug, daß wir nicht 1896
schon, als der König bei unserem Gesandten Schutz gesucht hatte,
Korea unter den Fittich des Palaeologenaars nahmen. Worauf
wollen wirnunnochwarten?MitdemPalualsstrategischerGrenze
ist nichts anzufangen. Wir brauchen mindestens denNorden der
Halbinsel; und einen festen Riegel haben wir vor unserem Haus
erst, wenn des Zaren Macht bis an die Korea»Straße reicht. So
sprechen die Soldaten. Die Kolonisten werden so dicht beim Son»
nenbanner nicht heimisch, des Lebens nicht froh. Und die hitzigste
Treiberei kommt aus der Schaar der Lieferanten und Spekulan»
ten. In der Mandschurei und in Liautung waren Riesensummen
verdient worden. Port Arthur europä'isirt und befestigt, Dalnij
gebaut, in Nord und Süd Städte erweitert und Stationen ange»
legt. Der Import von Maschinen, Bahn» und Baumaterial aller
Art brachte ungeheure Profite. Man konnte Gesellschaften grün»

den, neue Papiere emittiren und, mit der Hilfe gefälliger Tshi-
nowniks, den Staat an allen Ecken und Enden betrügen. Doch der
Segen ließ allmählich schon nach. Die nöthigen Maschinen, Wa»
gons, Lokomotiven, Schienen waren geliefert, die Stationen ge»
baut. Noch wurde verdient; aber der Goldstrom fing zu ver-
sickern an. Wenn der Gossudar seinem Weltreich Korea anglie-
dert, kehren unsdie paktolischenTage noch einmal zurück. Indem
rückständigen Kaiserreich Taikwan wäre Lohnendes zu thun. Ist
Eisen, Kohle, Kupfer, Bauholz, sogar Silber und Gold zu fin-
den. Die transmandschurische Bahn müßte man mit einem Süd-
strang sofort bis nach Fusan verlängern. Neue Hafenanlagen wä-
ren nöthig. Die koreanischen Städte müßten für moderne Men-
schen bewohnbar gemachtwerden. EinHeidengeld wäre dannten
noch zu verdienen. War die petersburger Kamarilla an dem Ge-
schäft direkt oder nur mittelbar betheiligt? In derValuwald- Gesell-
schaft hatte sie Sitz und Stimme. Die Konzession dieser Gesellschaft
war 1896, als König Li-Hsi bei Rußlands Gesandten hauste, er-
worben, sechs Iahre lang aber kaum ausgenützt worden. Als
KuropatkininIapan gewesen,Alexejew zumStatthalterimFernen
Osten ernannt und Mukden wiedervon russischenTruppenbesetzt
war, glaubte man, das Geschäft riskiren zu können. Die Gesell-
schaft, der einGünsburg prä'sidirte,ließan derValumündungdas
linke Ufer abholzen und ihre Arbeiter von einer Kosakensotnie
schützen. Auf koreanischem Boden! Ungefähr so hatte es in der
Mandschurei jaauch angefangen. Daswarzuviel. Warderbün-
dige Beweis, daß die Bärentatze nach Korea langte. Die Unab-
hängigkeit und Unantastbarkeitdes Kaiserreiches war immerwie»
der proklamirt worden. Ietzt wollte es Rußland. Schon kommt
überNewVorkdieMeldung,dgßdreisibirischeFüsilierregimenter
vonPortArthurnachdemPalu marschiren. InTokio istdasPar»
lament aufgelöst worden, weil es das Ministerium in schroffen
SätzensträflicherVersäumnißaufdem Gebiet internationaler Po-
litik beschuldigt hat. Einstimmig aber fordern, in Volksversamm-
lungen und in der Presse, alle Parteien, die Regirung solle den
russischen Umtrieben ein rasches Ende bereiten. Beim Neujahrs-
empfang der Diplomaten sagt Zar Nikolai, er sei überzeugt, daß im
Fernen Osten Friede bleiben werde. Drei Wochen danach wird
die russische Flotte von den Iapanern überfallen und Schiffs-
geschütze erklären dem Herrn aller Reussen den Krieg.

Korea hat keine Wahl. Auf Oyamas Befehl wird die Halb»
insel von japanischen Truppen besetzt und der Kaiser gezwungen,
mit dem Tenno ein Bündniß zu schließen. (Diese Majestät, die
Chinesisches, Russisches, Iapanisches unterschreiben muß und nie
des Herzens Wunsch folgen darf, wäre ein Fressen für einen Swift
oder Laboulaye.) Heimlich schicken die Russophilen aus Söul die
Botschaft nach Petersburg: »Wir können nicht anders; ginge es
nach unserem Willen, dann föchte Koreas Iugend unter Euren
Fahnen!" Sehr schlau, denkt der Palastklüngel; die Russen müssen
ja siegen und haben statt der Leistung nun wenigstens das Be»
kenntniß guten Willens. Sie siegen nicht. Wider die Erwartung
der Sachverständigsten; trotzdem Witte selbst, der ungnädig ent»
lassen ist und dem Militärtshin seines Vaterlandes einen Denk-
zettel wünscht, das Wort Skobelews wiederholt: »Schon die Zahl
unsererMützen schlägt sie!" Der Große, hatte fast Ieder gewähnt,
wird überKurz oderLang mit dem Kleinen fertig. Wer hier groß,
werkleinzu nennen sei, ward nicht bedacht. ZwischendemKriegs»
schauplatz und der russtschenBasis liegen neuntausend Kilometer
und für den Nachschub von Menschen und Geräth ist nur ein
Eisenstrang zur Verfügung. Iapankämpft in bekanntem Gelände
undsteht,einVolkvonfünfzigMillionen inderEinheit desGlau-
bens undWollenserwachsenerMenschen,seitIahr und Tag zum
Sprung bereit. VomValugehts andenLiau,den Hun,denScha;
von PortArthur nach Portsmouth. Vorher schon muß derKaiser
von Korea seinen Namen wieder unter einen neuen Vertrag setzen.
Sich verpflichten, alle ihm von Iapan empfohlenen Männer im
Diplomatendienst und in der Finanzverwaltung anzustellen und
ohne ihrenRath keinen irgendwie wichtigen Schritt zu thun. End-
lich istserreicht; ist die Beute heimgebracht, nach der dieWikinger
vonNipponseitIahrhundertengetrachtet hatten. Annexion? Un»
nöthig; macht auch zu viel Lärm. Ein japanischer Prokonsul, der
prunklos in Söul thront, findet wohl stillere Mittel zur Erobe-
rung derHalbinsel, die in derSprache des MikadolandesTscho»
Sen heißt. Vor dem Krieg hatte die Konservative Partei in Tokio
gefordert, Rußland müsse ein Stück des aus der Chinesenmasse
erworbenen Gebietes abtreten und »alle auf Korea und in der
Mandschurei streitigen Fragen so ordnen, daß dauernder Friede
gesichert sei". Mehr, als dieses Ultimatum heischte, war nun ge-
wonnen: Korea noch nicht äe iure, doch cle kacto zur japanischen

Provinz (oder Kolonie) geworden. Was Lt»Hung Tschang neun Iahre vorher prophezeit hatte,war nun Ereigniß. »Die Südbahn würdet Ihr nur für die Iapaner bauen. Kwangtung könnt Ihr nicht halten und Korea ist für Euch noch weniger als für uns zu haben. Was also wollt Ihr am Gelben Meer? Wenn Ihr klug seid, geht Ihr nicht über die geweihten Grabstätten der Mand» schuherrscher hinaus." DerStatthalter von Tschili kannte dieNach- barn genau und wußte jeden nach seinem Werth einzuschätzen. Der Mann, der in Shimonoscki mit ihm verhandelt hatte, herrschte seit zwei Iahren nun in Söul: Hirobumi Ito. Iapans stärkster Staatsmann. DerkenntdieWelt; hat Europa bereist, war (mitIwakuraTomomi,demBesiegerdesShogunates)inAmerika und wird von seinem Kaiser stets auf den Platz gestellt, der die feinste Hirnarbeit verlangt. Als Graf hat er seinen Landsleuten Formosaund dieFischerinselnerworben und denWegnach Korea geöffnet. Li undIto: zwei Männer von Genierang saßen inShi» monoseki am Konferenztisch; auf dieWaffengänge dieserMeister zurückzublicken, ist heute noch ein Genuß (den Ieder sich durch die Lecture der ttistory «ktne?eace I^eZotiations betveen OKina ancl^span verschaffen kann). Damals hat Ito, dem Li schließlich das chine- sische Ministerpräsidium anbot, die schwerste Diplomatenprobe bestanden. Jetzt soll er, als Marquis, das Können des Organi» sators noch einmal bewähren. Er hat Iapan das passende Kleid gewirkt und findet gewiß nun auch das Staatsgewand, das dem Leib Koreas wie angewachsen sitzt. Skrupel plagen ihn nicht. Mit härterer Hand ward kaum irgendwo jemals ein Land er- obert. Der Statthalter des Tennos muß wissen, was auf der Halbinsel geschieht. Koreaner, die verdächtigt (nicht etwa über- führt) waren, vom Bahnmaterial ein Eisenstück gestohlen zu ha- ben, wurden, ohne Verhör und Richterspruch, an ein rasch gezim- mertes Kreuz geheftet und dienten japanischen Schützen als Ziel- scheibe. Andere faulten am Galgen, weil sie einem Festungwerk zu nah gekommen waren. Ist so blind wüthendeGrausamkeit un- entbehrlich? Dem nur, der die Unterworfenen zur Verzweiflung treiben und ihrenAufstandsversuch dann mitFeuer und Schwert niederzwingen will.Ito,dersechsundsechzigjährigeSamurai, der Sohn kriegerischen Adels, verachtet das Volk, das nie für seine Freiheit zu fechten gewagt, immer auf fremde Hilfe gehofft hat

und, wenn die Hoffnung enttäuscht war, geduldig in neue Knecht»
schaft gekrochen ist. Soll das Reich des Sonnenaufganges an die
Erziehung Kieser trägen Tagediebe Jahrzehnte vergeuden? Nein.
Was hier wimmelt, taugt nur zumHelotendienst; muß die Faust
des Herrn über sich fühlen. Wer murrt, hat den Kopf verwirkt.
Wer dem Wink stumm gehorcht, wird bald merken, wie gut die
straffe Zucht dem Lande bekommt. Kein weißer und erst recht kein
gelber Stamm haßt den Iapaner so wie dasVolk vonKorea: des-
halb muß diesem Volk das Rückgrat gebrochen, muß es behan»
delt werden wie in derwildenIugend britischer Kolonialgeschichte
die braune und die schwarze Menschheit. Europa und Amerika
könnten diese Methode veraltet und anstößig finden? Thörichte
Sorge.Alle europäischen Großmächte sind froh, wenn sie unsnicht
zu stören brauchen.Die VereinigstenStaaten haben hundertGrün»
de, die Auseinandersetzung im Stillen Ozean nicht zu beschleu-
nigen. Wählen wir nur unsere Stunde richtig, dann redet uns
Niemand drein. Und die Stunde ward schlau gewählt. Der kali»
fornische Bluff, der die Gefahr eines Philippinenkrieges näher
zeigte, als selbst Schwarzseher sie geglaubt hatten. Franko»japa»
nischeVerständigung.PräliminarvertragmitRußland.Nunrasch
ein paar Gräuelbilder im Stil der ältesten Kakemonos. »Der Kai»
ser vonKorea,derverpflichtetist,vorjederVerhandlung mitfrem-
den Mächten Iapans Rath einzuholen, hat sich erdreistet, hinter
dem Rücken des Generalstatthalters Delegirte nach dem Haag zu
schicken,diederFriedenskonferenz Koreas Elendschildernsollen."
(Der Generalstalthalter hat die Entstehung dieses Planes sicher
gesehen, hätte ihn, da vom Haag nichts zu fürchten war, in ruhi-
geren Tagen höchstensspöttisch belächelt, erkanntejetzt in ihm aber
den brauchbarsten Vorwand.) »Ein Mann, dem das einfachste
Pflichtgefühl fehlt, ist unseres Vertrauens unwürdig und darf
nicht länger die Krone tragen." Der Schattenkaiser betheuert, er
habe von der Mission nichts gewußt, sein Name auf dem Kreditiv
sei gefälscht und er an Fügsamkeit von keinem Menschenkind auf
der bewohnten Erde zu übertreffen. Einerlei. Er hat, seit er im
Russenhaus Unterschlupf suchte, die Iapaner oft genug geärgert.
JetztistdicbesteGelegenheit,ihnloszuwerden. ErmußdemThron
entsagen und den Palast räumen, in dem nun sein Sohn Kaiser
spielen darf. Der weiß, was die ungehorsame Majestät zu erwar-
1S

ten hat, und wird sich hüten, dem gebietenden Samurai je auch
nur eine mürrische Miene zu zeigen. Daß sie sich aus die Depe»
schencensur verstehen, haben die Iapaner nicht erst im mandschu-
rischen Krieg bewiesen. Da der britische Bundesgenosse ihnen gern
gefällig wäre, könnten sie den Drahtweg sperren oder dem Erd»
kreis melden, in Korea herrsche friedlichste Ruhe. Sie wollens
nicht. Lassen Alarmtelegramme durch; verfassen sie am Ende gar
selbst. Straßenunruhen,Adelsverschwörung, Fremdenhaß, Gäh»
rung im Heer. Wer dieser täglich erneuten Botschaft glaubt, mutz
annehmen, die Koreaner,die kein Uebel bisher mit Gewalt abzu»
wehren suchten, seien plötzlich zum trotzigsten Volk Ostasiens ge»
worden.Und wird dann auch begreifen,daß MarquisIto sich zu
kräftigerer Unterdrückung entschließen und der Suzerainmacht
festere Grundlagen schaffen muß, als sein milder Sinn noch im
Frühling für nöthig hielt. Iapan hat in der Britenschule gelernt.
Die Koreaner sind nüchterne Leute; sie duckten sich still:
bis besseres Wetter werde. Was vermöchten sie gegen Iapan?
Zehn gegen fünfzig Millionen? Mit einer verlotterten Miliz gegen
dasHeer,dasüberLeichenwällehinwegjubelndzumSiegeilt?Mit
stämmigen, schwer beweglichen Bauernsöhnen gegen die flinken
Kerlchen, die denFeind anspringen, ihn würgen,mit flacherHand
ihm den Armknochen brechen oder mit scharfer Kralle die Augen
ausdrücken? DerWohlstand der Halbinsel wird sich rasch heben,
wenn erst ein paar Millionen Iapaner eingewandert sind. Noch
wird derfruchtbareBodennach denältestenMethodenbearbeitet.
(Nur auf den Anbau des Gingseng, der sicherer alsBrown-Se»
quards Spermin und andere Zaubersäfte die Genitalkraft wieder-»
herstellen und stärken soll, ist emsigerEiferverwandtworden.)Die
Verwaltung war erbärmlich, die Beamtenschaft korrumpirt, der
Reichshaushalt in ärgerer Unordnung als der türkische in den
schlimmsten Zeiten. Kein Gedanke an Meliorationen, intensive
Wirtschaft und verständigen Bergwerksbetrieb. Die Iapaner
werden Eisenbahnen bauen, die Gold- und Kupferminen moderni-
siren, den Viehstand mehren, den Ertrag der Reis», Korn» und
Bohnenernte steigern, Industriestätten schaffen und Tscho-Sen
verwalten wie eine andere Provinz des Slrahlenreiches. Guter
Boden, Wasser, Eisen, Kohle und spottbillige Hände: da ist Etwas
zu machen. Nur darf man nicht glauben, daß diescrZuwachs die

Iapaner hindernwird, gierig über den Stillen Ozean hinznspähen.
Mit dem koreanischenBesitz haben sie längst gerechnet.Was von
damorgenheimgebrachtwird,ist nichtunerwarteter Gewinn; wird
von der Massennoth so schnell ausgezehrt wie der Tropfen vom
heißen Stein. Korea hielten sie schon am Tag von Shimonoscki
für ein unentreißbares Erbstück; daß sie es nach zwölf schweren
Iahren nun wirklich errafft haben, giebt keinen Grund zu lautem
Freudengeheul. Noch weniger einen zu banger Sorge; mit den
Koreanern wird (so lange sich ihrem nicht Chinas Haß verbündet)
Iapan leicht fertig.Die paziflscheFrage bleibt.Nordamerika will
imFernenOsten dieHandelsherrschaft erobern; vonManini aus
seine Waaren nach Südch na werfen und sich im Norden eine
Tunnelbahnverbindung mit Asien sichern. Will und muß leise
eilen. Versäumt es die Zeit, dann schlängeln dieIapaner sich auf
die besten Plätze. Die spulen sich, weil sie wissen, welche Gefahr
ihnendroht, wenn die Sternbannerflotteerstarktund derPanama-
kanal geöffnet ist. Die japanische Uhr geht schnell. Der auf der
Michigan»Universität zum Doktor beförderte Nationalökonom
Peijiro O no hat erzählt, in welchem Tempo die Industrialisirung
Iapans gelungen ist. Schreitet sie soweiter,dann mögenzweiErd»
theile beben.ZwölfstündigeArbeitzeitfür beideGeschlechter.Löhne,
derenAngebot den weißenLumpenproletariernochfrechstcrHohn
dünken würde.Und umdiesenPreissovieleHände,wiedergrö^te
Betrieb irgend braucht. Kein ernster Arbeiterschutz. Kein Gesetz,
das die Industrie mit kostspieligen Pflichten belastet. Wer weiß,
wie bald das Schneckenland dieRheinprovinz dieses Reichesun-
begrenzter Auebeutungmöglichkeit wird? Noch hat Amerika es
besser als unser Kontinent. »Dich stört nicht im Innern zu leben»
digerZeit unnützes Erinnern und vergeblicherStreit." DieNeue
Welt halte den härtestenAnprall auszuhalten. »Benutzt die Ge-
genwart mit Glück!" Und glaubet Iapanern nie eine Silbe!
Die brauchen Korea. Ihr Land ist arm und ächzt unter der
Bürde der Steuern, aus deren Ertrag Landheer und Flotte sich
nähren.NachdemporlsmoulherFriedensschlußmitRnsjlandsind,
in dem kurzen Zeitraum von anderthalb Iahren, 260 japanische
Banken und Industriegesellschaften, mit einem geborgten Kapital
von 250 Millionen Dollars, gegründet worden. D^s Geld muß
rasch verzinst werden. Die Halbinsel Korea hat auf einer Fläche von

Z18 609 Quadratkilometern noch großeStrecken fürEinwanderer
srei;und der Weg von Shimonoseki über die Thushimastraße nach
Fusan ist kurz. Vom Oktober 1897 bis in den August 1910 war
Korea ein Kaiserreich. Dann wurde es von dem Tenno Mutsu»
hito, dem selben Kaiser, der ihm feierlich die Unabhängigkeit ver»
bürgt hatte, annektirt. Muß nicht den ärmsten Kuli selbst die Vor-
stellung wohlig kitzeln, aus Korea den Herrn spielen undMännern,
die vor dem Fall des Kaiserreichs zum Adel, zum Offiziercorps
gehörten, die Gebieterfaust zeigen zu können? Iapan ist Konti»
nentalmacht. Hat, wenn China erwacht oder Rußland sich wieder
ostwärts wendet, eine Landgrenze zu vertheidigen. Und könnte
aus der Geschichte Britaniens, seines Vorbildes, lernen, wie ge-
fährlich der Entschluß werden kann, im Ausdehnungdrang auf
den Vortheil insularer Lage zu verzichten. Unsinn, denkt Euro»
pens gelber Affe; »Rußland und China gebären nie eine Iung-
frau, die uns vom Festland auf die Heimathinsel zurückscheucht.
1895 mußten wir unsere Kriegsbeute dem Dreibund der Deut-
schen, Franzosen und Russen ausliefern. 1914 kämpfen wir im
Bund mitEngland,Frankreich und Rußland gegen dasDeutsche
Reich und pflanzen unser Sonnenbanner an die Bucht von Kiau»
tschau.Daß Herr Iakob Schiff, der uns zum Krieg widerRußland
mit Gold rüstete, jetzt wüthet, weil wir ‚dem Feind der Menschheit'
oerbandet sind und, nach seiner Wahnvorstellung, China unter»
jochen wollen, bekümmert uns nicht. Wir fechten für das Recht;
und geben, nach dem Friedensschluß, Kiautschau den Chinesen
zurück, denen es von Rechtes wegen gehört." Wer glaubts? Der
selbe Herr Tsutsuki, der gestern die Rückgabe andeutete, hat vor
sieben Iahren im Haag gesagt, sein Vaterland habe noch unge»
heureFlächen nicht bebautenBodcns und denke nicht anExpan»
sion. Schon hatte der Kotei des Iapancrhccres bas Schwert ge-
schliffen.das Korea enthaupten sollte. Bis sieinBereitschaftwaren,
haben die Iapaner immer jedes dem Nachbar gefährliche Trach-
ten abgeleugnet und die Rolle des Arglosen gemimt, der kein
Wässerchen trüben will noch kann. Einmal nur fiel die Maske;
nach der Mobilmachung gegen Rußland schrieb der Präsident
ihres Herrenhauses: »Uns ist, als dem Bannerstaat asiatischer
Kultur, die heilige Pflicht zugefallen, China, Indien, Korea,Allen,
die uns vertrauen, jedem der Civilifation zugänglichen Asiaten

die Helfershand hinzustrecken. SieAlle wollen wir, als ihr mäch»
tigerFreund, aus dem Ioch lösen, das Europa ihnen aufgezwun-
gen hat, und der Welt dadurch beweisen, daß auf jedem Kampf»
platz der Oricnt sich mit dem Occident messen darf." Nun haben
sie ihre Rache: für die Schmach von Tschifu und für den Fehde»
ruf gegen die gelbe Rasse. An der Festlandsküste Tsingtau und
PortArthur als Flottenstützpunkte. Können von Tscho»Sen,der
Liau» und der Schantung»Halblnsel aus Petschili umklammern
und Peking überrumpeln. Möglich, daß sie fürs Erste nicht mehr
nach dem Philippinen»Archipel oder nach demKapLondonderry
schielen: nachts nicht mehr von nahem Krieg gegen die Ver»
einigten Staaten träumen und morgens ihre Frauen und Kin-
der nichl in die Waffen» und Sprengstoff»Fabriken hetzen. Für
einWeilchen hatAmerika von Ost nichtsErnstes zufürchten.Muß
unser Kontinent, der alte, es drum beneiden? Der Iapaner will
nicht länger darben, Reiskarren schieben und Papier bepinseln.
Von Rußland war und istGeld nicht zu haben. Korea?Ein fetter
Bissen. Doch nicht genug. Die Riesenflächen unbebauten Bodens,
von denen Herr Tsutsuki prahlte, sind unwirthlicheKratergebiete;
kein Pflugschar kann Granit und Porphyr lockern und kein Saat»
korn keimt im Geröll vulkanischer Kuppen. Die Philippinen haben
Holz und Kohle, Reis, Tabak, Hanf; und diese Inselgruppe sperrt
den Stillen Ozean und giebt ihrem Besitzer das Herrnrecht auf
ChinasMärkte. Morgen. NipponsMenschheit lebt nurdernäch»
stenPflicht; schmiedet niePläne,die erst in ferner Zukunft brauch»
bar werden könnten. Aber sie weiß, daß ihre Mannschaft, Schiffe,
Geschütze besser als die amerikanischen sind; daß sie vonMakung,
demHaupthafen derFischerinseln, das philippinische Luzon in zwei
Tagen erreichen kann; daß inKalifornien undMexiko, aufGuam
und Hawaii Hunderttausend ihrer Farbe sitzen und alleNegritos,
Tagalen und andere Malaienenkel mit ihr gegen den Pankee ge»
hen würden. Sie will China ungest ört ausbeuten. Das aberwollen
auch die VereinigtenStaaten;von allenErdreichett ist ihnen keins
so wichtig wie dieses. Lange wird derZusammenstoß nicht zu ver»
meidenseiu.Bises soweitist,willEnglanddieNordamerikanermit
derIapanerfreundschaft schrecken; wenns so weit ist und derBriten-
löwe noch nicht kraftlos winselt, wird er^die Konjunktur nützen, um,
durch Preisgabe Iapans, Kanada zu retten und sich den Männern

vonWashington zu verbünden. Darauf ist Iapan gefaßt; wcr sich
selbst vor jeder Fährniß von allem GefühlsbaUast zu erleichtern
pflegt, traut dem Genossen nicht holdere Wallung zu. Geschäft
ist Geschäft. Und Ehre hat nie einen hungernden Bauch gefüllt.
Auch nicht den Leuten, die deutscher Schwärmerwahn einst
diePreußen desOstens nannte. Tapfer sind sie. Wer in denKrieg
zieht,scheidet aus der Gemeinschaft derLebendigen; kehrt er den»
nochzurück,fo schenkt derGlückszufallihmeinneuesLeben.Solche
Auffassung ward aus den Tagen der Samurai vererbt. Der ins
Europäerkleid vermummte Iapaner ist Meister in allen Künsten
des Truges. Er könnte vergessen, daß ihn, der die Reiche des Him»
melssohnes und des östlichen Papstkaisers, China undRußland,
niedergezwungen und die Welt mit seinem Ruhm geblendet hat,
derVankee wie einen Neger behandelle.Nieaber schließt sich das
Schlitzauge, das greifbaren Vortheil erspähte. »Nach dem Frie-
den vonPortsmouth sagte derDeutscheKaiser zu amerikanischen
Abgeordneten, er sei vom Zaren gebeten worden, die Friedens-
konferenz anzuregen, und habe sich deshalb an den Präsidenten
Roosevelt gewandt, der danndieäußereFührungderSacheüber»
nahm;sagte außerdem, Iapan werde mitseinen billig arbeitenden
Menschenmassen die Weißen von den ostasiatischen Märkten
drängen, die offene Thür verriegeln und nur zu überwinden sein,
wenn alle weißen Völker sich zum Kampf gegen die Gelbe Gefahr
verbünden. Die Abgeordneten brachten jedes Wort brühwarm
in ihre Zeitung. Herr Roosevelt durfte lächeln. Als aus Iapan
die Botschaft gekommen war, das Volk mache dieAmerikaner für
d?n schlechten Frieden verantwortlich, hatte er nach Berlin ge-
wiesen : und der Kaiserthatihm wirklich nun denGefallen,sich selbst
zurfrühstenFörderungdesPlanes zubekennen. AuchOnkelEdu»
ard lächelte in seinem Buckingham Palace. Gegen Deutschland,
dachte er, haben wir inOstasicn jetzt fünfTrümpfe: dasBuddha-
bild, die Führung im Bozerkrieg, die Pachtung von Kiautschau,
den Friedensschluß ohne Entschädigung, den neusten Kampfruf
gegen die Gelben." Diese Sätze wurden im MörzIMIHier ver»
öffentlicht;wasste als wahrscheinlich andeuteten,iftnun Ereigniß
geworden. Den Chinesen wurden wir als Pachterpresser, den
Japanern als diebösen Prellervon Tschifu und Portsmouth,den
Amerikanern als die ungestümsten und leistungfähigsten Mit»

Bewerber um den Chinesenmarkt verdächtigt. Der Fabrikant in
Kiolo und Os^ka, der Ausfuhrhändler in New Pork und San
Franziska haßt die Deutschen als Eindringlinge, lästige Konkur»
rentenund Preisdrücker; deryankcesirt<Iungchincseblickt<lufsie,
vomGipfel seines grünenRepublikanerstolzes,als auf die rückstän-
digenMandschus vonEuropa herab.Nordamerika hateinDutzend
triftiger Gründe, den Briten Zugrollen; liefert ihnen aber, trotz der
Neutralität, was sie begehren, und thut, als glaube es ihrer Lü»
genmär: nicht, weil seine hitzige Munterkeit sich der steifen Kühle
des Mr. Iohn Bull verwandt fühlt, sondern, weil Deutschland
breitstämmigaufallenMarktstraßen himmelan ragt, eine mächtige,
behende Kriegs» und Handelsflotte und die stärkstenGeschütze hat.
Wir müssen dem Kaiser dankbar dafür sein, daß er sich spät noch
entschloß, die Uebergabe der Festung Tsingtau zu erlauben. Ihre
Trümmerhättendie paar Deutschen begraben, dieOstasien gründ-
lich kennen. Leben sie(derenErfahrungderNeulingfrühstens nach
«inem Iahrzehnt besäße), dann dürfen wir auch fortan mitreden,
rnithandeln und brauchen weder den Herren des Panamakanals
noch derzähenFlinkheit,dermarklosen Nachahmerkunst und billi-
gen Massenarbeit der Iapaner, die der Chinese verachtet wie je
ein adeligerAhn den entarteten Enkel, das Feld zu räumen. Das
DaiNipponschwor unsTotfeindschaft?Die wächst nicht in seinem
Empfindensbezirk. Kein Deutscher wurde aus Iapan gejagt, in
Japan eingekerkert, während das Blut deutscher Krieger bis an
die sechzehnSonnenstrah'en desFlaggentuchesspritzte. »Wirha-
ben unsereRache,sind in SchantungPetschilis Nachbarn; warum
soMu,.wirMls morgen nicht eben so gut mit denDeut sch en verstän-
digen wie gestern mit den Russen?'' Ein anderes Hirn als des
Europäers. Lernet es erkennen; oder bleibet dem Ostasiatenge-
wimmel fern. DerIapaner versteht gar nicht,warumIhr ihn ehr»
losenHandelns zeihct.ErlangbarerNutzen,den man nicht nimmt,
weil derAndereinDrangist?Dann wird EhreeinbemalterSchild,
den ein Gerippe dem Leichenzug eines Volkes voranträgt.

Irrlicht.

Nach der^csclemie ffräNMise hat auch die^eaclemie cZe^äcien»
ces nun die Bannbulle gegen Deutschland dem Erdkreis vcr»

waren gekommen. Vornan saß Fürst Albert Honorius von Mo»
naco. Hier ist der Wortlaut des Beschlusses, der alle Stimmen
einte. .Die Akademie der Wissenschaften will, wie die anderen
Akademien des Institutes von Frankreich, in Empörung sich gegen
das Volk wenden,das,während es wider die heiligste Verpflich»
tung sündigt, sich das Recht anmaßt, seine Kultur der Welt auf»
zuzwingen. Sie geißelt das System der Plünderungen und Zer»
störungen, das von denFührern nicht nur geduldet,sondern gewollt
wurde; das Heer, das sich civilisirt nennt und Verwundete, Kinder,
Frauen metzelt;und sie sprichtlautdenWunschaus,dieRegirung
möge einer gewissenlosen Wühlarbeit den Boden dadurch ent»
ziehen, daß sie die Ergebnisse der auf allen Wegen des Feindes
durchgeführtenUntersuchungnebstsämmtlichenBeweisstückenden
neutralen Staaten vorlegt. Auf ihrem eigenen Gebiet fühlt die
Akademie sich zur Erinnerung an die Thatsache verpflichtet, daß seit
dreihundert Jahren in der Mathematik, Physik und allerNatur»
wissenschaftdiegrößtenSchöpfer,imneunzehntenIahrhundertdie
größten Erfinder Söhne der lateinischen und der angelsächsischen
Civilisalionwaren.DeshälbwehrtdieAkademiedasAnterfangen
ab, die Zukunft des Europäergeistes an dieZukunft der deutschen
Wissenschaft zu knüpfen, und weist auf die Haltlosigkeit dersonde»
barenBehauptung,derSiegdesvonderdeutschenKulturuntrenn-
baren deutschen Militarismus verbürge das Heil europäischer Ci-
vilisation. Getrost harrt sie derStunde, diederMenschheit dieBe-
freiung von der aus demBundedesMilitarismus mit derKultur
entstandenen Gelehrtenbarbarei bringen wird. "Als die Schöpfer
und Erfinder aus lateinischem und angelsächsischem Stamm wur»
den genannt: Bacon undDescartes, Lavoisier, Pasteur, Berthelot,
Lamark und Darwin, Galvani und Volta, Newton, Faraday und
Ramsay, Bichat, Claude Bernard und Branly. Nach denAkade»
mien dieUniversitäten. Auch sie finden zwischen Stallupönen und
Metz nicht einen Gerechten. IhrAufruf (heißts im»l'emps») ist aus
demGeistderWahrhastigkeitgeboren.,,DiebcrlinerUniverI^tLat
ein deutscher Akademiker selbst eine.dem KMigsschloß gegenüber
erbaute Kaserne genannt, in der dieHohcnzollcrn ihre Lcibgarde
drillen. Die vom Wink derReichskanzlciGelcnklen lönnenOffen-
bare^ nicht in Finsterniß tauchen. Niemals wird ihnen die Welt
glauben, das Rußland desZaren, derzurFriedenskonferenzrief,

das England, das sich gegen die allgemeine Wehrpflicht sträubte,
das demokratische,mitinnererBesserungarbeitbeschäftigteFrank-
reich habe diesen Krieg gewollt. Deutschland möchte die Erinne»
rung an seine steten Herausforderungen, an das Geschrei seiner
Alldeutschen wegwischen.Hat esnicht in zehn Iahren vierFlotten»
Pläne, in drei Iahren drei Wehrgesetze durchgedrückt?Thatsachen
verurtheilen das Deutsche Reich; Worte sind dazu nicht nöthig.
UnfereProfessorenzeigen, daß die deutsche Kultur, derenWunder
man Europäern anpreist, aus demVermächtniß der großenDeut»
schen nichts bewahrt hat. Das edle Bemühen der Kant und Leib»
niz galt derfriedlichenEinung allerMenschen undStaaten Euro-
pas. Goethe, dem universalsten allerKöpfe, war dioKenntniß helle»
nischer, römischer, französischerKultur eine Vorbedingung geisti»
gerFreiheit. Vor den Trümmern ehrwürdigerMeisterwerke schrei»
en die vonTollheit trunkenen Hochschullehrer des neuen Deutsch-
land, ihrReich werde noch schönere,noch ,kolossalere'Werke schaf-
fen. Dem Parthenon oder Erechtheion werden diese Kolosseen ge-
wiß nicht ähneln. Mit uns lehnt der ganze Erdtheil dieWohlthat
deutscher Kultur, deutschenRechtes, deutscher Schönheit ab. Möge
Himmelsgnade Europa vor jeder Ueberspannung deutscher Gei-
steskräste bewahren! Zertrümmern kann dasDeutscheReich; mit
Wiederaufbauversuchen bleibe es Europa fern!"
.Was ich neulich in Ostende merkte, fand ich in anderen
belgischen Orten bestätigt. Die Stimmung der deutschenTruppen
wird von Tag zu Tag düsterer und ihr Mißmuth wendet sich bc-
sonders gegen die Offiziere, die, um über denPser zu kommen, nutz»
lose Menschenopfer befehlen. Die nachgeschobenenTruppen hal»
ten sich noch gut; die aus derFrontzurückkehrendensind schon un»
willig. Fahnenflucht ist nicht mehr selten. Deshalb ist die Be»
wachung verschärft und den Kriegern verbotenworden, inPrivat»
häusern zu übernachten; manche hatten solche Gelegenheit benutzt,
um inBürgerkleidung zu entweichen. Allmählich mehren sich auch
die Fälle, in denen Offiziere sich selbst töten. In Brügge hat sich
ein Major ertränkt und dreiOffiziere haben sich erschossen. Wenn
die Deutschen beidem Versuch bleiben,Uebergänge durch Massen»
opfer, durch einruchloses Hinschleudern billigen Kanonenfleisches
zu erzwingen, wird man bald noch viel öfter von Fahnenflucht
I>5ren." (OelW.) »Ein österreichischer Soldat war so unvorsichtig

gewesen, auf eine offeneKartenachHauszuschreiben,inGalizien
stehe es schlecht und man könne sich erst sicher fühlen, wenn man von
den Russen gefangen sei.Al.uf derRückseite dieserKartefandendie
Verwandten des Soldaten den Vermerk: ‚AufBefehl des Kriegs-
gerichtes erschossen.' Auch unter den deutschenSoldatenimWesten
ist die Stimmung gedrückt. Die Musik, die vor einigenWochennoch
oft zu hörenwar,istverstummtunddieZahlderDeserteursschwillt
an." <Meu ve IZotterciämscKe Mourant.) » In der unvergeßlichen Sitz -
ung vom vierten August habe ich gesagt, daß die Regirung heute
Parteien nicht mehr kennt. Auf i hrenRuf ha ben denn auch diePar>
teien von gestern sich, alle, vereint. AllerRcligion ist: das Vater»
land.AllerZiel: die Befreiung Europas. Der deutsche Militaris-
mus betet dieMachtanund behauptet,vom SiegerforderedieGe»
schichte nicht Rechenschaft. Wir Franzosen sind weder Träumer
noch schwärmende Narren. Auch wir wissen die Macht zuschätzen;
aberwir stellen sie in denDienst desRechtes. Wir strecken unsere
Hände nicht, wie Rauber, nach fremdem Gut aus. Mit den Bel-
giern, die sich für die Ehre geopfert haben, mit unseren englischen
undrussischenVerbündetenkämpfenwirfürdas Recht. DasWerk
der Menschheiterlösung hat uns, für Krieg und Frieden, geeint.
Dem Herd Frankreichs werden bald die Seelen heimkehren, die
ihm die Roheit der Waffengewalt entfremdet hat. Wir werden
den deutschen Militarismus brechen. Das Schwert des Befreiers
wird stärker sein als des Mörders." (MinisterpräsidentViviani
am achten November in Reims.) »InBelgien, inFrankreich:das
deutsche Heer plündert überall. Seine Führer geben ihm ja das
schönste Beispiel. Was die Prinzen und andere große Herren
aus fremden Schlössern gestohlen haben, ist in Sonderzügen nach
Deutschlandgeschlepptworden. Auch für das Kleinzeng derBeute
ist der Eisenbahndienst in Bereitschaft. Ein Hesse, aus Gettenau,
schrieb am achtzehnten Oktober an einen in Sainte»Cxoix-aux
Midines einquartirten Landwehrmann: ‚Die Schuhe passen Her-
mann nicht; das Uebrige hat uns aber viel Vergnügen gemacht.
DaAndere viel mehr Sachen geschickt haben, brauchen wirs nicht
zu verheimlichen. Wir haben sehr.schöne französische Kochtöpfe
gesehen. Wenn Du noch französisches Geschirr findest, sende es
uns.' Kein Zusatzwörtchen soll der fast naiven Ruchlosigkeit die-
ses Briefes die Wirkung schmälern... Hüten wir uns vor der

Gefühlsschwelgerei, deren Gefahr wir oft schon empfunden haben ! Nicht sie darf die Entscheidung bestimmen. In England,Rußland, Frankreich athmen edle Seelen, die, um den Blutstrom zu dämmen, sich vielleicht zu dem Versuch entschlössen, ob Deutsch« land unlereinem neuen Haupt inVernunft und friedliche Gesinnung zurückkehren werde. Das darf nicht sein. Der Kaiser muß leben, auf dem Thron bleiben, von seinen Völkern ertragen, nicht durch eine Revolution der Vergeltung entzogcn werden. Kein rühmlicher Tod aus oder neben dem Schlachtfeld für den schändlichen Urheber der Erdverwüstung! Erst die Niederlage, die völlige, endgiltige.DasDeutscheReich muß mit seinem Haupt fallen; der selbe Streich muß Beide zu Boden schmettern." (I^e^atm,)
»EnglandsKrieggegenDeutschlandistderKriegdesRechtes gegen die Staatsraison. Eins der beiden Völker glaubt, an das öffentliche Recht Europas nicht gebunden zu sein und sich, wenn der Staat es fordert, über dieses Recht stellen zu dürfen; das andere Volk hat sich zur Vertheidigung desEuropäerrechtes erhoben. Dem einen sind internationale Verträge, die es selbstunterschrie» ben hat, in dem Augenblick, wo sie dem Staat lästig werden, nur noch Papierfetzen! das andere heischt die Achtung solcher Verträge als eine ernst gebietende Pflicht." (>VKx are at var,' von Historikern der öxforder Hochschule.) Recht gegen Unrecht; hört!
»Wenn deutsche Truppen England überfallen, wird das ganze Volk mitkämpfen und sich um die ,Kriegsregeln' nicht kümmern. Die sind janurvonDeutschenersonnenworden, um britische Sachverständige zu ärgern. Viele Männer, viele Frauen werden auf die Straße gehen und auf die Deutschen schießen. Wenn unsere Herren Sachverständigen pedantisch dreinreden, werden wir sie niederknallen; und wenn die Eindringlinge, die, durch das Meer von ihrerBasis getrenntund in ungünstiger Stellung, wahrscheinlich schlecht ausgestattet sein werden, unklug genug sind, uns durch Drohung nach belgischem Muster schrecken zu wollen, wird unsere Freischaar jeden Deutschen, den ihr Arm erlangen kann, niedermetzeln. Dieses Verfahren ist blutig; wirdinsolcherLageabervom Menschenverstand befohlen. Wir werden die Offiziere henken und die Mannschaft erschießen. Sachverständige, die wähnen, deutsche Einbrecher würden, etwa in der Grafschaft Essex, nur reguläre Truppen abzuwehren haben, irren in wunderlicher Weise. Ein

deutsches Eindringerheer werden wir Engländer nicht bekämpfen» sondern lynchen." (H. G. Wells in den l'imeg.) England ist als» der hehre Schützer des Menschenrechtes; giebt aber nicht einen Pfefferling dafür, wenn sein Inselboden bedroht ist. Seine Ve» treter haben jedemParagraphen des haagcr Schutzvertrages zu» gestimmt; lachen aber derZumuthung, danach zu handeln. Wei- ter.»Wider unser Erwarten und Wollen haben zwei Nothwendig» keiten sich vor uns aufgereckt. Wirmüssen daspreußischeDeutsch» land vernichten und die Frage des Schwarzen Meeres endgiltio beantworten. Daß wirs gerade jetzt müssen, ist ein Glück; denn nie waren wir dazu in besserer Bereitschaft." (I^o voje Wrem^s; zwischen den Schlachten bei Tannenberg und bei Kutno.)»WennBulgarien von dendrei verbündetenGroßmächten dieZusicherung erhält, daß es sich in Makedonien eben so ausdehnen darf wie Griechenland im Epirus, wird es nicht zögern, mit den Verbündeten gegen die Türken zu kämpfen. Und dann kann Rumänien den Ungarn Siebenbürgen nehmen. Griechenland behält Saloniki, verzichtet aber auf Kawala, wenn es seine Stammesgenossen in Kleinasien vom Türkenjoch befreien darf. Frankreich scheint in Sofia schon angezeigt zu haben, daß die Verbündeten bereit sind, den Bul» garen das ganze Gebiet zurückzugeben, das ihnen 1912, im Ver» trag mit Serbien, zugesprochen worden ist. Das gut gerüstete Rumänenheer vonvierhunderttausend Mannwird auf demgali^ zischen und polnischen Kriegsschauplatz wohl die Entscheidung sichern." (I^Ke l'imes.) »Die Deutschen scheinen nicht geahnt zu haben, welche Schwierigkeiten das Gelände des Vser und die ganze Gegend bietet, wo Flüßchen, Kanäle, Gräben die Truppen- bewegung hemmen. Sie haben, nach ihrer Gewohnheit, ungeheure Menschenmassen geopfert; nie aberwar das Ergebniß kläglicher. Daß die Corps, die in den letztenWochen nach Calais zukommen strebten, noch zu siegreicher Offensive fähig sind, ist nicht wahr» scheinlich. Sie bestehen aus jungen Rekruten und Landwehrmän- nern und ihre Eadres hat der Zufall gefügt. Der ganze Flügel zwischen Lille und der See ist bös mitgenommen worden. Berge von Toten, Tausende von Verwundeten, Heerden Gefangener find auf dem Schlachtfeld geblieben: dennoch konnte der Befehl ihres kaiserlichen Herrn, um jeden Preis Calais zu nehmen, nicht ausgeführt werden. Was mag Feldmarschall von der Goltz über

öieZusammenfetzung derArmee denken, von der die Entscheidung,
dieBeendungdesFeldzuges inFrankreich erwartetwird?"(Oberst
Repington in den l'imes.) »Belgische Offiziere haben nach Paris
die Kunde gebracht, daß der Kronprinz des Deutschen Reiches
tot ist. Am ersten Novembersonntag waren in Brüssel alle Fahnen
auf Halbmast." (Zentral 5Ievs.) »Wenn Deutschland glaubt, nach
seinerNiederlage uns die zusammengebrochene Türkei anbieten
und dadurch sich selbst den Friedensschluß erleichtern zu können,
Hiebt es sich einer neuen Täuschung hin. Der türkische Angriff
ist Deutschlands Werk und an ihm und seinen Mitschuldigen
werden wir auch diese That rächen. Als die Türkei den Krieg
begann, verrieth sie die Interessen des Islams und verurtheilte
sichselbst zumTod.AlleNationen,die ihreFreiheit lieben, müssen
sich vereinen, um den unseligen Traum von einer Weltherrschaft
zu enden,die den Erdkreis unter das deutscheIochzwingenwill...
In den straßburger Statthalterpalast ist, ganz heimlich, der ver»
wundete Kronprinz gebracht worden. Niemand, nicht einmal einer
der Aerzte, darf den Palast verlassen. Auch der Eintritt ist streng
verboten." (I-e lempL.) »In einem Brief,den ein deutscher Lieute-
nant an seine Braut nach Washington schrieb, wird die Bestatt»
ung des Kronprinzen geschildert und erzählt, daß die Zuschauer»
menge ungeheuer groß war.Die selbeThatsache wird in einemBrief
erwähnt, den eineEng'änderin neulich empfing. "(Dali)? ^ai!.)»Die
ewigen, blutigenMißerfolge ihrer Heere und derZusammenbruch
allerkaiserlichenPlänehabendenDeutschendieZuversichtgeraubt.
In ihrem frechen Stolz glaubten sie sich unbesieglich: nun ist die
Enttäuschung furchtbar. Ihre Macht ist von einer sittlichenMacht
besiegt worden, mit der das Ideal der Freiheit und der Gerech-
tigkeit kämpft." (I^Ournal,) »Marschall Bugeaud,der in Spanien
lange gegen Wellingtons Heer gekämpft hatte, schrieb einst, die
englische Infanterie sei die beste in Europa und ein Glück, daß
ihre Kopfzahl klein bleiben müsse. Heute unterschreiben wir Bu»
zeauds Urtheil; freuen uns aber, daß die Kopfzahl gestiegen ist.
Die Heldenthaten der Engländer erinnern an die Berichte von
Waterloo. Die feindlichen Streitkräfte nützen sich schneller ab als
ansere und dieStunde naht, wo dieDeutschengcnöthigt sein wer-
den, aus Belgien und Frankreich ihrem bedrohten Ostheer neue
Verstärkung zu schicken. In dieser Stunde wird die Befreiung des

französischen und des belgischen Bodens beginnen." (General
Bonnal im ^lstin.) »InDeutschland werden alleNieoerlagcnve»
schwiegen, alle Rückzüge in gewollte Manöver umgefa scht. Den
Knaben, die man von der Schulbank ins Feld schickt, wird gesagt, sie
seien bestimmt, die pariser Kaiserparade mitzumachen. Doch wie
hoch derLügenwallgeschichtet wurde:allmählich sickert dieWahr»
heit durch die Ritzen. Bald wird es bei uns nicht mehr, wie in
Mussets Gedicht, heißen: Wir hatten Euren deutschenRhcm,son»
dern: Wir haben ihn! Deutschland gleicht einem Walde, der beim
Nahen des Sturmes zu rauschen beginnt. Noch eine Niederlage
an der Weichsel: dann kommen die Kosaken; und dann müssen,
wenn dazu noch Zeit bleibt, in aller Hast die Truppen heimberu»
fen werden, die, inBelgienundFrankreich,jederTagjetztschwächt.
Der Kronprinz hat ein französisches Schloß ausgeraubt. Sein Va-
ter hatte in Syrien eine uralte Pergamentbibel gesehen, deren
Werth auf mindestens fünf Millionen Mark geschätzt wurde. Er
wollte sie haben undruhte nicht, bis SiiltanAbd ul Hamidsieihm
geliehen hatte. Seitdem ist er oft aufgefordert worden, die Bibel,
die einzige ihrer Art, zurückzugeben. Doch er hat sich taub gestellt
und das ehrwürdige Werk ist noch in Berlin." (l.e Figaro.)

Der Fimbulwinter.

Hüpfendes Irrlicht lockt mit Tückeboldflämmchen in den
Sumpf; in Europens Moorgrund zurück. Ist einer Menschenseele
nochmöglich, aufihmzuathmen?InseinerschwarzenTiefemodern
Hunderttausende getöteter, zerstückter Iünglinge. Ueber feinen
Schlick hin humpelt, kriecht, tastet sich eine Million Verwundeter.
Aus brennenden Städten und Dörfern steigt bräunlicherQualm.
Vom Meer kommt die Botschaft, daß hölzerne Schiffe versenkt,
eisernen die Flanken aufgerissen wurden und die Maschinenbe»
diener in überkochendem Kesselwasscr erstickten. Heldenschaaren
rücken gegen starkbefestigte, von Kanonen, Haubitzen, Maschinen-
gewehren, Handmörsern beschirmte Stellungenvor: und fallenwie
Halme unter dem Streich der Sense. In Flußmündungen, See»
buchten, Häfen, Küstengewässer werden Minen gestreut, aus der
Luft Bomben und Sprengpfcile geschleudert, über das Festland
elcktrifizirte,demBerührer tötlicheStacheldrähte gespannt,in die
Schützengräben Flatterminen geworfen und flüssige Gluthcn ge»
spritzt Seit eine Erdgeschichte ward, ,st so nicht gekämpftwordcn;

die Menge des zwischen Tsingtau und Colmar, in hundertzehn Tagen, verzehrten Sprengstoffes ist gewiß größer als die in allen Europäerkriegcn zuvor verbrauchte.Und welcheAussaat kaniba» tischen Hasses, welche geile Lügenwucherung gar ringsum! Iedes deutsche Herz freut sich des Sieges, den,zwischen den Kreisstädten Wlozlawsk undKutno, im Gubernatorium Warschau, unsereOst» krieger der Russenhorde abrangeil. Iedes Menschenherz krampst der Gedanke an den Kulturdünkel, in dem gesternEuropa thronte und der überNacht von derSintfluth weggeschwemmt ward. Der gute Krieg heiligtjede Sache. Die Wiederkunft heroischer Lebens» auffassung stählt die Volkheit und hebt sie über das muffigeAll» tagselend unsauberer Erwerbssucht. Ist aber nöthig, daßNatio- nen, die seit Iahrhunderten in Nachbarschaft hausten und fort» haufen müssen, einander begeifern, mit Koth beschmieren, raub» thierisch anfallen? Ists einer Menschheit würdig, die aus Erd- höhlen sich in dieHerrschaft überNaturkräfte gereckt hat und auf» Zechtnach derWeltkrone langt?ZehnVölkerimKampf: ein grausig großes Schauspiel. Doch vor unserem Auge ist noch anderes. Un- schuldige, mit derenWillen nieKrieg geworden wäre,werden, als dem gehaßten VolkAngehörige, in Ställe oder auf nackte Erde ge- herbergt, mit Kuliarbeit bebürdet, geprügelt, vorFarbigen entehrt oder,wcnnFortuna ihrer Wanderung Ziel bestimmt hat, in einen engenTummelkreis gebannt. Frauen müssen sich von demEhege» nossen, Kindervon ihren Eltern,Bräute von dem Verlobten schei- den . DerAuslän der ist wieder derFremdling,der jeder Schandthat undBosheit verdächtige Barbar, dem redlicher Patrioteneifer die Gewinnmöglichkeit sperrt, am Liebsten auch Trank und Wärme geweigert wüßte. Bewehrte Schufte verbrennen Feldfrüchte und yeerden, plündern vom Fleiß ganzer Geschlechter erbaute, ge- schmückte Häuser, schleppen Iungfrauen auf ihr schmutziges La- ger und verstümmeln denLeib derMütter,die ihres Herzens letz- tes Kleinod umklammern.Die Fähigkeit zum Schauder, zu Ehr- furcht, zuAndachtschwindet.NachGrassemwird nur nochGrassc- res verlangt; schon die Zerstörung der reichstcnWelthauptstädte; dieMarterung derGeiseln aus gevehmtem Land.EinLord schwelgt in der Vorstellung, daß kleinrussische und indische Strolche auf deutschen Wiesen ihre Pferde weiden. Ein Rcchtslehrer jauchzt derNacht entgegen, dieWestminster und Pauls Kirche in Brand auflohen sieht. War, im Urstand, vulkanische Natur je so grau»

sam wie dieser christliche Erdtheil, der die Gröber seiner Heiligen,
seiner Weisen und Seelenläuterer kränzt? Dem gelben Gekribbel
schärft er das Schwert; füllt Iapanern d!e Tasche und schürt ihre
Gier, die Chinesen zu wecken, zu wasfnen und, eine halbe Men»
schenmilliarde, gegen dieWeißen zu hetzen. Die blinkende Mond»
sichel soll ihm fröhliche Mahd schaffen. Dreihundert Millionen
Musulmanen möchten die Kette des Bändigers, des Sittigers ab-
schütteln. Wer hemmt dann die Befreiten auf ihrem Vormarsch?
Wer hindert sie,Asien,Afrika, Südosteuropa einzujochen, wieder
bis nach Venedig auszugreifen und einesTages gegen die Weißen
sich Gelben und Schwarzen, gegen Christen sich Buddhisten,Shin»
toisten, Totemisten zu verbünden? Wer in einem Erdtheil,dessen
abertausend Klüfte bis andenRand mitSprengstoff gefüllt sind?
Der deutsche Krieger wendet von solchem Gräuel den Blick.
Das, spricht er, »ist nicht meines Amtes Werk.'Ich will, was ich
muß: dieHeimath schützen und ihreFeinde aus schädlicher Macht
in anständige Bescheidung schmettern. Willkommen jedesMittel,
dasdieErfüllungheiligerPflichtbeschleunigtIIndasLandmeiner
Eltern, meines Weibes und Kindes verströmt aus freudigem
Herzen meinBlut. Und kann ich dem entmachtetenFeind, als einem
im Ehrenbewußtsein mirNahen, die Hand hinstrecken, dann wird,
noch auf fremder Erde, das letzte Röcheln nichtQual. Was aber
wirktetIhr oder ließet wirken, während wirdraußen durchFeuer»
gewitter stürmten? War Eure Pflicht, die leichtere, nicht, je tiefer
der Feind sich in Schlammlachen verkroch, desto höher in Vor»
nehmheit zu wachsen? Wie im Germanenmythos von dem aus
Habgier entbrannten Kampf welker Götter und hirnloserRiesen:
fast fo war EuerThun. Wölfen warfetIhr dieGestirne desHlm»
mels zum Fraß hin. Verhallender Hohnsangund wüstes Gelächter
empfängt und geleitet das Leichenschiff. Wollet Ihr warten, bis
Surts Flammenhand Feuer über die Erde sät und rothe Brunst
Eure Welt verschlingt? Weil Ihr in der Zuversicht wurzelt, eines
neuen Gottes neue Weltwerde, in lichtererReine, erstehen?Dann
sloß unser Blut, flössen unzählige Thränen einem Wahn. Besinnet
die Würde des Volksthums, für das wir fechten! DieBrücke, die
sich in unseren Himmel wölbt, darf nicht brechen. Und wenn wir
die Welt unserer Seelengemeinschaft verwittern, verschmutzen
lassen, spendet kein Heidenaott eine neue in Deutschlands Krippe."

Herausgeber '^iid verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. —
«erlag der Zukunft in Berlin, — Druck von ^aß « Garleb G.m.b.H. in Berlin.

Berlin, den 28. November 1U14.

Die Schlacht der Schatten.

Nebelung.

^rei Wochen nach denSiegen auf dem linken Saalufer ist, 1806, Bonaparte in Berlin. Schlimmeren Schrecken als auf dem Weltmeer einem Schifflein der Sturm wird dem Preußenstaat Frankreichs Feindschaft bereiten: die Drohung seines Aufrufes zum Krieg soll rasch Wahrheit werden. Noch kann er der Königin Luise,die er vor seinen Soldaten dertollenArmidaverglichenhat, nicht selbst den Schimpf insAntlitz speien; sie ist mit ihrem Mann inGraudenz. DasZollernland aber soll unter demTritt desIm-perators beben. Preußen, schreibt er an den Türkensultan, ist von derErdeverschwunden.AnLouis,dendergroßeBruderzumKönig vonHolland gemacht hat,er müsse geschwind zehntausend Nieder» länder nach Deutschlandschicken; Ostfrieslandbesetzen; in Emden alles Briten oder Preußen Gehörige wegnehmen; und die Hollän» der kräftig schröpfen. »Denen gehts nicht schlecht; sie haben alles Geld von Europa. Die Engländer werden ihre Küste jetzt nicht angreifen. Thun sies, in dieser Iahreszeit, dann holen sie sich nur Prügel. Doch sie werden, wie immer, die Plünderung aller erreich» baren Kolonien bequemer finden. Dukennst die Politik dieser Ban» de nicht!" Erfurt,Magdeburg, Küstrin,Stettin sind in der Hand des Feindes, Blüchers Corps hat dieWaffen gestreckt und im Westen der Oder steht kein preußischer Feldsoldat mehr. Schon sind die neuenProvinzenverloren,den Ländern diesseits von der Weichsel hundertzwanzig Millionen Mark abverlangt, überall die schwarz-weißen Schlagbäume aus der Erde gerissen worden. Im Schloß

der Hohenzollern haust der Mann, der zum Grafen Chaptal ge»
sagt hat: »Fünf oder sechs Familien haben sich derThrone Euro-
pens bemächtigt und knirschen nun, weil ein Korse neben ihnen
sitzt.Nurdurch Gewalt kannich mich halten.NurunterjochteMon-
archen werden sich gewöhnen, in mirIhresgleichenzusehen.Wenn
ich nicht gefürchtet werde, ists mit mir aus. Könige aus altem Ge»
schlecht führen Kriege, um eineFestung zu nehmen oder einePro»
vinz einzuverleiben. Für mich handelt sichs immer um Sein oder
Nichtsein. Innen und außen stützt mich nur dieFurcht, die ich den,
Menschen einflöße;weicht sie,dann zerbricht mein Thron." Auch
Berlin soll vor ihm zittern. SeinWink schleudert die Victoria vorn
Brandenburger Thor. Verbietet, den Rock des Königs anzuzie»
hen. Nimmt den Regimentern die Waffen,Adlerfahnen,Trom»
peten und Trommeln. Das Regiment der Gendarmes, einst der
Stolz der Hauptstadt, muß ohne Waffen, in zerrissener, verschlisse-
nerUniform über entkräfteten Leibern, durch die Straße Unter den
Linden marschiren: das wandelnde Abbild preußischen Elends.
In Potsdam huldigt Bonaparte dem Genius Fritzens. »Der war
ein Kerl! Aber der Hof von heute! Nette Gesellschaft! Einen
großen Mann hatte dieseFamilie: und läßt seinGrabohne wür-
dige Zier!"DenRock und den Degen des Königs schickt er denpa»
riser Invaliden; nur eine Standuhr behält er. Als Las Cases sie
in Longwood (Sankt» Helena) auf dem Kamin des Gefangenen
sieht und fragt, warum Napoleon nicht auch Friedrichs Degen be-
halten habe,hört er dieAntwort: »Ich hatte ja meinen"; und sein
Ohrläppchen wird von derHand des hochmüthig lächelnden Kai»
sers gezwickt. Die Mehrheit der Berliner hielt sich still in ihren
Häusern oder sputete sich auf der Straße; sie hatte die Mahnung
nicht vergessen, die Pfarrer Erman andeutete, als er am Thor zu
dem Gewaltigen sprach, ein Christ dürse nicht lügen, ihm sei der
Einzug des Feindes eine Freude. Der hebt dieAchseln. Was ist
ihm Preußen? Den Britenleun will er würgen; allein oder in
Iagdgenossenschaft mitRussen undTürken. Am einundzwanzig»
sten November 1306 schreibt er, im berliner Schloß, den Erlaß,
der jeden Handel, Verkehr, Briefwechsel mit England verbietet,
die Briteninseln unter Blockaderecht stellt und befiehlt, alle aus
England und dessen Kolonien kommenden Waaren in Beschlag
zu nehmen und alle Engländer, die in einem von Franzosen

oder deren Verbündeten besetztenLand gefunden werden, als Ge»
fangene zubehandeln. Trotzdem inTilsit Rußland undPreußen,
später auch Dänemark und Spanien in den Entschluß zur Konti»
nentalsperre gezwungen wurden, blieb sie fast unwirksam, weil der
Schleichhandel nicht zu hemmenwar undsichnicht einmal von dem
Erlaß aus Fontainebleau (Oktober 1810) einschüchtern ließ, der
alle englischen Waaren mit schneller Vernichtung bedrohte. Für
Frankreich wars nützlich, daß sein Markt nicht mehr ein Stapel-
platz englischer Waare seinkonnte. Das Sperrsystem, sagtChaptal,
»bewirkte solche Entwickelung unseres Gewerbes, daß es auf den
meisten Gebieten die Höhe der englischen Leistung erreichte und
auf einzelnen sie noch übertraf. Leinwand undNanking lerntenwir
so gut machen wie Indien; und dieser Zweig unserer Wirthschaft
verdorrte erst, als das Gesetz vom Iahr 1814 den indischenWaaren
wieder das Marktthor aufthat. ° Dem Imperator, der dieEinfuhr»
erlaubniß schließlich verkaufte, brachte die Kontinentalsperre in
demeinen Iahr1810 hundertfünfzigMillionen Francs in die leere
Kasse. Doch den Briten hat sie nirgends beträchtlichen Schaden
gestiftet. Ob Herr Lloyd George nicht daran gedacht hat, daß der
Entschluß aus Berlin,vom UeberwinderPreußens,Deulschlands,
kam und daß die jetzt von England gegen dasDeutscheReich be»
schlossen? Handelssperre allmählich eben so undicht werdenkann?
NeunIahrenachdem berliner Dekret:zweiterPariserFriede.
Vomtzaus des Preußenkönigs funkelte amAbend nach dem Ein»
zug die Inschrift: ?areere subjectis et ciebelwre superbos! Ahnte
Friedrich Wilhelm schon, welche Milde er dem Bezwungenen ge»
währen müsse? Seinem Land gab der Vertrag vom zwanzigsten
November 1814nurSaarlouis,Saarbrücken, das Recht, Luxem»
burg zu besetzen, und eine winzige Enschädigung von den Kriegs»
kosten. Nach Belle Alliance hatte Stein den Elsaß für Deutschland
geheischt. Diese Forderung ließ er jetzt fallen; weil er »die üblen
Folgen der Abtrennung eines so großen Landstückes" fürchtete?
Das war der Grund, den er in den offiziellen Erörterungen an»
gab;angeben mußte: um nicht zu bekennen, daß Briten und Russen
die Einverleibung nicht dulden würden. Er konnte nicht einmal
Frankreichs Verzicht aufMaubeuge und Givet und auf die» rein
offensiven Punkte" am oberen Rhein erwirken. Der preußische
Kronprinz schrieb an seine Schwester: »Es scheint, daß das füd»

liche Frankreich unangetastet bleibt.Das ist gräulich; an ganz Elsaß
und Lothringen habe ich niemals zu denken gewagt, weil ich weiß,
wie es bei dergleichen Verhandlungen zugeht;und vielleicht wäre
es auch nicht gut gewesen. Aber alle Grenzfestungenmußten durch-
aus genommen oder geschleift werden. Und davon spricht kein
Mensch als die Preußen; welches wieder unüberlegt und schäd-
lich ist. Doch genug der vermaledeiten Politik!" Ieder Preuße
muß sie amTag desFriedensschlusses und der Erneuung desVier»
bundes (England, Oesterreich, Preußen, Rußland) so nennen. Da-
für hatte Deutschland gefochten, geblutet? Rappoltsweiler heißt
wiederRibeauville; derElsaß und das alteLotharingien bleiben
französisch. AusRückerts empörtemHerzen stürmt der Ruf: » Wird
unser Siegszug denn zur Flucht? Ganz Frankreich höhnt uns
nach. Und Elsaß, Du entdeutschte Zucht, höhnst auch! O ärgste
Schmach!" Blücher wettert dem faulen Frieden in die Käsfratze:
»TrotzallenAnstrengungenstehtPreußen,stehlDeutschlandimmer
wieder als der Betrogene vor der Welt! Rußland und England
sind uns in Allem zuwider. Neid und Politik bieten sich die Hand.
Mit Wellington bin ich innig Freund; ob wir es bleiben werden,
wird die Zeit lehren. Ich bleibe auf keinen Fall hier. Und wenn
Ludwig derAchtzehnte mich auch zurTafel einlud, so bin ich doch
nicht hingegangen und habe bei keinem Franzosen eine Suppe ge-
nossen." Aus der selbenTonart brummt Fritz August Ludwig von
der Marwitz: »Das ist die nichtswürdigste Konvention, die je ge-
schlossen wurde! Wir mußten unsere deutschen Länder zurück-
nehmen. Aber von solcher Gesinnung war nirgends eine Spur
zu finden als in der preußischenArmee.Und nach der Konvention
folgte das Gaukelspiel der Heiligen Alliance im Tugendlager."
Daß Russen und Briten den Deutschen das Reichsland weigern,
ist arg genug. Aerger, daß der Herzog von Wellington jetztOber»
befehlshaber der europäischen Armee heißt. Britanien hat er-
langt, was es wollte: ein unzufriedenes Festland, dessen Vormacht
und Vormund der ihm vorgelagerte Inselstaat sich fortan wähnen
darf. Und sein Totfeind hockt, hinter englischen Wärtern, auf
Sankt»Helena: im Käfig derInsel, von der aus AdmiralVillau»
mez mit seinemGeschwaderimSeptember 1805 denVernichtung»
streich gegen England führen sollte. (Aus Saint»Cloud sandte
Napoleon ihm den Geheimbefehl, von der Basis dieser Insel aus

vierzehn Monate lang Kreuzfahrten zu unternehmen. Der Plan
des Kaisers dünkt uns heute das Vorbild des von dem deutschen
Kapitän Karl von Müller, ohne Kohlen» und Proviantstation,
mit einem Kreuzer, dem »Emden", ausgeführten. »Sie haben
volle Freiheit, auf jede Weise sich Lebensmittel und Trinkwasser
zu verschaffen und auf allen Meeren, an allenKüsten demFeind
jeden erdenklichen Schaden zu thun. Seine Kauffahrer und Fi»
scherboote müssen Ihnen Nahrung und Heizstoff liefern und
die Kosten Ihres Streifzuges decken. Unser einziges Ziel ist,
die Engländer zu schädigen; mit starken Streichen oder mit lei-
sen Stichen. Unser Befehl verpflichtet Sie, jedes dazu taugliche
Mittelohne langeBedenklichkeit anzuwenden.") Diesen Satanas
haben die Festlandskrieger mit Britenhilfe niedergerungen. Hät-
ten ihre Führer auf diese Hilfe verzichtet, nicht, um den Kampf
abzukürzen, ein ihm fremdes Wesen in den Bund aufgenommen,
hätten sie doch, aus bescheidenem Stolz, gerufen: Wir helfen uns
selbst! Weil fies nicht wagten, brüstete England sich in das Amt
eines Europäerheilands; handelte es, als habe die Löwen-
tatze den alten Kontinent von dem korsischen Tiger befreit. Und
wie wahrt man die Herrschaft über einen Erdtheil, auf dem nur
eine winzige Parzelle noch dem Herrschaftheischer gehört? Nur
durch VerhetzungderLandbesttzer;durchZettelung,diedenMäch-
tigsten allenSchwächerenverdächtigt, verfeindet. EinIahrhundert
lang ists gelungen. Wenn wir jetzt die Erkenntniß wirken, daß
Britanien nicht europäische Großmacht ist, daß es in Australien,
Kanada, Indien, Südpersien, Egypten, in Neger» und Kaffern»
ländern befehlen, in Europas Machtgeschäft aber nicht herrisch
dreinreden darf, ist ein Hauptziel des großen deutschen Krieges
erreicht. Ein Abschluß von derArt des zweiten Pariser Friedens
wäre schlimmer als eine Niederlage, von der die Volkskraft sich
in neue Wucht aufzuraffen vermag. Und solcher Abschluß könnte
uns wieder Genossen verpflichten, die dem Werk fremd sind und
deren Anspruch bald lästiger würde als der des Kanalvetters.
Fünf Lustren nach dem Tag der pariser Schmach wird dem
Schoß der Britenkönigin die Princeß Royal entbunden, die das
Volk,nach Cobdens Wort, »dieTochter Allenglands" nennt. Sie
wird die Frau des Prinzen Fritz Wilhelm von Preußen, des
Kaisers Friedrich. Der altePalmerston findet den Ehebund »den

Interessen beider Länder und den allgemeinen Europas nützlich." Um die Krone seiner Tochter nicht zu gefährden, bleibt England 1864 und 70 neutral. Doch die Herrschaftfrist der Britin ist noch um einen Tag kürzer als Bonapartes nach dem Ausbruch aus Elba. (»Sie spricht zu Haus nur Englisch, die Sprache des auserwählten Volkes, und möchte, im Verein mit ihrer Mutter, weils England Vortheil verheißt, uns in dauernde Entfremdung von Rußland bringen. Deshalb der Plan, den in Petersburg ver» haßten Battenberger, den Sohn einer Polin, zum Eidam zu wählen. Die Engländer dulden keinen Auslandseinfluß. Wir aber sollen ihren hinnehmen. Wir gelten ihnen eben als eine unter» geordnete Rasse, deren Bestimmung ist, ihnen dienstbar zu sein." Also sprach Bismarck.) Der Enkel, der Sohn Victoriens kämpft jetzt gegen den Schatten des Oheims, dem ein Franzosenkönig, Louis Philippe, das erste Schießgewehr ins Spielzimmer schenkte. Gegen denVetter,nach dessen Aufnahme in den Orden derRitter vom Schwarzen Adler er,imWeißen Saal des Kaiserschlosses, die alte Queen und ihr Haus gepriesen, imRock desBritenadmirals an die Waffenbrüderschaft von Waterloo erinnert und die Hoffnung bekannt hat, die Eintracht der englischen Flotte und des deutschen Heeres werde dem Erdball den Frieden erhalten.

Balkanska Zaritza.

Wie einSeifenbläschen ländlich harmloser Hosenmätze ist in mancher deutschen Zeitung der Plan betrachtet worden, den Balkanbund unter Italiens Vorfitz zu erneuen. »Geschwätz müßiger Dreibundssöldner:inRomkümmertkeinErwachsenersichumsolche Kinderei." WennMarchese diSanGiuliano noch lebte,wäre die Absicht auf Italiens Vorsprung in den Osten vielleicht nicht jetzt schon wahrnehmbar geworden. Doch der schlaue Marchese, der sich in der letzten Lebensstunde dem Ziel seines Wunsches nah, dieEroberungWestalbaniensund dieHerrschaftüberdasAdria» tische Meer gesichert glauben durfte, ist tot: und die Erben seines Wollens brauchen einBanner, um das sich ein zum Angriff kräftiges und lustiges Heer schaaren läßt. Der Beruf romano» hellenischer Kultur zur Lüftung, Erleuchtung, Sittigung des Orients: dieses Feldzeichen ist, schon weil es vonAlter grau ward, Vielen heilig. Also nicht Kinderei, sondern ein ehrwürdiger Plan. Ein»

zelner klugenKaiservonByzanz,dieihrOströmerreich durch einen
Bund mit Westrom schützen und die aus Asien eingedrungenen
Barbarenstämme unter dem Springquel l römisch»griechischer Kul-
tur läutern wollten. DerPlan StephansDuschan, des großen Ser»
benzaren,der die Einung allerBalkanvölker und ihrBündniß mit
der Republik Venedig erstrebte und den Papst bat, ihn als den
Feldhauptmann der Christenheit gegen Eindringlinge und Un»
gläubige anzuerkennen. Die Glaubenskluft, das Schisma der Eu»
ropäerkirchen, verschlingt den Gedanken. Kann eine neue Zeit ihn
noch einmal gebären? Von West her stemmt Roms Abscheu vor
jeder Gemeinschaft mit der Splitterkirche orthodoxer Griechen und
Slawen sich gegen solche Möglichkeit; in Ost erstickt die Hinlage»
rung der Sultanshorde alle Keime freien Christenlebens. Spät
erst, als die Türkei endlich zu versiechen scheint, steht mit den
Völkern, aus denen er einst sproßte, der alte Plan wieder auf.
In den Hirnen der Ppsilanti und Karageorg zuerst. Auch Ludwig
Kossuth, der Erzfeind Oesterreichs, tändelt mindestens mit ihm.
Zu Michael Obrenowitsch, der noch nicht Serbenfürst ist, sagt er
in London, im OrientkönnenichtRuhe werden, ehe Serbien, Kroa-
tien, Moldau und Walachei (Rumänien),vielleicht auch Bulga-
rien, Bosnien und Montenegro mit Ungarn zu einem Schutzbund
'gegen Oesterreich und Rußland vereint seien; und manches Zu« >
fallswort verräth, daß auch seinBlick der Heimath Mazzinis und
Garibaldis zugewandt war. Ludwigs Sohn Franz, der italisirte
Magyar, hätte, als Parteiführer und Minister, den Plan zu för»
dern(und damit den magyaro»slawischenFrieden vorzubereiten)
vermocht, wenn sein Wille nicht von Genüßlingssucht zerweicht
worden wäre. Zum ersten Mal leuchtete die Gunst der Gestirne
dem ehrwürdigen Plan. Der Kroat Pawitschitsch gewann ihm
Garibaldis Sohn Ricciotti. Die Schwiegersöhne Nikolas von
Montenegro erstiegen die Throne von Italien und Serbien, die
Großfürstenstühle hinter dem Baldachin des Weißen Zaren. Rom
verständigte sich mit Belgrad über den Bau der Eisenbahn, deren
Strang von der Donau bis an die Adria führen sollte; mit Pe«
tersburg über wichtigeres Wollen. »Erst die Zukunft wird die
ganze Bedeutung des italo-russischen Einvernehmens erkennen
lehren": Herr Tittoni sagts, noch als Minister, auf Monte Ci»
torio;undin derReichsduma unterstreicht HerrIswolfkij dickden

Satz des Kollegen und Freundes.Zuvor schon ließ «einLateiner"
in Paris ein Buch erscheinen, das, unter dem Titel «Une conkecie-
ration Orientale", die Einung der Balkanstaaten unter italischer
Spitze empfahl.Makedonien undAlbanien(ohnediePinduswa-
lachen, die der lateinische Walache seinem Vaterland Rumänien
zudachte) sollten, als ein Staat, einem Savoyerprinzen unterstellt
werden und alle Balkanhäupter dem König vonItalien, als ihrem
Schutzherrn, die Kaiserkrone anbieten. Ueber der Sophienkirche in
Konstantinopel würde dann die Kreuzstandarte der Savoyer we»
Yen; dieStadt Konstantins aber,sammt dem thrakischenGelände,
ein Freistaat werden, dessen Geschäfte ein KaiserlicherStatthalter
leitet. Ieder Balkanstaat bleibt selbständig; behält seine Dynastie,
Fahne, Armee, diplomatische Vertretung. Aller Staatssprache
ist die Roms. Da tagt auch der ersteReichsrath; ist Konstantinopel
dem neuen Bund gesichert, dann fällt ihm dieEhre zu,dieReichs«
boten zu herbergen. Nach sieben Iahrhunderten schaut Europa
wieder ein lateinisches Ostkaiserreich.AehnlicheVorstellungen hat-
ten Garibaldi und Cattaneo, Lamartine undVictorHugo,Miche»
let und Gambetta zur Gründung einer Liga bestimmt, die Grie-
chenland (mit Kandia), Serbien (mit Bosnien und der Herzego»
wina),Rumänien,Montenegro,Makedo-Albanien, Konstantin«
opel (mit Thrakien als Freistaat), Armenien und Kleinasien (mit
den Inseln) in einen Staatenbund, ungefähr nach dem Muster
des DeutschenBundes von 1815, verknüpfen sollte.Mit behutsa»
merer Klugheit paßte Herr Loiseau («^equilibi'e äcZnätique») den
altenPlan neuemBedürfniß an. DieserFranzose kommt aus dem
Willenskreis der I^Zal^ionale und der Dante-Gesellschaft. Die
Oesterreicher hatten ihn, weil er allzu laut für dieSüdslawen sprach,
ausgewiesen: dieseThatsache verbürgte ihm den herzlichsten Em«
pfang inItalien. »Das erste Willkommenswort hörte ich von der
Lippe Crispis; er gab sich nicht nur liebenswürdig, sondern als ech»
ten Bezaubere?." Und Crispis Freunde lehren den Kömmling er-
kennen, unter welchem Himmel, auf welchenWegen das »größere
Italien" zu suchen ist. Albanien darf den Römern nicht auch,wie
schon Tunesien, weggeschnappt werden. Wenn die Häfen von Ve-
nedig und Brindisi, statt den Wettkampf gegen Triest undFiume
aufzunehmen, noch tiefer versumpfen, wird an Italiens Küste die
Adria zum Gefängnißgraben. Für die Herrschaft zweier Groß»

mächte ist dieses Meer zu schmal. »Im Schoß der Lateinerwelt
reist neue Orientfrucht." Die Gründung eines oströmischen Kai»
serreiches stieße aufWiderstand; scheint Herrn Loiseau auchnicht
nöthig, wennItalien Valona und denKanal von Otranto,Alba»
nien und dieIllyrerinselnhat.Dannbrauchts nur noch den Eisen-
strang, der die Frucht feines Bodens und seines Fleißes von An»
tivari in den warmen und in den kalten Orient, über den Haemus
nach Kleinasien, durch Bessarabien nach Großrußland trägt und
von dort und ausAsiens ferneren Schatzkammern Rohstoffe und
Waaren zurückbringt. Seltsam, daß ein Franzose so sprach; daß
ihn nicht dieFrage schreckte,ob ein über beideFlanken derAdria
herrschendes, als Schutzmacht über denBalkan vorgerecktes Ita-
lien von Tripoli und der Barka nicht nach Tunesien, Algerien,
vielleicht gar nach Egypten blicken werde, da in den dreiLändern
doch die italischen Siedler an Zahl und nüchterner Emsigkeit schon
fast allen anderen voraus sind. Bismarck wollte zwischen Frank-
reich und Italien Mißtrauensäen, als er1866anMazzinischrieb:
»Unter Verwandte ist das Mittelländische Meer nicht zu theilen.
In ihm muß Italien herrschen; seine Küsten sind ums Doppelte
länger als die französischen und gegen Livorno, Genua, Neapel,
Palermo, Ancona, Venedig, Triest kommen Marseille undTou»
lon nicht auf.Volk undRegirung müssen immer andieSicherung
italischer Mittelmeerherrschaft denken." Vier Iahre zuvor hatte
Proudhon an Macchiavells Wort über die natürliche Feindschaft
der Nachbarn erinnert und seinen Landsleuten zugerufen: »Ita-
lien soll, nach dem Willen seiner Söhne, in deren Gedächtniß das
Bild großer, dramalisch bewegter Geschichte lebt, sich indenRang
der stärksten Großmächte heben, seinem Szepter dann das Papst-
thum unterwerfen und der Hort aller katholischen Christen wer-
den." Auch aller orthodoxen, die in Rumänien, Griechenland
und den Slawenstaaten leben? Wir sehen, wie breit zwischen
rechtgläubigen und römischen Serben (Kroaten), die auch aus
dem zweiten Grab ihrernationalenFreiheit doch in Gemeinschaft
aufzuerstehen hosfen, der Glaubensspalt geworden ist. Und noch
lehrt keinZeichen,daß der fünfzehnte PapstBenedikt dem Ziel zu-
strebt, das Schisma derWeltkirchen zu schließen. Freilich wissen
wir, aus der Geheimgeschichte der Balkankriege und aus dem ru»
manischen Grünbuch, wie festDiplomatenkunstzwischenRom und

Bukarest, der Hauptstadt lateinischer Orthodoxie, die feinen Fäden
geknüpft hat; auch für derenVerlängerung nachBelgrad undAthen
ward seitdem gesorgt. Schon die Möglichkeit einer Türkenrenais»
sance (die das wichtigste, trächtigste Ereigniß unserer Kriegszeit
wäre)ruft uralteWünsche aus der Gruft oderTraumwiege. Greift
Bulgarien in den Völkerstreit einundläßtsichvomSerbenhaß die
Front wählen, dann wird Rumänien nicht still bleiben. Wir sind
derEntscheidung nah: und dürfen heute schon gewiß sein, daß Ita»
lien (dessen Schreiber und Zeichner Deutschlands Volk, Kriegs»
herrn und Heer täglich mit rohestemHohn überschütten) auf seine
Orientpläne niemals, auch nicht nach friedlichemErwerb desTren»
tino, verzichten werde. An der gestern noch turko-albanischenKüste
reicht dem Hellenen derRömer die Hand. Wird endlich wahr, was,
vor zwei Iahrtausenden, Lucius Aemilius Paulus nach seinem
Siegüber dieIllyrer hoffte: derOrient vomStrahl graeco-latini-
schenGeistes übersonnt? Dann dürfte auch der greise, odyssisch ver-
schlagene Held von Cetinje nach harterHeimsuchung sich noch eines
Erlebnisses freuen: was er in seinemDrama»DieBalkanzaritza"
zu gestalten ve rsuchte,würdeWirklichkeit und seine vierteTochter,
Elena, Königin vonItalien, wüchse in das Amt, das der dichtende
Wladika der schönen Heldin Danitsazuschrieb. Horcht die inLibyen
mächtige Sekte der Senussi, die lange nur der Losung des in der
dunklen Tiefe desUadai thronenden Mahdi folgte, dem Ruf des
Khalifen zum Heiligen Krieg, dann wird noch einmal um Tripo»
litanien gekämpft. Nichtvon Italern und Türken allein. Und nicht
nur an der Syrtenküste und am Nordostrand der Sahara.

Die Russen.

Das alte Ostreich der Lateiner zerschellte schon nach einem
Lebensjahr: als sein Nominalherr, Balduin von Flandern, bei
AdrianopelvondenBulgarenbesiegtundgefangenwurde.Könnte
eine neues, unter festerem Schirm gegen dräuende Feindschaft
und ohne blinkendes Aushängeschild, länger währen? DieAnt»
wort hängt am Schicksal Rußlands. Strebt es in das Erbe der
Hordengroßkhane zurück oder, westwärts, in die Flugbahn der
Palaeologenadler? Seine Entfremdung von Deutschland ist, frei»
lich nicht hinter dem hübsch lackirten Zaun britischer Neutralität,er»
reicht worden; und Sir Robert Morier, der den »ungeheuerlichen

Umfang" eines anglo--russischen Krieges fürchtete, dürfte, trotz
der Fährniß Britaniens, die Händchen reiben, wenn er die Alben
seiner Nächte,Panslawismus und Pangermanismus, wider ein-
ander wüthen sähe. Will (schrieb Salisburys Botschafter aus
Petersburg an den Kollegen Sir William White nach Konstan»
tinopel) »unserInteresse,daß die Russenkraft sich in Europa aus-
tobe, oder wills, daß sie sich nachAsien wende? " Ungefähr die selbe
Frage hatte, ohne ihre Tragweite klar zu erkennen, Dostojewskis
sich vor demvergilbtenBand gestellt, der die Offenbarungen eines
späten Iohannes, Lichtenbergers, aus dem Iahr 1328 einschließt.
»Nach demRiesenaar (Bonaparte) wird ein andererAdler kom-
men. Der steigt ausOst auf,würgt dreiReicheundpreßt den west-
lichen Insulanern Zähren ab. Iahre lang schlief er; ihm war die
Schwinge gestutzt. Hebt er sich wieder, dann zittern auf jungfräu-
lichem Boden vor ihm die Menschen der Westinsel; beben die
stolzesten Firnen. Um Verlorenes zurückzuholen, fliegt er füd-
wärts. Und mitFlügeln, die von Gottes barmherziger Liebe leuch-
ten, schwingt er sich zu hohem Flug auf und nistet endlich auf der
Zinne der Christenheit." Unser Adler ists, jubelt der verzückte
Dichter: das Sinnbild des russischen Volkes. In dessen Seele
glüht christliche Barmherzigkeit. Dessen Schwungkraft wurde nach
dem Krimkrieg verstümmelt. Nun aber regt es sich in junger Kraft,
bricht Englands undRoms Bann, errafft dasErbe von Byzantion
und gründet das Reich christlicher Nächstenliebe. Dessen Haupt-
stadt nur aufAsiens Erde liegen, nicht von demFenster aus ficht-
bar sein kann, das die Zimmermannsaxt des Zaren Peter aus der
Europazugekehrten Mauer hieb.» England erlaubts nicht? Weil
es unseren friedlichen Sinn nicht kennt. Aber wer vor England
Angst hat, mag zu Haus bleiben." Als Nachtrab mit Peter gen
West oder als Schöpfer und Herren nach Asien: da ist die Frage.
Ueber die Lebensleistung des Zaren Peter ist nie wieder aus
so wortknapper Klugheit geurtheilt worden wie einst in dem Satz
Iosephs de Maistre: ?ierre vous ä mis avec I'etränZer clans une
Kusse Position; nec tecum possum vivere riec sinete: c'estvotrecievise.
Noch heute. Fast alle Fährniß, in die Rußland während der letz-
ten zwei Iahrhunderte gerieth, war durch Peters Sehfehler ver-
ursacht; und heute noch wirkt er Unheil. Der Sohn Alexeijs und
der Natalie Naryshkin erbte ein Reich, das kaum zweihundert

Iahre vomMongolenjoch befreit,erbte eineKrone,die nichtmehr
die Goldreifmütze Ruriks und Wladimirs Monomachos war.
Vor der Tatarenherrschaft hatten die Russenfürsten in Friedens«
zeit wie Hirten, im Krieg wie Feldhauptleute regirt, denen der
Wille der Volkheit, die Stimmung der Masse immerhin Etwas
gilt; Tyrannen hätte das demokratische Urslawenthum nicht er-
tragen. Ie weiter byzantinische, mongolische und (von den Ja-
kuten her) schamanische Einflüsse ins Land drangen, um so mehr
änderte sich dieses Wesen des Zarismus. Iwan der Dritte, unter
dessen Regirung dasReich derGoldenenHorde zusammenbrach,
glaubte, durch seine Ehe mit der Nichte des letzten Basileus von
Byzanz nicht nur den Anspruch auf das Wappen, den doppel-
köpfigen Adler, sondern auch auf die Gewalt der Griechenkaiser
erworben zu haben, und nannte sich deshalb den Gossudar aller
Reussen. Ietzt erst, da das Erbe der Palaeologen dem der Hor»
dengroßkhane vereint schien, war ein Zar vom Wuchs Iwans
des Schrecklichen möglich geworden. Der brach die Macht der
Bojaren, zwang den Klerus in die Pflicht eineswillenlosenWerk»
zeuges, schuf sich die Strelizengarde und hauste wie ein orienta-
lischer Despot in dem Reich, dessen Grenzen er vom Kaspischen
bis an das Weiße Meer gedehnt hatte. Die während der Tatar»
tshina im Schatten der Horde erwachsenen Moskowiterfürsten
hatten ihre Länder wie Erbgüter verwaltet; von ihnen hat So»
lowjew gesagt: »In ihren leidenschafllosenZügen kannderHisto»
riker kein Merkmal entdecken, das den Einzelnen unterscheidend
charakterisirt. Sie bewegen sich sämmtlich in dem selbenGedanken»
kreis, schreiten auf der selben Bahn vorwärts, sacht undvorsichtig,
doch unbeugsam und unaufhaltsam." Von Iohann Kalita, der
um das Iahr 1330 den Großfürstentitel erwarb und den Bau
des Kreml begann, erhielt der Herrntypus sich bis in die Tage
Iwans des Schrecklichen. Dieser Sohn einer Tatarin war der
ersteAutokratneuerWesensart.AlsseinNachfolger,derSchatten-
kaiserFjodor, gestorben und die letzteFrucht vom Mannesstamm
Ruriks verdorrt war, brachte die Zeit der Usurpatoren und fal-
schen Dmitrijs eine für die Seele des Russenvolkes wichtige Stun-
de. In Moskau herrschten die Polen und ihr Ladislaus ließ sich
zum Zaren ausrufen; gegen diese Gefahr wappnete sich das rus»
sischeNationalgefühl und die griechische Orthodoxie, die hier zum

ersten Mal in einem innigen Bund sich zusammenfanden. Aber
die national»religiöse Erhebung, zu der Minin, ein Schlächter
aus Nishnij, das Zeichen gegeben hatte, erstrebte nicht politische
Freiheit, nicht demokratische Einrichtungen; und als, nach Boris
Godunow und Wassilij Shuiskij, Michael Romanow den Thron
der normannischenWarjaeger bestieg, erbte er die ungeschmälerte
Würde der Palaeologen und Großkhane. Den Bojaren gab die
Leibeigenschaft der Bauern, die Boris Godunow an die Scholle
geschmiedet hatte, ein Privileg; gegen denWillen des Zaren waren
aber auch sie, waren alle Stände ohnmächtig. Vierzig Iahre nach
Michaels Tod begann Peters Regirung.,Rußlands Mittelalter
hatte kaum erst begonnen. Die verlorene Zeit (Guttenberg war
schon hundert Iahre tot, als Iwans Gnade dieBuchdruckerkunst
einführen ließ)sollte nun rasch nachgeholt werden. Doch der hitzige
Reformator,der dieReihe der schwerfälligenSelbstherrscher durch-
brach und den kecken Sprung über ein Saekulum wagte, konnte
für sich selbst zwar hohen Ruhm ernten, dem Volk aber, das auf
Kommando mitspringen sollte, durch so thörichte Hast nur Unheil
stiften. Peter wollte sein Volk mit Barbarenmitteln debarbari»
siren, sein Reich, nach dem Wort Kostamarows, mitAsiatenmitteln
europäisiren. Das mußte mißlingen. Eine nationale Erhebung
gegen drohende Fremdherrschaft hatte die Romanows auf den
Thron geführt; für die Dynastie ergab sich aus diesem Ursprung
die Pflicht, mit wachsamem Eifer die völkische Sonderheit, den
Schatz derAhnen, zu hüten. Peters Berather waren der Schwei»
zer Lefort, der Schotte Gordon, der Franzose Villebois, derHol»
länder Timmermann. Der Zar, den Unbedachtsamkeit noch immer
den Großen nennt, war ein mächtiger Wille von stärkster Sug»
gestivkraft und ein fast zum Genie gewordener Fleiß; ein großer
Regent war er nicht, weil er für die Lebensbedingungen seines
Landes kein Verständniß hatte und sich einbildete, er werde über
ein europäisches Reich herrschen, wenn er das halb priesterliche
Gewand seiner Ahnen mit einem Militärrock und den biblischen
ZarentitelmitdemNamen eines Kaisers vertausche,denMännern
den Kaftan und struppigen Asiatenbart, denFrauen denSchleier
verbiete und dem Land eine neue Hauptstadt erfinde. Den Keim
des gefährlichsten Dualismus hat er in die wunschlos hindäm»
mernde slawische Seele gesenkt. Als er, der den Tshin und den

Allerheiligsten Synod geschaffen, dem Adel und der Kirche die Grundmauern zerstört und sich zum Papst»Kaiser aller Reussen gemacht hatte, nach dreiundvierzigjähriger Regiruttg starb, hinterließ er ein weithin glänzendes, innerlich aber schwächer gewordenes Reich. Goethe, der so oft über die unkluge Anlage der Sumpfstadt Petersburg gespottet hat, dachte an Reformatoren von Peters Art, als er zu Eckermann sagte: »Für eineNation ist nur Das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnißhervorgegangenist,ohneNachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe einewohlthätigeNahrungseinkann,erweist sichfür ein anderes vielleicht als ein Gift." Die Erfahrung der letzten Iahre hat leider gelehrt, daß diese Weisheit, die der petersburger Bildung» stutzer stolz belächelt hätte, auch in Goethes Heimath vergessen war. Die Saat Peters ging bald auf. Popenschaft und Bojarenthum verbündeten sich, um die alte Macht zurückzuerobern; schon Anna Iwanowna mußte sich gegen den Versuch wehren, Rußland in eine vom Adel regirte Republik umzuwandeln. Und der Haß gegen die Fremden wuchs. Unter der ersten Anna herrschten der KurländerBiron, die Deutschen Ostermann und Münnich; unter der zweitenAnna (Leopoldowna) warMünnichMinisterpräsident und Anton Ulrich vonBraunschweigGeneralissimus; Elisabeth, PetersTochter, begünstigte die Franzosen. Auch unter derHerr» schaft des Hauses Holstein»Gottorp wurde es zunächst nur für kurze Zeit anders. Katharina, die auf den Ruhm der Regentengröße höheresRecht hatals Peter, der zu laut geprieseneBesieger Karls des Zwölften, gab, eine echt Deutsche, Rußland den Russen wieder. Aber auch sie, die denReichsumfang auf neunzehn Millionen Quadratkilometer brachte, konnte den Schmerz desunruh» voll seufzenden Volkes nicht stillen. Und nachdem in Paul der gefährliche Typus des eitel schwelgenden, launischen, gewissenlosen und starrköpfigenMonarchenwiedererstandenwar,tratRuß» land in schlimmem Zustand über die Schwelle des neunzehnten Iahrhunderts. Der Dualismus wirkte im Gefühl lähmend fort, und während die Oberklasse, um ihre Bildung zu zeigen, mit europäischem Raffinement und europäischer Sittenlosigkeit prunkte, begann in derHand derMasse der Stab, an dem sie sich so lange weitergetastet hatte, allmählich zu splittern. Mit der Knute war,

nach Herzens grimmigem Wort, dem armen Volk die Liebe zu
einer fremden Civilisation eingepeitscht worden; in den Striemen
brannte dieWuth gegen das fremdeWesen. Wie Rußland nach
all diesen Experimenten aussah, lehren die Sätze, die Leopold von
Gerlach in sein Tagebuch schrieb, als er, vor neuzig Iahren, zur
BeisetzungAlexanders des Ersten mit dem Prinzen Wilhelm von
Preußen nachPetersburg gekommen war. »Der Kaiser steht hier
auf einer dünnen, hohen Säule. Unten ist ein verdorbener Hof»
adel, durch lasterhafte Regenten und Regentinnen unsittlich ge-
macht, selbst ohne Standesehre, da ihm seit Peter seine eigenthüm»
licheStandesehre genommen und fremdesWesen aufgedrungen
ist, und außerdem ein Haufe von Emporkömmlingen der schlech-
testen Art, die von Reitknechten und Bedienten schnell zu den
höchsten Ehren und Titeln stiegen. Die leibeigene Bauernklasse
wird von verschuldeten, ausländisch gewordenen Herren regirt,
die ihre Güter oft zehn Iahre lang nicht sehen." Die Reaktion
mußte kommen; und kam. Noch unterNikolaus, der fastniemals
Russisch sprach und hinterdenFormendessteifstenAbsolutismus
nur mühsam die Verachtung moskowitischer Unkultur verbarg,
erstarkte die Partei der Slawophilen, die verkündete, der slawische
Stamm und die griechischeKirche seien berufen und auserwählt,
den faulenWesten zu überwinden und gebietend über eine erneute,
gereinigte Welt zu herrschen. I^Iec tecum possum vivere necsine te;
vielleicht gelingts, wenn ich Dich unter meine Gewalt zwinge.
Als unterAlexanderNikolajewitsch wi.der experimentirt wurde,
wuchs die Gemeinde schnell. Die offenkundigen Ausschwerfungen
des Kaisers erregten bei den Altgläubigen Aergerniß und von
seinerPrachtliebe drangen Gerüchte sogar bis ins Volk; obendrein
umgab er sich mit fremden Günstlingen und ächtete die noch er-
haltenen Landesbräuche. Durch die Aufhebung der Leibeigen-
schaft (die bösenFolaen, die dieserEntschluß, weil er den Bauern
Freiheit ohne Land gab, der Wirtschaft bescheren mußte, sah da-
mals noch Niemand) ward er populär; seine Symptomkur ver-
schlimmerte aber das Grundübel, den schwächenden, lähmenden
Dualismus; und wo er gesät hatte, ernteten Panslawisten und
Nihilisten. Die Männer nach dem Herzen Karamsins und Kat»
kows heischten ihr gutes, allzu lange ihnen vorenthaltenes Russen-
recht; die von Turgenjew getauften Schüler Bakunins warben

unter den Unzufriedenen und Deklassirten der höheren Stände
leicht Stimmen gegen die unumschränkte Macht des Selbstherr»
schers. Schon schien dem Reich die Schicksalsstunde nah. Was
wäre geschehen, wenn 1881 Sophie Perowskij und Kibaltshish
nicht am Katharinenkanal ihre Bomben geworfen hätten und, nach
dem vom Zaren gebilligten ProgrammLoris»Melikows, die Ver»
treter der Provinzialstände und Stadtgemeinden zu einer Reprä»
sentantenversammlungin die Hauptstadt berufen worden wären?
An demTag, da dieser Ukas erscheinen sollte, lag Alexander der
Zweite tot im Winterpalast: und ein paar Tage später erklärte
sein Sohn in einem von Katkows Geist gestimmten Erlaß, er werde
die Selbstherrschaft desPapst»Kaisers, der Rußland seineGröße
verdanke, gegen jeden Umsturzversuch ungemindert erhalten.
Alexander der Dritte hat in dreizehn Regirungjahren mit
stetiger Kraft gegen Peters Schatten gekämpft. Wer in Rußland
einen europäischen Staat sehen will, wird freilich das Lebenswerk
des Mannes nicht rühmen, der in den Vorstellungen Ludwigs
des Heiligen und der spanischen Isabella lebte und der entschie-
denste Feind des Evangeliums von der Freiheit, Gleichheit und
Brüderlichkeit war. Doch diesem Instinktpolitiker, der nicht für
den Thron erzogen war, immer den Stil eines Schülers schrieb
und nie über die nächsie Pflicht hinaussehen lernte, gelang das
Schwerste: er hat die Slawenseele für eine Weile von den quälen»
den Zweifeln des Dualismus befreit. Er fühlte sich als Asiaten,
fühlte, dachte und sprach nur russisch und öffnete sein enges Hirn
der Erkenntniß, daß Rußland ein Islam ist, den nur die Glaubens-
einheit zusammenhält und der sich den Luxus religiöser Duldsam»
keit bei Gefahr seines Lebens nicht gestatten darf. Der Franken-
könig der Kreuzfahrer war nicht tolerant, kein starker Sultan wars,
der Zar durfte es nicht sein; mußte, wenn er die Mission seines
Volkesrechtverstand,unbarmherzig alle Geister niederhalten,die
sich höher dunklen als die altgläubigen Moskowiter. Die Römi-
schen, die Protestanten und Iuden haben es seufzend erfahren.
Alexander Alexandrowitsch schien nicht aus dem morschen Haus
Holstein»Gottorp zu stammen; die besten Eigenschaften der Ro-
manows lebten in ihm wieder auf; waren in ihm erst vereint. In
diesem Kaiser der Mushiks konnte man den Fall verkörpert glau-
ben, an denGoethe dachte, als er, in denAnmerkungen zu Dide»

rots Dialog mit Rameaus Neffen, sagte: »Wenn Familien sich
lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein
Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämtlichen
Ahnherren in sich begreift und alle bisher vereinzelten und an»
gedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht."
Wenn dieser Alexander nicht fünfzig, fondern siebenzig Iahre
alt geworden wäre, hätte Rußland sich von den Kunststücken des
»großen" Peters und seiner kleinenNachahmer vielleicht endlich
erholt; hätte auch die asiatische Halbinsel, die sich Europa nennt,
den Größenwahn mählich verlernt und nicht länger mehr mit dem
fürihrewinzigenVerhältnisseausreichendenMaßstabdasRiesen-
reich der Zaren zu messen versucht. Der Russe wußte, daß dieser
Kaiser die Zügel nie lockern, dem unmündigen Volk nie politische
Freiheit gewähren werde; und das Ausland erkannte, daß der
Mann, dessen Blick unbeirrt immer nach Asien sah, keine fürEuro»
pens Ruhe gefährliche Machtdehnung erstrebe. Nie hat einHerr»
scher Beträchtlicheres erreichtals dieser an Geist so Arme, der nur
zuwarten verstand und stumm seine Pflicht that,wie er sie begriff.
Er starb dem Reich zu früh; und der Sohn, der ihm, ohne reifliche
Vorbereitung, auf denThron folgte, der kleine Nika, den die eigene
Mutter für die Autokratenrolle zu schmächtig fand, hatte schon in
den ersten zehnIahren seinerHerrschaft den gehäuften Schatz fast
völlig vergeudet und den alten Iammerderrussischen Erde erneut.
Er fing nicht schlecht an. AlsCaesarewitschwar er ein stilles
Herrchen gewesen, das gar nicht nach der Großfürstensitte lebte,
trotzdem eine liebe Tante sich alle Mühe gab, einen galanten Lebe-
mann aus ihm zumachen. Nur eine Freundin: die polnische Tän»
zerin Kseszinski; und auch zu ihr, raunten die Eingeweihten, geht
Nikolai Alexandrowitsch nur, um ein Glas Thee zu trinken und
ein Stündchen harmlos zu verplaudern. Nichts von Erotik und
heißer Leidenschaft; keinen Zug vom hochgeborenen Hans Lüder»
lich. Und trotzdem der Iüngling sich nicht »ausgelebt" hatte, seit
zehnIahren nun die glücklichste Ehe. Daß inOtsu der Berauschte
nicht ohne eigenes Verschulden von dem Iapaner (der inzwischen
fastzum Symbol geworden ist) die Wunde erhielt, blieb verborgen;
bis in das Iahr 1905 auch, daß erden von seiner Mutter und vom
tzosminister Woronzow»Daschkow vorbereiteten Verfassungent»
wurfmit heftiger Geberde zerriß. Als Thronfolger hatte er sich für

die Transsibirische Eisenbahn erwärmt und nach seiner Weltreise
den Hungernden Hilfe gebracht; waralso beliebt. Als Kaiser hielt
er sich ruhig, drängte nie in den Vordergrund und hütete sich vor
Taktlosigkeit. Bismarcks Monarchenkenntniß fand früh einen
Mangel an ihm. »Der neueZar", sagte er, »scheint sich wenig um
die Armee zu kümmern. Das wird er später bereuen." Und noch
hatteBismarcks Leib nicht die letzteRuhstatt gefunden: da über»
raschte Nikolai die Welt mit feinem Friedensmanifest. Ungefähr
an dem selben Tag, wo die pariserDeputirten den Abrüstungan»
trag des Sozialdemokraten Vaillant mit ironischer Heiterkeit ab»
lehnten, sprach, ungefähr mit den selbenWorten, der Reussenzar
den Großmächten sein Sehnen nach einer Minderung der Kriegs-
rüstunglast aus. »Die geistigen und physischen Kräfte derVölker,
Kapital und Arbeit werden zum größten Theil von ihrer natür»
lichenAufgabe abgelenkt und, ohne schöpferisch wirken zu können,
aufgezehrt. Hunderte von Millionen werden verbraucht,um furcht-
bare Zerstörungmaschinen zu bauen, die heute als das letzte Wort
der Wissenschaft gelten und morgen schon jedenWerth verlieren,
weilneue erfunden sind.Oft genugwerdendurch diesesSystemric»
sigerRüstungen wirtschaftliche Krisen heraufbeschworen. Dauert
dieser verhängnißvolle Zustand fort, dann muß gerade er die Kata-
strophe herbeiführen, die man zu vermeiden wünscht und deren
Schrecken schon bei dem bloßen Gedanken den Menschen erschau»
dern läßt." Das klang beinahe, als spräche es ein Marxist; und
war auch von Einem diktirt, der in der zweiten Lebenshälfte noch
zumarxistischenProfessoren (andere Nationalökonomen beachtete
man damals in Moskau und Petersburg kaum) in die Schule
gegangen war. Von Sergeij Iuljewitsch Witte. Der hatte sich als
Finanzminister längst über die alljährlich wachsenden Ansprüche
der Militärverwaltung geärgert, die seine Kulturpläne immer
durchkreuzten,und endlich dasMittel gefunden,sichLuft zuschaffen.
Wenn der kleine Zar, dem das Soldaten spiel kein Vergnügen
machte, das Buch Iohanns Bloch las, wenn man ihm die dank»
bare Heilandsrolle desWeltbeglückers verhieß, brauchte derFi»
nanzminister das schöne Geld nicht mehr für Kanonen und Kriegs»
schiffewegzugeben; konnteer bald auch auf den Wunschzetteln für
Armee und Flotte nach Herzenslust streichen. Seit Gortschatows
Tod hatte es inRußland keinenMinistermehr gegeben; nurnoch
(wie einer von ihnen selbst seufzend sagte) Commis des Zaren.

Witte, der aus der dunklen Tiefe des Tshin rasch ans Licht herauf-
gekommen war, wollte mehr sein als ein Handlanger erhabener
Laune. DenDirektor der Südwestbahn hatte eine Schrift über die
Grundsätze der Eisenbahntarifpolitik, derenBedeutung die russt»
schenOekonomen noch nicht recht ermaßen, bekannt gemacht. Wysh»
negradskij nahm den auf engem Gebiet als Organisator bewähr»
ten Mann als Departementchef ins Finanzministerium und be-
förderte ihn früh (um den lästigen Rivalen loszuwerden) an die
Spitze des Verkehrsministeriums. Dablieb er anderthalb Iahre;
dann kam er zurück, setzte sich auf den Platz, den der schlaue Pro»
tektor ungern verlassen hatte, und wurde schnell mächtiger, als je
ein russischer Finanzminister gewesen war. Brachte Ordnung in
den Staatshaushalt, führte die Goldwährung, das Branntwein»
Monopol und einen billigen Zonentarif ein, verstaatlichte Bahnen,
legte den Eisenstrang durch Sibirien und die Mandschurei, schuf,
mit einer hastigen Willenskraft, die an Peters Zauberkunst er»
innern konnte, eine Industrie, regelte durch Gesetz die Arbeitzeit
und besserte die Fabrikinspektion.Auch der Lebensfrage Rußlands
wollte er kühn die Antwort suchen: in einerAgrarenquete, die alle
für Wirthschaft und Recht wichtigen Punkte aufklären sollte, die
Bedürfnisse der darbenden Landwirthschaft ergründen. ZuAlle»
dem gehörte viel Geld. Daswarnuraufzubringen,wenn,ineinem
noch armen Land, Heer und Marine nicht den Löwenlheil des
Steuerertrages für sich heischt. »Wir sind saturirt und wollen den
Frieden." In den Haag ging, nachPetersHolland,also dieReise.
Wer Witte kennt, wird nicht leicht begreifen,wie sich in die»
fem starken und hellen Kopf der Glaube an solchen Hokuspokus
einnisten konnte. Frieden kommandiren, heute, wo in wichtigen
Erdtheilen noch nichtüber dasBesitzrecht entschieden,das erwor-
bene streitig geworden ist: mit der selben Hoffnung auf Erfolg
könnte einKaiser dekretiren, übermorgen solle derChiliastcntraum
Wirklichkeit werden. Ein blinderRessorlfanatiker warWilte nie.
Er ähnelt in manchemWesenszug demGrafenNikolaiMiljutin,
der beim Reformwerk des zweiten Alexanders so eifrig half und
über den Bismarck 1861 an Schleinitz schrieb: »Miljutin, der
schärfste und kühnste Geist unter den Progressisten, ist zugleich der
bitterste Adels hasser und denkt sich das künftige Rußland als
Bauernstaat, mit Gleichheit ohne Freiheit, aber mit viel Intelli»
genz, Industrie,Bureaukratie, Presse, etwa nach napoleonischem

Muster." Das könnte fastWort vor Wort über Witte gesagt sein.
Der glaubt nicht, wie die Enkel Karamsins, die Söhne Katkows,
daß Rußland eine andere Entwickelung haben müsse, könne, werde
als ein europäischer Staat. Der ist überzeugt, daß auch das Za»
renreich durch die selbe Etapenstraße muß, die Briten, Franzofen
und Deutsche durchschritten. Andere Erlebnisse als Miljutins ha»
ben sein Bewußtsein gefärbt. Den Bojaren blieb er der Empor»
kömmling, den Orthodoxen ein unzuverlässiger, allzuzärtlich West»
wärts blickender Rationalist; die Konservativen warfen ihm vor,
er habe nichts gründlich gelernt, sondern hastig stets nur nach der
neusten Mode gegriffen, von Rothstein feine Finanzkniffe, von
moskauer Dozenten die Salondialektik des Marxismus über»
nommen und die letzte Wirkung seines Thuns niemals erwogen.
Trotzdem erzehn Iahre lang der nach dem Zaren mächtigsteMann
im Reich war, gelang es ihm nicht, seine Frau an den Hof zu brin»
gen; ihm nicht, was jedem bojarischenGecken gelungen wäre. Haßte
er deshalbAdel undKlerusund wollte,wieMiljutin einst in Po»
len, diese Säulen der altenRechtsordnung zu stürzen versuchen?
Dann hätte er die Mittel nicht unklug gewählt. Ein kleines Heer
und eine große Industrie: weder geistlichen noch weltlichen Wür-
denträgern könnte dabei wohl zu Muth sein. Nur ist Industrie
nicht ein im nächsten Laden nach Maß zu bestellender Putzartikel,
sondern eineKulturform,diesich nirgends aus dem Boden zaubern
läßt; namentlich nicht aus dem russischen eines in Reichtum rück»
ständigen Agrarstaates. Und der zur Abrüstung Entschlossene
kann plötzlich, ehe er die Nothwendigkeit noch erkennt, gezwungen
sein, einen Krieg zu führen, in dem nur die äußerste Anstrengung
der Volkskraft den Sieg sichern könnte. So ists geworden.
Seit Nikolais Evangelium vom Weltfrieden ist kein Iahr
ohne Krieg vergangen; und am achten Februar 1904 mußte der
Gossudar selbst sich zu ernstem Kampf stellen. »Die Katastrophe,
deren Schrecken schon bei dem bloßen Gedanken den Menschen
erschaudern läßt", war Ereigniß geworden. Der furchtbarste Krieg,
den je ein Zar zu bestehen hatte, fand Rußland ungerüstet. Hätte
man seit 1898 nicht am Marinebudget geknausert, dann hätte ein
starkes Geschwader vielleicht Port Arthur gerettet und dem Heer
Oyamas die Verbindung mit der Heimath abgeschnitten. Zu spät.
»Die geistigen und physischen Kräfte der Völker, Kapital und Ar»
beit werden, ohne schöpferisch wirken zu können, im Krieg aufge»

zehrt." So hat Nikolai Alexandrowitsch es, in der Ausdrucksweise
der Sozialisten, geschildert: hat Rußland es erlebt. Nun mochte
Her (seitdem so oft noch enttäuschte) Zärtling erkennen,daß allesGe-
?ede über den Frieden nutzlos ist, ein Zeitvertreib für applaus»
süchtige Weiber, und daß wir, trotz diesem Schwatz, nicht etwa eine
Aera friedsamer Verträglichkeit zu hoffen, sondern eine Epoche
unbarmherzigerVernichtungskriege,zoologischer,zu fürchten ha-
ben. Ietzt konnte er auch wissen, was, so lange nichtLebensfragen
der Völker nach Antwort drängen, besser als alles Phrasenge»
spinnst den Frieden schirmt. Nur die Angst vor denFolgen einer
Niederlage hemmt die Ländergier. Auch die Fürsten, die feierlich,
wie Louis Napoleon, in jedem Iahr mindestens einmal sich selbst
als Hort des Friedens enthüllen, würden, um ihre Machtzu meh-
ren und ihrem Volk den Nahrungspielraum, die Absatzmöglich»
keit zu erweitern, das Schwert ziehen, wenn sie sicher wären, mit
einem geschlagenen Heer noch in der Heimath die alte Ordnung,
die alteTreue zu finden.Sie sinds nicht;könnens nicht sein.Weh
heute dem König, der als Eroberer auszog und als Besiegter heim-
kehrt! Selbst ein unmündiges Volk würde ihm nicht verzeihen.
Davor zittert der Gekrönte. Und diese Furcht wirkt stärker als Al-
les, was im Haag je vorgeschlagen und beschlossen werden kann.
Nikolai ist kein schlechter, auch kein dummer, nur ein schwacher
Mensch. Die Kinderstubenpsychologie, die heute wieder alles
Russische zur Fratze verzerrt, sieht ihn als gewissenlosen Despo»
ten,als blödenNarren oder mindestens alsdenKaiser ausZeitung-
märchenland, der »nichts erfährt". Die ihn kennen, lächeln über
solche Rede. Er ist gutmüthig, hat mehr gelernt als mancherMo»
narch, arbeitet fleißig und könnte mit seinen Gaben ein glücklicher,
geachteterBürger sein. Für die ungeheure Aufgabe, die er bewäl-
tigen soll, reicht seine Kraft freilich nicht aus; und ihm fehlt auch
die Wucht, das Schwergewicht des Wesens, das selbst dem Durch-
schnittskönig dieWürde wahrt. Er weiß nie, wohin er geht; kommt
immer gerade an dasZiel,das er meiden wollte. Wie oft hat er in
den neunzehn Iahren seiner Regirung geblinzelt, geschwankt und
schließlich gethan,was niemals zu thun er sich angelobt hatte! Er
will den Frieden: und führt den grausigsten Krieg, den die Erd-
geschichte je sah. Er bekannte sich zur Autokratie: und erörterte dann
in öffentlichen Ukasen, wie der Präsident einer Republik, die Schä-
den, die unter seinerVerwaltung entstanden sind und gegen die das

Ministerkomitee einRezept verschreiben soll; amEnde mußte er gar
den Verfassungrumpf und die Duma gewähren. Er versprach,
den humanistischen Unterricht zu erhalten: und ließ die klassischen
Sprachen vom Stundenplan streichen. Sein Auge wird feucht,
wenn einGärtner imSchloßpark sich dieHaut ritzt: und er war ge-
zwungen, in zehn Städten auf wehrloses Volk schießen zu lassen.
Wie alle Schwächlinge, möchte er stark scheinen. Wollte es schon
in seiner erstenRegentenperiode,als erdenNikolaiPalkinspielte
und barsch die »sinnlosenSchwärmereien" der Leute abwies, die
fürRußland eine Konstitution nach europäischem Musterverlang-
ten. Dann kam er unterWittes einjochende Gewalt. Wehrte sich
lange: und mußte sie dennoch leiden. Diese Freitage! Da erschien
der fürchterliche Finanzminister zum Vortrag. Und setzte fast im»
mer durch, was er wollte. Nicht immer leicht. »WennSergeijIu»
litsch schreit, hörts hier das ganze Palais": sagten im peterhofer
Landhaus die Adjutanten. Todmüde, blaß, ganz verstört kam der
arme Zar dann ins Familienzimmer. Die Frauen machten sich
Sorge um ihn. Merkwürdig, meinte die Mutter Maria: mein
Mannistmit diesemWitte doch stets ohneUnbequemlichkeitfertig
geworden; ja,meinMann ... Alexandra, die Frau, bat, nur ja
nichtAlles so furchtbar schwer zu nehmen. Und Beide, einander
sonst fremd, sangen das Lob einer Verfassung, die den Kaiser
entlaste. Die schöne Britin aus Hessen neckte den Eheherrn auch,
zeichnete ihn,wie er als artiges Püppchen auf demSchoßWittes
sitzl(gegen den beideDamen übrigens keinenGroll hatten,den sie so-
gar hoch schätzten); und lungerndeSchranzen zeigten in stillenWin-
kelnErprobteneinenochbösere Karikatur: Nika als Pudel, dermit
Schweif und Pfoten um die Gunst des gestrengen Finanzministers
wirbt. Wie übermächtig das Gefühl, für das Werkzeug stärkeren
Willens gehalten zu werden, in einem Monarchen werden kann,
braucht manDenen,diewachunsereTage lebten, nicht zu erzählen.
Nikolai trug es nicht länger.Alexejew,Bezobrazow undihreBeute-
genossen lagen ihm in den Ohren: er ahne nicht, wie schamlos bei
demBahnbau in Sibirien und derMandschurei betrogen werde.
Diese Stützen waren noch nicht fest genug. Da kam Plehwe. Der
blieb dem Finanzminister keine Antwort schuldig und fandAlles
falsch, wasWitte sagte. Der war aus härterem Holz als sein Vor»
gänger Ssipjagin, der arbeitscheueBojar, dessen höchster Stolz ge»
wesen war, als vornehmer Herr seinenKaiser üppig bei sich bewir»

then zu können. Witte empfahl die Verständigung mit den Iapa-
nern: Plehwewarnte,demHochmuthder Gelben auch nur den klei»
nenFingerzureichen.AlsdieKoalirtenerstmerkten,daßNikolaisie
lieber höre als ihren Gegner, gingen sie zu offenem Angriff vor.
Nach der alten, in Theokratien und neumodischen Verfassung»
staaten tausendmal bewährten Taktik. Losungwort: »AuchFried»
rich wäre nicht der Große geworden, wenn er einen allmächtigen
Minister geduldet hätte. " Einem Herrscher verleiht die Gnade
Gottes höhereWeisheit als selbst dem talentvollsten Unterthanen.
Nur das gekrönte Haupt, das seinem Gott allein verantwortlich
ist, ragt so hoch himmelan, daß es in der Ferne denWegzu erkennen
vermag, der demVolke frommt, ne rate jamais.» Hat auch hier
nicht versagt. Witte war, im Gefühl seiner Kraft, seiner nützlichen
Leistung, oft vielleicht unvorsichtig gewesen. Eines Tages mußte
er, wie vor ihm ein Größerer, sagen: »Ich behalte denKaiser nicht
in derHand." Er »imponirte" freilich; nur allzu sehr. Als Nikolai
aberin denWahn gelullt war, er stehe, alsBegnadeter, in einem be»
sonderenGeheimrathsverhältniß zumHerrgott, fand er denMuth,
sich vondemanErfolgreichstenBeratherseines Vaterszutrennen.
Ieder Freitag ward nun zum Fest. KeineHypnose mehr mit
aller Qual des Erwachens; nicht mehr die Nöthigung,mituntaug»
lichen Mitteln den Versuch der Abwehr zu wagen. Fröhlich und
frisch kehrte Batushka stets den Seinen zurück. Und nie wieder sollte
Einerihm denWillen aufzwingen; niemals.Er wollteIeden anhö»
ren, doch Keinem gehorchen. Der Schwächling schwor sich, im Lust»
gefühl derneuenFreiheit,selbst mit heiligemEid,sortan stark zu sein,
unbeirrbar, unbeugsam, ganz wie der Vater war. Doch Schwäche,
dieKraft vortäuschen will,bringts nicht weiter als bis zum Starr»
sinn. In seiner dritten Periode hatNikolai immer gethan, was er
nach dem Rath Sachverständiger meiden mußte. Er hörte Ieden,
schien (da er die seinem sanstenWesen angeborene Höflichkeit nicht
verleugnen kann) beinahe Iedem schnell zuzustimmen. War er da»
nach aber wieder allein, dann wickelte er die dünneEpidermis ge»
schwind in den warmen Pelzmantel der altslawischen Großfür»
sten ... »Der will mich haben und glaubt schon, ich sei ihm sicher?
Der gerade bekommt mich nie." Und wählte sicherlich Schwarz,
wenn ihm Weiß empfohlen war. DerKnirps hebt sich auf Stelzen.
Doch auch mit solcher Wirrniß des Willens lernen kluge Hof»
zettler bald rechnen. SeitPlehwe ermordet, dem Zaren diefesteste

Stütze zerbrochen ward, istWitte von Allen, denen seine Wieder-
kehr ein Gräuel wäre, mitFeuereifer als Staatsretter empfohlen
worden.Das schien das sichersteMittel,ihm den Weg zu sperren.
AberSergeij Iulitsch hatte auch echteFreunde. DieKaiserin»Mut»
ter,die in ihm den zuverlässigenGehilfenAlexanders achtet. Fast
Alle, die eineVerfassung ersehnten und wußten, daß nurRußlands
stärkster Staatsmann solchenSchritt ins Dunkel wagen könne. Und
war nichtAlles gekommen, wie Witte vorausgesagt hatte? Alles.
Schlechte Botschaft vom Kriegsschauplatz; unangenehme Händel
mit England; Plehwe nach kurzer Herrlichkeit von wildem Fana-
tismus hingestreckt. Wer wird sein Nachfolger werden? Die Ant-
wort auf diese Personalfrage mußte zeigen, welche Partei in dem
stillen Kampf um den Kaiser bisher siegreich geblieben war.
Fürst Swjatopolk»Mirskij wurde erwählt. Witte, hieß es in
Petersburg, habe den Blick Sheremetjews, der ihn selbst für die
NachfolgePlehwes stimmen wollte, auf diesen Kandidaten gelenkt.
Istswahr,dann hatderPräsidentdesMinisterkomiteesanseinem
Schützling keine Freude erlebt. Mirskij war ein hohler Phraseur,
ohne Verwaltungtalent, doch mit unstillbarem Hunger nach Bei-
fallsgetöse. In Wilna, auf dem heißen litauischen Boden, hatte er
sich, ohne dem Reichsinteresse allzu ängstlich erst nachzufragen, nur
bemüht, dem polnischenAdel die Wünsche von der Lippe zu lesen.
Kein Wunder, daß dieser Generalgouverneur von der Szlachta
geliebt wurde und daß ihre Hoffnung ihn in das höhere Amt be-
gleitete. Mirskij nährte die Hoffnung, so gut ers vermochte. Eine
großartige Abschiedskomoedie sollte seiner Verwalterleistung die
letzte Weihe geben. Im September war inWilna das Denk-
mal der großen Katharina zu enthüllen und Großfürst Michael,
Nikolais Bruder, mit der Vertretung des Kaisers betraut. Ietzt
oder nie.Mirskij lud die Polen zum Fest; Adel und Klerus. Natür-
lich wollten sie nicht kommen. Ein Denkmal Katharinens, die Li-
tauen der Russenherrschaft unterworfen hatte! Kein Pole durfte
bei der Enthüllung fein. Doch Mirskij war unermüdlich; bat,
schmeichelte und bot, alsAlles nicht half, die stärkste seiner Künste
auf. »Seit ich hier bin/sprach er, »habe ich fürEuch gethan,was
ich irgendvermochte:unddemScheidendenwolltIhrdeneinzigen
Wunsch nicht erfüllen ? Ich bin zum Minister des Innern ernannt;
bedenkt, wie nützlich ich Euch da werden kann, hundertmal nütz-
licher noch, als ichs hier war, und um wie viel leichter Ihr mirs

macht, wenn der Kaiser aus dem Mund seines Bruders von Eurer
loyalen Haltung hört. Noch glaubt man in Petersburg nicht, daß
Ihr entschlossen seid, Vergangenes vergangen sein zu lassen.
Kommt zum Fest: und ich verbürge Euch dennahen Fall allerAus»
nahmegesetze." Der ganze Klerus und ungefähr fünfzig Adelige
sagten zu. Um dem katholischen Kirchenfürsten kein Aergerniß zu
geben, blieben die Spitzen der Behörden dem russischenFestgottes-
dienst fern. Für denBischofwar dicht beim Denkmal einThrönchen
errichtet, von dem er sich erst erhob, als der Großfürst ihn begrüßte;
und taumwardas Gespräch beendet: daentferntesich dierömische
Klerisei und überließ der griechisch»orthodoxen, vor deren Nähe
ihr zu grauen schien, dasFeld. Beim Festmahl blieben die Polen
stumm, als dem Zaren Hurra gerufen wurde; um so lauter stimmten
sie in die Iubelrufe ein, die Swjatopolk»Mirskij umbrausten. Nur
ihm zu Liebe, sagten sie Iedem, sind wir gekommen; und er wird
uns das Opfer lohnen. KeinenTropfen,keinenTon für denKaiser;
das volle Glas und die volle Kehle für den scheidenden Guber»
nator,den kommenden Minister. Michael aber brachte dem Bru»
der die Kunde: In Litauen ist die Vergangenheit tot; Swjato-
polk»Mirskij hat uns die Polen versöhnt. (Nach der Huldigung»
adressevomAugust19lÄhatsBruderNikawohl erstrechtgeglaubt;
und sich dankbar des treuen Männchens erinnert.) AlsMinister
trieb er das Versöhnunggetechtel weiter. Drückte Iedem, der ir-
gendwo öffentlich meinen konnte, innig die Patschhand. Gab sich
als Freiheitfreund und in Glaubens sachen duldsame Excellenz.
Und forderte, wenn ernützlicherLeute Wunsch nicht erfüllen durfte,
mitfeuchtemRückblicknachWilna,»Vertrauen". Wie Karl Stuart
und Friedrich Wilhelm der Vierte. Und ward oft erhört.
Mirskij hat das blutige Epiphanienfest des Iahres 1905 noch
als Minister erlebt, Hundertfünfzig Tote, fünfhundert Verwun-
dete als Opfer des Straßenkampfes: fo sah der holde Lenz aus, den
erdemVolkegebrachthatte;mußtesoaussehen. Wieward ermög-
lich? In Peters Stadt geschah andiesemIanuarsonntag,wasnur
im Land Peters geschehen konnte. WiederhatteüberklugeHastmit
Astatenkünsten Europäerpolitik zu treiben versucht: und wieder
war Schmach undIammer das Ende. Ein Schlaukopf, Subatow,
mußte im Auftrag der Polizei die Arbeiter organisiren; zunächst
in Moskau, wo wirklich, als das Denkmal Alexanders des Zwei-
men enthüllt wurde, dem Zaren im Kreml dreißigtausend »konser»

vative Arbeiter" vorgeführt werden konnten. Da seht Ihr, hieß es,
was wirvermögen.Bald danach kams in einer moskauer Seiden»
fabrik zumAusstand. Subatow, der vonTrepow die Weisung er»
hielt, mahnte die Arbeiter, nicht um Haaresbreite von ihrer For»
derung zu weichen. Der BesitzerderFabrik,HerrGoujon,fuhrnact>
Petersburg und klagte dem Finanzminister seine Noch; er wolle
ja alles Mögliche thun, wisse aber nicht, ob er mit den Arbeitern
oder direkt mit derRegirung,die sie stachele, verhandelnsolle. Ko»
walewskij, ein Witte unterstellterStaatssozialist,schlugLärm,for»
derte für dieArbeiter das gesetzlich verbürgte RechtaufStrikes und
sagte,die polizeiliche Leitung desKlassenkampfes sei nicht länger zu.
dulden. Vergebens. Kaum war dermoskauerAusstand mitWittes
Hilfe durch Vergleich beendet, da arbeitete Subatow mit frischer
Kraft schonim Süden. Er verstandseinDemagogenhandwerk: und>
bald lohte die odessaer Gegend in hellen Flammen. Das war zu
viel; Subatow wurde aus demStaatsdienst entlassen undseinGe»
hilfe, der obendrein noch einIude war, in den kältestenNorden ver--
bannt. Das Ministerium des Inneren aber suchte und fand einen
neuen Agenten: den Popen Gapon. Das war der rechte Mann;
dem Priester vertrauen die armen Leute und ein Priester wird nie
zu offenerGewaltthat rufen. Gapon gründete inPetersburg eine
konservative Arbeitergesellschaft mit elfFilialen; und der Minister,
Ssipjagin, auch Plehwe, gewährte dem nützlichen Helfer gerneinen
anständigen Monatssold. War derPope schon früh mit denRe»
volutionären im Bund oder trieb ihn spät erst der Ekel aus dem
Polizeidienst? In derNacht vor demEpiphanienfestsagte er den
Reportern, denen erseinenAufrufabzuschreiben gab: »Heute lasse
ichdieMaskefallen.WirdmeinePetitionnichtangenommen,wer»
den meineForderungen nicht bewilligt, dannmagPetersburgvor
unsererWuth zittern. "Gapon,PlehwessichersterMann, hatte die
Massen zum Aufruhr gehetzt. Nie wurde ergründet, ob nur die
Ministerialen, ob auch die Revolutionäre oder wenigstens die
mitwirkenden intellectuels in diesem Spiel, dessen Kosten so viele
ArbeitermitihremLebenbezahlen mußten, dieBetrogenen waren;
nie sichtbar, welcheHand denFaden lenkte. Aber war die Ueber»
rumpelung in der Ianuarnacht 1903 für Europäerhirne nicht fast
unbegreiflicher noch als die am achten Februar 19O4 vor Port
Arthur erlebte?Fürsolchegewiß,die,ohneKenntnißvomrussischen
Menschen, auf die Staatswcisheit Peters des Großen schworen.

Dem ähnelt der schmächtigeMonomachosvonheute nichtim
kleinsten Wesenszug. Peter Alexejewitsch soff und luderte; Ni»
kolai Alexandrowitsch zwang sich früh in Enthaltung von berau»
schendem Trank und kitzelndem Mädchenfleisch (hat jetzt sogar den
Bösen Geist Al Kohol, der dem Reich reichlich zinste, barsch über
die Grenze gejagt). Peter war ein Wille, ein Krieger; Nikolais
Wunsch keucht athemlos über die Balken derKreuzwege hin und
bleibt aller Kriegerart so fern, daß er selbst dem Kaiser zuraunen
mußte, denRock des Regimentsobersten, den noch der Vater ihm
anzog, nicht, auf dem Goldstuhl des Gossudars, mit dem prächti-
geren des Generals zu vertauschen. Nie würde ein neuerFalco-
net ihn, wie Maurice Etienne einst Peter, den Herrn, auf einem
zumSprung gebäumtenRoß meißeln.Wohin sollte er sprengen?
Ins Nichts; geschwinder als Kleists klügelnderRömer. Friedens-
stifter, Volkserzieher, Verfassungspender, Brannlweinächter:im»
mer entbindetFreundlichkeitsichseinem weichenHerzen.Nie aber
fühlterdeutlich,waserwollendürfe,wasmüsse.WitteundPlehwe,
Mirskij und Trepow, wieder Witte, Stolypin und Kokowzew,
schrankenlose Selbstherrschaft und GossudarstwennajaDuma,der
Heilige Synod und hergelaufene Geisterbeschwörer: vom alten
Wahn stolpert er in neuen. Ist stets überzeugt,daß er nach Heilsa»
memtastet,denmagerenArmnachGutemstreckt!Nurwirdsindiesen
Fingern zu Schlimmem. Als hätte eine tückische Russalka untilg-
bares Gift auf sie gespritzt. Die Seele der Frau ist umnachtet, der
Sohn ein Bluter; zwölf Iahre lang muß er, der, nach dem Rath
dreier Kaiserinnen, behaglich, wie der gekrönte Onkel Eduard le»
ben möchte, denHader der Finen, Polen, Esthen, Livländer,Ru»
thenen, Iuden,Schwarmgeister hören und vorMördern,noch im
bewachten Prunkgemach, bangen. Aus Asien scheucht ihn England
mit Iapans Schwert. Und da er sich nach Europa wendet und
seinenFriedenspalastmitZiergeräthausOstundWestputzen,des
Wirthschaftsegens,der endlich auch seinLand befruchtet, sich freuen
will, lodert an drei Grenzen die Kriegsbrunst himmelan. Niemals,
sprach er, in Bjoerkoe, in Swinemünde und Baltiskij Poort, zu
Wilhelm, »wirstDu mich an der Seite Deiner Feinde sehen. ".Wo
steht er nun? Wenn er morgen stirbt, hinterläßt er dem kranken
Knaben einen höheren Scherbenberg alsPeter der strammen Ka-
tharina, die er aus dem Arm eines schwedischen Dragoners und
manches Zufallsliebsten empfangen hatte. Dessen Sumpfresidenz

hatNikolai umgetauft. Nicht darob verdient erTadel(derHaupt»
stadt Rußlands saß der deutsche Name mit dem römischen Heili-
genschein wie ein verschnittenes Kleid und einezerknitterteGold»
Papiertiara): härtesten aber, weil er zwischen Asien und Europa hin
und her taumelte und seines Volkes Bedürfniß nie erfühlen lernte.
Das war, ist, wird nicht zum Krieg tüchtig. Zu Kreuzzügen:
deshalb grüßte Iauchzen den Khalifenruf zur Dschehad; nicht zu
Feldzügen wider gründlich durchgebildete Westeuropäer, die aller
Waffentechnik, aller GefechtstaktikMeister sind und den Krieg als
Großindustrie treiben. Im kalten Orient wird, wie im warmen,
gestohlen, bestochen; und weder der erste Peter noch der ersteNi-
kolai hatRussen in Ordnung und straffe Organisation zu gewöhnen
vermocht. Daß nur Friede ihnen frommt, brauchte nicht erst der
Fürst Trubetzkoi, der in Serbien Hartwigs Nach folger geworden
ist, uns in feinem dürren Buch zu erzählen. Wer wähnt, aus der
Menschheit Dostojewskijs ein in Europens Gelände taugliches
Heerschaaren,dieKommandogewaltdentausendOblomows,deren
einenGontscharows erwachtesAuge scharf sah,getrost anvertrauen
zu können? So lange das Tatarenblut der Dschengis»Horde noch
unverwässertwar,ließsich,gegenMusulmanen,Sektirer,Rebellen,
manchmal auch gegen Polen und Westler, mit solcher Mannschaft
Etwas leisten; konnte SuworowsFeldherrngeniePugatschewnie-
derwerfen,IsmailundPragastürmen,infünfMonatenOberitalien
vom Feind fäubern und danach den beschwerlichen Marsch durch
die Schweiz, bis ins Rheinthal wagen. Wie schnell schon unter
seinemBlickOrganisationundBereitschaft witterten, lehrt uns die
ListederungeheurenVerIuste,die,Menschen,Pferde,Geschütze,auf
dem Weg über den Gotthard blieben. Das war. Kutusow wehrte
sich gegen Angriffspläne und überließ die Pflicht, Bonaparte zu
überwinden, dem russischen Winter, auf wüster Erde dem Eis»
riefen,von dessentötendemAnhauchUrvätermärberichtet.In den
Feldzügen von 1813 und 14 fochten die Russen zwischen Preußen,
Briten, Oesterreichern und Schweden; in so festem Rahmen
wäre ihreKraftnoch heute unbrechbar. Wann aberhaben sie seit-
dem allein Europäer besiegt? Totleben konnte Sewastopol lange
vertheidigen; hätte es mit seiner Schaar aber nicht gestürmt. Sko»
belew schlug asiatische Tekinzen. Die Klammer vonPlewna löste
Karol mit seinen Rumänen. Der echte Russe (von dem Balten,
Finen,Polen,Kaukasier, Südländerund MittelasiatenallerSor»

ten sich schroff, wie Bergkuppen von einer Steppe, abheben) ist
zum Märtyrer, nicht zum Krieger, geboren. Er ist stämmig und
läßt sich, wenns sein muß, mit der geduldigen Ergebenheit eines
Heiligen schlachten. Manneswuth, die zum Angriff stürmt, lodert
aus ihm nur, wenn sein Islam wider Mohammeds steht; wenn er
glauben kann, gegen Verächter des Christenheilands Kämpfer
zu sein. Die wüsteste Roheit noch steigt aus einem weichen, im
Gemetzel irr gewordenen Mitleidensgefühl, nicht aus dem Stru-
del herrisch zurRachegerüstetenKraftbewußtseins.(Werist grau-
samer als der rasende Weichling und das megarisch tobende
Weib?) Als einen Knecht, Gott?s und dessen irdischen Statthal-
ters, fühlt er sich; niemals als Herrn des Feindes. Den haßt er
nicht. Ist ja auch ein Christ; von einer Mutter, wie er, geboren,
gesäugt, großgehegt und von eines Zaren Befehl nun, wie er, vor
Feuerschlünde gestellt. Warum? Wofür? Alle Christen sollen
doch Brüder sein. Totlebens Infanteristen, die aus den Trümmern
des MalakowMerI, vor den^andslcntcn, die Franzosen, „weil
sie auf unserer Erde so fremd, so vcreinsamtsindansÄcht zerrten,
waren Orientchristen von altemSchkag: und drum schlechte Krieger.
^ Nikolais Schuld wird nicht mehr, wie im mandschurischen
Krieg,durch den Mangel an Erfahrungmöglichkeit gemindert. Er
hatte Zeit, sich in das Wesen dieser Menschen einzufühlen und es
als seinem verwandt zu erkennen. Er kann zu ihnen sprechen:» Wir,
Russen, haben dem jungen Franz Ioseph Ungarn, das sich ihm
entreißen wollte, gezähmt und dem alternden die Enthaltung vom
Türkenkrieg mit der Ersten Hypothek auf Bosnien»Herzegowina
bezahlt. Wir haben Preußen, die NamenVorck und Tauroggen,
Stein und Gneisenau zeugen davon, aus Napoleons Fängen ge»
rettet, 1866 seinen Aufstieg, 1870 seine Einung der deutschen
Stämmenur durch unsere Neutralität ermöglicht; dreimal konnten
wir es, in einem Iahrhundert, ungefährdet zerstampfen. Oester»
reichs Minister sagte offen voraus, seine Undankbarkeit werde die
Welt verblüffen. Aus beiden Ländern rief unser gerechterDrang
an ein eisfreies Meer niemals kräftigen Widerhall; damit ein
von hundertsechzig Millionen Menschen bewohntes Reich nicht
in jedem November schon ohne benutzbaren Hafen sei, mußte ich
mich alten und neuen Feinden befreunden." Sie werden ihn scheu
hören; doch nicht verstehen. »Auch Diese sind Christen. Auch sie
gebar eine Mutter. Wie denn, Väterchen, konnten sie ihreHerren

zwingen, Dir Gebührendes hinzugeben?" Weder wüthender
Haß noch die Zuversicht, für des eigenen Schicksals Heiterung zu
fechten. Weshalb'gesundete, trotz allen Mißgriffen, unter dem
drittenAlexanderdasLand?Weshalbreiftenach1906 dieWirth»
fchaftso rasch wie Spalierfrucht im Treibhaus?WeilFriedewar.
Weil Rußlands kaum noch erschlossenerErdschoßRuhe braucht;
nur inRuhe seineMärchenreichsschätze wahren und behutsam in
Tageshelle fördern kann. Die Fruchtbarkeit seiner »Gotteserde'
und der nordslawischenFrau hat alleNiederlagen überdauertund
allerWeh in einenZeitraum verkürzt, der demSiegernicht inGe»
nesung half. Wo aber ist in Europa auch nur ein Landfetzen, den,
von Suworows bis auf Rennenkampfs Kriege, Rußlands Vor»
drangsversuch erstritt? Millionen, Abermillionen vermag Niko»
laiAlexandrowitsch aufSchlachtgefilde zu schicken; nicht, den ersten
Nachschub so durchzubilden, zu waffnen, zu kleiden, zu nähren
noch ihm solche Führer zu stellen, daß dieses Gewimmel einem
kräftig klugen Feind auf die Länge Widerstand leisten kann.Ietzt
schon wirdGeschütz undGeschoß knapp: weilPutilow undGenossen
aufso ungeheurenBedarsnicht vorbereitetwaren, weilihnenRoh»
stoffe fehlen und ihre Leistung nicht einmal die belgische noch gar
Schneiders erreichte; schon jetztzerren hastige Hände den Gefalle»
nen die Kleider vomLeichnam: weil die Ersatztruppe fonst imHemd
desBauers, im Kittel des Arbeiters auf die Schlachtbank müßte.
Die ist stumpfsinnig Frommen der Krieg. Wodurch wurde er?
Wofür blutet der Christ? Zehntausenden entsinkt die Waffe.
Besinnet, wie es in unseren Kämpferreihen aussieht: und
bannet grämlicheUngeduld.Hier ist Ordnung,ist, überall, das le»
bendige Organon starken Volkheitwesens; weiß jeder Mann, was
er soll und was es gilt;gehorcht jeder gern dem freundlichenBe»
fehl des vorgesetzten Kameraden; ruft, ohne Popengeplärr, un»
gesänftigter Germanenzorn den Gott, der Eisen wachsen und, auch
zu des Kreuzigers Nägeln, hämmern ließ. Wird Wikingergeist
je von Slawen besiegt? Vor tausend Iahren ward er ihr Herr.
Als Konstantins Thron, über den jetzt Lateiner und Slawen ver»
handeln,von denMakedonen erobert wurde, holten die Leute von
Düna und Dnjepr drei Wikinger (Warjaeger) in ihr weites, rei-
ches, zuchtloses Land: daß sie ihm Ordnung schüfen und als Ge»
bieter drin walteten. Und von dem jüngsten dieser Nordmänner,
von Rurik, dem Wellenroßreiter, trägt Rußland den Namen.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. —
Verlag der Zukunf! in Berlin — Druck von Paß « Garleb G, m, b. h, in Berli».

28. November 1914.
â€” DI, Zukunft.

W
Ausreiten W

ScirtLiltsnassLii
^er neuen Ã¶akn Ã¶erlin-OsnIem
von 4-8 wimmern, mit modernem Komfort
suLZekwttet, sincZ jederzeit ?u vermieten.

»ilsu« »rn Z«. ^ulli l9l«.
«.
2 «12 951
47
S «03 798
16
58« 411
M
«, 3429 564,4«
121938
II
. 1455««»,-
1974 564
«
21«»««
854 SM
—
1187S6K4
I»,
I'k
«,)
96 2S4
A. 31744««,^
«54 S««
23«4
—
10920 59515t
UNS 664
So».
A,
Pk
121 «M
!»
8194SÜ1
10 92« 595 54
11 124 46» W
».
11027239
«5
S62S117
11147
8S
11124 46»
KKtien-LesellLeKsst zu LotKs.
Illr 191^1914 IV«/„ viv!^sn«ts suk cZas A,KtionIi«pit»1 von S4«0>M N^rK^^ur Vsrtsiwns.
» »I. söv.— unS I». s2II — kür Sis Stä,niiv.rrioritätS'^,Kt!«n ö, IH. <2V0. bsi kol^encksn
) in Ssi»Iii>! b i Sor SsnK kiin HsnllsI uncl Iultustris, Ssr vsiitsvksn SsnKx
clsrn SsnKKsus Lmil Uboiing ^incl clor kllstlonslbsnll für vsut»«KI»zikiz
b) in ttsgen: bsi Ssr veutsclien S»n>< ^«e!gstel>« ttsgen;
o) W Lteilin: boi S«r I.sn>isc>,i>It!ioKen SsnK lle,' Provinz Pommern^
<Z^in ^°^!>^ ttolbiinKKsus »lax »uviler nncl Ser Le»e>Isi:KliNsIi»s»e
Usp Vorstsn<t.
VölrnioKs, IZr, ?«IIr»td, Dr, IZnoKrnoKsr.
^KtienKspit»! S« «00 MV,— «orK. — «eserve» S40»000.— M»rK.
/^Kenä, ^,,^uei, L,, Larbvs, H,, ZismarKi, ^Itm,, IZurg b, iVl,, Qalbes, L,, I^KemniK, Osssäu, I5ge!n,
LidenstocK, Hilenburg, I^isenäcK, kiisleben, Arfurt, Nnstervralcie ^ränkenksusen <Ky!kK.>,
(ZärcieleZen, Uentii n, ttalberswSt, ttslle s, L,, ttelmsteSt, tterskelS, ttettsteöt, NversgeKoKu,
Kämen?, XloeKe i, ^I!m,, I.anAensal?a, I^ommsKscn, weissen, Merseburg, I^üKIKsllsen i, ?K.,
k^leu>islclensleden, I^IvraKsusen, Oeoeran,^ OscKersIeden, Osterburg i, OsterviecK a. tt.,
LebniK, ^'«nSerskäusen, Ltencial, Ltoilderg !, H , ?!mgernütte, ?än«ernmncie, ?KsIe s. 14,, lor»
^su, Ve!msr, VernigeroSe ä, 14., V/ittenderZ iLe?, ttslle), Wittenberge sö«. ?otsSsM),
Volmirstecit löc?, ^sgcieburg), Wurden i. L,, ^eit^, Kommancitte i, ^sckersleben.

Berlin, den 5. Dezember 1«14.

Politik im Krieg.

Nachlese.

im letztenNovemberheft, in Nebelzeit, begonnene Versuch,
dasWerdenrussischerWesenheitEuropäcrnzu entschleiern,
hat mir allerlei Briefe eingebracht. Ich hatte geschrieben:»Alexan»
derAlexandrowitsch schien nicht aus dem morschen Haus Holstein»
Gottorp zu stammen." War auch nicht dieses Hauses Sohn, ruft
einLeser; »wissenSie,Thor,dennnicht,daßderUrgroßvater dieses
Dritten Alexanders derUrrusseSaltykow war?" Nein; und kein
Geschicht», kein Geschlechtsforscher kann es wissen. Das Gerücht
kenne ich. Das ist alt. Schon 1757 schrieb Marquis de L'HSpital,
Frankreichs Gesandter, aus Petersburg nach Paris, derHof be-
haupte, »der Sohn der Großfürstin sei von demHerrnSaltykow";
auf den selben Bogen freilich, die Großfürstin sei jetzt im Arm
Stanislaws Poniatowski schwanger geworden. Die Großfürstin
KatharinaAlexejewna,die vor demUebertritt in dieRussenkirche
Sophie von Anhalt»Zerbst hieß und die Tochter einer Prinzessin
vonHolstein»Gottorp, die Base des Herzogs KarlPeter vonHol»
stein war. Der wurde als Fünfzehnjähriger in Moskau nach dem
Griechenritus getauft, hieß seitdem Großfürst»Thronfolger Peter
Fjodorowitsch; und ließ sich vomWunsch seiner Tante,der Kaiserin
Elisabeth Petrowna, bestimmen, Katharinens Gatte zu werden,
deren Wille ihn, Peter den Dritten, nach halbjähriger Regirung
vom Thron und, acht Tage danach, aus dem Leben stieß. War
Peter Pauls Vater? Ueber seine Sinne herrschte Elisabeth Ro»
manowna Woronzow. (Die wollte er heirathen; und hätte Ka-
is

tharina in ein Kloster gesperrt und, sacht oöer schnell, in frommer
Stille gemordet, wenn die Brüder Orlow ihn nicht, nach dem Auf-
gebot dreier Garderegimenter, entmachtet und, inRopsha, erdros»
seit hätten.) Wer der Großfürstin glaubt, muß vermuthen, Peter
habe die ihm angetraute Frau, mindestens Iahre lang, niemals
männisch umfangen. Als die Kaiserin schilt, weil die wilde Katha»
rina stets im Anzug und Sattel der Herren ausreite, und andeutet^
diese unweibliche und.schädliche Reitart habe dieUnfruchtbarkeit
der Ehe verschuldet, antwortetihr die Hofdame Frau von Tschoglo»
kow, eine Verwandte der Ersten Katharina: »Das ists nicht. Kin»
der kommen nicht ohne Grund. Und trotzdem Ihre Kaiserlichen
Hoheiten schon sieben Iahre lang verheirathet sind, fehlt dieser
Grund noch immer." Dann, pfaucht die zornige Kaiserin, »sind Sie
mitschuldig, Maria Semionowna, und ich werde mich anSiehal»
ten, wenn die Ehe kinderlos bleibt; Sie müssen das Paar nach-
drücklich an seine Pflicht erinnern!" Obs geholfen hat? Zwei Iahre
danach wirdPaul geboren.SergeijWasiljewitschSaltykow ist schon
in allerhöchster Gunst. Kammerherr des Großfürsten; Mann der
Hofdame Matriona Balk»Polewa (die er auf einer Russischen
Schaukel lieben gelernt hat). Katharina, deren Mann nach sieben-
jähriger Ehe und nach mancher Liebschaft Vierundzwanzig ist,
stöhnt laut, sie sei »noch Iungfrau"; schreibt überSaltykow aber,
der sie hitzig umwirbt: »Er ist bräunlich, schön wie der Tag und
weder am kaiserlichen noch an unserem Hof kann Einer sich ihm
vergleichen. Er hat Geist, ist gebildetund in Haltung und Betragen
der echte Hofmann und Kavalier." Ueber ihr Verhältniß zu dem
hübschen Sergeij ist ein Zweifel nicht möglich. Daß er PaulsVater
gewesen sei, ist oft getuschelt, doch nie, weder von Katharina selbst
(die ihrem tollen Knaben das Thronrecht entziehen wollte) noch
von Weljaminow»Sternow und anderen Zeitgenossen erwiesen
worden. In der Art seines Irrseins ähnelt Paul dem Dritten
Peter.Der wird seine brünstige Frau, deren Kantharidenreiz Hun-
derte anlockte, nicht immer, zwischen einer Gagarin und der Wo»
ronzow, verschmäht haben. In Katharinas Geschlechtserlebnisse
hineinleuchten: fruchtlose Mühe; in so dichtem Gestrüpp versickert
der hellste Strahl. Sie wollte, nicht nur in allen Freunden ihrer
Nächte, die Ueberzeugung schaffen, Peter habe seine Mannheit
(die zehn Hoffräulein beeiden konnten) nie zu ihr herabgelassen.

In dem schönen, von abertausend frühen und späten Rosen umdufteten eutiner Schloß hat sie ihn zum ersten Mal gesehen; er ist zwölf, sie elf Iahre alt. »Er schien damals wohlerzogen und geweckt; doch war schon die Neigung zum Wein und der Widerwille gegen alles ihm Unbequeme bemerkbar. Mich mochte er nicht; er wurde streng gehalten, kam nie vonseinenLehrern los und neidete mir meine Kinderfreiheit. Ich kümmerte mich wenig um ihn, denn ich hatte angenehmere Beschäftigung: zweimal täglich machte ich mit der Kammerfrau meiner Großmutter, der Witwe des Bischofs von Lübeck, Milchsuppe, die ich dann schlürfte. "Also sprach Katharina. Man chmal, in ihren Memoiren, auch freundlicher. » Er war hübsch, wohlerzogen und liebenswürdig. Er machte meiner Mutter, die damals sehr schön war, den Hof. Doch aus allerlei Wörtchen, die von der Lippe der Intimsten fielen, erfuhr ich, daß wir für einander bestimmt sein könnten; und ich hatte nichts dagegen. " Dann wieder:»Peter war blaß, mager, zart, kränklich, aber auch in Spott und Iähzorn geneigt und mußte schon damals bei Tisch unter Aufsicht sein, weil er sich sonst betrank." Fünf Iahre danach waren die zwei Kinder ein Ehepaar. Peter hat niemals, auch nicht, als er die Woronzow heirathen und deren Sohn auf den Thron bringen wollte, gesagt, Paul sei nicht von ihm gezeugt worden; hat sich mindestens für mitbetheiligt an der Vaterschaft gehalten. Und Katharina, der und das große Mensch, hätte, als sie den irren Bengel enterben wollte, vor demGeständniß,daß er Saltykows Kind sei, nicht gezaudert. Einerlei: das Blut der Mut» ter,das auch hierlnach Bismarcks Wort über einen UrenkelPauls) stärker als des Vaters war, kam aus den Wurzeln des Holstei» nerstammes.Dem mußte ich deshalb,ohne aufHofgeraunzu horchen, auch denErstenNikolai, denZweiten und denDrittenAlex» ander zuzählen. (Da Zar Paul erwähnt wurde: Dieser böse Narr hatdem Russenislam die Grundmauer gemörtelt.Auf der Schwelle zwischen dem achtzehnten und dem neunzehnten Iahrhundert schrieb er den Allerhöchsten Erlaß, der befiehlt: »Der von Gott dem Selbstherrscher gewährtenAllgewalt ist auch die Kirche unter» than. In allen Bezirken, des geistlichen wie des bürgerlichen Lebens, hat jeder Diener der Kirche dem Zaren, als deren von Gott erwähltem Haupt, zu gehorchen." Ein Iahr danach wurde dieses Haupt von den Führern des kaiserlichen Heeres erdrosselt.)

Zweite Frage: »Ist das Russenheer wirklich so, wie Sie es geschildert haben?" Wenn ichs nicht glaubte, hätte ich diese Darstellung nicht versucht. Doch der Frager wünscht wohl andere Urtheile; damit sich ihm eine Vergleichsmöglichkeit ergebe. Hier sind zwei. Nicht von gestern freilich. Doch alle seit zehn Iahren geleistete Arbeit, von derja die unerwarteten Erfolge des russischen Heeres zeugen,hat den großrussischenMenschennichtzuwandeln vermocht. Zuerst spricht ein Offizier, der, im Auftrag des österreichischen Generalstabes, den mandschurischen Krieg aus der russischen Gefechtsliniesah.Oesterreicher:schondamalseinFeind.
»Der Russe hat une sine äekengive. Er ist stumpf, zäh und erträgt jedes Leiden mit bewundernswerther Geduld, um nur ja nicht zu aktiver Anstrengung genöthigt zu sein. Diese ,defensive Seele' mußte,mindestens imOffiziercorps, bekämpft werden. Man begnügte sich abermiteinerfremdemMusternachgeahmtenTrup» penausbildung, die Aktivität des Denkens und Handelns verlangt und die hier nicht zur vollen Wirkung kommen konnte, weil ihr die seelische Disziplin fehlte. Suworow hatte den Bayonnetteangriff empfohlen, um auf die Nothwendigkeit aktiven Vorgehens hinzuweisen. Doch nur das Wort war geblieben; die Lehre selbst hatte im Heer nicht Wurzel gefaßt. Die Armee und ihre Führer erkannten nicht, daß die wichtigste Waffe des modernen Infanteristen das Gewehrist.VonKuropatkin,der als Generalstabschef Skobelews in der ganzen Welt bekannt geworden war, konnte man viel erwarten. Die vox populi hatte ihn auf den Posten gerufen, für den er die erforderlichen Kenntnisse mitbrachte. Hatte er aber auch die Eigenschaften, die ein Feldherr braucht? Verstand er die Seele derArmee? Schon inPetersburg hatte er beschlossen, ein ganzes Iahr lang in der Defensive zu bleiben. Dieses Programm verheimlichte er auch gar nicht. Er bedachte nicht, daß moderne Trup» pen,wenn sie nicht wenigstens nach ein paarMonaten desWartens das Hochgefühl eines Sieges kennen lernen, ihr Selbstvertrauen verlieren. Seine ewigen Rückzüge töteten die etwa noch vorhandene Neigung zur Aktivität. Er zerriß oft die festen Verbände und fürchtete stets, überflügelt oder von einer Uebermacht angegriffen zu werden. Dieses Gefühl suggerirte er bald auch dem Heer. Die Generale wollten nichts Rechtes riskiren, weil sie die Gefahr scheuten,nach großenVerlustenalsSündenböckegeopfert

zu werden. Die Truppen verloren den Glauben an die Möglich«
'keit eines Sieges, das Selbstgefühl, die sittliche Kraft. Kuropatkin
hat das ihm anvertraute Heer als Kriegsminister nicht nach mo»
dernen Grundsätzen erzogen und als Feldherr so wenig psycho-
logische Einsicht gezeigt, daß ich die Behandlung, die er der Armee
auf dem mandschurischen Kriegsschauplatze zumuthete, nur einer
Vivisektion vergleichen kann. Daß die Armee trotzdem so wider-
standsfähig blieb, verdient Bewunderung.
Die russische Kavallerie ist für den Angriff auf Reitermassen
und für das Säbelgefecht gedrillt; den Aufklärungdienst haben
ihre Führer immer als quantite neZIiZeable behandelt. In der
Mandschurei konnte sie nichts leisten, weil die Iapaner selten Ka-
vallerie hatten und höchstens manchmal eine Patrouille abzu-
fangen war. Die Aufklärungversuche mißlangen fast ausnahme-
los. Weil das Oberkommando von der japanischen Armee nichts
wußte und weder über einen sorgsam organisirten Kundschafter-
dienst noch über das zurAufklärung geeignete Personal verfügte,
wurden schließlich, als alle präzisen Nachrichten über die Bewe-
gungen des Feindes fehlten, die gewaltsamenRekognoszirungen
nöthig, mit denen die Generale Mishtshenko und Rennenkampf be-
auftragt wurden. Auch da versagte die Kavallerie, man mußte der
feindlichen Infanterie immer mehr russisches Fußvolk entgegen-
stellen; und bald sagten die Infanteristen, nicht ohne begründeten
Stolz: Wir besorgen den Aufklärungdienst! Doch darf man nicht
glauben, die russische Kavallerie sei schlecht. Ihre Offiziere sind
tüchtig; amBesten die Dragoneroffiziere, die, obwohlsie aus guten
Familien stammen, meist arm sind, in schlechten Garnisonen liegen,
strammen Dienst haben und dadurch gewöhnt sind, für Mann-
schaft und Pferde pünktlich zu forgen. Daß es den Gardeoffizieren
nicht an moralischemMuth fehlt, bewies schon dieThatsache,daß
so viele von ihnen sich freiwillig zum Kriegsdienst meldeten; sie
sind auch gut ausgebildetund unterscheiden sich durch ihre militäri-
schen Kenntnisse vortheilhaft von den Kosakenofsizieren, die völlig
primitiv geblieben sind. Die ganze Kavallerie zeichnet sich durch
ihre Widerstandsfähigkeit aus. Fünf, sechs Tage lang Märsche
von fünfzig bis sechzigWerst: solche Leistung gilt noch als normal.
Und ich traf Vorposten, die fünsTage lang invollerKampfbereit»
fchaft, Mann und Roß, durchaus frisch geblieben waren.

Der russische Infanterist ist ein Hüne, der mit derBayonnette
umgeht, als wärs eine Feder. Auf diese Körperkraft hoffte man;
denn man lebte in mittelalterlichen Vorstellungen und glaubte,
auch heute noch würden Schlachten durch das coi'pg-ä-corps des
Handgemenges entschieden. Vor der Schlacht am Valu sagte Ku»
ropatkin, nach einer Parade, zu mir: ,Sind unsere gut genährten,
starken Soldaten nicht prächtige Kerle? Ieder von ihnen kanns
im Bayonnettekampf mit drei Iapanern aufnehmen!' Das war
vielleicht richtig; nur fehlte die Gelegenheit zur Ausnützung dieser
Körperkraft. Die Russen kamen mit völlig falschen Vorstellungen
vom modernen Infanteriegefecht auf den Kriegsschauplatz und
waren rathlos, als die Iapaner ihnen in breiter, dünner Front
entgegentraten, dieFlügel mit einem Feuergürtel zu umschnüren
versuchten und demBayonnettekampfauswichen. AlsTrostblieb
nur derGlaube, daß derFeind immer dieUebermacht habe; und
einem übermächtigen Gegner kann man ja mit Ehren das Feld
räumen. Also ging man wieder zurück. Als man die Ueberlegen»
heit der japanischen Gefechtstaktik erkannt hatte, wollte man sie
nachmachen; auch dieser Versuch mußte natürlich mißlingen. Die
Beobachtung vieler Zusammenstöße hat mich gelehrt, daß es dem
russischen Soldaten vor Allem an der Fähigkeit zu selbständigem
Handeln mangelt. Wenn er nicht Leute neben sich sieht, die mit
ihm die Gefahr theilen,wenn er in der dünnen Feuerlinie sich selbst
überlassen ist, verliert er den Kopf. Auch das Offiziercorps ist nicht
auf der Höhe seiner Aufgabe. Die Bedürfnißlosigkeit ist eben so
auffällig wie der Mangel an militärischer Bildung. Die meisten
Infanterieoffiziere sind mit ihrem Los unzufrieden, ohne stärken»
des Selbstbewußtsein und sehnen sich nach einem Zustand körper»
licher und geistiger Ruhe. Der gemeine Soldat ist stumpfsinnig,
doch ernst, geduldig und in passivem Widerstand ein Held. Das
Verhältniß der Offiziere zur Mannschaft ist eher patriarchalisch
als militärisch zu nennen. DerAnblick marschirender Infanterie»
kolonnen war nicht erfreulich: es war immer, als wandere eine
schleichende Krankheit mit, die sich langsam, doch sicher ihre Opfer
aus den Reihen holt. Schon nach der ersten Marschstunde blie»
ben fast jedesmal Leute zurück; und jede neue Stunde mehrte die
Zahl dieser aus dem Glied Getretenen. Die zogen dann, allein
oder in Trupps, weiter, plünderten wohl auch ein Bischen und

suchten gewöhnlich erst abends den Compagnieverband wieder
auf, weil sie hoffen durften, dort Etwas zu essen zubekommen. Der
russische Infanterist trägt aufdemMarschimmermehrGepäck,als
das Reglement vorschreibt. Er stopft, wie ein Hamster, der Alles
in seinen Bau schleppt, Alles, was er findet, in seinen Ranzen, Rie-
men, Schnallen, Fetzen aller Art, die überflüssigsten Dinge; viel-
leicht, denkt er, kann mans doch irgendwann einmal gebrauchen.
Das Menschen« und Pferdematerial der Artillerie ist gut;
hier sind auch die Offiziere tüchtig und intelligent. NuristdieAus»
bildung nicht einheitlich: und die Artillerie hat mit den anderen
Waffengattungen nicht die gehörige Fühlung. Generalstab und
Oberkommando kannten ihre eigene Artillerie nicht genau und
wußten auf dem Kriegsschauplatz deshalb nichts Rechtes mit ihr
anzufangen. Wußten auch nicht, daß ein Sieg heutzutage nur zu
erringen ist, wenn Infanterie und Artillerie als ein untrennbarer
Organismus zusammenwirken. Die Artillerie erfuhr den Gefechts-
plan nicht und mußte auf eigene Rechnung und Gefahr kämpfen.
Oft fuchten treffliche Batterieführer sich selbst ihr Ziel, ohne dabei
ahnen zu können, ob das Feuer ihrer Geschütze dem Schlachtzweck
überhaupt diene. Eine große Geschicklichkeit hat die russische Ar»
tillerie in der Maskirung ihrer Stellungen gezeigt; sie ist auch
tapfer,ausdauernd und erträgt mit stoischerRuhealle Strapazen.
Die japanischeArtillerie hatte nicht die richtige, der Taktik des Geg-
ners angepaßte Munition: deshalb war ihre Treffsicherheit fo ge»
ring; dabei ist allerdings auch die in modernen Kriegen übliche
Größe der Schußdistanz zu bedenken. Die russischen Sappeurs
verdienen für das von ihnen Geleistete die höchste Anerkennung.
Daß die russische Armee, die im Einzelnen so Vorzügliches
leistet, nicht siegte, hat mehr als einen Grund. An der Spitze stand
nicht der richtige Feldherr, nicht der Mann, der, als echter Sol-
datenführer, Energie mit Vorsicht, Wagemuth mit Ueberlegung
vereint. Die Erziehung der Truppen war ungenügend; deshalb
geriethen sie oft in Lagen, in denen sie sich gar nichtzurechtzufinden
vermochten. Mehr als alles Andere aber fehlte die Begeisterung,
ohne die ein modernes Volksheer unfähig zur höchsten Leistung
ist; es war nicht gelungen, den Patriotismus für diesen Krieg zu
entflammen. Der Hurraruf, den wir auf den mandschurischen
Schlachtfeldern hörten, hatte nicht den hellen Klang, den Suwo»

row einst aus der Kehle seiner Leute hervorzuzaubern vermochte?
er klang um eine Tonschwingung tiefer als das Banzai der Ia«
paner und wurde von ihm deshalb übertönt."
Die Darstellung des österreichischen Offiziers wirkt wie ein
gutes Portrait: auch ohne den dargestellten Gegenstand zu ken»
nen, fühlt man, daß er in den wichtigsten Wesenszügen getroffen
ist. Freilich fehlte dem Russenheer ein Suworow. DerMann,der
Lesghier, Polen, Türken, Franzosen schlug, Pugatschew nieder»
warf, Ismail und Praga stürmte, in fünf Monaten Oberitalien
vomFeind säuberte und dann noch den ungeheuerbeschwerlichen
Marsch durch die Schweiz anzutreten und bis insRheinthal fort»
zusetzen vermochte, hätte selbst im schwierigen mandschurischen Ge-
lände seinem Heer eine höhere Leistung abgerungen. Aber fiel
nicht auch er, der nach seinen Siegen Fürst und Generalissimus
geworden war,inUngnade,weil er nicht jedem kindischen Wunsch
des Gossudars blind gehorcht hatte? Sein Denkmal erzählt, in
Peters Stadt, allenrussischenGeneralen eine traurige Geschichte;
auch eine alte, die ewig neu bleibt. Wer weiß denn, was dem Ge-
neralissimus in Ostasien vom Genie Nikolais.und seiner Sippe an»
gesonnen ward? Kuropatkin konnte nicht viel durchsetzen; nicht
einmal Stoessel aus Port Arthur beseitigen. Und da die See-
festung nicht mehr zu entsetzen, die in die Mandschurei nachge»
schobene Armee für den Kampf gegen die Iapaner zu schwach unt>
zu schlecht ausgebildet war: was blieb? Wartenund die Verlust»
gefahr so eng wie möglich begrenzen. Sicher war Kuropatkin kein
Feldherr von fortreißender Persönlichkeit, kein Mann der Im»
tiative; und er hat namentlich wohl bei Mukden zu lange vor dem
Einsatz der ganzenWehrkraft gezagt. Großes aber konnte ernicht
wagen. Ein Sieg hätte ihm Lob und Gunst, doch dem Heer nur
geringen materiellen Vortheil eingetragen; eine schwereNieder»
lage aber den Leib dieses bunten Heeres unheilbar zerfetzt. Sein
Plan war, zu warten, bis die Ostseeflotte den Verkehr zwischen
Iapan und demFestlandsperrenkonnteundbisderinderKriegs»
technikzurückgebliebenen Armeewenigstens dienumerischeUeber-
macht sicher war. Daß die Flotte in derTsushimastraße das Grab
ihrer Hoffnungen fand, war nicht feine Schuld; sein Verdienst aber,
daß bei Tielin fast sechshunderttausend gut genährte Soldaten
unter Lenjewitschs Kommando versammelt waren, als die bittere

Nothwendigkeit den Kaiser zum Friedensschluß drängte. Die
Offensive wäre möglich geworden, wenn die Treulosigkeit der pa-
riser Regirung Roschdestwenskijs als Schreckgespenst wirksame,
als Waffe unbrauchbare Flotte nicht ins Verderben getrieben
hätte. Diese Stunde, für die Kuropatkin seine Truppen geschont
hatte, schlug nicht. Für Portsmouth aber wäre selbst dem klugen
Witte kein Trumpf übrig geblieben, wenn der Feldherr das Heer
nutzlos geopfert hätte. Der sah nicht, daß ihm, bei Mukden, For»
tuna noch einmal zulächelte; daß er dort siegen konnte, fast schon
gesiegt hatte und die Iapaner selbst sich geschlagen glaubten. Ein
Fehler unverzeihlicher Kurzsicht. Dennoch: wenn er nicht einen
großenBruchtheil des Heeres seinem zagen Herrn erhalten hätte,
wäre nicht so billiger Friede, wäre Iswolskijs haltbarstes Werk,
das russo»japanische Bündniß, nicht so früh Ereigniß geworden.
Nach dem Oesterreicher der Russe. Zu griechischen Kaufleuten
spricht, am Ostersonntag des Iahres 1656, Alexeij Michailowitsch,
Rußlands sanftmüthigster Zar: »In der Stunde des Gerichtes
wird Gott mich fragen, warum ich, trotz meiner Macht, nicht die
armen Christen befreit habe, die (auf der Balkanhalbinsel) von
dem Feind unseres Glaubens geknechtet werden. Drum habe ich
in meinem Herzen beschlossen, all mein Blut, bis auf den letzten
Tropfen, all mein Gut, bis auf das letzte Goldstück, und alle Kraft
meiner treuen Heere an den Versuch dieserBefreiung hinzugeben."
Nicht an den Sieg denkt dieser Kriegsherr; schwelgt im Vorhof
martyrischer Wonne. Nach demOffizierderDichter: Dostojewskij.
»Lüge ist die Behauptung, derMensch gehe in denKrieg, um an-
dere Menschen totzuschlagen. Nein: er geht, um sein Leben zu
opfern. Dem Schutz des Vaterlandes und derBrüder seinLeben
zu opfern: Das ist der edelste Gedanke der Menschheit; und ich
meine, daß sie den Krieg liebt, weil er ihr in die Verwirklichung
dieses edlen Gedankens hilft. Haßten wir, in der Zeit des Krim»
krieges, etwa Franzosen und Engländer? Nein: wir fühlten uns
ihnen menschlich befreundet und pflegten die Gefangenen mit ei-
fernder Liebe. Schon während des Waffenstillstandes gingenun»
sere Offiziere und Soldaten zu den feindlichen Vorposten hinüber,
brachten ihnen Wodka, tranken und verbrüderten sich mit ihnen:
undRußland las es schmunzelnd in der Zeitung. Dennoch schlug
man mit aller Wucht auf einander drein. Ietzt (1877) ist wieder

Krieg. Der Kolossus wird nicht insWanken kommen; darin, daß
Europa ihn nicht insWanken bringen kann und er, frühoderspät,
nehmen wird, was ihm gebührt, erkenne ich die Gewißheit unserer
Macht. Aber wir können besiegt und zu einem schlechten Frieden
gezwungen werden." (Das durfte man im Lande der Selbstherr-
schaft vor vierzig Iahren drucken.) »Selbst dann wäre nichtsUn»
ersetzliches verloren. Wenn wirwollenund, wieheute, Mannvor
Mann, ZarundBauer, einigsind, könnenalleMillionenundalle
Armeen Europas unsnichtnöthigen,zuthun, wogegen unserGe»
müth sich sträubt. Das wußte der Erste Alexander, als ergelobte,
lieber seinen Bart wachsen zu lassen und mit seinem Volk in die
Wälder zu weichen, als das Schwert wegzuwerfen und sich dem
BefehlNapoleons zu beugen. Noch lacht Europa, wenn es von un-
serer Urkraft und Unüberwindlichkeit hört; aber der Erdtheilwird
sie erkennen lernen und an ihr zerschellen, wenn er sie zu brechen
strebt. Er wird erfühlen, wie die Sehnsucht in das höchste Opfer jede
russische Seele stärkt." Wie aber spricht der Germane? Karl von
Clausewitz: »Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, um den Gegner
zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen. Die Gewalt rüstet sich
mit den Erfindungen der Künste und Wissenschaften aus, um der
Gewaltzu begegnen. Physische Gewalt (denneinemoralischegiebt
es außer dem Begriff des Staates und Gesetzes nicht) ist also das
Mittel;demFeind unserenWillen aufzudringen,derZweck.Nm die-
sen Zweck sicher zu erreichen,müssen wir denFeind wehrlos machen.
Zn der Anwendung der Gewalt giebt es keine Grenzen. Solange
ich den Gegner nicht niedergeworfen habe, muß ich fürchten, daß
er mich niederwirft." Und Preußens Dichter tobt: »Eine Lust-
jagd, wenn die Schützen auf der Spur dem Wolfe fitzen! Schlagt
ihn tot! Das Weltgericht fragt Euch nach den Gründen nicht!"
Ob dieyuldigungadresse despolnischenAdels andenGroß»
fürsten und den Kaiser Nikolai ernst zu nehmen oder nur als ein
schlauer Trugversuch einzuschätzen sei: diese (dritte) Frage kann
heute nur vom Glauben, nicht von Gewißheit beantwortet wer»
den. Rußland hat sich zur Wiederherstellung des Polenstaates
verpflichtetund die englischeRegirung hat Herrn RomanDmowski,
dem Führer der National»Demokraten, feierlich versprochen, daß
sie nur dem Friedensschluß zustimmen werde, der dieses Polen»
staates Selbständigkeit und freies Lebensrecht sichert. Statt der

Dft angekündeten Revolution sehen wir einstweilen die Verbrüde-»
rung der Polen (auch schon der Armenier und der dem Exarchat
«nhangendenBulgarengemeinden)mit denRussen.In allenZei»
Zungen des Zarenreiches veröffentlicht Fürst Eugen Trubetzkoi
einen Aufruf, der sagt: »Das russo»polnische Verhältniß tritt in
eine neue Zeit. NurmitRußlandsStaatsgewalthatten die Polen
bisher zu thun; mit Rußlands Volk hat erst der Krieg sie in Füh-
lung gebracht. Tausende sind aus ihrerHeimath insInnereRuß-
lands geflohen; die Meisten scheuchte einUrtrieb gläubigen Ver-
trauens nachMoskau,in dieHerzkammer der russischen Volkheit.
Dort, fühlen sie, wird Keiner umkommen. Wie Geschwisterwerden
sie aufgenommen; geherbergt und genährt. Ein bekannter Poli-
tiker aus Kalisch sprach mit feuchtem Auge zu mir: ,Eine vonden
Deutschen gebaute Mauer hat bis gestern uns Polen vonRußland
getrennt. Nun ist sie eingestürzt: die zwei Völker sehen und er-
kennen einander/ Die große Pflicht, zwei Völker einander innig
zu befreunden, fordert von uns großeOpfer. Kalisch alleinbraucht
mindestens vierzig Millionen Rubel; die Stadt hat nicht eine
Apotheke; von dreitausend nicht einen Laden mehr. Aus vielen
Städten und Dörfern hat der Feind alle Pferde, Kühe,Nährmittel,
Decken, Matratzen weggenommen und dafür Scheine gegeben,
auf denen steht: ,Von der russischen Regirung zu bezahlen/ Die
FeldersindverwüstetunddasAckergeräthistzerstört.Polenistunser
Belgien. Die staatliche Wiedergeburt, Selbstverwaltung,Freiheit
des Glaubens und der Sprache ist ihm, für den FalldesSieges, zu-
gesichertworden.Wir aber, das russische Volk,müssen uns der Brü»
derso zärtlich annehmen, daß sie unsere thätige Liebe fühlen und sich
endlich aus dem Mißtrauen lösen, das Iahrhunderte lang unser
Gemeinschaftleben vergiftet hat. Alltagswohlthätigkeit genügt hier
nicht: auch feelisch müssenwir uns den Polen in solcher Wollens-
inbrunst vermählen, daß, wie auch der Krieg enden möge, das
Hauptwerk, die nationale Einung, vollbracht ist. Polens Sache ist
fortanRußlands. Kein Unterschied desGlaubens und derRasse
mehr! Schon erblicken wir schöne Anfänge. Da bei uns in Kaluga
Verwundete in viel dichteren Scharen, als die Einwohner erwartet
hatten, angekommen waren, mußte man sie zuerst auf die nackte
Erde betten; Stroh, Leinwand, Nahrung: Alles fehlte. Nach zwei
Tagen waren Alle gut untergebracht und genährt. Unbekannte

hatten Stroh, andere Wäsche, Kissen, Gansfederdecken herbei-
geschleppt und namenlose Bäuerlein trugen aus fernen Dörfern
Speise und Trank in die Kreisstadt. Das geschah, Alles, ohne Ver»
abredung, ohne Organisation; war das Werk des stillen Volks»
gemüthes. DieseRegung des Mitgefühles mit dem Schicksal un»
serer polnischen Brüder muß weiterwirken; sie verbürgt uns, nach
dem Sieg über Deutschland, den Triumph großmüthiger Gerech»
tigkeit im Vaterland." Ein Fürst Radziwill hat dem Rufer geant-
wortet: »Der Feind, der meineHeimath verwüstet, hat mich nach
Moskau, ins Herz Rußlands, getrieben. Neben Ihnen, Fürst,
stehe ich auf dem Wall des Glaubens, daß meine Söhne, die jetzt
in die russische Schule gehen, die neue Aera russo»polnischer Ge»
meinschaft schauen und, als polnische Patrioten und treue Bürger
Rußlands, den Boden des Vaterlandes bestellen werden." Der
Russe Chakhow schickt zehntausend Rubel und schreibt an Tru-
betzkoi: Die Iuden, die immer geopfert wurden, immer gelitten ha»
benund jetzt alle Gräuel feindlichen Einbruches miterleben, dürfen
wir nicht vergessen. ManchertapfereIudeistindiesemKriegschon
mit dem Kreuz des Heiligen Georgij geschmückt worden. Wir'
strecken demVolkPolens in Liebe die Bruderhand hin, auch dem
jüdischen, und hoffen in froher Zuversicht, daß auch dem Iuden
jetzt bessere Zeit naht und daß er der anerkannte, als treu geachtete
Sohn des Vaterlandes werden wird, für das er geblutet hat."
Diese (von klugen Kräften leis erwirkte) Gefühlsentwickelung ist
nicht von gestern; ist seit dem Lostag von Reval (Eduard Gast
Nikolais; Beschluß, die Sicherung gegen deutschen Drang ins
Weitere mit dem Wachsthum slawischer Macht zu bezahlen) hier
oft vorausgesagt worden. Nur blitzschnelle Entscheidungschläge
der deutschen und österreichischen Waffen konnten sie hemmen.
Die Theilerfolge der Russen im Gubernatorium Warschau und
im deutschen Grenzgebiet, die Thatsache, daß sie, denen noch im
August Warschau entrissen werden sollte, seit drei Monaten fest
inLemberg,nun auch wieder inCzernowitz sitzen,Przemysl abge-
sperrt, einzelne Karpathenpässe überschritten haben und Krakau
ernstlich bedrohen: diese untovinräs events mußten in dem beweg»
lichen Polensinn die Erinnerung wecken, daß sein Volk zwar west»
europäisch empfindet, doch zur großen Slawenfamilie gehört und
daß es in der Gemeinschaft mit Germanen niemals, als freies

Glied des Russenreiches vielleicht wieder die Vormacht, der herr-
schende Wille eines wuchtigen Rassedranges, sogar eines nordi»
schen Islams, werden kann. »In den ersten vier Kriegsmonaten
hat Rußland nicht nur Warschau gehalten, Kalisch, Lodz, Suwalki,
fast alles im Sturm ihm Genommene zurückerobert, sondern sich
auch in den Hauptstädten Galiziens und derBukowina ganz häus»
lich eingerichtet und ist nach Ungarn und Krakau (vierhundert Ki-
lometer vor Wien) vorgerückt. Wir müssen uns, für jeden Fall,
gut mit Petrograd stellen." So denkt der Pole. Lernt aber rasch an-
ders denken, wenn sein Auge Anderes sieht. Einstweilen reibt Herr
Asquith die Barristerhände und spricht: »Wir demAbsolutismus
verbündet? Wir bringen dem Erdkreis die Freiheit." Und der
Urenkel des Gardeoffiziers Sasonow, den die Kaiserin Elisabeth,
weil er seine Frau an die Bettstatt gebunden und geprügelt hatte,
mit eigener Hand ohrfeigte und von dem Kathrinchen schreibt, er
habe Kinder gezeugt, die an Dummheit den Eltern glichen, lispelt
fromm: »Wie wir einst Griechen, Walachen, Serben, Bulgaren,
die, alle, in Oesterreich»Ungarn geknechtet werden, dem Türkenjoch
entrissen, so erlösen wir jetzt Polen, Iuden, Armenier aus Noth
und Schmach. Wir sind die Retter der Slawen und Sklawen.
"

Die Retter.

Vor achtundachtzig Iahren hörte das Häuflein politisch den-
kender Europäer, ungläubig zunächst noch, die Mär von einem
neuen Dreibund. England, Frankreich, Rußland sind vereint, um
den Balkanländern den Frieden, um den Griechen staatlicheSelb»
ständigkeit zusichern? George Canning, dem, als Pitts sechsund»
zwanzigjährigem Unterstaatssekretär, antijakobinische Satiren
einenNamen gemacht hatten und der dann,als CastlereaghsNach -
folgerin derForeignOffice,plötzlichzumGonfaloniere allerFrei»
heitschwärmer wurde, war der Vater des Planes. Er verstand sich
fchon besser als irgendein Späterer auf das Britengeschäft, über-
all atrocities zu enthüllen und, mit der Miene des selbstlosen Er-
lösers, den Völkern der Erde religiöse und politische Freiheit zu
spenden, für die nach der Bescherung die Rechnungpräsentirtwer-
den kann. Wie schwächt man Spanien? Durch Begünstigung der
südamerikanischenRebcllion. Wie hindert man russischen Macht-
zuwachs im Orient? Durch Unterstützung des Griechenaufstandes.

't is kor liberh, sagt Iack Cade, Shakespeares unsterblicherDema»-
goge; und will sich den Wanst füllen und hübsche Iungfern um-
armen. Aberglaube, daß zwischen Britanien und Rußland eine
Verständigung nichtmöglich sei. Vielleichtunter dem mattherzigerr
ZaudererAlexander; unterNikolai durfte mans versuchen.Mußte.
Denn diesem Zaren, der die altmoskowitische Sitte wieder auf-
nahm und mitseinem orthodoxenChristenthumvorEuropa prunkte,
war zuzutrauen, daß er das Kreuz gegen den Halbmond ins Feld
tragen und, in rothem Waffenrock und weißen Hosen,das berittene'
Gefolge hoch überragend, als Sieger in Konstantins Stadt ein»
ziehen werde. Das durfte nicht sein. Lieber sollte die Welt das
Schauspiel sehen, in dem der Bannerträger des Liberalismus dem
härtesten Tyrannen zum Bunde die Hand bot. Das Ende des
Iahres1825hatte denDekabristenaufstand gebracht;nureinKrieg
konnte,nach der Gardemeuterei,dem russischen Heer die innereEin?
heitzurückgeben. Unddurfte derGossudar allerReussenruhig zu-
sehen, während von Türken und Egyptern die griechischenChristen
gemetzelt wurden? Cannings Berechnung war richtig; auch die
Erkenntniß,daß mitdemPhilhellenismus ein Geschäft zu machen
sei. Nur hat derBrite die slawische Schlauheit unterschätzt und ist
selbst in die Grube gefallen, die er dem Bären graben wollte. In
dem Rechenschaftbericht, den der Kanzler Graf Nesselrode dem
ZarenamfünfundzwanzigstenIahrestagderThronbesteigunger»
stattete (und der erst unterAlexander dem Dritten ans Licht kam)
stehen die Sätze: »Religion und Menschlichkeit haben die erste
politische Handlung Eurer Majestät diktirt. Ihre christlichenGlau-
bensgenossen in Griechenland schienen vom Schwert der egypti»
schen Mörder unvermeidlichem Untergange geweiht. Ein denk»
würdiges Protokol hat sie vor einem Vertilgungskrieg bewahrt
ihnen eine selbständige Verwaltung gesichertund die Maßregel er»
möglicht, durch die der Griechenstamm allmählich in denRangder
Nationen erhoben wurde. Eure Majestät haben immer, um Ruß»
lands Zukunft nicht durch Ketten zu lähmen, forgsam vermieden,
durch eine Territorialbürgschaft sich einem verfallenden Reich zu
verpflichten. Eure Majestät sind aber auch nie von dem Grundsatz.
gewichen,dieIntegritätdesOsmanenreiches einstweilen zuwah»
ren. Rußland, die Macht, in derman lange den natürlichen Feint»
der Türkei sah,ist ihre festeste Stütze und ihrtreusterBundesgenosse

geworden." Das wurde im November 1850 geschrieben. Im März
1826 hatte mqns anders gehört. Krieg gegen den mörderischen
Islam: hieß da die Losung. Und diesen Krieg, der die russische
Macht im Orient stärken mußte, wollte Canning hindern. Er schickt
den Herzog von Wellington (der mitraschem Blick auchdieWehr»
kraft des Zarenreiches prüfen kann) nach Petersburg und läßtihn
bestellen, die Sache der Humanität und Gerechtigkeit sei auch durch
unblutige Intervention zum Sieg zu führen. Droht sacht zugleich
mit der Revolution, die England stets, wie Aiolos die widrigen
Winde,entfesseln könne. Und ist selig,als dieseSaite inNikolais
Seele widerklingt. England und Rußland werden dafür sorgen,
daß Griechenland in die Stellung Serbiens vorrückt, dem Sultan
zwarTribut zu zahlen hat, aber dasRecht zu freier Selbstverwal-
tung erwirbt. Abgemacht. Am vierten April 1826 unterzeichnen
Nesselrode undWellington das »denkwürdige" Geheimprotokol.
Am siebenten Iuli 1827 tritt Frankreich (im Londoner Vertrag)
dem Abkommenber. Canning, derimFebruardenkrankenRobert
Liverpool als Premier beerbt hatte, war selbst nach Paris ge-
gangen, um Karl den Zehnten und das konservative Ministerium
Billele für seinen Plan zu gewinnen; und pries in stolzer Rede
nun den neuen Dreibund als seines Hirnes kräftigstes Kind.
Metternich nannte ihn ein Produkt kindischerDummheit und
schwor, die drei Köpfe seien nichtunter einenHut zu bringen. Hatte
zunächst aber selbst dem Briten denWeg geebnet. Die alteZwangs»
Vorstellung lähmte den klugen Kabinetskünstler. Die »Solidarität
der konservativen Interessen" mußte um jeden Preis gewahrt wer-
den. Also kein Pakt mit englisch liberaler Zuchtlosigkeit noch gar
etwa mit griechischerRebellion. Metternichs Mann warNikolai,
der die Meuterer zu Paaren getrieben und den Aufruhr mit eiser-
ner Faust niedergezwungen hatte. Dem mußte Habsbmg helfen.
Half ihm auch am Bosporus. Aus der wiener Kanzlei, die so oft
vor russischen Anschlägen gewarnt hatte, kam nach Konstantinopel
nun der Rath, die Wünsche Rußlands rasch zu erfüllen. Sultau
Mahmud der Zweite, der die Ianitscharenverschwörung in Blut
erstickt, dadurch aber seine Wehrkraft aufIahre hinaus geschwächt
hatte, mußte sich dem Drängen der beiden großmächtigen Nach»
barn fügen und bewilligte im Vertrag von Akkerman Alles,was
der Zar heischte. Weder er noch sein wiener Berather wußte von

dem anglo»russischen Protokol, das sechsMonate zuvor heimlich
unterzeichnet worden war. Als es bekannt wurde, knirschte der Os-
mane; heulte der österreichische Staatskanzler in weibischerWuth
auf. Zwar durfte der Sultan noch hoffen, Ibrahim Pascha werde
mitdenGriechen fertig sein, ehe die Verbündeten eingriffen; dann
aberwurdeihm der egyptische Vasall am Ende allzu stark. Metter»
nich sah den Ausgang deutlicher; sah schon die Griechen gerettet
und den Zaren, den Heros seiner Träume, nach Westen abschwen-
ken. Und fand dennoch, der neue Dreibund sei zerbrechliches Kin»
derspielzeug? Nicht ohne Grund. Karl Lüderlich, sagte er bei der
Iause wohl zu Gentz, denkt an die Oesta Oei per I^rancos, fühlt sich
als Kreuzfahrer und sucht, nebenbei, im Osten das Prestige, das
ihm im Westen, so bald nach Bonaparte, unerreichbar ist. Can»
ning, dem die Griechen, als er ihnen Englands Protektorat an»
bot, einen derb geflochtenen Korb gegeben haben, will dem Insel-
krämer den türkischen Markt erhalten und den russt schenVormarsch
hindern. Dengerade mußNikolai aberwollen; und wird ihn,wie
auch das Griechenlos sällt, über Kurz oder Lang erzwingen. Die
Drei einig? Unsinn. Canning hatdenRussen eingeseift. Deraber
nimmt jetzt (paßt auf) das Messer und durchschneidet dem Bar»
bier,dersich soschlau dunkelte, die Gurgel. Dahin kams noch nicht.
Der britische Premier starb, ehe der Nimbus des Hellenenerlösers
verblaßtwar; und die drei Mächteblieben einstweilen zusammen.
Nach dem Abschluß des Londoner Vertrages hatten sie eine Flotte
ins Ionische Meer geschickt, die den egyptischen Christenschlächter
zur Vernunft bringen sollte. Da der Padischah sich nicht zum
Waffenstillstand bequemte und Ibrahim Pascha das Morden
nicht einstellte, griffen die drei verbündeten Admirale die türkische
Flotte an und vernichteten, am zwanzigsten Oktober 1827, in der
Bucht von Navarino fünfundfünfzig Kriegsschiffe. Metternich
und sein Kaiser Franz pfauchten; beruhigten sich nach dem ersten
Schreck aber schnellwieder. Griechenland warfrei. Dochderallzu
großeSiegmußte den Dreibund dasLeben kosten. Mahmud hatte
keine Flotte mehr, konnte, in seiner schlechten Finanzlage, auch
keine neue bauen und dem Russen fortan den Balkan nicht sperren.
Frankreich hatte nichts erreicht. England nur für den alten Feind
gearbeitet. Dennjetzt warfürRußland die Bahn frei; endlich. Der
politische Instinkt der Briten witterte rasch den Fehler. Drei Mo»

natenach demTagvonNavarinonannteKönigGeorginderThron-
rededie Seeschlacht ein»unerwartetesEreigniß."Nesselrode und
Metternich hörtens lächelnd. In London hatten die drei Mächte
sich verpflichtet, im Orient keinen Sondervortheil zu erstreben. Na»
türlich ;'tistorliberh. Da in Konstantinopel nun aber eine Christen»
Verfolgung entstand undMahmud,mit derTollkühnheitdesVer»
zweifelnden, die grüne Fahne entrollte und den Islam gegen die
Ungläubigen aufrief, mußte Rußland für die Sache der Christen»
heitfechten. Ha te derTürke nicht gedroht,denVertragvonAtter»
man zu brechen? War im Bosporus nicht der russische Handel
gefährdet? Das ging an die Ehre. Dergestern geknüpfteDreibund
löste sich auf. Im April begann Nikolai gegen die Heiden den
Krieg, den Cannings listige Künste zu vermeiden gesucht hatten.
Preußen war all dem Hader fern geblieben. Friedrich Wil»
heim mochte sich nicht von Oesterreich trennen und Christian Bern»
storff merkte noch früher als Metternich (dem ihn der Glaube an
dieAllheilkraft der KarlsbaderBeschlüsse verband), daß die Drei»
einigkeit da unten nicht lange halten werde. Doch war auf Oester»
reich zu bauen? Ia, sagten der Kronprinz, Ancillon und die an»
deren Legitimisten. Nein, schrieb Maltzahn, Preußens kluger Ge»
sandter, aus Wien; hier wird nur für die Türken gearbeitet: und
mit solcher Politik darf ein aufrechter deutscher Christ keine Ge»
meinschaft haben. Und wiesah es im Lande derHabsburgeraus?
Kein Geld; ein desorganisirtes, schlaffes Herr,defsen Kopfzahl nur
auf dem Papierstand; ein schwacher, zu muthigem Entschluß längst
unfähiger Herrscher. Als Maltzahns nüchterne Berichte diese
Erkenntniß verbreitet hatten, rückte Preußen von Oesterreich ab;
sacht zwar, doch so sichtlich, daß Metternich nervös wurde und den
sonst stets getreuen Bernstorff einen schlechten Commis schalt. Die
«Grundsätze und Ziele" des Londoner Vertrages wurden inBer»
lin, nach Navarino noch, ohne Rückhalt gebilligt. Aber Friedrich
Wilhelm war unkriegerischen Sinnes, fand, als höchsterFriedens»
Herr, daß auch sein petersburger Schwiegersohn mit dem Sultan
in Frieden auskommen könne, und verbot dem tapferen Prinzen
Wilhelm, mitdenRusseninsFeldzuziehen. Nikolai Pawlowitsch
war ihm zu stark und zu stürmisch. Wenn Brunnows I^Ioli me KriZere
sein Wahlspruch blieb, ließ sich mit ihm reden. Nun aber, da der
Sieg über Pci sien ihm eben erst im Süden Gebietszuwachs ge»

bracht hatte, über dieTürkei herfallen: Das behagte dem schwäch»
lichenKönig nicht. Der wollte aber auch nicht zwischen Oesterreich
und Rußland optiren. Ließ den Schwiegersohn Nikolai, der aus
warnenden Rath wieder einmal nicht hörte, seinen Weg gehen und
lehnte Metternichs protzige Aufforderung ab, einem antirussischen
Bunde der Großmächte beizutreten. Wellington, dessen Name
unter dem Petersburger Protokol stand, war jetzt, als Premier»
minister, bereit, sich denOesterreichern zu einem Kriege gegen Ruß»
land zu verbünden. Solcher europäische Krieg hätte Preußen in
eine schlimme Lage gedrängt. Feinde ringsum; nirgends ein Rück»
haltWennesdenihmnochunersetzlichenDeutschenBundsprengte
und sich der franko-russtschen Koalition anschloß, verlor es das
Rheinufer an Frankreich (dessenWortführer, Soldaten und Bür»
ger, grimmig danach schrien) und tauschte höchstens ein unverdau»
liches Stück vom Turbankuchen ein. Was von Englands Freund»
schaft zu halten sei, hatte es in mancher Noth erfahren. Und in
Oesterreich riefRadetzky, eineVergrößerung Preußens dürfeunter
keinen Umständen gestattet werden. Da wars schließlich gut, daß
Friedrich Wilhelm sich von kriegerischen Plänen nicht locken ließ
und, um Europens für Preußen so wichtige Ruhe zu sichern, in
Konstantinopel als Vermittler auftrat. Wer denkt heute noch an
Müffling's Mission? Und doch hat der Chef des preußischen
Generalstabes, nach Paskiewitschs und Diebitschs Siegen, die
Türkei vorRevolution und tötlicherZerstückung bewahrt, die Ge-
fahr eines europäischen Krieges beseitigt und dem Preußenstaat
in der islamischen Welt zu Ansehen verholfen. Alle Großmächte
hatten den Sultan zu täuschen, übers Ohr zu hauen versucht. Auch
der preußische Vermittler bedachte ein nationales Interesse, for»
derte aber keinenVortheil; gab den gutenRath,ohne nach einem
Trinkgeld zu langen. In derAudienz, die Mahmud dem General
Müffling zum Abschied gewährte, nannte er Friedrich Wilhelm
seinen »alten Freund, den großmüthigen König" und bat, ihm
auszurichten,daß der Padischah geruht habe, sich nach seiner werth-
vollen Gesundheit zu erkundigen. Eine damals fast beispiellose
Ehre, die dem König aus den meisten Hauptstädten Glückwünsche
eintrug. Wichtigerwar: Preußens Vermittlung hatte dieStunde,
in der dieTürkenfrage beantwortetwerdenmuß, noch einmal hin»
ausgeschoben. Und solche Verzögerung war damals Wohlthat.

DIeMachtdesSultansschrumpfte; schwandabernoch nicht.
Rußland erhielt im Frieden von Adrianopel alles in den Ver»
trägen von Bukarest und Atterman Zugesagte; ein paar Grenz»
plätze am Kaukasus; das Recht zu freier Fahrt durch dieDarda»
nellen, also auch die Herrschaft im Schwarzen Meer; eine Ent»
schädigung im Betrag von sieben Millionen Dukaten, für deren
Zahlung derSultan haftbarblieb: die Donaufürstenthümer fielen
in dierussischeEinflußsphäreunddasDonaudeltawurdezarischer
Besitz. Nikolai hatte, trotz den militärischen Enttäuschungen, die
der über Erwarten schwierige Krieg ihm brachte, klug gehandelt,
als er das Schwert zog. Daß ihm die Philhellenen aller Länder
als dem Retter Griechenlands zujauchzten, ließ den kalten Stahl
seines grauen Auges wohl nur in einem spöttischen Lächeln auf»
blinken. Ernsthafter zu nehmen war, daß Rußland auf dem Boden
des Osmanenreiches nun die Erste Hypothek erworben hatte. Auch
Preußen hat damals gehandelt, wie es mußte. Unklug nur Oester-
reich; aus unverzeihlicherBlindheit. Gezaudert und gedroht, ge»
prahlt und an kleine Mächlereien die Zeit verzettelt, statt, ehe die
Russen so weit waren, mit seinen bestenTruppen die Donaufürsten-
thümer zu besetzen. Ohne diese Versäumniß hätte Habsburg im
Balkangebiet heute eine stärkere Stellung. Schwachheit und red»
selige Nachgiebigkeit hat ihm, nach großenWorten, in den Augen
des Islams die gleißende Glorie des Prinzen Eugen geraubt.
Alles wiederholt sich nur im Leben. Noch einmal hatte die
Welt sich in den Gedanken gewöhnt, RußlandundEnglandseien
für immer unversöhnliche Feinde. Dann hat sogar ein liberales
britisches Ministerium sich mit dem Zaren verständigt. Was vor
achtzig Iahren Feldmarschall Wellington thun durfte, that später
GeneralHamilton: er sahsichinRußlandumundprüftedieMög»
lichkeit militärischer Vereinbarung. Wieder ist Frankreich mit von
derPartie. Nur sollte diesmal nichteinDreibund, sondern ein be-
trächtlich stärkeres Syndikat werden. Und was wird geschehen?
»WennRußland sich für ausreichend gerüstet halten wird, wozu
eine angemessene Stärke der Flotte im Schwarzen Meer gehört,
so wird, denke ich mir, das petersburger Kabinet, ähnlich wie es
im Vertrag von Hunkiar-Iskelessi 1833 verfahren, dem Sultan
anbieten, ihm seine Stellung in Konstantinopel zu garantiren,
wenn er Rußland den Schlüssel zum russischen Haus (Das heißt:

zum Schwarzen Meer) in der Gestalteines russischenVerschlusses
des Bosporus gewährt. Ich glaube, daß es für Deutschland nütz-
lich sein würde, wenn die Russen auf dem einen oder anderen
Wege, physisch oder diplomatisch, sich in Konstantinopel festgesetzt
und es zu vertheidigen hätten. Wir würden dann nicht mehr in
der Lage sein, von England und gelegentlich auch von Oesterreich
als Hetzhund gegen russische Bosporus-Gelüste ausgebeutet zu
werden, sondern abwarten können, ob Oesterreich angegriffenwird
und damit unser casu8 belli eintritt. DieBetheiligungOestcrreichs
an der türkischen Erbschaft wird nur imEinverständniß mitRuß»
land geregelt werden." Bismarck, der diese Sätze in den zweiten
Band seiner »Gedanken und Erinnerungen" schrieb, glaubte im»
mer, Rußland werde die Wahl haben, ob es mit deutscher odermit
österreichischer Hilfe sich den Käfig öffnen und aus Vild!z den
Schlüssel zu seinemHaus holen wolle. Doch ists ganz anders ge-
kommen. Abd ul Hamid war stärker als Mahmud; NikolaiAlcxan»
drowitsch schwächer als Nikolai Pawlowitsch. Und Lord Lans-
downe und Sir Edward Grey waren vorsichtiger als Canningund
Wellington: sie haben, ohnefrühWefentliches zu riskiren, zuerst
für dieSchwächungRußlands gesorgt (die keinBismarck gehindert
hat) und dann Verhandlungen begonnen. Einem Volk von hun-
dertsechzig Millionen verfeind et kein Kluger sich willig auf Zeit und
Ewigkeit; keiner wähnt, ein solches Volk ohne Bewegungfreiheit
im engen Pferch halten zu können. England braucht die russische
Freundschaft heute vielmehr noch als in Cannings Tagen; braucht
sie auch, um den Concern der Westmächte vor Rissen und vor
Uebergriffen der Vereinigten Staaten zu bewahren. Ein für alle
Verluste nur mitHohn entschädigtesRußland mußtezu der Poli-
tik zurückkehren, deren Ziel Nesselrode 1850 mit denWorten zeigte:
»DieAuflösung desanglo-französischenBündnisses, dasunseren
Interessen feindlich und dessen Wesen allen konservativen Regi»
rungen gefährlich ist." Nur: Auflösung, der Weitung und Wand-
lung folgt; Rußlands Eintritt in den Bund, der dadurch aufhört,
revolutionär und gefährlich zusein. England opferte gesternnichts
Beträchtliches mehr, wenn es einem ihm befreundeten Rußland im
SüdostenEuropas dieVormachtstellung einräumte und die Pforte
ins eisfreie Meer öffnete. Und felbst ein Opfer würde reichlich
rentiren. Auf ein Menschenalter Ruhe in Asien; Verringerung

der Gefahr, daß der amerikanische Konkurrent Bundesgenossen findet; die einzige Möglichkeit, allen Syndikatsmitgliedern einen wichtigen Wunsch zu erfüllen und das künstliche Gebäude vor Einsturz zu schützen; und dieHoffnung,mit den vereinten Kräften überall, in Persien und der Türkei, inNordafrika undSüdamerika, Deutschland bedrängen zu können. Brunnow schrieb vorsiebenzig Iahren an seinen Kaiser, vom Schlimmen das Schlimmste sei, daß die Beziehungen derStaaten nicht mehr von den Interessen, son» dern von den Sympathien der Oeffentlichen Meinung bestimmt werden. Das war die Kindheit neuer Zeit. Heute gruppirt eine Antipathie die Staaten: wider Deutschland die stärksten.
Der Balte Brunnow gab auch den klugen Rath, dem Bun-desgenossen nie mehr abzufordern, als ihm von der Selbstsucht bediente Freundschaft gewähren könne. Nach diesem Grundsatz hat bis inunsereTage England gehandelt.DenMinisternGeorgs des Fünften fehlt die stolze Gelassenheit, die steife, manchmal mür-risch, doch nie furchtsam dreinblickende Würde, die ihre berühm» testenVorgängerdemAugeEuropenszcigten; sie redeten und klag-ten, stöhnten und fuchtelten zu viel, betheuerten zu laut ihre fromme Gemüthsart, kündeten zu oft, was sie morgen thun werden. Die Spielregel ihres Berufes aber haben sie im Handgelenk: undkom» men drum nicht leicht in die Gefahr, befreundete Mächte aus ihrer Nähe zu schrecken.Mit unbestreitbarem Recht konnte HerrAsquith im Unterhaus an die Thatsache erinnern, daß Britaniens beste Freunde noch vor kurzer Zeit die bissigsten Feinde des westlichen Inselreiches waren. Von den Tagen Wilhelms des Eroberers bis in die des Oraniers hat eigentlich nur die Episode der Stuart» herrschaft den franko-britischen Kriegszustand unterbrochen. Alle Versuche dauernder Friedensstiftung sind, von den Normannen bis in Eduards erstes Regirungjahr, fruchtlos geblieben. Bona-partes Adjutant Lauriston wurde, als er im Oktober 1801 die vom Ersten Konsul unterzeichneten Friedenspräliminarien nach Lon» don brachte, auf allen Straßen bejauchzt; die Menge entsträngte seinem Wagen die Pferde und zog ihn schwitzend vors Portal des Auswärtigen Amtes. Vier Iahre danach vernichtet, wieder unter dem Weinmond, Nelson bei TrafalgarVilleneuves Flotte und läßt dem Korsen als ganzen Besitz nur zehn Schiffe übrig. Louis Philippe, der erste Sucher der entente coräisle, wird vom

Hofe, von der Gentry und dem Gassengewimmel wie der liebste
Kömmling gefeiert, von der Behörde der Hauptstadt durch eine
besondere Grußadresse geehrt, die derLordMayor an der Spitze
der Rathsherren in pomphaftem Zug nach Windsor bringt; und
Mctoria wohntzweimal unter dem Dach des Bürgerkönigs. Doch
aller Liebe Mühen bleibt unbelohnt.Auch unter Louis Napoleon.
Als der Pariser Friede die vom Krimkrieg erzwungene Gemein-
schaft derWestmächte gelockert (und Louis Napoleon den Russen
heimlich Dienste geleistet) hat, schreibt Victoria an Iohn Russell,
gegen Frankreich müsse sich, weil es überall den Weltfrieden störe,
der nächste Kreuzzug richten. Das Zwitterwesen hatte nicht viel
länger gelebt alsCanningsAngstkind; und dieQueen möchte am
Liebsten ihren Ministern das Warnerwort Chathams ins Ge»
dächtniß ätzen: »Die einzige Gefahr, die England zu fürchten hat,
entstünde an dem Tag, der Frankreich im Rang einer großen
See», Handels» und Kolonialmacht sähe. Dieser Gewißheit muß
sich der Leitsatz britischer Politik anpassen." Hundert Iahre, fast
auf den Tag,nachPitt preßt im Parlament ein Mann ganz anderen
Schlages, der sch ottische Russenfeind David Urquhart, den selben
Gedanken in noch engeres Ausdrucksgefäß. »UnsereinsulareLage
läßt uns nur die Wahl zwischen Allmacht und Ohnmacht. Eng»
land stand jedem Eroberer offen,bis es seinemWillen das Meer
dienstbarmachteund alsGebieteraufjederSeedieWeltherrschaft
an sich riß. Britania wird des Meeres Königin sein oder vom
Meeer verschlungen werden." Noch im November 1908 ruft Jo-
seph Chamberlain aus Cobdens Hochburg Manchester über den
Aermelkanal: »Frankreich muß, wenn es ein bequemeres Ver»
hältniß zu uns erreichen will, die uralte Neigung abthun, überall
unsereKreise zu stören, selbst da, wo kein Sonderinteresse zu solchem
Störungversuch zwingt." 1908. General Kitchener hat, nach dem
Siegbei Omdurman, inFaschoda die Egypterfahne gehißtund den
tzauptmannMarchand zum Rückzug vom Nil aufgefordert. Denn
was Sir Edward Grey, damals noch Unterstaatssekretär, alseine
unfreundliche Handlung mit der Britenrache bedroht hat, ist jetzt
geschehen: die Französische Republik hat ihre Einflußsphäre ins
Nilthal zu dehnen getrachtet. Der Sturm bricht los. Sir Michael
HicksBeach,derSchatzkanzler, überschreit auseinemFieberanfall
SalisburysStaatsmannsstimme. »Wenn wir nach achtzigFrie-

densjahren zum Kampf gegen Frankreich gezwungen werden,
ists sicher ein großes Unglück; schließlich ist aber ein Krieg nicht
das schlimmste derUebel." Und aus derPresse heults: »Räumt,
Einbrecher,rasch unserHaus! "Am viertenNovemberbefiehlt,nach
Delcasses Vortrag, die pariser Regirung dem tapferen Marchand
schleunigen Rückzug. Sie kann nicht anders. Auf Rußland ist in
afrikanischen Händeln nicht zu zählen. Deutschland hat eine Ver-
ständigung über die portugiesischen Kolonien, über die noch nicht
vertheilten kleinen Südgebiete leis erstrebt, aber seit dem Sturz
des Ministeriums Meline»Hanotaux kaum noch eine Antwort er»
halten. (Diesmal war Delcasses Rechnung falsch; er hoffte, sein
frostiges Schweigen werde die Berliner zu noch höherem Preis»
angebotreizen,hoffte,mitihrerHilfeEgypten einheimsenzukönnen,
und begriff nicht,warum die so unhöflichBehandelten während des
Burenkrieges sich seiner Werbung versagten. Der Zorn des Ent-
täuschten zeugte dann den Entschluß, Britanien grenzenloszu lie»
ben und mit Eduard banäe a pari zu machen.) Frankreich war al»
lein und durfte, im ungeschirmten, umneideten Besitz vonAlgerien
und Tunis, Tongking und Madagaskar, mit dem Erbanspruch auf
Marokko, den Schlüssel zu seinem nordafrikanischen Reich, den
Kampf gegen die Königin derMeere nicht wagen. In Chamber»
jainsRede war, nach vergrollendem Donner, ein Wetterleuchten,
das denWegindieneueenientecoräialewies. Seitdem ists leidlich
gegangen. Frankreich hat rasch vergessen, was England ihm an-
that. (»Wenn ich Franzose wäre", schrieb Lord Grey 1829 an die
Fürstin Lieven, »würde ich die Briten hassen. Was haben wir
seit 1815 gegen dieses Land unternommen! Der Haß wird, fürchte
ich, dauern.") Und Angelnklugheit hat dem Genossen nie mehr
zugemuthet, als er gewähren konnte. Aus gemeinsamem Haß
ward eine Nothehe, in der sich athmen läßt. CanningsDreibund
lebt wieder, will wieder in der islamischen Welt des Schieds»
richteramtes walten und zeigt noch keine Spur von Entkräftung.
NachvierKriegsmonaten nichteins der Schwachheitzeichen,
die in Friedensrast von den Sozien gefürchtet, von redlich un-
kundigen Deutschen erhofft worden waren. Seit Eduards, des
Geschäftsmannes, Herrschertag hat England Hauptgrundsätze er»
erbterPolitikeingesargt. Keine Europäermacht an der Straße von
Gibraltar, keine Grenznachbarschaft mit einem Reich, das über

ein großes Landheerverfügt, kein russischer Vormarsch in derRich»
tung aus Afghanistan: Denkstoff von vorgestern, der in dumpfen
Hirnen schimmelt. Als Ersatz gab Eduard den Landsleuten die
Kaufmannslehre neuer Zeit: »Du sollst, als Händler, nicht be»
trügennoch prellen, sondern klug kaufen und verkaufen; den Kram»
preis nicht nur versprechen, sondern, bar, ohne Abzug, zahlen."
Das England derAsquith,Balfour, Rosebery(die einanderIahr»
zehnte lang Erzfeinde schalten, jetzt aber in einen Dreibund »zu
wahrhaftigerDarstellungderKriegsursachen"vereintsind)istnicht
mehr Cannings; auch nicht mehrGladstones. Der sagte zwar im
August 1870:»Ein Heereseinbruch in Belgien wäre das schlimmste
Verbrechen, das Geschichte je auf einBlatt schrieb, und niemals
dürfte England, nicht einmal durch bloße Duldung, an solcher
Sünde mitschuldig werden." Dennoch hätte er, sammt seinem
Granville, wohl gezögert, zur Abwehr der Totfünde Britaniens
ganze Streitkraft aufzubieten und die Machtzukunft, das Leben
des Imperiums auf eineFestlandskarte zu setzen. Heute geschiehts;
aus bewußtem Willen: und die dürre Rednerei von dem Albion,
das Andere für sich bluten läßt, die eigene Hüfte aber behaglich im
Golfstrom badet,zerbröckelt an derThatsache,daß dieInselarmee
das Rückgrat der Franzosenfront ist, daß ein an Kopfzahl unge-
mein großer Ersatz im Februar ausgebildet sein wird und daß.
Englandmehrwagt als irgendeine andere uns feindliche Macht.
Nur diese Erkenntniß hat ihm, endlich, das zögernde Vertrauert,
der Kampfgenoss en erwirtt.DasStaatsschiff der neuenTrias fährt
nicht unter falscher Flagge; verheißt nicht fremder, müßiger An»
schuld Kohle und Proviant. Diesmal heißt die Losung: »Wer nichd
mit mir ist, Der ist wider mich"; nicht nur, wie beiLukas (IX, 30):
»Wer nicht wider mich ist, Der ist für mich." Und nur der Mit»
thäter hat Lohn zu erwarten. Aus der Beute, die dem Deutschen
Reich(Elsaß-Lothringen,Posen,Stücke von Ost- undWestpreußen,
alle ergiebigen Kolonien), Oesterreich»Ungarn (Galizien, Buko»
wina, der Haupttheil Siebenbürgens,das Banat,Bosnien,Herze»
gowina, Trentino, vielleicht auch' Istrien), der Türkei (Thrakien,
Konstantinopel, die Inseln, Syrien, Armenien und mindestens
wohldasKopfstückderBagdadbahn)entrafftwerdensoll. Retter?
Die sich nun selbst retten müssen und wollen. Sie stehen, Mann
vorMann, auf derUeberzeugung, daß dem Krieg gegenDeutsch.

land vom Geschmeidigsten nicht auszubiegen war, und rösten sich
an dem Glauben, ihn in übermächtiger Gemeinschaft zu führen.
«Vier Monate lang die Pforten der Weltmeere gesperrt; drei
Deutschlands Millionenheer zwischen Westflandern und Belfor!
gehemmt; Tfingtau, Samoa, die afrikanischen Siedelstätten ver-
loren; Deutsche als Gefangene, nicht als Eroberer, in Marokko;
Basra ist englisch und Lemberg heißt längst wieder Lwow; im
Elsaß und in Ostpreußen donnern feindliche Geschütze und die
russische Dampfwalze rollt unaufhaltsam vorwärts": täglich hört
der Erdkreis die Kunde. Die, nach Portugal, stärkere Staaten
an den Bescherungtisch locken soll; und locken könnte, wenn nicht
auch wir sprächen: »Wer nicht mit mir ist, Der ist wider mich."
Der Bund heuchelnder Kreuzretter war, freilich, leichter zu
lockern als ein zum Schutz eigenen Lebens geknüpfter. Muß uns
aber, die Gewichtiges zu bieten habenund derenkriegerischeKraft
selbst derUebermuth fürchten gelernt hat, muß dem mächtigenDeut-
schen Reich mißlingen, was dem wunden Preußen Friedrich Wil-
helms desDritten nicht erstin der stillenZeit derMüffling-Mission,
fondern schon bald nach Iena und Tilsit gelang? Damals wollte
Bonapartes unersättlicherSchlund nach fettererSpeise nochSchle-
sten verschlingen. Unter allen Staatsmannslisten Fritzens von
Preußen schien seinemkorsischenBewunderer die feinste und frucht-
barste das Umgehungmanöver, das die große Katharina von dem
Plan der Osmanenreichstheilung westwärts, nach Polen, trieb
und dem Listigen einen nahrhaften Bissen eintrug. Wenn Ruß»
land, Oesterreich und Preußen den Polenstaat theilten, war der
Keim neuer Feindschaft zwischen den Kaiserreichen und das
schmächtigere Königreich hatte, vonFall zuFall, zwischen beiden
nützlicheWahl. SolchenSchachzug besinnt 1807 auch Bonaparte.
Noch ist Egypten, seit dem Siegermarsch an die Adria seines Wun-
sches Kronkleinod, nicht fest an Frankreich zu ketten. Albanien und
Bosnien sind ferne, als unwirthlich verschriene Kolonien; dem
Besitzer nicht so werthvoll wie die Walachei und die Moldau, auf
die Zar Alexander die Hand gelegt hat. Des Emporkömmlings
Anbeter: wie lange? Und, mit seinem Minister Rumanzow, der
einzig zuverlässige Freund, den Bonaparte am Newahof hat. Was
braucht er? Ein Landstück, von dem aus er, fritzisch, Rußland und
Oesterreich schnell gefährden kann. Schlesien. Preußen wird wie-

der das Kurfürstenthum Brandenburg. Die Hohenzollern (steht
in der Weisung an Caulaincourt) »können mit zwei Millionev
Einwohnern zufrieden sein und handeln klug, wenn sie ohne Säu-
men auf Großmachtträume verzichten und sich in die Niederuno
der Kleinstaaten bequemen, statt sich in Anstrengung aufzuraffen,
die ihrem Volk nur Qual und Enttäuschung bringen kann." Der
Kaiser wird den Sultan zur Hingabe der Donaufürstenthümel
überreden; der Zar soll Friedrich Wilhelm zu schleunigem Ver»
zicht auf Schlesien rathen. Nie war Preußen in einer härter knei»
fenden Zange. Ausgesogen, zerstampft, ohne stoßkräftiges Heer;
derFeind, derSieger auf seinem Boden und derReussenzar vom
Zauber des blutrünstigen Genius berauscht. Stein hat dieKlam»
mer geöffnet und den Staat gerettet. Er ließ aus Schülers Mund
Alexander die Warnung hören: »EineFranzosengarnisonander
Oder ist für Rußland kaum weniger verhängnißvoll alsfürPreu»
ßen. Dessen Hilfeleistung wäre ihm in alle Zukunft abgeschnitten.
Und der Zar, der nach Ost ausgriffe, hätte am nächsten Tag Na-
poleons Kohorten auf dem Hals." Solche Sprache versteht Pauls
unsicherer Sohn. Er sagt England Fehde an (das nun, jauchzt
Bonaparte, »gegen dieganzeWeltKriegführenmuß");findetsich
mit dem Herzogthum Warschau, mit der Republik Danzig, auch
mit Sachsens (also: Frankreichs) drei sch lesischen Handelsstraßen
ab; sträubt sich aber gegen die Verwelschung Schlesiens. Hätte er
ihr, um an derUnterenDonaunichtgestörtzuwerden, zugestimmt,
hätte Preußen dieses Erbe Friedrichs verloren, dann war 1813
der Aufstieg nicht möglich. Solchen Erfolg kann, nach einem ver»
lorenen Krieg, ohneBundesgenossen, ohne ein ungeschwächtes Ar-
meecorps, tapfere Weisheit erwirken. Niemals der Stümper, der
flennt, er wolle fremde Völker aus drückendem Despotenjoch retten.
Stumme Hunde.
Meinst Du denn (fragt wohl Mancher), während Mörser
dröhnen, Fliegerpfeile durch die Luft sausen, Flatterminen und
brennendes Benzol in Schießgräben prasseln, könne noch Politik,
mitdemWerkzeugderFriedenszeit, getrieben werden? Ia. Kann
nicht nur: muß getrieben werden; sonst wird Unwiederbringliches
verloren. Nicht rückwärts gewandte Politik, die entschuldigen,
erklären, im Wirbel großen Geschehens unbeträchtliche Zufalls»

führe? in Engelsreine und Himmelsgloria läutern möchte. Aus
.folcherMühsal sproß nirgends Leben.Habeich vordem Ohr der Ge-
schworenen mich als des Totschlages Schuldigen bekannt, dann
lächeln die Zwölf, wenn ich die Ladung Eines fordere, dem ich den
Vorsatz zum selben Verbrechen nachweisen will. Er hats ja nicht
ausgeführt,sagen sieungeduldig, undDuhastseingestanden;Dein
Beweisantrag könnte Dich also nicht vom Gewicht eines Fläum»
chens entlasten. Nein. Die Politik, die ich meine, muß heilsame
Kräfte aus Banden zu lösen, schädliche zu knebeln oder aufzu»
weichen, übermächtigeGebilde zu zersplittern oder zu lockern, Wer-
dendes zum Vortheil des Staates, dem sie dient, zu gestalten stre»
ben. Das ist im Sturm der Kriegszeit unmöglich? Der verweht
jeden Athem des nicht aus Haubitzen redenden Willens? Höret!
»Der Krieg ist nicht nur ein politischer Akt, sondern ein politisches
Instrument, eine Fortsetzung, ein Durchführen despolitischenVer-
kehrs mit anderen Mitteln. Die politische Absicht ist der Zweck,
der Krieg ist das Mittel: und niemals kann das Mittel ohne
Zweck gedacht werden. Durch den Krieg hört der politische Ver»
kehr nicht auf,wird auch nichtin etwasganzAnderesverwandelt,
sondern er besteht in seinem Wesen fort, wie auch die Mittel ge»
staltet sein mögen, deren ersich bedient. Der Krieg hatfreilich seine
eigene Grammatik, aber nicht seine eigene Logik. Niemals kann
er von dem politischen Verkehr getrennt werden; und wenn Dies
in der Betrachtung irgendwo geschieht, werden alle Fäden des
Verhältnisses zerrissen und ein sinn» und zweckloses Ding entsteht.
Aus dem Alles überwältigenden Instrument des Krieges macht
die Politik ein bloßes Instrument; aus dem furchtbaren Schlacht-
schwert, das mit beidenHänden und ganzerLeibeskraftaufgehoben
sein will, um damit einmal und nicht mehr zuzuschlagen, einen
leichten, handlichenDegen, der zuweilen selbst zumRappier wird
und mit dem sie Stöße, Finten und Paraden abwechseln läßt.
Das Unterordnen des politischen Gesichtspunktes unter den
militärischen wäre widersinnig: denn die Politik hat ja denKrieg
erzeugt; sie ist die Intelligenz, der Krieg aber nur das In»
strument, nicht umgekehrt: also bleibt nur das Unterordnen
des militärischen Gesichtspunktes unter dem politischen mög»
lich. Auf ihrem höchsten Standpunkt wird die Kriegskunst zur
Politik; freilich zu einer, die, statt Noten zu schreiben, Schlachten

liefert. Nach dieser Ansicht ist es eine unzulässige und selbst schäd»
liche Unterscheidung, daß ein großes kriegerisches Ereigniß oder
derPlan zu einem solchen eine rein militärischeBeurtheilungzu»
lassen soll; ja, es ist ein widersinniges Verfahren, bei Kriegsent-
würfen Militärs zuRath zu ziehen, damitsie rein militärisch dar»
über urtheilen sollen, was die Kabinete zu thun haben; aber noch
widersinniger ist das Verlangen der Theoretiker, daß die vorhan-
denenKriegsmittel demFeldherrnüberwiesen werden sollen,um
danach einen reinen militärischen Entwurf zum Krieg zu machen.
Eine gewisse Einsicht in das Kriegswesen sollte den Führern des
politischen Verkehrs nicht fehlen. Aber diese Einsicht ist nicht die
Haupteigenschaft eines Staatsministers; ist er ein großartiger,
ausgezeichneter Kopf und starker Charakter, so läßt diese Einsicht
sich wohl ergänzen. Soll ein Krieg ganz den Absichten der Poli»
tik entsprechen und soll die Politik den Mitteln zum Krieg ange»
messen sein, so bleibt, wo der Staatsmann und der Soldat nicht
tn einer Person vereinigt sind, nur ein gutes Mittel übrig: den
obersten Feldherrn zum Mitglied des Kabinetes zu machen, da»
mit er in den wichtigsten Momenten an dessen Berathungen und
Beschlüssen theilnehme. Höchst gefährlich ist der Einfluß eines an»
deren Militärs als des obersten Feldherrn im Kabinet. Das wird
selten zu gesundem, tüchtigem Handeln führen. Noch einmal. Der
Krieg ist ein Instrument derPolitik; er muß ihren Charakter tra-
gen, muß mit ihrem Maß messen; die Führung des Krieges in
seinen Hauptumrissen ist daher die Politik selbst, welche die Fe»
der mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat,
«ach ihren eigenen Gesetzen zu denken." So spricht nicht ein den
Kriegern neidiger Tintenkleckser, sondern, nach vier Kriegen, ein
preußischer General: Clausewitz; Scharnhorsts Schülerund Gnei-
senaus Generalstabschef. Die nicht so empfinden, sondern meinen,
rmch Kriegsausbruch müsse man »die Sache den Schwertspezia»
listen überlassen", gleichen trägen Richtern, die ihr Urtheil über
Menschliches an Gutachten kleistern, und blinden Wächtern, die
saul sind, gern schlafen und von denen Iesaias HerrZebaoth zürnt:
.Ieglicher stehet nur seinen Weg und geizet für sich in seinem
Stande."Daß Politik die Fortführung des Krieges mit anderen
Mitteln, auch ihr jede dem Reichswohl gedeihliche List, Heuche»
lei, Gewaltthat erlaubt ist,habcn, nach Caes

«chiavells Florentinern, auf Europens Erde (auf uns fremder häm-
-merte'öer Puls die Lehre ins Hirn), zuerst wieder die Briten er»
kannt. Zweifeln, hundert LahrLnMAauZ^itzSeMch^w
Krieo^Mr als Werkzeug der Politik noch erträglich ist?
Wie er, wo Mit dem Einsatz der ganzen Streitwucht und wo
behutsam zu führen sei, kann nur, darf nur der Politiker bestim»
men. Der muß, ehe der erste Schuß kracht, zwei Fragen deutliche
Antwort suchen: Was will ich und was vermag ich wider den
Feind? Kämpft er gegen eine Koalition, dann hakt sich in die offene
Oese der zweiten Frage schnell eine dritte: Wie entfremde ich die
gegen mich Einigen, von Haß, nicht von Liebe, Verbündeten ein-
ander? Kann er, nach dem Ermessen wachen Menschenverstan»
des, Einen, gar den durch stete Kampfbereitschaft Gefährlichsten,
vernichten: genDiesen wende sein Feldherr sich mit unbrechbarei
Allgewalt; und lasse den Anderen, die ohne dieses immer halb
gezückten Schwertes Blinken still geblieben wären, Zeit, ihres
FreundesBedrängniß,ihresFeindesStärkezuschauen.SindAlle
so kräftig,daß anVernichtung vonnüchternem Sinn nichtzu denken,
mitAllen,alsmitwichtigenErdtheilspartnern,nachdemKriegwei>
terzuleben ist, dann senken noch dornigere Fragen sich ins Bewußt»
sein. An welchen weist mich die Gefahr, zwischen fremden Rassen,
Kulturen, Glaubensgemeinschaften einsaminDrangzugerathen?
Von welchemdroht derWirthschaftmeinesLandes der ärgsteScha-
de?WelcheristnachbeträchtlichemBlutverlust,dochniewiedernach
sichtbarerDemüthigungzu versöhnen?Woalso sindentscheidende
Kriegsschläge zu wünschen und wo,damit friedlicherAustragmög-
lich bleibe, zu meiden? Ist so'cher Austrag, mit blankem Ehren»
schild und zinsendem Ansehenszuwachs, nicht gerade hier lang»
wierigem Hader vorzuziehen, den Haß empfiehlt, ein Zerstörer,
niemals ein Zeuger? Kann mein Rom drei Punische Kriege er-
tragen oder fände es, wenn der erste gewaltigen Aufwand nm
karg belohnt hätte, den Weg auf den Weltherrschaftfirn zu weit,
zu steil,zutheuer? Ist es nicht eitler SeibstläuschungnureinRom,
ungeblendetem Blick aber die neue Karthago, der, weil ein ge»
wissenlos zäher, von Tributfron reich gewordener Feind sie aus
vier Walstätten befehdet, Hamilkar, Hasdrubal, Hannibal mit den
tapfersten Truppen das Leben in Freiheit nicht wahren können,
Die aus dem Feuertod als Römerkolonie aufersteht, der Vandalen,

Sarazenen, Hispanier Beute wird und nur ihres Namens Glanz
hinterläßt? DerenVormann hätte der auf Handelsgewinn ange»
wiesenen Heimath klüger gedient, wenn er dem Gentleman Ma»
stnissa aufdessen Schleichpfadin profitliche Verständigung gefolgt
und in Nordafrika der Iunior»Partner der römischen Weltfirma
geworden wäre. Dann behieltKarthago seine Inseln.Kriegsschiffe,
Elephanten, Talente. UndRom hätte den Augustus und Belisar
die Baukosten erspart, wenn es seinem Cato die ewige Maul»
drohung verboten und billige Fusion mit den Phoinikersprossen
befohlen hätte. Hannibal war einvomFieberdesAfrikanerblutes
wirrer Bonaparte; und der Scipio,der ihn bei Zama schlug, einem
Gneisenau ähnlicher als einem Stein. Feldherren aus zweiZonen;
nicht Staatsmänner. Die aber nur können aus der Summe des
Möglichen dasNothwendige errechnen Die nur dürfenbestimmen,
mit welchen Mitteln, bis an welches Ziel der Krieg zu führen ist.
»Den Krieg, der begonnen hat (und den weder die Selbst»
anzeige frommer Rechtlichkeitnoch das Schwächlingspiel mit Ver»
russerklärungen uns ins Heilsame fördert), diesen Krieg, der nie
war und nie wieder sein wird, kannnicht derSoldatalleinführen.
DieStaaten, die uns befehden, herbergen mindestens siebenhun»
dert Millionen Menschen. In solchem Drang ist nicht nur Mili»
tärisches zu besinnen. Das Heer ist des Reiches Wall. Nun schlug
des Politikers Stunde. Er muß Europa retten. Denn mit dem
Erdtheil sänke unsere Heimath in Nacht." Daß ichs schon in der
dritten Kriegswoche hier aussprach, trieb ein ganzes Fähnlein in
denMahnruf: »Zu früh!" Zu spät: wenn noch nichtnebellos klar
ward, wo das Kriegerwerkzeug, das Schwert der Politik nur
schrecken, die Haut ritzen, wo tötlich treffen und wo neues Leben
vom Nabelstrang schneiden solle. Klar nicht nur im Hirn Einzelner:
im bewußten Willen der ganzen Nation. Die kann, mag, darf
heute nicht mehr behandelt werden wie ein gläubiges Kinderherz»
chen, das sich im Dunkel zu gedulden hat, bis ihm unter Weih»
lichterglanz die Christgeschenke aufs weiße Linnen gehäuft sind.
Die bringt kein Donnerwort und keine Schmeichelweise in demü»
thigeAndacht vorschulenburgischerWeisheit zurück, der auchnach
verlorenen Bataillen Ruhe die erste Bürgerpflicht schien. Bis»
marck, der nach zwei Siegen Vertrauen heischen durfte, hats ihr
1870nichtzugemuthet;istsogarohneWeitungmilitärischerMacht-
bczirke recht gut ausgekommen. Und Stein hat weder 1806 den

Maulkorberlaß des Grafen Schulenburg noch 1808 das grämliche
Wüthen preußischer Sensoren gegen Fichtes Reden gebilligt. Ein»
mal nur näherteerseinenWunschihremAngstgebot: als derPro»
fessor derberliNerKöniglichenUniversitSt die Pflicht zur Volkser»
hebung gegen den fremden Knechter so laut betont hatte, daß dessen
Lauscher den Ruf nicht überhören konnten. Preußens Waffe ist
noch stumpf, sein Boden, überall, die Lagerstatt französischerHeere,
die ein Wink desImperators zuneuemAngriff aufscheucht: Ohn»
macht darf roheUebermacht nicht reizen. Dennoch stellte der Mi»
nister sich nicht auf das schroffe Verbot des Konsistprialprästdenten
Schewe (der, wie Hofprediger Sack und Rath Nolle, immerhin
die zum Urtheil überWortkunstwerke nöthigeVorbildung hatte),
sondern schlug zwischen Autor und Censor eine Nothbrücke, auf der
sie ohne Zusammenprall einander schmale Raumfreiheit gewähren
konnten.Und was hatteFichte gesagt? »Inwelchem höheren oder
niederen Grade es uns übel gehen wird: Dies mag ganz besonders
von dem Verstand und dem gutenWillen Derer abhängen, denen
wir unterworfensind.Ob aber jemals es uns wiederwohl gehen soll:
Dies hängt ganz allein von uns ab und sicherlich wird nie wieder
irgendein Wohlsein an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns
verschaffen. "Darin mußte Bonapartes Behörde, die auch inBer»
lin willkürlich schaltete, die Sehnsucht nach der Befreierthat der
Volksmasfe wittern.Noch war nichtallgemeineWehrpflicht;noch
hatte Altenstein nicht vorgeschlagen, im ganzenPreußenstaat Ein-
kommensteuer zu fordern. Und nach Iena und Tilsit durfte der
finstereTyrann nicht erzürnt, das Vertrauenin die muthigeKlug»
heit der Staatslenker nicht völlig entwurzelt werden. Heute? Vor
vierzehn TagenhatdasZeitungssyndikatFrankreichs,dessenNord»
Ostgebiet seit drei Monaten die Geschosse unseres Millionenhee-
res aufwühlen, durch die derRegirung dienstbare Havas-Agen»
tur die Wehrsätze verbreitet: »Die Censur muß auf das Verbot
dem Staat schädlicher und als falsch erwiesener Nachrichten be»
schränktbleiben.DieFreiheitderPresse,dieFreiheitderMeinung-
aussprache ist dem Volk in Kriegszeit eben so unentbehrlich wie
im Frieden. Das ist auch vom Kriegsminister und vom Haupt
der inneren Verwaltung anerkannt worden. Beide haben ver»
sprochen, unsere Rechte, des Berichterstatters, Wächters, Kri-
tikers, durchaus zu achten. Greift die Censur trotzdem über das
Verbot schädlicher und falscher Nachrichten hinaus, dann muß

das Land hören, daß auch da, wo an Schädigung der Staatssicher»
heit nicht gedacht werden kann, derPresse Schweigen aufgezwun»
gen wird." Vom Feind, vom erbärmlichsten, kann man lernen. In
den„Iimes"wurdeneulichgesagt: »InDeutschlandlebt ein fleißi»
ges, gescheites, ein großes Volk. Dieses Volk aber will in uns den
Glauben erzeugen, daß seine Glieder, alle, gleich fühlen, denken,
handeln,und läßtsich von seinerRegirung deshalb dieMeinungen,
die es haben darf, in den Mund legen. Ihm fehlt der Wille zur
Freiheit. DerenWesen sehen wir darin, daß jeder Einzelne glau»
ben darf,was erselbst fürwahrhält,und thundarf, was ihn selbst
richtig dünkt. "Träfe dieserTadel am Leib Deutschlands einen wun»
den Fleck: wir wären des Ranges nicht würdig, den unser Stahl
jetzt begehrt; und müßten vor deutschen Kriegern in Scham er»
röthen.EinVolk, das nurim Dämmerlicht, unter des Zuchtmeisters
Ruthe, bei Milchbrei und Zuckerwaare, still, einig, zum Guten
entschlossen bliebe, müßte noch manches PaarKinderschuhsohlen
durchlaufen, ehe es in Vormacht und Erdschiedsrichteramt auf»
steigen dürfte. So,liebeFeinde,siehtEuerIrrwahnDentschlands
Volk. Dasblutet. Dashaftetundzahlt. Daswillund darfwissen.
Alles; auch Schmerzliches. Das mag nicht in erkünsteltem Rausch,
mittzurra undHussa,vorwärtstaumeln; wach und stark,nüchtern
und stolz schreitet es seinen Schicksalsweg, in dessen Hag über
Dornen ihm Rosen duften. Sein Vertrauen reift nicht über den
Glühbirnen derAmtshäuser; erblühtnicht aus Schweigebefehlen.
Die waren in Urvätertagen schon der dürftige Nothschurz der
Schwachheit. Kräftige haben vor Kritik nie gebangt; freuten sich
immer am Wetzspiel der Meinung, dessenFunkengestiebeihrAuge
erhellte. Unter Bismarckund Moltke: öffentlich breite Erörterung
der (zunächst doch militärischen) Frage, ob die Beschießung von
Paris nicht verzaudert worden sei. Ietzt, da sie nöthiger als je zu»
vor ist, keine Kritik, auch nicht von Taktgefühl und Vaterlandliebe
gesänftigte ? Taugliche Köpfe, weil sie nicht auf dem Rumpf des Be-
amten thronen, von jeder Mitwirkungmöglichkeit, bescheidenster,
ausgeschlossen? Dann dürfte die Sippe höhnen. Doch wir sind nicht
furchtsamer als unsere gewaffnetenHelden. Und wissen, deutscher
Gottheit, wieFichte einst,voll, daß nie wieder irgendeinWohlsein
an uns kommen wird, wenn wir nicht selbst es uns schafsen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Horden in Berlin.
Berlog der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Garleb S. m, b H. in Berlin.

Berlin, den 12. Dezember 1»14.
Was sollen wir thun?
Kriegsweihnacht.
AMnter dem Dach deutscherHeime, deren Erhalter nicht draußen,
AV in Ost und West, den Rockund die Waffen des Reiches trägt,
dürfte in der Weihnacht des Verhängnißjahres kein Gabentisch
prangen, kein Christbaum duften, keiner Iesuskerze milder Gold»
glanzdas dunkleGründerTannendurchleuchten.Weil sichs nicht
schickt. Weiluns nichtziemt, in sattemBehagenFestezu seiern, wäh-
rend ein ungeheures Heer deutscher Menschen auf ferner Wacht
friert, in Feuersnothund Eisengewitter keucht oder in grausig ge»
lichtetem Schwarm nach der Schlacht sich zu kurzerRast sammelt.
Wo verröcheln die Kameraden? Zu sorgsamer Bestattung blieb
keine Frist. Vor, in, hinter den Schützengräben liegt noch, was
gestern fiel. Ehe derBefehl zum » allgemeinen Sturm" kam. Sie-
benhundert Meter ohne Deckung; gegen Maschinengewehre. In
Reihen hatten die tapferenIungen sich vornüber gelegt. Eine, zwei,
sechs. Wie Halme, die ein Windstoß geknickt hat. Den Graben, in
dessen Schutz Einzelne zurückfanden, haben Granaten zerwühlt.
Die Sterbenden sind in der letzten Bewegung erstarrt; im An-
schlag, mit zornig himmelan geschleudertem Arm, auf strauchelnden Knien. Schichtet sie,endlich,unter die entblätterteBuche.Und
schaufelt, unter feindlichem Feuer, drei Massengräber. Schnell:
derPfarrer muß weiter.Da bringt ihn dasAuto. DerNachtwind
überheult seine Worte, zerzaust ihm den Bibelspruch, peitscht ihm
das Schnurrbarthaarzwischen dieLippen, die frommenTrost spenden wollen.Das dünne Menschenkränzchen, das sich umdas erste,

zweite, dritte Grab schlingt (die Verluste waren groß und die
Schützengräben dürfen nicht entblößt werden), hört den müden
Priester kaum.Horcht ausdumpferTraueraufdasschrillePfeifen
und denEinschlagsknall der Geschosse.»Danke, HerrPfarrer.' Die
Spaten knirschen sich durch die gefroreneErdoberschichtund werfen
kalte Schollen auf das Gehäuf verrenkter Glieder. Wer bettet
uns ? Wann? Warte nur: balde!»Rüstig, Kinder! Die Engländer
schießen so wild mit Schrapnells, daß Einem warm wird wie in
Teufels Küche und wir, für alleFälle, jeden Mann hinterDraht»
verhau haben müssen. Diese verdammten Nachtangriffe!" Aus.
»In Gott starben fürs Vaterland und ruhen hier..." Wo ruhen die
heute Gefallenen? Bereitet derFeind ihnen die Gruftund schirmt
sie vor der Gier lungernder Leichenräuber und hungernden Rüssel»
viehs? Die Stunde, die so Furchtbares schaut, die aus hundert»
tausend Wunden das Blut deutscherMannheit wegtropfen hört,
darf uns nicht felige, fröhliche Zeit fein. Baum und Lichte, Aepfel
und Nüsse, Lebkuchen und Marzipan, Karpfen und Christstolle,
Alles, was Ihr sonst ins Heim schenkt: ins Feld, in dieLazaretek
Redliches Hausgesinde wird gern auf dieBescherung verzichten»
wenn es weiß, daß sie deutsche Krieger erfreut. Und die Kinder
sollen sich ihr Leben lang der lichtlosen, putzlosen Weihnacht des
Iahres erinnern, da das Vaterland um seine nächste und fernste
Zukunft focht und einen Krieg führte, wie keiner je war. Nur Kin-
dern, deren ErnährerimKampf oder vom Kampf siech sind, wollen
wir bescheren: damit ihnen ein Bischen Freude werde und dem
Spielkramhändler nicht alle Einkunft fehle. Besinnet, Eltern, was
Ihr inNothzeit ausgeben könnt; karget nicht etwa, weil dasGe»
schenk diesmal nichtimHaus bleibt; öffnet die Herzen, den Beutel,
die Hände; und sorget, daß nirgends ein Handelszweig verdorre.
Schneiderund Handschuhmacher, Buch-und Bildhändler,Luxus-
undSchleckereikrämer wollen auch überwintern; müssen: sonst stockt
imKörper deutscherWirthschaft der Lebenssaft, wenn er,imLenz,
wieder aus kräftigem Drang in denWipfel aufsteigen soll. Gehet,
deutscheFürsten undMillionenbeherrscher, mit edlemBeispiel vor-
an; lasset nicht indieZeitungsetzen,daßIhr»namhafteSummen"
gespendet hnbt, sondern den Betrag in klaren Ziffern nennen. Das
wirkt dann nach unten fort. Schon im August haben zweihundert
londoner Firmen beschlossen, ihren ins Heer oder in die Flotte

berufenen Gehilfen für die Dauer des Krieges denRegirungsold
aus eigenen Mitteln fo zu erhöhen, daß er nicht unter der Ge»
haltsstufe bleibe,die derAngestelltevordemEintrittindenWehr»
dienst erklettert hatte, und sich verpflichtenden Heimkehrenden loh»
nende Arbeit zu finden. Sechzehnhundert andere Firmen haben
damals gelobt, jeden Gehilfen, der sich dem Landwehrdienst zu»
schwört, so fest, mit Lohn und Darlehen, zu stützen, daß er allen
Pflichten genügen kann. In solchen Bezirken keimt noch manche
Möglichkeit, den Kriegern Freude zu stiften und die Sorgenbün»
del zu erleichtern. Wir haben, auch der in Dürftigkeit Hausende,
ein Obdach, ein warmes Stübchen, ein Bett, eine dampfende
Suppe. Wir müßten uns eines üppigen Gabenfestes schämen.
Aus unserer Seele flamme das Iulfeuer; in unserem Will-n zum
Sieg erbrauseWotans Gejaid, des ruhmreichen Germanengottes
Wildes Heer. Höret im Dom von Heiligen, leset im Herdfrieden
von Märtyrern: Keinem ward härtere Pflicht als Euren Brü»
dern im Feld und auf düsterem Meer; Keiner trug froher sein
Kreuz. Wer deutschen Kriegern eine Stunde erhellt, feiert deut»
sche Kriegsweihnacht. Und vor seinem inneren Blick, nur vor sei»
nem erblüht in der heiligen Dezembernacht tief im Waldesdickicht
der Baum, von dem im zehnten Iahrhundert aus Arabien die
Wundermär nach Europa drang und die Lichterbaumfeier ein»
wurzelte.WoMenschenliebeMenschen beglückt,blühenund duften
aus vereister Erdrinde noch in lenzlichem Schimmer die Bäume.
1909. Aus derSüdkrim istNikolaiAlexandrowitsch in den Be-
zirk der Mittelmeerbahn gereist. Durch die Dardarnellen durfte,
über Odessa»Budapest»Venedig wollte er nicht fahren. Als er in
Racconigi den König Victor Emanuel (und den zum Kolloquium
gebetenen Herrn Pichon) begrüßt hat, heißts in Berlin: »Was
kann denn herauskommen? Der Ertrag wird eben so unfindbar
sein wie der aller bisher vor unserem Auge und hinter unserem
Rücken ausgetauschten Bündnißverträge und Freundschaftbe»
theuerungen." Ist dieser Ertrag wirklich unfindbar? Alle wich-
tigen Entscheidungen der letzten Iahre sind, in Ostasien und am
Persergolf, in Nordwestafrika und Südosteuropa, gegen unseren
Willen oder mindestens ohne unsere Mitwirkung Ereigniß ge»

worden. Alle Imponderabilien deutscher Macht sind verzettelt, verschwatzt, verzaudert. Unsere Verhandlungfähigkeit reicht nur just soweit nochwiedieTreffkraft unserer Kanonen. Als dervierte Kanzler die Möglichkeit aufdämmern ließ, fünf Millionen deutscher Soldaten könnten mobil gemacht werden, wich der Briten» concern für ein Weilchen zurück. So tief waren wir nun unter der alten Höhe, daß wir, um Winziges durchzusetzen, das Schwert lockern mußten. Rußland hat kein schlagfertiges Heer: und wird von aufdringlicher Liebe umbuhlt. Petersburg, Paris, Wien so» gar darf der Betrachter eher zu den Centren internationaler Politik zählen als Berlin. Kein Ertrag? Millionen Britenhirne er» sehnen den Tag,derDeutschlands Kolonien unter fremdeFlagge bringt, Deutschlands Flotte als einen Trümmerhaufen in den Meeresgrund scharrt. Wo wäre dann ein starker Freund, der, ohne selbst gefährdet zu fein, uns beistünde, einer nur, der aufrichtig mit uns trauerte? Für diesen Tag aber wird in Ost und West so betriebsam vorgearbeitet, für den Tag anglo-deutscherAusein<-andersetzung so geschäftig in Nord und Süd. Und nur ein Tropf oder Trüger kann diese Vorarbeit ertraglos nennen.

Das Instrument des Dreibundes hielt schon Bismarck für ziemlich verbraucht; er rechnete mit Möglichkeiten, die nicht ein» mal im engen Bereich deutsch-österreichischer Solidarität lagen. Italien erwähnt er kaum. Er wußte, daß die Angliederung Italiens nur als ein pfiffig ersonnenes Kunststück, nicht als eine,fort» zeugende Geniethat in der Geschichte leben werde. Das Bündiß mit Oesterreich ließ Deutschland ohne Deckung gegen einen fran» zöfischenKrieg; und dem suggestiblen und nach jedem Lorberreis langenden Crispi war leicht einzureden, die Republik derGam» betta und Galliffet gefährde die italische Freiheit und die Souverainetät des Hauses Savoyen. (Gerade Crispis Abschwenkung zu Deutschland und den »Usurpatoren" vonTriestund Trienthat dann die Franzosen, die darin Undank empfanden, gegen Italien gestimmt.) Von diesem Erfolg arminischer List sprach der Entlassene lächelnd, ohne ernsten Stolz, wie von einer Bülte, auf die der spürsinnige Entenjäger seinen Fuß gestellt hatte. Zu spät sah er ein, daß ihm ein Irrthum das Auge trübte, als er Italien zu den saturirten Staaten zählte. Gesättigt (schon Crispi hats leise angedeutet) wird sich das Königreich vielleicht fühlen, wenn es

beide Küsten der Adria umsaßt undim Orientmitschmausen durfte.
Das ahnte Bismarck erst, als Umbertos Minister Rudini mit den
Russen zu äugeln begann und Herr von Giers als postillon ä amour
nach Monza ging.DasBündniß sollte Italien vor französischer In-
gerenz schützen und dem Deutschen Reich zur Waffenhilfe gegen
französischen Angriff verpflichten.Heute istItalien der Nachbar»
republik, an die sein Wirthschaftbedürfniß es weist, eng befreun-
det; und wenn unsere Westgrenze bedroht wäre, stieße aus dem
Land Victor Emanuels kein Mann zu unserem Heer. Italiens
Protektor ist Deutschlands Feind: Großbritanien. Italiens ein-
ziger Feind ist ihm und Deutschland verbündet: Oesterreich»Un-
garn. Was ist von solchem Bündniß zu erwarten? Daß die Ita-
liener, die sich selbst nachsagen, daß sie oft Dummheiten reden,
doch nie Dummheiten machen, das Band nicht lösen, ist begreif-
lich. SchonNigrarief,Italienkönne mitOesterreich nur imBünd»
niß oder im Krieg leben. In Tirol steht Austria gewaffnet auf der
Hochwacht; seine Offziere ersehnen die Gelegenheit,die aufman-
chem Feld Besiegten noch einmal zu schlagen: und am Ende ists
besser, mit dem Heer der Habsburger, einstweilen noch nicht die
Klinge zu kreuzen. Für Italien hat der Dreibundvertrag den
Werth einer Wartehalle, in der es die dem Kriegswagniß gün-
stigste Stunde ungefährdet erlauern kann. Das Ansehen des Deut-
schen Reiches bürgt denSavoyern gegen österreichischenAngriff.
Und denHabsburg»Lothringern gegen italienischen. (Bis aufWei-
teres, muß der Vorsichtige hinzusetzen.) Welchen Vortheil aber
bringt uns dieser Bund? Wo auch nur noch den winzigsten? In
allen Krisen der letzten Iahre stand Italien bei unseren Gegnern.
1911. Italien hat dem Türkenreich Tripolitanien und die
Kyrenaika entrissen, durch diesen kecken Streich (auf den London
und Paris, nicht Berlin vorbereitet worden war) den Bundes-
genossen in arge Verlegenheit gebracht und damit bewiesen, wie
niedrig es denNutzen des alten Vertrages einschätzt. Dürfen wir
dem Volke grollen, das sich in die Römerglorie eines Kaiserreiches
zurücksehnt?Als (gerade vor dreißig Iahren) Mancini und Blanc
über die Bündnißmöglichkeit verhandelten, weigerte Bismarck
ihnen jede über das Territorium des jungen Königreiches hinaus
langende Bürgschaft; fürs Mittelmeer wollte er nichts versprechen,
mit derSorge für die interets priinoräiauxItaliens nichtbelastet sein

Darüber mochte es sich mit England verständigen, dessen freunde
lichesVerhältnißzumDeutschenReichebensounentbehrlicheVor-
ausfetzung des Dreibundes war wie der franko»italische Zwist.
Beide Vorbedingungen sind längst gefallen; und Italiens Recht,
seine Mittelmeergeschäfte mit anderen Partnern abzuschließen,
konnte niemals bestritten werden. DaßBaratierisHeer beiAdua
vernichtet,Italien durch den vonEngland gefördertenAufstand der
Derwische aus dem Nilthal gedrängt und genöthigt wurde, Kas»
saladenBriten zu räumen, trübtedieStimmungzwischendendurch
»traditionelleFreundschaft"(Rudini)verbundenenVölkern.Ita-
lien muß auf Tunis, Abessinien, den Nil verzichten und möchte sich
inTripolitanien entschädigen.England erlaubts nicht;und giebt,
in dem Vertrag vom einundzwanzigsten März 1899, den Fran»
zosen, alsPflaster fürFaschoda, das tripolitanische Hinterland. Im.
nächstenIahrsindHanotaux undVisconti-Venosta einig. Frank»
reich leiht den Italienern wieder Geld und kauft ihnen Waaren
ab: die entente tranco-italienne ist Ereigniß. Frankreich wird in
Tripolis, Italien inMarokko den wiedergefundenen lateinischen
Bruder amBormarschhindern.DerDreibund?»DerVertragent»
hältnichts,wasdieRuheundSicherheitFrankreichsstörenkönnte,
und vermag die Entwickelung unseres herzlichen Verhältnisses
zu Frankreich nicht im Allergeringsten zu hemmen." (Minister
Prinetti.) »In keinem Fall und in keiner Form kann Italien je
wiederdasWerkzeug einer gegenunser Land gerichteten Drohung
werden. "(MinisterDelcasse.) So weit sindwir im Sommer 1902.
Noch im Ianuar hat England von Malta die Kreuzer,, skeseus»
und »Surprise» nach Bomba und Tobruk geschickt, um an Tripo-
litaniens Küste seine Flagge zu zeigen und die Italiener vor einer
Expansion in türkischesLand zu warnen.Laut ist inRom ja schon
gefragt worden: ^näiarno a1>ipoIi?HerrDelcassö wirkt bei seinen
londoner Gönnern für Italiens Sache. Unterstaatssekretär Ba»
cclli muß im Parlament sagen, die Regirung denke nicht an die
Annexion Tripolitaniens und der Kyrenaika. Das genügt; Ita»
liens »Rechte" auf diese Gebiete werden von dem Ministerium
Salisbury anerkannt undKingEdwardgiebtderZuversichtAus»
druck, daß die anglo-italischeFreundschaft nie enden werde. Mt
Rußland (Giers, Iswolfkij), Frankreich, England hat Italien
seinenHandelimReinen;derDreibundvertragschließtsolcheGc»

schäfte nicht aus. DieAbwickelung ist nicht eilig. WenndieTürkei
aber zu erstarken scheint, Frankreich mit deutscher Nachhilfe Ma-
rokko seinem nordafrikanischen Imperium eingliedert und die
Spannung zwischen England und dem Deutschen Reich so unleid»
lich geworden ist, daß Britanien den seinem ConcernZugehörigen
nichts versagen darf, dann ist Zeit, zuzugreifen. Sonst würde die
günstigste Stunde versäumt. Wir dürfen nicht klagen. Warum
ließen wir denText des Vertrages vom zwanzigsten Mai 1882 än»
dern,das Vertragsinstrument völlig entwerthen? Unsere Schuld.
Noch aus Fehlern weiß der Kluge Zins zu ziehen. Nach dem
italienischen Ultimatum mußte das Deutsche Reich in Rom den
Vertrag kündigen.Höflich; derBotschafter durste kein nachTadel
schmeckendes Wort über die Lippe lassen und nicht einmal andeu«
ten, wie oft er im Lauf des Winters den Herrn der Confulta ge»
beten habe,das tripolitanischeAbenteuer noch aufzuschieben. Da
wir nichtArm inArm mitdenTürkendieWeflmächtesammtRuß»
land in die Schranken fordern konnten, mußten wir dem Iflam,
der ausDeutschland zwar oftschöneWortegehört,inDeutschland
aber bis heute noch nie den Helfer aus Fährniß gefunden hat,
mindestens zeigen, daß unser Weg vonItaliens abbiegt. DieDe»
monstration wäre wirksam gewesen und hätte uns nichts gekostet.
1912. Die Schwachheit vonTunis und dieSchlappe vonAdua
find verschmerzt. Das Trachten, aus Italien, nach dem hübschen
Wort desHerrnCharlesLoiseau(»l. Italie et la question ä'Orient«),
einenRegenschirm zu machen, den des Besitzers Hand nach keiner
Seite hin mehr aufspannen kann, ist mißlungen. Die alte Frage
»Nehmen wirTripoli?" ist glorreich bejaht worden. Nichteine
halbwegs ernsthafte Schlacht verloren; nichtein Schiff beschädigt.
Blut ist geflossen, mancher Iüngling kehrt nie wieder ins Gold»
orangenland heimund die Staatskasse ist um eine halbe Milliarde
ärmer. Haben nicht auch wir jede Kolonie, die dürrste mehr als ein»
mal,mitBlutundmitGoldgedüngt?IstderWerthTripolitaniens
und derKyrenaika etwa geringer als des Herero» und Hottentoten»
bezirkes, der für kurze Abendstunden in Diamantenglanz prunkt?
Deutsche Schiffe können, wenn die fratellän^ latins, und England
ihnen die Kohlenzufuhr fperrt, in keine deutsche Kolonie gelangen.
Von Katania nach Tripoli ist ein Katzensprung. Das letzte große,
Europäern noch nicht unterthaneMittelmeerland. Tripolitanien

ist eme Wüste? Freilich: Saharaland; d er größte Theil sandig und-
unbewohnbar. Doch die Zahl und der Umfang derOasen ist, von
Mechya bis nachKufra, nicht gering; undmußdielibyscheWüste
ewig wüst bleiben? Moderner Technik bietet der alte Plan, die
Sahara zu bewässern,kaumnochabschreckendeSchwierigkeit. Der
Sudanese ist ein billiger und guter Arbeiter. Und dicht bei Tara»»
bolos-el-Rharb, der Tripolis des Westens, tragen auf dem von
Pumpbrunnen undKanälchen genäßtenSaharabodenPflaumen-
undPfirsich», Citronen» und OrangenbäumeBlüthe und Frucht^
spendet das Riesendach eines unübersehbaren Palmenwaldes
Schatten; reift Weizen, Gerste, Mais und jedeArt europäischen
Gemüses. Die Kyrenaika, mit dem (nach Herodots Libyerüberliefe-
rung) durchlöcherten, Regen und Thau schenkendenHimmel, mit
dem Grünen Berg (Djebel Akhdar: der Legendenstätte des Gar»
tens derHesperiden) und dem Rothen Hochland, dessen eisensalz»
haltiger Humus die Wachsthumskraft aller Pflanzen ins Sub»
tropische erhöht, ist ein üppige, Europäern wohnliche Ackerbau»
kolonie. DieBai vonTobruk, die Schweinfurth fürHafenanlagen
eben so günstig fand wie La Valette und Biserta, kann, zwischen
West (Marokko, Algerien, Tunesien) und Ost (Balkan, Levante,
Egypten, Kleinasien), eine Flottenstation von mitentscheidender'
Stärke werden. Daß der Sudan früher als Tripolitanien vergeben
fein werde, konnte Gerhart Rohlfs nicht ahnen; war er deshalb
ein blinder Gimpel, da er den Besitz derSyrtenländer höher als
Tunesiens einschätzte? Doch dieWuth derAraber duldet,wie die
zärtlichere der Frühlingssonne, nichts Weißes; die dauernde
Sicherung der Herrschaft über Libyen ist nie gelungen. Niemals.
Nur ist damit nicht bewiesen, daß sie auch dem Maschinengewehr,
das in Minuten, ohne das Geräusch einer Gartenspritze zu über»
tönen, Abertausende hinstreckt, nicht gelingen könne. Schließlich:
Italien hatte die egyptische und die tunesische Gelegenheit ver»
säumt; ihm blieb keine Wahl. Was es jetzt erworben hat(dieden
Türken zugesagte Entschädigungsumme ist ein Pappenstiel und
wird obendrein noch inRaten gezahlt), darf keinNüchterner eine
Kolonie ersten Ranges nennen; auch nicht, wenn in dem franko»
italischenGeheim abkommen von1901(Delcasse»Prinetti) dasHin-
terland reichlich bemessenund die Oasenzone vonRhatbis Rhada»
mes ihm zugezählt ist. Für Politik undWirthschaft des Appeninen-

reiches wiegt es dennoch ungemein schwer; mögen Kaufleute, die
langsichtige Wechsel nicht lieben, im Ton tiefsterVerachtung das
Geschäft schelten undMeinungmacherwieder,wieannoMarokko,
trillern: »WelchesGlück, daßDeutschland nicht solcheKämpfe zu
führen hat!" Dieser Kindertext hätte auch auf das Indien der
Seapoyzeit und auf die Kapkriege gepaßt. Italiens Volk war nie
so einig, von Turin bis nach Palermo von solcherFreude amVater-
lande durchglüht. Victor Emanuelund Giolitti müssen heute thun,
als habe der Gedanke an Albanien nicht einmal im Traum ihr
Hirn gestreift; noch morgen würde derVerdacht schädlich, daßihr
Streichholz ein Feuer anzünden wollte, an dem in Cetinje der
Schwiegerpapa sein Süppchen wärmen kann. Auch übermorgen
ist ein Tag. Die Volksphantasie hat neue Nahrung. Bald tost sie
ins Blau, aus dem, wie Blinkfeuer, das Lichtbild einer Kaiser»
krone funkelt. »Wir sind wiederRömer. DieHerren der insLatei«
nerinteresse eingemörtelten Papstkirche. Valona ist unserenächste
Etape. UnserArm umfängt dieAdria. Spitze und Absatz unseres
Küstenstiefels sind fortan Roms Hoheitzeichen im Ioniermeer."
Von Tunesien, von Tuareg, vom englischen Sudan aus ist
das Syrtenreich leicht zu gefährden. Zwischen Sizilien und der
weißen Citadelle von Tripoli liegt Malta; dem Kitchener ein stär-
keres Geschwader erwirkt hat. Wer darf, nach einem Blick auf die
Karte, wähnen,Italiens Herz müsse vom neuen schnell sich wieder
zum alten Dreibund wenden? Rußland hat die Türkei unter dem
Druck ängstigender Drohung gehalten. England ihr denWeg durch
Egypten,auf dem sieTruppen nach Benghast schicken konnte, verrie-
gelt und damit ihre Niederlage entschieden; dann auf dem Balkan
die Zündschnur gezogen und dem von fünfHeeren bedrängtenSul-
tan denFriedensschluß abgepreßt. Italienwirds nicht vergessen;
und istfürs Erste mindestens, mit noch vergrößertem Besitz offener
Küsten,mehr als je zuvor auf Englands Freundschaft angewiesen.
Wie lange? »Italienwird bald die meisten europäischenMächte
um sich geschaart sehen. Egypten, Tripolis, Tunis,Algerien sind
die von derNaturuns bestimmten Kolonien.Englands undFrank-
reichs Versuche, die glorreiche Römerzeit aus dem Grab zu rufen
und in Nordafrika das von derNatur unsItalienern zugedachte
Patronat an sich zu reißen, sind fruchtlos geblieben. Wir dürfen
niemals vergessen, daß in Egypten fünfzehntausend Italiener

leben, daß in Algerien und Tunis die Zahl unserer Volksgenossen noch größer ist und daß an allen Küsten der Italerstamm in den Künsten, in Handel und Industrie herrscht." AlsCampoFregoso, vor vierzig Iahren, in dem Buch über Italiens Primat diese Sätze veröffentlicht hatte, nahmen die Leser sie nicht allzu ernst. Der Größenwahn derRömerenkelwar ja nicht neu und ihre Megalomanie schien der Nachbarschaftnicht gefährlich.Daß denItalienern die Herrsch aft über Nordafrika gebühre, hatte Mazzini Iahrzehnte lang gekündet. In England dachten die Politiker wie Stockmar, der den Prinz»Gemahl andiePflicht mahnte, Italien zumKampf gegen Frankreich zu stärken. Thiers kannte den lateinischen Vetter; hatte vorausgesagt, daß Italiens Dankbarkeit so lange währen werdewie seine Schwäche; und konnte lächeln, als Rochefort und Clemenceau riethen, Korsika den Italienern zurückzugeben, die gerade dieUeberrumpelungTunesiensplanten. IstdieThatsache, daß auf diesen Plan erst verzichtet wurde, als der GroßwesirAli Pascha mit einer Flottendemonstration drohte, nach den Insel» siegen der Römermarine schon völlig vergessen? Im Heilsjahr 1912 sieht das Weltbild freilich anders aus. Egypten britisch: Marokko, Algerien, Tunesien französisch; Tripolitanien und die Kyrenaika italienisch; die Türkei aus ihrer letztenAfrikanerfestung verdrängtund auf den Schutz durch ungestüm schwankendeAraberlaune angewiesen. Und Victor Emanuel ist derFreund des russi» schen, der Schwiegersohn des montenegrischenNika, derSchwager des Serbenkönigs; mit seinen Gefühlen und Machttrieben dem Balkan verlobt. Schon wird die Adria wieder der Golf von Vene» dig genannt und von der Nothwendigkeit des » adriatischenGleich» gewichtes", noch leise, gesprochen. Schon redet Rom mit, wenn überAlbanien verhandelt wird; und aus dem Blick, der die Han» delsblüthe Triests und Antivaris, Fiumes und Cattaros streift, sunkelt neidigeGier. Tunis ist, mit dem Sizilien so nahenBiserta, an die Franzosen verloren; und unvergessen noch das Ausplauderwort des Marineministers Pelletan: »Im Besitz von Biserta, von Korsika, das wie eine geladene Pistole aufs Herz Italiens zielt, und von Toulon können wir, trotz Gibraltar und Malta, zwischen den beiden Hälften des Mittelmeeres die Thür offen halten.' Auchwiderein neues Römerimperium, das im Syrtenmeer, bis fast an Kretas Küste, herrscht und von Brindisi seine »natür-

liche Einflußsphäre" bis nach Valona geweitet hätte?Unterneuem
Himmel soll ein Theil des Traumes, der Mazzini und Campo
Fregoso einst tröstete, nun Wirklichkeit werden. Die Excellenz
Giolittis haben Skrupel nie geplagt. Um sich auf derMachtzinne
zu halten, wird er seine Sünderseele dem Teufel verschreiben(der
längst die Erste Hypothek darauf hat). Den Briten zuraunen, daß
er im mediterranischenReich nur ihre Geschäfte besorge. Mitden
Wienern äugeln und ihnen schwören, daß er die Existenz des
Albanerlandes vergessen, den altenNarbenschmerz in derAdria»
flankeausgeheilthabe.DenSüdslawenbetheuern,daßOesterreichs
Uebermuth zugleich mit der Türkenmacht zerbröckeln werde, die
Stunde der Rache und gesättigter Großserbensehnsucht also nah
sei. Den Berlinern vorschwatzen, nur Frankreichs Absicht, auch
das letzte Stück nordafrikanischer Erde zu erraffen, habe ihn zu
der Expansion nach Tripolitanien gezwungen, und, mit dem
Schwurfingerauf demMittelstückdesBündnißvertrages,geloben,
daß amRhein und amFußderAlpendieBersaglieridas Deutsche
Reich gegen Gallierwuth vertheidigen werden. DieserRitter des
SchwarzenAdlers macht wirklich Alles und hat den Rumpf, der
einen manchmal tollkühnen Schlaukopf trägt, mit allen Salben
des nahen und fernen Orients geschmiert, ^ratellan^a latirm? Auch
dieses (etwas abgestandene) Gericht kann, wenns verlangt wird,
.aufgewärmt und mit einer rasch zurechtgequirlten und gewürzten
Sauce dem Hunger hingerücktwerden. Warum denn nicht? Noch
soll ja, vor festem Balkanfrieden, der Kampf ums Mittelmeer nicht
beginnen; der Bruder nicht dem Bruder mißtrauen lernen. Nikolai
Alexandrowitsch heischt die sichtbare Wiederkehr franko»italischer
Freundschaft (l'Konneur et l arZent). Und der kluge Schachspieler
hält sich, so lange es irgend geht, auf dem Brett alle Felder offen.
England hatte gehofft, die Türkei werde den neuenStoßnicht
überdauern und, zunächst, dem Sultan einGegenkhalif erstehen,
den, inArabien, englischer Einfluß sacht schmeidigenkönnte. Noch
siehts nicht danach aus. Welcher Nutzen ist dann aber von dem
Krieg für Britanien zu hoffen? Rußland verräth Lust zur Be»
thättgung der langsam wieder erstarkenden Stoßkraft. Und Italien
läßt sich, vor Aller Augen, mit ihm ein, weil der größte Theil der
Britenflotte aus dem Mittelmeer in die Nordsee gezogen ward.
Dableibtmanche gefährlicheKombination denkbar. Die mediterra-

nische Herrschaft ist keine Ramschwaare. Was da unten im Dunkel wächst, schmeckt dem Gaumen des verwöhnten Iohn Bull eines Tagesvielleicht so sauer undsalzigwie an derIonierschwelledem Kranken die Kolbenähre des schmarotzenden Cynomoriums. Eine zweite Nordsee? Eine, die der zurVertheidigung Egyptens und Indiens Gezwungene durchqueren muß? Das wäre der Anfang vom Ende desWeltrichteramtss. Höchste Zeit, nach demRechten zu sehen. Die Herren Asquith und Churchill treffen auf Malta Lord Kitchener, den »Agenten" und Fellachenschützer am Nil. Die Minister waren von Gibraltar gekommen. Da horstete einst die Macht der Phoiniker, dann des Berbernhäuptlings Ta» rik. Dessen Burg erobert, im fünfzehnten Iahrhundert, einHerzog von Medina»Sidonia.Karl der Fünfte baut sie zu einerFestung aus, die für uneinnehmbar gilt, 1704 aber vom Admiral Rooke überrumpelt und, wie Minorka, im Frieden von Utrecht dem legitimen Herrn nicht zurückgegeben wird. Britania ist im Besitz, wohnt also in sicherem Recht und kann dasMittelmeer nachWillkür öffnen und schließen. Der Suezkanal giebt ihm einen Ausgang. Was England dem Erdosten verkaust, was es an Nahrungmitteln und Rohstoff von ihm einhandelt, muß durch diese Meer» schleußen.Flattert über ihnen nicht mehr derUnionIack, dann ist Egypten gefährdet, Indien nicht vor Erobererdrang und Aufruhr zu schützen, das britische Afrika bequemem Handel verstopft. Von Gibraltar aus sind alle Schiffe zu überwachen, deren Kurs zwischen die Säulen des Herakles weist. Zu überwachen; nicht, wie in den Tagen der Segelschiffahrt, zu vernichten. Die Felsfestung, die lange der Schlüssel zum Mittelmeer hieß, ist nur noch ein nützliches Observatorium; und selbst der Wachtdienst ist nur verbürgt, wenn moderneKriegsschiffe ihn leisten. Der mit Kanonen gespickte Fels, an dem eine von Briten, Spaniern, Maltesern und Iuden bewohnte Kleinstadt klebt, vermag mit seinem Feuer einer Flotte, die sich dicht an der afrikanischen Küste hält, kaum zu schaden. Seine Wälle und Bastionen, die vier Iahre lang dem Ansturm derfranko»spanischenTruppentrotzten,schrecken keinen starken Feind mehr. Schon vor zwölfIahren hat im londoner Unterhaus der Abgeordnete GibsonBowles die Seefestung Gibraltar »eine Nationalgefahr" genannt.Sie kann nicht ernstlich schaden, von der Artillerie eines gut gerüsteten Feindes aber schnell so

geschwächt werden, daß ihre Kraft nicht einmalzum Schutz der un-
ter ihren Schirm gestellten Geschwader ausreicht. Manches ist,
mit Millionenopfern, seit der Zeit der Rawson, Gibson Bowles
und Goschen gebessert worden. Doch der strategische Werth und
die Abwehrfähigkeit Gibraltars war um keinen Preis der Ent-
wickelung des Geschützwesens anzupassen. Der Schlüssel ist rostig
geworden. DieStunde,in der er dasMittelmeer öffnet oder ver»
schließt, kann, nach dem Urtheil der Sachverständigen, nie wieder-
kehren.Und drüben herrscht, vom CapSpartelüber die spanischen
PresidioshinwegbisansCapBon,Frankreich,dasdenBritennicht
immer befreundet war, nicht immer zu Vasallendienst willfährig
sein muß. Eine zweite Nordsee? Der Weg nach Suez und Aden?
»Ihr sitzt in London, strafft auf einem ländlichen Golfplatz
die Muskeln oder schlürft an der Azurküste Sonne und Soda.
Ein wahrer Segen, daß Ihr jetzt gezwungen seid, aus eigenem
Auge zu sehen, was ist; die Gefahr fürchten und ihr vorbeugen zu
lernen. Zuerre est uns aMire cle positions', sagte Bonaparte,
der, trotz Trafalgar undWaterloo,keinRindviehwar.1lnd unsere
Positionen sind nicht mehrso bombensicher wie in der Zeit meines
Ingenieurfeldzuges in den Sudan. Gibraltar ist eher Große Oper
als abschreckende Wirklichkeit. Malta? Das läßt die Mühe nicht
unbelohnt. Araberund Wikinger, Phoiniker und Karthager haben
sich dieses Besitzes gefreutund Roms Triremen hier nach mancher
Sturmfahrt gerastet. Damals kam Paulus, der tarsische Iude,
her; und seine Saat ist so üppig aufgegangen, daß der Papst auf
dem Eiland feine Getreusten hat und der von den Türken aus
Rhodos verjagte Iohanniterorden von den Insulanern wie der
Retter aus Seelennoth empfangen wurde. Wichtiger ist für uns,
daß Malta seit Solimans Tagen für uneinnehmbar galt und mit
Waffengewalt seitdem auch nicht erobert worden ist. Wie wir,
nach zweijähriger Belagerung, 1800 dazu kamen, weiß derMann
auf der Straße. Thut nichts. Die Malteser lieben uns nicht, sind
unseremWesen fern und fremd wie am ersten Septembertag nach
dem Einzug unserer Kerle; aber wir wären nicht, was wir sind,
wenn wirmit zwölftausendMannGarnifon nicht zweimalhundert-
^ausendMittelmeermenschcn besser inOrdnung hielten, als Nor»
mannen und Vandalen, Araber und Byzantiner mit größerem
Heeresaufwand je vermochten. Haben die Leute der Cittanichtzwei

Tage lang vor Wonne geheult und dem Gouverneur die Pferde
ausgespannt, weil wir denBurenLadysmith aus denKlauen ge-
rissen hatten? Um unsere alte Königin nicht wie um eine Mutter
getrauert? DaßChamberlain sich hier allzu steif zeigte, die Angli»
sirung der Insel allzu laut ankündete und Beiträge zur Reichs»
vertheidigung forderte, war nicht gerade klug. Als unser weiser
König Eduard am Krönungtag dann den wunderlichen Eid ge-
leistet hatte,der ihn,denFreund derallerchristlichstenPotentaten,
zum Kampf wider Roms Irrglauben verpflichtete, wurden die
Frommen hier erst recht kopfscheu. So darf mans nicht machen.
Warum mußte die neue Prachtstraße durchaus Chamberlain»
Avenue heißen? Warum konnte sie nicht, nach dem Wunsch der
Loyalsten, den Namen des Herzogs vonPork tragen, verschließ»
lichdoch ein so guter Engländer istwieunserIoseph aus.Birming«
ham? Mit Alledem haben wir die Leute verärgert; und mit der
Aechtung derItalienersprache uns alle Agitatoren Roms aufden
Hals gehetzt. Solcher Unfug darf nicht dauern. Mich schilt man
einenTyrannen und Henker; wenn ich auf einem Hauptglacis des
Reiches je aber so gewirthschaftet hätte, wäreich wohl nicht der Ehre
gewürdigt worden, mit fo ansehnlichen Vertretern der Majestät
hierimRathzusitzen.Mittelmeer,wertheGentlemen!Nichtnurauf
MaltawohnenMalteser;mAlgerien,Tunis,Tripolis,Gibraltar,
Biserta wimmelts von ihnen. Mußten wir sie uns zu Totfeinden
machen? Konnten wirsienicht im verschrammten Römertopf ihrer
alten Sitte schmoren lassen und uns mit einer bis in die Grund»
mauer britischenCitadelle begnügen? Ietzt stänkert das Volk auf
italischem und französischem Boden herum, schachert mit seinem
Märtyrerleid und lockt uns, wenns mal ernst wird, schwankende
Gemütherins feindlicheLager.Nicht zu ändern.Nicht zu fürchten,fo
langewir die Stärksten sind. Sorgt, daß die Wunde verharsche und
aus dem Lügenpomp der Inschrift, die Ihr am Hauptthor von La
Valette laset, bald Wahrheit werde. DieStimmeEuropas hat uns>
im Pariser Frieden, als rechte Erben der Iohanniterinsel bestä-
tigt (weil sie nicht anders konnte); von der ,Liebe der Malteser^
zeugen einstweilen nur die Lettern am Stadtportal. Unsere Zu»
verficht stützt sich darauf, daß hinter diesem Portal zwölftausend
englische Soldaten zu Wehr und Angriff bereit sind und im Ha»
fen Panzer, Kreuzer, Torpedos, Zerstörer des Kommandowinkes

harren. Als Flottenstützpunkt, Proviantmagazin, Flickwerkstatt,
Kohlenlager und mediterranische Basis istMaltaunsunersetzlich.
Wir dürfen nicht warten, bis die Dominions mit ihren Geschwa»
dern die Peripherie schützen und wir nur das Reichscentrum zu
vertheidigen haben. Dürfennicht, «minder windigenNordsee rie»
senstark zu sein, alle Schiffe modernen Typs aus dem Mittelmeer
heimwärts ziehen. Was habenwirdenn? Zwischen dem veralten»
den Gibraltar und Malta (achtzehnhundert Kilometer) nichts;
nicht die lumpigste Hafenecke. Allenfalls noch Alexandria und die
Sudabai. In diesem ganzenRevier,ohnedessenBeherrschunges
noch keine dauerbare Weltherrschaft gab, sind wir Fremdlinge;
Feinde, deren Ioch man trägt, weil mans noch nicht abschütteln
kann, Heimlos, ungeliebt, nur auf unsere Macht gestellt. Und un-
ter unserem Auge, unter unserem Patronat sind große Mittel»
meermächte entstanden oder auferstanden. Wie weit ists vonBi»
serta und Tripolis bis nach Malta? Können die Dreadnoughts,
die auf österreichischen und italienischenWerften gebaut werden,
nicht einesAbends vereintin die Schlachtlinie dampfen, statt gegen
einander zu feuern? Seid Ihr gewiß, daß der zerzauste, zerbeulte
Islam ruhig bleibt und nicht eines nahen Tages gegen die Reichs»
gewalt aufsteht, die seinenHilferuf überhörte,Italien frei schalten
ließ und am Nil und am Ganges doch musulmanischerRachsucht
gefahrlos erreichbar ist? Wer schützt Egypten und denWeg nach
Indien, wenn bei Port Said die Flamme auflodert und der Herr
Vetter die Konjunkturfürseintheures KtKerlanä ausnützt? Solche
Fragen umdrängen mich, der für die Ostsphäre verantwortlich ist,
auf dem Platz der Türken, die weder Geld noch Schiffe hatten,
reiche Großmächte mit rasch wachsendenMarinen sieht, nicht, wie
Nelson einst, in Neapel und auf Sizilien wie in britischen Provin»
zen gebieten kann und deshalb feste Siegesbürgschaft verlangen
oder aus dem Amt scheiden muß. Geht von hier nach Biserta und
betrachtet, neue Römer, dieses neue Karthago. Wir haben keinen
solchen Hafen im Mittelmeer. Die Besitzer sind, die Franzosen,
unsere Freunde ? Seit wann und wie lange ? Entente wräiale: Wort
und Begriff sind mir zu französisch. EinKarthago, scheintmir,muß
man zerstören oder sich ihmverbünden;nichtmitGuirlanden,ver»
steht sich. Da die allgemeine Wehrpflicht, selbst wenn sie durchs
Parlament zu peitschen wäre, zu spät wirksam würde, bleibt uns.

wie mich dünkt, nur eine Wahl: Pool mit Frankreich oder mit
Deutschland. Sind die Franzosen entschlossen, im Mittelmeer
unsere Interessen zu heirathen, denHaupttheil des Wachtdienstes
auf sich zu nehmen und uns dadurch zu entlasten, dann können
wir für jeden Fall franko» deutschen Krieges (wer offen anzugreifen
wagt, ist eine Regiefrage) uns der Republik zum Beistand ver»
pflichten. Dann sind wir gegen den nächsten Schrecken assekurirt
und haben Muße, die Dominions zum Außendienst für dasIm»
perium zu erziehen. Sonst? Ohne gesicherte Seeherrschaft hören
wir auf,zu sein.Und gesichert ist sie nicht,wennwirPhrasen knab-
bern, während Deutschland Menschen und Schlachtschiffe zeugt."
1914. Was der eiskalte Menschentechniker Kitchener wollte,
ist erlangt: die Wacht im Mittelmeer auf Frankreich abgeladen.
Das darfItalien dulden; weilesTripolitauienhat. ImIuli1890
sprach Salisbury zu Crispis londoner Agenten: »Aendertsichdas
Machtverhältnis imMittelmeer, das niemals unterFrankreichs
Herrschaft kommen darf, auchnurimAllergeringsten, dann müssen
Sie sofortTripolis besetzen. Hoffentlich bleibt unsnochZeit. Ietzt
würde der Sultan Ihnen den Krieg erklären und Rußland hinter
sich haben, dem die Gelegenheit willkommen wäre, in Afrika für
den Khalifen zu fechten und ihn in Europa und Asien zum Va-
sallen zu erniedern. Italiens Vorstoß nach Tripolis wird stets
das Signal zur Auftheilung der Türkei sein. Diesem Schicksal
kann sie freilich nicht entgehen; aber man muß die Großmächte
und besonders die Oeffentliche Meinung Englands darauf leis
vorbereiten. Herr Crispi muß handeln wie der Iäger, der, ehe er
anlegt, den Hirsch erst in Schußweite kommen läßt, damit ihm das
verwundete Wild nicht noch entlaufe." Crispi antwortet: »Die
Türkei hat nur die Kraft der Schwachen; sie kann nur trachten, die
Starken zu entzweien, die Manches hinnehmen, um sich vor unan»
genehmer Ueberraschung zu wahren. DiesesVorrecht des Sultans
darf aber anderen Mittelmeermächten nicht die Vertretung ihrer
Rechte beschränken." Er will warten; ist Tunis französisch, dann
streckt auch Italiens Arm sich übers Meer. Oesterreich»Ungarn
(Kalnoky) » hatkeinBedenken,kann aber in einem etwa entstehenden
KriegnichtItaliensGenossesein."HerrRibot,derFinanzminister
von heute,leitet dasAuswärtigeAmtund möchte gar zu gern wissen,
ob Italien im Dreibund bleiben werde. Crispi: »Mancini erbet»

telte den Einlaß in das deutsch»österreichische Bündniß, weil wir
damals von Oesterreich bedroht, von Frankreich schlecht behan-
delt, von Deutschland verachtet wurden. Bismarck hatte ja 1879
gesagt,ein paaraustro^ungarischeRegimenterwürden uns schnell
in Vernunft zurückschrecken. Ich werde nie dulden, daß Italien
wieder einsam wird und sich Demüthigungen aussetzt."Das war
einmal. Nach Crispis Sturztauchten Pläne auf,dieder als»Me-
galomane" Verhöhnte kaum zu träumen wagte. Verständigung
mit England, Frankreich, Rußland, denBalkanhäuptern. Neuer
Drang nach Albanien. Alte Sehnsucht nach dem Trentino. Zwan-
zigmal wurde hier gesagt, daß der Dreibund nur für die Dauer
der Friedenszeit gelten könne. Daran hätte auch der vierte Kanz-
ler nicht gezweifelt (und deshalb den Weg nach Algestras gemie-
den) wenn der Abschluß des franko»italischen Geheimvertrages
über Marokko und Tripolitanien früh genug nach Berlin gemel-
detwordenwäre. Visconti-Venosta konnte nicht anders stimmen.
Daß es, mit seinen langen Küsten und gefährdeten Haupt-
städten, Englands Angriff nicht herausfordern dürfe,hatItalien
immer offen gesagt. Und derBefehl, gegenFrankreich,fürOester-
reich zu kämpfen, wäre nicht ausgeführt worden und hätte das
Haus Savoyen die Krone gekostet. Nur dieBegründung derNeu-
tralität gab uns also ein Recht zu Beschwerde; seit sie veröffent-
licht ward, zetern unsereFeinde: »AnalleWelteckenklebtDeutsch-
land die Behauptung, es sei überfallen worden, und billigt dennoch
die Erklärung seines Bundesgenossen, Italien sei in einem An-
griffskrieg Deutschlands und Oesterreichs nicht zu Beistand ver-
pflichtet. Wodurch die Unwahrheit der Plakatangabe bündig er-
wiesenist." Auch aus demWort San Giulianos über den» schwarz-
gelbenLeichnam" und ausSalandras fittsamerAbkehr voneiner
Staatsmoral,derMachtvorRechtgehe,konnten sieAllerlei mün-
zen. Italienwillmitschlürfen,wenn,an der Seealpenküste oder auf
derAdriaseite, seinNachbar ausvollemNapf löffelt. Wie eshan-
delnwird,lehrtderRückblickaufdasletzteVierteljahrhundertseiner
Geschichte ahnen; drum wurde das Wichtigste hier noch einmal an»
gedeutet.DaßFürstBülow inNothstandszeit dieBürde desBot»
schafters auf sich genommen hatund sich bequemen will, dem Wink
der Herren von Bethmann und von Iagow zu gehorchen, muß
Deutschland ihm danken: als die ThatEines, der die Sache über

den Dunstkreis persönlicher Empfindung hebt (und vielleicht, wie
Bismarck an Augustens Tisch, denkt, wo er sitze, sei, überall,
»oben"). Der Botschasterdreibund Krupenskij»Rodd»Barrere
(diesen kranken Camille hofft Herr Iules Cambon zu beerben) wird
genöthigt sein, mit dem revenant, dem Ordensvetter des Königs,
zu rechnen. Und wenn derKömmlingtüchtigeGehilfenkürt, bleibt
uns baldwohlwenigstens dasekle,von der Feindschaft bejauchzte
Schauspiel erspart: daß in dem neutralen, auf Pergament uns
verbündeten Staat Deutschlands Krieger, Fürsten, Bürger täg-
lich roher beschimpft werden als'mBereichderlebendigenTrias.
Brandzünder.
Wann (hat schon manche Sehnsucht gefragt) wird, endlich,
wieder Friede? Ietzt ist der Frage bündige Antwort geworden.
Von dem italischen GrafenUgoBaschieri, neben dem derLands»
mann Cagliostro ein armer Stümper scheint. Denn der edle Graf
hat nicht nur in Südamerika, wo er 1906 das Erdbeben von San»
tiago vierzehn Tage vor dem Beginn ankündete, den Ruf des zu»
verlässigsten Propheten erworben, fondern auch am letzten Iuli»
abend des Unheilsjahres 191Ä, in einer Spiritistensitzung, deren
Protokol von einem Major, einem Maler und zwei Frauen be-
glaubigt wurde, gerufen: »In dieserStunde wird,dicht beim pa»
riser Boulevard des Italiens, ein Politiker gemordet." Und wahr»
lich: in dieserStunde hatte in der bezeichneten^Gegend ein Schuß
den rolhenRednerIeanIaures getötet. So glatt haben diePro»
pheten des AltenTestamentes, große und kleine, ihr Geschäft nie-
mals abgewickelt. Und welche Gewißheit kommt nun von des
Sehers Lippe? »Am siebenundzwanzigsten April 1915, an einem
Dinstag. wird der Friedensvertrag, den der Dreibund dem be-
siegten Deutschen Reich abgezwungen hat, unterzeichnet werden.
Der Kaiser wird dann erkennen, daß seine Politik, eines Barbaren-
häuptlings, gescheitert ist, und sich selbst töten." Abgemacht. Die
Ankündung,zwischen demvierzehnten und dem achtundzwanzig»
stenNovember1914werdefürchterlichesVerhängnißDeutschland
heimsuchen, ist nicht Wahrheit geworden. Zweifelsucht ist auch noch
nichtfelsfestüberzeugt, daß dieRussen,wieRennenkampfströsten-
derArmeebefehl ihnen verhieß, um die Iahreswende in berliner
Winterquartiere einrücken oder, wie einMinister Georgs weissag'
te, am Tag nach derWeihnacht,'hinter^einemKosakenhetman, als

Eroberer durchsBrandenburgerThormarschirenwerden.Immer-
hin wissen wir nun, wann und wie Friede wird. Da von diesem
Odinstag westöstlicher Wonne noch fast fünfMonde uns trennen,
bleibt zulängliche Frist zur Durchschnüffelung und Erziehung der
entarteten Deutschen. Die wird nicht versäumt. Zuerst wurden wir,
sichergegendenWunschdesstillenundstarkenStrategen,miteinem
dreiMonate alten Armeebefehl des GeneralissimusIoffre» geohr-
feigt"(pariserStimmungausdruck),deramzehntenSeptember,nach
dem Franzosenerfolg an der Warne, sprach: »Die SechsteArmee
hat fünf ganze Tage lang, ohne Rast und Sturmpause, einen an
Zahl starken, durch den Erfolg ermuthigten Gegner bekämpft. Der
Kampf war hart; die Verluste und Anstrengungen, den Mangel
an Schlaf und manchmal an Nahrung: Alles habt Ihr, obwohl
das Euch Zugemuthete jede Vorstellung überstieg, mit einer tap»
feren,unbeugsamenAusdauer ertragen, die keinWort nach ihrem
Verdienst würdigen kann. Im Namen unseres Vaterlandes hat
der Feldherr von Euch, Kameraden, mehr als bloße Pflichterfül»
lung geheischt. Eure Antwort war eine Leistung, die alles möglich
Scheinende hoch übertraf. Euch ist zu danken, daß der Sieg unsere
Fahnen krönte. Und Ihr werdet ihn, dessen beglückenden Ruhm
Ihr nun kennet, nicht wieder entschlüpfen lassen. Habe auch ich ir»
gendwie nützlich mitgewirkt, so bin ich nun durch die höchste Ehre
belohnt, die eine lange Kriegerlaufbahn mir einbrachte: durch die
Ehre, an der Spitze von Männern Eures Schlages zu stehen.
Mein Dank für Eure That kommt aus des Herzens Tiefe; denn
Euch schulde ich, daß ich ans Ziel vierundvierzigjähriger Mühsal
und Kraftanspannung kam und die Rache für 1870 erlebe. Dank
Euch! Ehre jedem Krieger der Sechsten Armee!" Den Schrei»
bern, die öffentlich meinten, der Erlaß werde uns wie eine Maul»
schelle treffen, sage ich (ohne Auftrag, doch aus dem Gefühl All»
deutschlands), daß wir die Freude des tapferen und klugen Feld»
herrn an der französischen Kämpferleistung durchaus begreisen,
daß unsere Heerführer inihmlängstgern einen Mannhohen Ran»
ges erkannt haben und daß der schlichte Ernst seines Dankerlasses
uns nicht im Mindesten kränkt. Einen schlimmeren Ton schlägt
der Aufruf amerikanischer Gelehrten an, den die Presse unserer
Feindeseit achtTagen eifernd verhökert.Antwort auf den unseligen
»Ausruf an die Kulturwelt" (das trübe berliner Machwerk, das,
ttne ich, ohne einem Baschicri zu ähneln, hier voraussagen mußte,

riMsum nur Schaden stiften konnte). Herr CMrS, Präsident der pittsburgerTärnegie.'Gesellschaft undBiographSiLMvells, hat sie verfaßt und an den Professor Schadenden Schöpfer des der» liner Goethe»Denkmals, adressirt. »Das zudringliche deutsche Werben um Amerikas Gunst weckt in meiner Brust des Mitleids Stimme. Um seinen guten Rufwiederherzustellen, möchte Deutschland aus unserem Land einen ihm günstigen Spruch hören. Daß Lügen und Verleumdungen seiner Feinde unser Urtheil färben werden, braucht es nicht zu fürchten; unser Eifer, die Wahrheitzu finden, dringt durch die Oberfläche in die Tiefe der Dinge. Sie und Ihre Genossen behaupten, der Krieg sei Ihnen aufgezwungen worden. Das ist die Hauptfrage. Wird sie anders als von Ihnen beantwortet, dann stehtDeutschland entwürdigt, entehrt vor dem Auge der Vernunft und darf nicht staunen, wenn seinen Feinden zugejauchzt und jedemenschlichemMitgefühlerlangbareHilfege» währt wird. Wir haben alle Akten und Urkunden, die zur Sache gehören, gründlich durchforscht und stützen auf sie,nichtaufFeindeslüge und leichtfertige Zeitungarlikel, unser Urtheil. Das aber muß Sie verdammen. Wer wollte .den Krieg? England? Gewiß nicht; sein Heer war ja nicht fertig; kann vor dem Frühjahr nicht in voller Bereitschaft sein. Frankreich und Rußland? Nicht einer der UnterzeichnerIhres Aufrufes könnte, wenn ihm der urkundliche Beweis bekannt^väre, diese Behauptung aufrecht erhalten. Oesterreich hat, durch sein vernunftwidriges und unbarmherziges Handeln gegen Serbien, den Krieg begonnen; und Deutschland hat denMächten angekündet, daß es jeden Abwehrversuch gegen Oesterreich mit der Waffe ahnden werde." Danach folgt die be» kannte Litanei über die Mißhandlung Belgiens und die beth« mannischeSelbstanzeigedeutschenVölkerrechtsbruches„Weithat der deutscheGeist sich von demgroßenPhilosophenKantentfernt, dessen Kategorischer Imperativ uns, Allen, neue Goldene Lehre gab; mit dem sinnlichenMaterialismus Nietzsches und demgott« losen Kriegstraum Treitschkcs hat er sich gemästet, aus dem un» verhülltcn Blutdurst eines Genttals von Bernhardi und der chlaffen Moral eines Bülow Gift gesogen. Im Grunde hat der Krieg schon begonnen, als Wilhelm derZweitedenThron bestieg. Seine eigenenKinderwurden ja vonfrühsterIugendan gewöhnt, sich als Soldaten zu fühlen und fürMetzelei vorzubereiten; fogar ine Tochter kennen wir Amerikaner nur von Bildern, die sie in

Oberstenunisorm zeigen. Und wie diese Kinder, so wurde dieganze
Iugend des Reiches erzogen. Der Kaiser, seine Kinder, seine Sol-
daten, Staatsmänner und Professoren sehen in den Deutschen das
auserwählte, jedem anderen überlegene Volk und wollen durch
einen Krieg der Welt ihre Herrschaft aufzwingen. Uns, in Ame»
rika, gilt Menschlichkeit aber mehr als ein dünkelhafter, nur zu
Zerstörung fähigerNationalismus: und deshalb müssen wirIh»
rem Kaiserfluchen, der seineTruppen zwingt,in einem abscheulich
blutigen Streit ihre Brüder zu schlachten und von ihren Brüdern
geschlachtet zuwerden.DieserKriegisteinVerbrechen;und Scham
und Grauen ist in uns, da wir sehen, daß er das Werk eines christ»
lichen Volkes ist. Diese Schuld können Sie niemals abschütteln.
Sie waren sostark gewaffnet undvertheidigt,daßeinerWeltnicht
gelungen wäre, in Ihre Grenzen einzubrechen. Alle Meere trugen
die Schiffe Ihrer großen Nation, auf den fernsten Märkten ver-
kaufte sie ihre Waare und sie wurde als ein Hort edler Menschlich-
keit geehrt. Spurlos ist jetzt alldieseGroßthatvernichtet; Deutsch-
lands guterRuf ist geschändet und es kann in einem Halbjahrhun»
dert nicht zurückgewinnen, was es, in drei Monaten, an seelischen
und an sinnlich faßbarenWerthen,verloren hat. ObDu,Deutsch-
land, nun siegst oder unterliegst: das geachtete, wahrhaft friedliche,
bescheiden, nicht prahlerisch, vorwärts strebende Kulturland der
Luther, Goethe, Beethoven, Kant ist gestorben; und ein an altem
RüHm reWes Volknmß, durch Finsterniß und Mord, weiter-
schreiten, bis sein Gewissen es endlich treibt, die Waffen hinter
seine Grenzen zurückzutragen. Erst dann, Deutschland, darfst Du
hoffen,durchWeltgerichtsspruch von unfühnbarerSchuldbegna»
digt zu werden." Wir dürften solche Professoren rauher schelten
wenn nicht auch unsere der Sünde bloß wären. Nicht alle, deut-
scher Gottheit sei Dank; doch ein lärmfüchtiges Häuflein, dessen
Schimpferei undKonjunkturschnüffeleiunserenWeltverrufeben so
hastigfördert,wie,dichtdahinter,dasIammergekribbelderKriegs-
liehermacher thut. Neben den Professoren, die künstlich erhitzte Re-
den und Artikel ausspeien, scheint der nüchterne Strauß, der 1870
widerRenan stritt,einlichterImmanuel,nebendenHauptmännern
deutscherVersbesohlanstaltenderSchlachtbeterKörnerdieköstlich-
ste Frucht aus Apollons Lenden. Was wird, unter dem fünften
Mond nun schon,geschwatzt,geschmiert,bereimt!Wir sind noch nicht
so arm, wie Ihr, Church S Co., glauben müsset, wennIhr sehet, mit

welcher flinkenWucht die Maeterlinck, Rostand, Verhaeren, Kip-
ling, Rolland unsere Kerlchen, die Friedensmaurerparlirer und
Heerverächter von gestern,!n denSand strecken und wiekräftig man-
ches Fremdlings Stimme deutsches Kathedergekeifübertönt. Wo-
zu der Lärm? Feinde und Neutrale sind im Rechtsbezirk, wenn
sie sich auf die Forderung stellen, daß über den Ursprung des
Krieges öffentlich nur mitspreche, wer alle wesentlichenAkten, die
in London, Berlin, Paris, Petersburg, Brüssel veröffentlichten,
sammtGreys klarer undsachlicherRedevomviertenAugustabend
und dem letzten wienerRothbuch ernstlich durchgearbeitet hat. Der
Augenschein lehrt, daß die Kenntniß vieler Lehrer, verwitterter
oder entgleisterStaatspfründner dieser Forderung nicht genügt;
der Ohrenschall, daß ihre Häufung erweislich falscher Angaben
demRufdeutscherRedlichkeitundGründlichkeit arg schadet.Wo-
zu der Lärm? Wahr dünkt mich, heute noch nothwendig und voll-
auf zulänglich, was ich am ersten August hier sprach: »Wir stehen
nicht, stellen uns nicht vor Europens Gericht. Recht oder Unrecht:
wir stehen oder fallen fürs Vaterland. Siegen wollen wir. Siegen
müssen wir. Rängen wir die Trias nicht nieder: was hülfe die
Anerkennung,daß unser einfältigerBiedersinn überrumpelt ward?
Wir müssen siegen. Sonst stirbt mit der Macht auch das Recht.
Wäre das Gewimmel der Feinde stärker, dann wohnte in seiner
Kraft das Recht zur Vorreckung über die deutsche Menschheit."
Daß dieses Recht in ihm niste und aus ihm wirke, wird, mit
der bewährten Mischung aus Ruß und Spindelöl, seinem Hirn
täglich eingeschwärzt. »Seit drei Monaten kommen die deutschen
Heere von derKlippe desAisne und den Sümpfen desVser nicht
los; den herrlichen Plan, noch im August Paris zu besetzen, mußten
sie aufgeben und auf den Ausweg, der nach Calais führen sollte,
verzichten. In Ostpreußen und Polen sind sie von den Russen in
die Enge gedrängt. Das vorsichtigste Urtheil muß sagen, daß die
deutsche Macht, zwischen zwei Feuern, sich in einem grausigen Hin
und Her verblutet. Und in dieser Lage brüten Deutschlands Köpfe
den Wunsch aus, den Erdkreis einzujochen, Frankreich zu ver-
nichten, England zu erdrosseln, Rußland aus Europa zu jagen,
das Weltall in Ketten zu legen. Diese Leute sind toll. Um Deutsch-
land, das seine Ostmarken schon von den Russen überschwemmt
sah, und den jäh aus seinem Triumphtraum erwachten Kaiser zu
beruhigen, bietet man ihnen das Schauspiel eines Eintagssieges

in Polen. Die schlechteste Strategie war immer die der Politik dienstbare; ein Staatshaupt, das zu politischem Zweck einen Sieg fordert, beschwört die Niederlage herauf. Nußlands Größe wur» zeit in seiner Geduld. Und es darf geduldig sein, weil es ungeheuer groß und seine Kraft unversiechbar ist. Ie tiefer die Deutschen in Polen eindringen, desto schneller schwinden die Vortheile, die ihnen im deutschen Grenzgebiet die Fülle der Eisenstrangwege bietet. Die Gründe, die Peter und Alexander bestimmten, Karl den Zwölften und Napoleon auf den Weg nach Pultawa und Moskau zu locken, haben an Gewicht nicht verloren, sondern, seit der Erfindung der Eisenbahn, noch gewonnen. An einem einzigen Novembertag, dem sechsündzwanzigsten, haben die Russen, auf zwei Fronten, viertausend Deutsche und siebentausend Oesterreicher gefangen und dreißig Kanonen und zwanzig Maschinengewehre erobert. Im englischen Unterhaus hat Herr Lloyd George seiner Freude darüber Ausdruck gegeben, daß Englands Markt, für den selben Kriegszweck und zu den selben Bedingungen, der Reichswehr fast neuntausend Millionen Mark geliefert hat und daß hunderttausend Kleinrentner dazu mitgewirkt haben. Ehe das Haus sich bis zum zweiten Februar vertagte, sagte Herr Winston Churchill, seit dem Kriegsbeginn habe Deutschland wohl weniger Unterseeboote, aber mehr Kreuzer als England verloren. Am Schluß des Iahres 1915 könne Deutschland drei, England fünfzehn neue Panzerschiffe haben; wenn Deutschland jeden seiner Superdreadnoughts behalte und England in jedem Monat einen verliere, bleibe den Briten noch immer ausreichende Ueberlegen» heit. Aus Czernowitz wird, über Bukarest, gemeldet, daß die einziehenden Russen von Rumänen und Ruthenen mit frohem Iubel begrüßt wurden. Präsident Wilson hat die diplomatischen Vertreter angewiesen, den Krieg führenden Mächten mitzutheilen, daß er Bombenwürfe in unbefestigte, von Bürgern bewohnte Städte mißbillige. In Neapel wurde ein deutscher Professor, der über die Sprache und Literatur seiner Heimath sprechen wollte, nach den ersten Worten von den Studenten ausgezischt; die Rufe ‚Nieder mit Deutschland' wurden so stürmisch, daß der Professor den Vorlesungplan aufgeben und eilig verschwinden mußte. Den deutschen ‚Aufruf an die Kulturwelt' hat die portugiesische Akademie der Wissenschaft mit dem Wunsch beantwortet, daß alle Akademien und Hochschulen der Erde fortan jeden Verkehr mit deutschen Ge-

lehrten» undKünstler»Gesellschaftenmeiden,derenschädliches und
verächtlichesTrachten der,Aufruf' klar erkennen lehre. DemPrä-
sidenten der Akademie, HerrnTheophiloBraga, hatHerrAnatole
France in einem Brief gedankt, der ausspricht, wie völligFrance
inderVerdammung,deutscherTollheit' und,teutonischenVanda-
lismus'mitdenPortugiesenübereinstimmtundwiegernerauchaus
ihrem Munde dieSlimme des Ekels vor den dreiundneunzig deut-
schenIntellektuellen hört, ,die sich in ihrerungeheuerlichen Verthei-
digungschrift mit bewußterFrechheitin denDienst derLügeund des
Rechtsbruches stellen/ Auch die petrograderRadikalen,Struwe,
Davydow,Gorkij(dasHätschelkind deutsch- österreichischerZeitung-
zunft)undAndere,habenden,Aufruf'ineinerAntwortgegeißelt,die
rückhaltlos sagt, in Deutschland sei die Menschenbestie derHöhlen»
zeit auferstanden, die Verbrechen des Kaisers, die Schandthaten
des deutschen Heeres undVolkes mit glühenderZange brandmarkt
und in dieWorte mündet: ,In unauslöschlichen Schriftzügen sind
dieseInfamien ins Schicksalsbuch eingezeichnet. Und ein Wunsch
nur, ein einziger, lebt noch in uns: den Barbaren die Waffe zu
entreißen, für immer dem Deutschen Reich die rohe Gewalt zu
nehmen, nach der all sein Sinnen und Wollen gelangt hai/ (Im
März 1905 hatten, schon damals hinterdenKulturbannerträgern
Fulda und Sudermann, zweenWahrern deutscher Weltgeltung,
unsere unermüdlichenAufrufer gekreischt: ,GorkijsSchicksal kann
Niemand gleichgiltig lassen, dem die edelsten Güter derMensch»
heit am Herzen liegen. Eindringlich müssen wir den petersburger
Machthaber« zurufen: DieserMann gehört nicht Euch; er gehört
seinenhohenAufgaben!' Daßich,indemArtikel,Ruß',die astheni-
schen Schwätzer grob höhnte, freut mich heute erst recht.) DerGe»
neral'Prokurator von Schottland hat in einer Rede angekündet,
daß die Verbündeten anFriedensschluß erstdenkenwerden,wenn
Deutschland nicht mehr zu kämpfen vermag, und daß es dann ge-
zwungen sein wird, denDänen die ihnen1864 geraubtenProvinzen
zurückzugeben, die ihm die Anlage des kielerKanals ermöglicht ha»
ben. Der Kaiser wollte amTagnachderMobilmachungin Nancy,
amfünfzehntenAugustinParis,amerstenNovemberinVpern,am
zehntenDezemberin Calais einziehen. Das hat er, Alles, selbst ge»
sagt. Aus Alledem ist abernichts geworden. Wo er sich zeigt, sieht er
Rückzüge. Bei Nancy gebenseinebestenRegimenterden Parade»
marsch auf und fangen zu laufen an. Bei Thielt erkennt er, wie

nutzlos die Massenschlächterei am Vser war. In Polen erblickt
er die Flucht seinervondenRussenverfolgtenTruppenundschickt,
um selbst noch zu entkommen, nur durch den Mund des Feldherrn
ihnen kaiserlichen Gruß. Ueberall lauert er auf sein Stichwort:
und verfehlt doch stets den Auftritt. Wenn einst feine Stunde
schlägt, darf er nicht, wie seinVorbildNero, sich rühmen: ,Welch
ein Künstler stirbt in mir!' Ist die Tobsucht des deutschen Unge»
thümes denn grenzenlos? Sein Handeln ist nur dadaurch zu er-
klären, daß es sich einen der Apokalyptischen Reiter wähnt, den
grausen Gesandten eines Schreckensgottes, dersich amQualm ver-
brennender Städte und am widrigen Blutdunst der Menschen»
metzgerei freut. Schon aber wandelt die deutsche Niederlage sich
in unrettbaren Zusammenbruch. Abertausend Gefangene sind in
der Hand der Russen; ganze Divisionen von Umzingelung bedroht.
Um von dem erhofftenTriumph seinenTheil zu haschen, war der
Kronprinz ostwärts geeilt: er mußte in Hast zurück. Der Kaiser,
der auch beim Sieg sein wollte, ertrug den Anblick der Niederlage
nicht und entzog sich ihm bald.Das deutscheOstheeristvonseinem
Centrum abgeschnitten, das sich in vorsichtiger Defensive an der
schlesischen Grenze hält. Die Russen haben die Schlacht in Polen
gewonnen und können von der Front Czenstochau»Krakau aus in
vollerFreiheit dieerstenHauptschlägegegendiefeindlicheReichs»
grenze wagen. Heute schon ist gewiß, daß an deutsche Offensive
im Osten ernstlich nicht mehr gedacht werden kann." (l.e l^garo,)
Genug für diesmal. Lasset vom schlechten Beispiel des Fein-
des Euch in bessere Sitte läutern! Unnützlich, unwürdiger Fre»
vel ist derVersuch,inderZeit werdenden Schicksals die Vorgänge
dem Volk so darzustellen, wie seineSehnsucht sie schauen möchte,
alles den Gegnern Günstige, den eigenen Waffen Ungünstige,
in thörichter Feigheit, zu verschweigen und die Nation in den
Wahn einzulullen,derendgiltigeSieg unddertriumphaleFriede
sei nah. Die Enttäuschung von solchemAberglauben hat 1871 den
pariser Bürgerkrieg, 1905 die russischen Putsche gezeugt. Wer zu
solchem Trug mitwirkt,sündigt wider denHeiligen Geist desVa»
terlandes und darf nicht hoffen, der Hinweis auf seine »guteAb-
sicht" oder den Drang und Zwang feinerLage werde ihn vor här-
tester Sühnstrafe bewahren. Denket, irgendwo Verantwortliche,
früh an diePflicht, Eure Berichte aus denKriegsmonatenzu sam-
meln und von den Siegen, Erfolgen, Fortschritten, die Ihr ge»

schäftig meldetet, und von dem Verlust, der Schwachheit, dem
Machtbeben des Feindes dem von hunderttausend Gräbern sich
aufreckendenVolkRechenschaft abzulegen. Unverjährbar ist, wie
des Fürsten, der so gewissenlos regirt hat, daß er mit einem ge»
schlagenen Heer nicht heimkehren darf, die Verdammniß jedes
Volkslehrers, der in den Wehen dunklen Geschickes denZögling
um den Erkenntnißschimmer, den Stab der Seele, betrogen hat.
(Ein Wort für mein Häuschen. Seit der dritten November»
woche geht durch die Presse Englands, Frankreichs, Belgiens,
Italiens,Rußlands, derVereinigtenStaaten, derFranzösischen
Schweiz, Mittel» und Südamerikas ein Artikel, der sich als der
fremdsprachige Auszug eines von mir hier veröffentlichten giebt
und den Satz enthält:» Nie war ein Krieg gerechter als der deutsche,
der Belgien zerschmettert hat." Aus zehn Ländern ist er mir zu»
geschicktworden.DerunflätigeSchimpf,denihmdieZeitungmacher
in West und Ost angehängt haben, verdrießt mich nicht im Ge»
ringsten. Nur: Der Satz ist das Werk eines Fälschers; niemals
habe ich einen im Sinn ihm auch nur von fern ähnlichen geschrie»
ben.DieseAngabekannjedernachprüfen, der das Heft vom sieben»
zehnten Oktober 1914 durchliest. Und solche Mühe muß ich min»
destens den Herren Capus, vom I^aro, Hedemann, vom ^atin,
Tardieu, vom lemps, zumuthen, die so oft über »deutsche Fäl»
schung" gestöhnt haben, daß sie sich selbst vor einem aufFälscher»
kunst gestützten Urtheil hüten müßten. Leider handelt sichs wieder
um allgemeinen Mißbrauch. Irgendwo wird aus einem Gewirk
einFetzen abgerissen, aus einerDarstellung, die nur in ihrer Ganz-
heit sinnvoll ist, ein Satzpärchen losgetrennt, lüderlich oder gerade-
zu falsch übersetzt: und dieses Beweismittel wandert dann durch
alle Sprachzonen des Erdballes. Elftes Gebot: Du sollst Dich
nicht in Urtheile über Gedrucktes erdreisten, dessen Wortlaut Dir
nscht aus dem Quell, sondern durch fremden Filter zugesickert ist.)
☐
»Sind wir erst durch die Schneestürme des Kriegswinters
geschritten, dann lohnt des Frühlings belebender Blick uns mit
herrlichen Tagen." Viele hoffen so. Auf eine lange Zeit unbe»
dräuten Friedens und wolkenlosenBürgerglückes. EinTausend»
jähriges Reich, das die Heilandslehre wieder Fleisch werden, den
Wolf das Lämmlein kosen, zwischen den Tatzen des Tigers die

Adventisten.

Hindin äsen sieht. Deutschland gebreitet, gestärkt, der inKraftbe»
wußtsein sanfte Führer Europas, dem die verrunzelte Witib so
gern gehorcht wie Perimedens holde Tochter, die dem Erdtheil
den Namen lieh, einst dem stattlichen Stier»Gott. Was in Urzeit
Germaniens war,kehrt demReich,endlich,aus gallischer,slawischer
Knechtschaft zurück; und über weiten, fruchtbaren Siedlerstätten
bläht der Athem freundlicher Winde unser Dreifarbentuch. Aus
West ging ein Goldregen nieder; hat die Kriegsschuld (eineMil»
lion in je anderthalb Stunden) spurlos weggeschwemmt und deut»
schen Boden zu unermeßlicher Ernte gedüngt. Wer klömme aus
Finsterniß und Totenklage nicht willig auf demäntener Leiter in
so schönen Traum? Gemeine Wirklichkeit aber heischt uns. Ver»
träumte,auffüßeHimmelsbescherungwunderGierigekönntennicht
leisten, was Schicksalsruf von ihnen verlangt. Aus einer Sint-
flut!) deutscher Macht trüge die winzigste Arche noch den Ge»
meinschaftwillen zum Reich; doch im Sumpf enttäuschten Hoffens
lauert Erstickensgefahr. Deshalb ists Sünde, kleinen Kriegs«
gewinn so grell zu bestrahlen, daß die Menge ihn als die fun-
kelnde Bürgschaft endgiltigen Sieges mit zärtlichem Stolz um-
fängt, und schmerzhaften Verlust mit Fahnen, Trophäen, Krän-
zen schlau zu verhängen.Wir müssen,Ieder in seinemBezirk, für
das gesunde Ueberwintern der Zuversicht vorsorgen; einer, die
nicht lüstern nach Märchenhort langt, sondern bedachtsam erfühlt
hat, was sie zu fassen, zu halten vermag, und weder von Furcht
zu lähmen noch von Irrlicht in Schlinggestrüpp und Moor zu
locken ist. Nach diesem Krieg wird Friede nur währen, ^venn die
durch Menschenzahl, Erdbesitz, seelische Mannheit stärksten Völ-
ker sich mit dem Ergebniß des Haders bescheiden müssen oder kön-
nen. Nach einem Krieg, der vernichten sollte, doch nur geschwächt
hat, kann auch in Siegers Land der Friede nicht aus der Brusttiefe
Athem holen und muß, ein Angstkind in Streckschienen, ohne un-
gestümen Lebenserhaltungtrieb verkümmern. Und noch ist irgend-
eine Möglichkeit zum Friedensschluß vom schärfsten Auge nicht
wahrnehmbar. Noch sind wir durchaus nicht so weit, wie trunkener
Hoffnung eingebildet ward.Ernüchtert sie:heißetsie sparen.Ver-
hungern werden wir nicht. An Rohstoffnoth und Geschützmangel
nicht sterben. Morgen wieder mit Munition so freigiebig sein, daß
kein Feind sich zu karg bedacht finden wird. Rückständige Rent-
nernationen ahnen, noch immer, nicht, was deutscher Fleiß und

Findersinn kann; ihr Wunsch, durch den Entzug von SMeter, Wolle, Kupfer, Oel uns wehrlos Mh gewerbelos zu machen, ist heute schon ein^Hnmachtiger KrüMel. Deutschlands Wirthschaft hat stramme Muskeln und rothe Backen. Wenn wir einen inter» nationalenAusschuß durchs Land reisen ließen (er könnte ja prü- fen, ob die Gefangenen hunnisch behandelt werden), käme nütz» liche Post ins Ohr der Feinde. Frankreichs Industriegebiet und üppigstes Weinland sind, die Nährprovinzen der Republik, ver» wüstet. In Rheinland und Westfalen rauchen die Schlote; wer- den von Woche zuWoche mehr Arbeiter eingestellt. Daß uns die Weltmeere gesperrt sind, ist bitter; zwingt uns aber in Sparsam» keit, derwir entwöhntwaren, und kann bewirken, daß wir am letzten Kriegstag noch mehr Geld haben, als denBriten lieb ist. Unsere Hauptindustrien find, mit ungeheurem Kapitalaufwand, moder» nem Bedürfniß angepaßt worden; denen Englands wird, selbst wenn ihre Heimath nicht unterliegt, das zur längst geplanten Mo» dernisirung nöthige Geld fehlen, ohne die ein Wettbewerb mit unserenfortan nichtdenkbarwäre.Millionen gesunderIünglinge und unverbrauchter Männer harren ungeduldig des Rufes zur Waffe. Die Angabe der Kanonenzahl, die Krupp allein täglich liefert, klänge dem Fremdling unglaubhaft. Nirgends also ein Grund zu feiger Bangniß. Doch nirgends auch einer zu über» müthigem Sedanlächeln, zu gemächlicherEinbettung in dieDau» nen der Edenverheißung. Unsere Feinde sind stark, sauber aus» gerüstet, an den wichtigsten Stellen sehr gut geführt; und können noch neuen, reisigen Zuzug erlangen. Wir wissen, daß mindestens drei Viertel uns naher Menschheit alles Deutsche, Geist, Volk, Waare, vehmen möchten. Und merken, daß auch uns ein Pacht» recht auf Führergenies nicht vererbt ward. Keiner darf müde werden. Keiner in Siegesrausch taumeln. Getroste ZuversiHtM PfliM. Laute Lustigkeit Frevel. Zu Haus, auf derStraße, in der Festhalle muß Haltung und Kleid, Ton und Geberde so sein, daß der von grauser Arbeit wund heimkehrende Krieger, die Mutter, die dem in ferner Fremde hastig verscharrten Sohn nachtrauert, ohne Scham und Zorn unser Leben zu schauen vermag. Ie rüder die Schmähung, desto gewichtiger jedes Deutschen Verantwort» lichkeit.Adventistenwahn wird nieErreichniß.Und an denSonn- tagen derHeilandsankündung mahnt derPsalmist, nur in schau» dernder Andacht sich, fromm, großen Geschehens zu freuen.

Bilanzen.
at der Krieg den natürlichen Zusammenhang zwischen Arbeit-
leistung, Glück und Rente zerstört? Auf diesen bangen Zweifel
wollen Viele eine befriedigende Antwort haben. Das deutsche Kapital
lumschließt einen Milliardenbezirk, der in jedem Jahr eine üppige
Ernte bringen soll. Ihre Früchte dienen der Volkswirthschaft. Sie er-
möglichen Wohlstand undKaufkraft. Deshalb heißt die Parole: „Schutz
dem Einkommen". Die Gesellschaften, die ihr Rechnungjahr am drei-
ßigsten Juni beendeten, konnten die Scheuern noch unter der Friedens-
sonne füllen. Sie brauchten den Krieg nicht in die Gewinn- und Ver-
lustrechnung zu stellen. Jetzt, bei der Bilanz und Dividendenbestim-
mung für das Ende des Kalenderjahres, fühlt Jeder, daß der Krieg die
Hälfte der Ernte verhagelt hat. Die Aeltesten der Berliner Kaufmann-
schaft bilden eine Kommission, die ein Schema für die Dezemberab-
schlüsse schaffen soll. Ohne eine Verordnung des Bundesrates wird es
aber wohl nicht gehen; denn das Gesetz, auf das sich der Bilanzbau stützt,
versagt imKrieg. ParagraphAg desHandelsgesetzbuches lautet: „Bei der
Aufstellung des Inventars und der Bilanz sind sämmtliche Vermö-
gensgegenstände und Schulden nach dem Werth anzusetzen, der ihnen
in dem Zeitpunkt beizulegen ist, für den die Aufstellung stattfindet.
Zweifelhafte Forderungen sind nach ihrem wahrscheinlichen Werth an-
zusetzen." Neber seine Schulden kann jeder Kaufmann Auskunft geben.
Die sind so viel werth wie der Schuldner selbst. Jedenfalls giebts
über die Art ihrer Bilanzirung nie Unklarheit. Krieg und Friede
machen do keinen Unterschied. Für Guthaben, für Außenstände aber
giebt es keinen Maßstab, weil selbst der ehrlichste Geschäftsmann nicht
weiß, wie lange er seinen Kredit noch halten kann. Die Rücksicht auf
den Schuldner ist heute das Erste Gebot im Leben des Kaufmannes.
Die Banken stehen vor der immerhin einfachsten Aufgabe. Sie
sind ihre? Debitoren ziemlich sicher und haben schon lange vor dem
Krieg strenge Musterung gehalten. Was ihnen als Härte vorgeworfen
wurde, bewährt sich nun. Und bald wird sich zeigen, daß der „un-
gedeckte" Debitor nicht stets der schlechtere ist. Der Kunde, dem die
Bank Vlankokredit einräumt, muß Eigenschaften haben, die so gut sind
wie baares Geld. Bei dem Schuldner aber, der eine besondere Sicher-
heit geben muß, ruht auf ihr das Gewicht der Haftung. Der Werth
der Uuterlagen ist vom Krieg verringert worden. Viele Börsenpapiere
sind ins Bodenlose gesunken. Was von den Außenständen abzuschrei-
ben ist, läßt sich feststellen, so weit es sich um „fertige" Verluste han-
delt. Den anderen Debitoren muß man eben das Beste zutrauen; von
dem Verhalten der Kreditgeber hängt ja oft Alles ab. Bei den Vor-
schüssen auf Waaren und Waarenverschiffungen kommt die Unsicher-
heit der Preise, deren Richtung allerdings dem Kreditor meist günstig
ist, und die Hemmung des Ueberseeverkehrs in Betracht. Doch giebt es
ja im ganzen Bezirk wirtschaftlicher Werthe nicht einen Ort, auf

dem man sicher stehen kann. Ueberall schwankt der Boden. Die Noch-Verordnungen (Aufschub der Zwangsvollstreckung und Zahlungfristen; Geschäftsaufsicht) ermöglichen wenigstens, zu übersehen, wie weit die Grenze der lebensfähigen Elemente reicht. Nur für die Guthaben im Ausland fehlt jede Urtheilsstütze. Wohin das Auge blickt: Moratorien. Und im Feindesland Iahlungverbote und Schlimmeres.

Neber die Auslandgeschäfte sagt die AEG in ihrem Iahresbericht: „Ueber zahlreiche Länder der Alten und Neuen Welt sind unsere Auslandorganisationen verbreitet, die nuu zum Theil völlig zerstört sind, zum anderen Theil nur unzureichend aufrechterhalten werden können. Das Ueberseegeschäft, das wir, in Argentinien, Mexiko und Südafrika, zum Theil in der Form besonderer Gesellschaften betreiben, liegt beinahe gänzlich darnieder. Minderbewerthungen unseres Effektenbesitzes und Verluste an Außenständen im In- und Ausland werden unvermeidlich sein. Ihren Umfang wird erst die weitere Entwickelung der Kriegsereignisse bestimmen; jedoch gebietet die Lage, schon bei Aufstellung dieser Bilanz solchen Risiken, so weit es eine sorgsame Beurtheilung zuläßt, Rechnung zu tragen." hier sind die Schwierigkeiten und Nothwendigkeiten der Kriegsbilanzen zum Ausdruck gebracht. Der A EG ist oft vorgeworfen worden, daß sie dem Dividendendrang der Aktionäre nicht genug nachgebe. Darf sie heute noch getadelt werden? Sie hat ihre Dividende von 14 auf 10 Prozent herabgesetzt, nachdem der ausgewiesene Ueberschuß aus dem Fabrikationgeschäft, der im Vorjahr 28,9 Millionen betragen hatte, durch Abschreibungen auf 18,8 Millionen gebracht worden war. Im unverletzten Zustand ist er ohne Zweifel größer gewesen als der Ertrag von 1913; denn Umsatz und Auftragbestand hat die hohe Ziffer des Vorjahres noch überragt. Ein Bankguthaben von 77 Millionen beweist, daß die Beweglichkeil des Vermögens nicht gelitten hat. Da man wußte, daß die AEG die Zügel nicht am Boden schleifen läßt, erwartet man keine zu ausgiebige Verrechnung des Krieges und war enttäuscht, als einer der Direktoren die Dividende auf 8 Prozent schätzte. Die Wuth über diese Zahl war zugleich das beste Lob für den Geheimrath Rathenau, Das Publikum verlangte von der AEG etwas Besonderes, weil es sich zu diesem Wunsch, durch die Erfahrung, berechtigt glaubte. Aber die A EG hat in ihrer Bilanz 36V2 Millionen Mark Werthpapiere, den Sammelpunkt des Strahlenbündels ihrer in- und ausländischen Beziehungen, und 84 Millionen Mark Debitoren. Das sind, so lange der Krieg dauert, unsichere Werthe; und mit dieser verringerten Wesenskraft muß gerechnet werden. Soll man beklagen, daß die deutsche Elektroindustrie ihren Kraftüberschuß ins Ausland trug? Daß sie in Europa die beiden achtbarsten Mitbewerber, Amerika und England, geschlagen hatte? Die Statistik, die den deutschen Sieg kündete, ist einst als frohe Offenbarung gepriesen worden. Mit Recht. Niemand hätte in Friedenstagen daran gedacht, von Deutschlands Industrie Bescheidenheit im Ländererwerb zu fordern. Die Ausfuhr elektrischer Fabri-

kate betrug im Jahr 1912 rund 26« Millionen Mark. In Großbri-
tanien 130, in den Vereinigten Staaten 10O Millionen. Nur im
Ueberjeeexport hatten diese beiden Länder die deutsche Konkurrenz ge-
schlagen: Großbritanien 103, Amerika 85, Deutschland 7S Millionen.
Was der Krieg zerstören und der Friede wiederbringen wird, weiß
Niemand. Ich habe hier schon einmal gesagt, daß die Neberlegenheit
der deutschen Elektroindustrie, die sich besonders England gegenüber
zeigt, der geschickten und unbehinderten Verbindung von Kapital und
Technik zu danken sei. Erst in den letzten Iahren hörte man Wider-
spruch gegen die „Elektrizitätmonopole". Aber der Tadel und der
Wunsch nach Staatshilfe richteten sich gegen eine unvermeidliche Ent-
wickelung. In Großbritanien haben die öffentlichen Gewalten sich zu
eifrig um die Vertheilung des elektrischen Stromes bekümmert und
ihm die freie Bewegung gehemmt. Ob Das nach dem Kriege anders
werden wird? Industrien lassen sich eben so wenig aus der Erde
stampfen wie Armeen; und wenn die AEG ihren Aktionären 10 Pro-
zent giebt, so sagt sie ihnen damit auch Manches über die Zukunft.
Voll den ausländischen Forderungen, deren Schicksal dunkel ist,
spricht auch die Phoenix A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb in ihrem
Jahresbericht. Mancher hatte gefragt: Wie wird sich das der Börse am
Nächsten stehende Montanwerk mit dem Krieg abfinden? Der Phoenix
hatte zwei Jahre lang mit achtzehnkalibrigen Dividenden geschossen.
Daß er die Bilanz vom dreißigsten Juni 1914 bescheidener abschließen
werde, ist, schon als Folge des Konjunkturschwundes, erwartet worden.
Aber mehr als 10 Prozent wären natürlich abgefallen. Der Krieg stieß
alle Taxen um. Trotz einem Rohgewinn von 44,7 Millionen (der 4
Millionen weniger auswies als sein Vorgänger, aber um IV2 Millio-
nen Höher war als der Saldo von 1912, aus dem eine Dividende von
18 Prozent gezahlt wurde) wurden für die Dividende nur 10,6 Millio-
nen ausgeworfen, für die Rücklagen aber fast 10 Millionen mehr ver-
wendet als im Vorjahr. Damit ist das Gleichgewicht hergestellt. Und
reichlich genug wurde das Gegengewicht bedacht; denn von den Debi-
toren, die insgesamt 28 Millionen betragen, werden nur 3 als im
Ausland befindlich und daher uneinbringlich bezeichnet. Man erfährt
von „umfangreichen Kriegsaufträgen", die der Phoenix zu erledigen
hat, und hört die Hoffnung, daß unsere Industrie gedeihen werde. Der
Phoenix hat einen Theil seiner Werthpapiere, darunter die Aktien
der von Japan eingesteckten Schantungbahn, mit gutem Gewinn ver-
kauft; der Glückliche! Denn der Effektenbesitz lastet auf den Bilanzen
noch schwerer als die Debitoren und Waarenvorräthe. Die Börsen sind
geschlossen; Kurszettel: Frühjahrsmode. Amtliche Preise giebt es nicht
mehr. Wie soll man den Kurs eines Werthpapieres feststellen?
Mit dem Gesetz ist nichts anzufangen. Paragraph 261 des Han-
delsgesetzbuches, der den Paragraphen 40 ergänzt, verlangt, daßWerth-
papiere und Waaren, die einen Börsen- oder Marktpreis haben, höch-
stens zum Preise des Bilanztages eingestellt werden. Nebersteigt er den

Anschaffung» oder Herstellungpreis, so muß dieser Preis genommen werden. Da es nun keine Börsenpreise giebt, so fehlt die wichtigste Voraussetzung des Gesetzes; wer hilft aus dieser Wirrnis;? Der fünf-nndzwanzigstc Iuli war der letzte Börsentag, an dem noch mit der Möglichkeit des Friedens gerechnet wurde nnd der Geschäftsverkehr sich leidlich abwickelte. Seit dem dreißigsten Iuli giebt es keine Notirungen mehr. Für welchen der beiden Termine soll man sich bei der Aufstellung der Bilanz entscheiden? Beide haben den Mangel, daß viele Kurse überhaupt nicht mehr notirt wurden. Das Kursblatt vom dreißigsten Iuli sieht schon wie ein Leichenfeld aus. Der letzte Börsentag besitzt also nicht die Eigenschaften, die ihn als Bilanzgrundlage empfehlen. Er sah Kurse, die Katastrophen andeuteten. Vielleicht sind sie in diesem Zustand nicht einmal übertrieben; aber ob es so ist, kann kein Mensch sagen. Und es wäre kaum zu rechtfertigen, wenn der Ueberschuß einer Bilanz aufgezehrt würde, weil die Effekten zu den schlechtesten Kursen des Iahres eingesetzt werden mußten. Die Kosten solcher Vorsicht hätten die Aktionäre zu tragen, denen die Dividende schmölze. So scheint der fünfundzwanzigste Iuli der bessere Tag. Die Möglichkeit zu hoher Bewerthung, die den Vergleich mit dem Ergebniß der Kursentwickelung in den ersten fünf Kriegsmonaten vielleicht nicht auehielte, ist geringer als die Wahrscheinlichkeit, daß die Buchwerthe der Effekten zu niedrig angesetzt werden. Die Art des Verfahrens kann nur der Bundesrath bestimmen; nnd in seiner Vorschrift wird das „freie Ermessen" nach sachverständiger Prüfung wohl eben so viel Raum einnehmen wie die Schaffung von Rücklagen, die vor Gefahr schützt.

L a d o n.

<^>>

u» nach Frankreich, nun nach Frankreich I
Holt gestohlenes Gut zurückl
Unsre Festen, unsere Grenzen,
Unser» Theil an Siegeskränzen,
Ehr' und Frieden holt zurück!
Venn dort an den vogesen
Liegt ein verlornes Gut.
Da gilt es, deutsches Blut
vom Höllcnsoch zu lösen!
Drum hebt die Herzen himmclan
Und himmelan die Hände
Und schwöret, Alle, Mann vor INaiin:
Die Knechtschaft hat ein Lude!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin, — Verlag der Zukunft in Verlin, — Druck von Pag « Garleb G. m, b, tz. in Berlin.

Berlin, den 19. Dezember 1914.

Letztes Aufgebot.

Fliegerpfeil.

^errGiovanniGiolitti, dessen Listenreichthum ich vor achtTa»
gen erwähnte,hat sich dervergeßlichenEuropains Gedacht»
niß zurückgeschrien. Er ist nicht mehr Minister, nur selten noch als
Parteihaupt sichtbar und mancheItaler meinten,mählich erlösche
seines Gestirnes Licht. So schäbigen Ruf mag er nicht durch die
Zeit großen Römerfchicksals schleppen; nicht ins Gewimmel stol»
zirenderAbgeordneten eingerechnet werden, sondern denZauber»
lehrlingen zeigen, was er mit zwei dürren Besenstielstücken, er al-
lein, vermag. »Als Geister ruft Euch nur, zu seinem Zwecke, erst
hervor der alte Meister." Ministerpräsident Salandra hat ge-
sprochen. »Da die Bundesgenossen einenAngriffskrieg, nicht einen
als Vertheidigungmittel ihnen aufgezwungenen,führen,warIta»
lien nicht in die Bündnißpflicht genöthigt. Doch seine Neutralität
darf nicht thatlose Gleichgiltigkeit werden. Wir stehen vor einer
ungeheuren Umwälzung, deren Ende kein Sterblicher heute ab-
sehen kann, die aber das Machtverhältniß auf dem alten Erdtheil
ändern wird, und wir habenLebensinteressen zu vertheidigen, un-
sere Großmachtstellung zu wahren, gerechtem Anspruch Erfüllung
zu sichern. Italien muß wachsam und stark sein. Wenn das Recht
nichtmehr gilt,bürgt nurdieKraft noch für dieZukunft einesVolkes.
In so gefährdeter Zeit müssen alle inneren Parteikämpfe enden.
Wir haben eine furchtbare Verantwortlichkeit aufuns genommen.
Das Land will erlangen, was ihm nothwendig scheint: und wird
«s erlangen. Heer und Flotte Italiens sind jetzt für jeden Fall be»

reit." Die Regirnnz nimmt den Beschluß desAbgeordnetenVct'
tolo an: »Mit vollem Recht und nach reiflicher Ueberlegunz hat
Italien sich fürneutral erklärt. DerRegirung,die,imVollbewußt»
sein ihrerVerantwortlichkeit, mit dem tauglich stenWerkzeug fürdie
Sicherung dieser höchsten Lebensinteressen handeln wird, spricht
die Kammer ihr Vertrauen aus." (Mit 413 gegen 49Stimmen)
Zuvor hat, als Letzter, HerrGiolitti gesprochen. Bleibt irgendwo
noch der winzigste Zweifel, ob Italien beimAusbruch dieses Krie-
ges der Dreibundpflicht ledig war? Dann bläst ihn der Athem
Giovannis hinweg. »Die Frage ist beantwortet worden, als, vor
sechzehn Monaten, Oesterreich»Ungarn dem Königreich Serbien
den Krieg erklären wollte. Am neuntenAugust1913erhielt ich von
dem Marchese di San Giuliano die folgende Depesche: ,Oester»
reich zeigt uns und dem Deutschen Reich die Absicht an, gegen
Serbien vorzugehen, und behauptet, dieser Vorgang müsse als ein
zurVertheidigungnothwendigerangesehenwerden.Deshalbseien
die Verbündeten zu Beistand verpflichtet. Nach meiner Uebe»
zeugung ergäbe solches Handeln nichtdenBündnißfall. Ich möchte
im Einvernehmen mit Deutschland die Ausführung des öfter»
reichischenPlanes hindern,halte aber für nöthig,daßwir unzwei-
deutig aussprechen, uns scheine solches Handeln nicht ein vo n Ber»
theidigungpflicht gebotenes, also auch dadurch nicht der Fall ge»
schaffen, für den uns der Dreibundvertrag zu Beistand zwingt/
Diese unzweideutige Erklärung haben wir deraustro»ungarischen
Regirung gegeden. Genau so lagen die Dinge wieder im Iuli
"1914. Wir standen also auf festem Rechtsboden und handelten
durchaus ehrlich, als wir unsere Neutralität ankündeten. Diese
wachsame und bewaffnete Neutralität, in deren Empfehlung ich
mit dem Ministerium übereinstimme, müssen alleBürger unseres
Landes redlich wahren, bis die Stunde schlägt, dieunszum Schutz
unserer wichtigsten Interessen aus dem Lager ruft." Beifallssturm.
EinSchwarmumdrängtdenaltenHexenmeister;Iederjauchztund
schüttelt dankbar die Hand des Siebcnzigers aus Mondovi. Seit
zwanzig Iahren, seit er, am zehnten Dezember 1834, die Wim»
men Akten, die Crispis Mitschuld an der unsauberen Sache der
Banca Romana erwiesen, der Kammer vorlegte, hat kein Doku»
ment ihm je solchen Iubels Widerhall eingebracht. Das fmdet
Herr Pichon, der im Sommer 1913 das pariserAusroärligeAmt

leitete, begreiflich.»GiolittisVeröffentlichung der(dcn Kanzleien
bekannten) Thatsache liefert der Welt den Beweis, daß Ocsier»
reichs Schlag gegen Serbien längst vorbereitet, derMord inSa»
rajewo nur einVorwandwar,dasUItimatumvomdreiundzwan>
zigsten Iuli nur den vorbedachten Angriffsplan maskiren sollte
und die Regirung Franz Iosephs eben so unwahrhaftig wie die
Wilhelms war, als sie behauptete, den Frieden zu wollen. Die
Enthüllung erklärtaber auch, warum Oesterreich, ehe es seine Note
in Belgrad überreichen ließ, nicht Verständigung mit dem itali»
schenMinisterium suchte. DieAntwortaus demAugust des Iahres
1913lehrte die Oesterreicher voraussehen, wasRomihnen jetzt er»
widern werde, schreckte sie dadurch von neuem Abenteuer ab und
bestimmte sie, sich, ohne Italiens Wissen, nur Deutschlands Hilfe zu
sichern. Diese beiden Mächte hatten übrigens schon einmal, kurz
vor dem August, in voller Eintracht denBalkankrieg als Konflikts»
vorwand zu wählen versucht. Die Vorsicht Rußlands undFrank»
reichs, die Klugheit und Entschlossenheit Englands und Italiens
Beistandsweigerung haben ihnen den Weg gesperrt. Ietzt soll
FürstBülow die Italiener überzeugen, daß sie klug handeln wür»
den, wenn sie die Türkei stärken, die alle Musulmanen, auch Tri»
politaniens und der Kyrenaika, zum Heiligen Krieg aufruft und
des Osmanenreiches Herrschaft über Christenländer wiederher»
stellen will,wennsieobendreinOesterreichsMachtanspruch ander
Adrialüste und in derSlawenwelt stützen undDenen, die einst die
Herren über Venedig und Mailand waren, die noch von ihnen im
Ioch gehaltenen Italerprovinzen lassen. Als er von Iaures und
dessen fruchtlosemBenmhen um ein franko-deutsches Einverneh»
men sprach, wandte der Kanzler Bülow das Sprichwort an, eine
Schwalbe mache noch keinen Sommer. Wir wollen abwarten,
mit welchen Mitteln der kluge Diplomat, der wohl von manchem
Wahn der Selbsttäuschung geheilt ward, versuchen wird, im Va»
terland Garibaldis einen Sommer zu machen." Dum»Dum.
Unserem Strafgesetzparagraphen 353" (der, seitArnims Re-
bellion, die ins Geheimniß des internationalen Dienstes Zuge»
lassenen in Verschwiegenheit schreckt) irgendwie Achnliches steht
wohl auch in Italiens Poenbüchern. Und stünde es nichi drin: Herr
Giolitti, der selbst einst Staatsanwalt war, würde sich hüten, wider
den Willen seines Schützlings Salandra eine bisher verheimlichte

Diplomatendepesche ins Lichtzu legen und als Abgeordneter einen wichtigen Vorgang zu entschleiern, der ihm als Ministerpräsidenten gemeldet worden war. Der Widerhall kam auch, aus Frankreich, England, Rußland, so rasch und so laut, daß man vermuthen darf, das Stichwort sei schon vor dem Gewittertag von Monte Citorio bekannt gewesen. Zweck: zu erweisen, daß nach demDoppelmord von Sarajewo (der Hauptschuldige hat noch im Schlußwort an die Geschworenen betheuert, er habe aus freiem Willen, nicht als ein Werkzeug, nicht unter fremder Einwirkung, gehandelt) ein wiener Plan wieder auflebte, den zuvor, zweimal, Römerhände gewürgt hatten; und dem neuen Herrn der Deutschen Botschaft zuzurufen: »Mit den alten Mären vom Ursprung des Krieges, von jäher Empörung durch den Prinzenmord und vomUeberfall friedlicher, für solchen Kampf nicht bereiter Mächte, köderst Du hier kein Tiberfischlein; unsere Akten erweisen, daßIhr, was jetzt ward, schon 1913 wolltet und, da Ihr unseren Willen zur Bei» standsleistungerforschtet,auch den EingriffRußlandsund Frankreichs, also die Weitung des Kriegsschauplatzes über austro»ser» bisches Gebiet hinaus, für gewiß hieltet. Du kommst zu spät. Wir haben gewählt. "Das soll Europa glauben. Wohin ruft die Glocke den Gewaffneten aus dem Lager?Mufs Schlachtfeld. Abgeordneter Barzilai: »Ich stimme für dieRegirung, weil sie die Einheit allerItalienerverheißt." Fern:»Nur, wenn unvermeidlicheNothwendigkeit dazuzwingt, müssenwir für unserengerechtenAnspruch mit der Waffe eintreten." Sacchi: »Der Erfolg der Regirung ist der Erfolg des Vaterlandes, das seinem gerechten Anspruch endlich Erfüllung schaffen will und in Eintracht das ersehnte Schicksal heranreifenfieht." Bissolati: » Italien kann einem Kampfnicht fern bleiben, der über sein Lebensinteresse entscheidetund dessen Ende den Sieg des Imperialismus oder derDemokratie bringenmuß." Torre: »Aus diesem Kampfe wird Italien stärker und größer hervorgehen." Labriola: »Nicht die Wiederherstellung des Balkanbundes, sondern die Stärkung deutscher und österreichischer Macht wäre für uns eine Gefahr. Die Kammer hat ihren Willen heute klar ausgesprochen; ist der Krieg nöthig, dann wird dieRegirung ihn führen." Chiesa: »Alle Republikaner werden die Regirung stützen,wenn sie, um unserRecht zu erkämpfen, in den ungeheuren Europäerstreit eingreift." Aus den sichtbarsten Blättern schallt

Iubel: »Nun ward uns Gewißheit!" In der Kammer wird ein
Aufruf aus Triest vertheilt, der stöhnt: »Unmöglich wäre, Toll-
heit, die Fortsetzung unseres Kampfes, wenn diese Stunde unge-
nützt verstriche. Sorget,Abgeordnete, dafür, daß italischer Boden
von fremder Herrschaft,fremdem Gesetz frei, die Einheit und Un»
abhängigkeit unseres Volkes überall gesichert werde und jeder
Italermund, ohne des Feindes Rache fürchten zu müssen, für das
Vaterland zeugen dürfe." Ueber London kommt die Meldung,
Herr Take Ionesku habe telegraphirt: »Rumänien wird sich der
Triple»Entente gesellen; nur der Tag seines Eingriffes ist noch un»
bestimmt." Und zum Vertreter des ,,1emp8« spricht dieser Mini-
ster von gestern, vielleicht von morgeninBukarest: »Ich bewundere
Deutschlands Kraft und Fleiß, Gesundheit und Heimathliebe;
aber ich kann nicht ohne ein Schaudern meiner ganzen Physis an
das österreichische Ultimatum und an die Verwüstung Belgiens
denken. Die Mächte, die dieser zwei Thaten schuldig sind, muß
jeder kleine Staat als unversöhnliche Feinde betrachten. Außer-
dem lebt unter uns nicht Einer, der nicht von frühster Kindheit an
in der Einung aller Rumänen das höchste Ziel seiner Wünsche
sah. Der große, nicht von uns erwirkte Krieg bietet uns die Ge-
legenheit zur Erfüllung dieser Wünsche; eine Gelegenheit, die
niemals wiederkehrt. Unter austro-ungarischer Herrschaft leben
fast vierMillionen Rumänen; in diesen Provinzen ist das natio-
nale Gewissen wach und zu starker Handlung bereit und sie werden,
nach der Eroberung, unserem Staat für immer einverleibt sein.
Wenn wir, selbst nach dem Sieg Deutschlands und Oesterreichs
sden ich für unmöglich halte), das rumänische Bessarabien näh-
men, müßten wir bald wieder einenKrieg gegen Rußland führen.
Ich bin gewiß, daß nicht ein einziger Rumäne anders als ich denkt."
(Sechsundneunzig rumänische Professoren haben sich in Aus-
drücken zorniger Abscheu gegen die Unterzeichner des deutschen
»Aufrufes an die Kulturwelt" gewandt; der uns nur Unglimpf,
aus zwei Erdtheilen in Schwaden, eintrug.) »Wir müssen mit all
unseren Kräften den Sieg der Triple-Entente zu sichern trachten.
Natürlich wäre ein Winterfeldzug uns nicht bequem. Aber un-
sere Neutralität genügtheutenichtmehr.UnserVormarschkann be-
schleunigt oderaufgeschoben werden, jenachdenEreignissen.Doch
wir müssen handeln; und ich weiß, daß wir handeln werden."

San Giuliano hatte die Depesche an Giolitti in den Tagen
der bukaresterVerhandlungenüberdenBalkanfrieden,am neun»
tenAugust 1913,geschrieben. Ein paarWochenzuvor hatte er den
König VictorEmanuel und dessenFrau,dieTochterNikolas von
Montenegro, nach Kiel begleitet (wo sie, auf der Reise nach Schwe-
den, zu kurzer Stundenrast einkehrten) und mit den Leitern unse»
res Reichsgeschäftes geplaudert. Wir lasen: »Eine weithin wir»
kende Kundgebung des Dreibundgedankens, die gerade in dieser
ernsten Zeit tiefen Eindruck machen muß. Italien ist von den,Ex-
tratouren' mit den Westmächten reuig ins alte Glück des Drei»
bundeszurückgekehrt und inniger nun als je anDeutschlands, an
Oesterreichs Busen geschmiegt. Denn es langt nach der Vorherr-
schaft im Mittelmeer und hat eingesehen, daß nur die Bundes»
freundschaft es an diesesZiel bringen kann." Das dünkte mich ge-
fährlicher Aberglaube; deshalb sagte ich hier am zwölften Iuli
1913: »Giolitti und San Giuliano sind nicht grün genug,um aus
Knabenübermuth in den Wahn zu schlittern, einer Lateinermacht
sei im Mittelmeer die Vorherrschaft erlangbar, ehe dem Briten»
leun im Inselkäfig die Zähne stumpf geworden sind. Seit Italien
am Syrtenmeer herrscht, vonMalta und Kypros, von Frankreichs
tunesischerProvinz und vom englischen Sudan aus schnell zu ver-
wunden ist, muß es sorgsamer noch als vor dem Uebergriff nach
Nordafrika das Verhältniß zu England, dem Schreckgespenst lan-
ger und offener Küsten, pflegen. Die Westmächte flüstern ihm die
Lockweise zu:,Wir helfen Dir auf die Balkanmärkte und in wich-
tige Levantehäfen/ Die Dreibundesgenossen zwingen es in Rü»
stung, die nichts einbringt, und in den Schein einer Duldsamkeit,
die ein gekräftigtes Oesterreich in Albanien nützen könnte. Deutsch-
land muß mit der Möglichkeit eines Krieges rechnen, in dem es,
allein, sich gegen die Heere und Flotten des feindlichen Dreibun»
des und seiner Vorposten in Südwest undSüdostzu wehrenhat."
Am siebenzehnten Iuli hatte Herr Schebeko, Rußlands Gesandter,
denrumänischenMinisterpräsidentenMajoreskuersucht,denVor»
marsch der Truppen aufSofia zu hemmen; dieRegirung des Zaren
bürge denRumänen schon jetzt für dieGebietsabrundung bis an
die GrenzlinieTurtukaja»Dobritsch-Ballschik.(Grünbuch der ru»
manischen Regirung: I^es evenements cle w penmgule balcsnique
I^ction cle Is Koumanie,) Italien giebt,in Sofia »den dringenden

Rath", diese Grenzlinie zu gewähren; den selben Rath hat, so meldetOesterreich»Ungarns Gesandter, FranzIoseph demKönig der Bulgaren gegeben. Am letztenIulitag rühmtHerrPichon die weise Mäßigung und die Geschicklichkeit der rumänischenRegir» ung; und warnt,in den erstenAugusttagen,dieBulgarenvor dem Trugwahn, derFriedensvertrag,über den inBukarest verhandelt werde, sei vom Eingriff irgendeiner Großmacht bedroht. Am sechstenAugust sagt er zu dem GesandtenLahovary: »Frankreich ist gegen jede Revision des Vertrages." Die wünscht Oesterreich» Angarn; läßt den Wunsch aber fallen, weil er ohne Krieg nicht erfüllbar scheint und Rom die Heeresfolge weigert. Vier Tage nach San Giulianos schroffer Ablehnung empfängt Herr Majo» resku den Glückwunsch des Grafen Berchtold, der »besonders darüber sich freut, daß Rumänien denBalkanhaderzuenden ver» mocht hat." Ihn besucht, als wieder Frühling wird, Marchese di SanGuilianoinAbbazia.OffiziöseNachfchr>ft:»Wiederistvöllige Aebereinstimmung in denAnsichten derbeidenStaatsmänner zu Tage getreten." Aus demAchilleion telegraphirt der Kanzler des Deutschen Reiches an die zween Bundesgenossen:»Indem ich Sie aufs Wärmste zu dem glücklichen Ergebniß beglückwünsche, das Ihre Unterredungen in Abbazia gehabt haben, lege ich Werth darauf,mich dem Gefühl derBefriedigunganzuschließen,das Sie darüber empfinden." VierWochen danach sagt der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes im Deutschen Reichstag, er hoffe, Ru» mäniens »Anlehnung an alte Freunde" werde dauern. Pflicht zwingtmich, auf die Thatsachen gemeinerWirklichkeit hinzuweisen. »DerRumänebewundertindemFranzosendaeMusterbildfeiner Kulturmenschheit: er ist auf die Freundschaft der Slawen, des Sü- dens und des Nordens, heute, als auf Unentbehrliches, ange- wiesen; sein Großrumänien kann nur auf Oesterreichs und Un- garns Kosten entstehen und er läßt die Bezirke, in denen unter Habsburgs Szepter vier Millionen Walachen leben, sogar in Schulbüchern als dasgeknechteteRumänienbezeichnen.Das ist; und wer über dieseWirklichkeit einenWortschleier webt, dars sich nicht in den Glauben brüsten, ihm sei eineThat gelungen." Nuß- land weiß, natürlich, was im August 1913, noch einmal, geplant war; steht in Oesterreichs Getechtel mit denRulhenen und in der AnwerbungdeutscherOffiziererfürsIungtürkenheerErgänzungcn

des (vertagten, nicht aufgegebenen) Planes: und rüstet sich; so'
rasch und so gewaltig, wie es irgend vermag. Aus der Kölnischere
Zeitung wird darob, im März, der Legende deutsch»russischer
Erbfreundschaft die Totenglocke geläutet. »Rußland schiebt seine
Truppen leise westwärts vor, läßt Schwergeschütz gießen, wo es zu
haben ist, hat seinen Präsenz» und Cadrestand beträchtlich erhöht?
will die Polen versöhnen, dieRumänen in ihre historische Pflicht
zur Vermittelung zwischen Slawen, Lateinern, Hellenen zurück»
schmeicheln; und rechnetdarauf, daß von Oesterreich»Ungarn Ita-
liener und Griechen, Serben und Walachen, Kroaten und Dal»
mato»Slowenen, von Deutschland Franzosen und BritenAllerlei
zu begehren haben." Das steht am siebentenMärz 19! 4 in der»Zu-
kunft". Am sechzehnten Mai: »In diesem Sommer wird Schick»
sal." Nach dem Besuch des Zaren in der rumänischen Hafenstadt
Konstanza wird hier das Rumänenziel gezeigt: »Aus der Buko-
wina, aus Siebenbürgen,demBanat und anderenungarischen Ko-
mitaten wächst ihm ein Gebiet von fast hundert fünfzigtausend Qua»
dratkilometern zu. Dieses Großrumänien handelt für die Zinzarei
von den Serbenstaaten (die nach Nikolas Tod vereint werden>
den negotiner Winkel mit hunderttausend walachischen Bauern
ein. Albanien wird unter Römer, Griechen, Serben vertheilt; wird
Pfand und Bürgschaft romano-slawischer Freundschaft. Mit Ruß-
land kann sich Rumänien auch über den Verschluß des Schwarzen
Meeres und die Oeffnung der Dardanellen leicht verständigen;
die Interessenströme beider Staaten münden da in das selbe Bett.
Und kein König ist stark genug, um dem eigenwilligen Herrenvolkan
derUnterenDonau dieWahl des Schicksalsweges aufzuzwingen."

Rußlands Hausschlüssel.

Der Sultan, schrieb Boris Alexejewitsch Galizyn an Peter^
seinen Zögling und Zaren, »betrachtet das Schwarze Meer als
sein Haus, in dem Fremde nichts zu suchen haben, oder als eine
im Harem allen Blicken verborgene Jungfrau; erwürde eher seinen
Truppen denBefehl zum Krieg als anderenMächten die Erlaub^
niß zur Fahrt durch dieses türkische Binnenmeer geben." Das war
der Pontos Euxeinos wirklich bis an das Ende des siebenzehnten
Iahrhunderts. WerByzanz hatte, war Herr des Pontos; seit der
Türkenkhan auf dem Stuhl des Basileus saß, durftezwischen Bal-e

kan und Kaukasus nur die Sichelflagge wehen; und so wichtig
dünkte die Erben Mohammeds dieser Besitz, daß schon unter
Mustafa dem Zweiten, um die Zeit des Friedens von Karlowitz,
ein türkischer Staatsmann warnend rief: »Wenn fremde Schiffe
je das Recht zu freier Fahrt auf dem Schwarzen Meer erlangen,
schlägt demOsmanenreich die Sterbestunde." Diese Weissagung
darf man (wie die meisten) nicht wörtlich nehmen. Aus den Dampf-
kesseln der russischen Flotte zog der Qualm über denPontos hin:
und noch immer sahen wir die Großmächte um die ungeschmälerte
Lebensdauer der Türkei bemüht. Doch schon 1683, ehe Peter in
Asow den Schlüssel zu einem Nebenthor des Schwarzen Meeres
einsteckte, sprach der baumburger Chorherr Poyselvon demSultan
als von einemKranken, demzehnAerzte (so vielesinds jetzt kaum)
mit Diagnosen und Heilmitteln nahen; und ein Iahr danach ver-
glich derBritenboischafterSirThomasRoe das Reich Mustafas
demLeib eines siechen Greises, der sich undAndere über die Ge-
fahr seines Zustandes täusche. (So alt ist das vinzeci vorä vom
Kranken Mann.) Asow, das der Zweite Mohammed den Nach-
fahren Tamerlans abgenommen hatte, ist zwölf Iahre nach dem
Frieden von Konstantinopel wieder türkisch geworden und erst
Münnich hat, mitAnnasHeer, denFlecken anderDonmündung,
nach sechsmonatiger Belagerung, für immer dem Reussenreich er-
obert. Im Frieden von Belgrad mußte Mahmud ihn, 1739, den
Moskowitern abtreten uno konnte sie nur noch zur Schleifung der
Festungwerke verpflichten. Vorher hatte Montesquieu geschrie-
ben: vu avec etonnement la täiblesse cle I'empire des OsiNÄnIins.
de corps malsäe ne se soutient pas par un regime cZvux et tempere,
mais par cles remecie8 violenk qui I'epuisent et le minent san8 ce88e.
^vant cleux 8iecle8 cet empire 8era letkeatre cie8 triompkes clequelque
conquerant.« Nachher spöttelte Voltaire, er sei noch lange nicht so
krank wie der Türke. Seit die imHarem geborgene Iungfrau von
den Russen begehrt, derPontos den Fremden nicht mehr axeinos,
sondern euxeinos ward, dämmerte der Khalifenherrlichkeit der
Abend; war die unantastbare Selbständigkeit des Türkenreiches
dahin. Katharina hats schon imdrittenLustrümihrerRegirung er-
reicht. DerVertragvonKütschük-Kainardschegab 1774 ihrerHan»
delsflotte das Recht zu freierSchiffahrtimSchwarzenMeer, das,
als neun Iahre später der Tatarenkhan geschlagen und die Krim

«robert war, zwei Staaten an seinen Ufern herrschen sah, also nicht
mehr ein türkisches Binnenmeer genannt werden konnte. Auch
nicht ein mare clausuni? Die Russen können hinein, doch nicht her-
aus. DerSultan hält denBosporusschlüssel fest in derHandund
sperrt noch immer den Weg, der über Asow und die Krim nach
Byzanz führen sollte. Rußland darf im Schwarzen Meer thun,
was ihm beliebt, und ist da unangreifbar; darf es aber nicht auf
der ins Mittelmeer führenden Straße verlassen und empfindet,
noch unter der großen Zerbsterin, die Schmach solcher Käfigfrei»
heit. Der Pontos muß Rußlands Binnenmeer werden: nach dem
Frieden vonIassywards in Moskau, in Peters Stadt dasFeld»
geschrei lärmender Patrioten; und bliebs ein Iahrhundert lang.
BonapartesEinfallin Egypten und die vor und nach derGrün-
dung des napoleonischen Kaiserreiches bis an die Orientpforte
drängende Iakobinergefahr verbündet nach langem Hader dem
Sultan denZaren. Katharinas Sohn Paul schickt Selim demDrit«
ten die mit viertaufend Moskowitern bemannte Flotte nach Kon-
stantinopel,umihm bei derAbwehr französischerAngriffezu helfen:
und nunöffnen sich Dardanellen undBosporus endlich russischen
Kriegsschiffen. Endlich: einmal. DasSchutzbündniß währt nicht
lange; bald liegen die Erben von Byzanz,derimBesitzrechtwoh»
nende und der über denPontos lugende, wieder in Streit. Bona-
parte hetzt, nachAusterlitz, den Sultan in den drittenKrieg gegen
Rußland und erlistet, in Tilsit, Alexanders schwärmerisch anbe»
tendeFreundschaft. WilldenmitwachsendemUngestümgeforder»
tenPreisaber nichtzahlen. Hardenberg läßt seinen alten Plan der
Türkeitheilung durch Kalckreuth wieder vorbringen; Rußland soll
Bulgarien, Rumelien, ein Stück der Donaufürstenthümer und die
Meerengen bekommen, Oesterreich überBosnien, Serbien, Dal«
matten herschen, Frankreich den Staat der Hellenen und die Inseln
seinem Imperium einfügen. Doch was konnte Alexander, nach
Iena, von Preußens Beistand noch hoffen? Zur Erfüllung seines
brünstigen Phantastenwunsches vermagnurder allmächtige Korse
ihm zu helfen. Derist dem Sultan verbündetund, im Nimbus seiner
Siege, am GoldenenHorn so stark, daß General Sebastian!, sein
Gesandter, den Aufruhrversuch desenglischenKollegen mit einem
Wort niederzwingt: die Britenflotte, die Arbuthnot, um den fran-
zösischen Einfluß zu dämmen, ins Marmarameer gerufen hat, muß

unterdemFeuertürkischerBatterienabdampfen. Englands politische Moral, die uns so oft allzu schöne Reden priesen, wird von dieser Episode aus grell beleuchtet: die Sultane solleninihren Entschlüssen frei, die Meerengen allen Fremden geschlossen sein, so lange das englische Interesse nicht darunter leidet; nur eben nicht eineStunde länger. Hofft man inLondon denwinzigstenVortheil davon, dann mag irgendein Admiral Duckworth sein Geschwader bis dicht an die Mauern von Pildiz steuern. Noch ist, im Frühling 1807, der dreiste Handstreich mißlungen. Aber Selim, den hastige Reformsucht denAltgläubigen verhaßt gemacht hat, kann sich nicht halten und wird am siebenundzwanzigsten Maitag ent» thront. Während einerTruppenschau,an derAlexanders»Para» domanie" sich in Tilsit weidet, erhält Napoleon von Sebastiani dieMeldung. Armee und Volk gegen den Sultan, der sich wider das Verhängniß nicht zu bäumen wagt, und vor Osmans Reich morgen die Gefahr sicheren Verfalls. »DieVorsehungselbstsendct mir diese Botschaft, um mir zu zeigen, daß die Türkei nicht mehr lebensfähig ist!" So ruft (nach Savarys Bericht) Bonaparte; und erklärt, Selims Sturz löse ihn, löse sein Gewissen von allen Banden und gestatte ihm, der nicht derPforte, sondern nurdiesem Sultan sich verpflichtethabe, derOrientfragenach freiem Ermessen die Antwortzusuchen. Wie mag das Schwärmerauge Alexanders, der neben ihm hielt und Sebastianis Rapport lesen durfte, aufgeleuchtet haben! Für kurzeZeit freilich nur. DerImperator(der, wie Champagny an Caulaincourt schrieb, dicTürlen nie geliebt, immer für schädliche Barbaren gehalten hat) wurde zwar sentimental und schien bereit, dem neuen Freund alles Ersehnte gern zu gewähren. Er hatte im OccidentGrenzen und Throne verrückt und war berufen, auch im Orient nun nach seinem Belieben Ordnung zu schaffen. Rußland durfte zu dieser organisatorischenArbeit mitwirken; doch das Tempo wollte er selbst bestimmen. Hier begannAlexandersEnttäuschung. DieTürken, so dozirtLaetitias Sohn dem sanften Enkel Katharinas, gehören nicht nach Europa, sind aufunserem hellcnErdtheil ein häßiicherFleckundmüssennach Asien zurückgedrängt werden. Aber langsam; ganz langsam. Einstweilen darsmansienur»komprimiren"; ihnen ein paar Provinzen nehmen, in denen sie manchmal belästigen, doch nicht mehr herrschen. Eine richtigeTheilung wäre heutenoch eine allzu gefährliche

Operation, die zunächst den franko »russischen Bund lockern, die
Freunde in einen Interessenstreit verwickeln könnte. Rußland mag
sich des Besitzes der Moldau und der Walachei freuen, vielleicht
auch vom Bulgarenland noch einenFetzen fürsich abreißen. Frank-
reich kann sich in Bosnien, Dalmatien, Albanien,Griechenland sät-
tigen. Vielleicht; ganzsicheristerselnerSachenicht(m«n8X8temesu^
lalurquie ckancelle et estaumomentciet«mber,schreibteranTalley-
rand). Fühlt, zum ersten Mal, tief aber die Nothwendigkeit des
Friedens, der ihm doch, sobald das Orientproblem Europa auf»
rüttelt, wieder entgleiten muß. Wenns unvermeidlich wird, wenn
England mit anderen Mitteln nicht zu bändigen ist und er im
Baltikum oder aufAsiens altem Boden die russischeMacht gegen
den Totfeind braucht, bleibt keine Wahl: muß er dem Zaren den
Weg an das Ziel seiner Sehnsucht bahnen. Noch aber möchte er
ihn mit einerHoffnung füttern. Unaufschiebbare Pflicht ruft nach
Paris. Alexander hat seinen Besuch zugesagt. Da kann man in
allerRuheüber den großen Gegenstand weiterreden. Pauls Sohn
schlürft gierig den Zaubertrank, den der Korse kredenzt. Begehrte
nicht schon Katharina den moldo»walachischen Zuwachs? Der
Gossudar, der dem Reich diese Beute bringt, braucht selbst nach
Niederlagen nicht zu zittern. UndAlexanderPawlowitsch glaubt
sich desFreundes sicher; »ich erwarte keinen allzu starkenWider-
stand gegen meine Auffassung (schreibt er anPeterTolstoi), denn
sie entspricht dem Interesse und der Meinung des Kaisers." Frank-
reich wird zwischen der Pforte und Rußland zu vermitteln suchen.
Ist ein anständigerFriede nicht zu erlangen, so muß man wieder
an die Theilung denken; fürs Erste aber darf dieser Gedanke noch
nicht ans Licht. Daß er in Tilsit erörtert wurde, bezeugtDe Clercq
(hecueil 6e8 trsites 6e Ia Trance) durch die Anführung der Sätze, die
aussprechen, daß die beiden Kaiser, wenn der gewünschte Friede
nicht durchzusetzen ist, »sich verständigen werden, um alle euro-
päischen Provinzen des Osmanenreiches, außer Rumelien und
der Stadt Konstantinopel, dem drückenden Türkenjoch zu ent»
reißen." Mit dem ernstesten Eifer muß zunächst aber, auchinLon»
don, Alles versucht werden, pour procurer ä I'Kumanite le bienkit
cZe la paix (wie es im Vierten Artikel des tilsiter Geheimvertrages
vom siebenten Iuli 1807 heißt). Am neuntenIuli,vorderAbreise
nach Königsberg, empfiehlt Napoleon der Türkei die Beschleu»

Tilgung des Waffenstillstandes. Vier Monate danach diktirt er
einenZusatz zuderanCaulaincourtzu sendenden Instruktionund
sagt darin, er wünsche, der Türkei ihren Besitzstand zu erhalten,
imNothfall sich abermitRußland allein, ohneOesterreichs Drein-
rede, über denTheilungplan zu verständigen. »Das Liebste wäre
dem Kaiser, wenn die Türken in friedlichem Besitz der Walachei
und derMoldau bleiben könnten; da eraberdenZarensofestwie
inöglich an sich knüpfen möchte, würde er ihm die beiden Provinzen,
gegen eine in Preußen zu suchende Kompensation, schließlich über»
lassen. Er steht dem Gedanken an eine Theilung des Türkenreiches
lehr fern, hält ihn sogar für verhängnißvoll, will aber nicht, daß
Sie ihn im Gespräch mit dem Zaren und mit dessen Minister rück-
haltlos verdammen. Sie sollen nur ausdrücklich auf die Motive
hinweisen, die für die Vertagung sprechen.Dieseruralte Plandes
russischen Ehrgeizes kann Rußland an uns kitten: deshalb müssen
Sie sich hüten, den Petersburgern Muth und Hoffnung ganz zu
nehmen." Ehe diese Instruktion an die Newa gelangt, hat Alex-
ander mitEngland gebrochen und in Paris, durch den Mund Sa»
varys, des Herzogs von Rovigo, als Teilzahlung die Donau»
fürstenthümerverlangt. Schon fühlt auch Napoleon, daß er Etwas
thun müsse,um den Zaren fester an sichzubinden. Savaryhatihm
berichtet: »Der Kaiser und sein Minister Graf Rumanzow sind
unsere einzigen zuverlässigen Freunde in Rußland; es wäre ge-
fährlich, diese Wahrheit zu verschweigen. Das Volk würde gern
wieder nachdenWaffen greifen und für einen Krieg gegen Frank-
reich neue Opfer bringen." Verstimmt man den impulsiven Selbst-
herrscher, so kann Rußland, das in seinem Verhältnis zuFrank-
reich zwischen Hitze und Frost, Intimität und Haß hin und her
schwankt, morgen zum Feind übergehen. Das muß verhindertund
dennoch dieTheilungderTürkeiaufgeschobenwerden.Sonstwird
die Beute des Adlers zu klein. Bosnien, Albanien, Griechenland,
Epirus: für Frankreich wärens Kolonien, nicht Provinzen. Seit
Bonaparte in Kairo war, sieht er Egypten als einen Theil des
Franzosenreiches. Noch aber ist die Zeit zurRückeroberung nicht
gekommen. Läßt er den Kranken Mann jetzt sterben, dann langt
der Britenleu, dessen Pranke bis nach Malta, Sizilien und in die
Adria reicht, nach dem in der Todesstunde desKhalifates herrn-
losen Gut. Bevor ein französisches Heer in Konstantinopel und

Saloniki wäre, hätte England die Hand auf Egypten, Cypern, Kandia,vielleicht auf die Dardanellen unddasganzeKüstenland der Osmanen gelegt. Diese Erwägung, schrieb Champagny, hat den Hauptgrund geliefert, den der Kaiser gegen dieTheilung der Türkei anführt.Mag der Zar also in der Walachei undderMol» dau bleiben: der Herr des Occidents wird sich den Landfetzen, der ihm zur Entschädigung gebührt, nicht aus dem Osmanenleib schneiden, sondern Schlesien nehmen. Das war bescklossen, als Caulaincourt in Petersburg Savary ablöste. Schlesien? Das würde den von Warschau aus reorganisirtenPolenstaat stärken. Niemals. Caulaincourt findet für diesenPlan weder beim Zaren noch bei Rumanzow Gehör und muß im Februar 1808 seinem Herrn melden, daßAlexander an derDonau bleiben,überSchle» fien aber nicht einmal reden will. Daß er oenSanften nie so finster sah wie am Tag dieses ködernden Antrages. »Wenn wir Berlin gefordert hätten, wäre die Wuth vielleicht kleiner gewesen."
Die Meldung fällt in eine der hellsten Stunden desRiesen» hirns. Aus zornigem Auge blickt Bonaparte auf das Inselreich, das nicht zu überlisten, nicht ins Herz zu treffen ist. Wenn ers in Asien zu schlagen, in Indien ihm die Aorta zu zerschneiden vermöchte! Dachte er daran schon, als er den Russen Konstantinopel weigerte, weil der Besitz dieser Stadt die Weltherrschaft sichere? Ietzt denkt er dran; ahnt die Wahrheit des Wortes, daß an den Mauern von Konstantinopel der Kampf um Indien beginnt; und träumt seinen größten Caesarentriumph. Rußland und Frank» reich zu gewaltiger Anstrengung vereint, die Türkei zerstückt, Per» sien undAfghanistan unterworfen: und von den Hochplateau; am Euphrat mit der ungeheuren franko»russischenHeeresmasse durch rasch bezwungenesBarbarenland bis an denIndus! Wer weiß, ob dieser endlos scheinende Weg nicht schneller ans Ziel führt als der kurze Pas de Calais? Der tolle Paul Petrowitsch hatte in seinen letztenLebenstagen den Gedanken an einen franko»ruf» fischen Kriegszug durch Asien gehätschelt. Seitdem ist der Sultan der Freund Bonapartes geworden, hat der Perserschah von ihm Drillmeister für sein Heer erbeten, Hilfe gegen England ange» boten und sich (in einem von dem persischen Sondergesandten in Warschau unterzeichneten Vertrag) verpflichtet, einem gegenIn» dien marschirenden Franzosenheer als guter und treuer Bundes»

genosse freien Durchzug zu gestatten. Das war keine Lagerposse:
General Gardane wird nach Persien geschickt, um den Vertrag ra>
tifiziren zu lassen und die Möglichkeit solchen Heereszuges zuprü'
fen. Und nun ist auch derWeiße Zar, endlich, Napoleons Freund
geworden. Frankreich, Rußland, Persien: damit konnte man die
Briten mindestens einschüchtern und in Verhandlungen treiben,
die ihr Hochmuth noch immer weigerte. Doch der Zar heischt Be-
zahlung. Ihm zu Liebe den Kranken Mann töten? Nein. Noch
ists zu früh. DaAlexander von dem schleichen Plan nichts hören
will, muß man ihn hinhalten und inzwischen Oesterreich zu um»
garnen suchen. Rußlands Herrschaft über die Donaufürstenthü»
mer, hat Bonaparte einmal zu Klemens Metternich gesagt, bereitet
die Basis,auf derFrankreich und Oesterreich sich eines Tages ver»
ständigen werden; wenndieRussen als Sieger in Konstantinopel
stehen, brauchtIhr uns gegen sie,brauchen wirEuch, umdasnö»
thige Gegengewicht herzustellen. KaiserFranz ist kein Mann kräf»
tiger Initiative; muß sich aber sagen, daß er nicht müßig zusehen
darf, wenn derTürke,in dem er einen schwachen und drum beque»
menNachbarungernverlöre,erdrosseltundausgeraubtwird.Für
jeden Fall ist Wien durch Metternich nun vor dem russischen An»
schlag gewarnt. Zur selben Zeit erhält Caulaincourt die Weisung;
den Wünschen des Zaren noch weiter entgegenzukommen und
keine unüberwindliche Abneigung von demPIan derTürkeithei»
lung zu verrathen. Da, unter dem Eindruck der stolzen Thron»
rede, die das Britenparlament eröffnet, schäumt das Blut des
Korsen heiß auf. Der alte Feind muß endlich vernichtet werden.
Alexander heischt Bezahlung? Er soll sie haben. Selbst wenn er
den höchstenPreis fordert.AmzweitenFebruar schreibt ihmNa»
poleon: »GegenRußland spüre ich nicht die leiseste Regung der
Eifersucht; ich wünsche ihm Ruhm, Glück und Gebietszuwachs.
Mit allen Kräften will ich ihm bei jeder Vorschiebung seiner Gren»
zen nach der Schwedenseite helfen. Wenn wir fünfzigtausend
Mann,Russen,Franzosen, vielleicht auch ein paar Oesterreicher,
über Konstantinopel nach Asien schicken, zwingen wir England
vor dem Kontinent auf die Knie. Wer ein so hohes Ziel erreichen
will, muß alles Nolhwendigezuvor schon vereinbaren; dazu bin ich
bereit. Am erstenMaikönnen unsereTruppeninAsicn,kannauch
ein russisches Heer in Stockholm sein. Dann werden die aus der

Levante verjagten, in Indien bedrohten Briten unter der Wucht
der Ereignisse vernichtet, mit denen die Atmosphäre geladen fein
wird."DasWortbild istnichtschön; aberderRhythmusderRede
kann einenAlexander hinreißen. Undschon wird Bonapartesdal»
matische Armee verstärkt und befohlen, in Epirus die Landung»»
Möglichkeiten,inAlbanien die Heerstraßen genau zu studir,en und
im östlichen Winkel des Mittelmeeres Alles für den Kriegsfall
vorzubereiten. In einem Brief an Decres deutet der Kaiser den
Entschluß an, durch die Türkei nach Indien zu ziehen. Und Tolstoi
hört(nacheinerWuthszeneunddemSchwurBonapartes,Preußen
und Warschau an dem selben Tag zu räumen, wo Rußland seine
Truppen aus der Walachei und Moldau zurückzieht) den Satz:
»Bin ich erst amEuphrat, dann giebts auf dem Weg nach Indien
keinHemmnißmehr; daß dieses Unternehmen denAlexander und
Tamerlan mißlungen ist, beweistgar nichts: man muß eben Besse-
res leisten als sie." Der Held von Marengo, Austerlitz, Iena,
Friedland, Tilsit darf so sprechen; darf sich für ein Schlachtfeld
rüsten, das von der Ostsee bis nach Kleinasien, vom Atlantischen
bis an den Indischen Ozean sich dehnen soll. Einen tourbillon 6u
moncle sieht er voraus; dieser Weltwirbel wird Britaruen ent»
kräften, entmuthigen und zur Anerkennung der neuen Impera-
torenmacht zwingen. Der auf Sankt»Helena Eingekerkerte hat be-
stritten, daß er je bereit gewesen sei, Konstantinopel (»das durch
seine Lage zum Centrum der Weltherrschaft bestimmt ist") den
Russen auszuliefern. Doch wir wissen von Tolstoi, Metternich
undNarbonne,daßderKaiser dazu bereit war. Wenn Alexander
sich nur um diesen Preis zu dem von Caulaincourt geforderten
Keulenschlag auf das HauptBritanias entschloß, sollte er ihn ha-
ben. Frankreich würde, zu seiner Sicherheit, dann die Dardanellen
besetzen odervonOefterreich bewachen lassen. DerPontosEuxei-
nos ein russischer, vom Dardanellenwächter im Nothfall zu schlie-
ßender, das Mittelmeer ein französischer See: da war das letzte
Ziel des Korsen. Rußland konnte von ihm den Schimmer der
Byzantinererbschaft haben, nie deren wesentliche Macht. Er wollte
ihm die Donaumündungen ohne Serbien, Bulgarien ohne Ru»
melien, Konstantinopel ohne die Dardanellen geben. Zu Nar»
bonne hat er gesagt: »Ich wollte in aller Freundschaft Rußland
nach Asien zurückwerfen; daß ich ihm Konstantinopel anbot, ist
richtig." In Asien sollte es England das Leben schwer machen, in

Südosteuropa sich an der vorgeschobenen Flanke Oesterreichs zer-
reiben. Dann war Frankreich im Mittelmeer ungefährdetundaus
der europäischen Hegemonie fürs Erste nicht zu verdrängen.
Caulaincourt hat ausführlich erzählt, welche Wonneschauer
den Zaren beim Lesen des Briefes vom zweiten Februar schüttel»
ten. Alexander, der gestern noch mit den Donaufürstenthümern
zufrieden war, sieht sich heute schon als Herrn von Byzanz, auf
dem von Katharina vergebens begehrten Sitz, als den Heros, der
den alten Traum der Ahnen in Wirklichkeit wandelt. »Voilä cle
grancles ckoses!» »Voilä le granä Komme!» »Voilä le 8t/IecZel'ü8tt!»
Noch abends, auf dem Hofball, die selbe Ekstase. Leis aber mel-
det sich bald das Mißtrauen. Was wird aus Schlesien? Ists am
Ende nicht bess er, aus Konstantinopel eine Freie Stadt zumachen?
Dafür ist Rumanzow freilich nicht zu haben: er verlangt Kon-
stantins Stadt mit dem Doppelverschluß am Bosporus und in
den Dardanellen; dann mag Oesterreich das ganze Serbien an»
nektiren und Makedonien und Rumelien mitFrankreich theilen,
dem außerdem Bosnien, Syrien, Egypten zufallen soll. Ohne die
Meerengeu ist die Verständigung aber nicht möglich. Auch nicht
mit Alexander. Der hat seinen Vortheil erkannt. Seit hundert
Iahren strebt Rußlands Ruhmsucht nach Konstantinopel, Ruß-
lands Interesse nach den Meerengen. Beides hat die Eifersucht
der europäischen Mächte ihm stets geweigert. Ietzt hats nur mit
dem einen Mannzu rechnen, derReiche zerstört undReiche grün-
det: und dieser sonstAllmächtige ist im Kampf gegen England auf
russischeHilfe angewiesen. Solche Gunst der Stunde kehrtnie viel-
leicht wieder. Nur einTropf gäbe da nach. Doch Frankreichs Bot-
schafter ist nicht minder zäh. Halbe Tage lang sitzt er dem Grafen
Rumanzow, der die Ministerien des Auswärtigen und des Han-
dels leitet, gegenüber; und die beiden Männer, die nach kurzer De-
batte über dieVergebung ungeheurer Flächen einig sind, kommen
von der »Katzenzunge" (so nennt der Russe die Halbinsel Galli»
poli) nicht los. Noch einmal bestürmt Caulaincourt, im März,
den Zaren selbst; erhält aber die Antwort: »Nehmt in Asien, was
Ihr wollt; wenn ich die Meerengen nicht habe, istAlles, wasIhr
mir geben könnt, werthlos. "Nun kannderBotschafter nichtlänger
zweifeln. AmsechzehntenMärz schreibt er an seinen Kaiser: »Eure
Majestät mag Italien, vielleicht sogar Spanien Ihrem Reich ein»
gliedern, neue Dynastien und Königreiche gründen, für die Er»

oberung Egyptens die Mitwirkung der zarischen Land» und See»
macht fordern,alle erdenklichenBürgschasten verlangen, mitOester-
reich jedes beliebige Tauschgeschäft machen und einer Welt einen
Platzwechsel aufzwingen: das Alles wird Rußland, nach meiner
Ueberzeugung, ruhig mitansehen, wenn es Konstantinopel und
die Dardanellen bekommt." Er hat, im Sommer, die Debatte wie»
der aufgenommen und aus Aleranders Mund noch einmal ge-
hört: »Ich brauche den Schlüssel zu meinem Haus. Wenn Frank»
reich die Dardanellen hat, verliere ich mehr, als ich gewinne." In
Erfurt ist von dem Theilungplan, der den Hauptgegenstand der
Zwiesprache liefern sollte, dann gar nicht mehr geredet worden.
Alexander und Rumanzow hatten erkannt, daß die selbständige
Vordehnung ins Donauland größeren Nutzen verheiße als ein
weitschichtiges SystemkombinirterEroberungen, das demFreund
aus Westen schließlich doch den Löwentheil eintragen mußte.
ZweiIahrenachdervonArbuthnotundDuckworthversuchten
Ueberrumpelung hat (in demVertrag vom fünftenIanuar18l)9)
Sultan Mahmud derZweite sich verpflichtet, allen Mächten, ohne
Ausnahme, die Meerengen zu sperren. Nur unter der Bedingung,
daß »diese alte Regel des Osmanenreiches" nicht durchlöchert
werde,willEnglanddenEingangnichtwiedererzwingen.Seitdem
gehören dieSchlüsscl nicht mehr demHerrn derPforte; strebt der
in Europa gerade Uebermächtige nach der Herrschaft über den
Bosporus und die Dardanellen. Als Mahmud die Russenflotte
zum Schutz gegen Ibrahim Pascha ans Goldene Horn gerufen
und hinterdemWallderausgeschifftenMoskowiterdenRebellen
abgewehrt hat, muß er, am zehnten Iuli 1333, den von Orlow
entworfenen Vertrag unterschreiben, der ihm auch für den Fall
neuer Fährniß Rußlands Beistand sichert und als Entgelt nur
fordert,daßkeinfremdes Kriegsschiffunterirgendeinem Vorwand
je in die Dardanellen einfahren darf. Dieses Verlangen war nö-
thig geworden, weil die Hohe Pforte im SiebentenArtikeldes Ver-
trages von Adrianopel versprochen hatte, die seit 1809 geltende
Meerengensperre wieder aufzuheben und die Durchfahrt allen
Schiffen zu gestatten, die aus russischenHäfen kommen oder nach
russischen Häfen steuern. Also nicht nur denen, die Rußlands
Flaggezeigen. Eine lästige Klausel; die derZusatzartikelzum Ver»
tragvon Hunkiar»Iskelessi denn auch beseitigt hat. Seit dem zehn»
ten Iuli 1833 war Rußland Herr derMeerengen; es hatte, nach

GuizotsWort, aus dem Türken einen Klienten gemacht, der das
in einen russischen See umgewandelte Schwarze Meer bewachen
und jedem möglichen Feinde des Zaren das Thor sperren, ihm
selbst aber ohne Murren öffnen mußte, wenn er Schiffe und Sol-
daten ins Mittelmeer senden wollte. DerbritischeRivalhatdieses
Vorrecht nicht lange geduldet. Palmerston regirt. Hat den Schlüssel
zum RothenMeerschon in die Tasche gesteckt: Aden, das Gibraltar
öes Ostens, ist englisch geworden. In dem bösen Streit zwischen
Mahmud Und Mehemed Ali hat er natürlich die Partei der Türken
gegen den Egypter genommen. Doch Hafiz, der Türkenfeldherr,
wird im Iuni 1839 von Mehemeds Sohn Ibrahim geschlagen,
weil er, wider denRath des HauptmannsMoltke, versäumt hat,
dasEgypterheer bei einem Umgehungversuch kühn in derFlanke
anzugreifen, und sich, abermals gegen den Rath Moltkes (der
deshalbaus seinemAmtscheidet),weigert,dieTruppen indie feste
Stellung am Euphrat zurückzuführen. Noch ehe die Schreckens-
kunde ins Serail gelangt, stirbt Mahmud, ein schwächlicher Iüng»
Nng steigt auf den Thron: und vor Alexandria verbrüdert die
türkische sich der egyptischen Flotte. Was wird nun aus Osmans
Reich? Den fünf Großmächten scheint es noch immer eine »euro-
päische Nothwendigkeit"; drum ermahnen sie es feierlichen einer
Kollektivnote vom siebenundzwanzigsten Iuli 1839), Europas
Spruch abzuwarten, ehe es vor dem Rebellen die Waffen strecke.
Metternich sieht sich schon einem Kongreß, dessen Schauplatz ja
nur Wien sein kann, präsidiren. Palmerston hofft, den allzu sieg-
reichen Egypter, den Frankreich schonen möchte, zu demüthigen
und zu schwächen, da er leider nicht mehr ganz zu vernichten ist.
Preußen will unter allenUmständen neutral bleiben und sich auf
die »moralische Unterstützung" aller Versuche beschränken, das
Ärientproblem friedlich zu lösen.UndRußland?DieTageBona»
partes sind fast schon vergessen. Auf dem Thron Alexanders sitzt
Nikolai; ein Mann ganz anderen Schlages. Der merkt, daß er al-
lein im Orient nicht viel erreichen kann, daß er den stärksten Bun-
desgenossen braucht, und will sich mit England verständigen.
Ernstlich? Oder, um listig einen nutzbaren Schein zu schaffen?
Der Gossudar ist auf Europens Boden der letzte Tyrann. Denn
Abd ul Mcdjid hat, auf den Rath Reschids, der als Gesandter
4n London die Macht der Presse schätzen lernte, die Unterthaner,
Mit einer Klagns LKarta beglückt, in derGleichheit vor demGes^

Sicherheit der Person und ihrerHabe, geringere und gerechter zu
vertheilendeKriegsdienst»undSteuerlastundandereschöneDinge
zugesagt waren. Wenn Du, erhabener Herr, diesen Hattischerif von
Gülhane unter dem Donner der Geschütze beschworen und ans
Licht gebracht hast, wird das ganze Abendland Dich rühmen und
aufDruckpapier Dir bescheinigen, daß Du noch liberalerdenkst als
Dein Gegner Mehemed Ali; ob undin welchemUmfangdasVer»
sprechen eingelöst wird, können wir in gemächlicher Ruhe dann
überlegen. So mag Reschid gesprochen haben. Ein Schlaukopf,
den auch Abd ul Hamid wohl noch bewunderte und dessen Kunst-
stück bis in unsere Tage fortwirkt. Sobald die Türkei seitdem in enge
Bedrängniß gerieth, hat der Sultan Reformen oder gar eine nette
Verfassung eingeführt, die ihm aus allenFlachländern des Libera»
lismus den einem Gonfaloniere der Freiheit gebührenden Ruhm
heimtrug und von der im Bereich derMondsichel nicht mehr lange
dieRede war. Für solcheMMel warNikolai nicht flink und nicht
feig genug; die ließ er getrost den Sklavenseelen derWestm beter.
Er wollte Selbstherrscher bleiben; doch auf seiner schwarzenErde
nicht langer dieVogelscheuche sein, von der in Europa alle frechen
Spatzcn ihr Spottlied sangen. Das war durch ein Bündniß mit
England vielleicht zu erreichen; sonst nicht. Und wenn er die ge°
lockerte entente corciiale der Wcstmächte völlig zerstörte, war das
jakobinisch verseuchte Frankreich ohne Schwertstreich zu ducken.
Er lchntMctternichsEin^adungzumKongreß schroff ab undläßt
Palmerston durchBrunnow sagcn, er sei bereit, denVertrag von
Hunkiar-Iskelessi durch ein neues Abkommen zu ersetzen, das in
Friedenszeit beide Meerengen schlicßt,nach Ausbruch cinesTür-
»
kcnkrieges jederGroßmacht gestattet, vier Schiffe insMarmara»
meer zu schicken; nur Rußland soll, als der berufene Schutzherr
derPforte,dasRechthaben,achtSchiffenachStambul zu senden.
Palmerston runzeltdieStirn;findet denVorschlagabererwägens-
werth und versammelt, im Februar 1840, die londoner Vertreter
der großen Mächte zu europäischem Rath. Das Osmanenreich
soll erhalten,derrebellische Pascha auf Egypten und einen syrischen
Kreis beschränkt werden. Wuthausbruch in Paris. Das treulose
Albion hat uns verrathen; mit einem Lande, das sich in denDienst
Rußlands'erniedert, ist eine entente corciiale nicht mehr möglich.
Am fünfzehnten Iuli sind Britanien und Rußland, Oesterreich und
Preußen einig. MehemedAli wird gezwungen, sich mit Egypten

And dem Paschalik Akkon zu begnügen; die Meerengen bleiben
im Frieden geschlossen und werden im Kriegsfall nach Verein»
barung geöffnet. Frankreich ? Das war von den Berathungen aus-
geschlossen. Das Land Bonapartes! Der Volkszorn braust auf,
Thiers fordert einen Kriegskredit, laßt Anleihen aus schreiben und
Truppen ausheben. Louis Philippe selbst, der bedächtige Krämer,
zetert, so lange Frankreich isolirt sei, sitze Europa auf einem Pulver»
faß. Und Louis Napoleon wähnt die Stunde zu einem zweiten
Kronenraubversuch gekommen. Palmerston ist an unhöflichen
Widerspruch nicht gewöhnt. Noch einmal flackert der alteFeuer»
brand auf. »Was die vier Mächte fordern, ist nicht vom Eigen-
nutz, sondern nur von der Gerechtigkeit diktirt", schreit derskrupel»
lose Lord über den Kanal; und erwirkt drei Wochen danach ein
Zusatzprototol, in dem die Vier feierlich erklären, daß sie im Orient
nichts für sich erstreben. Vergebens. Schon hat an der syrischen
Küste die Kooperation derFlotten Englands und Oesterreichs be»
gonnen. Diese Voistellung ertlägtThiers nicht. Lieber imRhein
als im Rinnstein sterben, ruft er; und schickt anGuizot nachLon»
don eine Instruktion, in der es heißt: »Fraget von Kadix bis an
die Ufer der Oder und der Eibe die Völker: und sie werdenEuch
antworten, daß der Bund der Westmächte zehn Iahre lang den
Frieden gewahrt, die Unabhängigkeit der Staaten gesichert und
die Freiheit der Völker niemals gefährdet hat." Dieser Bund sei
nun zerrissen und durch eine der Koalitionen ersetzt, die Europa
allzu lange mit Blut besudelt haben. Mit derWarnung vornatio»
i:aler Schande, vor unabwaschbarer Beschmutzung der von der
^Revolution eroberten Reichskleinodien noch auf der Lippe fällt
der Ministerien sein zagerKönig heimlich gestoßen hat),Guizot
bildetdasneue Kabinet; und kann erleichtert aufathmen,als bald
danach, in den erstenNovembertagen, die Meldung vondensyri»
MenSiegen der Verbündeten kommt und ein paar Wochen später
der tapfere Kommodore Napier die Unterwerfung Mehemeds er»
zwingt. Eine für den Gallierstolz schmerzliche Entscheidung; doch
eine Entscheidung. Ietzt kannFrankreich das Märzprotokolunter»
schreiben, das dem Pascha Egypten als vererbbaren Besitz und
Akkon für Lebenszeit zusagt. Kann es auch über die Hauptfrage der
Orientpolitik sich mit den vier Mächten einigen. Der Londoner Ver-
trag (convention ctes Detroits) vom dreizehnten Iuli 1841 bestimmt,
daß inFriedenszeit jedem nicht der Türkei gehörigen Kriegsschiff

"^1
dieMeerengenverriegeltflnd.RußlandsKriegsschiffe dürfennach>
dieser neuen Völkerrechtssatzung nicht anders behandelt werden
als die jedes christlichenReiches. Ausnahmen darfdie HohePforte
nur für die leichten Fahrzeuge der Gesandtschaften zulassen; jede
Signatarmacht hat das Durchfahrtrecht für ein Schiff dieser Klasse.
Sieg Rußlands? Nesselrode, Nikolais Kanzler, hats behauptet.
»Nur zum Schein ist der von England und Frankreich so heftig
bekämpfte Vertrag von Hunkiar»Iskelesfi vernichtet worden. Der
neue, von allen Mächten anerkannte Vertrag, der den Kriegs»
schiffen die Dardanellen schließt und uns gegen jeden Angriff von
derSeeseitesichert, verewigt,nurin andererForm, das Wesen des
alten Abkommens." Das steht in der Denkschrift, die Nesselrode
seinem Herrn am fünfundzwanzigsten Iahrestag selbstherrischer
Regirung vorlegte; hat aber mehr die Tonfarbe des Iubiläums
als der Wahrhaftigkeit. Zwar war derPontos jetzt ein russisches
. Binnenmeer, wie er in Peters Zeit ein türkisches gewesen war;
doch wieder, wie nach dem Vertrag von Kütschük-Kainardsche,ein
WasserkäfigohneAusganginsFreie.AmGoldenenHornleuchtet
nun England die Sonne. Der Leu dringt siegreich in Asien und
Afrika vor und der Khalif muß noch froh sein, wenn ihn die Tatze
streichelt. Britanien hat Frankreich verloren (dessen Iunikönig»
thum unter Guizots verhaßtem ministerecZe I'etranFer hinkümmert);
herrscht unangreifbar aber, ein Vierteljahrhundert nach Bona»
partes Sturz,im Mittelmeer und am Indus; und als Brunnow
in London eine Verständigung über die asiatischen Machtsphären
Rußlands und Englands anregt, sieht er um Wellingtons und
Palmerstons Mundwinkel ein frostiges Lächeln. Wer sich aus
einem Großgut die Erste Hypothek gesichert hat, braucht die Ver-
ständigung mit den Darleihern kleiner Beträge nicht zu beeilen.
Der Meerengenvertrag sollte nicht eine Bürgschaft, doch eine
Anerkennung des ungeschmälerten Sultansrechtes sein: »ein un»
zweideutiger Beweis der Achtung, aus der die Mächte auf seine
unantastbaren Herrscherrechte blicken." Diese souverainen Rechte
müßten dem Großherrn gestatten, nach seinem Belieben die Meer»
engen zu öffnen und zu schließen. Er darfs nicht; hatsich den Signa-
tarmächten zu einer Regel verpflichtet: ist an der empfindlichsten
Stelle seines Rechtsbezirkes also nicht mehr frei. Daran hat auch
der Krimkrieg nichts geändert. Der dritte der »Vier Punkte",
über die England, Frankreich, Oesterreich sich am achten August

1854 geeinigt hatten, forderte die Revision des Meerengenver»
trages. Auch im Pontos Euxeinos sollte Rußland nicht mehr
allmächtig sein: sonst erzwang es eines Tages doch den Seeweg
nach Konstantinopel.Deshalb wurde die numerische Begrenzung
derimSchwarzen Meerheimischen Flotte verlangt.Nikolailehnte
die Zumuthung wüthend ab. Nach Rußlands Niederlage bei
Inkerman legt der österreichische Generalstabschef Freiherr von
HeßdemKaiserFranzIosepheineDenkschriftvor,inder er erklärt,
aufdem Balkan seijetzt,daRußland die Donaumündung verloren
habe, etwas für Oesterreich Nothwendiges oder auch nur Nütz»
liches nicht mehr zu erlangen. Sechs Tage danach weiß man in der
Hofburg,daß derZardieVierPunkte annimmt.Ietzt könnte Oester»
reich sich von denWestmächten lösen, denen die Furcht vor einem
russischen Angriff auf die Donaufürstenthümer es zu verbünden
droht. Doch Graf Buol»Schauenstein will dieses Bündniß und
bestimmt, nach dem Anerbieten seines Rücktrittes, Franz Ioseph
am zweiten Dezember zur Unterschrift. Louis Napoleon ist selig:
auch Habsburg gehört nun, wie das englische Haus Hannover, zu
seinem Concern. Friedrich Wilhelm möchte amLiebsten seinHeer
gegen Oesterreich mobil machen und schreibt, noch als der erste
Aerger verraucht ist,an den Herzog von Koburg: »Nach dem frechen
Hintergehen durch Oesterreich unterhandle ich mit der Macht nicht
mehr; die Lehre war zu stark." Nikolai läßt das Bild desKaisers
von Oesterreich aus seinem Arbeitzimmer entfernen und schenkt
eine Statuette, die den jungen Franz Ioseph darstellt, vor Zeugen
seinem Kammerdiener. Sobieski und ich (so pfaucht er den Vertre-
ter Habsburgs an) waren sicher die dümmsten aller Polenkönige:
sonst hältenwirOesterreich nicht aus derTürkennoth gerettet. Was
FranzIoseph zu Gortschakow und EdwinManteuffel über seine
friedlichen Absichten sagt, verhallt fast ungehört. Sein eigener
Generalstabschefglaubt an einen nahen Offensivkrieg gegen Ruß-
land. In einem Brief anBuol sprichtHeß dieUeberzeugung aus,
daß derPlander Westmächte, RußlandzurVerminderung seiner
Pontosflotte und zur Desarmirung der Binnenmeerküste zu nö-
thigen,auch nach einer völligen Niederwerfung des Zarenreiches
mißlingen werde. Drei Monate danach, als in Wien der Kongre f;
der fünf Mächte tagt und dem Zaren die Gewalt übers Schwarze
Meer nehmen will, erhebt Feldzeugmeister Heß noch einmal die
warnende Stimme. »Iede Kraft papierner Traktate schwindet in

Augenblicken derKrisis." Rußland wird Schiffe und Küstenforts
bauen,sobald es wieder die Kraft dazu hat; und ein kluger Staats»
mann meidet nutzlose Eingriffe in das Souverainetätrecht einer
Großmacht, die solcheSchmach stets zu rächen suchen wird.Mag der
Zar im Schwarzen Meer so viele Schiffe halten, wie ihm beliebt: er
kann Europa nicht schaden, wenn die Großmächte an der bulgari»
schen Küste oder amBosporusausgang einen starken Kriegshafen
anlegen. Heß empfiehlt ferner,vonderMoldauandieganzeöster-
reichische Grenze zu befestigen; solche Verschanzung wäre ein
besserer Schutz als »alle Traktatsbedingnisse, die,theoretisch viel
versprechend, dennoch lange vor dem ersten Kanonenschuß bereits
gebrochen sind Und somit zu nichts werden." Drouyn de l'Huys
bemüht sich,FranzIoseph für dieIdeenNapoleons zu gewinnen
<der zuerst selbst nach Wien kommen wollte, »pourkaire marcker
inon jeune empereur ä'^utricke"). Ohne rechten Erfolg. Der Ge-
danke, Rußland aus dem Pontus zu verjagen, mußte fallen und
derfranzösischeMinistermitBuolsHilseeinenVertragentwerfen,
der Rußland und derTürkei im Schwarzen Meer gleiche Rechte,
den Signatarmächten die Befugniß gab, in diesem Meer je zwei
Fregatten zu halten. NurdenRussen sollderBosporusausgang,
den die Anderen benutzen dürfen, gesperrt sein; nur ihnen ist bei
Gefahr des Krieges jede Vergrößerung der Flotte verboten. Wird
nunFriede? Nein. Nikolai ist tot, seinweichmüthigerSohnAlex-
ander hat gelobt, den Namen Gottorp nicht mit entehrenden Bc»
dingungen zu beflecken, und seit demFebruar istPalmerston, der
jähe Siebenziger, Premierminister. Der möchte den Meerengen»
vertrag zerfetzen, die russische Kriegsflagge aus allen südosteuro-
päischen Gewässern verbannen, Sebastopol schleifen: und über»
redet rasch auch Louis Napoleon zur Fortsetzung des Krieges.
FranzIoseph will nicht weiter gehen. Heß fordert wieder dieBc»
festigung des Hafens von Warna, eine Seefcstung amBosporus
und einestarkeSchanzenkettevonKrakau bis Galatz. Doch Oester»
reich hat nicht mehr mitzureden. Am zwölften Iuni 1853 ergeht
an das Oberkommando der Befehl, das Heer auf den Friedens-
stand zurückzuführen und sich dann aufzulösen. Am achten Sep-
tember fällt der Malakowthurm. Sebastopol, das Bollwerk des
Schwarzen Meeres, ist nun in der Hand der verbündeten Russen»
feinde. Ietzt fordert Oesterreich selbst die Neutralisirung des Pon>
tos; weder russische noch türkische Kriegsschiffe dürfen da weilen:

dieHäfen nicht militärisch befestigt werden; alle vorhandenen Be-
festigungen find zu schleifen. Wenn Frankreich nicht heimlich ge-
holfen hätte, wäre esNikolais Erbendamalsnochüblerergangen.
Am dreißigsten März 1856 ist derPariserFriede zurUnterschrist
fertig. Der Sultan erklärt, »daß er des festen Willens ist, in Zu-
kunft den als alte Regel seines Reiches unwandelbar festgestellten
Grundsatzaufrechtzuerhalten, derden Kriegsschiffen allerMächte
streng untersagt, in dieMeerengen einzulaufen; so lange die Pforte
Frieden hat, wird Seine Majestät kein fremdes Kriegsschiff in die
Meerengen lassen". Die übrigen Mächte verpflichten sich, »diese
Willensbestimmung des Sultans zu achten und sich das verkun»
dete Prinzip zur Richtschnur zu nehmen". Ausnahmen werden
nur fürjezweileichte Kriegsschiffe jedes Signatarstaates gemacht,
die bestimmt sind, an den Donaumündungen die Freiheit der
Flußschiffahrt zu wahren. Rußland ist keine Donaumacht mehr;
ist im Pontos und im Asow»Meer ohne Fahrzeug und Festung.
Britanien triumphirt. Der Krimkrieg hat die Herrschaft des Union
Jack besser gesichert, als Nelson undNapier vermocht hatten; und
der Kranke Mann braucht im fest verschlossenen, doppelt verne»
gelten Haus fortan nicht vor dem grimmen Protektor zu zittern.
FünfzehnIahrelanghatdieserZustand gewährt. Als Frank-
reich gesch agen war,schriebGortschakow an seinen Agenten nach
Tours: »Der Krimkrieg und der PariserFricde von 1836 waren
die ersten Schritte auf dem Weg zu all dem Unheil, dessen vcr»
hängnißvolle Folgen wir jetzt in dem wankenden Erdtheil sehen.
WelchcRcgirung morgen auch inFrankreich herrschcnmag: jede
muß an derTilgung derSchuld mitwirken, die ein schädlichespo-
litisches System gehäuft hat." Beusl hatte schon 1867versucht,den
RussendiePontosfreiheilzurückzugeben,Mousticrs Zustimmung
aber nicht zu erreden vermocht. Am einunddreißigstcn Oktober
1876 sagt Gortschakow in einer Cirkulardepesche an die europä»
ischenRegirungen: »SeineMajestätderKaiserallerReussenkann
sich nicht länger an die Bestimmungen desPariserVertrages ge-
bunden erachten,dieRußlandsSouverainetätrecht im Schwarzen
Meereinschränkcn."AnderThemseberaihendieMächtevertreter.
DerLondonci Vcrlrag vom dreizchntenMärz1871 bestätigt noch
einmal die convention 6es cletwits von 1841, giebt, im Zweiten
Artikel, aber 5cm Sultan das Recht (W Kculte), »in Friedenszeit
den Kriegsschiffen der befreundeten und verbündeten Mächtedie

Meerengen zu öffnen, wenn diePforte es für nöthig hält,um die
AusführungdesPariserVertrageszu sichern und ihre Integrität
gegenAngriffe zu schützen." Wieder eine Ausnahme; wieder eine
Klausel, die mißverstanden werden konnte und mißverstanden
worden ist. Artikel 63 des Berliner Vertrages von 1878 schafft
kein neues Meerengenrecht, sondern bestätigt das 18hl, 1856 und
1871 Vereinbarte. Dreizehn Jahre später giebt (in einem turko»
russischen Sondervertrag, also nicht mehr unter derKontrole und
GarantiederGroßmächte) die Pforte denunterderHandelsflagge
fahrenden, meist zu Militärtransporten benutzten, aber nicht ar»
muten Schiffen der »Freiwilligenflotte" Rußlands die Meer-
engen frei. Der Irade vom zehnten Dezember 1895 gestattet den
Signatarmächten des Pariser und desBerlinerVertrages,je ein
zweites Gesandtschastschiff leichter Sorte durch die Dardanellen
laufen zu lassen; dieseSchiffe dürfen da aber nichtAnker werfen.
Den Anspruch anderer Mächte, Stationschiffe dicht an die Dar-
danellenschlösser heranzuschicken, hat der Sultan zurückgewiesen.
»Wenn fremde Schiffe je das Recht zu freierFahrt auf dem
SchwarzenMeererlangen,schlägtdem Osmanenreich die Sterbe»
stunde." Fast einMerteljahrtausend ist das Türkenwort alt; bei-
nahe eben so lange als unwahr erwiesen. Und nicht länger wird
die Geltungdauer der Prophetie sein, die Sichel des Türkenmon-
des müsse vom Himmel Europas schwinden, wenn russische Kriegs-
schiffe aus dem Schwarzen Meer durch den Bosporusin die Mar»
marasee und die Dardanerstraße dampfen dürfen. Vor dem Ab-
schluß des Perservertrages wurde in London denRussendieOeff»
nung der Meerengen heimlich zugesagt; regte sich nur noch ein
leiserGefühlswiderstand.SeitKing Edward inReval den schmäch-
tigen Nikolai mit Guirlanden umwickelt und von der haltbaren
TreuederBritenfreundschaftüberzeugthat,brauchleEngland das
Mittelmeer den Russen nicht mehr zu sperren; mußte es wünschen,
sich und seinen Concern im Nothfall durch ein starkes russisches
Pontusgeschwader entlastet zu sehen. Immerhin scheute Grey den
ScheinunfreundlicherAbsicht auf die Willensfreiheit derIungen
Türkei, die jeder Bruch des Meerengenvertrages ärgern mußte
und an deren Lebenskraft noch kein Zweifel aufkam. Frankreich?
Dieser Hauptgläubiger und Christenprotektor imOsmanengebiet
wollte erst rechtnicht dieneUenMännerverstimmen,diesonstviel»
leicht zu Deutschland und Oesterreich abgeschwenkt wären. Auch

durfte, wer wider Aehrenthal für die Unantastbarkeit der Türkei
stritt, ihr das Meerengenrecht nicht kürzen. (Daher stammte ja
Iswolskijs Wuth: dieAnnexionBosniens und der Herzegowina
schreckte die Genossen aus dem Entschluß, der ihm Ruhm bringen
sollte.) Doch bald war die Gefahr in der Nordsee gewachsen, am
Bosporus dieMachtblüthe gewelkt. Rußland baute raschelfSu»
peroreadnoughts, viele Kreuzer, Zerstörer, Torpedo» und Unter»
seeboote (sämmtlich für europäische Gewässer bestimmt), einen mo»
deinen Kriegshafen und (in Finland) eine starke Flottenstation.
DieserEifer eines von der SeeseitenichtBedrohten, der,nach dem
Wort eines demokratischen Dumamitgliedes, den Westmächten
eine nagelneue Flotte schenkt, muß belohnt werden. Unter Eng»
landsAuspizienwird das franko» russischeMarineabkommenver»
einbart, das die Triple-Hiitente in einen Dreibund wandelt (dem
Deutschen Reich wird weder vor noch in Baltisch»Port offiziell
Etwas davon gekündet) und die Zusage der Meerengenöffnung
in feierlicher Form erneut. Wirklich: Herr Sasonow braucht die
Frage nicht laut zustellen. Sie wird beantwortet (allen Anrainern
des Schwarzen Meeres das Durchfahrtrecht, unter vernünftigen
Kautelen, gewährt), wenn zwischen Italien und der Türkei der
Friede geschlossen und Oesterreich gekirrt oder ins Einverständniß
gezogen ist. Um auf Wien zu wirken, läßt man dieThatsache des
Marinevertrages ansLicht undverräth, daßzwischenBulgarien,
Griechenland, Serbien die Verhandlungen zumAbschluß fastreif
sind undRumäniens Eintritt in denBalkanbund gegcneinehohe
Prämiewahrscheinlichist.Oesterreich-Ungarnistseit 1908auch eine
Balkanmacht. Und der anglo-deutsche Zwist, dessen Widerschein
schon so viele unahnbare Wunder erwirkt hat, löst auch denAlt>>
druck derMeerengenfrage endlich vonEuropensBrust. Dem ge»
gen deutschen Angriff auch ohne was Geschriebenes ihm in der
Ostsee verbündeten Rußland öffnet Britanien das Mittelmeer.
Uns brauchtesolcherEntschluß nichtGram zu schasfen.Ruß-
landmuß an eis freiesMeer;undwirsähen eslieber inSüdostals
im Nordwestbereich germanischer Menschheit. DieOeffnung des
Käfigs begehrt es; nicht mehr Konstantins Stadt. Diesen Wunsch
Peters,Katharinensund,manchmal,Alexa»ders,hatschonNessel-
rode einbalsamirt. Von den Meerengen winkte die Möglichkeit,
Rußlands und zugleich Rumäniens Wassersnoth zu enden. Weil
Deutschland und Oesterreich dafür nicht vorsorgten, mußte Ru»

mänien, nach der Meinung des Herrn TakeIonesku,ihnen schon
1909 den Rücken zukehren. »Nur Denkfaulheit hielt uns seitdem
an der Südostflanke des Dreibundes. Hätten wir uns sofort in
feste Gemeinschaft mit den Balkanstaaten entschlossen, dann wäre
vielleicht der bulgarische Krieg gegen Serbien und Griechenland
nicht entstanden, der den Ausbruch des großen Europäerbrandes
beschleunigt hat. "Das wissen selbst die allem Diplomatengeheim-
niß Fernstenjetzt aus den rivela^ioni cli (Ziolitti. Räth auch derRück-
blick auf Versäumtes Berlinern und Wienern noch nicht, stark schon
jetzt zu betonen, daß sie, wo, wann, wemzuLeid auch derFriedens»
vertraggeschlossen werde,dieOeffnungundSperrungdesSchwar-
zen,Marmara- und Aegäischen Meeres nicht in ihre Bedingung»
liste aufnehmen wollen? Der Orienttraum Iosephs des Zweiten
(der doch »um ein elendes Stück Bosniens oder Serbiens" nicht
den gefährlichenKampfgegenRußland wagen mochte)ist mit ihm
bestattet worden; und der Rath seines Neffen Karl, sich auf die Sla-
wenzu stützen und dieVormachtüberSüdosteuropa an sichzu rei»
ßen, ward längst unter innerpolitischen Bedenken, der Deutschen
und der Magyaren, verschüttet. Albanien wird das Sprungbrett
italischenBalkandranges:unddieHosfnung aufden rumano»bul-
garischenSüdslawendeichistnungeborsten.DerRuhm,denRussen
ihren Hausschlüssel verschafft zu haben, darf nicht denBriten zu-
fallen, deren Königin Victoria ihn, zu Europens Unheil, wie Gort«
schakow meinte, dem Zaren barsch geweigert und, dicht vor dem
Abschluß des Pariser Friedens, an den belgischen Onkel Leopold
geschrieben hat:»EnglandsPolitikwarvollkommen eigennutzlos
und nur von dem Willen geleitet, unseren Erdtheil vor den drei-
sten und gefährlichen Ansprüchen der russischen Barbarenmacht
zu schützen." So dachte die Mutter Eduards,dessen Werberklug-
heit die Lösung Rußlands vom Deutschen Reich erlangte. Und
ein Dichter, der nur slawischer Christ sein wollte,Dostojewskij, hatte
in einsamer Vision doch ahnen gelernt, daß Rußland die ihm gün-
stigste Antwort auf die alte Orientfrage imBund mitDeutschland
erstreiten werde, »das imWesten den germanischen Gedanken an
die Stelle des römischen und romanischen setzen, uns aber den
Osten gönnen will. Diese zwei großen Völker sind berufen, das
Antlitz derWelt zu wandeln.WirRussen müßten dieZeit nützen,
in der Bismarck, mit seinem Genieblick, noch am Stcuer steht.*

Andre Zeiten: andre Lieder:
Herr von Bethmann-Hollweg
21.6.13 an Lamprecht:
Ich bin mit Ihnen von der
Wichtigkeit, ja, der Nothwendig-
keit einer auswärtigen Kulturpo-
litik überzeugt. Ich verkenne nicht
den Nutzen, den Frankreichs Po-
litik und Wirthschaft aus dieser
Kulturpropaganda zieht, noch die
Rolle, die die britische Kulturpo-
litik für den Zusammenhalt des
britischen Weltreiches spielt. Auch
Deutschland muß, wenn es Welt-
politik treiben will, diesen Weg
gehen. Wenn auch die Regirung
durch Unterstützung und Anre-
gung Manches helfen kann, so
muß doch (Das liegt in der Na-
tur der Sache) das Meiste und
die ganze Kleinarbeit von der Na-
tion selbst geleistet werden. Was
Frankreich und England ans die-
sen Gebieten leisten, ist nicht eine
Leistung ihrer Regirungen, son-
dern eine solche der nationalenGe-
sammtheit, der Einheit und Ge-
schlossenheit ihrer Kulturen, des
zielsicheren Geltungwillens der
Nation selbst. Wir sind noch
nicht so weit. Wir sind unserer
Kultur, unseres inneren Wesens,
unseres nationalen Ideals nicht
sicher und bewußt genug. Es liegt
wohl in der Eigenart unserer doch
wohl individualistischen und noch
nicht ausgeglichenen Kultur, daß
sie nicht die gleiche suggestive Kraft
hat wie die britische und franzö-
sische, daß nicht jeder Deutsche im
Ausland seine Heimath in sich ab-
bildet, wie der Franzose Paris
und der Engländer die britische
Insel. Ich glaube auch, daß die
Wichtigkeit der in dieser Richtung
zu leistenden Aufgabe bei uns
2.12.1« im Reichstag:
Die Organisationkraft und Or«
ganisationkunst Deutschlands sucht
in immer neuen Formen Nebeln
vorzubeugen, Schäden auszuglei-
chen. Kein Mann, keine Frau ent-
zieht sich der freiwilligen Mitar-
beit, keine Werbetrommel braucht
gerührt zu werden, und Alles zu,
dem einzigen und großen Zweck,
für das Land der Väter Alles hin-
zugeben an Gut und Blut. Wenn
dieser Geist, diese sittliche Größe
des Volkes, wie sie die Weltge-
schichte noch nicht gekannt hat,
wenn der millionenfach bewährte
Heldenmuth unseres Volkes in
Waffen gegenüber einer Welt
von Feinden von unseren Geg-
nern als Mi'ilarismus geschmäht
wird, wenn sie uns Hunnen und
Barbaren schelten, wenn sie eine
Fluth von Lügen über uns auf
dem Erdenrund verbreiten: ich
glaube wahrlich, wir können stolz
genug sein, uns darum nicht zu
grämen. Dieser wunderbare Geist,
der die Herzen des deutschen Vol-
kes durchglüht, in nie gesehener
Einigkeit, in der unbedingtesten
Hingabe des Einen an den Ande-
ren, er muß und er wird siegreich
bleiben. Und wenn ein ruhmvol-
ler, wenn ein glücklicher Friede er-
kämpft sein wird, dann wollen wir
diesen Geist hochhalten als das
heiligste VermZchtniß dieser furcht-
bar ernsten und großen Zeit. Wie
vor einer Zaubergewalt sind die
Schranken gefallen, die eine öde
und dumpfe Zeit lang die Glieder
des Volkes trennten, die wir gegen

einander aufgerichtet hatten in
Mißverstand, in Mißtrauen und

noch von zu Wenigen erkannt ist.
Wir sind ein junges Volk, haben
vielleicht allzu viel noch den na-
iven Glauben an die Gewalt, un-
terschätzen die feineren Mittel und
wissen noch nicht, daß, was die
Gewalt erwirbt, die Gewalt allein
niemals erhalten kann. Erst vor
einigen Tagen hat Edmond Ro-
stand bei der Gründung einer fran-
zösischen Gesellschaft für Kultur-
propaganda von dem Imperialis-
mus der Idee gesprochen und da-
bei gesagt: ,O'sst su momsnt qu'on
vsut rsaoublsr äs koros, qu'il taut
reäoubler 6s ^rsos/ Für diese Seite
des Imperialismus scheinen mir
noch nicht alle Deutschen reif zu
fein. Es haftet uns eben doch noch
Einiges an aus der Zeit, da Höl-
derlin sang, daß die Fremden ihr
Bestes von Deutschland nehmen
und es verhöhnen, weil die un-
gestalte Rebe den Boden schwan-
kend umirre. Damit wir, wie un-
sere westlichen Nachbarn, in Zu-
kunft eine Kulturpolitik großen
Stils treiben können, scheint mir
neben der inneren Vertiefung und
Stärkung unserer Kultur und un-
seres Kulturbewußtseins nothzu-
thun, daß unser Volk zu der neuen
Aufgabe geweckt werde.
Mißgunst... In Treue und mit
heißem Danke gedenken wir der
Söhne Deutschlands, die auf den
Schlachtfeldern in Ost und West,
auf hoher See, an den Gestaden
des Stillen Ozeans und in unse-
ren Kolonien für die Ehre des
Vaterlandes ihr Leben gelassen
haben .Vor ihrem jetzt verstumm-
ten Heldenmuth einigen wir uns
in dem Gelöbniß, auszuharren bis
zum letzten Hauch... Und dieses
Gelöbniß soll hinausschallen zu
unseren Söhnen nnd Brüdern,
die weiterkämpfen gegen den
Feind, zum Herzblut Deutsch-
lands, das in zahl- und namen-»
losem Heldenthum aufwallt, für
das wir bereit sind, Alles herzu-
geben, was wir haben, hinaus-
schallen auch zu unseren Lands-
leuten im Auslande, den draußen
für uns sorgenden, den von der
Heimfahrt abgeschni!tenen und ge-
fährdeten, den widerrechtlich ge-
fangenen und mißhandelten. Wir
halten durch, bis wir die Sicher-
heit haben, daß Keiner mehr es
wagen wird, unseren Frieden zu
stören, einen Frieden, in dem wir
deutsches Wesen und deutscheKraft
entfalten und entwickeln wollen
als freies Volk.

Winters Anfang.

Die Weissagung lenzlichen, ungefährdeten Friedens freut
jedes Ohr. Nicht fo willkommen, doch nothwendiger ist die ohne
Ermatten wiederholte Mahnung: für das gesunde Ueberwintern
deutscher Zuversicht vorzusorgen. Aus dem Feld, wo Tausende,
Abertausende, selig, den bittersüßen Tod von Feindeshand ster-
ben, kommt oft jetzt, aus den frommsten Herzen, die Frage, ob
unsere, der zuHaus Gebliebenen, Hoffnung nicht allzu hoch über»
schwinge; ob uns, Allen, der Ernst des Kampfes bewußt sei, der
noch nirgends Entscheidung brachte. Allen? Noch ist. leider, die

Warnung nicht unnöthig, hübsche Kriegsgewinne der Menge in
"dieSonnenbürgschastendgiltigen Siegeszubauschen undschmerz-
haften Verlust mit Fahnen und Kränzen zu verhängen. Brechet,
vor dem kürzesten Tag dieses Iahres, so schlechten Brauch: sonst
zerbeizt, vor dem längsten, seine Rache im Volksgefühl die reiz»
barste Stelle. Nicht, Erfreuliches grell zu beleuchten und Wehes
^nDunkel zu bergen, sind Behörden und Zeitungleiter verpflichtet,
sondern, dem Volk, das selbst sich den Werth schuf, Wahrheit zu
geben. Gewissen, nicht fremder Befehl, weise ihnen den Weg. Kein
Geflenn über äußerenZwang mildert den Spruch eines Volksge-
richtes. Das heischt, wie Preußens Fritz von allen Königen, von
jedem vornan Schreitenden die »innere Zucht", aus der Wahr-
haftigkeit, Wehrhaftigkeit wird. Führerrecht maßtetIhr Euch an:
und bangtet vor sterblichem Verbot? Wurdet Hellfärber: damit
dunkle Farbe nicht ängste? Noch einmal belehre Euch Fritz: »Mö-
gen die Ereignisse meine Prophezeiung Lügen strafen und möge
das Geschick den größten Theil des dräuenden Unheils von uns
wenden!" Zu hell? Lieber: zu schwarz. Ein Deutscher^ ein Held.
Unsere Marine hat, nach Thaten, deren kluge Kühnheit noch
Her Enkel stolz preisen wird, wieder vier Kreuzer und viele, viele
tapfere Seekrieger verloren. Unsere Bundesgenossen mußten die
offeneHauptstadtBelgrad, in die sie, ohne aufWiderstand zu sto»
ßen, endlich, am zweiten Tag des fünftenKriegsmonats, eingerückt
waren, am zwölften dem Serbenheer räumen (dessen Erfolge und
Einzugin Waljewo schon am fiebentenDezember englische Blätter
meldeten). Keine Ungunst des Kriegsschicksals hat wohl Oester-
reich»Ungarns Bürger und tüchtige Truppen so tief wie diese ge-
kränkt: weil sie, gleich nach Giolittis spitzem Sprengpfeil, den em-
pfindsamstenNerv traf und nachbarliche Angriffslust hitzen kann.
Beiden Reichen verschleierte sich die Sonne. Sollten sie thun, als
sei das Ereigniß nicht der Erwähnung werth? Sie würden vom
Feind beschämt. Im »Sulletin lles armees" hat derFranzosenfeld»
herr über »vier Kriegsmonate" einen Bericht veröffentlicht, dessen
Einzelangaben nur der aller Vorgänge Kundige nachzuprüfen
vermag, der aber Rückzüge, große Verluste, schlecht geführte An-
griffe, Fehlschläge, ungenügende Leistung mancher Corps und
ihrer Führer, Erfolge des feindlichen, Niederlagen (ecke«) des
eigenen Heeres, vor dessen Sieg an der Marne, mit einem Frei»
muth bekennt, wie er in Frankreichs Kriegsgeschichte kaum jemals

zu merken war. Ist solche Offenheit schädlich? General Iosfre^
wünscht, »daß die europäische Presse den Bericht erörtere und be»
urtheile". Noch ernstlicher wünscht er wohl aber, daß der Bericht
dienervöse Landsmannschaft erkennenlehre, wieschwerjederVor-
schritt war, jeder neue sein wird. Dadurch schützt er,imBezirkseiner
Gewalt, das Land vor Enttäuschung, die, nicht nur, weil sie leicht
auf das Heer zurückwirkt, fast der schrecklichste aller Kriegsschreckc n
ist. Wird bebürdetenMännern auf dem berliner Schloßplatz de»
fohlen, bis ans charlottenburgerStraßenknie zu laufen, dann langt
ihr Lungenhaushalt gewiß nicht bis nach Döberitz. Athenische
Fackelläufer selbst wären selten mit heller Flamme ans Welt»
ziel gekommen, wenn der Festordner den zur Lampadodromia
sich Meldenden ein paar Stadien gehehlt hätte. Die Flamme
deutscher Zuversicht darf in Frost und Sturm, in Schnee und
Schlammnichtverlöschen. FürdenlängstenWeg durch schwieriges
Gelände, nicht für kurzen Siegerlauf nur, ihr den Brandstoff zu
bereiten, ist unsere Pflicht. Die verbietet, zu heucheln, wir seicn
dem Ziel schon nah, und zu bergen, daß nie mit so grimmem, so
inbrünstigem Eifer gegen uns alle Erdschollen aufgewühlt wur»
den wie an derSchwelle desIahres. Die Urkundensammlungen,
Blau-, Orange-, Gelbbuch, werden, spottbillig und mit dem Lock-
ruf »In Deutschland verheimlicht", den Neutralen angeboten.
Deren hoch überwiegende Mehrheit ist wider uns; nicht, weil sie
belogen wurde: weil sie in anderer Gefühlszone wohnt, aus der
in neudeutsche kein Nothbrücklein führt. (In Genf hat ein Ms»
fessor, der den Teutonennamen Claparede trägt, für Deutschland
gesprochen. Er wurde dem Amtsrecht enthoben; und im Großen
Rath sprach der Leiter des Unterrichtswesens: »Das mildeste Ur-»
theilmuß den Professornoch unbegreiflichen Mangels an Vorsich t
zeihen. Er hat das Empfinden aller Studenten schon dadurch
verletzt, daß er kein Wort des Mitleides mit Belgiens Trauer
fand.") Eine Großmacht und zwei kriegerischeVölkerOsteuropas
sollen die Front unsererFeinde verlängern und dichten. Und die
Thronrede des Kaisers von Iapan deutet an, daß die Tapferkeit
seiner Truppen sich noch weiter bewähren müsse.In Polen?Für
den Sold, den der Besitz Indochinas, Samoas, der Karolinen
bietet? Deutschland muß wach bleiben;für die härteste Nothwen-
digkeit in Bereitschaft. Wers einschläfern will, wird, Fürst oder
Knecht, unverzeihlichen, unverjährbaren Frevels schuldig.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hardcn in Berlin, ^
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß 6 Garlcb GmbH in «erlin.

LnKuuft.
Berlin, den 26. Dezember 1U14.

Der erste Papst.

Jerusalem wacht noch.Wenn derIudenheitwieder dieSonne
leuchtet, muß für dasPassahopfer die erste Garbe der neuen
Gerste entkörnt, das einjährige Lamm für das Festmahl bereitet
sein. Hastig hat sichs von früh bis spät in den Häusern geregt. All»
mählich verhallt nun der Lärm. Der dreizehnte Nisantag ist ver-
lebt. Leife zittern die Oelbaumzweige im Nachtwind; leise sickert
der Kidron zu Thal. Auch das Häuflein, das der Galiläer von
derAbendtafel aus derStadt des Tempels bis ins Vorwerk Geth-
semane geführt hat, ist still geworden. Der Meister betet in seinem
Herzen; die Gesellen haben sich müd hingestreckt. Da wird die Nacht
plötzlich laut. Fackelbrand lodert; schwere Schritte und rauheStim»
inen nahen.HäscherdurchsuchendenHof.Tempelwächter mitStä-
ben, römische Legionäre mit Schwerten; an ihrer Spitze Iudas aus
Kariot. Der hatte, als Dreizehnter, mit dem Meister am Tisch ge-
messen undden Schergen nun den Ort gezeigt, wo sie ihn fahen könn-
ten, ohne die Stadt aus dem ersten Schlaf zu wecken. Haftbefehl
vom Sanhedrin. Der Schreck rüttelt die Trägsten auf. Was ver-
möchten sie wider die Büttelschaar? DieAngstlichen fliehen. Einer,
Simon Petrus ans Kapernaum, hat eine Waffe und verwundet
Malchus, den Diener des höchsten Priesters. Doch der Meister
wehret ihm; giebt selbst sich gefangen und läßt sich ohne Wider-
stand in Hanans Haus führen. In dieser Nacht noch wollen Ka»
japhas, der Hohepriester, und dessen allmächtiger Schwiegervater
tzanan den Feind des alten Glaubens verhören. Nur Petrus ist
leinem Meister ins Haus nachgeschlichen. Die Nacht ist kalt. Er
möchte sich an dem Feuer wärmen,vor dem dieKnechtesich räkeln.
Da wird er erkannt. Einer sah ihn unter den Gesellen des »Ver»

leiters", dcr jetzt vor Kajaphas steht; ein Anderer, als in Seth»
semane seine Waffe den Malchus traf. Fäuste ballen sich gegen ihre
und dem schutzlosen Leibe dräut Lebensgefahr. Mit feuchtfrostigen
Schuppen bekriecht ihn die Angst. Hier ists anders als draußen
unter der vom Sonnenlicht strahlenden oder silbern gestirnten:
Kuppel des Himmelsdomes. Ganz anders als in der friedsamcn
Ebene am warmen Iordanbecken Genezareth, als auf alldenFel
dern, in deren Furche der gütige Sämann bisher sein Korn gc«
streut und von denen er für seine Tenne geerntet hat. In jedem
Gewölbwinkel lauert hier der Feind; einer, wider dessen über-
mächtige Roheit der Geist nichts wirken kann. Wem frommt hier
Wahrhaftigkeit? Wie Schäflein, sprach in Kapernaum einst der
Meister, sende ich Euch mitten unter die Wölfe; darum solletIhr
ohne Falsch zwar sein, wie die Tauben, müsset an Schlauheit aber
den Schlangen gleichen. Dämmert nicht draußen schon der Tag»
der die Notwendigkeit solchen Gebotes erweist? Nie schien vcr-
schlagene Schlangenkunst nöthiger. »Du schrittest mit dem Gali^
läer die Straße! "Eine Magd sprichts.Eine andere:»Neben derm
Iesus ausNazareth hat Dich mein Auge erblickt!" DenBekenncr
träfe das Schwert; schnell wohl, ehe noch der Menschenwelt das'
Licht wiederkehrt, schlüge ihn der Haß des Gesindes zu Boden»
Petrus leugnet. » Mit Dem, den Ihr nennet, hatte ich nie Ge mcin^
schüft." Verleugnet mit Schwur und Fluch dreimal den Herrn»
dem er sich für alle Lebenszeit angelobt hatte. Nach dem dritten.
Abschwur grüßt auf dem Hof der Hahn krähend den erwachenden
Tag und der Hall dringt bis in das Gemach, das Knechte und,
Mägde am Herdfeuer vereint. Dringt durch dieOhrmuschelschrill.
inPetersHirn und weckt die Erinnerung anWorte, die, auf dein
Weg nach Gethsemane, Meister und Gesell zu einander gespro»
chen haben. »Euch werde ich bald nun, Allen, ein Aergerniß sein.-
.UndwürdestAllenDues,so,Herr,dochnimmermehrmir."Selbst-
gefällige Zuversicht ziemt schwacher Menschheit nicht. »Nimmei-
mehrDir?UndgeradeDu wirst indicserNacht noch,ehederHahn
kräht, mich dreimal verleugnen!" Scherzt der Herr? Will er des^
Schülers Herz prüfen? »Niemals, und hinge an eines Wortes
Zwirn mein Leben, werde ich Dich verleugnen!" Und hats den-
noch gethan; dreimal.Aus Furcht?Um sich demWerk des Men-
schensohnes zu erhalten? Keiner bedroht ihn mehr. Frei geht er»
Weint draußen aber bitterlich. Ueber des Fleisches Schwachheit?

Hcldcnhaltung hat das ErKbenihnnicht gelehrt. In der an»
muthigen, warmen Landsenkung am Westufer des Tiberiassees
ist er aufgewachsen. Die Flora aller Zonen gedeiht hier (nach der
E-zZhlung desIosephus) untermildem Himmcl.Bäume,diesonst
nur im Norden fortkommen, ragen zwischen der starren Pracht
tropischer Pflanzen und das unter sanfter Sonne heimische Ge»
sträuch trägt vomLenz bis in denWinterBlüthe und Frucht. Der
Blick sieht den Hermon fein weißes Haupt in den Himmel heben;
doch in der Ebene ists immer warm und fast immer spiegeln die
Wasser das reine Blau des unumwölkten Firmamentes. Fast
immer: Sturm, der die Iordanbettenzerwühlt, pflegt rasch zu ver»
brausen. Die Wellen zerrinnen, des Gestades Poren schlucken den
Schaum und derParadiesesfriede kehrt denUfern desGaliläer»
meeres zurück. Hier lebt sichs leicht. Kein harter Kampf ums Da»
sein, der an der Seele Schwielen entstehen läßt. Schwere Arbeit
ist nicht zu leisten. Ieden, der nicht ganz müßig bleibt, nährt der
fischreiche See. Sorge hat den Sinn der Uferbewohner niemals
verdüstert. HeitereMenschen sinds,die in Eintracht mit derNatur
leben, von griechischer Vörstellungwelt und deren Zweifelsfragen
nie erreichtwurdenundruhig,ohnegierendeHast,ins sachtpochende
Herz schlürfen, was derTag ihnen bietet.Wenn sie das Netz aus»
geworfen haben und die Strömung, der vom Gebirg herwehende
Hauch den Kahn leise schaukelt, träumen sie Stunden lang vor sich
hin und üben im Traum einbildnerische Kraft. Sind besser so für
die Aufnahme neuen Glaubens bereitet als die von früh bis spät
Thätigen, die, um den Gewinn nicht zu schmälern, des Denkens
Faden nicht dem Gegenstand ihrer Mühewaltung entknüpfen
dürfen. Behagliche Muße gebar ihnen Sehnsucht, die, ohne heftige
Gesten, wie mit zarter Kinderhand nur, Heiliges betastet. Unter
solchen Menschen fühlt Iesus sich wohl. Von Nazareth hat ihn
das Mißtrauen der Sippschaft, Verwandter und Ortsgenossen,
vertrieben. Kein großes Wunder gelang da (meldet Markus);
nur einzelne Sieche wurden von der Brest befreit. Der Wunder
zeugende Glaubewollte in dieser Heimatherde nichtwachsen. »Der
DavidsSohn? DessenFamilie kennen wir, Alle, ja; Eltern, Ge»
schwister und Schwager. Kleine Leute. Der Vater ein Zimmer»
mann;auch der Bruder schwitzt in engerFron. Und ihn selbst sahen
wir werden; wissen, daß er anderen Iudenknaben im Wesen glich,
und können deshalb, wollen auch nicht glauben, daß gerade ihm
LS»

plötzlich adelndeWeisheitund Kraft zumHeilsbringcrwcrkwuchs.
Woher käme sie Einem von uns?" So ward ringsum geflüstert.
Mutter und Geschwister suchten der Last solcher Verwandtschaft
durch die Andeutung ledig zu werden, derSinn des Sohnes und
Bruders seinichtrechtgesund.DieWuthdesnazarenischenPöbels
will ihn vomFelsgrat stürzen. Ieden Großen,denkt der schle chlAuf-
genommene, sucht der Klüngel der Nächsten ins eigene Mittelmaß
niederzudrücken. Von seiner lächelnden Lippe fällt das Wort:
» Schwereres anderswo ists in oer Heimat h, im Kreis der Seinen,
als Prophet Geltung zu finden." Er verzichtet auf Zeichen, die
Ungläubigen doch nichts bedeuten könnten, und wendet denSchritt
wieder ins freundlichere Klima von Kapernaum, wo der Glaube
an das Reich Gottes schon knospt. Am Liebsten weilt er hier im
Haus zweierBrüder,die ausBethsaida in den Nachbarort über»
gesiedelt waren.Andreas, der jüngere Bruder, führt dem Komm»
I!nc,denerwohlamIordanschoninIohannisGemeindc,dcsTäu-
^crs,sah,Petrus,denälteren,zu.DerhaustemitWeibundKindern,
hatte auch seine Schwieger bei sich; und Alle trachteten, das Haus»
chen dem Gast zum Heim zu machen. Nirgends fand der Lehrer
fleißigere, guten Willens vollere Schüler. Die Brüder blieben
Fischer und hatten dennoch stets Zeit für des Meisters Wort und
Werk. Meine Lehre, spricht er, macht Euch zu Menschenfischern.
Petrus und die Söhne des wohlhabenden Fischers Zebedaeus,
Iakobus und Iohannes, werden seine Lieblinge; ihnen vertraut
er an, was über das Denkvermögen und die Glauuenskraft der
Anderen leicht hinausginge. Und von den Dreien ist ihm Petrus
der Nächste. Ein Mann von schlichtem Menschenverstand und red-
lichem Wollen. Aufrichtig, auch wo es ihm schaden könnte. Ieder
Entselbstung und Hingabe fähig; nie auf seinenVortheil bedacht;
froh,wenn er sich imDienst quälen darf.Und immer dabei mysti»
schein Wahn fernund derMenschenschwachheit bald bewußt. Der
bequemsteWandergefährte. Der tüchtigste Le hnsmann. KeinHeld.
Und der Mund dieses Treusten hat in der ersten ernsten
Fährniß den Herrn dreimal verleugnet? Den cr, auf dem Weg
nach Caesarea Philippi, des lebendigen Gottes gesalbten Sohn
genannthat?Damalssprach Iesuszuihm: »Selig bistDu,Simon,
Jonas Sohn; denn Dieses hatnichtFleisch und BlutDir offenbart,
scndern mein Vater imHimmel."Gab ihm zum Reich GotteZ den
Zchlüssel und damit Gewalt, fürZeit und Ewigkeit, für Erde und

Himmel nach seinem Ermessen zu bindenund zulösen, zu schließen
und zuöjfnen. Spielte, nach seiner Pädagogengewohnheit, mit
dem Wort und sagte: »Petrus heißest Du (Das ist: der Fels);
und auf diesen Felsen will ich meine Gemeine gründen und die
Pforten derHölle sollen sie nicht überwältigen." Hatim Grau des
vierzehnten Nisanmorgens der Fels gewankt, den der Meister,
der Kenner alles irdischenWesens, für seine Kirche tragfähigfand?
Feuer hatte er, aber wenig Festigkeit, sagt David Friedrich
Strauß, der im Frost hart gewordene Vernünftler; erinnert am
Petri Haltung in Hanans Haus und im Streit zwischen Heiden
und Iudenchristen und fragt mit mürrischem Spott, wodurch just
Dieser denRuhm der Felsenhaltbarkeit verdient habe. Glaublich,
dünkt ihn (weil die Evangelienüberlieferung an dieserStelle ein»
stimmig ist),daßPetrusinderZeit desUnheils schwach geworden
sei; wahrscheinlich sogar, daß Iesus das allzu eitle Selbstvertrauen:
desIüngers mit strafender Zunge geißelte; unglaublich aber und
nur für den Zweck derMythisirung ersonnen die rascheFolgevon
Verkündung und That. In der dünnen Luft solcher Hegelhöhe kann
Phantasie, das zarte Seelchen, nicht athmen. Und beiRenan, der
sie sonst gern herbergt, ist diesmal kein Obdach für sie. Der tadelt,
sänftiglich, denFehl desIüngers, den »die gute Natur aber bald
das Unrecht erkennen ließ." Das mag entschuldigen; kann nicht
erklären. Des Meisters Irrung nicht noch des Gesellen.
Petrus ists, der, mit dem Muth der Einfalt, die Deutung
schwer verständlicher Gleichnisse heischt. Der den Herrn anfleht,
sich zu schonen und den Machtbereich der Hohepriester und Schrift»
gelehrten zu meiden. Der auf dem Berggipfel drei Hütten bauen
will, auf daß neben Moses und Elia in einer Iesus wohne. Der
meint, siebenmal eines Bruders Sünde zu vergeben, sei wohl ge-
nug. Fragt, was Denen werde,die,um demHerrn zu folgen, Alles
verlassen haben. NachIesuWeisung stracks aufdemWasserging,
vor dem Windstoß aber erschrak und, da er zu sinken fürchtete, den
Meister zu Hilfe rief. Ueberallhin ihm nachschritt, in die wüsteste
Stätte und in den Vorraum des Gerichtshauses. Nie von ihm zu
weichennochje sich an ihm zu ärgern versprach. Und vorjederProbe
doch von Zweifeln angenagt ward. Konnte es in dem Gemüth eines
Iüngers im Wirbel so neuen Erlebens denn anders sein? Die
Elf bargen klüglich, was sie vor des Führers Auge kleingläubig er-
scheinen lassen konnte; nur Petrus schickte die bangenZweifeldc^

Herzens auf seine Zunge. Und Ehrlichkeit, die sich unvermummt
hinauswagt, gefällt wahrhaft Großen. Diesen, denkt der Herr,
blendet Schein nicht; nur die Leistung überzeugt ihn, den das
schweigsame Gewerbe (Schwatz würde die Fische aus dem Netz»
bezirk scheuchen) gewöhnt hat, der Beweiskraft des Wortes zu
mißtrauen. Ist er einmal überzeugt, dann hält er und dauert wie
Felsgestein; dann darf man dasHausderneuenGemeineaufihn
bauen. Das Leben ließe er, wenn das Opfer nöthig, wenns nützlich
wäre. Zwingt Nothwendigkeit, räth Nützlichkeit nicht zum Mar»
tyrium, dann spart er sich, ohne langes Gespreiz, für die Sache.
Der dient er, als derHerr himmelan gefahren ist,inPontus,
Kleinasien, Galatien, Kappadokien, Bithynien; dient ihr in An»
tiochia, Korinth und Rom nach bestem Vermögen. Und ist lange
das Haupt der ins Weite wachsenden Christengemeinschaft. Kein
Parteimann. Ein fest dem Herrn Anhangender, der dessenWerk
erhalten will und in jeder umdräuten Stunde deshalb zum Frie-
den, zu einträchtiger Sammlung mahnt. Zu gütig vielleicht, um
den Willen je härten zu lernen. In dem Drang, alle Wünsche zu
erfüllen, vielleicht zu schnell bereit, von einem Grundsatz zu weichen
und jeder Gruppe zu gewähren, was sie erbat. Sätze werden aus
Wörtern gefügt und Wörter verschallen; wenn nur geschieht, was
.der Tag heischt. Ihr Strenggläubigen könnt Euch vomIudengeist
nicht lösen und fordert deshalb laut die Pflicht zur Beschneidung?
Sollt sie haben. Du, Paulus, sagst, daß sie nicht durchzusetzen ist?
Ich ehre und liebe Deine Feuerseele zu innig, als daß ich ihrer
Warnung mein Ohr schließen könnte. Nur keinen Zwist in der
Christenheit! Mag Paulus das praeputium des Bekehrten vor
dem Messer bewahren und den älteren Glaubensgenossen ins
Evangelium derBeschneidung pferchen: wenn nur des Meisters
Vermächtniß sich mehrt. Dieser Hoffnung lebt Petrus. Zuerst in
Jerusalem; dann,nach dem Beispiel des Paulus, den er wie einen
neuen Heiland bewundert, auf Pastoralreisen, die ihn über Pa»
lästinas Grenzen hinausführen, und später auf allen Wanderun»
gen des als Erbpflicht erkanntenApostolates. Mit ihm zieht sein
Weib,seine Gehilfin (so alt ist dasUrbild des verheiratheten Evan-
gelienmisstonars); und wo ers für sich und für den Anhang braucht,
wirft er auch wieder das Netz aus undfängtden Darbendenwohl»
feilen Süßwasserfisch. Petrus und Paulus haben einander geliebt.
Noch als sie im Iahr 34 in Antiochia zusammentrafen, war die

Freude des Wiedersehens groß und aufrichtig. Der sanfte Iuden-
«postel trotzt dem Gesetz und speist mit den (Zentiles, die Paul, der
starke Heidenmissionar, um sich schaart. DakommenausIerusalem
die Boten des Iakobus, der sich den Bruder des Herrn und das
überhaupt der zwölfIünger nennt,und künden,christlicher Gottes-
gelahrtheit dürfe sich nur Einer rühmen, der in der Heiligen Stadt
gewesen sei,demApostelfürstenGehorsam gelobtund vonihm eine n
Vestallungbrief empfangen habe. Priestergewalt oder Glaubens»
recht derfreien Persönlichkeit: zum ersten Mal wird hier dieFrage
gestellt, die anderthalb Iahrtausende danach der Kirche zumVer-
hängniß ward, in ihre Grundmauer den unkittbaren Spalt riß.
Giebt das Bewußtsein, Iesus erlebt, von ihm Erleuchtung emp-
fangen zuhaben, dasRecht zurPredigtoder bedarf esdazueines
<Zrlaubnißscheines? DieNoth derStunde fand denSohn Ionas
obermals schwach. Frieden um jeden Preis: ist seine Losung. We»
der mit den Boten des Iakobus noch mit den Paulinern mag er
hadern. Seine putzlose Gradheit würde von Beiden überrannt.
Gr verschanzt sich in Einsamkeit; möchte es mit keiner Partei ver»
derben; entschließt sich nach kurzem Zaudern aber, den Verkehr
mit Unbeschnittenen aufzugeben. Kein gemeinsames Mahl mehr.
EntgemeiNschaftungalso:Exkommunikation.InFlammengarben
Prasselt Pauls Zorn auf.»So Du, der ein Iude bist,heidnisch lebest,
nicht jüdisch: warum willst Du die Heiden zwingen, jüdisch zu
leben?" In Iesu ist das Heil, nicht in dem Gesetz; von dem hat uns
Jesus befreit. Petri Herz ist gewiß mit dem Zürnenden; doch die
Zunge läßt er nicht für ihn zeugen. Gäbe sonst ja am Ende gar
Aergerniß. Schweigen und Abwarten: noch immer das Schick»
lichste; wenn Iakobs Boten fort sind, wird man weitersehen. Die
ApostelkonnteninStreitgerathenchütetensichabervorendgilligem
Bruch. ImBereich derSyrerkirchemochtezwischendenParochien
der Beschnittenen und Unbeschnittenen derGrenzstrich noch sicht-
barer werden: die Häupter der Missionen tauschten von Zeit zu
Zeit freundlichen Gruß. Nicht von Petrus wird Paul als Trüger
geächtet. Petrus streichelt ihn. Um der heiligen Sache willen.
SiebenIahrenachdemantiochischenRitualstreitistderFischer
inRom.DieStadt,deren Reiz Gnostiker und Mathematiker, Chal-
däerundThaumaturgenallerArtanziehtundIfraelsreicheSöhne
westwärts lockt, darf nicht länger ohne Vertreter der jerusalemi»
ZchenGlaubensgemeinschaftsein.ZogPetrus aus,umdenMagicr

Simon zuwiderlegen? Trieb ihn der Geist, dem Heidenapostel zu,
folgen und die falsche Lehre zu besiegen, wie das Licht die Finster-
nis, Wissen dieUnwissenheitbesiegt,unddden Leidenden seinHeil»
mittel anzubieten? Von Korinth her, wo sein Eifer die Iuden»
christenzu neuerZuversicht stärkt, kommt ernachRom; und findet
dort Paul, Den Gegner, den er bewundern muß und dem er sich
inandächtigerLiebezuIesusverbundenfühlt. Denfoll erbekamp»
fen; Den darf die grelle Iudensprache des Trosses sogarschmähen.
Der bleibt dennoch stets der Bruder im Glauben an den Gekreuzig»
ten.ErstnachPetersTodetobtsich(inderApokalypse)dieWuthder
Iudenchristen gegen Paulus ungehemmt aus. So lange Petrus
lebt, sucht er dem lautesten Haß zu wehren. Er hats leicht. Wer in
Rom, der von der Vorsehung zurWeltschicksalswiege bestimmten
Stadt, der Christenkirche vorsteht, ist vom Abglanz alter und neuer
Herrlichkeit umleuchtet. Der Fischer ahnt: die Welthauptstadt mufz,
einst die Hauptstadt der Christenheit werden. Und der Iünger, der
inihrenMauernherrscht,thronțüber allen anderenAposteln.Ge-
genihnwaffnetsichauch die Kerntruppe derUngläubigen. Welcher
Römer ertrüge denAnblick dieser Iudenchristen,denenSatan sei bsr
das ReichCaesars zuregiren scheint,die Neros blinkendeResidenz.
Babylon schelten, mit verdüstertem Antlitz durch die Reihen der
fröhlich Schmausenden schleichen, den Tempeln Zerstörung sinnen
und mit ihrem Weltuntergangwahn die heitere Lebensmorgen«
stimmung trüben? Wer sich vom Wirth so unterscheidet, mit dem
schwarzen Gespinnst seines Aberglaubens so alles Erreichbare
umflort, ist jeder Schandthat verdächtig. Und das dunkle Gewim»
mel breitet sich von Tag zu Tag. Wohlerzogene Leute blicken ver»
ächtlich auf die Asiaten und sprechen den Namen nicht aus, den.
die Sekte sich giebt.Das gemeine Volk heißt sie Christen (berichtet
Tacitus); und aus dieser Masse wirbt sie sich rasch Anhang. Was
will da werden? Ist dieses Unkrautes Wurzel unausjätbar, da
es,so oft mans mähte,üppiger nur emporschießt?Hof undGefell--
schaft werden unruhig:desPöbelsArgwohnwird auf dieFeinde
der Menschheit gelenkt. Die Christen sind Brandstifter, Brunnen»
vergifter, Kinderschlächter; sie unterwühlenden ragenden Sitz des
Kaisers und hetzen die Sklaven in Aufruhr. Und diese tückische
Brut haben wir vor den Iuden geschützt? Henkt sie; speit ihnen
Geifer ins Antlitz; zeichnet ihrem gekreuzigten Krüppelgott einen.
Eselskopf! Vergebens mahnt Paul, der Obrigkeit unterthan zu

sein und noch den härtesten Druck hinzunehmen. Lehrt Peters mil de
Galiläerseele die Ruhe als erste Bürgerpflicht. Rom halt Beide
fürHeuchler. Hört, wie aus dem Dunkel die Hoffnung aufdasNa-
hen des Messias emporstöhnt, emporjubelt; Dessen, der als Be»
freier kommen wird; als Erlöser geknechteter Massen. Und ist schon
entschlossen, den Schrecken in rother'Fluth wegzuschwemmen.
Petrus sucht in seinen Episteln an die versprengten Christen
den Verdacht zu entkräften. »Haltet, als Fremdlinge, als Heim-
lose, auf ehrbaren Wandel, damit Alle, die Euch alsUebelthäter
verleumden, Eure gutenWerke sehen. Zollet ringsum Iedem ge»
bührendeAchtung; liebetdieBrüder; fürchtetGott; ehretdenKö»
nig. Zeiget Euch als freie Menschen; nicht als Solche, denen die
Freiheit nur, wie einMantel,bösesTrachten verbergenhilft. Und
Ihr, Sklaven, seid unterthan Eurem Gebieter; nicht dem gütigen,
menschlich fühlenden nur, nein: auch dem argen. Denn begnadet
ist, wer für seinen Glauben Ungerechtes erleidet. Iesus, der für
Euch litt, fei Euch Vorbild. Da er gekränkt ward, kränkte er Keinen;
vergalt Mißhandlung nie mit Drohung; stellte seine Sache dem
gerechten Richter anheim. Seid fröhlich in dem Bewußtfein, das
Leid des Herrn mitzuleiden, und empfindet als Glück die Schmäh-
ung, dieEuch derName desGesalbten einträgt. "Vergebens spricht
er. Als Nero am neunzehnten Iuli 64, um das Schauspiel des
Brandes von Troja selbst zu erleben, Rom in ein Flammenmeer
gewandelt hat, verdächtigt er die Christen, erpreßt ihnen auf der
Folter das Geständniß derBrandstiftung und läßt sie unterHöllen-
qualenverröcheln.Sind sie nichtFeinde derBilder,von denen die
Stadtgleißte? Kündete ihre Weissagung nicht, dieMenschenwelt
werde in Feuer vergehen? Iauchzten nicht Etliche von ihnen, als
die Flammen am Leib der Kaiserstadt aufzüngelten ? Brüsteten sich
in den Wahn, das Prophetenwort sei erfüllt? Sperrt sie in den
feuchtesten Kerker. Werft sie den wildestenThieren zum Fraß vor.
Schnürt sie im Amphitheater anPfähle und laßtdienacktenLeiber
peitschen, bis die Feuers brunst das Fleisch verzehrt hat. Lebende
Fackeln mögen uns, sterbende, leuchten. Keusche Christcnjung-
frauen schleppt her, reißt ihnen das Gewand von den feinen Glic- ,
dern, bindet ihrHaar an dieHörner wüthender Stiere und schleift
sie.vor tausend gierigen Augen, so durch den Cirkus. Die Schönsten
wird des Kaisers Majestät selbst beim großen Gartenfest schänden;
nichtMädchen nur: auchIünglinge. ImFell eines Raubthieres

sättigt er sich vorAller lechzendem Blick an ihnen. Wie hoch die Zahl
Derer schwoll, die so umkamen,ward niemals errechnet.Und von
Rom flogen die Funken des stiebenden Hasses bis nach Klein»
asien hinüber. Ueberau wurde der Christ verfolgt, angeschuldigt,
als Kostis (leorum atque Kominum, als numani Zeneris inimicus zur
härtestenPön verurtheilt. Mordete diese brünstigeWuth, die ein
irrer Komoediant aufgepeischt hat, um von seinem caesarisch un-
geheuren Verbrechen die Aufmerksamkeitabzulenken, auch die ein»
ander nun feindlichen Brüder Peter und Paul? Rächte Nero an
ihnen, daßsieihmzweiLiebchen,eineSklavinundeinenLustknaben,
bekehrt hatten? ImGötterheim istGewißheit. Menschenhand hat
nur aufgezeichnet, daß Petrus den Martyrtod starb; und wahr»
scheinlich ist, daßPaulus das selbe Schicksal fand.DerFischeraus
Kapernaum, der sein Weib hinrichten sah, wurde gekreuzigt; um
noch im Tod nichtzu nah an den großen Nazarener zu rücken, bat
er und erlangte, daß die Füße an die Spitze des Kreuzes genagelt
wurden und der Kopf herabhing. Nie durfteer auch vonfern nur
dem Meister ähneln. Wollte noch sterbend, als Römerbischof,
nur des Herrn treuer Diener sein und der heiligen Sache hörig.
Ob der Tod die Beiden zur selben Zeit in sein Schattenreich
riß? Den Sanften und den Starken? Petrus, der sich in den
Pflichtenkreis des Iudenmifsionars beschied, und Paulus, der
den Sektenglauben in eineWeltreligion geweitet hat? DieLegende
hat sie als Sterbende noch einmal vereint. Und zu einander ge»
hören sie, die Schöpfer des neuen Rom, wie Romulus und Remus.
Mit des Glaubens Schild und Schwert haben sie einander den
Boden streitig gemacht, jede eroberte Fußbreite geschirmt; doch
nie aufgehört,überdieWälledes Parteiwahneshinweg einander
den Gruß brüderlicher Liebe zu senden. Beide brauchte die junge
Kirche. In dem Iudaeochristianismus (Peters), sagt Renan, lebte
der konservative Sinn, ohne den nichts Haltbares wird; in dem
Hellenismus (Pauls) die Tendenz zum Fortschritt, die erst das
rechte Leben spendet. »Aus dem Kampf gegnerischer Gewalten
entsteht das Leben. Wo sich kein Lüftchen regt und Alles beim Alten
bleibt, ist der Tod eben so nah wie im rasenden Ungewitter der
Revolution." Zn der Zeit der Legendenbildung haben die ersten
Iahrhunderte demHeidenapostel gehört.Paulus war, der große
Theologe, bis ins sech ste Säkulum derVollender christli cherMeta-
physik. Dann, im Mittelalter, verbleicht seines Namens Glanz.

Petrus überstrahlt ihn; der Bischof von Rom, der pappss der
Christenheit. Dem ließ der Herr die Schlüsselgewalt. Was er hie»
meden bindet und löst, Das ist auch fürs Himmelreich gebunden
und gelöst. Petrus und Rom: die untrennbar an einander ge»
schmiedeten Namen bedeuten die höchste Macht, die Sterblichen
je über die Geister gegeben ward. Petri Nachfolger sind die Päpste,
unter deren Wink der Erdkreis erbebt, die vom Thron Könige auf
die Knie zwingen, Kronen zerbrechen, Staaten, wie es ihnen ge-
fällt, blühen und welken lassen, auf die Mähne des Leun und den
Schuppenleib des Drachens den Fuß setzen und den Himmel ent»
riegeln oder sperren. Göttern näher alsMenfchen. Erst da, beim
Dämmern der Reformation, die Allmacht der Päpste schwindet,
kommt wieder Pauli Zeit. Und ihnkröntLuthers stämmiger Wille.
Das Genie des Weltmannes, dem bei Damaskus die Gnade
der Erleuchtung ward, hat für das Wachsthum der Christenge»
meindemehrvermocht als der national begrenzte Geist des armen,
einfältigen Fischers vonGenezareth. Vielmehr. Paulus hat den
Stifter des neuen Bundes nicht gekannt und war schon deshalb
in zärtliche Rücksicht auf das besondere Wollen des Meisters nie»
mals verpflichtet. Konnte eben deshalb aber nicht Ahnherr der
höchsten Hirten werden. Dazu taugte nur Einer, der dem Herrn
auf derWeide nah war. Der den Duft seines Wesens mit sich über
die Erde trug. Taugte derAermste, Einfältigste am Besten, so lange
die Urchristenlegende fortwirken sollte. »Das Himmelreich gleicht
einem Netz, das ins Meer geworfen ist, damit sich allerlei See»
thierart darin fange; wenn es aber voll ist, so ziehen sie es heraus
an dasUser, sitzen dann und lesen die guten Fischlein inein Gefäß
zusammen und werfen die faulen weg." Also hatIesus amGali»
läermeer gesprochen. Und den Söhnen Ionas verheißen, sie zu
Menschenfischernzumachen. Glaubten sieihmsogleich? Lukasbe»
richtet, der Meister habe zuerst in Pelri Kahn gepredigt und danach
gerathen, ins Weite hinaus zu steuern,umcinenZugzuthun.Herr
(so läßt der Dritte Evangelist den Simon Petrus sprechen), wir
haben uns die ganzeNacht hindurch grmühtundnichtsgefangen;
doch aufDeinWort will ich dasNetz noch einmal auswerfen. Da
seien nun so viele Fische gefangen worden, daß zwei Schiffe voll
wurden und Petrus in Aengsten auf die Knie sank und sich der
Sünde zieh. »FürchteDich nicht; denn fortan wirstDuMenschen
fangen." Nun erst folgtihmderlteberzeugte.LäßtaberdasHand»

werk nicht, das ihn und die Seinen nährt. Noch nach dem Tode
des Lehrers fischt er im Tiberiassee mit den Freunden. Wieder
bleibt das Netz leer, bis Iesus sie beräth. Als Petrus hört, daß
der Herr zurückgekehrt sei, kleidet er sich mit dem Hemd und wirft
sich, denAuferstandenen zuumfangen, ins Meer.Ziehtdannhun»
dertdreiundfünfzig große Fische ans Land; »und wiewohl ihrerso.
viele waren, zerriß daß Netz nicht." Hunderldreiundfünfzig ver»
schiedene Fischarten, merkt zu dieser Stelle derKirchenvaterHie»
ronymus an,giebt es nach der Feststellung gelehrterAutoren, ins-
besondere des Opvian aus Kalikien; und die Erzählung(im Evan»
gelium Iohannis) bedeutet uns, daß die Apostel alle Menschen»
arten aus dem Meer des wilden Erlebens in die Seligkeit zogen;
Reiche undArme,Vornehme und Geringe; aus jeder Schicht nur'
die Würdigsten. An diesem Fang hatte Petrus einen beträchtlichen
Theil. Viele gute Fischlein las er in das Gefäß der Glaubensge»
meinschaft zusammen. Und prahlte niemals mit seiner Leistung.
Drum hat zu ihm, am selbigen Tag des großen Fischfanges, der
heimgekehrte Hirt zu dreien Malen gesprochen: ^ Weide meine
Lämmerl" Ihn also im Hirtenamt sich zum Erben eingesetzt.
Warum gerade ihn? Weil Dieser von festem Menschenver»
stand war, weltlichem Geschäftnichtfremd und doch stillenWesens;^
rasch zurThat und dennoch in Demuth bescheiden. Weil Dieser zu.
fragen wagte, wo die Anderen scheu verstummten, und, wo sie gläu»
bige Andacht heucheln zu müssen wähnten, seinem Zweifel eine
Zunge lieh.Hilft derNazarener wirklich zu reichemFang? Schreitet
er auf dem Wasser wie auf dem festen Boden derErde? Kehrt er
alsKörperuns,nichtalsSchattennur,aus der Gruft zurück? Im»
mer will Petrus Beweis. Taugt deshalb nicht für übersinnliches
Amt, dessen Verweser in der Vision die Wahrheit erkennen und
nicht vomAugenschein noch vom betastenden Finger denBeweis
derRichtigkeit fordern muß. Doch um fo besser für irdische Arbeit,,
die stetige Ruhe, Abwägung aller Möglichkeiten, klare Einsicht in
dasfürjeglichesAlltagsgeschäftNothwendige,EiferundSchmieg-
samkeit verlangt. Der fürsolcheArbeitnützlicheGlaubekommtnur
aus Zweifeln. Was einmal bewiesen ist, kann leichtauch Anderen
bewiesen werden, wenn an solchem Beweis die Bekehrung hängt.
Was die Ekstase offenbart hat,istnurfürEinen; läßt sich nicht wei-
tergeben; nur vom Genie der Welt als Vorstellung aufzwingen
(und ein kluger Organifator stellt die geniale Ausnahme nie in feine

Rechnung). Dieser wird sein Netz einziehen, wenn Gefahr droht;
And es,ist fie vorübergehuscht, mit ruhiger Hand wieder auswer»
fen.Irdisches wird er bedenken, ehe er bindetund löst.Und ist der
Kühnste: folgt dem Herrn bis in die Flur des Priesterpalastes.
In Hanans Haus weint Petrus bitterlich. Nicht, weil er den
Herrn verleugnet (frommte es denn dem Lehrer, wenn der Schüler
mit ihm aus der Zeitlichkeit schritte?), sondern, weil er entschwun-
dener Weisheit gedenkt, die ihn so richtig auch diesmal erkannt,
so gütig in seines Menschenwesens Schranken gewiesen hat. »Mit
Dir in den Tod": hatte er eifernd gerufen. And merkt nun, wie
thörichtes wäre, Einem zufo'gen, der auf seinem himmelan steigen-
oenWege kein Gefolge braucht, brauchen kann; wie unnützlich der
Kampf gegen dasRudel des Pfaffengesindes; wie vermessen der
Wunsch, dem Unvergleichlichen imSchicksal zu gleichen. Weil der
Große seine Lehre bis ans Ende leben, mit seinem Blut auf dür-
rem Boden die junge Saat düngen muß, darf ein Kleiner sich in
die Martyrpose recken? Menschen zu fischen und auf der Trift
die Lämmlein zu weiden, ist ihm befohlen. Diesem Gebot hat er
sich, ohne Schwärmerüberschwang und ehrgeizigen Gestus, zu er-
halten. Und thuts. Murrt nicht, da er den Zehn als der nach
Iudas aus Kariot unzuverlässigste Iünger erscheint. Nicht, als
Paulus zuerst, dann auch Iakobus ihn vom ersten Platz wegzu-
schieben trachtet. Als dem hellenischen Heidenapostel das Glück
feil lächelt. Zu ost sah er, wie des Herrn Verheißung Wirklichkeit
wurde, um je nun noch zweifeln zu können. Das Hirtenamt, die
Schlüsselgewalt, das Recht zu Bindung und Lösung für Zeit und
Ewigkeit nimmt ihm auch die Gewaltthat des Stärksten nicht. Still
sitzt er, betreut in der Enge die Heerde; oder sorgt, daß in seinem
Netz keine Masche sich lockere. Duckt sich vor dem Unwetter und
hebt, wenns verrollt ist, zu neuem Wächterblick auf denKreis der
Pflichten das Haupt. Schickt sich, ein von Erfahrung Gezauster,
in jede Zeit und mißt die Kraft, bevor er sie einsetzt. Nicht ein
Held, denGoldglanzumsprühtundDrommetenumjubeln,daßder
Feind vor ihm zage. EinschlichterMann, der das Gute will, wenn
es frommemEifer erreichbarist,Händelscheut,dochinunvermeid»
lichensich wacker hält und für eine Sache lebt, nicht für den Spiegel-
ruhm seiner eitlen Person.Ein Mann aus der Tiefe; in selbstloses
Vienen ist er gewöhnt und darf unbeneidet den schmalen Spalt
Lffnen, durch den der Apostelerbe in die Papstglorie schreitet.

In Varzin.*) .
rndt stand an seinem Platz und hielt Ausschau. Dort lagen die' Mauern, die den ersten deutschen Reichskanzler herbergten und durch ihn der Weltgeschichte gehörten. So lange es den Namen Bis» marck gab, gab es Varzin, auch wenn das Dorf längst vom Erdboden, verschwunden war.
Uniformen schwenkten heran. Die RegimentsmusiS aus Schneide» mühl. Sie war mitgefahren., Die Mannschaften standen still, ein Stab' mit Troddeln zuckte vor ihrer Front über den Häuptern empor und sie setzten sich in Marsch unter den Tönen des Liedes „Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben?"
Die erste Sektion, Arndt am Flügel, trat im Marschschritt an.
Endlich ging es dem Ziel zu. Erwartung, Hoffen begann, sein Herz zu schwellen. Er marschirte, wie jeder Soldat, gern nach Musik. Heute besonders. „Deutschland, Deutschland über Alles" ertönte aus der Marschweise. Oft hatte ers gehört und ihm war doch, als höre ers Kum ersten Mal. Wer hatte gemacht, daß jeder Deutsche dieses Lied mit Recht singen konnte?
Das Schloß war erreicht. Er bog mit der Musik in den Schloßhof ein. Lang vorgestreckte, zweigeschossige Flügel umragten die weite Fläche; die Führung ging, entlang der rechten Seite des Hofes, nach einem verandaartigen Vorbau, der aus der Mitte des Schlosses bor» sprang. Dort hielt die Spitze. Die Musik nahm Stellung auf der anderen Seite des Hofes nach der Menge zn.
Arndt stand keine zehn Schritt von der Veranda. Links von ihm wurde ein Rednerpult hingestellt. Er konnte das Ganze über- sehen/ In dichten, geordneten Massen strömten die Pilger herein, während die Musik neue Marschweisen spielte. Eine freudige, fieber» hafte Aufregung beschlich Arndt, den ruhigen, nüchternen. Sollten all Diese sich hier so feierlich versammeln, um einem müden, ver» fallenen Greis mit großer Vergangenheit zn huldigen? Der Hof füllte sich mehr und mehr, dicht vollgedrängt war er von einer einzigen schwarzen Menschenansammlung, Kopf an Kopf, wie Steinpflaster,

*) Herr Alfred Knobloch, von dessen ungemeinem Erzählertalent ich hier schon sprach (und der inzwischen den Rovellenband „Der Mei- ster von Danzig" herausgab), läßt (im Verlag von Morawe S Scheffelt) einen Roman erscheinen, den er „Heimath" nennt und der das Ringen der Deutschen nnd der Polen um den Grundbesitz in der Ostmark dar- stellt. Der Autor versucht auch, den Eindruck, den die Persönlichkeit Bismarcks in sein Gemüth machte, zu schildern; und ein Theil des Ka- pitels, das diesen großen Gegenstand behandelt, wird, mindestens als einc Kostprobe, den Lesern der „Zukunft" gewiß willkommen sein. Denn, einem Deutschen hat ein stark fühlendes Herz es diktirt.

fast 'nur Männer; gegen fünftausend mochten es sein. Die Umgegend
hatte Zuzug geliefert.
Die Musik setzte aus. Arndt blickte noch in dieses Meer von
schweigend gewordenen Menschen, als plötzlich eine Bewegung wie
Mogentreiben bei einem Windstoß über sie hinging; die Häupter
entblößten sich. Rasch wandte er seinen Kopf; noch war die Veranda
leer. Da traten einige Personen heraus, an der Spitze eine alte, ge-
beugte Frau, in weißem Haar, mit müdem, ernstem, doch wohlwollen-
dem Antlitz, auf einen Stock gestützt, geleitet von einer stattlichen
Frauengestalt mit rosigen Zügen: Mutter und Tochter. Die Fürstin,
die treue Gefährtin der zahllosen Stürme und Sonnentage dieses
gigantischen Lebens, hinfällig; aber sie war gekommen. Sie sah fast
trüb, doch mit Aufmerksamkeit in die Menge, von der sie mit schwei-
gender Ehrfurcht begrüßt worden war. Matt, aber erkenntlich dankte
sie. Freude und Erstaunen schienen gleichermaßen seltener Gast in
ihren Zügen. Ein unnennbarer Zauber lag auf diesem Antlitz. Nicht
sogleich konnte sich ihn Arndt erklären. Aber bald fand er: Wahr,
treu, geprüft war diese Frau; und ganz prunklos. Rein in tiefstem
Sinn mußte die Luft des Hauses sein, wo sie athmete. Und sicherlich
wußte sies nicht einmal.
Eben wandte sie sich lauschend zurück. Der Leibarzt des Fürsten,
Schweninger, kam heraus, trat auf die Seite: und in der Menge
hinter Arndt schien Etwas zu erwachen, etwas Unfaßbares, das die
Lüfte erzittern machte; wie ein Donnerrollen schwoll ein einziger
tausendstimmiger Schrei der Begeisterung an. Und nun trat, elastisch
und schnell, eine hohe, schlanke, schwarze Figur, ungebeugt, gerade wie
ein Baum, aus der inneren Thür, ging mit ein paar langen Schritten
bis an das Geländer vor und nahm einen großen, dunklen Schlapp-
hat ab.
Bismarck.
Da stand er. Alle Erinnerungen und Bilder fielen in Arndt zu-
sammen, verschwanden. Und an ihrer Stelle erhob sich die wahre Er-
scheinung dieses Mannes in ihrer Statur von vorweltlicher Griße.
Seinen ungeheuren Blick auf die Menge gerichtet, in den Zügen
mühsam das Zucken der Bewegung bemeisternd, dankte er mit einigen
leichten Bewegungen für die markdurchdröhnenden Laute der Freude,
die ihn wie eine Brandung umstürmten. Arndt konnte kaum sehen.
Wie der jähe Morgenwind Nebel zerpeitscht, so waren seine Zweifel
in alle Lüfte zerstoben. Das war Er! Welch eine Thorheit, diesen
Mann messen zu wollen! Lieben, bewundern, an ihm hängen, für
ihn und mit ihm kämpfen bis in den Tod! Aber verstehen? Dieses
Urbild des Genies, diesen von Gott der deutschen Nation gesandten
Helden, der wie eine schneebehanzene Alp, durch Schründe und
Schroffen von der Thalniederung getrennt, einsam emporstarrte? Den
»erstehen? Ein Unnahbarer stand vor ihm; zu dem geistig leine Brücke
führte; von ihm nicht und von Keinem. Sie alle, wie sie hier standen,

waren des selben Schlages; Alle draußen im Lande, vielleicht die ganze
Erde. Dieser Eine, Einzelne aber war anders geartet, ein Wesen und
eine Welt für sich. Der eben darum diese Welt beherrschte.
Noch stand der Fürst stumm, noch wälzten sich die Wogen der
Freude wie ein Orkan gegen die Wände des Schlosses, da gab er
ein Zeichen: und mühsam versuchte die Musik, mit den Tönen der
„Wacht am Rhein" sich Bahn zu brechen. Allmählich gelang es.
Erst die Nächsten, dann die Ferneren fielen ein; und der Fürst konnts
sich setzen.
Ein alter Herr bestieg das Pult. Er schlug eine Adresse auf und
verlas sie, laut und weithin hörbar mit seiner angenehmen, klaren
Stimme, das entblößte Haupt leicht gerötet von Anstrengung und
freudiger Erregung; ohne Befangenheit und wohlbefähigt, dem Ge-
fühle Aller in diesem Augenblick Ausdruck zu geben,
Arndt hörte so gut wie nichts von Dem, was gesprochen wurde.
Er versenkte sich in die Felsenschrift dieser Züge, die da vor ihm unter
dem Schlapphut sichtbar waren. Nie hatte er etwas Aehnliches von
Erzguß in einem menschlichen Gesicht gesehen. Ein paar große, ein-
fache, wie mit dem Meißel aus diesem Antlitz herausgeschlagene
Linien. Nichts von Empfänglichkeit, Wechsel, Wanken; Weichheit.
Nur: Wille in dämonischer Urmacht, von Keinem beherrscht und be»
herschbar außer von ihm selbst; durch die Riesenintelligenz, durch,
eine Denkenergie, die in den Gesichtsspuren des Achtzigjährigen noch
die sprühende, trotzende Gewalt nie greifender Götterjugend zeigte;
die selbst nur und allein der vulkanischen Wucht seiner Naturinrpulse
überlegen war und im Stande, sie zu hemmen.
Und Beides vereint in dem selben Haupt. Diese Mächtigen, leiden-
schaftlichen Nüstern; darüber, mit souverainer Gewalt, das Augen-
paar von einem Glanz, einer Tiefe und durchbohrenden Schärfe, wie
Arndt es nie auf der Erde zu sehen geglaubt hatte. Alle Sinnes-
organe nah bei einander, überwölbt von der hoch und breit aus-
ladenden Hirnmasse, weit vor dem Ohr liegend. Ein elementarer Kopf;
voll ureigenster Größe; nichts Kleines, Mißlungenes; Alles ein
Modell von Bollendung der einzelnen Anlage.
So sah, so mußte der Mensch aussehen, der deutsche Geschichte
stwn 1861 bis 1871 gemacht hatte, der in einem Jahrzehnt errichtet,
woran die Nation zwei Jahrtausende vergeblich gebaut hatte. Jetzt
wurden alle jemals überlieferten Geschehnisse klar und begreiflich. Das
Räthsel dieser wundergleichen Vollbringung war nimmermehr Glück.
Sondern dahinter waltete, gebärend, treibend, vollendend, dnrch Wider-
stände wie Lawinen durch Gestrüpp brechend, der ruhelos gährende,
unzähmbare Geist und Wille dieses Mannes. Wie der Thurmkolosj
vor dem an ihn gelehnten Münster, so stand er vor dem neuen Reich.
Der Redner schwieg. Die Versammlung stimmte ein Lied, von
der Musik intonirt, an, einen Vers. Man wollte mehr singen. Aber
LNusik und Tönewogen flutheten mit Eins hinweg und verfchwebten;

und es ward so still über den Tausenden, dag, Arndt das Sausen des
Windes in den Linden am andern Ende des Hofes hören konnte.
Bismarck war aufgestanden und wollte sprechen.
Und ein einzigartiges Schauspiel, nie zu vergessen bis an das
Ende des Lebens für Arndt, hob an.
Mit einem Schlage verändert waren Züge und Ausdruck des
Fürsten; die Geschlossenheit und eiserne Ruhe seines Wesens in Leben
verwandelt. Arndt sah, jxch das Charakteristische, allein Wirkende
an dem Manne erst die Bewegung und gar das Wort war. Riesenhaft
erschienen sichtlich die Anstrengungen, die er machte, sein Inneres
preiszugeben. Denn Natürlichkeit, Wahrheit, innerste, war jede Silbe,
von dem Bewußtsein durchtränkt, daß nicht nur diese Tausende hier,
sondern Millionen und aber Millionen draußen lauschten. Sorgsam
abgemessen fielen anfangs seine Worte von der Zunge, wie voll»
wichtige Goldstücke von der Waage. Die helle, weittragende Stimme,
mit einer leichten pommerschen Färbung (er sagte „ümmer") schien
zwar mühelos in der Aeußerung; aber die Herstellung der Worte
schien mühevoll; wie eine Hochdruckmaschine die langen Wagenreihen
in Bewegung bringt, sicher, aber zuerst langsam; freilich, wenn im
Rollen, dann um so unhemmbarer, glatt, davoneilend und auch bei
Steigungen im Laufe bleibend.
So gerieth Arndt allmählich, wie ein Kahn in Stromschnellen,
in den unentrinnbaren Bannkreis der Gedankenketten dieses Mannes.
Immer freier, leichter gestalteten sich Rede, Ausdruck und Tonfall.
Hier und da eine sparsame Geste. Als er von der Vertheidigung deut-
schen Bodens gegen die Polen, nöWgen Falls mit dem Schwert, sprach,
formte er seine schlanke, jugendliche Hand wie unwillkürlich zu einer
energischen Faust, auf die er herabblickte, als auf eine erprobte Hilfe,
Kristallklar war die Sprache. Jedermann dachte nur, was der
Redner dachte und bei seinem Worte gedacht haben wollte. Nichts
fesselnder als die momentane Entstehung der Einzelheiten in dem
gewaltigen Maschinenraum eines solchen Geistes. Der Fürst sprach
davon, daß wir uns nach dem Kaiserwort für Elsaß»Lothringen schlagen
würden „bis auf den letzten Mann". Als er diese Nothwendigkeit auch
für die Provinz Posen betonte, wollte er die selbe Wendung brauchen,
zögerte aber eine Sekunde und sagte dann „bis auf den letzten Mann
und die letzte Münze", in wundervoll alliterirender Formel einen
^Ausdruck für immer prägend, der die Nothwendigkeit und Tiefe der
Opferbereitschaft einer Nation zeichnet.
In einem andern Fall wollte der Fürst feststellen, daß der Fort-
schritt in den Erfolgen der deutschen Politik zwar langsam, doch fühl-
bar sei. Er nannte es: zwei Schritte vorwärts und einen zurück,
„als ob man einen sandigen Berg hinaufsteigt" (eine Pause entstand)
oder in der Lava des Vesuvs einherschreitet." Das erste Bild hatte
ihm nicht genügt; im zweiten hcktte er die Steigerung durch den heißen,
vulkanischen Untergrund des Bodens aller Politik gefunden.

Fast den größten Eindruck machte aus Arndt der Appell de?
Fürsten an die Einheit und Einigkeit aller Deutschen in der Provinz.
Er rieth, in der Provinz Posen Iedem zu folgen, der vorangehe, ob
freisinnig, ob reaktionär, Parteistreitigkeiten: „Davon nach Neune,
sagt der Schauspieler." Nichts konnte besser beweisen, wie hoch der
Fürst die Gefahr für das Deutfchthum, die unbedingte Nothwendigkeit
gemeinsamen, phalanrähnlichen Widerstandes einschätzte.
Und doch, als er jetzt schwieg und die „lang gehemmte Lust aller
Hörer Brust befreite," da wirkte erst das Ganze wie ein Erlebniß mit
voller Kraft nach. Arndt mischte seine Stimme in die Sturmrufe der
Begeisterung; er brauchte instinktiv den Schrei als Entbürdung seines
übervollen Herzens.
Der Fürst war sichtlich ergriffen. Auch als er sich gesetzt hatte,
Mußte er wieder und immer wieder danken. Dabei wurde Arndt
Zeuge einer sich tief einprägenden Szene. Die Enkel des Fürsten,
die jungen Grafen Rantzau, im Seitenflügel des Schlosses gerade
hinter Arndt untergebracht, jubelten, ihre Tücher schwenkend, um .
die Wette mit den Massen, dem Großvater zu. Ihre Mutter, Gräfin
Marie, machte den Vater darauf aufmerksam. Der Fürst wandte
sich und suchte mit den Augen seine Enkel. Arndt konnte gerade in
diese mächtigen, strahlenden Sonnen hineinblicken, die über ihn weg
nach den Kindern spähten, und das Aufflammen der Freude fest-
halten, als er sie fand, einen in diesem Antlitz seltenen Ausdruck
vollkommenen Glückes.
Aber noch etwas Größeres stand ihm bevor. Der Fürst erhob
sich und schritt der inneren Thür zu. Arndt sah, daß, der KammerHerr
an ihn herantrat und in ehrfürchtiger Haltung Etwas zu erbitten
schien. Der Fürst hörte zu, nickte freundlich und wandte sich noch
einmal halb zurück. Der Kammerherr winkte Arndt unauffällig; und
der Gerufene wagte, zu verstehen. Er faßte Muth und schritt an die
Stufen der Veranda, stieg sie hinauf.
Er stand vor Bismarck; hörte, wie der Kammerherr sagte: „Ein
junger Vetter von mir, Herr Herold; er hat sich mit einem Restgut
der Ansiedlung»Kommission vor einem Jahr in unserem Kreis an-
gekauft."
Arndt machte nur eine tiefe Verbeugung. Die Nähe des Fürsten
brachte ihn um seine Beherztheit. Zu gewaltig wirkte das Bewußtsein
auf ihn, vor wem er stehe. Der Fürst fühlte es; indem er ihm seine
wundervolle Hand reichte, die Arndt unter Herzklopfen und Ver-
beugungen stumm ergriff und preßte, sagte er verbindlich zum Kam-
merherrn (mit einem Citat aus dem Fiesko): „Mir ist nicht bang,
wenn solche Flammen ins Vaterland schlagen?"
Ein leichtes Kopfnicken: Arndt fühlte sich entlassen. Wie ein
Träumender schritt er die Stufen hinab, hörte und beantwortete nicht
die Fragen der Umstehenden, sondern suchte, ins Freie zu kommen,
allein zu sein. Er war nicht fromm. Noch hatte er, wie so oft 'die

Jugend, keine ausgeprägte Stellung zu dem Unsichtbaren. Aber heute
und jetzt war seine Brust voll bis zum Zerspringen von Ahnung,
<inem Sehnen und Verlangen des Herzens nach Höhereim. Hinaus'
und hinweggehoben fühlte er sich aus seinem engen Sein und tag»
lichen Denken in die großen Zusammenhänge eines Ieden mit der
Nation, ihrer Vergangenheit, ihrer Geschichte, mit deren Lenkung,
mit den Männern, die Schicksale ihres Volkes werden, mit der Her»
fünft solcher Ingenien, die Pyramiden gleich aus dem Sande der
Zeit für Iahrtausende ragen und sichtbar an ihrer Stirn das Siegel
der überirdischen Herkunft des Geistes tragen. Beim Dutzendmenschen,
bei der schauerlichen Normalität des allgemeinen Mittelmaßes gerieth
er nie in Versuchung, war er nie auf solche Gedanken und solchen
,Glauben gekommen. Aber hier, vor dieser Persönlichkeit, blitzte es
durch seine Seele: es gibt Fortsetzungen über Dich und jene Alle
hinaus, neue Stufen, höhere, gewaltigere Einsichten, Gefühle, Im»
pulse; und sie bedeuten nicht das Ende, das Höchste, fondern sind
nur der Abglanz, die sichtbaren, in diese Welt hinabreichenden Zeichen
Und Bürgen für die ewige Urkraft, die Heimath und den Huell des
allgegenwärtigen Schöpfergeistes im Universum.

Das Größte an großen Männern ist die Begeisterung für die
Größe, die sie erwecken. Groß sein kann nicht Jeder, können nur
Wenige. Aber für Großes kämpfen, ringen, mit Hand, Herz und Hauch
eintreten ,!

„Nehmen sie uns den Leib,
„Gut, Ehr, Kind und Weib,
„Laß fahren dahin!"

So hatte jener andere Riese unter den Germanen gesprochen
und den Dienst für das Unvergängliche verstanden. So mußte jeder
deutsche Mann, der diesen Namen verdiente, denken, reden und han»
deln; öder er war unwerth, deutsche Luft zu athmen.

Zum Bewußtsein kams ihm: Bismarck hatte den deutschen Nerv
in seinem Herzen, die Liebe und den Glauben an das Vaterland, an
die Heimath im'Tiefsten getroffen. Was Niemand bis dahin mit solcher
zwingenden Gewalt vermochte: Dieser hatte es vollbracht. Arndt
schwor sich, allein vor sich selbst, dieser Stunde zu gedenken; ihr treu
zu bleiben; von dem Banner deutscher Nation nicht zu weichen und
so zu leben, daß er vor dem Feuerblick und dem unerbitterlichen Erz
dieser Züge aufrecht stehen und bestehen konnte im Geist. Dazu wollte
« die Erinnerung an diesen Ort und Tag mitnehmen wie einen
Talismann, der ihn feite gegen die Doppelzüngigkeit der Gasse, gegen
schachernde Egoistenschlauheit und gegen Alles, was bequeme Feigheit
«der schlechtes Gewissen nachher erlügen, um rein dazustehen.

Alfred Knobloch.

<V4?
2«'

Die Zukunft.
Deutsche Lieder.
Einst und Jetzt.
einer Heimat!? Berge dunkeln,
Fluthend in der Wälder Grü«.
Und gleich Hcldenaugen funkeln
Sterne, die darüber glühn.
Dämmernd Ticht umfließt die Wipfel,,
wo das hehre Schweigen thront;
Hohenstaufens schlanken Gipfel
Arönt, ein Geisterfürst, der Mond.
Hohenstaufen, selige Sterne I
Beide, Friedrich, Konradin,
Schaut Ihr aus verhüllter Ferne
Jetzt nach Eurer Wiege hin?
Schweb' herab aus ihrer Wolke,
Licderfrühling! Waffenklang!
Ueber dem verwaisten Volke
Tönt erweckender Gesang,
Kühner Rothbart I Nicht gestorbeir
Bist ja Du; Du schlummerst nur,
Wo um Heil das Schwert geworben,
Suchend des Erlösers Spur;
Aber in der Zauberhöhle
Hält Dich harter Schlaf gebannt;
Wann erwachst Du, Heldenseele,
Fliegst, ein Sturm, verjüngt durchs Tand?
Kaiser Karl! von dem sie sagen,
Daß noch oft Dein Banner rauscht,
wenn Du fliegst im wolkcnwagcn
Und Dein Volk dem Siegruf lauscht,
wo bist Du? Den Ruf zum Siege
Freilich hört kein Deutscher mehr
Und der Glaube ward zur Lüge,
Harrt umsonst der Wiederkehr.
Und Du, heiligster der Schatten,
Hermann I Der als Bvfer fiel:
Deutschlands sterbendes Ermatten,
Treibt Dichs nicht vom blutigen Pfühl?
Sagt man doch, Erschlagne kehren
wieder, bis ihr Geist versöhnt;
Kannst Du ruhen, statt zn wehren,
wo man Deinen Schatten höhnt?

Doch die öelden sind geschieden,
Die Vergangenheit ist tot.
Seele, von des Grabes Frieden
Wende Dich zum Morgenroth,
Gleich dem Aar, der einst entflogen
Staufens Nachbar und ini Flug
Zollerns Ruhm bis an die woge»
Des entlegnen Bstmcers trug,
Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke Du
Die Verlassenen, Heimathlosen, ^
Mit der goldnen Schwinge zu!
lind mit mächtigem Flügelschlage
Triff die Eulen, Rai, und weih.
Stets empor zum neuen Tage,
Sonncnange, kühn und frei!
Oanl Pfizer.
„Nnsere Kinder sollen es einmal gut haben!"
So sprach ein Landwehrmann, dess' starke Hand
Soeben noch das reife Korn geschnitten.
Den Acker ließ er um das Vaterland:
„Mein Weib und Kind, lebt wohl! Jetzt wird gestritten!
Jetzt wird von uns ein andrer Olan bestellt:
Jetzt gilt es, eine andre Frucht zu säen.
Mein Weib und Kind, jetzt gehts aufs Schlachtenfeld,
Statt Aehren giebts jetzt Menschen dort zu mähen!
Das Feld gedüngt mit rothem Feindesblut,
Um mit dem Schwert es nm und um zu pflügen.
Den Acker dann gestellt in Gottes Hut.
Bereit, zu sterben, doch zuerst, zu siegen!
Drum, wenn Ihr hört, daß ich gefalle» bin,
Sollt Hände und die Herzen Ihr erheben.
Ls nahm das Vaterland mein Leben hin,
Das mir geschenkt ward, um es ihm zu gebe».
Und wen» das halbe deutsche volk auch stirbt:
Man solls in Gottes Namen fromm begraben,
Sobald sein Tod dem Volke Sieg erwirbt. . .
Mein Weib und Kind, Ihr sollt es besser haben!
.Gut haben sollt Ihrsl Nie mehr sott ein Feind,
Ein wölfischer, Euch meuchlings überfallen;

Und durch ganz Deutschland soll fortan vereint:
,kieb' Vaterland, darfst ruhig sein!' erschallen.
In Ruhe sollen Sohn und Sohnessohn
Die Ernte halten dann von unfern Saaten:
Der Söhne Ernte ist der Väter Lohn,
Ihr Glück und ihr Gedeihn sind unsre Thaten.
Mein Weib und Kind, lebt roohll Die Stunde schlug.
Laßt mich von Euch in hellem Jubel scheiden.
Wir siegen über Tücke, List und Trug:
Gott läßt fein deutsches volk nicht Unrecht leiden,"
Er schied. Und an die dunkle wagenwand
(Es rast der lange Zug dem Feind entgegen)
Schrieb unser Landwehrmann mit starker Hand
Für sie, die er zurückließ, seinen Segen,
Das Testament, das er den Seinen gab . . .
Und wie den Einen, hört Ihrs Alle sagen.
Ein wort ists, überdauernd Tod und Grab,
Ein Zeuge bis zu Deutschlands fernsten Tagen.
Der Deutschen Ruf braust auf wie ein Choral;
Gleich einem Hymnus klingls durch alle weiten:
„Die nach uns kommen, sollen es einmal
Gut haben, gut in Deutschlands Fnedenszeiten!"

Richard voß.

Reimlied von Avendorf.

Ist der Alte Fritz'geritten weit von Blmütz her in Mähren,
Neben ihm der alte Iieten; fragte, wo die Russen wären.
Brauchte gar nicht lang zu fragen, roch den Brand auf hundert Meilers..
Hilferufen, Jammer, Klagen; Alter Fritz, Du mußt Dich eilen!
Saht ja selber die Kosaken jüngster Tage noch im Lande,
'Auf den Kleppern hohe Packen, eine wahre Räuberbande,
weil sie da als Freunde kamen, ließ es eher sich verpassen,
wenn sie Manches mit sich nahmen, denn sie können halt nicht lassen.
Doch wie Fermor bei Küstrin es mit Mord und Brand thät treiben,
Dieses ist mir nicht verliehen, es gehörig zu beschreiben.
Als der Alte Fritz gekommen, lies betrübt in seinem Muthe,
Hat das ganze Land geschwommen nur in Thränen, nur im Bluter
Fritz hat selber fast geweinet, der doch sonst nicht weichlich eben,
Und die Reiter ha u gemeinet: ,,Hicr wird kein Pardon gegeben."

Aschenhaufen, Schutt und Leichen, tote Mütter, nackte Kinder,
Auf, die Russen zu erreichen, nur geschwinder, nur geschwinder!
wie der Herr in seinem Zorne ist bei Horndorf angekommen,
Hat er gleich de» Feind von vorne und im Rücken vorgenommen.
Vorn mit Sevdliiz' Kürassieren; da ward kein Pardon gegeben;
Hinten mit den Kanonieren; und die ließen auch nicht leben.
Hei! Das gab ein Hufcstamxsen! Hei! Das gab ein Kugelschwirren!
Hei! Das gab ein Pulverdampfen, Schwcrterblitzen, Panzerklirren!
Wie Ihr auf dem Wilhelmsplatze könnt den Seydlitz heut noch schauen,
Hat er mit der Eiscntatze dort bei Jorndorf eingehauen,
Endlich muß das würgen enden; was nicht tot ist,, ist entlaufen;
Dort nur mit gebundnen Händen noch ein paar Kosakenhaufcn.
Heulend, zitternd, weinend, wühlen sie im Staube vor dem Helden,
Was der König mochte fühlen, mögen andere Sänger melden.
Er, so reich an Ehrensiegen, sieht, der weise, Große, Milde,
Ueberwunden vor sich liegen, mehr noch Thier als Gottes Bilde,
Lange blickt er auf die Strolche; und danach hört man ihn sagen:
„Seh Er, Wedel, nur: mit solchen Lumpenkerlen muß ich mich schlagen!"
Und dann wandte er die blauen Augen zu den märker Bauern:
„Ich will Alles wieder bauen; Rinder, höret auf, zu trauern!"
Julius Min . , >

Wie schwer!

Mein Junge, mein zarter, nun bist Du groß!
wie schwer entrangst Du Dich meinem Schoß,
wie schwer ward es mir, Dich aufzuziehn,
Wie schwer, bis Du endlich recht gedichn.
wie schwer!

wie schwer sah ich Dich in die Ferne zehn!
Li» Jahr sollt' ich Dich nicht wiedersehn,
wie schwer war die lange Trennnngzeit;
Mein einziger Junge, so weit, so weit . . .
wie schwer!

wie schwer drückt uns Alle der grause Krieg,
Wie schwer erkauft selbst der größte Sieg,
wie schwer das Warten auf Nachricht vom Feld,
wie schwer die Botschaft: „Gefallen als Held!"
Wie schwer!

Die Zukunft.
Doch Dir wird so leicht das Soldatenthum.
Du thust Deine Pflicht, Du schielst nicht nach Ruhm.
Bald ziehst Du begeistert ins siegreiche Heer,
Leicht wird Dir der Abschied; und mir so schwer , . ,
U?ie schwerI
Minna Katze »stein.
Strickende Frauen.
Nun halten lausend Frauen p,öylich unverwandt
die ganzen Tage einen Strickstrumpf in der Hand,
Und Finger, die sich nie in Aibeit abgequält,
nehmen die Maschen ans, die stumm ein Mund nachzahle
Ganz unwillkürlich der Gedanke dahin irrt,
wer einmal diese grauen Strümpfe tragen wird.
vielleicht, daß sie mit einem Toten ans der Schlacht
schon bald von Blut durchtränkt ins Massengrab gebracht,
vielleicht, das; Einer abends auch in Dankbarkeit
der Hand gedenkt, die diese Maschen einst gereiht.
Und Keiner kennt den Andern. Doch das Vaterland'
spinnt zwischen ihnen All ein unsichtbares Band.
Alfred Richard Meyer.
(Ans: „Helden; ein lyrisches Flugblatt".)
An die deutschen Krieger.
Gottlob, es ist erschollen,
das Wort, darauf wir bang geharrt;
nun in Gewittergrollen
sich Gott den Völkern offenbart.
Es ist noch nicht zerbrochen
der Eichenstab der deutschen Treu;
aus aller Herzen pochen
empfinden wirs: er grünt aufs Neu.
!vir haben lang erduldet
den dreisten Hohn ans schlechtem Mund;
nun ward, was sie verschuldet,
hoch über allen Sternen kund.
Heervölker, Ihr Erlösten
zu Kampfes höchstem Ehrcnsold,
die Zhr im kalten Gsten
den grimmen Teufeln wehren sollt,

und Ihr, die Ihr im Westen
als Wächter unferm Rebengold
den ungebetncn Gästen
die Suppe derb versalzen sollt,
und Ihr, die Ihr im Norden,
wo Luch nicht Damm noch Planke wahrt,
auf Feuer speienden Borden
dem Tode kühn entgegenfahrt , . .
Mag hoch der Feind sich brüsten:
wir schreiten stolz und still zum streit.
Uns gchts um kein Gelüsten;
es geht um die Gerechtigkeit
Nicht hinterm wasgenwalde
die Franken sind es gar so sehr,
auf Bftens grauer Haide
naht Attilas Barbaren heer.
Sie legten gein in Flammen
dies Haus, drin Gott sich wohlgefällt.
Steht, Brüder, steht zusammen!
Venn wenn wir fallen, fällt die Welt.
Und solls in Kampfeswettern
rings um uns her zu Grunde gchn,
mags Dich und mich zerschmettern,
das Reich, das Reich, es muß bestehnl
Rudolf Alexander Schröder.
KS?
Kriegsglück.
Verwünschter weiß ich nichts im Krieg
Als nicht blessirt zu sein.
Man geht getrost von Sieg zu Sieg
Gefahrgewohnt hinein;
Hat abgepackt und aufgepackt
Und weiter nichts ereilt,
Als daß man auf dem Marsch sich plackt,
Im Lager langeweilt.
Dann geht das Kantoniren an,
Dem Bauern eine Last,
Verdrießlich j dem Edelmann
Und Bürgern gar verhaßt.
Sei höflich: man bedient Dich schlecht,
Den Grobian zur Noth;

Die Zukunft.
Und nimmt man selbst am wirthc Recht,
Ißt man Profoßen-Brot.
wenn endlich die Kanone brummt
Und knatterts klein Gewehr,
Trompet' und Trab und Trommel summt,
Da gehts wohl lustig her;
Und wie nun das Gefecht befiehlt,
Man weichet, man eineuts,
Man retirirt, man aoaneirt, —
Und immer ohne Kreuz.
Nun endlich pfeift Musketenblei
Und trifft, wills Gott, das Bein,
Und nun ist alle Noth vorbei,
Man schleppt uns gleich hinein
Zum Städtchen, das der Sieger deckt,
wohin man grimmig kam;
Die Frauen, die man erst erschreckt,
Sind liebenswürdig zahm.
Da thut sich lZerz und Keller los,
Die Küche darf nicht ruhn;
Auf weicher Betten Flaumenschoß
Kann man sich gütlich tinin.
Der kleine Flügelbube hupft,
Die Wirthin rastet nie,
Sogar das liemdchcn wird zerzupft.
Das nenn' ich doch Charpie!
liat Eine sich den Helden nun
Beinah herangexflegt,
So kann die Nachbarin nicht ruhn.
Die ihn gesellig hegt.
<Lin Drittes kommt wohl emsiglich.
Am ^nde fehlet Keins
Und in der Mitte sieht er sich
Des sämmtlichcn Vereins,
Der König hört von guter liand,
Man sei voll Kampfeslust;
Da kommt behende Kreuz und Band
Und zieret Rock und Brust,
Sagt, obs für einen Martismann
Wohl etwas Beßres giebt!
Und unter Thräncn scheidet man,
Gcchri so wie geliebt.
Goethe.

Nun ward die Zeit.
wir steh» gedrängt,
Dicht Uliann an Ulann
Und Weib an Weib,
Sin Volk,
Siebzig Millionen als ein einziges liecr,
Die mit der wehr,
Die ohne wehr,
Zu Land, zu Luft, zu See,
Das eiserne Rriuz,
Das rothe Kreuz,
Gen Vst und Nord und West,
wir stehn gedrängt,
Aarree.
ie Störung der internationalen Geschäfte hat natürlich auf die
☐Preise des Geldes eingewirkt. Die Kurse für fremde Wechsel
und Eeldsorten sind auch in der Zeit ohne amtliche Notiz steter Beachtung werth. Müssen wir für die deutsche Valuta fürchten, weil belgisches, französisches, schweizerisches, holländisches Geld in Deutschland mit höheren Preisen bezahlt werden muß als vor dem Krieg? Nein. Der Furchtsame müßte annehmen, daß es den Franzosen viel besser gehe als uns. Nun wissen wir aber, daß, die beiden größten Depo sitenbanken Frankreichs, die Societs Generale und der Credit Lyonnais, in unbehaglicher Lage sind und daß die Bank von Frankreich keine Ausweise mehr veröffentlicht, obwohl ihr von London die Veröffentlichung empfohlen wurde. In Frankreich werden die Kriegskosten nicht durch eine fundirte Anleihe, sondern durch kurzfristige Schatzscheine aufgebracht Und trotz diesen drei Thatsachen werden sür den Franc, der in Friedenstagen mit 81 Pfennigen eingelöst wird, jetzt 8Z bezahlt. Wie kommt Das? Die Antwort ist einfach. Der Handelsverkehr zwischen Deutschland und Frankreich hat aufgehört; eine Verschiebung des Verhältnisses von Einfuhr und Ausfuhr, das in neutralen Ländern auf den Geldpreis wirkt, kommt also nicht in Frage, Schuld an der für Deutschland ungünstigen Preisgestaltung des französischen Geldes ist die Nachfrage, Wir führen Krieg auf französischen! Boden und leben nach dem anständigen Grundsatz, daß Alles, was der Feind liefert, bezahlt werden muß. Die Nahrung unserer Truppen wird mit gutem Geld aufgewogen. Deutsche Banknoten wird
Ernst Lissauer
(Aus ,,Worte in die Zeit").
Valuten und Devisen.

mau natürlich in Frankreich nicht los. Die bekommen dort erst einen »Kurs, wenn Theile des Landes okkupirt und, wie Belgien, in deutscher Verwaltung sind. Dann wird angeordnet, daß deutsches Papiergeld zu einem bestimmten Preis umgewechselt werden mnß. Einstweilen gilt nur Gold oder die Landesmünze. Deutsches Gold nehmen die Feinde natürlich mit Vergnügen; nnd wahrscheinlich bringen die Truppen mehr Gold, als uns lieb ist, auf feindliches Gebiet. Das zweite Iah» lnngmittel, die Währung des Landes, muß zuvor gekauft werden. Dadurch hat sich der Begehr für Francs sehr gesteigert und den Kurs des französischen Geldes in Deutschland in die Höhe getrieben. Das Selbe gilt für russische Rubel, die zwar die Parität von 216 Mark für 100 Rubel noch nicht erreicht haben, aber viel höher stehen als am Vorabend des Krieges (150), wo sie freilich besonders schlecht standen.
Im Ausland leben mehr Deutsche, als Ausländer in Deutsch-
land. Privatleute und Geschäftshäuser, die in Frankreich oder Eng-
land Verwandte oder Filialen haben, waren gezwungen, Geld dorthin zu schicken, da die feindlichen Banken Zahlungen und Kredite für Fremde sofort einstellten. Wer aus die Entwickelung des internatio-
nalen Geldmarktes in den drei Jahren seit Agadir zurückblickt, erkennt die Zusammenhänge im Geldbereich. Frankreich kündigte uns damals seine Guthaben; und die deutsche Bankwelt durfte sich rühmen, daß sie nicht nur ohne erheblichen Anschuß fremder Gelder gearbeitet, sondern sogar die eigenen Außenstände in Frankreich erhöht habe. Diese Ueberlegenheit ist vielleicht vor Beginn des Krieges noch so ge-
ändert worden, daß Frankreich nicht über große deutsche Guthaben triumphiren konnte. Aber ein Theil der deutschen Forderungen ist jenseits der Grenze geblieben und für die Dauer des Krieges immobil geworden. Wenn ein Deutscher in Paris einen Check auf eine dor-
tige Bank vorlegte, würde er nicht eingelöst. Nicht wegen des Mo-
ratoriums, das die französischen Kreditinstitute ermächtigt, auch den eigenen Depositengläubigern nur einen kleinen Bruchteil ihrer Wunsche zu erfüllen, sondern, weil man dem Feind nichts giedt.
Man muß zwischen Valuten und Devisen unterscheiden. Die Be-
dingungen des Werthes sind gleich, nur die wirthschaftlichen Beziehun-
gen verschieden. Geldsorten kann der Privatmann wie der Kauf-
mann brauchen; fremde Wechsel sind meist nur Vermittler im Han-
delsverkehr, Spricht man vom französischen oder russischen Wechsel-
kurs, so kann sichs um Geld oder um Wechsel (Tratten, Accepte) handeln. Der Käufer von Devisen (fremden Wechseln) stützt sich ans einen Waarenhandel, für den er einen Zahlungausgleich sucht; der Käufer fremder Geldsorten will sich die im Ausland geltenden Aah» lungmittel sichern. Die besonderen Merkmale beider Geldformen sind im Krieg leicht kenntlich geworden. Ausländisches Geld wird auch aus feindlichen Staaten verlangt; bei Devisen ist nur an das nentrale Aus-
land zu denken, da mit den Feinden kein Geschäftsverkehr mehr be-
steht. Daß französische und belgische Francs im Kurs gestiegen sind. Hat der Bedarf in Frankreich und Belgien erwirkt; holländische Gu!»

den, schweizerische Franken, italienische Lire sind theurer geworden,
weil Einfuhr und Ausfuhr der Waaren sich geändert haben. Der
deutsche Außenhandel ist vom Meer getrennt und wird durch die
Grenzen der neutralen Märkte in seiner Ausdehnung bestimmt. Auch
nach der Milderung des Exportverbotes dürfen manche Produkte nicht
aus dem Lande gebracht werden. Der Ausgleich im Waarenhandel
fehlt also, Deutschland hat keine Möglichkeit, die Lieferungen des Aus-
landes gegen exportirte Güter zu verrechnen, und muß bar zahlen.
Was aus Holland, der Schweiz, Italien, aus den skandinavischen
Ländern bezogen wird, ist so, zu bezahlen, als trüge es der Käufer vom
Lädentisch weg. Gold soll nicht herausgegeben werden. Die Reichs-
bank hält ihren Goldschatz hinter Schloß und Riegel. Als Zahlung-
mittel werden also Wechsel auf das Ausland verwendet. Der Bedarf
richtet sich nach dem NmfKng der Warenlieferungen. Er ist bei
Holland besonders groß, weil nicht nur die unmittelbar eingeführten
Güter, sondern auch die über Holland bezogenen fremden Produkte
(amerikanische Rohstoffe) mit holländischen Devisen bezahlt werden.
Wieser Verrechnungdienst, in dessen Mittelpunkt Rotterdam und
Amsterdam gekommen sind, hat dem kleinen Holland den Glanz frühe-
rer Jahrhunderte zurückgebracht. Der reiche Mijnherr darf sich als
Herrn der Erde fühlen. Bis der Krieg zu Ende und das englische Pfund
Sterling um seinen historischen Ruf gebracht ist.
Ein politischer Sieg des Deutschen Reiches mnß eine neue Aera
für den Markwechsel bringen. Warum ist London das Weltclearing-
haus geworden? Weil der Engländer verstanden hat, sich die übersee-
ische Welt durch seine Pfunde und sein überzeugendes Auftreten zu
erobern. Man hatte geglaubt, das englische Clearing werde anch im
Krieg wirksam bleiben. Das wäre der größte Erfolg Britaniens ge-
wesen. Der Haß gegen den deutschen Konkurrenten hat die englischen
Staatsmänner mit Blindheit geschlagen. Sie schadeten dem Sterling-
wechsel durch ein strenges Zahlungverbot gegen Deutschland. Dadurch
ist Unordnung in den ganzen londoner Abrechnungverkehr gekom-
men; denn überseeische Häuser, die mit deutschen Firmen arbeiten,
können auch nicht mehr über London abrechnen. Und die neutralen
Länder sind durch die Taktik der englischen Regirung auf die Devise
Holland angewiesen. Der deutsche Geschäftsmann konnte bis zum letz-
ten Septembertag Zahlungen nach England leisten. Deutschland hat
mit dem Rückschlag gegen das englische Verbot zwei ganze Monate ge-
wartet. Erst am dreißigsten September ist, durch eine Verordnung des
Bundesraths, dem deutschen Gelde der Weg nach England gesperrt
worden. Die praktische Bedeutung dieses Erlasses war ja gering, weil
schon vorher der Verkehr mit England sehr schwierig war; aber der
moralisch« Eindruck des langmüthigen Verhaltens der deutschen Re-
girung gegenüber der stürmischen Hast der Engländer bleibt fühlbar.
Und die Devise London wird ihen alten Ruf kaum wiederfinden.
Die großen Notenbanken haben sich Vorrüthe von ausländi-
schen Wechseln angeschafft, um zu verhindern, daß ihnen für Zah»

lungen ans Ausland Gold entzogen wird. Diese Taktik hat auch die
Reichsbank getrieben und sich damit eine Schutzwand für ihre Gold-
behälter aufgestellt. War das Verlangen nach fremden Zahlung-
mitteln sehr rege und kletterten die Devisenkurse in die Höhe, so ent-
stand die Gefahr des Goldverlustes, da es eine Grenze giebt, hinter der
die Ausfuhr von Gold lohnender ist als der Ankauf von Devisen. Je
mehr ein: Bank zur Verfügung hat, desto leichter wkrd es ihr, den
^Drang des Goldes nach außen zu hemmen. Im Kriege verliert die
Vevise an überzeugender Kraft, weil der Ausgleich der Zahlungen
durch die feindlichen Wächte gehindert wird. Guthaben und Forde-
rungen, die im Bereich des Gegners sind, kann man nicht realisrren.
Dadurch wird das wichtigste Instrument des Welthandels, der Wech-
sel, um einen Theil seiner Funktion gebracht. Diese Erfahrung wird
die Meinungen über den Werth der Devisenpolitik wohl nicht ändern.
Die Sicherung des Goldvorrathes ist ja die Hauptsache. Diese Er-
wägung entscheidet und empfiehlt die Bewahrung der alten Taktik.
Gewünscht wird natürlich, daß die Kurse des fremden Geldes wie-
der auf den ,,inneren Werth " der ausländischen Valuten gebracht wer-
den. Deutschland ist, weil ihm der Krieg die Zahlungbilanz verrückt hat,
nicht schlechter als Frankreich oder Holland. Die Bilanz kommt in Ord-
nung, sobald der deutsche Export sich wieder regen kann. Daß die
Regirung dazu helfen möchte, zeigte sie durch die Milderung des
Zuckeransfuhrverbotes. Dem neutralen Ausland darf nicht mehr ver
kauft werden, als es 191Z bezogen hat. Viele meinten, es sei gefährlich,
Zucker aus dem Land gehen zu lassen, wenn Fettmangel drohe. Man
müsse sich den Ersatzstoff sichern. So stoßen sich hart im Raum die
Ansichten. Im Reich der Kohle begrenzen die Verluste des Knappen-
heeres die Förderungen. Sind erst wieder im Güterverkehr Zah-
lungen auszugleichen, dann werden die fremden Geldkurse besser aus-
sehen. Das Fehlen des Börsengeschäftes reizt zur Ausbeutung gün-
stiger Gelegenheiten. Die Preise, die für Sorten und Wechsel ge-
nannt werden, sind nicht amtlich beglaubigt. Sie werden vo,m Ver-
käufer nach Willkür festgesetzt und, wenns nöthig ist, bewilligt. Wer
kaufen muß, hat keine Gewalt über den Händler. In den Bankvureaur
geht es durchs Telephon, Mancher, der in guten Tagen über die
Börse die Nase rümpfte^ empfindet die Formlosigkeit des Handels
mit ausländischem Geld wie eine Entwürdigung. Dagegen ist nichts
zu machen, so lange die Börse schweigt. Schon vor Wochen schlugen
Einzelne vor, die Spalten des Kurszettels wenigstens den fremden
Valuten zu öffnen. Andere widersprachen, weil eine begrenzte Wieder-
herstellung des Börsengeschäftes ansteckend wirken könne. Wer vom
Preis fremdländischer Geldsorten geängstet wird, braucht sich nur
die Verfassung der Deutschen Reichsbank anzusehen. Selbst am dreißig-
sten September, einem gefürchteten Quartalstermin, war der Notcn»
bestand zu mehr als einem Drittel mit Gold bedeckt. Die deutsche Va-
luta braucht sich nicht am Werth des ausländischen Geldes zu messen.

Ladon.

Hcrausgeber und Verantwortlicher Redakteur: Maximilian Härden in Berlin, —
Verlag der Zulunst in V,rlw, ^ Druck von Paß « E>ar!cb GmbH, in Berlin,